P.

Patrick (Patricius), ein katholischer Kirchenheiliger und der Apostel Irlands, wurde 372 zu Banaven Tabernä in Schottland, im heutigen Flecken Kill-Patrick, von vornehmen Ältern geboren, die angeblich aus der Bretagne stammten und ihn im Christenthum erzogen. Im Alter von 16 Jahren entführten ihn mit einigen Knechten seines Vaters wilde Seeräuber nach Irland, wo er das Vieh hüten mußte. Erst nach sechs Jahren gelang es ihm, sich durch die Flucht in seine Heimat zu retten. Hier lebte er mehre Jahre im Hause seiner Ältern und faßte, von Visionen getrieben, den Entschluß, als Apostel der Kirche aufzutreten. Nachdem er die Weihen als Priester und Bischof erhalten, ging er nach Irland zurück und begann mit außerordentlicher Beharrlichkeit unter großen Gefahren und Hindernissen die Verkündigung des Evangeliums. Von dem Sohne eines bekehrten Häuptlings, Benen oder Benignus, unterstützt, gründete er viele Gemeinden, Kirchen und Klöster und richtete ein völliges Kirchensystem ein, dessen erzbischöflichen Sitz er später nach Armagh verlegte. Auch verbreitete er unter den rohen Iren die Schreibekunst und wissenschaftliche Bildung. In den Klosterschulen, die er stiftete, blühte bald die Gelehrsamkeit empor, und aus allen Ländern Europas strömten Schüler herbei, die sich hier für das christliche Apostelamt bildeten. Im hohen Alter überließ er die Verwaltung seinem Coadjutor Benignus und beschäftigte sich mit der Abfassung eines frommen Werks „Confessio", das auch Andeutungen über sein Leben enthält. Sein Todesjahr, wie überhaupt die Geschichte seines Lebens, wird sehr verschieden berichtet; wahrscheinlich starb er aber 483. Die Schriften, welche man ihm beilegt, gab zuerst, mit kritischen Anmerkungen versehen, Wilkins (Lond. 1656) heraus. König Georg III. stiftete am 5. Febr. 1783 für Irland den Orden des heil. Patrick, dessen Großmeister der jedesmalige Vicekönig von Irland ist. Als Ordenszeichen gilt ein länglich runder, weißer Schild, auf dem sich ein rothes Patrickkreuz und drei Kleeblätter mit drei Kronen befinden. Der Schild wird über die rechte Schulter, an der linken Brust aber ein achtstrahliger Stern von Silber getragen. Für Ordensfeierlichkeiten ist ein besonderer Anzug vorgeschrieben.

Patrimonialgerichtsbarkeit oder Erbgerichtsbarkeit nennt man diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Grundherren über ihre Erbzins- und Lehnleute ausüben. Der Name rührt daher, daß sie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und sie gilt als auf dem Eigenthume haftendes Befugniß. Den Römern war die Patrimonialgerichtsbarkeit unbekannt, dagegen finden wir sie in der Verfassung aller Völker deutschen Ursprungs. Sie ist größtentheils aus dem Schutzrechte der Grundherren über ihre Zinsleute (Hörige, Leibeigene), theilweise auch aus der Gemeinde-, Mark- und Hofverfassung entstanden. Den neuern Staatsverfassungen liegt die Ansicht meist zu Grunde, daß die Gerichtsbarkeit ebenso Obliegenheit als Recht des Staats sei. Alle Gerichtsgewalt geht vom Souverain aus, heißt es in der franz. Charte, und gleichförmig drücken sich hierüber die meisten andern Verfassungsurkunden aus. Da demnach der Regent allein jede Gerichtsbarkeit zu verleihen hat, so wird angenommen, daß sich die gesammte Patrimonialgerichtsbarkeit gegenwärtig auf die ausdrückliche oder stillschweigende Erlaubniß des Landesherrn gründe. Sie muß nach den Landesgesetzen geübt werden und ist in jedem Betracht der oberrichterlichen Gewalt des Staats untergeordnet. Die Verwaltung besorgen Rechtsgelehrte, die bald Gerichtshalter, bald Gerichtsverwalter, Justitiare, Gerichtsdirectoren u. s. w. genannt und von den Gutsbesitzern ernannt werden, vorher aber, wenigstens in den meisten Ländern, über ihre Rechtskenntnisse geprüft, vom Landesherrn bestätigt und auf die Rechtspflege beeidigt sein müssen, wodurch sie gewissermaßen den Charakter öffentlicher Beamten bekommen. Sie sollten daher auch nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlassen, sondern bei verübten Vergehungen nur durch Urtheil und Recht ihres Amtes entsetzt werden;

allein noch nicht in allen deutschen Ländern hat dieser Grundsatz Geltung gefunden. In neuern Zeiten ist die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Patrimonialgerichtsbarkeit mehr als jemals zur Sprache gekommen, und immer allgemeiner ist man der Meinung geworden, sie ganz aufzuheben, da sie zu vielen Misbräuchen Anlaß gibt und die Einheit in der Justizverwaltung des ganzen Staats hindert. Wenn jedoch andererseits auch dem Fortbestehen der Patrimonialgerichtsbarkeit das Wort geredet wird, so hat dies einen rationellen Grund darin, weil die gegenwärtige Staats- und Justizverwaltung dem Volksgeiste so fremd ist, daß Niemand aufrichtig zu wünschen scheint, diesem bereits culminirenden System noch ausgedehntern Spielraum gewährt zu sehen.

Patrimonialgüter oder Chatoullgüter, s. Chatoulle.

Patrimonium Petri. Gleichwie die röm. Kaiser ihr Vermögen Patrimonium, d. i. Erbgut, nannten, so hießen die Kirchengüter Patrimonia der Heiligen, denen die Kirchen geweiht waren. So wurde früh schon das Besitzthum der röm. Kirche, das später durch Schenkungen anwuchs, Patrimonium St.-Petri genannt.

Patriotismus oder Vaterlandsliebe ist nicht blos die Liebe zu dem Lande und Volke, welchem man durch die Geburt angehört, sondern zugleich die Gesinnung, vermöge deren der Einzelne sein Privatinteresse dem des Ganzen unterzuordnen und aufzuopfern, oder es wenigstens nicht im Widerspruche des Letztern geltend zu machen sich bewogen findet. Der, bei welchem eine solche Gesinnung vorhanden und wirksam ist, heißt ein Patriot oder ein Vaterlandsfreund. Der Begriff des Patrioten liegt eigentlich schon im Begriffe des Bürgers (civis), während das Wort patriota erst seit dem Mittelalter gebräuchlich wurde, wo es einen Landeseingeborenen im Unterschiede von dem Fremden (peregrinus) bezeichnete. Der Patriotismus beruht naturgemäß auf der Gemeinschaft des Volks oder der Nationalität; seine volle Bedeutung gewinnt er erst dadurch, daß die Gemeinschaft des Volks sich in der Form des Staats ausprägt, und der Einzelne sich als Glied des Staats betrachtet. Der Patriotismus findet daher einen um so größern Spielraum seiner Bethätigung, je mehr die Verfassung des Staats dem Einzelnen gestattet, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Daher rühmt man besonders den Patriotismus der Freistaaten in Griechenland und Rom, wo er erstarb, als die Alleinherrschaft der Cäsaren die Bürger vom Forum in ihre Häuser zurückdrängte, und gemiethete Söldner an die Stelle der freien Vaterlandsvertheidiger traten. Es ist aber ein Irrthum, wenn man die Gesinnung und Pflicht des Patriotismus an eine bestimmte Verfassung gebunden glaubt; gerade solche politische Zustände, wo die öffentlichen Angelegenheiten wie Privatsachen der Mächtigen behandelt wurden, haben den Sinn für das Gemeinwohl, für die Ehre und Selbständigkeit des Volks oft am kräftigsten hervorgerufen. Da, wo die Einheit der Nation nicht mit der Einheit des Staats zusammenfällt, ist Gefahr vorhanden, daß der Patriotismus schwach wird; wie denn in Deutschland patriotische Gefühle bisweilen durch die Zerstückelung des Landes in eine Menge kleiner Staaten sich ganz verloren hatten. In solchen Perioden, wo der Gegenstand des Patriotismus, das Vaterland selbst, zu verschwinden schien, hat man daher bisweilen den sogenannten Kosmopolitismus, oder das Weltbürgerthum im Gegensatz zum Staatsbürgerthum, als etwas Höheres und Erhabeneres gepriesen; in der That hat sich aber hinter diesem Worte oft nur der Egoismus versteckt, der, indem er vorgab, für das ganze Menschengeschlecht wirken zu wollen, die Erfüllung der nächsten Pflichten verabsäumte. Auf der andern Seite hat sich hinter dem Worte Patriotismus oft auch der politische Parteigeist versteckt, und in der Zeit heftiger politischer Kämpfe hat in der Regel jede Partei den Ruhm des wahren Patriotismus für sich allein in Anspruch genommen.

Patripassianer oder Patropaschiten, s. Sekten.

Patristik (theologia patristica) heißt derjenige Zweig der historischen Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Patres oder Kirchenväter (s. d.) behandelt. Als der einzig richtige Weg zu den Hülfsquellen der Geschichte der christlichen Lehre und Verfassung in den ersten sechs Jahrhunderten verdient die Patristik ganz die Aufmerksamkeit, die man ihr in neuerer Zeit wieder zu widmen angefangen hat. Vgl. Engelhardt, „Leitfaden zu patristischen Vorlesungen" (Erlang. 1822) und Möhler, „Patrologie" (herausgeg. von Reithmayr, Bd. 1, Abth. 1 und 2, Regensb. 1839—40).

Patrize heißt in der Stempelschneidekunst derjenige Stempel, welchen man als Grundlage schneidet, um mit demselben eine oder mehre Formen zum Letterngusse zu erzeugen. Dieser Stempel muß genau die Form der nachmaligen Lettern haben, also links geschnitten und sehr gut gehärtet sein. Die Form oder die Matrize (s. d.) wird nun erzeugt, indem man diese Stempel in ein Stückchen Kupfer einschlägt, und dies dann so bearbeitet, daß es in richtiger Lage ins Gießinstrument gebracht werden kann. Außerdem nennt man auch diejenige Schraube, deren man sich bedient, um eine Schraubenmutter, Mater oder Matrize zu schneiden und zu reguliren, eine Vaterschraube oder Patrize. Ebenso wendet man oft bei galvanoplastischen Arbeiten die Benennung Patrize für das Original an, auf welchem eine galvanoplastische Mater niedergeschlagen werden soll.

Patroklos, der Waffengenosse des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötios und der Sthenele oder Polymele. Ohne allen Vorbedacht tödtete er zu Opus beim Würfelspiel des Amphidamas Sohn, Klysonymos. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte ihn nach Phthia zum Peleus, der den Knaben freundlich aufnahm und als seines Sohnes Genossen erzog. P. folgte dem Achilles (s. d.) vor Troja und blieb lange Zeit thatenlos wie dieser, der zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Endlich aber zog er doch aus, in des Achilles Rüstung gekleidet. Der Kampf, den er begann, war glänzend. Allein, nachdem Apollo ihn betäubt und wehrlos gemacht hatte, wurde er vom Euphorbos durchbohrt und vom Hector vollends getödtet. Die Griechen retteten den Leichnam, bestatteten ihn mit vieler Pracht und stellten feierliche Leichenspiele an; Achilles aber beschloß, den Freund zu rächen und ihm in den Tod zu folgen.

Patrone heißt im Allgemeinen ein Vorbild oder Muster, nach welchem irgend eine Sache ausgeschnitten oder verfertigt werden soll, und bei mehren Handwerkern das Modell, nach welchem die Arbeit verfertigt wird. Nicht zu verwechseln ist die Patrone mit der Schablone (s. d.). — Pulverpatronen oder auch einfach Patronen nennt man nach dem Sprachgebrauch mehrer Staaten den Körper, in welchem die Pulverladung mit dem Geschoß verbunden ist, um in irgend ein Feuerrohr geladen zu werden. Richtiger scheint es, mit Patrone nur die Ladung nebst Geschoß des kleinen Gewehrs zu bezeichnen, da die Ladungen für Geschütze weit besser mit dem Namen Cartouche (s. d.) bezeichnet werden. Die Patronen müssen auf eine Art verschlossen sein, daß sie auf dem Transport, namentlich in den Patrontaschen der Leute, kein Pulver verstreuen, und doch leicht geöffnet werden können, um die Ladung in den Lauf zu schütten und die Kugel darauf zu setzen. Dieses Öffnen geschieht gewöhnlich durch Zerreißen des zusammengefalteten obern Theils der Patrone, indem dasselbe mit den Zähnen abgebissen wird. Das Verschließen der Patrone mit Kleister u. s. w ist nicht zu empfehlen, weil man wiederholt die Erfahrung gemacht hat, daß dann Mäuse und Würmer sie benagen und großen Schaden anrichten.

Patronus hieß bei den Römern ursprünglich der Schutzherr über die Clienten. Das Verhältniß, in welchem er zu diesem stand, der Patronatus, war ein dem väterlichen analoges und daher der Name. (S. Clientela.) Auch der Freigelassene erkannte in seinem frühern Herrn seinen Patronus. (S. Freilassung.) Als die Macht Roms sich ausbreitete und die alte strenge Form der Clientel schon sich erweitert hatte, suchten ganze Gemeinden und Völkerschaften den Patronatus angesehener Römer, in deren Familien derselbe forterbte, um durch sie in Rom vertreten zu werden. Namentlich wurde es üblich, daß Derjenige, der die Unterwerfung eines Orts, einer Landschaft vollbracht hatte, von dieser mit seiner Familie als Patronus anerkannt wurde. So waren die Marceller durch den Claudius Marcellus, der Syrakus und Sicilien unterwarf, die Patrone der Sicilier. Das Wort Patronus wurde, da in der alten Zeit der Patronus seinen Clienten vor Gericht vertrat, auch im weitern Sinne auf den Proceß angewendet, und Patroni oder Oratores hießen hier Diejenigen, welche für die Parteien als Fürsprecher auftraten, die Anträge stellten oder in judicio die Sache verfochten, während mit dem Worte Advocati Die bezeichnet wurden, welche durch rechtlichen Rath und indem die Parteien vor Gericht begleiteten, durch ihr Ansehen, oder sonst in den Proceß einzugreifen, ihnen behülflich waren. In der spätern Kaiserzeit fiel dies Letztere weg, die Rechtsgelehrten ertheilten ihr Gutachten schriftlich, und der Name Advocatus wurde

nun gleichbedeutend mit Patronus für den Anwalt vor Gericht gebraucht. Im weitern Sinne als Beschützer oder Vertheidiger überhaupt, wie wir wol den Gönner Patron nennen, kommt das Wort auch schon bei den Römern vor. Im Mittelalter wurde Patron der gemeinsame Name für alle Schutzheilige. Vorzugsweise versteht man gegenwärtig unter Patron, Patronatsherr oder Kirchenpatron den Besitzer oder Verweser eines Grundstücks, zu dem eine Kirche gehört, über welche jener das Patronatsrecht übt, unter Patronat aber ebensowol das Recht des Kirchenpatrons als die Pfründe, über welche diesem das Recht zusteht. Im Mittelalter, wo Reiche und Mächtige Ruhm und Segen davon erwarteten, wenn sie Kirchen oder Kapellen gründeten, oft auch dieselben reich ausstatteten mit liegenden Gründen oder gewissen Zinsgerechtigkeiten und baarem Vermögen, behielten sie sich und ihren Erben einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der besondern Angelegenheiten der Kirche vor. Die Geistlichkeit gestand ihnen Solches, insofern dadurch die bischöflichen Rechte nicht beeinträchtigt wurden, willig zu, um auch Andere zu ähnlichen Wohlthaten für die Kirche zu ermuntern. Für den Fall, daß der Patron nach Vollendung einer Kirche verarmte, hatte dieselbe die Verpflichtung, ihn aus ihrem Vermögen zu ernähren, und auch die Familie und die Nachkommen des Patrons hatten gleiche Ansprüche an das Kirchenvermögen, doch ohne Gefährte für das Bestehen desselben. Dagegen hatte die Patronatsfamilie, so lange sie dem Patronate nicht entsagte, auch wieder die Verpflichtung, für Ausbesserung und Wiederherstellung der Kirche mit zu sorgen. Schon früh wurde es nöthig, dem Rechte der Patrone über das Kirchenvermögen gesetzliche Grenzen zu setzen, die Größe des Aufwands zu bestimmen, den sie eigenmächtig aus demselben machen durften, und die Kirche selbst und die gesetzliche geistliche Gewalt gegen deren Angriffe zu bewahren. Es waren die desfallsigen Bestimmungen um so wichtiger, da manche Patrone nicht aus der frömmsten Absicht, sondern aus Eigennutz Kirchen erbauten, indem sie sich einen bedeutenden Theil der reichen Schenkungen und Vermächtnisse, welche neuen Kirchen zufielen, anzueignen gedachten. Dagegen erlangten gleichzeitig wieder die Patrone das Recht, bei Besetzung der geistlichen Ämter an den von ihnen gegründeten oder ausgestatteten Kirchen für sich und ihre Erben eine entscheidende Stimme zu haben, doch keineswegs ein eigentliches Collaturrecht; denn das Recht, die Geistlichen zu wählen und zu berufen, stand nur der ganzen Gemeinde, oder dem diese vertretenden Presbytercollegium oder dem Bischof zu. Doch erweiterte sich dieser Theil des Patronatsrechts schon im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbesitzer gleich den Fürsten die Begünstigung erhielten, sich eigene Kaplane zu wählen und zu besolden. Als die Kapellen sich allmälig zu Dorfkirchen erweiterten, verblieb auch an diesen dem Gutsherrn das Wahlrecht, und selbst lediglich vom Bischof zu besetzende Parochialstellen gingen bisweilen, wenn der Gutsherr etwa die Wiederherstellung der Kirche oder die Besoldung des Parochen, für dessen Unterhalt sonst die Domkirche zu sorgen hatte, übernahm, in das Verhältniß von Dorfkirchen über, die aus Hofkapellen entstanden waren. Doch zu keiner Zeit hat die katholische Kirche den Patronatsherren ein eigentliches Besetzungsrecht zugestanden, und die Verordnungen protestantischer Consistorien bezeugen, daß auch die evangelische Kirche ein solches Recht nicht anerkennt. Dasselbe Recht, was dem einzelnen Patronatsherrn zusteht, steht übrigens den Magistraten und andern Gemeinschaften zu, die ein Patronatsrecht haben. Das Wesentliche des Patronatsrechts ist das Präsentationsrecht, nach welchem der Patron für eine erledigte geistliche Stelle der geistlichen Behörde einen Candidaten vorstellen darf, und das Berufungsrecht, das er aber nicht eher auszuüben befugt ist, bis die Genehmigung und Bestätigung des vorgestellten Candidaten von Seiten der höhern Behörde erfolgt ist. Außer diesen Haupttheilen des Patronatsrechts sichert dasselbe dem Patron auch noch einige andere Auszeichnungen und Vorrechte. Er muß in das Kirchengebet eingeschlossen werden; darf in der Kirche seine besondere Kapelle (vordem auch sein Erbbegräbniß) haben, und bei seinem und seiner nächsten Verwandten Tode wird eine Zeit lang mit allen Glocken geläutet. Das Patronatsrecht ist in der Regel an den Grundbesitz gebunden und steht den Familien nur zu, so lange sie die Besitzer sind. Bei allzu lang verzögerter Präsentation eines Candidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequester belegt sind, oder wenn das Recht unter Mehren streitig ist, tritt für die Person des Patrons, doch nicht für den künftigen Erben, dafern dieser die Unbill ab-

stellt, eine Suspension ein, und es übt inzwischen das Patronatsrecht die geistliche Behörde. Völlig verloren geht dasselbe, wenn der Patron der Simonie (s. d.) überführt wird oder die Kirche, auf die sein Recht gegründet ist, verfallen läßt und nicht wiederherstellt.

Patrouille. Nicht allein die Sicherung der genauen Ausführung des Dienstes der Vorposten (s. Vedetten), sondern vorzüglich die Nothwendigkeit, sich von der Stellung und den etwanigen Unternehmungen des Feindes in genauer Kenntniß zu erhalten, auch wol die Beschaffenheit einzelner Terraintheile zu erforschen, macht die Aussendung kleiner Truppentheile nothwendig, deren Zweck keineswegs rein offensiv ist, sondern nur, ohne selbst bemerkt zu werden, möglichst vollständige Nachrichten einzuziehen. Hierzu dienen die Patrouillen, die in offenem Terrain durch Cavalerie, in durchschnittenem durch Infanterie gebildet, meist durch einen erfahrenen Unteroffizier geführt werden und oft nur aus zwei bis drei Mann bestehen, um desto leichter unentdeckt zu bleiben. Haben sie nur allein den Zweck, die Vorpostenkette aufmerksam zu erhalten, so heißen sie Sicherheits-, auch Visitirpatrouillen. Gehen sie aber über jene Linie hinaus gegen den Feind, so heißen sie Schleich-, auch wol Mausepatrouillen. Vorzüglich wichtig sind die während des Marsches einer Truppencolonne entsendeten Seitenpatrouillen, welche auch gewöhnlich in größerer Stärke zusammengesetzt werden, theils um von dem Feinde minder leicht zurückgewiesen zu werden, theils um Schleichpatrouillen zu entsenden.

Patru (Olivier), der Wiederhersteller der gerichtlichen Beredtsamkeit in Frankreich, wurde 1604 in Paris geboren, wo sein Vater Parlamentsprocurator war. Nach vollendeten Rechtsstudien ging er auf Reisen und lebte eine Zeit lang in Rom. Erst nach seiner Rückkehr fing er an zu prakticiren, erlangte aber nun nur um so schneller wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit einen ausgebreiteten Ruf. Selbst Boileau und Racine lasen ihm ihre Werke vor, um sein Urtheil zu vernehmen, und Claude Favre de Vaugelas (s. Faber) zog ihn bei seinen grammatischen Forschungen zu Rathe. Im J. 1640 zum Mitglied der Akademie erwählt, war er der Erste, der bei seiner Aufnahme eine Danksagungsrede hielt, die so gefiel, daß die Akademie beschloß, von jedem Neugewählten fortan eine Antrittsrede zu verlangen. Doch trotz seiner großen Talente und seines Rufes vermochte er es zu Nichts zu bringen; seine Collegen wurden mit ihrem barbarischen Jargon reich, während er mit seiner Correctheit und Eleganz darbte. Als er sich zur Veräußerung seiner Bibliothek genöthigt sah, kaufte sie Boileau, überließ sie ihm aber zur Benutzung. In seinen religiösen Meinungen schloß er sich den starken Geistern an, die damals ihre Theorie zu verbreiten anfingen. Selbst Bossuet scheiterte mit seiner Beredtsamkeit, als er ihn in seiner letzten Krankheit zu kirchlichen Ansichten bewegen wollte. Er starb am 16. Jan. 1681. Um sein Verdienst, welches mehr in sprachlich strenger Richtigkeit und hoher Eleganz, als in Gedankenstärke besteht, richtig zu würdigen, muß man das lat.-franz. Kauderwälsch der meisten damaligen Juristen kennen. Seine „Oeuvres diverses", bestehend in gerichtlichen Reden, Briefen und einigen Biographien, erschienen zuerst zu Paris 1670 (2 Bde., 4.; 3. vermehrte Aufl., 1714; vollständigste Ausg. 1732).

Pätus ist ein Zuname mehrer röm. Familien. Unter Denen, die ihn führten, sind vornehmlich zwei Römer der Kaiserzeit berühmt. Cäcina Pätus wurde als Theilnehmer an dem erfolglosen Aufstande des Statthalters von Dalmatien, Scribonianus, gefangen und im J. 42 n. Chr. zum Tode verurtheilt. Als er zögerte, sich die Brust mit dem Dolche zu durchbohren, gab ihm seine Gattin Arria (s. d.) das Beispiel des Muthes, dem er folgte. Sein Schwiegersohn, der röm. Senator Publius Thrasea Pätus, aus Patavium, wird von Tacitus als einer der wenigen Männer, die in der Neronischen Zeit Tugend, Charaktergröße und Freimüthigkeit besaßen, gefeiert. Da diese Eigenschaften in Nero Furcht und Haß erregten, wurde P. 67 n. Chr. wegen Majestätsverletzung angeklagt und verurtheilt, unter Anderm, weil er, als der feile Senat sich zu Glückwünschen gegen Nero wegen des Todes seiner Mutter Agrippina erniedrigte, die Curie, ohne an dem Beschluß Theil zu nehmen, verlassen hatte. Die Wahl des Todes, in welchem ihm zu folgen er seine, ihrer Mutter gleichgesinnte Gattin, die jüngere Arria, hinderte, wurde ihm freigestellt; wie eine Libation für den befreienden Jupiter ließ er sein Blut aus den geöffneten Adern strömen.

Pau, die Hauptstadt des franz. Departements der Niederpyrenäen, am Gave de Pau, über welchen eine sehr hohe Brücke von sieben Bogen führt, von der man eine herrliche Aus-

sicht in die romantischen Umgebungen der Stadt genießt, hat gegen 13000 E., gute Manufacturen in Leinwand und Hüten, trefflichen Weinbau (Jurançonwein) in der Umgegend, nicht unbedeutenden Handel mit geräucherten Gänsekeulen und Schinken, welche letztere von dem Platze der Ausfuhr gewöhnlich Bayonner Schinken heißen, und jährlich eine Messe. Die Stadt besitzt, nachdem die 1724 gegründete Universität in der Revolution aufgehoben worden ist, noch eine 1721 gestiftete Akademie der Wissenschaften, ein Collége, eine Zeichen- und Handelsschule, eine ökonomische Gesellschaft und eine Bibliothek. Sie war sonst die Residenz der Könige von Niedernavarra und noch gegenwärtig zeigt man hier das Königshaus oder Schloß, wo Heinrich IV. das Licht der Welt erblickte und seine Kinderjahre verlebte. Auch der König von Schweden, Karl XIV. Johann, wurde in P. geboren.

Pauke (tympanum) nannte man im Alterthume jedes mit einer Haut bespannte hohle Instrument, welches mit der Hand oder einem andern Instrument geschlagen wurde. Gegenwärtig versteht man darunter die ursprünglich kriegerische Kesselpauke, die aus einem kupfernen Kessel besteht, über welchen an einem eisernen Reif eine gegerbte Eselshaut ausgespannt ist, die mittels einiger eiserner Schrauben höher und tiefer gestimmt werden kann, und mit einem hölzernen Klöppel, der gewöhnlich mit Flanell oder Leder überzogen ist, geschlagen wird. Die Pauke war eigentlich bestimmt, die Grundstimme zu einem Trompetenchore abzugeben, wird aber jetzt in jedem Orchester bei vollstimmiger Musik angewendet. Um nun die beiden Haupttöne der Tonart, aus welcher geblasen wird, nämlich die Tonica und Dominante, zu erhalten, bedient man sich gewöhnlich zweier Pauken von verschiedener Größe, von welchen die kleinere in den Hauptton, die größere aber in die tiefere Octave der Dominante desselben gestimmt wird. Die kleinere Pauke wird nicht höher als f, nicht tiefer als B, die größere nicht leicht höher als c und tiefer als F gestimmt. Die Noten werden im Baßschlüssel meist ohne Bezeichnung geschrieben; dabei aber angegeben, in welchen Ton gestimmt werden soll. Schon Beethoven aber ließ die Pauken auch anders, z. B. in Octaven, stimmen, und in neuester Zeit hat H. Berlioz eine noch viel erweitertere Anwendung und Behandlung derselben gelehrt. Wenn die Stimmung der Pauken in ein und demselben Satze wechseln soll, so muß der Componist die zum Umstimmen nöthigen Pausen geben. Ehemals hatten die Cavalerieregimenter Pauken, die bei den Garden, zur Auszeichnung, silbern waren und den Fahnen gleich geschätzt wurden. Später behielten sie blos die Kürassiere, bei denen sie aber ebenfalls meist in Wegfall gekommen sind.

Paul ist der Name von fünf Päpsten. — P. I., 757—767, der Bruder Stephanus' II., stand mit Pipin und Karlmann in gutem Vernehmen. — P. II., 1464—71, ein geborener Venetianer, prunksüchtig und schwelgerisch, bannte Georg Podiebrad, und setzte die Feier des Jubeljahres auf das je 25. Jahr fest. — P. III., 1534—49, vorher Alexander Farnese, bestätigte den Orden der Jesuiten und eröffnete das Concil zu Trient. — P. IV., 1555—59, vorher Petrus Caraffa, der Stifter des Ordens der Theatiner (s. d.), protestirte gegen den augsburger Religionsfrieden und gegen die Übertragung der Kaiserkrone auf Ferdinand I. Er hatte durch seine Strenge, seinen Inquisitionston und seine Politik das Volk und den größten Theil des Adels erbittert. Nach seinem Tode entstanden in Rom heftige Tumulte; man zerstörte die Gebäude der Inquisition, zerschlug des Papstes Bildsäulen und erließ vom Capitol ein Bando, welches befahl, Alles, was an P. IV. erinnerte, zu vernichten, und Diejenigen mit Todesstrafe bedrohte, die in Rom das Wappen des Hauses Caraffa führen würden. — P. V., 1605—21, vorher Borghese, mußte im Kampfe mit der im Geiste des Paul Sarpi (s. d.) handelnden Republik Venedig nachgeben, und wollte die Streitigkeiten über die Gnade sowie über die unbefleckte Empfängniß Mariä durch einen Machtspruch dämpfen.

Paul Veronēse, s. Cagliari (Paolo).

Paul I. (Petrowitsch), Kaiser von Rußland, 1796—1801, geb. am 1. Oct. 1754, war ein Sohn des unglücklichen Kaisers Peter's III. (s. d.) und der Kaiserin Katharina II. (s. d.), und verlebte seine ersten Jahre, ohne Vater- und Mutterliebe zu kennen. Peter III., damals noch Großfürst, wollte ihn, aus Abneigung gegen seine Gemahlin, von der Thronfolge ausschließen und soll die Absicht gehabt haben, den Großfürsten Iwan (s. d.) zu seinem Nachfolger zu ernennen. Als aber Peter III. 1762 durch seine eigene Gemahlin

Reich und Leben verloren und Katharina II. die Zügel der Regierung ergriffen hatte, war der Großfürst nach dem unglücklichen Ende Iwan's der einzige Erbe des Reichs, und Katharina wendete nunmehr Alles an, um die schwankende Gesundheit des Großfürsten zu befestigen, den sie als eine Stütze ihres Throns betrachtete, weil die Russen damals mit großer Liebe an ihm hingen. Der edle Graf Nikita Iwanowitsch Panin (s. d.), ihr erster Minister und ein von wahrem Patriotismus beseelter Mann, wurde Oberhofmeister und Äpinus Lehrer des Großfürsten. P. war aufgeweckten Temperaments und besaß Talente; es fehlte ihm aber an Lerneifer. Seinem sonst offenen Charakter gab später die Erinnerung an das gewaltsame Ende seines Vaters, verbunden mit dem Drucke, unter dem die Kaiserin ihn hielt, eine gewisse Härte und Verschlossenheit, zumal da seiner Mutter Herrschereifersucht ihn bei heranreifendem Alter mit Auflaurern umgab. Dennoch war P. edel genug, der Kaiserin stets den Tribut kindlicher Dankbarkeit zu zollen und nur selten äußerte der lebhafte Prinz die in seiner Brust verschlossenen Gesinnungen. Im J. 1773 wurde er von seiner Mutter mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt vermählt, die bei ihrem Übertritt zur griech. Kirche den Namen Natalia Alexiewna erhielt, und nach deren kinderlosem Tode, am 26. Apr. 1776, wurde ihm die Prinzessin Dorothea Auguste Sophie von Würtemberg, in Rußland Maria Feodorowna genannt, zur Gattin bestimmt, mit der er sich am 18. Oct. 1776 vermählte. Aus dieser Ehe entsprangen die Großfürsten Alexander (s. d.), der nachmalige Kaiser, Konstantin (s. d.), Nikolaus (s. d.), der jetzt regierende Kaiser, und Michael, geb. am 8. Febr. 1798, vermählt am 19. Febr. 1824 mit der Tochter des Prinzen Paul von Würtemberg, Friederike Charlotte Marie, jetzigen Großfürstin Helena Pawlowna; sowie die Großfürstinnen Alexandra, Braut des Königs Gustav's IV. Adolf von Schweden, dann 1799 Gemahlin des Erzherzogs Joseph, Palatinus, gest. 1801; Maria, die regierende Herzogin von Sachsen-Weimar; Helena, gest. als Erbprinzessin zu Mecklenburg-Schwerin 1803; Katharina, gest. als Königin von Würtemberg 1819, und Anna, geb. am 18. Jan. 1795, die Gemahlin des regierenden Königs der Niederlande Wilhelm's II. Das häusliche Glück, das der Großfürst genoß, tröstete ihn über den Druck, unter welchem die Kaiserin ihn von allen Regierungsgeschäften ausschloß, und der so weit ging, daß er als Großadmiral der russ. Seemacht nicht einmal die Flotte in Kronstadt besuchen durfte. Es spricht sehr für die natürliche Gutherzigkeit des Prinzen, daß er selbst dann, wenn, wie öfter geschah, ihm Gelegenheit zur Erlangung einer größern Freiheit geboten wurde, er von dieser Gelegenheit keinen Gebrauch machte, und nach Reisen, wie im J. 1774, wo er die ihm günstige Stimmung des Volks im Innern des Reichs kennen lernte, freiwillig in sein Exil nach Gatschina bei Petersburg zurückkehrte. Eine noch größere Reise machte er mit seiner zweiten Gemahlin im J. 1780, wo er Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und Holland besuchte. Nach der Rückkehr mußte er abermals zu seiner gezwungenen Unthätigkeit zurückkehren, da Katharina II. ihm weder erlaubte, dem Feldzuge gegen die Türken beizuwohnen, noch sonst an Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Zwar machte er den Krieg in Finnland gegen Gustav III. mit, kehrte aber bald mismuthig in seine Einsamkeit zurück, da er sah, wie auch hier ihm aller freier Wille genommen war. Die franz. Revolution erzeugte in ihm eine nie zu bezwingende Furcht vor den Jakobinern, deren Grundsätze er überall witterte, was ihn nach seiner Thronbesteigung zur Einführung jener verhaßten geheimen Policei veranlaßte, als deren Opfer viele Tausende freisinniger Patrioten nach Sibirien geschickt wurden. Eifrigst interessirte er sich für die Sache der gegen Frankreich verbündeten Fürsten. Seine ersten Herrscherhandlungen nach Katharina's Tode, am 17. Nov. 1796, waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühle der Freude, sich endlich frei zu sehen. Rasch wurden Unordnungen im Heere und in der Flotte abgestellt, die die Kaiserin übersehen hatte. Gegen das an ihm geübte Beispiel ließ er seinen Sohn Alexander an den Geschäften Theil nehmen. Die Leiche seines Vaters, Peter's III., ließ er zugleich mit Katharina's Leiche feierlich in die kaiserliche Gruft beisetzen, und auf seinen Befehl mußten dessen Mörder, Alexis Orlow und Baratinski, das Leichentuch halten. Orlow mußte sodann im Auslande leben und die vertrautesten Diener Katharina's wurden entfernt. Potemkin's, des so übermüthigen Günstlings seiner Mutter, Leiche ließ er aus dem Sarge reißen und sie in einen Graben werfen. Schon während seiner am 16. Apr. 1797 zu Moskau erfolgten Krönung erließ er einen

Ukas, der das alte Reichsgesetz wiederherstellte, kraft dessen das weibliche Geschlecht, so lange männliche Nachkommen vorhanden sind, von der Thronfolge ausgeschlossen ist, und die Thronfolge selbst nach dem Rechte der Erstgeburt stattfinden soll. Friedliebend endigte er den Krieg mit den Persern und, laut sein Misfallen äußernd über das Verfahren seiner Mutter gegen Polen, gab er die in russ. Haft befindlichen Polen frei; Kosciuszko nahm jedoch die ihm angebotene Pension nicht an. Indeß hatte der Druck, den P. fast 40 Jahre lang erlitten, fortwährend den traurigsten Einfluß auf sein Leben, und die mancherlei Misgriffe, die er sich zu Schulden kommen ließ, entsprangen größtentheils aus dieser Quelle. Seine Verfügungen über die Einfuhr ausländischer Bücher in sein Reich, sowie über den Eintritt fremder Reisenden, und überhaupt seine gegen den Geist der Zeit anstrebenden Anordnungen beweisen mehr als zu sehr das durch mannichfache Kränkungen gereizte und versinsterte Gemüth des Fürsten. Ein Gleiches leuchtete aus seinem Betragen hervor, als er der Verbindung gegen Frankreich beitrat. Sein über 100000 M. starkes Heer, das zum Theil in Italien und der Schweiz unter Suwarow und Korsakow, zum Theil in Holland gegen Frankreich focht, errang zwar manche Siege; da es aber durch die Niederlage bei Zürich fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, zog er es zurück. Er hatte nämlich gegen den deutschen Kaiser, noch mehr aber gegen England und Pitt, Mistrauen gefaßt, Bonaparte aber, solches schlau benutzend, hatte dem Stolze des russ. Herrschers zu schmeicheln gewußt und die gefangenen Russen, neu bekleidet und bewaffnet, ohne Auslösung nach Rußland zurückgeschickt. P. trennte sich von der Coalition und Dumouriez's Unterhandlungen blieben ohne Erfolg. Damals soll P. unter Andern zu Dumouriez gesagt haben: „Ob Sie, ob Ludwig XVIII., ob Bonaparte oder irgend ein Anderer König von Frankreich wird, gilt mir gleich; nur einen König muß es haben." Ludwig XVIII., dem der Gouvernementspalast in Mitau eingeräumt worden war, sowie alle Emigrirte, mußten plötzlich das russ. Gebiet verlassen, und der dem unglücklichen Bourbon bisher ausgezahlte Jahrgehalt wurde aufgehoben. Zu den merkwürdigen Zügen in P.'s Charakter gehört übrigens, bevor die erwähnte Sinnesänderung bei ihm eintrat, sein Benehmen gegen Spanien und die Malteser. Dem erstern Reiche erklärte er den Krieg, der aber nur die Wegnahme einiger Handelsschiffe zur Folge hatte. In den Maltesern, als einer ritterlichen Verbindung des Adels, sah er eine Stütze der Throne und erstreckte seinen Schutz über sie so weit, daß er sich, als der Freiherr von Hompesch (s. d.) seine Würde niederlegte, nicht ohne Widerspruch von Seiten des Papstes und mehrer Mächte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeister des Ordens erklären ließ. In dieser Eigenschaft brachte er ein Werk zu Stande, das mit Recht Erstaunen erregte, einen Friedensvertrag zwischen der Pforte und dem Ritterorden von Malta, wodurch die Türken sich gegen ihre alten Freunde, die Franzosen, mit ihren Stamm- und Glaubensfeinden, den Russen und Maltesern, verbanden. Im J. 1800 erreichte sein Unwille gegen England den höchsten Grad. Schon am 16. Aug. hatte er eine Einladung an Preußen, Schweden und Dänemark erlassen, die bewaffnete Neutralität von 1780 gegen Englands Anmaßungen im Seehandel wiederherzustellen. Als nun England die am 5. Sept. 1800 wiedereroberte Insel Malta an P., als den Großmeister des Ordens, auszuliefern sich weigerte, legte am 8. Nov. P. ein Embargo auf alle engl. Schiffe in russ. Häfen, und brachte jenen Neutralitätsvertrag im Dec. mit Schweden, im Jan. 1801 mit Dänemark und am 3. Apr. mit Preußen zu Stande. Er war so aufgebracht gegen England, daß er alle Könige, die sich nicht gegen England erklären würden, zum Duell herausforderte, und daß er seine Herausforderung des Königs von Dänemark sogar öffentlich in die petersburger Zeitung einrücken ließ. Unüberlegtheiten wie diese, und überhaupt der rasche Wechsel in seinem auswärtigen politischen Systeme fanden im Reiche selbst großen Tadel. Noch weniger erwarb sich P. die Liebe seiner Unterthanen durch seine innere Verwaltung. Zwar schien auch hier oft in den willkürlichsten Handlungen sein Eifer für Gerechtigkeit seltsam durch, allein derselbe wurde durch die seinem Charakter eingeprägte reizbare Heftigkeit so gänzlich misleitet, daß die meisten seiner Unterthanen in ihm nur einen Tyrannen erblickten, welchen Namen P. keineswegs verdiente, der unter andern Einflüssen gewiß ein guter Regent geworden wäre. Allgemeines Misfallen erregten seine Abänderungen beim Militair, z. B. die Einführung des Haarpuders, der Zöpfe u. s. w.; ferner sein Verbot der runden Hüte, der Pantalons u. s. w.; das

Gebot, auf der Straße vor ihm aus dem Wagen zu steigen und das Knie zu beugen, und andere Beschränkungen mehr. Die Strenge, die er anwenden zu müssen glaubte, um die zu Thronveränderungen so geneigten Großen im Zaume zu halten, und die Verfolgung seiner geheimen Policei gegen scheinbar Verdächtige nahmen in dem Verhältnisse zu, als er auf Schwierigkeiten in der Ausführung seiner Plane stieß. Seine Gereiztheit und Willkürlichkeit kannten zuletzt keine Grenzen; Niemand war seiner Freiheit sicher; das geringste Wort der Misbilligung zog Verbannung nach Sibirien nach sich. So bildete sich denn eine durch die Macht der Umstände und durch den Drang der Nothwendigkeit hervorgerufene Verschwörung, die P.'s Untergang zur Folge hatte. Man reizte P. absichtlich gegen seine Söhne, und diese machte man glauben, daß der Vater sie in eine Festung sperren wolle; es sei daher ihrer Selbsterhaltung wegen nothwendig, den bis zum Wahnsinn gemüthskranken Kaiser zu verhaften. Die Hauptverschworenen waren der Kriegsgouverneur von Petersburg, General Graf Pahlen; der Fürst Plato Subow, Katharina's letzter Günstling; die Grafen Valerian und Nikolaus Subow; der General Benningsen; der 1824 verstorbene General Uwarow und der Garde-Oberstlieutenant Tatischew. Von diesen blieb Valerian Subow am 23. März 1801 Abends bei dem Kaiser. Die Übrigen, Plato Subow an der Spitze, und durch den Genuß hitziger Getränke zu ihrem Vorhaben befeuert, sowie angestachelt durch Privathaß gegen den Kaiser, kamen, während gleichzeitig der General Pahlen die Truppen auf dem Platze vor dem Palast des Kaisers aufstellen ließ, durch eine verborgene Treppe Nachts 11 Uhr in das Vorzimmer des Kaisers, der im Michailow'schen Palaste residirte. Der wachthabende Leibhusar öffnete, weil man ihm sagte, es sei Feuer, man wolle den Kaiser wecken; als er die Menge eindringen sah und sich zur Wehr setzte, wurde er niedergestoßen. Darauf gelangten die Verschworenen in P.'s Schlafzimmer, welches nur einen Ausgang hatte, da der Kaiser, in seinem steten Mistrauen auch Verrath von seiner Gemahlin fürchtend, die Thür nach den Zimmern der Kaiserin noch kurz zuvor hatte vermauern lassen; sie fanden den Kaiser halb angekleidet hinter einem Schirme auf seinem Lager. Er sprang ihnen wild entgegen, nannte sie Verräther und fragte, mit dem Fuße stampfend, nach ihrem Begehren. Fürst Subow legte ihm eine Acte vor, worin er sich unfähig bekennen sollte, die Regierung länger zu führen, und sie seinem ältesten Sohne Alexander zu übergeben. Beim Vorlesen derselben rief P.: „Ich bin Kaiser und will es bleiben!" Als er hierauf mit gezogenem Degen sich nach dem Fenster Bahn zu brechen suchte, um auf die Straße hinab nach Hülfe zu rufen, warf der Verwegenste der Verschworenen und zugleich der am meisten von ihm Gekränkte, Nikolaus Subow, im Bewußtsein zugleich der Gefahr, die ihnen drohte, falls es dem Kaiser gelänge, sich Hülfe zu verschaffen, P. nieder und sich mit seinen Knien auf ihn, während die Andern herzusprangen, ihn mit Fäusten schlugen, auf allerlei gräßliche Art ihn mishandelten und zuletzt mit seiner eigenen Schärpe erdrosselten. Der Leichnam des Kaisers soll so verstümmelt gewesen sein, daß man selbst der Gemahlin und den Großfürsten nicht gestattete, ihn zu sehen. Die Verschworenen öffneten hierauf das Fenster, welches auf den vorerwähnten Platz führte; auf dieses Zeichen eröffnete der Kriegsgouverneur der Residenz den unten in dumpfer Spannung versammelten Truppen die Nachricht von dem Ableben des Kaisers und nahm ihnen den Eid der Treue für den schon damals von allen Russen angebeteten Kaiser Alexander ab. Als die Gemahlin P.'s, Maria Feodorowna, welche die öffentliche Stimme entschieden von der Theilnahme an dem Complot gegen den Kaiser freispricht, und die Großfürsten das Geschehene erfuhren, war ihr Schmerz ebenso grenzenlos, als die Freude des Volks ohne Schranken war. Alexander verwarf anfangs eine Krone, die man seinem Vater so gewaltsam entrissen hatte. Endlich unterwarf er sich der durch P.'s Widerstand selbst herbeigeführten Nothwendigkeit. Pahlen und die meisten Verschworenen nahmen freiwillig ihren Abschied und zogen sich in die Einsamkeit zurück. Der edle Alexander kannte das Gefühl der Rache nicht. Er übte jedwede Schonung an den Feinden seines Vaters, und rief Die aus dem Kerker und aus der Verbannung zurück, die die Laune des Kaisers P. dahin verwiesen hatte. In einem Manifeste wurde dessen Tod einem Schlagflusse zugeschrieben. Was den unglücklichen Monarchen in sein Verderben stürzte, war der vorherrschende Zug seines Charakters, der Jähzorn, wodurch er nicht nur seinen Untergebenen, sondern auch oft seiner eigenen Familie fürchterlich wurde.

In andern Augenblicken war er mild, wohlwollend, menschenfreundlich, suchte begangenes Unrecht gern zu vergüten, und war ein zärtlicher Vater und Gatte, welches Letztere ihn aber nicht abhielt, seine Neigung auch andern Frauen zu schenken, wie das Beispiel der Madame Chevalier zeigt. Man erzählt in Rußland gegenwärtig noch eine Menge Anekdoten von ihm, die das Unnatürliche und Tyrannische wie das Edle und Liebenswürdige, überhaupt das Schwankende und Unstäte seines Charakters genugsam darstellen und wodurch es klar wird, daß ein wahrhaft tugendreiner und ehrenhafter Name auch stets von seinem Hasse verschont blieb, wogegen zweideutige Personen stets seinen Grimm zu fürchten hatten. Wer ihm im Gefühl seiner Würde und seiner guten Absicht mit Unerschrockenheit gegenübertrat, der war geborgen; wer seinen Blick vor ihm niederschlug, sich nicht in seine unmittelbarste Nähe wagte, der hatte verloren Spiel. Masson hat in seinen geheimen Memoiren über Rußland das Leben und die Handlungen P.'s gallsüchtig entstellt. Nach Georgel war P. mäßig bei der Tafel und in seinen Vergnügungen, einfach in seiner Kleidung; er besaß, ohne Wissenschaften und Künste sehr zu lieben, viele Kenntnisse; er wußte einzelne Menschen richtig zu beurtheilen und zeichnete sich in vertrauten Gesellschaften durch eine angenehme Unterhaltung und hinreißende Liebenswürdigkeit aus, Eigenschaften, die seine körperliche Häßlichkeit in solchen Momenten fast ganz in den Schatten stellten. Auch in seinen Briefen sind Geist, Scharfsinn und ein edler Ausdruck nicht zu verkennen. Ein sehr schönes Denkmal ließ ihm in Pawlowsk (s. d.) seine Gemahlin Maria Feodorowna errichten. Ein Mausoleum, dessen Porticus vier schöne Granitsäulen zieren, umschließt das Denkmal. Eine flache Pyramide aus Granit mit dem Bildnisse des Kaisers in Marmor, als Medaillon, ruht auf einem Piedestal von Porphyr, welches zugleich einen Sockel aus weißem Marmor, mit schönem Basrelief, die trauernde kaiserliche Familie darstellend, trägt; unter dem Medaillon lehnt sich über eine Urne die Statue einer majestätischen Frau mit Krone und Kaisermantel. Das vordere Fronton des Mausoleums führt die Inschrift: „Dem Gatten und Wohlthäter". Die beiden damals schon verewigten Großfürstinnen Alexandra und Olga sieht man in der Gestalt zweier Genien, die erstere gen Himmel emporschwebend und die zweite, von Cherubimen umgeben, ihre Schwester empfangend. Dieses treffliche Denkmal, welches sich in einem düstern Theile des schönen Parks zu Pawlowsk, wo Kaiser P. gern zu verweilen pflegte, befindet, ist eins der gelungensten Erzeugnisse des genialen russ. Bildhauers Martos.

Paul (Friedrich Wilhelm), Herzog von Würtemberg, bekannt durch seine wissenschaftlichen Reisen, ist zu Karlsruhe in Schlesien am 25. Juni 1797 geboren. Sein Vater, ein Bruder des verstorbenen Königs Friedrich's I., war der Herzog Eugen von Würtemberg, der bis 1806 in preuß. Militairdiensten stand und 1822 in Meiningen starb; seine Mutter, eine geborene Prinzessin von Stolberg-Gedern, starb 1834. Der Herzog wurde am Hofe zu Stuttgart erzogen, wo er hauptsächlich eine militairische Erziehung genoß. Er zeigte nicht gerade hervorragende Talente, die zu großen Hoffnungen berechtigt hätten. Bereits im J. 1806 wurde er Hauptmann der Garde zu Fuß; in gleichem Range trat er 1815 in preuß. Dienste. Im J. 1822 machte er seine erste Reise nach Amerika, auf der er bei der Rückkehr im J. 1824, nachdem er schon viele Fährlichkeiten und unsagliche Anstrengungen erduldet, zuletzt noch Schiffbruch erlitt. Er nahm nun seine Entlassung aus preuß. Diensten, hielt sich theils in Würtemberg, theils in Schlesien auf und vermählte sich 1827 mit der Prinzessin Sophie von Thurn und Taxis, worauf er die ehemalige Residenz des Hoch- und Deutschmeisters zu Mergentheim zu seinem bleibenden Aufenthalte sich erwählte. Doch sehr bald trennten sich die Neuvermählten wieder; die Herzogin ging wieder nach dem Schlosse Taxis, wo sie 1828 einen Sohn, den Herzog Maximilian, gebar, und hierauf erfolgte die gerichtliche Scheidung. Seitdem machte der Herzog wiederholte Reisen in Europa, namentlich bereiste er Italien und Sicilien, sowie Spanien. Im J. 1829 machte er eine zweite Reise nach Amerika, auf der er noch ungleich größere Gefahren zu bestehen hatte, und von der er in der Mitte des J. 1830 zurückkehrte. Ebenso unternahm er 1839 eine Reise nach Ägypten, wo er in seinen Planen, bis zum neunten oder achten Breitegrad vorzudringen, von Mehemed Ali auf das wohlwollendste unterstützt wurde. Auf seinen Reisen hat er vortreffliche naturhistorische Sammlungen zusammengebracht, die in Mergentheim aufgestellt sind und mit großer Liberalität gezeigt werden.

Paula (Franz von) und **Paulaner**, s. Franz von Paula und Minimen.

Paulette hieß in Frankreich nach dem Namen ihres ersten Pachters, Charl. Paulet, eine Abgabe (auch Droit annuel genannt), welche der König jährlich von dem Einkommen sämmtlicher Staatsbeamten bezog, die außerdem ihre Stellen vom Staate oder den Vorgängern erkaufen mußten. Heinrich IV. führte die Steuer, die den 60. Pfennig oder 1⅔ Proc. betrug, 1604 auf Sully's Rath ein, erlaubte dagegen den Beamten, ihre Stellen auch zu vererben. Diese Erblichkeit steigerte den Amterpreis so ungeheuer, daß fortan die Regierung auf die Ablösung sowie auf jede Abstellung der daraus hervorgegangenen Übelstände verzichten mußte. Anfangs wurde die Paulette nur auf neun Jahre festgesetzt, bei der großen Finanznoth des Staats aber immer wieder auf gleiche Zeit erneuert, bis auch ihr die Revolution ein Ende machte.

Pauliciäner hießen seit dem 7. Jahrh. die unter dem Schutze der Bergketten des Kaukasus und Taurus in Armenien erhaltenen Überreste einer gnostischen Partei, deren Grundsätze vorzugsweise denen des Marcion sich näherten. Daher ihre Vorliebe für Paulus, nach dessen Begleitern ihre Vorsteher sich nannten; auch legten sie ihren Gemeinden die Namen Paulinischer Gemeinden bei. Sie verwarfen die Briefe Petri, vielleicht auch die beiden ersten Evangelien, und erklärten sich gegen das ganze äußerliche Kirchenwesen. Als Bilderstürmer wurden sie von den griech. Kaisern verfolgt oder geduldet, je nachdem diese dem Bilderdienste ungünstig oder günstig waren. Im 9. Jahrh. mußten sie wegen ihrer Ketzerei harte Bedrückungen leiden, unter denen Viele umkamen, Andere in das Gebiet der Mohammedaner flüchteten, welchen sie in den Kämpfen gegen die Griechen beistanden. Die im 10. Jahrh. versuchte Bekehrung wieder eingewanderter Paulicianischer Gemeinden, die der griech. Kaiser Johannes Tzimiskes nach Thrazien versetzte, gelang weniger, als die Versuche, welche im 11. und 12. Jahrh. Alexius Komnenus machte. Vielleicht verbreiteten sich in Folge der Kreuzzüge ihre Abkömmlinge und Geistesverwandten in manche europ. Länder. Vgl. Schmid, „Historia Paulicianorum orientalium" (Kopenh. 1826).

Pauline (Christine Wilhelmine), Fürstin zur Lippe, geb. zu Ballenstedt am 23. Febr. 1769, war eine Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg und seiner Gemahlin Luise, geborenen Herzogin von Holstein-Plön. Sie zeigte viele Anlagen und erhielt eine gute wissenschaftliche Bildung. Die Stunden der Muße verlebte sie an der Seite ihres Vaters; sie nahm Theil an den Regierungsgeschäften und begleitete ihn auf seinen Jagdzügen. So erhielt ihr Charakter eine männliche Richtung, die sich selbst in kräftigen Gesichtszügen aussprach. Sie war der lat. Sprache mächtig und ziemlich vertraut mit der dän. Literatur. Minder bewandert war sie im Zeichnen, in der Musik und in weiblichen Fertigkeiten. Mit dem Dichter Gleim, der ihren dichterischen Versuchen seinen Beifall schenkte, stand sie in Briefwechsel. Dabei studirte sie die Verfassung ihres Geburtslandes, unterhielt sich mit Staatsmännern über alle Theile der Verwaltung, arbeitete Gesetze aus und verfertigte Gutachten aus Acten. Seit 1790 leitete sie im Cabinete ihres Vaters die auswärtigen Geschäfte. Nach der Wahl ihres Herzens vermählte sie sich 1796 mit dem regierenden Fürsten Leopold von Lippe-Detmold. Als dieser schon 1802 starb, übernahm sie für ihren ältesten Sohn Leopold (s. d.) die vormundschaftliche Regierung, die sie in der That musterhaft führte. Gleich im Anfange hob sie die Leibeigenschaft auf und traf treffliche Einrichtungen in Hinsicht der Erziehungsanstalten. Auch gründete sie unter Anderm eine Kleinkinderschule, die eine der ersten in Deutschland war. Besonders schätzte sie den Generalsuperintendenten von Cölln, an dessen „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung" (4 Hefte, Lemgo, dann Frankf. 1800—4) sie fleißigen Antheil nahm und dessen hinterlassene Werke sie herausgab. Eine geistvolle Dichtung von ihr, „Die Theestunde einer deutschen Fürstin", worin sie den Gesammtberuf ihres Geschlechts darstellt, findet sich in der „Iduna" (1805). Mit kluger Umsicht benahm sie sich gegen Napoleon, sodaß derselbe das Fürstenthum Lippe als eines jener Länder bezeichnete, welche von Kriegsrequisitionen verschont bleiben sollten. Zum Besten ihres Landes unternahm sie selbst eine Reise nach Paris, wo sie durch Einsicht und Geistesgegenwart dem Kaiser Achtung einflößte und die Freundschaft Josephinens gewann. Sie war im wahren Sinne des Worts Selbstregentin; sie selbst las, prüfte und erwog; sie selbst verordnete; sie selbst musterte ihr Truppencorps und entwarf die Etats zu

dessen Verpflegung; sie sah bändereiche Acten über schwierige Rechtshändel durch und führte oft in ihrem Regierungscollegium den Vorsitz. Der Ausführung einer von der Fürstin selbst 1817 entworfenen Verfassungsurkunde widersetzten sich die Landstände; dagegen erhielt sie einen Beweis allgemeiner Verehrung durch den seltsamen Antrag der Stadt Lemgo, das bürgermeisterliche Amt zu übernehmen, was sie auch that. Durch Einschreiten bewaffneter Macht wußte sie in den J. 1812 und 1818 ihr Ansehen in den Streitigkeiten mit Lippe-Schaumburg (s. Lippe) aufrecht zu erhalten. Nachdem sie am 4. Juni 1820 die Regierung ihrem Sohne übergeben, starb sie noch in demselben Jahre, am 29. Dec.

Pauliner, s. Minimen.

Paulinzelle, ein Kammergut in der schwarzburg-rudolstädtischen Oberherrschaft, zwei Meilen von Rudolstadt, eine Meile von Schwarzburg, ist geschichtlich merkwürdig durch das daselbst im J. 1106 von Pauline, der Tochter des thüring. Grafen Moricho, und ihrem mit Udalrich gezeugten Sohne Werner gestiftete Cistercienser Nonnen- und Mönchskloster, die sich beide bis in das Zeitalter der Reformation erhielten. Dasselbe hatte schon im Bauernkriege viel zu leiden und wurde 1534 durch die Grafen von Schwarzburg aufgehoben, die in den Besitz seiner Güter gelangten. Durch den Blitz wurden nachmals die Gebäude zerstört, doch gehören die noch sehr ansehnlichen Ruinen, namentlich der Kirche, welche in einem waldumgrenzten Thale höchst romantisch liegen, zu den schönsten des Thüringerwaldes. Vgl. Hesse, „Geschichte des Klosters P." (Rudolst. 1815, Fol.), und Puttrich, „Die Kirchen und sonstigen Alterthümer der schwarzburg. Länder" (Lpz. 1843, Fol.).

Paullini (Christian Franz), ein Polyhistor seiner Zeit, geb. zu Eisenach am 25. Febr. 1643, verlor frühzeitig seine Ältern und studirte mit Unterstützung der Herzogin-Witwe Theologie, vorzugsweise aber Medicin auf mehren Universitäten, namentlich auch in Kopenhagen unter dem berühmten Thom. Bartholin. Hierauf lebte er in Hamburg, von wo aus er Holland und England, Norwegen, Schweden, Lappland und Island bereiste. Von der Universität Wittenberg erhielt er das Magisterdiplom, von der zu Leyden die medicinische Doctorwürde, auch wurde er zum Gekrönten Dichter ernannt, kaiserlicher Notar und 1675 Pfalzgraf. Die ihm vom Großherzog von Toscana angetragene Professur in Pisa mußte er Krankheit halber ablehnen. Inzwischen als Leibarzt des Bischofs von Münster, Bernhard von Galen, in Korvei angestellt, ernannte ihn dieser 1677 zum Historiographen von Korvei, mit dem Auftrage, die Geschichte dieses Stifts zu schreiben. Nach dem Tode des Bischofs Bernhard im J. 1678 überwarf sich P. bei der Derbheit und Gemeinheit seines Wesens mit allen Capitularen dermaßen, daß diese ihn 1681 förmlich austrieben. Mit den Materialien zur Geschichte von Korvei wendete er sich nach Braunschweig, wo man ebenfalls sein Erbieten, eine Korvei'sche Geschichte zu schreiben, annahm. Doch auch Braunschweig verließ er 1686, um sich nach seiner Vaterstadt zu wenden, wo er am 10. Juni 1712 starb. Er war ein eitler, ehrgeiziger, veränderlicher, aber dabei unablässig fleißiger Mann; er hatte ausgebreitete Kenntnisse, aber durchaus keine wissenschaftliche Bildung. Er compilirte die geschmacklosesten Bücher, haschte nach den unglaublichsten Wunderdingen und warf Echtes und Unechtes, Wahres und Unwahres ohne alle Kritik durcheinander. Abgesehen von der großen Zahl seiner wunderlichen Abhandlungen, z. B. über den Esel, den Maulwurf, die Kröte u. s. w., seiner „Heilsamen Dreckapotheke" (Frankf. 1696) und seinen kurzweiligen Sammelwerken, z. B. den „Philosophischen Lustistunden" (3 Bde.) erwähnen wir von seinen historischen Schriften nur das „Antiquitatum german. syntagma" (Frankf. 1698, 4.), die „Geographia curiosa" (Frankf. 1699, 4.) und die Ausgaben der „Annales" verschiedener Klöster. Seine Geschichte von Korvei erschien nicht im Druck. In Folge der neuerdings von Hirsch und Waitz nachgewiesenen Unechtheit des zuerst von Wedekind herausgegebenen „Chronicon corbejense" wurde P. Wigand veranlaßt, in P. den Verfasser desselben zu vermuthen. (S. Korvei.)

Paulus, der große Heidenapostel, ursprünglich ein Pharisäer, wurde von jüd. Ältern, welche zu Tarsus in Cicilien wohnten und das röm. Bürgerrecht auf ihn vererbten, geboren, und zu Jerusalem, wohin er als Jüngling ging, durch den Unterricht Gamaliel's (s. d.) in das Studium der jüd. Schriftauslegung eingeweiht. Auch erwarb er sich, wie seine Briefe beweisen, Bekanntschaft mit den griech. Dichtern und Philosophen und trieb daneben, nach

der Sitte jüd. Lehrer, ein Handwerk, wahrscheinlich Zeltweberei, wodurch er sich in der Folge seinen Unterhalt verschaffte. So zum Lehramte vorbereitet, trat er wenige Jahre nach dem Tode Jesu als Verfolger der Christengemeinde öffentlich auf, zu deren Unterdrückung der hohe Rath ihn in und außer Jerusalem gebrauchte. Die Apostelgeschichte hat mehre Züge der Heftigkeit seines Eifers in diesem traurigen Geschäft aufbewahrt, das er aus Anhänglichkeit an das alte Gesetz betrieb. Er war mit Vollmachten des hohen Raths zur Verhaftung der Christen auf dem Wege nach Damask, als er durch eine Erscheinung (Apostelgesch. Cap. 9 und 22) bewogen wurde, dem Christenthum eine andere Seite abzugewinnen und sich durch den Unterricht christlicher Lehrer Erkenntniß von der Vortrefflichkeit dieser Religion zu verschaffen. Seine Bekehrung bezeichnete er durch Abänderung seines Namens Saul in Paulus, und widmete sich nun dem Berufe zum Apostel mit einer Begeisterung, welche die größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Kleinasien, Griechenland und die Inseln des Mittelländischen Meeres wurden die Schauplätze seiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Christenthums. Auf seinen drei Missionsreisen, die nach Anger („De temporum in Actis Apostolorum ratione", Lpz. 1833) in die Jahre 44, 51 und 54 zu setzen sind, machte er sich um die Gemeinden zu Antiochien, Ephesus und Jerusalem durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almosensammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Korinth, Galata und Thessalonich verehrten ihn als ihren Stifter, und die im Kanon des Neuen Testaments enthaltenen Sendschreiben, die er an diese und andere Gemeinden in den angesehensten Städten Griechenlands, Kleinasiens und nach Rom schrieb, zeigen, in welchem Verhältnisse väterlicher Macht und Sorgfalt er mit ihnen stand. Dadurch, daß er auch Heiden, ohne sie zuvor zur Beobachtung des jüd. Gesetzes zu verpflichten, in die Christengemeinde aufnahm, gab er dem Fortgange des Christenthums einen Umfang, zu dem die beschränktere Ansicht der übrigen Apostel, die anfangs nur Juden taufen wollten, es nie hätte kommen lassen. Gerade dies aber zog ihm den Haß der Juden zu, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten, und zu Jerusalem war Alles zu seinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als 20jährigen Wirksamkeit für die Verbreitung der Lehre Jesu, um das J. 59 mit den von ihm gesammelten Unterstützungsgeldern für die gedrückten paläst. Christen sich nach dieser Stadt begab. Hier wurde er verhaftet und nach Cäsarea gebracht, wo ihn die röm. Statthalter Felix und Festus zwei Jahre lang gefangen hielten und die Unerschrockenheit, mit der er sein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten, als früher der Areopag und die Weisen zu Athen, wo Dionysius, der Areopagit, sein Anhänger wurde, die Kraft und Gediegenheit seines Vortrags. Weil er als röm. Bürger an den Kaiser appellirt hatte, schickte man ihn endlich nach Rom, wo er nach einem bei Malta ausgestandenen Schiffbruche im Frühjahre 61 anlangte. Mit Achtung aufgenommen, jedoch als Staatsgefangener behandelt, gewann er daselbst mehre, auch vornehme Römer für das Christenthum. Daß er im J. 64 wieder auf freien Fuß kam, ist nicht zu erweisen. Um das J. 67 soll er unter Nero den Märtyrertod erlitten haben. Das Leben keines Apostels ist so reich an merkwürdigen Auftritten, rühmlichen Thaten und außerordentlichen, traurigen Schicksalen, als die Geschichte dieses großen Mannes, dem auch die Gegner der Religion, für die er lebte und starb, seltene Geistesgaben, gründliche Kenntnisse, tiefes Eindringen in das Wesen der Religion, Fülle und Schärfe der Ideen und eine Lehrgeschicklichkeit, die mit systematischer Anordnung der Materien Faßlichkeit und Wärme verband, nicht absprechen konnten. Seelengröße, echte Frömmigkeit und Glaubenskraft leuchten aus allen seinen Worten und Thaten hervor. Einige seiner im Kanon befindlichen Sendschreiben sind neuerdings angezweifelt worden. Jedenfalls erdichtet ist sein Briefwechsel mit dem Philosophen Seneca. Vgl. Hemsen, „Der Apostel P.; sein Leben, Wirken und seine Schriften" (Gött. 1830); Schrader, „Der Apostel P." (Bd. 1—5, Lpz. 1830—36), und Dähne, „Der Lehrbegriff des P." (Halle 1835).

Paulus von Ägina, ein berühmter griech. Arzt, lebte im 7. Jahrh. n. Chr., in dessen zweite Hälfte seine Blütezeit fällt, meist in Ägypten und Kleinasien. Mit ungemeinen Kenntnissen und Anlagen ausgestattet, war er der ausgezeichnetste Arzt seiner Zeit, und von den Griechen, die ihn den Lehrer der Heilkunde (Iatrosophista), wie von den Arabern, welche ihn wegen seiner besonders großen Einsicht in die Krankheiten des weiblichen Geschlechts vorzugs-

weise den Geburtshelfer (Alkawabeli) nannten, gleich geachtet, legte er seine Erfahrungen und Ansichten in mehren Schriften nieder, von denen nur das eine, aber vorzügliche Werk „Compendii libri septem" (Bas. 1538; engl. von Adams, Lond. 1834) sich erhalten hat.

Paulus Diakonus, der berühmte longobard. Geschichtschreiber, der gewöhnlich nach seinem Vater Warnefridus Warnefridi (nämlich filius) heißt und den Beinamen Diakonus von dem Amte, das er später bekleidete, erhielt, war von Geburt ein Longobarde und nach Einigen in Friaul, nach Andern in Aquileja geboren. Er war Notar, d. i. Kanzler, des longobard. Königs Desiderius und Diakonus des Patriarchats zu Aquileja, als Karl der Große den König Desiderius gefangen nahm. Der Kaiser nahm ihn an seinen Hof; ums J. 787 aber zog sich P. als Mönch in das Kloster Monte-Casino zurück, wo er im J. 799 starb. Er war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Sein Hauptwerk ist die „Historia seu de gestis Longobardorum libri V", die die Geschichte der Longobarden vom Anfange an bis zum J. 744 umfaßt. Die erste Ausgabe derselben erschien zu Lyon 1495; die beste besorgte Muratori in den „Rerum italic. scriptores" (Bd. 1, Mail. 1728, Fol.); eine deutsche Übersetzung aus dem 10. Jahrh. gab Spruner (Hamb. 1838) heraus. Das Werk zeugt von Genauigkeit und Wahrheitsliebe, doch fehlt es deshalb darin nicht an wunderlichen Sagen; der Stil ist fast dichterisch. Außerdem schrieb P. eine „Historia miscella seu historiae Romanorum" (beste Ausgabe ebenfalls bei Muratori, Bd. 1); ein „Liber de episcopis metensibus", herausgegeben von Pertz in den „Monumenta Germaniae historica" (Bd. 1), mehre Lebensbeschreibungen von Heiligen, Hymnen und Homilien.

Paulus von Samosäta, ein Antitrinitarier der alten Kirche, war seit dem J. 260 Bischof von Antiochia und wurde theils wegen seines weltlichen Lebens, theils deshalb, weil er den Logos nur für die in dem Menschen Jesus wirkende Vernunftkraft Gottes, also nicht für eine Hypostase erklärte, auf den antiochenischen Synoden im J. 264 und 269 angeklagt und endlich seines Amtes entsetzt. Der Schutz, den ihm die Königin Zenobia von Palmyra gewährte, war nur vorübergehend, denn Kaiser Aurelianus besiegte diese im J. 272. Dennoch kamen noch einzelne Samosatenianer bis in das 4. Jahrh. vor.

Paulus (Heinr. Eberhard Gottlob), Geh. Kirchenrath, Doctor der Theologie, Rechte und Philosophie, emeritirter Professor der Theologie an der Universität zu Heidelberg, wurde am 1. Sept. 1761 zu Leonberg bei Stuttgart geboren. Er hatte die Absicht, sich dem Studium der Medicin zu widmen, wurde aber durch pietistische Umgebungen veranlaßt, der Theologie sich zuzuwenden. Er besuchte die Schule und das Stift zu Tübingen, und erhielt dann von dem Freiherrn von Palm zu Kirchheim unter Teck Unterstützung zu einer Reise durch Franken, Ober- und Niedersachsen, um hier den Zustand des Unterrichtswesens kennen zu lernen. Hierauf studirte er in Göttingen oriental. Sprachen und wurde dann wieder von dem Freiherrn von Palm in den Stand gesetzt, seine Studien in London und Oxford weiter fortzusetzen. Dieser Reise und der Empfehlung Griesbach's hatte er 1789 den Ruf als Professor der oriental. Sprachen nach Jena zu verdanken. Hier beschäftigte ihn vorzugsweise die vom Orientalismus abhängige Erklärung des Alten und Neuen Testaments in psychologisch-historischer Weise, wie sie erkennbar ist in seinem „Philologisch-kritischen und historischen Commentar über das Neue Testament" (4 Bde., Lüb. 1800—4; 2. Aufl., Lpz. 1804—8) und in andern Schriften. Nach derselben Methode suchte er das Alte Testament zu erklären, z. B. in der „Clavis über die Psalmen" (Jena 1791; 2. Aufl., 1815) und in der „Clavis über den Jesaias" (Jena 1793). Nach Döderlein's Tode wurde er 1793 Professor der Theologie. Aus Rücksicht auf seine Gesundheit ging er 1803 in gleicher Eigenschaft nach Würzburg und wurde hier zugleich kurpfälz. Landesdirections- und Consistorialrath. Nach der Aufhebung der protestantisch-theologischen Facultät zu Würzburg unter des Großherzogs Erzherzog Ferdinand's Regierung kam er 1808 als Landesdirectionsrath in Kirchen- und Schulsachen nach Bamberg, 1809 in gleicher Eigenschaft nach Nürnberg und 1811 nach Ansbach. Noch in demselben Jahre wurde er durch seine Berufung als Professor der Exegese und Kirchengeschichte nach Heidelberg dem akademischen Leben und hiermit der literarischen Thätigkeit zurückgegeben. Seit 1814 veranlaßten ihn die Verfassungsangelegenheiten seines Vaterlands Würtemberg, nach dieser Seite hin schriftstellerisch zu wirken. So entstand die historisch-publicistische Zeitschrift „Sophronizon" (1819—29),

welche durch Darstellungen allgemein wichtiger Zeitgegenstände, z. B. über Proselytenmacherei, über den rechtlich nicht begründeten Einfluß der röm. Kirchenherrschaft auf die katholisch-deutsche Nationalkirche, über die curialistischen Rechtsverletzungen gegen Wessenberg u. s. w., vielen Beifall fand. Seiner Beleuchtung der in dem Processe gegen Fonk (s. d.) begangenen Rechtsverletzungen verdankte er die juristische Doctorwürde von Seiten der Universität zu Freiburg. Als theologischer Schriftsteller warnte er ebenso sehr vor einseitigem Rationalismus und vor speculativen Abweichungen von der uranfänglichen Christuslehre, als vor Mysticismus und Jesuitismus, und in diesem Sinne begann er die allgemeine theologische Jahresschrift „Der Denkglaubige" (Heidelb. 1825—29) und die Zeitschrift „Kirchenbeleuchtungen" (1827). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften erwähnen wir noch seine „Memorabilien" (8 Stück, Lpz. 1791—96); „Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient" (7 Bde., Jena 1792—1803); „Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums" (2 Bde., Heidelb. 1828); „Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte" (Bremen 1830; 2. Aufl., 1834); „Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien" (3 Bde., Heidelb. 1830—33; neue Aufl., 1841—42) und die von ihm mit Kritik herausgegebenen „Vorlesungen Schelling's über die Offenbarung" (Darmst. 1843), wodurch er sich in einen Rechtsstreit verwickelt sah. Im J. 1844 wurde er Alters halber in Ruhestand versetzt. Vgl. seine „Skizzen aus seiner Bildungs- und Lebensgeschichte zum Andenken an sein 50jähriges Jubiläum" (Heidelb. 1839).

Pauperismus ist ein neuerfundener Ausdruck für eine neue, höchst bedeutsame und unheilvolle Erscheinung, den man im Deutschen durch die Worte Massenarmuth oder Armenthum wiederzugeben gesucht hat. Es handelt sich dabei nicht um die natürliche Armuth, wie sie als Ausnahme in Folge physischer, geistiger oder sittlicher Gebrechen, oder zufälliger Unglücksfälle immerfort Einzelne befallen mag; auch nicht um die vergleichungsweise Dürftigkeit, bei der doch eine sichere Grundlage des Unterhalts bleibt. Der Pauperismus ist da vorhanden, wo eine zahlreiche Volksclasse sich durch die angestrengteste Arbeit höchstens das nothdürftigste Auskommen verdienen kann, auch dessen nicht sicher ist, in der Regel schon von der Geburt an und auf Lebenszeit solcher Lage geopfert ist, keine Aussichten der Änderung hat, darüber immer tiefer in Stumpfsinn und Roheit versinkt, den Seuchen, der Branntweinpest und viehischen Lastern aller Art, den Armen-, Arbeits- und Zuchthäusern fortwährend eine immer steigende Zahl von Rekruten liefert und dabei immer noch sich in reißender Schnelligkeit ergänzt und vermehrt. Diese Erscheinung ist vorhanden; sie ist in Europa am schlimmsten in England, Frankreich und Belgien hervorgetreten, fängt aber auch in Deutschland, besonders in den Ländern, wo es eigene Fabrikprovinzen gibt, oder wo das Grundeigenthum übermäßig zersplittert wurde, sich zu zeigen an. Ja sie soll sogar in gewissen Theilen und Plätzen der Vereinigten Staaten von Nordamerika schon bemerkbar sein. Sie zeigt sich also in den gebildetsten, reichsten, industriösesten und geistig bewegtesten Ländern, unter den verschiedensten Verfassungsformen. Ihre Statistik haben namentlich de Morogues („Du pauperisme et de la mendicité", Par. 1834), de Villeneuve-Bargemont („Economie politique chrétienne", 3 Bde., Par. 1834), und nach ihnen P. Schmidt („Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus", Lpz. 1836) zu geben versucht. Man berechnet in ganz Europa die Zahl der Almosenempfänger zu $^1/_{21}$ der Bevölkerung. Aber in Rußland steht sie wie 1 : 100, in England wie 1 : 6. In Frankreich rechnet man $^1/_{20}$ der Bevölkerung zu den Armen; in den Niederlanden steht das Verhältniß wie 1 : 7, in der Schweiz wie 1 : 10, in Deutschland wie 1 : 20, in Östreich und Dänemark wie 1 : 25. Die Erklärung der Erscheinung und demgemäß auch die Mittel der Abhülfe hat man auf sehr verschiedenen Wegen gesucht. Eine Zusammenstellung dieser Versuche gab Bülau in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" (1838) und mit Nachträgen in seinen „Zeitfragen" (1846). Eine reactionaire Farbe sucht das Übel in dem Zeitgeiste der Neuzeit und seinen Schöpfungen und will zum Mittelalter zurück, speciell zu dessen Agrarverfassung und Zunftwesen. Eine revolutionaire Schule, die mannichfaltigen Schattirungen des Communismus (s. d.) und Socialismus (s. d.) umfassend, will mehr oder weniger die Grundlagen unsers rechtlichen und socialen Gebäudes umstürzen, namentlich das Eigenthumsrecht brechen. Sehr Viele haben die aus dem Gesammtwesen vielartiger und zusammengesetzter Einflüsse

erwachsene Erscheinung aus einzelnen Ursachen ableiten und durch einzelne Mittel heilen wollen. Während von mehren Seiten hauptsächlich das Fabrikwesen als die fruchtbarste Mutter des Pauperismus angeklagt wird, fodern dessen eigene Wortführer vielmehr seine kräftigste Förderung durch künstliche Mittel. Den gegen die in der Wissenschaft herrschende nationalökonomische Schule gerichteten Vorwürfen, daß ihre Lehren den Pauperismus erzeugt hätten, antwortet diese mit der ganz entgegengesetzten Behauptung: er würde nicht sein, wenn man ihre Foderungen wahrhaft und vollständig erfüllt hätte. Weise geordnete Freiheit in allem Leben, geistvolles und energisches Zusammenfassen der Kräfte für edle Zwecke, reiches Ausstreuen der Saaten gedeihlicher Bildung, zweckmäßige Organisation der Massen und wahrhaft-christliche, warme und erleuchtete Menschenliebe, das sind die Aufgaben, das mögen die rechten Mittel sein, die, wenn sie mit Consequenz und Ausdauer angewendet werden, leisten müssen, was vernünftigerweise verlangt werden kann. In diesem Sinne mag auch der gemüthvolle, aber schwerlich der Zeit zum vollen Verständniß zu bringende Gedanke des Schwanenordens, mit dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen das J. 1844 begrüßte, zu erfassen sein.

Pausanias, ein bekannter spartan. König und Feldherr, der Sohn des Kleombrotus und Neffe des Leonidas, führte zugleich mit Aristides (s. d.) die Griechen in der erfolgreichen Schlacht bei Platää (s. d.), im J. 479 v. Chr., an und zog hierauf vor das verrätherische Theben, welches ihm die Häupter der pers. Partei zur Bestrafung ausliefern mußte. Diese glücklichen Ereignisse aber und namentlich die unter seiner Leitung erfolgte Befreiung Griechenlands von der Herrschaft der Perser verwandelten seine frühere Mäßigung und Bescheidenheit so sehr in Anmaßung und Übermuth, daß er sich sogar den Sieg bei Platää allein zuschrieb. Während daher Aristides und Cimon, die unter ihm befehligten, durch Herablassung Alle für sich gewannen, mishandelte er die Bundesgenossen und betrachtete die Spartaner als die Gebieter der übrigen Griechen. Endlich trat er sogar mit Xerxes in geheime Unterhandlung, um sich zum Herrn von ganz Griechenland zu machen, entsagte selbst äußerlich den spartan. Sitten, indem er pers. Kleidung und Gewohnheit annahm, und erregte so die allgemeine Unzufriedenheit der griech. Bundesgenossen, weshalb ihn die Spartaner zurückriefen. Kaum aber hatte man ihn in Berücksichtigung seiner frühern Verdienste freigesprochen, als er abermals mit Griechenlands Feinden in Unterhandlungen trat und, als man ihn auch dieses Mal noch der Strafe überhoben, dasselbe Spiel von neuem begann. Endlich wurde er von den Ephoren vor Gericht gefodert, um die ganze Strenge des Gesetzes gegen ihn anzuwenden. Als er in Sparta angekommen war und sein bevorstehendes Schicksal ahnte, flüchtete er sich in den Tempel der Athene Chalkioikos. Das Volk verschloß hierauf die Pforten des Tempels durch Aufhäufen von Steinmassen, wobei seine eigene Mutter zuerst mit Hand anlegte, und P. mußte auf diese Weise vor Hunger verschmachten Mit Recht sagt Cornelius Nepos, dem wir einen Abriß seines Lebens verdanken, dieser große Mann habe den Glanz seiner Thaten durch einen schimpflichen Tod befleckt.

Pausanias, einer der wichtigsten griech. Geschichtschreiber und Geographen, um 170 n. Chr., aus Cäsarea in Kappadocien, ein Schüler des Herodes Atticus, bereiste nicht nur ganz Griechenland, Macedonien und Italien, sondern auch einen großen Theil von Asien und Afrika, und verfaßte, als eine Frucht seiner Beobachtungen und Forschungen, unter dem Titel „Periegesis" eine Beschreibung oder eigentlich einen Reisebericht über Griechenland in zehn Büchern, welche nach den verschiedenen Landschaften benannt sind. Dieses Werk, in welchem er sich vorzugsweise mit der Darstellung und Erklärung der damals noch vorhandenen Kunstdenkmäler beschäftigt, wobei er sehr oft in Details eingeht, hat noch gegenwärtig einen hohen Werth für den Kunstkenner und Alterthumsforscher und muß in vielen Stücken als die einzig sichere Quelle betrachtet werden. Letzteres ist namentlich da der Fall, wo P. als Augenzeuge spricht, da er allerdings auf der andern Seite auch eine Reihe von mythischen Erzählungen mit eingeflochten hat, die mit den beschriebenen Gegenständen gerade in Verbindung stehen. Sein Ausdruck ist oft nachlässig und leidet an Weitschweifigkeit und affectirter Alterthümlichkeit. Nach der ersten Ausgabe von Musurus (Ven. 1516, Fol.) haben Facius (4 Bde., Lpz. 1794 fg.), Clavier (6 Bde., Par. 1814—23), Siebelis (5 Bde., Lpz. 1822—28), Imm. Bekker (2 Bde., Berl. 1826) und Schubart und Walz

(3 Bde., Lpz. 1838—39) die besten Bearbeitungen geliefert. Brauchbare deutsche Übersetzungen besitzen wir von Goldhagen (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1798—99), Wiedasch (5 Bde., Münch. 1826—33) und Siebelis (Tüb. 1827 fg.).

Pause, d. h. Ruhe, nennt man vorzugsweise in der Musik das Schweigen der Stimmen an gewissen Stellen eines Tonstücks, sowie auch das Zeichen, das diesen Stillstand und seine Dauer anzeigt. Generalpause heißt die allgemeine Pause sämmtlicher Instrumente. Ganz kurze Pausen nennt man, weil sie nur des Athem- oder Kraftschöpfens wegen da sind, Sospiren. Neben den Pausen, als Ruhepunkten, gibt es auch Gefühlspausen.

Pausilippo, ein Berg auf der nordwestlichen Seite Neapels, dicht bei der Stadt, ist besonders wegen des Felsenwegs, der sogenannten Grotte von P., merkwürdig, der 80—90 F. hoch, 24—30 F. breit und ungefähr 1000 Schritte lang, in gerader Linie durch den Berg von Neapel nach Puzzuoli führt und eine der belebtesten Landstraßen bildet. In den frühesten Zeiten ein Steinbruch, wurde sie in der Folge durch den ganzen Berg getrieben. König Alfons I. ließ sie in der Mitte des 15. Jahrh. erweitern, und auch noch später wurde sie breiter und höher gemacht, gepflastert und mit Luftlöchern versehen. Der Fels ist überaus fest und nie durch ein Erdbeben erschüttert worden. In der Mitte der Grotte steht eine Kapelle der Jungfrau Maria; über der Grotte finden sich Reste einer Wasserleitung und des sogenannten Grabmals Virgil's. Um den Weg durch die Grotte zu umgehen, wurde 1822 eine Kunststraße über den P. nach Puzzuoli angelegt. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man an der Spitze des P. eine Grotte, welche wahrscheinlich die Crypta pausilypona der Alten ist, da die jetzt sogenannte auch beim Seneca Crypta neapolitana heißt.

Pauw (Cornelius de), ein bekannter Philolog und Historiker, geb. 1739 zu Amsterdam, wurde 1766 Kanonikus zu Xanten im Kleveschen, hielt sich dann abwechselnd einige Zeit zu Berlin am Hofe Friedrich's des Großen auf, der ihn seines philosophischen Geistes wegen sehr schätzte, und brachte die letzten Jahre seines Lebens in völliger Zurückgezogenheit in Xanten zu, wo er am 7. Juli 1799 starb. Seinen literarischen Ruf begründete er namentlich durch seine „Recherches philosophiques sur les Grecs" (2 Bde., Berl. 1787; deutsch von Villaume, Berl. 1789); ferner durch die „Recherches philosophiques sur les Américains" (2. Ausg., 3 Bde., Berl. 1772; deutsch, Berl. 1769), endlich durch die „Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois" (2 Bde., Berl. 1773; deutsch von Krünitz, Berl. 1774), welche beide letztere Werke auch unter dem Titel „Recherches sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois" (7 Bde., Par. 1795) erschienen. Diese Werke, welche eine Culturgeschichte jener Nationen liefern sollen, enthalten bei manchen Beweisen von Kenntniß, Scharfsinn und Witz eine Menge der seltsamsten Behauptungen und setzen im Widerspruche mit allen andern Geschichtschreibern und häufig in einem schmähenden Tone den Charakter und die Verdienste der einzelnen Völker, besonders der Griechen, tief herab. Unter seinen philologischen Arbeiten verdienen die Ausgaben des Aristänetus (Utr. 1736), des Grammatikers Phrynichus (Utr. 1739, 4.) und des Äschylus (Kopenh. 1745, 4.) eine Erwähnung. Durch die Bearbeitung des Aristänetus wurde er mit d'Orville (s. d.) in eine gemeine Zänkerei verwickelt, der ihn in der „Vannus critica" spottweise nur Pavo nannte, worauf ihm Pauw in einer langen Vorrede zum Phrynichus auf ebenso derbe Weise antwortete.

Pavēsen hießen im Mittelalter die großen, fünf Fuß langen, mit starkem Eisenblech belegten Schilde, die unten mit einem eisernen Stachel versehen waren, um sie namentlich bei Belagerungen zum Schutze der Armbrustschützen in die Erde stoßen zu können. Auch nach der Einführung des Feuergewehrs blieben sie noch einige Zeit üblich.

Pavia (ital. Padova), das alte Ticinum, später Papia, eine der ältesten Städte Italiens, die Hauptstadt der gleichnamigen Delegation im Gubernium Mailand des Lombard.-venetian. Königreichs, liegt am Ticino, über den eine 200 Schritt lange bedeckte marmorne Brücke führt. Die Stadt ist von alten Festungswerken umgeben, hat 23400 E., breite Straßen mit Trottoirs, einige schöne Plätze, aber wenig ausgezeichnete Paläste. Unter den Kirchen zeichnen sich aus die Domkirche mit dem Grabmale des heil. Augustinus, namentlich aber die schöne Kirche Sta.-Maria Coronata. Die besonders im Mittelalter so berühmte Universität, in

einem prachtvollen Gebäude, soll Karl dem Großen ihre Entstehung verdanken. Neugestiftet wurde sie 1361 von Galeazzo Visconti und später erneuert; so in neuerer Zeit 1770 auf Veranlassung des Grafen Firmian von Maria Theresia, und 1817 von Franz I. Sie zählt 42 Professoren und 1400 Studenten, meist Mediciner, und hat fünf Kliniken, eine Bibliothek von 50000 Bänden, einen botanischen Garten und reiche naturwissenschaftliche Sammlungen. Vgl. „Cenni storici delle due università di Pavia etc." (Mail. 1833). Von den daselbst bestehenden Collegien sind das Borromäische und das des Papstes Pius' V. die schönsten. Außerdem hat P. eine Ackerbau- und Thierarzneischule, eine Schule der Civilbaukunst, ein bischöfliches Seminar und das gräflich Carburische chemische Laboratorium und Mineraliencabinet. Auch ist es der Sitz der Delegationsbehörden, eines Tribunals, eines Bisthums und einer Provinzialcongregation. Es hat zwei große Spitäler, zwei Waisenhäuser, zwei Versorgungsinstitute und treibt bedeutenden Handel mit Landesproducten, namentlich den in Oberitalien beliebten sehr starken paduaner Weinen, Öl und Gartengewächsen. Ein besonderer Handelsartikel sind die Vipern, die hier gefangen und zur Theriakbereitung nach Venedig verkauft werden. Ein schiffbarer Kanal, ganz mit Granitquadern eingefaßt, verbindet seit 1816 den Ticino mit dem Po. In der Nähe der Stadt liegt das berühmte, von Giovanni Galeazzo Visconti 1396 gegründete, vom Kaiser Joseph II. aufgehobene Karthäuserkloster Certosa mit schönen, prächtigen Gebäuden, zahlreichen Kunstdenkmälern und einer herrlichen, in goth. Geschmack erbauten Kirche. Nahe bei diesem Kloster wurde 774 der letzte Longobardenkönig Desiderius von Karl dem Großen und 1525 Franz I. im Kriege gegen Karl V. gefangen genommen. Die Stadt P. war seit Alboin 568 Hauptstadt des longobard. Reichs, bis Karl der Große 774 dasselbe eroberte. Kaiser Otto I. ließ sich hier 951 zum lombard. Könige krönen. Mit Mailand hatte P. mehrmals, namentlich 1059, heftige Kämpfe zu bestehen; in den ghibellinisch-welfischen Streitigkeiten schloß es sich meist an die Partei der deutschen Kaiser an. Später herrschte in P. die Familie Beccaria; dann kam es unter Mailand, mit diesem 1736 an Östreich. Vgl. „Memorie istoriche della citta di P." (3 Bde., Pavia 1782).

Pavian, eine Affengattung der alten Welt, von den Alten auch Kynokephalus, d. h. Hundskopfaffe, genannt, ist durch ihre hundsähnliche Physiognomie, ihr fürchterliches Gebiß, nacktes Gesäß und ihre Wildheit merkwürdig. Zu ihr gehört der Mandrill (s. d.).

Pawlowsk, ein vier Meilen von Petersburg an der Slawjänka gelegenes, im J. 1780 nach dem Plane des Engländers Brown im edlen Stil erbautes kaiserliches Lustschloß, zeichnet sich besonders durch seinen reizenden Park aus und seinen erst vor wenigen Jahren angelegten Vauxhall, der im Sommer einen Hauptvergnügungsort der Petersburger bildet, wo Concerte und Bälle mit Feuerwerken, Brillanterleuchtungen und Ergötzlichkeiten aller Art abwechseln. Der Park selbst ist eine Schöpfung der Kaiserin Maria Feodorowna, der Gemahlin Paul's I., die an diesem von der Natur wie von der Kunst gleich schön ausgestatteten Orte besonders gern verweilte. Die lieblichsten Anlagen des Parks sind die sogenannte Zauberinsel, von der Slawjänka umflossen, der Rosenpavillon, die Eremitage, die einst dem pers. Prinzen Mirza zur Wohnung diente, der Stern mit der bronzenen Niobegruppe, der Musenplatz, der Tempel der Grazien, die überaus reizend gelegene kaiserliche Ferme mit dem buntfenstrigen Zarensaal, und die mit den herrlichen Arbeiten des größten russ. Plastikers Martos verzierten Mausoleen und Grabtempel. P. ist unbestreithar die schönste Partie in der Umgegend der Residenz, und Wiesengründe, Baumgruppen, Bäche, Cascaden und Kunstdenkmäler aller Art bilden hier ein überaus interessantes, leben- und wechselvolles Gemisch. Von der Ausdehnung dieser Anlagen gewinnt man einen kleinen Maßstab, wenn man bedenkt, daß die Gänge dieses Parks zusammen ein Längenmaß von 15¾ M. haben. In der Mitte des im Halbkreis gebauten Schlosses befinden sich die vom Staatsrath Adelung geordnete Bibliothek der verstorbenen hohen Besitzerin dieses Schlosses, ferner eine ausgezeichnete Gemäldesammlung mit vielen Werken alter Meister und das sogenannte Cabinet de réunion, dessen Geräthe und Verzierungen insgesammt von den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses gearbeitet sind. Auch das Münz- und Mineraliencabinet, in welchem letztern besonders eine 8 Pfund schwere uralische Goldstufe von Interesse ist, wie auch der Saal mit den herculanischen Denkwürdigkeiten verdienen der Erwähnung. Im

J. 1828, nach dem Tode der Kaiserin Maria, nahm der Großfürst Michael laut testamentlicher Verfügung Besitz von diesem Schlosse. Im Umfange der Parkanlagen liegt die kleine, jetzt von 3200 E. bewohnte Stadt gleiches Namens, die durch eine 1838 eröffnete Eisenbahn mit der Residenz in Verbindung gesetzt ist.

Payne (Thomas), ein durch seine Einwirkung auf die nordamerik. und franz. Revolution berühmter Schriftsteller, war am 29. Jan. 1737 zu Thetford in der engl. Grafschaft Norfolk geboren. In der Jugend mußte er das Geschäft seines Vaters, der Corsetmacher war, betreiben; später erhielt er eine Anstellung als Zollbeamter und übernahm außerdem die Leitung einer Tabacksfabrik. Beide Ämter nährten ihn jedoch mit seiner Familie nur dürftig, sodaß er in Schulden gerieth und 1774 abgesetzt wurde. Hierauf ging er nach Nordamerika und fand bei einem Buchhändler in Philadelphia günstige Aufnahme. Unter diesen Verhältnissen gab er 1776 eine im Volkstone gehaltene Schrift „Common sense" heraus, die das Interesse der Colonien vertheidigte und auf die Bewegung beispiellos wirkte. Die angesehensten Männer, wie Washington und Franklin, schenkten dem kühnen Publicisten ihre Freundschaft und ernannten ihn beim Congresse der Vereinigten Staaten zum Secretair im Departement des Auswärtigen. Diese Stelle mußte P. aber wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses aufgeben, worauf er nach Frankreich, und von da nach England zurückging. Hier ließ er 1791 sein in alle Sprachen übersetztes Buch „The rights of man" (Die Rechte des Menschen) erscheinen, das die Ideen der franz. Revolution gegenüber den Angriffen Burke's (s. d.) und dem Geschrei der engl. Aristokratie vertrat. Seine kühne, revolutionaire Sprache, die den Bau des brit. Staatsgebäudes in seinen Wurzeln angriff, erbitterte nicht nur die Regierung und den Adel, sondern verletzte auch den Patriotismus. Während man gegen P. einen Staatsproceß einleitete, der später zu seinem Nachtheile ausschlug, ging er nach Frankreich, wo ihm mehre Städte das Bürgerrecht verliehen, das Departement Pas de Calais ihn aber noch 1792 in den Nationalconvent abordnete. Er warf sich jetzt in den vollen Strudel der Revolution und veröffentlichte unter dem Namen Achille Duchatelet ein Flugblatt, das verschiedene streitige Tagesfragen, unter Anderm die Flucht des Königs und die Nothwendigkeit einer neuen Staatsverfassung, behandelte. Im Processe des Königs erklärte er sich für dessen Einsperrung und Deportation nach dem Friedensschlusse, was der Partei des Berges misfällig war. Marat warf ihm die Grundsätze eines Quäkers vor; Robespierre aber ließ ihn 1793 unter dem Vorwande, daß er Ausländer sei, aus dem Convent stoßen und verhaften. In der Gefangenschaft schrieb P. sein gegen den Atheismus gerichtetes Buch „The age of reason". Nach einer Haft von 14 Monaten erhielt er endlich im Dec. 1794 auf Verwenden der nordamerik. Regierung die Freiheit zurück und seinen Sitz im Convent. Als sich letzterer 1795 auflöste, trat er ins Privatleben und beschäftigte sich mit statistischen und finanziellen Untersuchungen. Die Frucht dieser Muße war 1796 eine scharfe Kritik der brit. Finanzverwaltung seit den letzten zwölf Jahren, die großes Aufsehen machte. Weil indeß P. beim Directorium nicht die gewünschte Berücksichtigung fand, so kehrte er 1802 auf Jefferson's Veranlassung nach den Vereinigten Staaten zurück, wo er am 8. Juni 1809 starb.

Pays de Vaud, s. Waadtland.

Pazzi, eins der vornehmsten und reichsten Geschlechter der Republik Florenz, das durch die Verschwörung von 1478 seinen Untergang herbeiführte. Eifersucht der Liebe und auf die Gewalt des Mediceischen Hauses entflammte den Urheber jener Verschwörung, Francesco P., zur Wuth gegen seinen Nebenbuhler, Giuliano de' Medici, welcher sich heimlich mit Camilla Caffarelli vermählt hatte. Francesco P., ebenso kühn und verwegen als rachsüchtig, zog Bernardo Bandini, der sich ebenfalls von den Medici beleidigt glaubte, in sein Vertrauen, wußte von dem Papste Sixtus IV., der die steigende Macht des Hauses Medici schon lange mit Misgunst betrachtete, das Versprechen seiner Unterstützung zu erlangen und gewann auch den Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, sowie seinen Oheim, Jacopo P., einen sehr verständigen Mann, für den Plan zum Sturze der Medici. Nachdem die Verschworenen während einer Krankheit des Carlo Manfredi, Grafen von Faenza, ohne Verdacht zu erregen, Truppen zusammengezogen hatten, beschlossen sie, als Sixtus IV.

seinen Neffen, den jungen Cardinal Rafael Sansoni, nach Florenz sendete, bei den zu Ehren desselben angestellten Festen die beiden Medici umzubringen. Doch Giuliano de' Medici erschien nicht. Nun bestimmte man den 2. Mai 1478, an welchem in der Hauptkirche zu Sta.-Reparata großer Gottesdienst gehalten werden sollte, zur Vollziehung des Mordes. Das zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Priester die Hostie ergreifen würde, sollte das Zeichen sein. Schon waren Lorenzo de' Medici und viel Volk in der Kirche versammelt, aber noch fehlte Giuliano. Da begaben sich Francesco P. und Bandini in dessen Haus und beredeten ihn, dem Hochamte des Cardinals beizuwohnen, wußten ihn auf dem Wege dahin durch Schmeichelworte sicher zu machen, und nahmen, in die Kirche angekommen, ihn in ihre Mitte. Antonio von Volterra und Steffano, zwei andere Verschworene, stellten sich der Verabredung gemäß Lorenzo zur Seite. Als nun das Glöckchen zum zweiten Male ertönte, durchbohrte Francesco P. den Giuliano mit solcher Wuth, daß er sich selbst am Schenkel verwundete. Zu gleicher Zeit ermordete Bandini Giuliano's Freund Nori, und Antonio und Steffano griffen den Lorenzo an, stießen aber fehl und verwundeten ihn nur leicht am Halse. Lorenzo rettete sich in die Sacristei; Francesco P. und Bandini wollten ihm dahin folgen, wurden aber zurückgestoßen. In dem Gedränge, das nun entstand, verloren viele Menschen das Leben und der Cardinal konnte von den Geistlichen nur mit Mühe gegen die Wuth des Volks geschützt werden. Francesco P.'s Bemühen, das Volk aufzuwiegeln, war bei dieser Stimmung der Florentiner vergeblich; er mußte, von dem Blutverluste erschöpft, sich nach Hause begeben. Ebenso scheiterte Salviati's und Jacopo P.'s Versuch, sich des Palastes zu bemächtigen, an der Wachsamkeit des Gonfaloniere Cesare Petrucci. Der Erzbischof und mehre Verschworene wurden bei dieser Gelegenheit ergriffen und gemordet. Den Francesco P. holte das Volk aus seiner Wohnung, schleppte ihn nackt durch die Gassen und hing ihn nebst 70 Andern an den Fenstern des Palastes auf. Jacopo P. rettete sich durch die Flucht, wurde aber in den Apenninen von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert und nebst Renato P. gehangen. Bandini, der sich nach Konstantinopel geflüchtet hatte, wurde vom Sultan Bajazet ausgeliefert und nebst Antonio von Volterra und Steffano, die in einem Kloster Schutz gefunden, hingerichtet. Nur Napoleon Francesi und Guilielmo P., der unschuldig und ein Schwager Lorenzo's de' Medici war, entgingen der Rache des Volks. Guilielmo wurde, ungeachtet der Bitten seiner Gemahlin Bianca, Zeitlebens auf seine Villa verbannt; den Francesi sah man nicht mehr. Die übrigen P. wurden sämmtlich in die Gefängnisse von Volterra für immer eingesperrt, und den Cardinal Rafael Sansoni sendete Lorenzo de' Medici nach Rom zurück. Von der Familie P. leitet auch die poln. Familie, der der General Ludw. Mich. Graf Pac (s. d.) angehört, ihren Ursprung ab.

Pearce (Zachary), ein gelehrter engl. Philolog und Theolog, geb. 1690 zu London, studirte zu Cambridge und wurde, nachdem er mehre geistliche Ämter bekleidet hatte, 1756 Bischof zu Rochester, legte aber diese Würde einige Jahre vor seinem Tode, welcher am 29. Juni 1774 erfolgte, freiwillig nieder. Durch gründliche Kenntnisse und Belesenheit zeichnen sich seine Ausgaben des Cicero „De oratore" (Cambr. 1716; 2. Ausg., Lond. 1795) und des Longinus (Lond. 1724, 4.) aus, sowie unter seinen theologischen Schriften der „Commentary on the evangelists and the acts of the apostles" (2 Bde., Lond. 1777, 4.).

Pearson (John), ein gelehrter engl. Theolog und Philolog, geb. um 1615 zu Creake in der Grafschaft Norfolk, gest. 1688 als Bischof von Chester, machte sich zugleich mit seinem Bruder, Richard P., der als königlicher Bibliothekar zu St.-James 1670 starb, in einer großen Anzahl von Schriften um das Studium der biblischen Kritik und der Patristik verdient. Seine reichhaltigen Materialien zum Lexikon des Hesychius gab Gaisford unter dem Titel „Adversaria Hesychiana" (2 Bde., Orf. 1844) heraus.

Pech ist der allgemeine Name für die verschiedenen Zustände des im Safte der Nadelhölzer enthaltenen Harzes. Letzteres fließt zum Theil von selbst aus den Stämmen in halbflüssiger Verbindung mit ätherischem Öle und heißt dann Terpenthin (s. d.). Destillirt man diesen mit Wasser, bis das Terpenthinöl ganz übergegangen ist, so erhält man als Rückstand Kolophonium (s. d.). Kocht man Terpenthin mit Wasser und rührt die Masse mit kaltem Wasser durch, so wird sie gelb und undurchsichtig (Gelbes Pech, poix résine); läßt man dagegen den Terpenthin am Baume eintrocknen, so verliert er den größten

Theil seines Öls und wird zu gewöhnlichem Weißen Harz oder Galipot. Letzteres wird, besonders im südwestlichen Frankreich, mit Wasser destillirt und geschmolzen und durch Stroh geseiht und heißt dann Weißes Burgundisches Pech; wenn man dagegen dasselbe unmittelbar für sich schmilzt und durch Stroh seiht, so gibt dies Gemeines Braunes Pech, und aus den auf dem Stroh bleibenden Pechgrieben wird Kienruß gebrannt. Destillirt man harziges Holz in verschlossenen Gefäßen oder in sogenannten Theerschwelereien, so gehen in das Destillat, den Theer (s. d.), der daher auch Flüssiges Pech genannt wird, das Harz und Öl in veränderter Gestalt über. Durch Destillation des Theers erhält man dann Pechöl oder Kienöl, und als schwarzen festen Rückstand das Schwarze oder Schiffspech. Fast überall, wo Nadelholzwälder in Massen sind, wird auch Pech gewonnen; gemeines und schwarzes Pech vorzüglich in Schweden, Nordamerika, im Harz und in Böhmen; weißes Pech und Galipot in Frankreich (Landes). Die verschiedenen Arten des Pechs dienen theils für sich zum Auspichen und Verpichen von Gefäßen, Flaschen, Schiffen u. s. w., theils als Zusatz zu Siegellack, Kitten, groben Firnissen, Stiefelwichsen, Pflastern u. s. w., endlich wegen der Brennbarkeit zu Fackeln.

Pechkränze nennt man runde Reifen von Holz oder Eisen, die man mit Lunte, auch blos mit Stroh umwickelt, wiederholt in fließendes Pech taucht und mit Pulver bestreut. Sie werden an Gebäude, namentlich auch an Blockhäuser und Brückenpfeiler, an einen schnell eingeschlagenen Nagel gehangen, mit einem Zündlicht in Brand gesetzt, und verbreiten gewöhnlich sehr bald ein intensives Feuer, selbst bei starkem Holz und nasser Witterung.

Peculat heißt im röm. Rechte die Entwendung oder Unterschlagung öffentlicher Gelder aus Staats- oder Gemeindekassen. Auch begriff man darunter die Verfälschung des dem Staate gehörigen Goldes, Silbers und Erzes, und mit diesem Verbrechen waren wieder in einem Gesetze des Dictators Cäsar auch das crimen de residuis, wenn Jemand öffentliche Gelder zu einem bestimmten Zwecke empfangen und nicht zu demselben verwendet hatte, und das sacrilegium, die Entwendung oder Unterschlagung der dem Götterdienst geweihten Gelder oder anderer Gegenstände, in Verbindung gebracht. Das Letzte ist gegenwärtig Diebstahl unter erschwerenden Umständen. (S. Kirchenraub.) Auch gegen die Veruntreuungen der Kassenbeamten bestehen in den meisten Staaten schärfere Gesetze, wo aber solche nicht vorhanden sind, werden dieselben gleich dem Diebstahle bestraft.

Peculium hieß bei den Römern Das, was der Herr seinem Sklaven von Dem, was dieser mit seiner Arbeit erworben, zur Belohnung und Ermunterung seines Fleißes überließ. Auch das besondere Vermögen der unter väterlicher Gewalt stehenden Kinder hieß bei den Römern Peculium. Was die Kinder von dem Vater erhalten hatten (peculium profectitium), blieb zwar Eigenthum des Vaters und konnte zu jeder Zeit von ihm zurückgenommen werden, aber die Kinder hatten die Verwaltung und Nutzung desselben. Was die Kinder von Andern bekamen oder durch Glücksfälle gewannen (peculium adventitium), gehörte ihnen eigen; doch hatte der Vater die Disposition darüber und die Nutzung, wenn nicht die ausdrückliche Bedingung dabei gegeben war, daß er auch diese nicht haben sollte (peculium adventitium irregulare). Besonders war von diesem Nießbrauche des Vaters Alles frei, was der Sohn im Kriegsdienste und zum Zwecke desselben (peculium castrense) oder im Staatsdienste (peculium quasi castrense) erwarb. Diese Grundsätze gelten, soweit sie auf gegenwärtige Verhältnisse Anwendung finden können, im gemeinen Rechte noch gegenwärtig.

Peczóra, ein auf der Westseite des nördlichen Ural entspringender Fluß von etwas über 150 M. Länge und einem Flußgebiet von mehr als 3000 □M., durchströmt die drei russ. Gouvernements Perm, Wologda und Archangel. Er hat ein sehr geringes Gefälle und wird daher nicht weit von seinem Ursprunge schon schiffbar, ist aber den größten Theil des Jahres mit Eis bedeckt und die Schiffahrt deshalb auf ihm nur unbedeutend, zumal da er im Gouvernement Archangel jene große berüchtigte Moorfläche, die man die Tundra nennt, zu durchfließen hat, wo von Handel und Verkehr keine Rede ist. Zwischen dem 67 und 68° nördl. Br. ergießt sich die P., nachdem sie sich zuvor in viele Arme getheilt hat, zwischen welchen viele wüste, nur von Seehunden bewohnte Inseln liegen, an der Küste von Malaja-Semlja, in das nördliche Eismeer. Ihr größter Nebenfluß ist die im Samojedenland entspringende Usza, die sich bei dem Flecken gleiches Namens mit ihr vereinigt.

Pedal heißen die Fußtasten, durch welche die tiefsten Baßpfeifen der Orgel oder des Positivs mittels der Füße angeschlagen werden. (S. Orgel.) In neuerer Zeit hat man zur Verstärkung des Tons das Pedal mit dem Pianoforte verbunden. Auch nennt man beim Pianoforte Pedal die mit den Füßen zu tretenden Züge oder Veränderungen.

Pedalharfe, s. Harfe.

Pedant wird im Allgemeinen Jeder genannt, welcher an einer gewissen beschränkten Form, Regel oder Ansicht hängt und mithin keine Freiheit des Geistes im Beurtheilen und Handeln gestatten will, und Pedanterie oder Pedantismus das ängstliche Hängen an gegebenen Formen oder Ansichten. Das Wort ist mit dem lat. pedaneus verwandt, d. h. eigentlich einen Fuß groß, womit man im röm. Rechte einen solchen Richter bezeichnete, der nur kleinliche Dinge zu untersuchen hatte. Da jener Fehler aber am meisten unter Schulmännern und Sprachforschern, deren Wirkungskreis die Mikrologie (s. Mikrolog) begünstigt, gefunden wird, so spricht man vorzugsweise von gelehrten Pedanten, die Alles nach den beschränkten Ansichten ihres Faches betrachten und zu formen suchen, auf andere Gegenstände und Wissenschaften von dem Standpunkte der ihrigen stolz herabblicken und ihre Gelehrsamkeit auch in die gesellschaftlichen Kreise des Lebens, wohin sie nicht gehört, überzutragen suchen. Dieser Pedantismus war namentlich in den drei letzten Jahrhunderten vorherrschend, ist aber, seitdem die Wissenschaften mehr und mehr Gemeingut des Lebens geworden sind und der Stand der Gelehrten selbst seine frühere Abgeschlossenheit aufgegeben hat, fast nur noch eine Seltenheit. Jetzt nennt man zuweilen mit Unrecht solche Männer Pedanten, die in Folge eines gründlichen Studiums eine besondere Vorliebe für das eine oder andere Fach der Wissenschaften gewonnen haben. Das charakteristische Bild eines frühern Schulpedanten entwirft Ruhnken in der Rede „De doctore umbratico".

Pedell, im Latein des Mittelalters bedellus oder bidellus, entstanden aus dem altsächs. bidele, wovon auch Büttel, ein Ausrufer oder Bote, abzuleiten ist, hieß sonst ein Diener öffentlicher Behörden. Jetzt führen nur noch die Diener der Universitätsbehörden diesen Titel, die auf manchen Universitäten, wie in Leipzig, Notare sein müssen.

Pediänus (Quintus Asconius), ein röm. Grammatiker im 1. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus Padua gebürtig, ist der Verfasser eines Commentars zu den Reden des Cicero, der sich durch eine ziemlich reine und correcte Sprache auszeichnet und wegen seiner vielen historischen Erläuterungen und Notizen für das richtige Verständniß jener Reden von besonderer Wichtigkeit ist. Nachdem zuerst der Florentiner Poggi zu Anfang des 15. Jahrh. aus einem Codex zu Sanct-Gallen, der später verloren gegangen ist, eine Abschrift entnommen hatte, erschien dieser Commentar bald darauf in Bruchstücken zu neun einzelnen Reden bei Aldus (Ven. 1477, 4., und 1522), dann mit den Anmerkungen der frühern Herausgeber (Leyd. 1644 und 1689), am vollständigsten zuletzt in der Gesammtausgabe der Werke des Cicero von Orelli (Zür. 1833). Vgl. Madvig, „De Q. Asconii Pediani in Ciceronis orationes commentariis" (Kopenh. 1828).

Pedro (Dom) d'Alcantara, Herzog von Braganza, Exkaiser von Brasilien, geb. zu Lissabon am 12. Oct. 1798, der zweite Sohn des Königs von Portugal und Kaisers von Brasilien Johann's VI. (s. d.) und der Infantin von Spanien, Carlota Joaquima, wurde durch den Tod seines ältern Bruders Dom Antonio im J. 1801 Prinz von Beira und nach dem wirklichen Regierungsantritte seines Vaters im J. 1816 Prinz von Brasilien. Begabt mit trefflichen Anlagen des Geistes und Herzens, sowie mit ungewöhnlicher Körperkraft, aber von stürmischen Begierden oft beherrscht und fortgerissen, wuchs er auf unter den nachtheiligsten Einflüssen der Hof-, Priester- und Adelskaste, unter dem heißen Himmel des üppigen Brasiliens und umringt von Parteien aller Art in einer gefahrvollen, von politischen Ideen bewegten und von revolutionairen Stürmen durchbrausten Zeit. Großer Entschlüsse fähig, wußte er rasch und kühn das Netz von Gefahren, die ihn umstrickten, zu zerreißen und ein edles Ziel mit ritterlichem Muthe, wenngleich nicht immer auf dem richtigsten Wege, doch mit festem Willen zu verfolgen. In den Vorurtheilen des Absolutismus erzogen und von fremden wie von eigenen Leidenschaften oft geblendet, zerbrach er, an seiner eigenen Bildung rastlos arbeitend und den mächtigen Schritt der Zeit erkennend, alle Fesseln des Herkommens und handelte selbständig und gerecht. Er schuf ein neues Kai-

serthum mit eigener freisinniger Verfassung; er entsagte der Krone Portugals zu Gunsten seiner Tochter, als der nächsten Erbin, und gab dem Lande den Schutz einer freien Verfassung; er legte die Krone Brasiliens nieder, um keinen Bürgerkrieg zu entzünden und um das Thronrecht seines Sohnes sicher zu stellen; er kämpfte endlich in einem blutigen Bruderkriege mit unendlicher Aufopferung, mit unermüdeter Anstrengung und mit heroischer Tapferkeit für die Krone seiner Tochter und für die Verfassung, welche Portugal selbst nicht zu vertheidigen die Eintracht und die Kraft hatte. Ihm gelang es endlich, die Krone auf dem Haupte seiner Tochter zu befestigen, die Regierung und Verwaltung zu ordnen, durchgreifende Reformen, die nur er beschließen konnte, gesetzlich auszusprechen und für den zukünftigen Gemahl seiner Tochter die nöthigen Anordnungen zu treffen. Aus seinem Privatleben aber haben wir Folgendes hervorzuheben. Noch nicht zehn Jahre alt, kam er mit der königlichen Familie nach Rio Janeiro. Zum Erzieher erhielt er einen gebildeten, redlichen Mann, Joh. von Rademaker, der an Gift starb. Sein weiterer Unterricht war planlos; durch eigene Lust erwarb er indeß sich vielerlei Kenntnisse, besonders in der lat. und engl. Sprache, in Politik und in Kriegswissenschaften; auch manche Fertigkeiten in Musik, Mechanik und körperlichen Übungen. Im J. 1817 vermählte er sich mit der Erzherzogin Leopoldine, der Tochter des Kaisers Franz's I. von Östreich, die am 11. Dec. 1826 starb. Aus seiner Ehe mit ihr stammen Donna Maria da Gloria (s. d.), die gegenwärtige Königin von Portugal; Januaria, geb. 1822, seit 1844 die Gemahlin des Prinzen Ludwig beider Sicilien; Francisca Carolina, geb. 1824, seit 1843 Gemahlin des franz. Prinzen Franz von Joinville; und Dom Pedro II., der gegenwärtige Kaiser von Brasilien, geb. am 2. Dec. 1825, der am 7. Apr. 1831 unter Vormundschaft seinem Vater folgte, am 23. Juli 1840 für volljährig erklärt, am 18. Juli 1841 gekrönt wurde und am 4. Sept. 1843 mit Therese, geb. am 14. März 1822, der Stiefschwester Ferdinand's II., Königs beider Sicilien, sich vermählte. Als 1820 die constitutionelle Bewegung Portugals auch Brasilien ergriff, bestimmte P. seinen Vater für die Ansicht, daß die Reform vom Throne ausgehen müsse, machte in dessen Namen, am 26. Febr. 1821, die Einführung des constitutionellen Systems bekannt, wurde von ihm, als er nach Lissabon zurückging, am 22. Apr. 1821 als Regent an die Spitze der brasil. Regierung gestellt und am 12. Oct. 1822 vom Volke als Kaiser ausgerufen. (S. Brasilien.) Der junge Fürst handelte mit Kraft, aber leidenschaftlich; er verbesserte viel, richtete noch mehr ein; aber er konnte die Brasilier nicht mit den Portugiesen aussöhnen. Er gab manche Blößen als Mensch und Fürst; so namentlich durch seine Verbindung mit der Marquise de Santos. Nach dem Tode seines Vaters, am 10. März 1826, trat er die Regierung von Portugal an, um dem Lande eine Constitution zu geben, worauf er am 2. Mai die Krone Portugals seiner Tochter Donna Maria abtrat und seinen Bruder Dom Miguel (s. d.) unter der Bedingung, daß er das Grundgesetz annehme und sich mit Donna Maria verlobe, zum Regenten ernannte, dessen Usurpation im J. 1828 den Bruderkrieg zur Folge hatte. In dieser Zeit vermählte sich P. am 17. Oct. 1829 mit Amalia, des Herzogs Eugen von Leuchtenberg Tochter, mit der er noch eine Tochter, Maria Amalia, geb. zu Meudon am 2. Dec. 1831, zeugte.

P.'s unglücklicher Feldzug gegen Monte Video (s. Uruguay), seine Verwickelung in den portugies. Thronstreit, seine Heftigkeit und Laune, seine Vorliebe für Vertraute, seine Streitigkeiten mit den Cortes entfremdeten ihm die Zuneigung des veränderlichen brasil. Volks. Die Umtriebe der Föderalisten, der Republikaner und der Anarchisten bewirkten endlich einen Soldatenaufruhr und, als er Minister ernannte, die dem Volke missfielen, am 6. Apr. 1831 einen Volksaufstand, in Folge dessen er am 7. Apr. zu Gunsten seines Sohnes Dom Pedro II. abdankte, seinem Freunde José Bonifacio d' Andrada (s. d.) die Vormundschaft seiner Kinder übertrug, und mit seiner Gemahlin, seiner Tochter Donna Maria, seiner Schwester, der Marquise von Loulé, und einigen Getreuen am 13. Apr. nach Frankreich unter Segel ging, wo er den Titel eines Herzogs von Braganza annahm. Rastlos für die Rechte seiner Tochter thätig, führte er eine Expedition am 20. Febr. 1832 zunächst nach Terceira (s. d.), dann von den Azoren nach Porto und kämpfte von hier aus mit geringen Hülfsmitteln so tapfer gegen den Usurpator, daß er endlich in das von seinem Feldherrn Villaflor eroberte Lissabon am 28. Juli 1833 einzog. (S. Portugal.)

Am folgenden Tage besuchte er die Ruhestätte seiner Ältern und ließ an dem Grabe seines Vaters ein Blatt Papier befestigen, auf das er die Worte geschrieben: „Ein Sohn mordete dich; ein anderer wird dich rächen". Im Namen seiner unmündigen Tochter, welche er am 23. Sept. 1833 auf den Thron erhoben, ordnete er den zerrütteten Staat, hob am 15. Aug. 1833 die meisten Klöster auf und zwang seinen Bruder durch die Capitulation zu Evora, am 26. Mai 1834, allen Ansprüchen auf Portugal zu entsagen. Als er hierauf am 15. Aug. 1834 die Sitzung der Cortes eröffnete, legte er in einer Rede sein ganzes Verhalten dar, was er bezweckt und was er gethan habe. Die Cortes wählten ihn jetzt am 23. Aug. mit 90 Stimmen gegen 5 förmlich zum Regenten. So viele Anstrengungen hatten aber seinen Körper erschöpft. Bereits am 18. Sept. erklärte er den versammelten Cortes, daß er außer Stand sei, die Regierung zu verwalten, worauf die Kammern die junge Königin für volljährig erklärten. Er starb am 24. Sept. 1834 an der Brustwassersucht. Noch verdient Erwähnung, daß P. das „Diario Fluminense", ein Zeitungsblatt in Rio Janeiro, mit gut geschriebenen Artikeln, unterzeichnet P. B. (Pedro Braganza), bereichert hat. Auch nennt man ihn als Componisten der constitutionellen Hymne und anderer Stücke.

Peel (Sir Rob.), brit. Staatsmann und Minister, der älteste Sohn eines reichen Manufacturisten, wurde am 5. Febr. 1788 in Tamworth, einem Flecken in der Grafschaft Stafford, geboren. Er erhielt seine erste Bildung zu Harrow und studirte dann mit Fleiß und Erfolg auf der Universität zu Oxford. Schon 1809 trat er durch Familieneinfluß ins Unterhaus, wo ihn die Ansichten und Verbindungen seines Vaters den Tories zuführten. Bereits 1810 wurde er Unterstaatssecretair für die Colonien, 1812 aber erster Secretair für Irland unter der Statthalterschaft des Herzogs von Richmond. In diesem wichtigen Amte suchte er, nach dem Geiste seiner Partei, mehr durch strenge Maßregeln als durch Verbesserungen zu wirken. Noch mehr sah sich P. an die Interessen der Aristokratie und der Hochkirche gefesselt, als ihn 1817 die Universität zu Oxford zu ihrem Repräsentanten erwählte. Im J. 1818 legte er sein Secretariat nieder, weil er die im Cabinet beschlossenen Maßregeln gegen die Prinzessin Karoline (s. d.) misbilligte. Nach Beendigung dieses scandalösen Handels übernahm er aber 1822 an Lord Sidmouth's Stelle das Ministerium des Innern. Obschon er in allen Fragen, welche das politische System berührten, die Ansichten seiner Partei aufrecht erhielt, begünstigte er doch wichtige Reformen in der Verwaltung und im Rechtswesen und bewahrte sich dadurch neben der Gunst der Tories auch ein gewisses Vertrauen bei den Liberalen. Er wies jedes Zugeständniß an die Katholiken entschieden zurück, gab aber den gehässigsten Theil der Fremdenbill (s. d.) auf, unterstützte den öffentlichen Unterricht, ordnete die peinliche Gesetzgebung und verbesserte vielfach das Gerichtsverfahren. Bisher war die Spaltung im Cabinet, in welches 1822 auch Canning wieder eintrat, durch das Übereinkommen verhindert worden, daß die Frage rücksichtlich der Katholiken nicht verhandelt werden durfte. Als aber Canning im Febr. 1827 nach Liverpool's Austritt zum Premierminister emporstieg und hiermit die ganze Politik einer Änderung entgegenging, legte P. sein Amt nieder und verstärkte die Toryopposition, ohne an der leidenschaftlichen Gehässigkeit Theil zu nehmen, mit welcher seine Parteigenossen den Gegner verfolgten. Der Tod Canning's und die kurze Dauer der schwachen Verwaltung Lord Goderich's brachten jedoch im Jan. 1828 die Tories wieder ans Ruder. P. übernahm unter Wellington abermals das Ministerium des Innern und lud damit das ganze Gewicht der katholischen Frage auf seine Schultern. Er erklärte zwar anfangs, daß sich seine Ansichten rücksichtlich der Emancipation der Katholiken (s. d.) nicht geändert hätten; allein die drohende Aufregung Irlands und die Überzeugung, daß ein hartnäckiger Widerstand die Whigs ans Staatsruder bringen würde, bestimmten ihn und Wellington zu wohlberechneter Nachgiebigkeit. Schon als im Febr. 1828 auf Russell's Antrag die Aufhebung der Test- und Corporationsacten im Unterhause beschlossen wurde, leistete P. keinen ernstlichen Widerstand und setzte hiermit seine Partei in Erstaunen. Bei Wiedereröffnung der Sitzung im Febr. 1829 gab er zuvörderst der Universität zu Oxford seine Vollmacht zurück, die er seinem Eifer gegen die Foderungen der Katholiken zu verdanken hatte. Sodann brachte er im Mai eine neue Eidesformel vor die Häuser, die den Katholiken die Möglichkeit zuließ, nicht nur fortan ins Parlament zu treten, sondern auch mit einigen Ausnahmen alle öffentlichen Ämter zu bekleiden.

Wie geschickt er auch eine Maßregel entschuldigte, gegen die er selbst zwanzig Jahre hindurch angekämpft, brach doch die ganze Wuth seiner Partei auf ihn los; seine Brüder sogar erhoben sich gegen ihn, und der Vater suchte den Sohn bei den Wählern von Tamworth in Miscredit zu bringen. P. hielt diesen Sturm mit großer Festigkeit aus, sah aber nun das Cabinet, dessen Hauptstütze er war, von dem Verlangen des Liberalismus nach der Parlamentsreform bedroht, auf die er seiner Überzeugung wie seiner Parteistellung nach nicht eingehen konnte. Nach der Thronbesteigung Wilhelm's IV. und der franz. Julirevolution, die auch die Gemüther in Großbritannien entfesselte, legte er deshalb mit seinen Collegen am 2. Nov. 1830, noch während der Debatte über die Civilliste, das Staatsruder in die Hände der Whigs. Er übernahm dagegen im Unterhause die Leitung der Toryopposition, sammelte seine abgefallenen Parteigenossen aufs neue und kämpfte mit außerordentlicher Gewandtheit und Anstrengung achtzehn Monate hindurch, Schritt für Schritt, gegen die vom Ministerium Grey eingebrachte Reformbill (s. d.), ohne das Recht der verrotteten Flecken retten zu können. Mitten im Kampfe erhielt bei dem Widerstand des Oberhauses Lord Wellington im Mai 1832 den Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums, zu dessen Vervollständigung jedoch P. seine Mitwirkung versagte, weil er besser als seine Genossen die entschiedene Stimmung des Volks und die Unmöglichkeit einer Toryverwaltung begriff. Als im Febr. 1833 das erste Reformparlament zusammentrat, fand P. die Zahl seiner alten Anhänger fast um zwei Drittheile geschmolzen. Er suchte nun das Häuflein der Tories gleichsam zu disciplíniren, indem er an die Stelle des blinden Zorns einen mehr rationellern Widerstand setzte, und zugleich zog er die große Anzahl Derer an sich, die ohne Rücksicht auf den Parteinamen den reformatorischen Eifer und die Verbindung des Ministeriums mit den Radicalen und Irländern zu fürchten begannen. In kurzer Zeit sah sich P. an der Spitze einer gewaltigen Macht, die zwischen der Starrheit der alten Tories und der Beweglichkeit der jüngern Whigs emporwuchs und seitdem im brit. Staatsleben ein neues festes Element, die große Partei der eigentlich Conservativen, bildet. Als im Nov. 1834 der eingeschüchterte König das Ministerium Melbourne (s. d.) plötzlich entließ, wurde P. aus Italien, wohin er eine Erholungsreise unternommen, zurückgerufen, um mit Wellington eine neue Verwaltung zu bilden. Er vereinigte sich mit der Whigfraction Stanley und Graham und brachte nach langen Unterhandlungen ein Cabinet zu Stande, in welchem er als erster Lord der Schatzkammer und Schatzkanzler die Oberleitung, Wellington aber die auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Obschon P. in einer Adresse an seine Wähler zu Tamworth das Festhalten an der Reformbill und die Aufhebung anerkannter Misbräuche, ohne das Bestehende in Staat und Kirche zu erschüttern, versprach, war doch die Vereinigung der Whigs mit den Radicalen und den Irländern noch zu stark, als daß jetzt schon ein solches conservatives Ministerium hätte Bestand haben sollen. Nach Eröffnung des neuen Parlaments im Febr. 1835 erlitten die Minister schon eine Niederlage bei der Wahl des Sprechers, eine zweite bei der Adresse, wiewol mehre freisinnige Maßregeln P.'s, wie die Aufhebung der geistlichen Localgerichte und die Befreiung der Dissenters vom bischöflichen Trauzwange, angenommen wurden. Nachdem aber auf Russell's Antrag die sogenannte Appropriationsclausel (s. d.) in der irischen Kirchenbill im Unterhause durchgegangen, sah sich P. mit seinen Collegen am 8. Apr. zum Rückzuge genöthigt. Williger noch als früher sammelten sich jetzt alle Elemente der Geburts- und Geldaristokratie um ihn, an deren Spitze er mit seiner schmucklosen aber klaren, überzeugenden Beredtsamkeit die Opposition im Unterhause eröffnete. Wiewol er die schwache Seite der von den Radicalen und von O'Connel (s. d.) getragenen Whigs sehr geschickt benutzte, unterstützte er doch seinem Versprechen gemäß die Minister in allen den Reformen, welche seinem politischen Systeme nicht entgegen waren. So sprach er sich für die Grundsätze der Corporationsbill aus und erklärte sich für das Armengesetz, wie für die Politik rücksichtlich Canadas und Jamaicas. Als zufolge der letztern Angelegenheit am 7. Mai 1839 die Minister ihre Entlassung einreichten, versuchte zwar P. die Bildung einer neuen Verwaltung, legte aber schon am folgenden Tage seine Vollmacht nieder, weil sich die Königin weigerte, zwei ihrer den Whigs angehörenden Palastdamen zu entlassen. Mit ziemlicher Ruhe sah P. nun der völligen Vereinzelung der Whigs, die wieder ans Ruder getreten waren, entgegen. Endlich am 7 Mai 1841 machte er den Vorschlag, das Haus solle erklären, daß die Minister das Vertrauen

der Nation verloren, was nur mit der Majorität einer Stimme verneint wurde. Nachdem die Wighs durch die Berufung eines neuen Parlaments ebenfalls an die Nation, aber vergeblich, appellirt hatten, legten sie am 28. Aug. ihre Ämter nieder, und P. übernahm mit großer Genugthuung und Aussicht auf langen Erfolg die Bildung eines neuen Cabinets, in welchem er die Häupter der Tories, Wellington, Lyndhurst und Aberdeen, mit den gemäßigten Whigs, Ripon, Graham und Stanley, vereinigte. Als ein rechtschaffener und aufgeklärter Charakter mußte er sowol den unermeßlichen Umschwung der öffentlichen Meinung wie die erwachten und andringenden Bedürfnisse begreifen und sich hiermit noch mehr von seiner frühern Parteistellung entfernen. Auf der einen Seite von der gemäßigten Geburtsaristokratie, auf der andern durch die bürgerliche Aristokratie des Geldes und der Industrie unterstützt, begann er im Angesicht der Noth und der Aufregung der arbeitenden Classen (s. Großbritannien) eine Reihe von Maßregeln zu entfalten, die ihn alsbald auf die Bahn außerordentlicher Reformen führten. Er brachte im Febr. 1842 eine Kornbill (s. d.) vor die Häuser, nach welcher der Getreidezoll einer ermäßigten Scala unterworfen wurde. Nachdem die Bill ungeachtet des Widerstands der Landaristokratie durchgegangen, beantragte er zur Abhülfe des Deficits die Einführung einer zeitweiligen Einkommensteuer (income-taxe), welche Maßregel ebenfalls nach heftigen Debatten zu Stande kam. Hatte er hierdurch das Interesse der Grundbesitzer berührt, so ging er nun mit großer Vorsicht und Ausdauer an die Herabsetzung und theilweise Aufhebung der hohen Schutzzölle, welche die Handels- und Fabrikaristokratie zum Nachtheile der großen Masse der Consumenten begünstigen. Die Sicherung des Friedens durch freundschaftliches Vernehmen mit Frankreich und ein festes Einschreiten gegen die Repealbewegung in Irland im J. 1843 machten es ihm möglich, die betretene Bahn um so sicherer zu verfolgen. Bei dem Miswachse und besonders dem Ausfalle der Kartoffelernte im J. 1845, wozu sich im Laufe des folgenden Jahrs noch eine Handelskrisis gesellte, wagte P. endlich, sich entschieden für das System des freien Handels, besonders aber für die gänzliche Abschaffung des Getreidezolls zu erklären. Am 3. Nov. 1845 entwickelte er zum ersten Mal seine Politik im Ministerrathe und stieß dabei, besonders bei Lord Stanley, auf so heftigen Widerspruch, daß er am 25. Nov. seine Entlassung einreichte. Weil jedoch Lord Russel (s. d.) kein Whigministerium zu Stande bringen konnte, kehrte er schon am 20. Dec. an die Spitze des Cabinets zurück, in welchem nun Gladstone an Stanley's Stelle das Colonialdepartement übernahm. Mit Eröffnung des Parlaments am 22. Jan. 1846 enthüllte und rechtfertigte hierauf P. seine Plane und brachte unter Anderm drei wichtige Bills vor die Häuser, von denen die erste die völlige Aufhebung des Getreidezolls nach Verlauf von drei Jahren, die zweite eine neue Herabsetzung des Zolltarifs, die dritte aber Zwangsmaßregeln zum Schutze von Leben und Eigenthum in Irland in Antrag stellte. Die sogenannten Freihandelsmaßregeln wurden von ihren eigentlichen Urhebern, den Whigs, nicht minder, wie von allen liberalen Fractionen des Parlaments und des Volks mit großem Beifall aufgenommen; die neue irische Zwangsbill dagegen, die offenbar die in der Getreidebill stark verletzten Hochtories begütigen sollte, rief Widerstand und Unwillen hervor. Nachdem die Getreidebill und die Tarifbill im Laufe des Juni mit großer Majorität vom Unterhause angenommen worden, erklärte sich, nach heftigem Widerspruche der Hochtories bei der ersten und zweiten Lesung, am 25. Juni auch die Majorität des Oberhauses für diese beiden Gesetze. An demselben Tage aber wurde die irische Zwangsbill bei der zweiten Lesung im Unterhause mit 292 gegen 219 Stimmen verworfen. Die Verbindung der durch die Getreidebill aufgebrachten Tories mit der liberalen Opposition hatte dem Ministerium diese Niederlage bereitet. Während die Getreidebill und die Tarifbill schon am 26. Juni die königliche Sanction erhielten, zeigte P. dem Unterhause am 29. seinen definitiven Rücktritt und die Auflösung seiner Verwaltung an. Er erklärte hierbei, daß ihn nicht nur die Niederlage bei der irischen Zwangsbill, sondern überhaupt die Zersplitterung der Parteien, welche ihn die Aussicht auf eine künftige feste Majorität benommen, zu diesem Schritte bewogen habe. Bei der großen Popularität, die er durch die Abschaffung der Getreidezölle gewonnen, und den geringen Aussichten, welche ein reines Whigcabinet auf die Dauer zu haben scheint, ist seine politische Laufbahn wol nur für kurze Zeit beschlossen. — Robert P., Baronet, der Vater des Ministers, geb. 1750 in der Graf-

schaft Lancaster, erwarb sich als Kaufmann und Baumwollenfabrikant außerordentliche Reichthümer. Er kaufte seit 1787 große Gütercomplexe in Lancaster und Stafford, gründete zahlreiche Fabrikcolonien und beschäftigte in denselben gegen 18000 Arbeiter. Später trat er für den Flecken Tamworth, wo er seinen Sitz hatte, ins Parlament und hielt sich zu den Tories. In den Kriegen gegen Frankreich schenkte er das eine Mal der Staatskasse für seine Person allein 10000 Pfd. Sterl. Seit 1801 führte er den Baronetstitel; er starb 1830 und hinterließ beinahe 2 Mill. Pf. St., die größtentheils sein ältester Sohn erbte. Seine übrigen Söhne sind Will. Yates P., geb. 1789, ein Hochtory und Vertreter der Universität zu Cambridge im Unterhause; Edmond P., geb. 1795, Parlamentsglied für Guernsey, und Jonathan P., geb. 1800, Obristlieutenant in der brit. Armee.

Peene, ein Küstenfluß der preuß. Provinz Pommern, entspringt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin bei dem Dorfe Hinrichshagen, fließt durch den Kummerowsee, wird hinter Demmin, nach Einmündung der Tollense und Trebe, für größere Schiffe fahrbar. Er verbindet sich unterhalb Anklam mit einem Zweige des Haffs, um gemeinschaftlich einen neuen Strandsee, das Achterwasser, zu bilden, und ergießt sich unweit Peenemünde, nach einem Laufe von 14 M., in die Ostsee. Die Peene bildet anfangs die Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern und trennt später den stettiner Regierungsbezirk von dem stralsunder, das vormalige preußische von dem vormaligen schwedischen Pommern.

Peerlkamp (Hofmann Peter), ein ausgezeichneter holländ. Philolog der neuesten Zeit, geb. 1786 zu Gröningen, widmete sich, nachdem er in seiner Vaterstadt eine gründliche Vorbereitung erhalten hatte, auf der Universität zu Leyden der altclassischen Literatur und Geschichte und wurde daselbst bald nach Vollendung seiner Studien zum Vorsteher des Taubstummeninstituts ernannt. Obgleich er in dieser Stellung eine außerordentliche Thätigkeit und Geschicklichkeit entwickelte, die er auch durch eine werthvolle Schrift „De surdorum mutorumque institutione" (Leyd. 1806) bewies, so mußte ihm doch seine besondere Vorliebe für die alten Sprachen einen höhern Wirkungskreis wünschenswerth machen. Schon im J. 1804 wurde er daher, als man seine vorzügliche Befähigung erkannt hatte, zum Rector des Gymnasiums in Dockum erwählt. Im J. 1816 ging er in gleicher Eigenschaft nach Harlem und verwaltete auch dieses neue Amt mit großer Auszeichnung, bis ihm 1822 die Professur der Geschichte an der Universität zu Leyden übertragen wurde. Um die Literargeschichte seines Vaterlands machte er sich durch die „Vitae excellentium Batavorum" (Leyd. 1806), ferner durch die „Epistolae excellentium Batavorum" (Leyd. 1808), besonders aber durch die Schrift „De vita, doctrina et facultate Nederlandorum, qui carmina lat. composuerunt" (2. Aufl., Harlem 1838) verdient. Einen noch größern Ruf im Auslande erwarb er sich durch seine gelehrten Ausgaben des Xenophon von Ephesus (Harl. 1818, 4.), des „Agricola" von Tacitus (Leyd. 1827), vorzüglich aber durch seine Bearbeitungen der „Oden" des Horaz (Harl. 1834) und der „Aneis" des Virgil (2 Bde., Leyd. 1843). Seine Ansicht, die er bei der Kritik der Horazischen Oden verfolgte, daß die Anordnung derselben von den Freunden und Abschreibern des Dichters willkürlich vorgenommen worden sei, und daß manches Unechte sich mit eingeschlichen habe, fand bei den deutschen Gelehrten, z. B. bei Bernhardy, Eichstädt u. A., scharfen Widerspruch und Tadel. Rühmend muß noch erwähnt werden, daß P. im Verein mit mehren Gelehrten, namentlich mit Bake (s. d.), zur Wiederbelebung der altclassischen Studien in Holland die „Bibliotheca critica nova" gründete.

Pegasos wurde das Roß genannt, welches nebst Chrysaor aus dem Blute der vom Poseidon schwangern Gorgone Medusa (s. Gorgo), als ihr Perseus das Haupt abschlug, entsprang. Gleich nach der Geburt schwang sich der Pegasos zu den Unsterblichen empor und trug hier Donner und Blitz des Zeus. Bei Spätern ist er das Roß der Eos. In den Mythos von ihm ist auch die Bekämpfung der Chimära durch Bellerophon (s. d.) eingeflochten. Als dieser nämlich Alles vergebens versucht hatte, um zum Kampfe gegen jenes Ungeheuer den geflügelten Pegasos einzufangen, fragte er deshalb den Seher Polyidos in Korinth. Letzterer rieth ihm, im Tempel der Athene zu schlafen. Im Schlafe erschien ihm die Göttin, befahl ihm, dem Poseidon zu opfern, und gab ihm einen goldenen Zügel. Nach dem Erwachen opferte er dem Gotte, fing mit dem erhaltenen Zügel den Pegasos und bestand mit diesem glücklich den Kampf gegen die Chimära, die Amazonen und Solymer. An berühmtesten

aber ist der Pegasos bei den Neuern als Musenroß, wozu er wahrscheinlich durch eine Vermengung der Sagen von der Hippokrene und vom Bellerophon geworden ist. Als nämlich die neun pierischen Musen mit den neun Töchtern des Pieros auf dem Helikon einen Wettgesang hielten, hörte beim Gesange der Musen Alles unbeweglich zu, nur der Helikon hob sich so lange immer höher empor, bis ihn Pegasos durch seinen Hufschlag daran hinderte. Von diesem Hufschlag entstand der Musenquell auf dem Helikon, der nach ihm Hippokrene, d. i. Roßquell, genannt wurde. Nur hierdurch aber tritt Pegasos im Alterthum mit den Musen in Verbindung; als eigentliches Musenroß erscheint er erst bei den Neuern, zuerst bei Bojardo im „Orlando inamorato", nie bei den Alten. — Pegasos hieß der Priester aus Eleutherä, der den Dienst des Dionysos zu Athen eingeführt haben soll.

Pegel heißt in See- und Flußstädten der Wasserstandsmesser, dessen Nullpunkt in einer bestimmten Tiefe unter dem mittlern Wasserstande befindlich ist und an dessen getheilter Scala ein Schwimmer die Veränderungen dieses Standes angibt und oft, wie namentlich in den Kriegshäfen Englands und Frankreichs, selbst notirt. Die ältesten Pegel sind unstreitig die Nilmesser in Ägypten.

Pegnitzorden, eine der im 17. Jahrh. entstandenen Sprachgenossenschaften, erhielt den Namen von der durch Nürnberg fließenden Pegnitz. Er hieß auch Pegnitzer Hirtengesellschaft, Löblicher Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, Gekrönter Blumenorden, und wurde von Georg Phil. Harsdörfer (s. d.) und Joh. Klaj 1644 zu Nürnberg zur Beförderung der Reinheit der deutschen Sprache, vorzüglich in der Reimkunst, nicht ohne einige Opposition gegen die Nüchternheit der ersten schles. Dichterschule gestiftet. Aber bald ließ sich die Gesellschaft vom Geiste der Zeit zu süßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beschäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferwesen ausartete. Bei der Feier ihrer hundertjährigen Stiftung versuchte man der Gesellschaft eine ernstere Richtung zu geben, und sie besteht noch gegenwärtig in freierer Form als eine literarische Gesellschaft fort, von der auch einige Druckschriften ausgegangen sind. Die Zusammenkünfte wurden anfangs in Privatgärten gehalten; in der Folge räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald, eine Meile von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art sehr kunstreich angelegt und der Irrhain genannt wurde. Doch wegen der Entfernung wurden nachher die Versammlungen in Nürnberg selbst gehalten. Jedes Mitglied bekam einen Ordensnamen und das Sinnbild einer Blume; das Sinnbild des Ordens selbst war eine Passionsblume. Vgl. Amarantes' (Herdegen's) „Historische Nachricht von deß löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang" (Nürnb. 1744).

Pegu, ein früher unabhängiges, jetzt zum Birmanischen Reiche (s. d.) gehöriges Königreich auf der hinterind. Halbinsel, liegt zwischen den Provinzen Arakan, Ava, Martaban und dem Meere und begreift bei einem Flächeninhalt von etwa 1070 □M. das untere Stromgebiet des Irawaddi, durchaus ein Niederungsland, das wol zur Hälfte vom Delta dieses Stromes gebildet wird, das sich von der Südspitze des Gebirges von Arakan längs des Golfs von Martaban fast bis zum Nordende dieses Meerbusens erstreckt und auf dieser mehr als 40 M. langen Küstenstrecke sich als eine von unzähligen Wasserläufen und stehenden Lachen durchschnittene, mit Waldgestrüpp und Rohrdickichten bedeckte sumpfige Niederung ausbreitet. Den Hauptreichthum des Landes bildet das Tiekholz. Die Einwohner des Landes, die sich selbst Mon nennen, von den eigentlichen Birmanen oder Maramas aber Talain genannt werden, unterscheiden sich von diesen ihren Unterdrückern zwar durch hellere Hautfarbe und mildere Sitten, gehören aber zu einer Völkerfamilie mit ihnen und haben sich bereits ziemlich mit ihnen verschmolzen, selbst in Betreff ihrer Sprache, in der sie übrigens eine verhältnißmäßig reiche Literatur besitzen; auch sind sie Buddhisten wie die Birmanen. Die Stadt Pegu, am Flusse gleiches Namens, einst die Hauptstadt des Reichs, 1757 von Alompra völlig zerstört, 1790 wieder aufgebaut, hat nur ungefähr 7000 E., meist Priester und Arme, und ist gegen früher sehr heruntergekommen. Zwar ist es Sitz eines birman. Gouverneurs, doch besteht es, mit Ausnahme der wenigen aus Ziegeln gebauten Regierungsgebäude, nur aus elenden Bambusrohrhäusern. Das Merkwürdigste in P. ist der Tempel des Gaudama, Schomadu, d. i. goldenes Heiligthum, genannt, der bei der Zerstörung der Stadt verschont

wurde. Derselbe besteht aus einer 331 F. hohen, unten achteckigen, nach oben zu gewundenen Pyramide von Ziegeln und Mörtel, die auf zwei 30 F. hohen Terrassen steht, an der Basis einen Umfang von 1296 F. hat, ringsum mit einer Menge Thürmchen und anderer Zierrathen umgeben ist und oben mit einem vergoldeten eisernen durchbrochenen Aufsatz endigt. Die Priester geben das Alter des Schomadu, der einer der verehrtesten Buddhatempel in Indien ist, auf 2300 Jahre an. Die wichtigste Stadt in P. ist aber Rangun, an einem Arme des Irawaddi, mit einer Bevölkerung von mehr als 20000 E., die bedeutendste Hafen- und Handelsstadt des Birmanischen Reichs, die ansehnlichen Schiffbau treibt und der Stapelplatz des Tiekholzhandels ist. Nicht weit davon auf einem Hügel befindet sich ebenfalls ein berühmter Buddhatempel, der Schudagon, d. i. goldenes Haus, der auch aus einer mannichfach geschmückten, 338 F. hohen Pyramide besteht. Das Reich P. war in frühern Zeiten sehr blühend, verfiel aber seit dem 15. Jahrh. in Folge der Kämpfe mit dem Reiche Siam immer mehr. Die Portugiesen, die von den Peguern in diesen Kriegen zu Hülfe gerufen worden waren, versuchten darauf diese ihre Schützlinge zu beherrschen, wurden aber von ihnen vertrieben. Um die Mitte des 18. Jahrh. aber wurde P. von dem birman. Herrscher Alompra erobert.

Pehlewi, s. Persische Sprache und Literatur.

Peilen heißt in der Seemannssprache sowol die Richtung, in der man einen Gegenstand erblickt, durch den Compaß bestimmen, als auch eine Wassertiefe mittels des Lothes abmessen. Man peilt z. B. die Sonne, d. h. man bestimmt ihr Azimuth; man peilt eine Landspitze oder einen Leuchtthurm, d. h. man bestimmt den Winkel, den eine vom Compaß aus dorthin gezogene Linie mit dem magnetischen Norden macht. Kann man gleichzeitig zwei dergleichen Gegenstände, deren Lage durch die Seecharte gegeben ist, peilen, so erhält man die sogenannte Kreuzpeilung, und das Schiff befindet sich im Durchschnittspunkte der beiden Richtungen, sodaß sein Ort durch Allignement direct gefunden wird. Mit der Peilstange werden nur geringe Tiefen gemessen. Mit dem Peilstocke, einem eisernen, etwa 1½ F. langen, in Zolle getheilten Stabe, den man an einer Leine in die Pumpen fallen läßt, bestimmt man den Wasserstand im Innern der Schiffe.

Peipussee oder Tschudskoje-Osero, d. h. See der Fremden oder Tschuden, mit welchem Namen früher die Finnen von den Russen belegt wurden, heißt der 11½ M. lange, 9 M. breite, tiefe, fischreiche See im europ. Rußland, zwischen den Gouvernements Liefland, Esthland, Pskow und Petersburg, welcher im Süden mit dem Pskow'schen See durch eine Seeenge zusammenhängt und im Westen durch den Fluß Embach mit dem in Liefland gelegenen Wirzjerwsee in Verbindung steht. Gegen Norden ergießt er sein Wasser mittels der Narwa (s. d.) in den Finnischen Meerbusen. Der Peipussee hat flache, sandige, größtentheils mit Tannen bewachsene Ufer. Einst diente dieser See als der Hauptwasserweg zwischen den Hansestädten der Ostsee und den innern Städten des russ. Reichs, und ein namentlich lebhafter Handel wurde zwischen Lübeck und den Städten Pskow und Nowgorod auf dieser Wasserstraße betrieben. Mit dem Fall der letztgenannten Städte verlor auch jene Wassercommunication ihre Bedeutung, es entstanden überall Verstopfungen und Versandungen der Flüsse und Seen, und schon Kaiser Alexander dachte daher an eine Kanalverbindung, die den Peipussee mit dem pernauischen Meerbusen in Berührung bringen sollte, welche Idee indeß nicht zur Ausführung gekommen ist.

Peiresc (Nic. Claude Fabre de), einer der vorzüglichsten Beförderer und Beschützer der Wissenschaften, geb. am 1. Dec. 1580 auf dem Schlosse Beaugencier in der Provence, starb am 24. Juni 1637 als Parlamentsrath zu Aix. Er hielt sich, um seine Kenntnisse der alten Literatur zu erweitern, längere Zeit in den bedeutendsten Städten Frankreichs, Italiens, Englands und Hollands auf, sammelte daselbst mit der größten Aufopferung die seltensten Denkmale des Alterthums, ermunterte und unterstützte die fähigsten Köpfe seiner Zeit und stand mit den angesehensten Gelehrten Europas in einem ausgebreiteten Briefwechsel. Ihm verdanken wir daher die Erhaltung einer großen Anzahl von alten Handschriften, die er mit der edelsten Liberalität Andern zur Benutzung überließ, und die Bekanntmachung mehrer bis dahin unbekannter Bruchstücke alter Schriftsteller, z. B. des Appian. Vgl. Gassendi, „Vita Peirescii" (Kopenh. 1655, 4.; franz. von Requier, Par. 1772).

Peking, die Hauptstadt des chines. Reichs und Residenzstadt des Kaisers, liegt in der Provinz Petscheli, in einer schönen Ebene, 20 Stunden südlich von der großen Mauer, am Flüßchen Yu-ho, der in den Peho fließt. In früherer Zeit hieß sie Schun-tien-fu. Der Name Pe-king bezeichnet Residenz des Nordens, im Gegensatze zu Nan-king, der Residenz des Südens, wo bis zum Anfang des 15. Jahrh. die chines. Kaiser residirten. Der Umfang P.s beträgt gegen 18 Stunden. Es besteht aus zwei voneinander geschiedenen und mit besondern hohen Mauern umgebenen Haupttheilen, Lao-tsching oder Altstadt, im Süden, wohin sich die Chinesen seit der Eroberung der Stadt durch die Mandschus zurückgezogen haben, und Sin-tsching oder Thronstadt, auch die Tatarenstadt genannt, weil sie von Mandschus bewohnt wird, im Norden. In der Mitte der schöner als die Altstadt gebauten Tatarenstadt, die wieder aus drei von besondern Mauern, eine in der andern, umschlossenen Theilen besteht, befindet sich der kaiserliche Palast, ein unermeßliches, mit einer wohlbewachten Mauer umgebenes Viereck. In demselben befinden sich außer ungeheuren Gärten viele von Offizieren und Hofbeamten, sowie auch von Kaufleuten und Handwerkern bewohnte Gassen; inmitten derselben liegt die eigentliche kaiserliche Residenz, die ein eigenes, eine Stunde im Umfange haltendes, von besondern Mauern und Gräben umgebenes Viereck bildet, in welchem sich viele, durch verschiedene Höfe und Gärten getrennte Gebäude, Paläste und Tempel befinden, die meist mit Galerien und Säulengängen umgeben, eine Unzahl weitläufiger Gemächer enthalten, die zum Theil prächtig geschmückt sind und die pomphaftesten Namen führen. Hier befindet sich auch die kaiserliche Druckerei, aus der die Reichszeitung hervorgeht, eine zahlreiche Bibliothek und eine naturhistorische Sammlung. Die Tatarenstadt besitzt viele ansehnliche Gebäude, besonders Tempel und buddhistische Klöster, auch einige Moscheen. In der chines. Stadt gibt es viele glänzende Kaufläden; hier befindet sich der runde Tempel des Himmels, der mit einem Dache von drei Stockwerken bedeckt und im Innern mit vergoldeten und azurblauen Säulen geschmückt ist; außerdem gibt es hier viele andere Tempel, Theater, Gasthäuser, öffentliche Bäder u. s. w. Die Straßen von P. sind meist schnurgerade und sehr breit, aber von einer Menge enger Gäßchen durchschnitten; die Häuser niedrig, meist nur ein Stockwerk hoch. Beide Theile der Stadt sind von zwölf sehr beträchtlichen Vorstädten umgeben. Die Bevölkerung kann zu 2 Mill. angenommen werden. P. ist der Sitz aller Reichsbehörden und einer Menge hoher und niedriger Unterrichts- und anderer wissenschaftlicher oder politischer Anstalten. Zu erwähnen ist auch, daß Rußland das Recht besitzt, ein griech. Kloster mit einem Archimandriten und acht Mönchen, die aller vier Jahre gewechselt werden, in P. zu unterhalten. Der Verkehr, sowol der auf den Straßen als der commercielle und industrielle, ist sehr bedeutend. Derselbe wird sehr durch den großen chines. Kanal befördert, mit dem auch P. in Verbindung steht. P. ist daher der Mittelpunkt des politischen wie des socialen, geistigen und materiellen Lebens des ganzen Reichs. Übrigens ist es eine sehr alte Stadt, die schon einige Jahrhunderte vor Chr. Geb. die Hauptstadt des Reichs Yan war. Im 10. Jahrh. machten sie die Kitan zu ihrer südlichen Hauptstadt; dann verwandelten sie die Kins, die Vorfahren der jetzigen Mandschus, zu ihrer westlichen Hauptstadt; Dschingis-Khan bemächtigte sich ihrer 1215, und Kublai-Khan machte sie zu seiner Hauptresidenz. Im J. 1644 eroberten sie die Mandschus und machten sie zur Hauptstadt ihres Reichs.

Pelagianer nennt man die Anhänger einer Lehre, welche die Verderbniß der menschlichen Natur durch die Folgen der Sünde Adams (Erbsünde) leugnet und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen für hinreichend zur Erlangung der Seligkeit erklärt. Sie schließt den Glauben an einen göttlichen Beistand zur Besserung nicht aus, macht aber die Wirksamkeit dieses Beistandes von dem eigenen Besserungsstreben des Menschen abhängig. (S. Gnade.) Diese Ansichten vertheidigte Pelagius, ein brit. Mönch, der sich im Anfange des 5. Jahrh. zu Rom aufhielt und 409 bei einem Einfalle der Gothen mit seinem Freunde Cölestius nach Sicilien und dann nach Afrika flüchtete. Hier von Augustinus (s. d.) bekämpft und auf mehren afrik. Synoden verurtheilt, wendete er sich nach Jerusalem und starb daselbst 420 in einem Alter von 90 Jahren. Die Verwandtschaft seiner Lehren mit denen des Origenes und seine persönliche, in einer Zeit des allgemeinen Sittenverderbnisses bewunderte Tugend verschafften ihm viele helldenkende Anhänger, und ohne

jemals eine eigene ketzerische Kirche gebildet zu haben, nehmen die Pelagianer, deren Ansicht auf der Kirchenversammlung zu Ephesus im J. 431 förmlich verdammt wurde, und die den orthodoxen Lehrsatz von der gänzlichen Untüchtigkeit des Menschen zum Guten nur mildernden Semipelagianer (s. d.) eine bedeutende Stelle in der Kirchengeschichte ein. Vgl. Wiggers, „Pragmatische Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus" (2 Bde., 2. Aufl., Hamb. 1833) und Lentzen, „De Pelagianorum doctrinae principiis" (Köln 1833).

Pelargonien bilden die Gattung Pelargonium in der Familie der Geranien. Sie sind Sträucher, am Vorgebirge der guten Hoffnung heimisch und werden der Mannichfaltigkeit ihrer Blütenfarben halber häufig in Gärten gezogen. Die Blätter der meisten Arten haben einen starken, angenehmen Geruch. Wegen desselben sind besonders beliebt das Rosenkraut, der Rosenkranichschnabel, das Rosengeranium (P. Radula) und das Muskatkraut (P. odoratissimum), das die Gärtner fälschlich Geranium moschatum zu nennen pflegen. Den Familiennamen Geranien oder Kranichschnäbel haben sie von der dem langen Schnabel der Sumpfvögel ähnlichen Form ihrer Fruchtkapseln. Die Cultur der strauchartigen Pelargonien ist nicht schwer, da sie weder sorgfältige Beobachtung einer gewissen Temperatur noch besondere Abwartung verlangen; auch geschieht ihre Fortpflanzung leicht. Man findet daher viele Arten in den gewöhnlichen Gärten und eine unübersehliche Menge von sogenannten Hybriden, d. h. Ausartungen und Spielarten, die theils durch Zufall entstanden, theils absichtlich hervorgebracht worden sind. Am meisten war die Cultur der Pelargonien im ersten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts in Mode; später vergaß man sie über andern, z. B. den Camellien, Cacteen u. s. w.; indessen scheint sie seit einigen Jahren sich wieder sehr zu heben. Die krautartigen Pelargonien mit Knollenwurzeln sind ziemlich zart und verlangen gute Behandlung.

Pelasger werden gewöhnlich die ältesten Bewohner Griechenlands genannt und erscheinen zugleich als eines der größten Völker im südlichen Europa, welches über Italien, Macedonien, Thrazien und selbst über einen Theil Kleinasiens ausgebreitet war. Die Geschichte derselben ist ebenso dunkel und unsicher, wie der Name und dessen Ableitung, indem Einige unter Pelasgoi Ankömmlinge überhaupt verstehen, womit die Griechen alle Fremden oder einheimischen Völker bezeichneten, die ihre frühern Wohnsitze verlassen und neue aufgesucht hatten, Andere die vielleicht ältere Form Pelargoi vorziehen, d. h. die von den Gebirgen sich den Ebenen, eigentlich Argos zunächst, Nähernden. Der herkömmlichen Annahme zufolge wohnten die Pelasger ursprünglich in Thessalien und Epirus, wohin sie bereits Homer versetzt, dehnten sich von da nach Kleinasien, besonders in der Gegend von Larissa, dann nach Kreta, ferner in das eigentliche Hellas und in den Peloponnes, wo sie sich vorzüglich in Achaja und Argos festsetzten, und nach Arkadien aus. Sie hatten übrigens schon eine gewisse Cultur erreicht, denn sie trieben Ackerbau und Viehzucht, legten in fruchtbaren Thalebenen Städte mit festen Burgen an, die meist den Namen Larissa führten, erbauten cyklopische Mauern zu Argos, Mycenä und anderwärts, gründeten die ältesten griech. Staaten Sicyon und Argos, besaßen Kunde in der Schiffahrt, wie ihre Auswanderungen nach Kleinasien, Kreta und Italien beweisen, und unterhielten ein besonderes Orakel des Zeus zu Dodona (s. d.). Vgl. Lasaulx, „Das pelasgische Orakel des Zeus in Dodona" (Würzb. 1840). Die vollständigsten Untersuchungen über die Pelasger selbst finden sich in den „Geschichten hellen. Städte und Stämme" von Otfr. Müller und in Wachsmuth's „Hellen. Alterthumskunde" (2. Aufl., 2 Bde., Halle 1843 fg.).

Pelasgos ist der Name von mehren mythischen und historischen Personen, an welchen die griech. Sage die Gründung vieler pelasgischen Colonien knüpfte. (S. Pelasger.)

Pelet (Jean Jacq. Germain, Baron), franz. Generallieutenant und Pair, der Sohn eines Goldschmids, wurde 1779 zu Toulouse geboren. Als geschickter Zeichner trat er in das Corps der Ingenieurs-géographes und brachte es 1802 durch Fleiß und Talent zum Lieutenant. Masséna wählte ihn 1803 zu seinem Adjutanten und verschaffte ihm seiner Brauchbarkeit wegen den Capitainsrang. Im Feldzuge von 1809 zog er die Aufmerksamkeit Napoleon's auf sich und wurde nach der Schlacht bei Eckmühl zum Bataillonschef ernannt. Besonders zeichnete er sich in den Gefechten aus, die der Schlacht von Wagram vorausgingen. Am 2. Juli erstürmte er mit 600 Voltigeurs die Mühleninsel, den Schlüssel der feind-

lichen Stellung. Masséna, der ihn besonders liebte und seinen fils d'armes nannte, führte ihn mit sich nach der pyrenäischen Halbinsel. Nach der Niederlage des franz. Heeres bei Busaco schrieben ihm seine Neider die Schuld zu, weil er die ihm befohlene Recognoscirung der brit. Stellungen versäumt habe. Masséna indessen bewahrte ihm sein Vertrauen und schickte ihn nach dem Rückzuge aus Portugal mit wichtigen Depeschen nach Paris. Napoleon befahl ihm, einen vollständigen Bericht über die Ereignisse niederzuschreiben, der so trefflich ausfiel, daß P. sogleich zum Obersten befördert wurde. Im russ. Feldzuge von 1812 diente er anfangs als Generalstabschef einer Division der jungen Garde, später übernahm er den Befehl eines Linienregiments, das auf dem Rückzuge fast ganz aufgerieben wurde. Im Apr. 1813 stieg er zum Brigadegeneral; nach der Schlacht bei Lützen war er kurze Zeit Commandant von Dresden. Während des Waffenstillstandes übertrug ihm der Kaiser den Befehl über eine Brigade der jungen Garde, deren Trümmer er nach der Schlacht bei Leipzig nach Frankreich zurückführte. Seit dem März 1814 befehligte er das zweite Jägerregiment der alten Garde, an dessen Spitze er besonders tapfer bei Craonne kämpfte, und das er auch während der ersten Restauration und der Hundert Tage behielt. Nachdem er seit der zweiten Restauration längere Zeit außer Thätigkeit gewesen, erhielt er 1818 den Grad eines Maréchal-de-Camp und wurde dem Generalstab beigeordnet. Noch kurz vor der Julirevolution ließ er sich in den Adelsstand erheben, was man dem sonst tüchtigen Manne sehr verdachte. Nach der Julirevolution trat er in die Deputirtenkammer, wo er sich den Liberalen anschloß. Auch wurde er Vorstand der Ecole d'application des Generalstabs und am 19. Sept. 1830 Generallieutenant und Director des Kriegsdepots. In dieser Stellung, für die er außerordentlich befähigt ist, erwarb er sich mancherlei Verdienste, besonders um die Topographie Frankreichs. Am 4. Oct. 1837 erhielt er die Pairswürde. P. ist als Mitarbeiter am „Spectateur militaire" und als Verfasser mehrer militairischen Werke, unter Anderm der „Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne" (4 Bde., Par. 1826; deutsch vom General Theobald, Stuttg. 1824—25) rühmlich bekannt.

Pelet de la Lozère (Baron), franz. Minister und Pair, stammt aus einer protestantischen Familie des alten Languedoc. Er war zur Zeit des Kaiserreichs Präfect im Departement Lozère, erwarb sich durch ehrenhafte Amtsführung große Achtung und erhielt von Napoleon den Baronstitel. Mit der Restauration trat er ins Privatleben, gelangte aber später als Deputirter des Departements Lozère in die Kammer, wo er zur gemäßigten Opposition gehörte. Diesem Charakter blieb er auch in seiner Eigenschaft als Kammermitglied nach der Julirevolution treu. Als Soult im Febr. 1835, nach dem Rücktritte des Ministeriums Mortier, aus dem Tiersparti eine Verwaltung zu bilden suchte wurde auch P. in die Combination gezogen, die aber an der Amnestiefrage scheiterte. Im folgenden Jahre erhielt er jedoch im liberalen Ministerium Thiers, das im Febr. ans Ruder trat, das Portefeuille des Unterrichts. Schon am 25. Aug. legte er gleich seinen Collegen das Amt nieder. P. versäumte indessen aus Anspruchslosigkeit in der Opposition gegen das neue Cabinet Molé eine Hauptrolle zu übernehmen. Die Regierung machte daher bei den Pairsernennungen im Oct. 1837 den Versuch, ihn und mehre seiner Parteigenossen durch Ertheilung der Pairswürde zu gewinnen, was aber nicht gelang. P. setzte die Opposition in gemäßigter Weise auch in der ersten Kammer fort und trat namentlich in der langen Ministerkrisis im Apr. 1839 mit großer Entschiedenheit auf. Als im Jan. 1840 Thiers sein liberales Cabinet bildete, erhielt P. das Ministerium der Finanzen, welches er am 21. Oct., bei dem Rückzuge seiner Amtsgenossen, ebenfalls niederlegte. In Folge der Rüstungen waren die Finanzen unter seiner Verwaltung ziemlich in Unordnung gerathen.

Peleus, der Sohn des Aakos und der Endeïs, Bruder des Telamon und Halbbruder des Phokos, Beherrscher der Myrmidonen in Phthia in Thessalien, mußte mit seinem Bruder wegen der Ermordung des Phokos Ägina verlassen, und ging nach Phthia zu Eurytion (oder Eurytos), der ihn sühnte und ihm seine Tochter Antigone zur Gattin und als Mitgift den dritten Theil des Landes gab. Mit Eurytion ging er zur kalydonischen Eberjagd, wo er diesen unversehens mit einem Wurfspeer tödtete. Deshalb floh er nach Iolkos zu Akastos, der ihn ebenfalls sühnte und bei sich behielt. Während seines Aufenthalts daselbst faßte des Akastos Gemahlin Astydameia Neigung zu ihm, ohne daß P. selbige erwiderte. Aus Rache

ließ diese seiner Gemahlin melden, er werde des Akastos Tochter, Sterope, heirathen. Aus Schmerz erhängte sich jene. Auch verleumdete sie ihn bei Akastos und dichtete ihm ihre eigene Leidenschaft an. Dieser, aus Achtung gegen das Gastrecht, wollte den P. nicht eigenhändig selbst bestrafen, sondern stellte auf dem Pelion eine Jagd an, wo P. den Tod finden sollte. Nachdem er nämlich vor Ermüdung eingeschlafen, nahm ihm Akastos sein Schwert und ließ ihn liegen, damit er so eine Beute der wilden Thiere würde. Allein als er erwachte, brachte ihm Cheiron das Schwert zurück. Zum Lohn für seine Keuschheit gaben ihm die Götter die Nereide Thetis zur Gemahlin, mit der er den Achilles (s. d.) zeugte. An der Hochzeit, welche auf dem Pelion gefeiert wurde, nahmen außer der Eris (s. d.) alle Götter Theil. Hierauf belagerte er mit Jason und den Dioskuren den Akastos in Jolkos, vertrieb diesen und tödtete die Astydameia. Seinen Sohn, den er wegen hohen Alters auf dem Zuge gegen Ilios nicht begleiten konnte, überlebte er. Nach Pindar wurde er nach seinem Tode mit Kronos, Kadmos und Achilles Richter in der Unterwelt. Übrigens weicht die Sage über seine Schicksale, namentlich über seinen Streit mit Akastos, mannichfach ab.

Pelewinseln oder Palaosinseln, eine Gruppe von 26 kleinen Inseln im westlichsten Theile der Südsee, östlich von den Philippinen unter 8° nördl. Br. und 152° östl. L., gehören zu der Gattung der niedrigen Inseln der Südsee (s. d.), sind fruchtbar und gut angebaut und werden von einer zahlreichen, zum malaiischen Stamme gehörigen Bevölkerung bewohnt, die unter verschiedenen Häuptlingen steht, die eine Art Erbadel zur Seite haben und in stetem Kriege miteinander leben. Die Einwohner, ein kräftiger Menschenschlag, sind wegen ihrer Seeräuberei berüchtigt. Die größte der Inseln heißt Babelthup.

Pelias, der Sohn des Kretheus oder eigentlich des Poseidon und der Tyro, Zwillingsbruder des Neleus (s. d.), wurde mit diesem von seiner Mutter ausgesetzt. Nach dem Tode des Kretheus vertrieb er seinen Bruder und machte sich zum Herrscher von Jolkos, nachdem er auch seinen Halbbruder Äson, dem die Herrschaft eigentlich gehörte, entfernt hatte. Hierauf vermählte er sich mit Anaxibia, der Tochter des Bias, nach Andern mit Philomache, der Tochter des Amphion, und zeugte mit ihr den Akastos, die Pisidike, Pelopeia, Hippothoë und Alkestis. Den Jason (s. d.), der später Ansprüche auf die Herrschaft machte, sendete er nach dem goldenen Vließe, in der Hoffnung, daß er nicht zurückkehren werde; den Äson aber und dessen Sohn Promachos räumte er aus dem Wege. Allein Jason kehrte mit Medea (s. d.) zurück, auf deren Anstiften P. unter dem Vorwande, ihn verjüngen zu wollen, von seinen eigenen Töchtern zerstückt und in einen siedenden Kessel geworfen wurde. Jason aber erhielt dennoch die Herrschaft nicht, sondern mußte sie dem Akastos überlassen, der seinem unglücklichen Vater zu Ehren feierliche Leichenspiele, welche am Kasten des Kypselos dargestellt sind, veranstaltete.

Pelides oder der Pelide heißt Achilles (s. d.) als Sohn des Peleus (s. d.).

Peligner (Peligni), eine kleine tapfere Völkerschaft sabellischen Stammes, die in Mittelitalien Thäler und Höhen des Apennin, die jetzt zu den neapolitan. Abruzzen gehören, bewohnte und gegen Norden an die stammverwandten Marruciner, gegen Osten an die Frentaner, gegen Süden an die Samniten und gegen Westen an die Marsen grenzte. Ihre beiden Hauptorte waren das ansehnliche, feste Corfinium, südlich von der heutigen am Fluß Aterno gelegenen Stadt Popoli, das in dem Krieg der Bundesgenossen gegen Rom von jenen zum Sitz ihres Senats gemacht und unter dem Namen Italica zur Hauptstadt des zu gründenden Italischen Staats ausersehen wurde, und Sulmo, der Geburtsort des Dichters Ovid, das heutige Sulmona.

Pelikan, eine Gattung von Schwimmvögeln aus der Familie der Ruderfüßler, die von verwandten Gattungen durch Länge des Schnabels und ausnehmend dehnbare, einen Sack darstellende Kehlhaut sich unterscheidet. Alle Pelikane sind große, dem Ansehen nach schwerfällige Vögel, fliegen indessen mit vieler Ausdauer, wenn auch nicht mit ungewöhnlicher Schnelle; sie tauchen, indem sie sich aus bedeutenden Höhen herabfallen lassen, tief unter den Wasserspiegel, ergreifen den aus der Ferne entdeckten Fisch und schwimmen schnell und sicher, selbst auf dem unruhigen Meere. Sie halten sich stets an den Ufern großer Gewässer auf, machen zwischen dem Meere und dem Süßwasser oft gar keinen Unterschied, kehren aber

Fried. Krupp Werksbücherei Essen

stets am Abend auf das Land zurück, um auf Bäumen oder höhern Felsspitzen des Ufers zu schlafen. Die Färbung der meisten Arten ist düster oder einfach, weiß, grau oder bräunlich und selten durch Abzeichnungen lebhafterer Art gehoben. Die Nahrung besteht in Fischen, die meist durch Tauchen gefangen und, wenn sie zur Ernährung der Jungen bestimmt sind, im Kehlsacke nach dem außerordentlich übelriechenden, mit faulen Resten verunreinigten und sonst ganz kunstlos gebauten Neste getragen werden. Die Gattung ist weit verbreitet und zerfällt in zahlreiche Arten, die indessen ganz kalte Länder nicht bewohnen. Der gemeine Pelikan oder die Löffelgans (Pelecanus onocrotalus) ist von der Größe eines Schwanes und schmuzigweißlicher, theils ins Röthliche, theils ins Gelbliche übergehender Färbung und hat rothe Füße. Er lebt an den Meeren und Seen des östlichen Europa und Asien, verhält sich, ausgenommen bei dem Fischfange, träge und schläfrig, und schreit fast so laut wie ein Esel. Er bildet mit andern kleine sich nicht trennende Gesellschaften, legt zwei Eier in eine flache Grube am Boden und hat durch die Art, wie er aus dem Kehlsacke seine Jungen füttert, zu der uralten Fabel Veranlassung gegeben, daß er jene mit dem Blute der Brust ernähre, die er freiwillig aufreiße. Er gilt daher als Symbol der sich selbst opfernden Mutterliebe.

Pelikan ist der Name eines schon seit mehren Jahrhunderten gebrauchten Instruments zum Ausziehen der Zähne, welches auch jetzt noch, obgleich viele andere Instrumente zu diesem Behufe erfunden worden sind, in manchen Fällen seine Zweckmäßigkeit behauptet.

Pelion, ein hohes Waldgebirge in Thessalien, breitet sich längs der Ostküste von Magnesia bis zur Mündung des Peneus (s. d.) aus, woran sich dann weiter nördlich die steile Kegelspitze des Ossa (s. d.) anschließt, und war im Alterthume berühmt durch seine Heilkräuter und durch einen Tempel des Zeus, in dessen Nähe man die Grotte des Centaur Chiron (s. d.) zeigte. Auch thürmten einst der Mythe und dichterischen Erzählung zufolge die Titanen in einem Kampfe gegen die Götter den Ossa auf den Pelion, um dadurch die Wohnungen der letztern zu erklimmen.

Pelisson-Fontanier (Paul), der Historiograph Ludwig's XIV. von Frankreich, wurde 1624 zu Béziers von protestantischen Altern geboren. Er studirte die Rechte, ließ sich zu Castres als Advocat nieder und schrieb in Briefform die „Histoire de l'Académie franç. jusqu'en 1652" (Par. 1653), wobei er sich als mittelmäßiger Schriftsteller und unverschämter Schmeichler zeigte. Der Akademie gefiel seine Lobrede so außerordentlich, daß sie ihm sogleich die Ehrenmitgliedschaft nebst dem Anrecht auf den zunächst erledigten Platz ertheilte. P. trat bald in die Akademie und verlegte seinen Wohnsitz nach Paris. Nach einiger Zeit kaufte er sich das Amt eines Secretairs des Königs und machte die Bekanntschaft des Finanzintendanten Fouquet, der ihn zum Vertrauten und zu seinem ersten Commis erhob und 1660 sogar den Titel eines Staatsraths verschaffte. Als Fouquet in Ungnade fiel, kam auch P. ins Gefängniß. Hier verfaßte er für seinen Gönner drei Vertheidigungsschriften und benachrichtigte denselben bei einer Confrontation durch List von der Vernichtung gewisser Papiere, was ihm noch engern Gewahrsam zuzog. Nach fünf Jahren endlich gelang es ihm, durch die Fürsprache angesehener Freunde die Freiheit und auch die Gunst Ludwig's XIV. wiederzuerhalten. Er mußte den König auf dem kurzen Feldzuge in der Franche-Comté begleiten, um die Ereignisse der Expedition aufzuzeichnen, und entledigte sich dieses Auftrags so geschickt, daß ihn Ludwig XIV. zum Geschichtschreiber seiner Regierungsepoche ernannte. Als P. vollends zum Katholicismus übertrat, überhäufte ihn der König mit Pfründen und Gnaden. Er erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie Saint-Orens und wurde Ökonom des Klerus von Saint-Germain und Saint-Denis. In dieser Eigenschaft verwaltete er auch die Fonds, welche der Hof zur Bekehrung der Protestanten angelegt hatte, und der Eifer, womit der Convertit die Werke der Propaganda unterstützte, zog ihm die besondere Gunst des Hofes, aber auch den Haß seiner frühern Glaubensgenossen zu. Im J. 1670 hielt P. bei Aufnahme des Erzbischofs von Paris in die Akademie die bekannte Lobrede auf Ludwig XIV. und wurde dafür zum Maître des requêtes erhoben. Er trieb nun seine lächerliche Schmeichelei soweit, daß er mit andern Akademikern alle zwei Jahre einen Preis von 300 Livres für Den aussetzte, der die Thaten des Königs am besten loben würde. Als Geschichtschreiber begleitete er Ludwig XIV. auf den Feldzügen in den Niederlanden; doch sah er sich plötzlich durch die

Montespan, der er einen Proceß verloren, von seinen Posten verdrängt, den Boileau und Racine erhielten. P. starb am 7. Febr. 1693. Seine „Lettres historiques et opuscules" (3 Bde., Par. 1729) enthalten unter Anderm Notizen über die Reisen des Königs von 1670 und 1688. Lemacrier veröffentlichte P.'s Hauptwerk, die „Histoire de Louis XIV" (3 Bde., Par. 1749), die vom Pyrenäischen Frieden bis 1672 reicht; das zehnte Buch welches die Ereignisse bis zum Frieden von Nimwegen erzählt, wird Racine zugeschrieben. Außerdem veröffentlichte P. viele andere Schriften, die sich sämmtlich durch Leichtigkeit des Stils auszeichnen, aber ohne Bedeutung sind. Vgl. über ihn Delort, „Histoire de la détention des philosophes et des gens de lettres à la Bastille" (3 Bde., Par. 1829).

Pella, die alte Haupt- und Residenzstadt Macedoniens, in welcher Philipp und Alexander der Große geboren wurden, war während der Blütezeit der macedon. Herrschaft reich und mächtig, verlor aber unter den Römern, obgleich diese eine Colonie dahin schickten, alle Bedeutung. Im Mittelalter kannte man noch das feste Schloß von Pella unter dem Namen Bodena. — Eine andere Stadt Pella, jetzt Bellue, bildete den südlichsten Punkt der Landschaft Dekapolis im Nordosten von Palästina, an der Grenze von Peräa.

Pellägra oder Mailändische Rose (pellarsis, lepra lombardica oder mediolanensis, auch italica), ist eine ausgesprochen endemische Krankheit, welche sich bis jetzt streng an das östr. Oberitalien und diesseit der Alpen an das Lechfeld und das obere Rheinthal gehalten hat, erst seit Anfang des 18. Jahrh. ihre jetzige Form angenommen zu haben scheint, ihre Entstehung wahrscheinlich gewissen, zur Zeit noch nicht gehörig ermittelten tellurischen und atmosphärischen Einflüssen verdankt und fast nur bei Erwachsenen in mittlerm Alter, die im Freien viel anstrengende Arbeiten verrichten und sich dabei den Sonnenstrahlen aussetzen, ohne Unterschied des Geschlechts vorkommt. Die Hauptzufälle sind allerlei Störungen in der Verdauung mit Nervenleiden, Schwäche und geistiger Niedergeschlagenheit, zu denen sich meist noch eine eigenthümliche rosenartige Hautkrankheit an den der Einwirkung der Sonne ausgesetzten Hautstellen gesellt. Das Übel erscheint mit dem Frühjahre, verschwindet während des Winters wieder gänzlich, kehrt jedoch mit dem nächsten Jahre (in manchen Fällen auch erst einige Jahre nachher) zurück, worauf die im Winter wiederkehrende Gesundheit nur kürzere Zeit andauert, und bleibt endlich anhaltend, bis, selten vor dem dritten und fast stets vor dem siebenten Jahre, unter Verstärkung aller Symptome der Tod eintritt. Wenig Aufschluß über die eigenthümliche Natur der Krankheit geben die Leichenöffnungen; auch die Behandlung hat bis jetzt nur insoweit zu einem sichern Resultat geführt, daß, wenn ein Kranker zu Anfang der Krankheit in eine von dem Übel freie Gegend gebracht wird, dieses an und für sich schon ein hinreichendes Heilmittel ist. Vgl. Nardi, „Delle cause e cura della pellagra e del modo d'estirpala da queste contrade" (Mail. 1836).

Pelletan (Phil. Jean), ein berühmter franz. Wundarzt, geb. 1752 zu Paris, machte daselbst seine medicinischen Studien, wurde dann als Assistent am Hôtel-Dieu und bei Errichtung der Medicinalschulen Professor der chirurgischen Klinik. Er gehörte zu den Ärzten, welche den Leichnam Ludwig's XVII. recognoscirten. Während der ersten Kriegsjahre in der Revolution war er Chirurgien-en-chef bei der Pyrenäen- und der Nordarmee, dann Mitglied des Generalsanitätscollegiums und seit 1795 Chirurgien-en-chef an dem Hôtel-Dieu. Im J. 1815 wurde er Professor der operativen Chirurgie und 1818 der Geburtshülfe. Nach der neuen Organisation der Facultät behielt er den Titel als Ehrenprofessor. Er starb in der Zurückgezogenheit am 23. Sept. 1829. Geschätzt ist besonders seine „Clinique chirurgicale, ou Mémoires et observations de chirurgie clinique et sur d'autres objets relatifs à l'art de guérir" (3 Bde., Par. 1810). — Sein Sohn, Pierre P., geb. am 6. Jan. 1782 zu Paris, besuchte die Polytechnische Schule und widmete sich dann unter Anleitung seines Vaters dem Studium der Medicin. Nachdem er als Militairchirurg einige Jahre gedient hatte, wurde er Assistent am Hôtel-Dieu und 1813 Doctor der Medicin. Im J. 1814 kam er als Arzt an das Hospital von Val-de-grace und bald nachher an das Hospital Montaigu, wo er den damals herrschenden Typhus mit energischen Maßregeln und mit Glück bekämpfte. Später zum königlichen Leibarzt ernannt, hielt er zugleich Vorlesungen über Chemie, Physiologie, Pharmakologie und Anatomie. Bei der Auflösung der Ecole de médecine im J.

1822 war er provisorischer Administrator der Facultät und wurde dann Professor der medicinischen Physik. Seinen schriftstellerischen Ruf begründeten sein „Dictionnaire de chimie générale et médicale" (2 Bde., Par. 1821—24) und der „Traité élémentaire de physique générale" (2 Bde., 3. Aufl., Par. 1837—38).

Pelletier (Pierre Jos.), ein bekannter franz. Chemiker, seit 1836 Director der Ecole de pharmacie zu Paris, ist daselbst am 22. März 1788 geboren. Schon frühzeitig wurde er durch Entdeckung mehrer der sogenannten Pflanzenalkaloide (s. Alkaloide) bekannt. Insbesondere aber gebührt ihm das Verdienst, das Chinin und Cinchonin (s. Chinarinde) aufgefunden und die chemische Zusammensetzung des Opiums (s. d.) genauer ermittelt zu haben. Die meisten seiner Entdeckungen beschrieb er in Aufsätzen von geringerm Umfange, welche theils in dem „Journal de pharmacie" und dem „Bulletin de pharmacie et des sciences accessoires", bei deren Redaction er betheiligt ist, theils in andern pharmaceutischen und medicinischen Zeitschriften abgedruckt sind. — Sowol sein Vater Bertrand P. als sein Bruder Charl. P., mit denen er nicht selten verwechselt wird, haben sich in der Chemie einen Namen erworben.

Pellico (Silvio, Graf), ein berühmter ital. Dichter, wurde 1789 zu Saluzzo in Piemont geboren und in Pigneroles erzogen, wo sein Vater, Onorato P., der ebenfalls als lyrischer Dichter sich bekannt gemacht hat, eine Seidenspinnerei besaß. In seinem 16. Jahre folgte er seiner Schwester nach Lyon, als sich diese dahin verheirathete, und hatte Italien beinahe vergessen, als Foscolo's Gedicht „I sepolcri" die Liebe zum Vaterlande mit solcher Macht in ihm erweckte, daß er sofort nach Italien zurückkehrte. In Mailand von Ugo Foscolo und Vincenzo Monti freundlich aufgenommen, schloß er sich dem Letztern bald ganz an. Später wurde er Erzieher der Söhne des Grafen Luigi Porro Lambertenghi, dessen Haus der Sammelplatz der vorzüglichsten Männer Mailands und der ausgezeichnetsten Fremden war. Durch die Trauerspiele „Laodicea" und „Francesca da Rimini" erwarb er sich einen Ehrenplatz unter den ital. Dichtern. Auch lieferte er eine gute Übersetzung von Byron's „Manfred". Er lebte in freundschaftlicher Verbindung mit mehren patriotischen Gelehrten und andern freisinnigen Schriftstellern, welche seinen Plan, durch Beförderung wissenschaftlicher Bildung zu Italiens Wiedergeburt mitzuwirken, eifrig unterstützten. So entstand die Zeitschrift „Il conciliatore", in welcher unter Anderm Manzoni's „Conte di Carmagnola" und P.'s „Eufemio di Messina" zuerst abgedruckt wurden. Wegen des freimüthigen Geistes, der sich in diesen Mittheilungen regte, wurde, gleich mehren seiner Freunde, auch P. 1820 verhaftet und nach Santa-Margherita gebracht, wo sein Freund, der Dichter Maroncelli, ebenfalls gefangen saß. Zu Anfange des folgenden Jahres nach Venedig in die Bleikammern gebracht und einer peinlichen Untersuchung unterworfen, wurde er im Jan. 1822 nach dem Gefängnisse auf der Insel San-Michele bei Venedig abgeführt, wohin schon vorher auch Maroncelli gebracht worden war. Öffentlich auf dem Schaffot zu Venedig verkündeten den beiden Freunden die Richter das Todesurtheil, das aber der Kaiser für Maroncelli in 20jähriges, für P. in 15jähriges Gefängniß auf dem Spielberge verwandelt hatte. Im März 1822 dahin abgeführt, wurden Beide getrennt, in unterirdische Kerker untergebracht. Schon erschöpft von einer fast zweijährigen Gefangenschaft, wurde P. bei schlechter, kärglich zugemessener Nahrung, die in weiter nichts als Brot und Wasser bestand, auf einem Lager ohne alle Unterlage, von Tage zu Tage schwächer, und verfiel, obschon man ihm einige Erleichterungen gewährte, im Jan. 1823 in eine gefährliche Krankheit, sodaß er spitalmäßig verpflegt werden mußte. Unter der theilnehmenden Pflege des Kerkermeisters genas er nach einiger Zeit, und als er wieder erkrankte, wurde Maroncelli sein Kerkergenosse und Wärter. Seit 1824 aber wurde die Haft immer strenger. Keine Feder und kein Buch, was früher geschehen war, wurde den Gefangenen mehr verabreicht. Auch Maroncelli erkrankte endlich an einer Kniegeschwulst, die so gefährlich wurde, daß nach neunmonatlichen Leiden das Bein abgenommen werden mußte. Endlich am 1. Aug. 1830 wurden beide Freunde ihrer Gefangenschaft entlassen. Die Geschichte seiner zehnjährigen Leiden hat P. in seiner Schrift „Le mie prigioni" (Par. 1833; deutsch, Lpz. 1833) anziehend erzählt. P. war durch die Gefangenschaft mystisch und bigott geworden; seine von Jugend an schwache Gesundheit war vollends untergraben; die Marquese von Barot in

Turin bot ihm in ihrem Hause einen Zufluchtsort, den er als Secretair dieser Dame annahm. Seine „Francesca da Rimini" (Mail. 1818; deutsch von Schädelin, Zür. 1835) ist einer der glücklichsten Versuche, vaterländische Stoffe für das Drama zu benutzen. Seine „Opere" erschienen in Padua (2 Bde., 1831) und in Einem Bande in Leipzig (1834). In den „Tre nuove tragedie" (Turin 1832) sind „Gismonda da Mendrisio", „Leoniero da Dertona" und „Erodiade" enthalten. Im J. 1833 erschien in Turin P.'s Trauerspiel „Tommaso Moro" und 1837 ebendaselbst eine Sammlung seiner „Opere inedite" (2 Bde.). Außerdem verfaßte er in neuerer Zeit eine Art moralischen Katechismus von den Pflichten des Mannes „Dei doveri degli uomini".

Pelopidas, einer der ausgezeichnetsten theban. Feldherren, Freund und Zeitgenosse des Epaminondas (s. d.), rettete sein Vaterland theils von den Mishandlungen einer tyrannischen Partei, theils von dem Drucke der Spartaner. Mit mehren Patrioten aus Theben vertrieben, hatte er sich nämlich nach Athen gewendet, kehrte aber mit einigen Verschworenen heimlich wieder nach Theben zurück, ermordete die daselbst bei einem festlichen Gelage versammelten Tyrannen und gab das Zeichen zur Vertreibung der Spartaner, die sich mitten im Frieden des festen Schlosses zu Theben bemächtigt hatten. Hierauf trug er, zugleich mit Epaminondas, viel zu dem entscheidenden Siege über die Spartaner bei Leuktra (s. d.), im J. 371 v. Chr., bei durch die von ihm befehligte heilige Schar, fiel bald nachher in den Peloponnes ein und vereinigte sich mit den Arkadern, Argivern und Eleern zu einem Angriff auf Sparta, mußte aber in Folge unerwarteter Hindernisse wieder zurückkehren. Als gleich nach dieser Unternehmung die Thebaner zu einem dreimaligen Zuge gegen den grausamen Tyrannen Alexander von Pherä (s. d.) sich veranlaßt sahen, gerieth P. auf dem ersten Zuge in die Gefangenschaft des Tyrannen, wurde auf dem zweiten Zuge durch Epaminondas wieder befreit und fiel beim dritten Zuge 364 v. Chr. siegend in der Schlacht bei Kynoskephalä (s. d.). Von Cornelius Nepos besitzen wir einen Abriß seines Lebens. Vgl. Vater, „Leben des P.", in Jahn's „Jahrbüchern für Philologie" (Suppl.-Bd. 8).

Peloponnes, eigentlich Peloponnesus, d. i. Insel des Pelops (s. d.), seit dem Anfange des Mittelalters Morea genannt, heißt die große 402 □M. umfassende südliche Halbinsel Griechenlands, welche vom Jonischen und Ageischen Meere eingeschlossen wird und durch den Isthmus von Korinth mit dem Festlande des eigentlichen Hellas (s. d.) zusammenhängt. Sie besteht aus einem Plateau von 2000 F. über dem Meere, welches aber auf allen Seiten von höhern Randgebirgen umgeben ist, die mit ihren Zweigen vier Landzungen bilden, und dessen Scheitelfläche Arkadien ebenfalls Gebirgsmassen bis zu 6000 F. über dem Meere trägt. Am steilsten und höchsten ist der Nordrand oder Achaja, der seine größte Höhe von 7200 F. im Gebirge Kyllene erreicht und dessen Fortsetzungen sich westlich nach Elis, südöstlich nach Argolis erstrecken; der Südrand hängt mit dem Taygetus, der höchsten Bergreihe des ganzen Peloponnes, zusammen, welche die östliche Landzunge Lakoniens bis zum Vorgebirge Tänarum durchzieht. Hauptflüsse sind der Alpheus und Eurotas. Der Boden war im Alterthum überaus fruchtbar und besonders reich an Getreide, Wein, Öl und edlen Baumfrüchten. Die Bevölkerung, deren Stamm von der phöniz. und afrik. Küste her gekommen sein und die erste Bildung mitgebracht haben soll, betrug zur Zeit der Blüte Griechenlands über 2 Mill. Groß und mächtig waren damals außer den vorher schon genannten Landschaften Sparta (s. d.), Messenien (s. d.), die Städte Korinth (s. d.), Argos (s. d.), Mykene (s. d.) und der uralte Königssitz Pylos (s. d.). Eine besondere politische und historische Bedeutsamkeit erhielt der Peloponnes dadurch, daß Sparta hier durch die messenischen Kriege (s. Messenien) seine Macht begründete und später in dem entscheidenden 27jährigen Kampfe von 431—404 siegreich behauptete, welcher mit der gänzlichen Demüthigung des übermüthigen Athens endete und vorzugsweise der peloponnesische Krieg genannt wird. (S. Griechenland.) Eine meisterhafte Schilderung des peloponnes. Kriegs hat Thucydides (s. d.) geliefert. Vgl. Siebert, „Der sittliche Zustand Griechenlands zur Zeit des peloponnes. Kriegs" (Reval 1840). Endlich schloß im Peloponnes auch Sicyon (s. d.) den letzten Bund der Freiheit, den achäischen. (S. Achäer.) Durch die Eroberungen der Römer wurde der Peloponnes zugleich mit Hellas

oder Mittelgriechenland 146 v. Chr. unter dem gemeinsamen Namen Achaja (s. d.) röm. Provinz und blieb später so lange ein Theil des byzantin. Kaiserreichs, bis dieses selbst in Trümmern zerfiel und stückweise eine Beute der Osmanen wurde. (S. Morea.) Der Peloponnes ist in geographischer, historischer und antiquarischer Hinsicht in neuerer und neuester Zeit namentlich von den Engländern und Franzosen vielfach durchforscht und beschrieben worden. Außer dem Werke von Gell „Itinerary of the Morea" (Lond. 1817) und dessen „Narrative of a journey in the Morea" (Lond. 1823) gehören hierher besonders Leake's „Travels in the Morea" (3 Bde., Lond. 1830) und dessen „Peloponnesiaca" (Lond. 1846), sowie Boblaye's „Expédition scientifique de Morée" (Par. 1835).

Pelops, der Enkel des Zeus und Sohn des Tantalos und der Dione, der Tochter des Atlas oder der Euryanassa oder der Klytia, wurde von seinem Vater, als bei diesem einst die Götter einkehrten, geschlachtet und den Göttern vorgesetzt, um ihre Allwissenheit zu prüfen. Die Götter ließen sich aber nicht täuschen; nur Demeter, in Trauer um ihre verlorene Tochter versunken, verzehrte die eine Schulter. Sie befahlen, die zerstückten Glieder in einen Kessel zu werfen, aus dem dann Klotho den Knaben neubelebt hervorzog. Die fehlende Schulter aber wurde durch eine elfenbeinerne ergänzt. Nach Pindar entführte Poseidon den schönen P., damit er wie Ganymedes die Göttertafel bediene. Nach der gewöhnlichen Sage war P. ein Phrygier und wurde durch Ilos von Sipylos vertrieben, worauf er mit großen Schätzen nach der Halbinsel wanderte, welche nach ihm Peloponnesus genannt wurde. Hier wurde er Gemahl der Hippodamia (s. d.), bekam das Reich ihres Vaters und zeugte mit ihr mehre Söhne, unter denen Atreus (s. d.) und Thyestes (s. d.) am bekanntesten sind. Berühmt ist P. außerdem noch als Erneuerer und Erweiterer der Olympischen Spiele. Auch wurde er zu Olympia vor allen übrigen Heroen verehrt und hatte im Haine Altis ein Heiligthum. Sein Grabmal befand sich am Alpheus in der Nähe des Tempels der Artemis bei Pisa; an demselben geißelten sich jährlich die Epheben.

Peloton hieß früher bei der Infanterie einiger Staaten so viel als Zug, bei andern war es die Unterabtheilung jedes Zugs einer Compagnie, die man jetzt meist Section nennt. Auch das Pelotonfeuer, auf welches früher, namentlich bei Revuen, ein großer Werth gelegt wurde, ist ganz abgekommen, und anstatt daß damals von den verschiedenen Compagnien eines Bataillons das erste oder zweite Peloton gleichzeitig Feuer gab, ist jetzt das Heckefeuer (s. d.) eingeführt, das unstreitig vor jenem den Vorzug verdient.

Pelt (Ant. Friedr. Ludw. Aug.), ordentlicher Professor der Theologie zu Kiel, geb. am 28. Juni 1799 zu Regensburg, wo sein Vater damals als dän. Legationsrath angestellt war, erlangte seine Vorbildung auf den Schulen zu Bückeburg und Altona und studirte in Jena, dann in Kiel Philosophie und Theologie. Im J. 1826 habilitirte er sich in Berlin als Privatdocent, wurde 1829 außerordentlicher Professor in Greifswald, 1830 Doctor der Theologie und ging 1835 an Twesten's Stelle nach Kiel. Seine philosophisch-theologische Richtung, die der Schleiermacher's und Twesten's verwandt ist, legt sich in mehren seiner Schriften zu Tage. Wir erwähnen vorzugsweise die „Theologische Encyklopädie" (Hamb. und Gotha 1843), die gegen Strauß gerichtete Schrift „Der Kampf aus dem Glauben" (Kiel 1837); ferner die Vorlesungen über „Protestantismus, Rationalismus, Supernaturalismus und speculative Theologie" (Kiel 1839), sowie mehre Beiträge in der 1838 von ihm begonnenen Zeitschrift „Theologische Mitarbeiten". Außerdem hat er sich auch durch seinen „Commentarius in epistolas ad Thessalonicenses" (Greifsw. 1829) und das mit Rheinwald herausgegebene „Homiliarium patristicum" (2 Hefte, Berl. 1829) verdient gemacht.

Pelzwerk, Pelleterie oder Rauchwerk nennt man alle diejenigen Felle von wilden oder Hausthieren, welche mit den Haaren gahr gemacht sind und deren man sich zu Anfertigung von Bekleidungsstücken, z. B. Mützen, Stiefeln, Handschuhen, Müffen u. s. w., oder zu Unterfutter von Kleidern oder Gebrämen, Besätzen u. s. w. bedient. Auch Schlittendecken und Satteldecken bereitet man daraus, und zur Uniform mancher Truppen, z. B. einiger Husarenregimenter und der ungar. Nobelgarde in Wien, gehören Pelzüberwürfe. Die Bereitung des Pelzwerks ist der Erwerbszweig des Kürschners, welcher auch den Verkauf desselben im Kleinen besorgt. Im Großen geschieht derselbe theils auf den deutschen

Messen und in Hamburg, Danzig und Lübeck, theils in London und Amsterdam, wohin das nordamerik. und anderes Pelzwerk in großen Quantitäten zu Schiffe gebracht und dann in Auctionen verkauft wird. Man unterscheidet das Pelzwerk zuerst nach der Jahreszeit in Sommer- oder Winterpelz, und letzterer wird vorgezogen, weil die meisten Thiere im Winter mehre und längere Haare haben als im Sommer. Der Werth des Pelzes hängt außer seiner Schönheit und Güte hauptsächlich von örtlichen Verhältnissen ab, daher ist manches Pelzwerk in einer oder der andern Gegend, wo es selten ist, sehr geschätzt und hoch im Preise, während es anderer Orten kaum gekauft wird. Der Pelzhandel erfodert viel Einsicht und Erfahrung. Zu den seltenen oder werthvollen Pelzen rechnet man in Deutschland Zobel, Hermelin, blauer Fuchs, Luchs, Fischotter, Biber, Baummarder, Chinchilla u. s. w.; zu den Pelzwerken zweiten Rangs die Fuchs- und Wolfsbälge, die Bären-, Tiger- und Pantherfelle, von denen letztere jedoch selten in den Handel kommen, dann Steinmarder-, Luchs-, wilde Katzen-, schwarze und graue Lammfelle und das sogenannte Grauwerk, Baranken, Krimmer und dergl., und zur dritten Classe die Dachs-, Schaf-, Kaninchen-, Hamster-, Hasen-, Eichhörnchen-, Ziegen-, Schaf- und rauchgahren Kalbfelle, Seehundfelle u. s. w. Ein besonderer Zweig der Pelzwaarenbereitung ist das Färben des Pelzes, welches, nachdem das Haar durch besondere Beizen getödtet worden, in einem mehrmaligen Anstrich des Pelzwerks mit einer echten Farbe besteht, deren Grundlage ein Galläpfelabsud ist und die oft bis auf die Wurzel (durchgefärbt), bisweilen aber nur bis über die Spitze reicht (geblendet). Eine vorzügliche Fürsorge erheischt das Aufbewahren des Pelzwerks, da letzteres viele Feinde unter den Insekten hat, die namentlich im Sommer demselben nachstellen und es zerstören. Man pflegt hier das Pelzwerk fest zusammenzupacken, es an kühlen und luftigen Stellen aufzubewahren, während des Sommers mehrmals zu lüften und auszuklopfen und starkriechende Substanzen, z. B. fetten Kien, Papier, welches mit Terpenthinöl oder Zimmtöl angefeuchtet ist, Papierchen mit Kampher und klarem Pfeffer und dergl., dazwischen zu legen.

Pembroke, ein engl. Grafentitel, welchen verschiedene Geschlechter führten und der dem Schlosse und Flecken gleiches Namens an der Küste von Südwales entlehnt ist. — Arnulf, aus dem normann. Hause Montgomery, baute das Schloß Pembroke gegen Ende des 11. Jahrh. — Sein Erbe, Gilbert von Clare, erhielt 1138 vom Könige Stephan die Würde eines Grafen von P. — Die Enkelin desselben brachte die Güter an William von Hampstead, welcher unter dem Könige Johann ohne Land Reichsmarschall war und 1202 auch zum Grafen von P. erhoben wurde. In der letzten Zeit Johann's befehligte er gegen die von der Volkspartei herbeigerufenen Franzosen, und ließ nach dem Tode des Königs, am 19. Oct. 1216, sogleich dessen neunjährigen Sohn, Heinrich III., krönen, um einer Thronusurpation des franz. Prinzen Ludwig zuvorzukommen. Nachdem P. auf einer Versammlung der treugebliebenen Großen die Vormundschaft mit der Protectorwürde erhalten, erneuerte er die Magna Charta, nahm jedoch den Geistlichen die Wahlfreiheit und den Ständen das unbedingte Steuerverwilligungsrecht. Hierauf wendete er sich gegen die Franzosen, schlug dieselben am 20. Mai 1217 bei Lincoln, während am 24. Aug. Philipp von Albiney eine mächtige franz. Flotte an der Küste von Kent zerstörte, und schloß am 11. Sept. mit dem Prinzen Ludwig den Frieden zu Lambeth, vermöge dessen die Franzosen England räumten. Durch Klugheit und Mäßigung suchte er nun auch die Abtrünnigen unter den Baronen mit der Krone auszusöhnen. P. starb zum Unglück für das Reich am 16. Mai 1219. Seine männlichen Nachkommen, denen der König das Gute, welches ihm der Vater gethan, mit Bösem vergalt, erloschen 1246. — Heinrich III. erhob nun 1247 seinen Halbbruder, William von Valence, aus dem Hause Lusignan, zum Grafen von P. — Der Sohn und Erbe desselben, Almerich, schlug 1306 den König Robert Bruce von Schottland bei Methwen, wurde dafür zum Hüter der schot. Grenze ernannt, erlitt aber schon im folgenden Jahre von Bruce die Niederlage bei Londonhill. In der Schlacht bei Bannockburn, die König Eduard II. am 25. Aug. 1314 gegen Bruce verlor, kämpfte er mit verzweifelter Tapferkeit und rettete dem Könige Leben und Freiheit. Auf einer Wallfahrt, die er 1316 nach Rom unternahm, griff ihn der Kaiser auf und erpreßte von ihm ein starkes Lösegeld. P. starb 1325 durch Mord; schon mit seinem Sohn und Erben starb 1335 das

Geschlecht aus und die Familiengüter fielen durch Heirath den Hastings zu. — König Eduard III. erneuerte 1339 dem Laurenz von Hastings die Würde eines Grafen von P. — Dessen nachgeborener Sohn und Erbe, Jack, verheerte 1369 auf Befehl des Schwarzen Prinzen Poitou, erhielt hierauf die Statthalterschaft von Guyenne, wurde aber am 23. Juni 1372 an der Spitze der engl. Flotte vor Larochelle, das er entsetzen wollte, von der vereinigten franz.-castilischen Seemacht geschlagen. Er starb 1375 und hinterließ Güter und Würde seinem aus der Ehe mit Margarethe von England nachgeborenen Sohne Jack II., der 1389 auf einem Turnier zu Woodstock umkam und keine Nachkommen hatte. — König Heinrich VI. verlieh die Güter und Titel der Grafen von P. nacheinander seinen Oheimen, den Herzogen von Bedford und von Gloceſter. Nach der Ermordung des Letztern (s. Plantagenet) riß der Günstling der Königin Margarethe, der zum Herzog von Suffolk (s. d.) emporgestiegene William von Pole, die Güter mit dem Titel eines Marquis von P. an sich. — Nachdem derselbe aber 1450 umgebracht worden, gab Heinrich VI. die Besitzthümer und die Würde eines Grafen von P. seinem Halbbruder von mütterlicher Seite, dem Jasper Tudor, einem der Söhne von Owen Tudor (s. d.) und der Königin Katharine. Derselbe vertrat im Kriege der beiden Rosen das Interesse des Hauses Lancaster, wurde deshalb, als mit Eduard IV. das Haus York den Thron bestieg, geächtet und rettete sich nach Schottland. Als jedoch sein Neffe, der Tudor Heinrich VII., dem Könige Richard III. die Krone entrissen, erhielt er den Titel eines Herzogs von Bedford nebst der Marschallswürde und ging als Vicekönig nach Irland. Im J. 1492 schickte ihn der König mit einem Heere nach Frankreich, wo er im Oct. die Belagerung von Boulogne begann und schon nach einigen Wochen den Frieden von Estaples schloß. Er starb kinderlos 1495. — König Eduard IV. hatte mit der Achtung Jasper Tudor's das Erbe und den Titel der Grafen von P. einem William Herbert verliehen, der aber 1469 an der Spitze der wälschen Soldtruppen bei Banbury von dem aufgestandenen Grafen von Warwick gefangen genommen und hingerichtet wurde. Der Nachkomme Herbert's verlor hiermit den Grafentitel, behielt indeß die Güter. — König Heinrich VIII. legte 1532 seiner Geliebten, Anna Boleyn, den Titel einer Marquise von P. bei, die ihn bis zu ihrer Vermählung führte. — Im J. 1551 endlich gewährte König Eduard VI. dem natürlichen Sohn und Erben William Herbert's, William II., die Würde eines Grafen von P., dessen Nachkommen noch gegenwärtig im Besitz der Güter wie des Titels sind. Derselbe hatte Anna Par, die Schwester von Katharine Par, der letzten Gemahlin Heinrich's VIII., zur Frau, erlangte bei Hofe großes Ansehen und wurde sogar zu einem der Vormünder Eduard's VI. ernannt. Unter des Letztern Regierung half er als Anhänger des Herzogs von Northumberland (s. d.) den Herzog von Somerset aufs Schaffot bringen und erklärte sich auch nach des Königs Tode für die Thronerhebung der Lady Gray. In einer Versammlung des Staatsraths lenkte er jedoch bei Zeiten ein, erkannte das Recht der Prinzessin Maria an und erfreute sich darum, nachdem dieselbe den Thron bestiegen, einer besondern Gunst. Er erhielt bei Eröffnung des Kriegs mit Frankreich 1557 den Befehl über die engl. Streitmacht, eroberte in Verein mit den Spaniern Saint-Quentin, vermochte aber den Verlust von Calais nicht zu verhindern. Auch die Gunst der Königin Elisabeth wußte er sich zu erwerben. Dieselbe behielt ihn im Geh. Rathe und bediente sich seiner besonders zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten. Weil er aber für die gefangene Maria Stuart sprach, mußte er 1569 nach Frankreich auswandern, wo er bald starb. — Sein jüngerer Sohn stiftete das Haus der Herzoge von Powis. — Sein älterer Sohn, Henry, Graf von P., beerbte außerdem die Häuser Northampton, Par, Kendal und hinterließ aus der Ehe mit der schönen und geistreichen Maria Sidney den Sohn und Erben, Grafen William III. von P. Derselbe colonisirte die Bermudasinseln und war der Günstling Jakob's I., sowie nach dem Tode Buckingham's auch Karl's I. Er starb 1630 kinderlos. — Sein Bruder, Philipp, Graf von Montgomery, überkam nun die Güter und die Grafenwürde des Hauses P. Obschon ebenfalls ein Günstling Jakob's und Karl's, verließ er jedoch Letztern beim Ausbruche der Unruhen, trat in das sogenannte lange Parlament und stürzte sich in die Strudel der Revolution. Er starb 1650. — Thomas, Graf von P., des Vorigen Enkel, half unter Jakob II. die Empörung des Herzogs von Mon-

mouth dämpfen und wurde nach der Thronbesteigung Wilhelm's III. 1691 Siegelbewahrer und einer der vornehmsten Rathgeber des Königs. Unter der Königin Anna, die ihn bei der Krönung zum Großadmiral erhob und zum Präsidenten des Geh. Raths wählte, stieg sein Ansehen noch mehr. Im J. 1707 mußte er als Lordlieutenant nach Irland gehen, kehrte aber bald zurück und starb 1733 zu London. — Sein Enkel, das jetzige Haupt der Familie, ist Rob. Henry, Graf von Montgomery und von P., geb. 1791, der vor dem Tode seines Vaters Lord Herbert hieß und 1814 mit einer Prinzessin Spinelli-Rubari sich vermählte.

Penäten (Penates) hießen bei den Römern die Gottheiten, welche den Hausvorrath (penus) schützten. Ihre Bilder standen am Herd, auf welchem ihnen, besonders feierlich im Januar, geopfert wurde und der ihnen, sowie die Vorrathskammer (cella penaria), die Küche, der Tisch mit dem Salzfaß darauf, vornehmlich geweiht war. Da sie so über die materielle Subsistenz der Familie walteten, in der sie mit dem Penus selbst forterbten, wurden sie ebenso wie die vergötterten Ahnen, die Laren (s. d.), als Götter der Familie betrachtet, häufig mit ihnen verbunden, in späterer Zeit, wo man sich des ursprünglichen Unterschieds nicht mehr klar bewußt war, auch verwechselt, und ihr Name wird ebenso wie der der Laren unendlich oft zur Bezeichnung des Hauses gebraucht. Eine besondere Art göttlicher Wesen waren sie wenigstens später wol nicht, sondern aus der Zahl der Götter von Alters her in der Familie erkorene Schützer. Wie der Staat selbst der Familie analog gefaßt wurde, so gab es, ebenso wie bei den Laren, neben jenen Penates privati auch Penaten des Staats (Penates publici), deren Tempel in Rom auf der Velia stand, in welchem ihre Bilder aufgestellt waren, zwei sitzende, mit Lanzen bewaffnete Jünglinge, wahrscheinlich eine Beziehung auf die ursprüngliche Doppelheit des aus latinischem und sabinischem Stamme erwachsenen Roms. Für Rom galten aber auch die altlatinischen Penaten, die in Lavinium (s. d.), dem Heiligthum des alten lat. Bundes, zugleich mit der Vesta verehrt wurden und von denen man, da der Glaube an trojan. Abstammung der Lateiner feststand, glaubte, daß Aneas sie von Troja dahin gebracht habe. Ihnen, die man als Stammpenaten Roms betrachtete, brachten denn auch von da aus Consuln und Prätoren beim Antritt, vielleicht auch bei Niederlegung ihres Amts, mit den Pontifices alljährlich feierliche Opfer. Wie es scheint, war ihre Darstellung eine symbolische, Heroldsstäbe oder Lanzen und thönerne Gefäße. Dies, ihre angenommene Herkunft und die Dunkelheit ihres uralten Cultus begünstigten in der spätern Zeit das Entstehen sehr verschiedener Deutungen ihres Wesens. Auch bei andern altitalischen Völkern verehrte man Penaten, bei den Etruskern als solche die Fortuna, Ceres, den Genius und Pales. Vgl. Klausen, „Aneas und die Penaten" (2 Bde., Hamb. 1839—40).

Pendel heißt ein an einem Faden, Draht u. s. w. befestigter und von einem unbeweglichen Punkte, dem Aufhängungspunkte, um den er sich frei bewegen kann, herabhängender schwerer Körper. Im Zustande der Ruhe befindet sich jener Punkt mit dem Schwerpunkt in derselben verticalen Linie und das Pendel dient dann als Senkel, Loth oder Bleiloth, dieselbe zu bezeichnen. Wird aber das Pendel aus dieser Lage entfernt und dann sich selbst überlassen, so kehrt es sogleich, von der Schwerkraft getrieben, in die verticale Lage zurück, geht aber in Folge der durch den Fall erlangten Geschwindigkeit über jene Lage nach der entgegengesetzten Seite hinaus, bis seine Abweichung von der Verticallinie der anfänglichen gleich ist, fällt dann wieder, geht abermals nach der Seite hin, nach der es zuerst abgeleitet wurde und würde auf diese Weise unaufhörlich hin und her schwingen, wenn nicht die Hindernisse der Bewegung, namentlich Reibung und Widerstand der Luft, es endlich zum Stillstande brächten. Man unterscheidet das einfache oder mathematische Pendel, das aus einem schweren Punkte besteht, der an einem nicht schweren oder nicht körperlichen Faden hängt, und das zusammengesetzte oder physische Pendel; das erstere wird demnach nur gedacht oder fingirt und läßt sich in der Wirklichkeit nicht darstellen. Die vorzüglichsten Constructionen des physischen Pendels sind folgende: 1) eine Kugel, ein Cylinder oder ein Doppelkegel von Messing, auch wol Blei, Platin, Elfenbein u. s. w., an einem seidenen oder leinenen Faden oder, bei feinern Versuchen, an einem Draht von Metall (Stahl, Silber, Kupfer, Messing, Platin) hängend; 2) eine gleichmäßig dicke, gerade, runde oder kan-

tige Stange (selten und meist nur bei Thurmuhren); 3) eine mehr oder minder schwere Metalllinse von ½—50 Pfd. und darüber, an einer runden oder besser kantigen Stange. Diese Form des Pendels ist die gebräuchlichste. Ist dasselbe zu feinen Messungen bestimmt, so schwingt es auf der Messerschneide, d. h. auf der Schärfe eines dreikantigen, horizontalliegenden Prismas; Uhrpendel schwingen gewöhnlicher an einem Stücke einer Uhrfeder. In der neuesten Zeit wird bei feinen Messungen häufig das durch Kater erfundene und nach ihm benannte Kater'sche Reversionspendel (auch unveränderliches Pendel genannt) angewendet, das sich umdrehen läßt und mit gleicher Geschwindigkeit schwingt, man mag es an dem einen oder dem andern seiner beiden Aufhängungspunkte aufhängen. Bei jedem physischen Pendel ist es von Wichtigkeit, dasselbe auf ein mathematisches zu reduciren, d. h. die Länge desjenigen mathematischen Pendels zu bestimmen, das mit dem physischen gleich schnell schwingen würde, oder den Schwingungsmittelpunkt des letztern zu bestimmen, d. h. denjenigen Punkt, dessen Abstand vom Aufhängungspunkte der Länge des entsprechenden mathematischen Pendels gleich ist. Die Dauer der Pendelschwingungen hängt nämlich nicht von der größern oder geringern Abweichung von der Verticale ab, sofern diese überhaupt nur klein ist, sondern von der Länge des Pendels und der Größe der Schwerkraft, und zwar so, daß die Schwingungsdauer sich bei gleicher Schwerkraft wie die Quadratwurzel aus der Länge, bei gleicher Länge aber umgekehrt wie die Quadratwurzel aus der Schwerkraft verhält. Demnach schwingt das Pendel desto langsamer, je länger es ist und je kleiner die Schwerkraft ist; denn bei vierfacher, neunfacher, sechszehnfacher Länge u. s. w. ist die Schwingungsdauer (bei gleicher Schwerkraft oder an demselben Beobachtungsorte) zweimal, dreimal, viermal so groß als bei der einfachen; bei vierfacher, neunfacher, sechszehnfacher Schwerkraft und gleicher Länge aber ist sie zwei-, drei-, vier- u. s. w. mal kleiner als bei einfacher Schwerkraft. Ein Pendel, das zu jeder einfachen Schwingung eine Secunde braucht oder in einem Tage 86400 Schwingungen macht, heißt ein Secundenpendel. Dasselbe ist unter dem Äquator 439,3 par. Linien lang und wächst nach den Polen zu um einige Linien; in Spitzbergen beträgt die Pendellänge 441½ par. Linien, und dies ist wol die größte bisher beobachtete. Da die Wärme alle Körper ausdehnt, so wird das Pendel bei verschiedener Temperatur ungleiche Länge haben und kann also nicht unveränderlich dieselbe Schwingungsdauer beibehalten. Man kann aber durch gehörige Verbindung mehrer geeigneter Substanzen, namentlich Metalle von verschiedener Ausdehnung, bewirken, daß die theils hinab-, theils hinaufwärts gehenden Ausdehnungen sich gegenseitig vollständig ausgleichen (compensiren), sodaß der Schwingungsmittelpunkt des schwingenden schweren Körpers immer in demselben Abstande von dem Aufhängungspunkte bleibt und demnach die Schwingungsdauer von der Temperatur ganz unabhängig ist. Ein solches Pendel, seiner Gestalt nach Rostpendel genannt, hat zuerst (1726) Harrison in England aus Messing- und Stahlstangen verfertigt, nachdem schon früher Graham 1721 vorgeschlagen hatte, sich zu gleichem Zwecke des Quecksilbers zu bedienen, ein Vorschlag, der, wie es scheint, erst 100 Jahre später zur wirklichen Ausführung kam. Statt der Messingstangen des rostförmigen Pendels hat man später Zink- und sogar Bleistangen angewandt. Das Quecksilberpendel besteht aus einer stählernen Pendelstange, an welcher ein Quecksilber enthaltendes cylindrisches Glasgefäß hängt. Diese Compensation empfiehlt sich durch ihre Einfachheit und Wohlfeilheit. Zwei andere Compensationsarten, durch Hebelwerk und durch die Biegung thermometrischer Federn, sind weniger zweckmäßig, daher auch weit weniger in Gebrauch gekommen. Die Anwendungen des Pendels sind mannichfach und wichtig; abgesehen von der gleich anfangs erwähnten Anwendung des ruhenden Pendels ist die wichtigste die Regulirung des Ganges der Uhren, zu welchem Zwecke zuerst der Holländer Huyghens, der überhaupt als Erfinder des Pendels betrachtet werden kann, sich desselben bediente. (S. Uhren.) Sonst werden bei vielen Maschinen pendelartige Vorrichtungen der verschiedensten Art gebraucht, namentlich zur Verstärkung der Kraft durch die Schwungbewegung, um eine Erleichterung beim Heben schwerer Lasten zu erhalten; pendelartig schwingende Hämmer dienen zum Eintreiben von Keilen u. s. w. Für den Astronomen und Physiker ist das Pendel in seiner einfachsten Gestalt von größter Wichtigkeit, weil es über die Größe der Schwerkraft an einem bestimmten Orte und dadurch mittelbar auch über die Gestalt der Erde genauen Aufschluß gibt, weshalb in den ver-

schiedensten Gegenden der Erde zahlreiche Pendelbeobachtungen angestellt worden sind, seitdem Richer 1671 gefunden hatte, daß das Secundenpendel keineswegs überall auf der Erde von gleicher Länge ist.

Pendschab, s. Lahore.

Peneleos, der Sohn des Hippalkmos und der Asterope und Vater des Opheltes, gehörte zu den Argonauten, und war dann ein Führer der Böotier im trojan. Kriege, in welchem er den Ilioneus und Lykon erlegte, aber hierauf selbst von Polydamas verwundet wurde. Nach späterer Sage wurde er von Eurypylos getödtet.

Penelope, die ebenso tugendhafte als schöne Gemahlin des Odysseus (s. d.), war die Tochter des Ikarios und der Periböa und Mutter des Telemachos, den sie noch an der Brust trug, als ihr Gemahl gegen Troja zog. Da nach Eroberung Trojas derselbe lange Zeit umherirrte und in Folge dessen für todt gehalten wurde, wurde sie von vielen Freiern auf das unverschämteste umlagert. Allein sie wußte dieselben mit dem Vorwande, sie müsse erst für den Laërtes ein Leichengewand fertigen, hinzuhalten. Damit wurde sie aber nie fertig, da sie des Nachts das am Tage Gearbeitete stets wieder auftrennte. Als jedoch diese List endlich verrathen und sie nun von den Freiern immer mehr bedrängt wurde, kehrte endlich Odysseus zurück und befreite sie aus ihrer Bedrängniß.

Peneus, der Hauptstrom von Thessalien und ganz Griechenland überhaupt, jetzt Selambria, entspringt auf dem Pindus, durchströmt dann das Thal von Tempe und ergießt sich zwischen dem Olympus und Öta in den Thermäischen Meerbusen oder den jetzigen Golf von Salonichi. Das in seinem gewöhnlichen Zustande seichte Wasser dieses Stromes schwillt gewöhnlich bei dem Schmelzen des Schnees in den Gebirgen außerordentlich an und überflutet dann weithin die umgebenden Flächen.

Penn (William), ein als Gründer und Gesetzgeber der Colonie Pennsylvanien berühmter Quäker, wurde am 14. Oct. 1644 zu London geboren. Sein Vater war der ausgezeichnete engl. Admiral William P., der 1670 starb. Schon als Knabe verrieth der junge P. Hang zum religiösen Separatismus. Als er später auf die Universität zu Oxford kam, vereinigte er sich mit andern Studirenden zu besondern Andachtsübungen, hörte die Predigten des Quäkers Thomas Loë und mußte darum, besonders aber, weil er den vom Hofe anbefohlenen geistlichen Rock nicht tragen wollte, die Anstalt meiden. Um ihn zu zerstreuen, schickte ihn sein Vater nach Paris und den Niederlanden, was aber nicht half. Er ging sodann zur Bewirthschaftung der väterlichen Güter nach Irland, wo er mit Loë wieder zusammentraf und sich nun ganz für die Sekte der Quäker (s. d.) entschied. Unbefugten Predigens halber wurde er jedoch ins Gefängniß geworfen, dann aus Irland getrieben, sodaß er um 1666 nach London zurückkehren mußte. Bei seiner Ankunft unterließ er, wie es die Sitte foderte, vor seinem Vater das Knie zu beugen und dessen Segen zu erbitten; sondern den Hut auf dem Kopfe, grüßte er denselben mit den Worten: „Guten Tag, Freund; es freut mich, daß du gesund bist". Sein Vater hielt ihn anfangs für wahnsinnig und warf ihn dann aus dem Hause, als er merkte, daß der Sohn Quäker geworden. Indessen sollte P. ins Haus zurückkehren, wenn er versprechen würde, wenigstens vor seinem Vater, dem Könige und dem Herzoge von York den Hut abzunehmen. Allein er konnte sich dazu nicht verstehen und mied das väterliche Haus für immer. In den Straßen von London trat er nun als Prediger auf, verschaffte sich großen Anhang, besonders unter den Frauen, und erwarb sich durch seine Standhaftigkeit, seinen Wandel und seine hinreißende Beredtsamkeit auch die größte Achtung unter den Quäkern. Wiewol von Überspannung selbst nicht frei, mäßigte er die trübsinnigen Schwärmereien Fox's (s. d.), des Stifters der Sekte, und erhob in der Gemeinde die christliche Duldung zu einer Hauptlehre. Im J. 1668 wurde er wegen seiner Schrift „The sandy foundation shaken" („Erschütterung des Grundes auf Sand") in den Tower gesetzt. Hier schrieb er das berühmte Buch „No cross, no crown" („Kein Kreuz, keine Krone") und die Rechtfertigungsschrift „Innocency with her open face", die ihm zur Freiheit verhalf. Hierauf ging er nach Irland, predigte unter außerordentlichem Zulauf zu Dublin, sah sich aber wieder in Proceß verwickelt, weil er vor dem Lordmajor, der ihn vor sich beschied, den Hut nicht abnehmen mochte. Die Jury sprach ihn zwar frei; man hielt ihn jedoch der Kosten wegen so lange im Gefängnisse, bis sein Vater heimlich das Geld

erlegte. Mit Fox und Rob. Barclay unternahm er nun zur Ausbreitung der Lehre eine Reise nach Holland und Deutschland. Besonders zu Amsterdam predigte er, sowie seine Genossen, mit großem Erfolg; weniger gelang ihm dies in Deutschland, obschon ihn die Pfalzgräfin Elisabeth, die Enkelin Jakob's I., sehr begünstigte. Nach seiner Rückkehr versöhnte sich P. mit seinem sterbenden Vater, der ihm ein jährliches Einkommen von 1500 Pf. St. und eine Schuldforderung an die Regierung von 16000 Pf. hinterließ. Er heirathete hierauf ein schönes Mädchen, nahm aber deshalb in seinen Sitten und seiner ziemlich pedantischen Lebensweise keine Veränderungen vor. Die Strenge, welche endlich das Parlament gegen eine Sekte anwenden zu müssen glaubte, die Glaubens- und Gewissensfreiheit selbst für die Katholiken forderte, und die sich bestehenden Verhältnissen und Sitten widersetzte, zog P. im Laufe von zehn Jahren mehrfache Untersuchungen, Verfolgung und Gefangenschaft zu. Der Umstand, daß ihn Karl II. schätzte und Jakob II., vor wie nach seiner Thronbesteigung, sehr begünstigte, konnte die Anzahl seiner Feinde und den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Katholiken nur vermehren. Von allen Seiten bedroht, faßte P. den Entschluß, einen Staat in Amerika nach den Grundsätzen christlicher Duldung und Bruderliebe zu gründen. Zu diesem Zwecke überließ ihm die Regierung gegen die Schuldforderung seines Vaters einen großen Landstrich am Delaware als Privateigenthum, mit dem Rechte, daselbst unter brit. Oberhoheit eine beliebige öffentliche Ordnung einzuführen. Auf seinen Ruf strömten nicht nur Quäker, sondern die Verfolgten aller Länder und Religionen in die Colonie, die nach ihm den Namen Pennsylvanien (s. d.) erhielt. Nachdem ihm zwei Schiffe mit Ansiedlern und Geräthschaften vorangegangen, reiste er mit Zurücklassung seiner Familie im J. 1682 selbst nach Amerika. Mit seiner Ankunft rief er die Colonisten am 25. Apr. zu einer Generalversammlung, in welcher er dem jungen Staate eine Verfassung in 24 Artikeln verlieh, die 1776 bei Constituirung der Vereinigten Staaten zu Grunde gelegt wurde. Außerdem trat er mit den Indianern in Verbindung, kaufte denselben große Landstriche ab, ohne sie daraus zu vertreiben, und gründete die Stadt Philadelphia. Bald wuchs aus den verschiedenartigsten Elementen unter seiner Leitung eine kräftige, freie Gemeinschaft zusammen, in der selbst die Quäker ihre frömmelnden Grillen vergaßen und einen freiern Sinn annahmen. Gegen Ende der Regierung Jakob's II. kehrte P. nach England zurück, um für seine vom Parlamente hart verfolgten Glaubensgenossen zu wirken, die aber erst nach dem Sturze der Stuarts durch die allen Nonconformisten Duldung gewährende Acte von 1689 zur Ruhe gelangten. Seine Feinde beschuldigten ihn nach Wilhelm's III. Thronbesteigung eines hochverrätherischen Einverständnisses mit den Stuarts, sodaß ihm die Regierung eine hohe Caution abforderte und die Colonie wegnahm, weil er die Summe nicht erlegen konnte. P. verbarg sich längere Zeit, stellte sich 1693 aber selbst vor Gericht und wurde gänzlich schuldlos befunden. Nachdem er 1696 seine Eigenthumsrechte wiedererhalten, reiste er mit seiner Familie nach Pennsylvanien, um seiner Schöpfung, die unter den königlichen Statthaltern gelitten hatte, die Vollendung zu geben. Neue Verwickelungen und die Sorge für die Quäker in Holland und Deutschland führten ihn indessen schon nach einigen Jahren nach England zurück. Hier heirathete er, da seine erste Frau gestorben, zum zweiten Mal, zog sich gegen den Willen der Königin Anna, die ihn um sich zu haben wünschte, in die Einsamkeit zurück und schrieb sein letztes Werk „Fruits of solitude" (deutsch, Tüb. 1795). Seine Vermögensverhältnisse waren in der letzten Zeit so ungünstig geworden, daß er 1712 sein Eigenthumsrecht an Pennsylvanien für 280000 Pf. St. der Krone abtrat. Er starb am 30. Mai 1718 auf seinem Landgut Rushamb in der Grafschaft Buckingham. Selbst die Zeitgenossen, welche nicht seine Freunde sind, lassen der Gediegenheit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters Gerechtigkeit widerfahren, obschon sie ihn nicht frei von Eigendünkel finden. Franklin hingegen sucht in seiner Geschichte der Constitution von Pennsylvanien (Lond. 1759) zu beweisen, daß er die Colonie dem Eigennutze geopfert habe. Seine gesammelten Schriften erschienen mit einer Biographie zu London 1726 und dann 1782 (4 Bde.). Vgl. Marsillac, „Vie de Guill. P." (2 Bde., Par. 1791; deutsch von Friedrich, Strasb. 1793) und Clarkson, „Memoirs of the private and public life of Will. P." (2 Bde., Lond. 1813), der ihn gegen Franklin zu rechtfertigen sucht.

Pennalismus nannte man die Unbilden, die ehedem die ältern Studenten (oder

die Schoristen) gegen die neu angekommenen, die man Pennale (von penna, d. i. Feder), später Füchse nannte, sich erlaubten und die diese geduldig ertragen mußten. Man hat den Anfang des pennalistischen Wesens häufig in dem Papstthume gesucht; allein erst im Anfange des 17. Jahrh. fand der Pennalismus hauptsächlich auf den deutschen und hier wieder auf den protestantischen Universitäten Eingang. Frankreich, Holland, England, Italien und die katholischen Universitäten Deutschlands haben ihn nie gekannt. Die Schoristen betrachteten die Pennale förmlich wie ihre Diener und ihre Herrschaft erstreckten sie nicht blos über ihr Eigenthum, sondern auch über ihre Person. Alles, was die Pennale hatten, mußten sie an die Schoristen geben, die sie dafür zu den niedrigsten Diensten gebrauchten, sie auf alle Weise verhöhnten und dem öffentlichen Hohn preisgaben und, wo sie nur konnten, körperlich mishandelten. Der Pennalcursus dauerte ein Jahr. Erst nach Ablauf desselben folgte die Deposition, die schon vor der Reformation Sitte war und bei der der Pennal einer Menge symbolischer Prüfungen unterworfen wurde, die insgesammt auf Reinigung von dem ihn bisher anhaftenden Schmuze und eine Weihung zu einem verständigen Leben hindeuteten. Alle Versuche, dem Unwesen ein Ziel zu setzen, waren lange Zeit ganz vergeblich, da die Pennale selbst den Pennalismus nicht abgeschafft wissen wollten und sich gemeinschaftlich mit den Schoristen allen Anordnungen der Behörden widersetzten, indem ihnen sonst die Hoffnung entgangen wäre, einst als Schoristen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Schon 1613 erschien auf der Universität zu Jena ein Edict gegen den Pennalismus und ähnliche erließen Frankfurt, Rostock, Wittenberg u. s. w. Doch erst später vereinigte man sich zu strengern Maßregeln dagegen, so in Gießen 1656, in Leipzig 1660, in Jena 1661 und 1663. Namentlich erwarb sich um Abschaffung desselben auf letzterer Universität der Rector Bose (s. d.) große Verdienste. Dessenungeachtet erhielten sich noch lange die Spuren des Pennalismus. Von den Studenten nahmen auch andere Stände, namentlich die Buchdrucker, das Pennalwesen an, bei denen die Deposition noch länger als bei den Studenten in Brauch blieb. Ihre Abschaffung betrieben Breitkopf in Leipzig und Hain in Berlin. Vgl. Schöttgen, „Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlichen Pennalwesens" (Dresd. 1747).

Pennant (Thomas), brit. Naturforscher, geb. am 14. Juni 1726 zu Downing in Flintshire, gest. am 16. Dec. 1798, studirte zu Oxford und machte große Reisen im In- und Auslande. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit wissenschaftlicher Erforschung der Naturgeschichte und besonders der Zoologie, die er durch Entdeckung und Beschreibung mancher unbekannten Thiere bereicherte. Auch trug er bei zur Erweiterung der Kenntniß mehrer Theile Englands in historischer und topographischer Hinsicht. Sein anonym herausgegebener „Tour in Scotland and voyage to the Hebrides" (3 Bde., Lond. 1776, 4.; deutsch von Ebeling, 2 Bde., Lpz. 1779—80) gab treffliche Aufschlüsse über jene damals von Engländern noch wenig bereisten Lande. Seine vorzüglichsten Leistungen aber liegen im Gebiete der Zoologie. Seine „Arctic zoology" (3 Bde., Lond. 1786; deutsch von Zimmermann, 2 Bde., Lpz. 1787, 4.) und die „History of quadrupeds" (Lond 1781) haben noch jetzt Werth und sind Denkmale umsichtigen und kritischen Fleißes. Veraltet dagegen sind seine „British zoology" (4 Bde., Lond. 1761, Fol.; lat. und deutsch von Murr, 4 Bde., Augsb. 1771—76, Fol. mit 152 Kpfrt.) und „Indian zoology" (Lond. 1769, Fol.; deutsch von Forster, Halle 1781, Fol.). Durch die Zeit wurde unbrauchbar gemacht sein „Account of London" (Lond. 1790, 4.). Er selbst lieferte seine Biographie (Lond. 1793, 4.; deutsch von Timäus, Hannov. 1794).

Pennsylvanien, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit einem Flächenraum von mehr als 325 □M., grenzt nördlich an Neuyork, östlich an den Fluß Delaware, der es von Neujersey trennt, südöstlich an den Staat Delaware, südlich an Maryland und einen Theil Virginiens und westlich an dieses und den Staat Ohio. Der die Vereinigten Staaten durchziehende Höhenzug der apalachischen Gebirge weicht in P. von der gewöhnlichen, von Westen nach Nordosten gehenden Richtung ab und läuft hier in wechselnden Richtungen östlich und westlich; vom Flusse Susquehannah erheben sich die Blauen Berge (Kittatinny); die große Alleghanykette aber gibt dem ganzen den Staat durchziehenden Gebirge den Namen. Ungefähr ein Siebentel des ganzen Flächenraums ist gebirgig, doch erreichen die Höhen nirgend die Schneelinie und sind fast durchaus bewaldet. Einige Berge

sind beinahe bis zum Gipfel angebaut. Der übrige Theil des Staats ist theils eben, theils eine angenehme Abwechselung von Hügeln und Thälern. Die bedeutendsten Ströme sind der Delaware, der Susquehannah, der Schuylkill, der Alleghany und Monongahela, die, bei Pittsburgh sich vereinigend, den Ohio bilden. Außer diesen gibt es viele kleinere Flüsse und Bäche, und überhaupt ist kaum ein anderer Theil der Vereinigten Staaten so gut bewässert als P. In den Gebirgen ist das Klima beständig, der Winter kalt. Der ostwärts von den Gebirgen liegende Theil des Staats hat plötzliche Abwechselungen des Wetters und einen äußerst hohen, aber nicht lange anhaltenden Grad von Hitze und Kälte. Auf der Westseite steigt und fällt die Temperatur nicht so sehr und so plötzlich und die Luft ist überhaupt milder. Der Boden ist im Ganzen fruchtbar und zum Theil vortrefflich, besonders westlich von den Gebirgen. Die Haupterzeugnisse des Ackerbaues sind Weizen (der beste in Nordamerika), Mais, Roggen, Gerste, Flachs und Hanf. Obst wird in Überfluß gebaut. In einigen Gegenden hat man mit Vortheil ausländische Reben angepflanzt. Der Zuckerahorn wird in den westlichen und nördlichen Theilen des Staats häufig angebaut und liefert fast den gesammten einheimischen Zuckerbedarf. Mehre Theile des Staats haben reiche Eisengruben, die vorzügliche Erze liefern. Auch gibt es Kupfer, Blei und etwas Silber. Die mittlern Theile des Staats haben reiche Lager von Anthracit und bituminösen Kohlen. In mehren Gegenden findet man den feinsten Marmor, auch liefert P. treffliche Zugpferde. Die ersten Ansiedler waren Schweden, die 1638 einwanderten. Später siedelten sich auch Holländer an. Der eigentliche Begründer der Colonie wurde Will. Penn (s. d.), dem sie auch den Namen verdankt. Der Staat ist in 53 Grafschaften getheilt. Der Sitz der Regierung wurde 1790 von Philadelphia nach Lancaster und 1812 nach Harrisbury am Susquehannah verlegt. Die ansehnlichsten Städte sind, außer Philadelphia (s. d.), Pittsburgh (s. d.), der Stapelplatz für den Binnenhandel, Germantown, Reading und Easton. Die Volksmenge, die 1782 nur 300000 Seelen betrug, war 1840 auf 1,724022 gestiegen. Die Mehrzahl derselben sind Abkömmlinge von Engländern, Irländern, Schottländern und Deutschen. In mehren Grafschaften ist die deutsche Sprache vorherrschend; auch haben sich die Einrichtungen, Sitten und Lebensweise des Stammlandes unter den fleißigen und geselligen, meist Ackerbau treibenden Einwohnern erhalten. Die Anstalten für die Bildung des Volks sind zahlreich. Es gibt eine Universität in Philadelphia, die vorzüglich für das Studium der Arzneiwissenschaft mit trefflichen Lehrmitteln versehen ist, und Collegien in Carlisle, Canonsburg, Washington, Pittsburgh und Meadville. Die deutschen Ansiedler haben vier Seminarien, und die Brüdergemeinde erhält blühende Schulen in Bethlehem, dem Hauptorte der Gemeinde, Nazareth und Litiz. Auch besitzt der Staat eine Taubstummenanstalt und eine große Lehranstalt für Waisenkinder in Penn Township, unweit Philadelphia. P. zeichnet sich vor den übrigen Staaten durch die Mannichfaltigkeit und den Umfang seiner Manufacturen aus. Sehr bedeutend sind die Eisenwerke und die Fabriken, welche Eisenwaaren verschiedener Art und von vorzüglicher Güte liefern. Wollene und baumwollene Zeuche liefern zahlreiche Manufacturen. Die Stapelwaaren des Staats sind, außer Weizen, Eisen in Stangen und Gußwaaren, vorzügliches Stabholz, Leinsamen und Schießpulver. Der Handel erstreckt sich bis Rußland, China und in das Mittelländische Meer und wird nicht blos mit eigenen, sondern auch mit vielen Erzeugnissen der übrigen amerik. Staaten und Westindiens getrieben. Der Hauptsitz desselben ist Philadelphia. Der Staat hat treffliche Straßen, Kanäle und Eisenbahnen. Die erste Kunststraße in den Vereinigten Staaten wurde in P. gebaut. Die gesetzgebende Gewalt des Staats besteht aus dem Senat und dem Hause der Repräsentanten. Dieses kann nach der neuen Verfassung nicht über 100 jährlich gewählte Abgeordnete enthalten; die Mitglieder des Senats aber, welche $^1/_3$ der Zahl der Abgeordneten des Unterhauses nicht übersteigen dürfen, werden auf vier Jahre gewählt, und jährlich tritt ein Viertel von ihnen aus. Der Gouverneur, der die vollziehende Gewalt hat, wird auf drei Jahre gewählt und kann in einem Zeitraume von zwölf Jahren sein Amt nur neun Jahre nacheinander behalten. Alle Wahlen geschehen durch das Volk mittels Kugelung. Die richterlichen Beamten werden von dem Gouverneur ernannt und können auf den Antrag beider Häuser der gesetzgebenden Gewalt oder durch Urtheilsspruch abgesetzt werden. Die Staatseinkünfte betragen 3,890540 Dollars; die

Staatsschuld beläuft sich auf 37,937788 Dollars. Die Miliz zählt 173550 M. und 28635 einrollirte Truppen, zusammen 202185 M. Vgl. Rob. Proud, „The history of P., from the original institution and settlement of that province, under the first proprietor and governor Will. Penn, in 1681, till after the year 1742" (2 Bde., Philadelphia 1797).

Penny, d. h. Pfennig, in der Mehrheit Pence, ehemals eine Silber-, jetzt eine kupferne Scheidemünze, ist eine Rechnungsmünze in Großbritannien. Von derselben gehören 12 zu einem Schilling und 240 zu einem Pf. St.

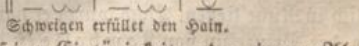
Pension nennt man die Geldsumme, welche verabschiedete Militair- und Civilbeamte beziehen. Bei dem Militair erhalten in der Regel nur die Offiziere eine Pension, während die niedern Chargen als Invaliden oder sonst versorgt werden. Die Höhe der Pension ist in den einzelnen Staaten sehr verschieden, doch wird sie gewöhnlich im Verhältniß des bisherigen Einkommens und der vollendeten Dienstzeit normirt, wobei die Campagnejahre doppelt gerechnet werden. Die im Dienste befindlichen Offiziere sind einem monatlichen geringen Abzuge von ihrem Gehalte unterworfen, der in die allgemeine Pensionskasse fließt, aber freilich immer bedeutende Zuschüsse von Seiten des Staats erfodert, um dem Bedürfnisse zu genügen.

Pensionnair hieß sonst in den großen oder stimmberechtigten Städten Hollands der Syndicus, mit analoger Machtvollkommenheit für jede dieser Städte, wie der Groß- oder Rathspensionnair, der Staatssecretair der Stände oder Staaten der Provinz Holland war und vormals, noch zur Zeit Oldenbarneveldt's (s. d.), Generaladvocat der Provinz Holland genannt wurde. Er hatte keine entscheidende Stimme in der Staatenversammlung, sondern nur den Vortrag Dessen, was zur Berathschlagung gezogen werden sollte. Er sammelte die Stimmen, faßte die Beschlüsse ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, verhandelte mit den fremden Gesandten und Ministern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, sowie für Alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegium der deputirten Räthe bei, welche die Souverainetät in Abwesenheit der Staaten vorstellten, und war immerwährender Deputirter bei den Generalstaaten der Vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieser ersten Magistratsperson war in Holland und dadurch in den ganzen Niederlanden höchst wichtig, sodaß man ihn als den Premierminister der Generalstaaten betrachten konnte. Sein Amt währte fünf Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meisten Fällen die einmal getroffene Wahl auf neue fünf Jahre bestätigt wurde. Die Revolution machte diesen Stellen 1795 ein Ende. Napoleon erneuerte den Titel derselben für kurze Zeit, indem er 1805 Schimmelpenninck (s. d.) als Rathspensionnair an die Spitze der Batavischen Republik stellte.

Pentächord nennt man eine Tonreihe von fünf Tönen.

Pentägramm, s. Drudenfuß.

Pentameter, eigentlich ein aus fünf Gliedern zusammengesetzter Vers, gehört zur daktylischen Gattung und besteht aus zwei Hälften oder Hemistichien, die durch eine unveränderliche Incision geschieden werden. Jede Hälfte bietet einen archilochischen Vers (⏑⏑ – ⏑⏑ –), nur mit dem Unterschiede, daß in der ersten statt der Daktylen auch Spondeen eintreten können und im letzten Fuß der zweiten Hälfte auch eine Kürze zulässig ist. Der Name Pentameter ist daher ungenau, da er wegen der beiden Pausen in der Mitte und am Ende dieselbe rhythmische Länge hat als der Hexameter (s. d.), wie folgendes Schema und Beispiel zeigt:



Nacht umdunkelt die Flur, Schweigen erfüllet den Hain.

Da der Pentameter, allein gebraucht, wegen seiner Eintönigkeit und geringern Abwechselung bald ermüden würde, so hat man ihn stets nur mit dem Hexameter, dessen majestätischem Gange er eine gewisse Milde gibt, in Verbindung gesetzt und je zwei solcher Verse ein Distichon (s. d.), das ganze Versmaß aber das elegische genannt. (S. Elegie.)

Pentäpla oder Pentaglotte nennt man vorzugsweise eine Bibelausgabe in fünf Sprachen, wie z. B. das Neue Testament in der sogenannten pariser Polyglotte (s. d.).

Pentapölis heißt ein District von fünf Städten, wie z. B. ehedem in Palästina und im cyrenaischen Libyen. (S. Cyrenaika.)

Pentäteuch bezeichnet ursprünglich einen aus fünf Büchern bestehenden Band, dann

vorzugsweise die im Kanon des Alten Testaments befindlichen, dem Moses (s. d.) beigelegten fünf Bücher, welche theils Geschichtserzählung, theils gesetzliche Bestimmungen enthalten und die Namen Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium führen.

Pentathlon, eigentlich Fünfkampf, lat. quinquertium, hieß bei den Griechen der Inbegriff der fünf Leibesübungen in der Gymnastik (s. d.), die im Springen, Diskuswerfen, Laufen, Ringen und Faustkampfe bestanden. Diese fünf Übungen wurden zwar auch allein angestellt, und der Sieger konnte in jeder einzelnen den Preis erlangen; bei dem Pentathlon aber mußte der Sieg in allen fünf hintereinander erkämpft werden. (S. Olympische Spiele.)

Pentelikon, auch Pentelikos, ein ziemlich hohes Gebirge in Attika, auf dessen Höhen der Kephisos entspringt, mit einer merkwürdigen Stalaktitenhöhle und wundervollen Fernsicht, war schon im Alterthume berühmt durch seinen trefflichen Marmor, der sowol zu Prachtgebäuden und Tempeln, wie namentlich zum Parthenon (s. d.) auf der Akropolis, als auch zu Bildsäulen verwendet wurde. Vgl. „Morgenland und Abendland" (Bd. 1, Stuttg. 1841).

Penterbalken heißt der lose, nur auf großen Schiffen vorkommende Balken, der dazu dient, den gelichteten Anker bequemer auf das Vordertheil des Schiffes legen zu können, zu welchem Ende man das Ankerkreuz mit dem an der Pentertalje befindlichen Penterbalken umfaßt und auf jene windet.

Penthesilea, die Tochter des Ares und der Otrera, Königin der Amazonen (s. d.), kam im trojan. Kriege den Trojanern zu Hülfe, wurde aber endlich von Achilles erlegt. Homer erwähnt sie nicht.

Pentheus, der Sohn des Echion und der Agave, der Tochter des Kadmos, und als König von Theben des Letztern Nachfolger, hatte wegen seiner Widersetzlichkeit gegen die Einführung des Dionysosdienstes das Schicksal, auf dem Kithäron von seiner eigenen Mutter, die ihn in ihrer bacchischen Wuth für ein wildes Thier hielt, und andern Mänaden, namentlich den Schwestern seiner Mutter, zerrissen zu werden.

Penthièvre, eine uralte bretagn. Grafschaft, die gegenwärtig das franz. Departement Morbihan bildet, gehörte in früherer Zeit mehren Verwandten des Hauses Bretagne. Später kam sie an die Häuser Brosse und Luxembourg und wurde zu deren Gunsten von Karl IX. 1569 in ein Pairieherzogthum verwandelt, das aber in der Folge an die Krone fiel. Ludwig XIV. stellte das Herzogthum 1697 her und gab es einem seiner mit der Montespan erzeugten Bastarde, dem Grafen von Toulouse, der 1737 starb. — Der einzige Sohn und Erbe desselben aus der Ehe mit Marie de Noailles war Louis Jean Marie de Bourbon, Herzog von P., geb. am 16. Nov. 1725 und bekannt wegen seiner Sittenreinheit und großer Rechtschaffenheit. Er erbte auch von seinem Vater die Würde als Großadmiral, das Gouvernement von Bretagne und zwei Regimenter, die seinen Namen führten, und an deren Spitze er in den Schlachten von Dettingen und Fontenoi tapfer kämpfte. Nach dem östr. Erbfolgekriege zog er sich auf sein Schloß Sceaux zurück und lebte hier ganz wohlthätigen Werken. Der Tod seiner Gemahlin, Marie Therese von Modena, die 1754 starb, versenkte ihn in tiefe Melancholie. Auch verlor er 1768 seinen noch jungen Sohn, den Prinzen von Lamballe, der sich durch Ausschweifungen zu Grunde gerichtet hatte. Während der Revolution flößte seine Unbescholtenheit selbst den Schreckensmännern Achtung ein, die ihn gänzlich in Ruhe ließen. Doch wurde er hart betroffen von der Ermordung seiner Schwiegertochter, der Prinzessin von Lamballe (s. d.). Als dem letzten Sprößling der legitimirten Söhne Ludwig's XIV. war ihm auch die reiche Erbschaft seines Vetters, des Grafen von Eu (s. Maine), zugefallen. Der Herzog starb zu Vernon am 4. März 1793, einen Monat vor dem Conventsdecrete, welches die Verhaftung aller Bourbons befahl. Er hinterließ eine Tochter, Marie Louise Adelaide de Bourbon, die den als Bürger Egalité bekannten Herzog Louis Philipp Joseph von Orleans (s. d.) geheirathet hatte und hierdurch die Mutter des jetzigen Königs der Franzosen, Ludwig Philipp (s. d.), wurde. Diese Verbindung brachte die unermeßlichen Güter des Hauses P. an die Familie Orleans.

Peparēthos, eine zu den Cykladen (s. d.) gehörige Insel im Ägeischen Meere, jetzt Skopelo, war im Alterthume berühmt durch Wein- und Olivenbau.

Pepe ist der Name dreier in der neuesten Geschichte ihres Vaterlands berühmt gewordener Neapolitaner. Gabriele P., Oberst und Mitglied des Nationalparlaments, geb. 1781 zu Bojano in der Provinz Molise, studirte die Rechte. Mit Errichtung der Parthenopeischen Republik (s. d.) im J. 1799 trat er in das franz.-neapolitan. Heer und mußte deshalb mit der Restauration nach Frankreich flüchten, wo er sich der ital. Legion zugesellte. In Folge des Friedens von Florenz kehrte er 1801 nach Neapel zurück und nahm 1806 in der Armee unter König Joseph Bonaparte Dienste. Für dessen Interesse kämpfte er seit 1808 in Spanien; später jedoch trat er in das neapolitan. Heer unter Murat zurück und wohnte den Ereignissen von 1814 und 1815 bei. Nach Ferdinand's I. Rückkehr erhielt er als Oberst ein Regiment, das zu Syracus lag. Als 1820 in Neapel die Revolution ausbrach, wirkte er eifrig für dieselbe, wurde im Oct. Mitglied des Nationalparlaments und drang auf die Absetzung des Generals Florestano Pepe und die Verwerfung des Vergleichs, welchen Letzterer zu Palermo geschlossen hatte. Ebenso sprach er sich mit Festigkeit bis zum letzten Augenblicke für Beibehaltung der span. Constitution aus. Mit vielen andern Patrioten wurde er nach der Restauration des absoluten Thrones den Östreichern übergeben, die ihn in die Kerker von Olmütz warfen. Nach zwei Jahren erhielt er jedoch die Freiheit wieder und ging nun nach Florenz, wo er fortan der wissenschaftlichen Muße lebte. — Florestano P. wurde 1780 zu Squillace in Calabrien geboren. Als die Franzosen 1799 in Neapel einrückten, war er bereits Lieutenant. Er trat unter die Fahne der neuen Republik, flüchtete bei der Restauration nach Frankreich und diente bis zum Frieden von 1801 in der ital. Legion, worauf er nach Neapel zurückkehrte. Im J. 1806 nahm er unter Joseph Bonaparte Dienste, ging mit demselben nach Spanien und erwarb sich als Chef des Generalstabes der neapolitan. Division in den Feldzügen von 1810 und 1811 den Grad eines Brigadegenerals. Im russ. Feldzuge von 1812 führte er eine neapolitan. Division nach Danzig. Dann deckte er an der Spitze der neapolitan. Reiterei den Rückzug der Franzosen von Ofzmiana nach Wilna, schloß sich, krank und verwundet, mit dem Reste seiner Truppen in Danzig ein und fiel in die Hände der Russen. Nachdem er die Freiheit erhalten, übertrug ihm Murat die Dämpfung eines von Palermo aus veranlaßten Aufstandes in den Abruzzen. Im J. 1815 kämpfte er im neapolitan. Heere gegen die Östreicher in Oberitalien, erhielt noch von Murat den Grad eines Generallieutenants und übernahm nach dessen Flucht das Gouvernement in Neapel bis zum Einrücken der Östreicher. Nach der Restauration Ferdinand's I. behielt er seine Stelle in der Armee. Er blieb den Vorbereitungen sowie den ersten Ereignissen der neapolitan. Revolution von 1820 völlig fremd, an denen sich jedoch sein Bruder Guilielmo um so lebhafter betheiligte. Nach den Vorgängen zu Palermo schickte ihn die Regierung im Sept. mit einem Corps von 4000 M. zur Herstellung der Ordnung nach Sicilien. Es gelang ihm, nachdem er Palermo am 25. und 26. Sept. unterworfen, die Insel zu beruhigen. Doch die von ihm abgeschlossene Capitulation, welche den Sicilianern Aussicht auf politische Selbständigkeit gewährte, wurde von der Regierung wie vom Nationalparlament für nichtig erklärt. Er mußte sein Commando niederlegen, trat aber bei Annäherung der Östreicher nach dem Wunsche des Parlaments an die Spitze des Generalstabes. Ungeachtet er schon vor der Entscheidung zur Unterwerfung gerathen, verlor er nach der Rückkehr Ferdinand's doch seinen Rang und lebte fortan als Privatmann. — Guglielmo P., des Vorigen Bruder, geb. zu Squillace 1782, trat 1799 ebenfalls in das republikanische Heer, focht gegen die Royalisten unter Ruffo (s. d.) bei Portici und wurde nach der Einnahme von Neapel verhaftet und nach sechsmonatlichem Gefängniß verbannt. Er trat in die ital. Legion, kehrte aber nach dem Frieden von Florenz zurück und versuchte in Calabrien aufs neue einen Aufstand, der ihm Verurtheilung zu lebenslänglicher Gefangenschaft brachte. Nach mehren Jahren gelang es ihm jedoch, seinem scheußlichen Kerker auf einer der Ägatischen Inseln zu entrinnen. Im J. 1806 trat er als Major in die Dienste des Königs Joseph, wurde aber bei Maida von den Truppen Ferdinand's gefangen und zum Tode verurtheilt. Durch Bestechung in Freiheit gesetzt, diente er hierauf unter den franz. Truppen auf den Jonischen Inseln. Nachdem ihn Murat 1809 zu seinem Ordonnanzoffizier ernannt, befehligte er 1810 in Catalonien unter Suchet ein neapolitan. Regiment und erwarb sich den Grad eines Bri-

gadegenerals. In dieser Stellung überwarf er sich oft mit den Franzosen und faßte gegen dieselben einen unversöhnlichen Haß. Murat erhob ihn zum Baron und verlieh ihm mehre Güter, was ihn jedoch nicht abhielt, auf die Einführung einer Verfassung zu dringen. Im J. 1815 befehligte er gegen die Östreicher und erhielt von Murat den Grad eines Generallieutenants, den er auch nach der Restauration Ferdinand's behielt. Im J. 1818 mußte er eine Division Milizen bilden und an deren Spitze die Räuberbanden in den Provinzen Avellino und Foggia ausrotten. Als die Carbonaria zu Anfange des Juli 1820 die Fahne des Aufstandes erhob, gab die Regierung, der er durch seine Freisinnigkeit verhaßt geworden, den Befehl zu seiner Verhaftung. P. entzog sich jedoch der Verfolgung und führte am Abend des 6. Juli die zwei von ihm befehligten Regimenter der Hauptstadt zu den Insurgenten nach Avellino, wo ihm Lorenzo de Conciliis sogleich den Oberbefehl über die insurgirten Truppen übergab. Der Sieg der Revolution war hiermit entschieden. Am 9. Juli hielt P. an der Spitze von 20000 M. regulairer Truppen seinen Einzug in Neapel und wurde an Nugent's Stelle zum Oberbefehlshaber und Generalcapitain des Reichs ernannt. Sein unvorsichtiges Betragen, namentlich die Begünstigung der Soldaten, welche den Aufstand begonnen, trug viel zur Veruneinigung der Häupter und Parteien bei. Mit der Eröffnung des Parlaments und der feierlichen Annahme der Constitution von Seiten des Königs legte P. seinem Versprechen gemäß am 1. Oct. den Oberbefehl nieder. Nach der Abreise Ferdinand's auf den Congreß zu Laibach trat er in den Staatsrath, welcher den Prinzregenten unterstützen sollte; auch bewerkstelligte er die Organisation der Nationalgarden. Bei Annäherung der Östreicher, am 20. Febr. 1821, erhielt er den Befehl über das zweite Armeecorps, welches 16 Bataillons stark sein und die Abruzzen vertheidigen sollte. Indessen zählte P.'s Macht kaum 14000 M., darunter schlecht disciplinirte Milizen, die auf die Kunde von Annäherung des Feindes haufenweise davonliefen. Er eilte deshalb, die Östreicher am 7. März bei Rieti unweit Civita-Ducale nach einem wohlüberlegten Plane anzugreifen, sah sich aber bald von seinen Scharen verlassen und mußte mit den Trümmern nach Castel di Sangro zurückweichen. (S. Sicilien, Königreich beider.) Nachdem Alles verloren, entfloh er auf einem span. Schiffe nach Barcelona, ging dann nach Lissabon und von da nach London und Madrid, wo er vergeblich die Errichtung eines Corps von Ausländern versuchte. In Neapel wurde er in Contumaz zum Tode verurtheilt. Endlich ließ er sich in London nieder. Er veröffentlichte die „Relation des événements politiques et militaires qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821". Vgl. Carascosa, „Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du royaume de Naples" (Lond. 1823).

Pépinière, eigentlich Baumschule, hieß ursprünglich das jetzige medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin, in welchem unbemittelte junge Leute entweder ganz oder größtentheils auf Kosten des Staats unter Aufsicht so weit in medicinischen Kenntnissen unterrichtet werden, daß sie nach vollendetem Lehrcursus als Compagniechirurgen in das Heer einzutreten befähigt sind, wo sie eine gewisse Anzahl Jahre dienen müssen. Nach Ablauf dieser Zeit können sie beim Heere bleiben und nach ihrer Befähigung avanciren oder auch aus dem Staatsdienste treten und selbständig ihre weitere Laufbahn verfolgen. Ihre Entstehung verdankt die Anstalt den Bemühungen des preuß. Generalchirurgen Görcke, gest. 1822, der, um dem gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sich immer fühlbarer machenden Mangel an ärztlicher Pflege für das Heer abzuhelfen, im J. 1795 dem König einen Plan zu dieser Anstalt übergab, den der König noch in selbigem Jahre genehmigte. Nach verschiedenen Veränderungen und Erweiterungen vertauschte die Pépinière ihren Namen im J. 1818 mit dem jetzigen, und seit 1822 sind sämmtliche wesentliche Theile des Instituts, namentlich die Bibliothek, die Sammlungen von Instrumenten u. s. w., in einem Gebäude vereinigt. Vgl. Preuß, „Das medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut" (Berl. 1819).

Pera, s. Konstantinopel.

Perceval (Spencer), brit. Staatsminister, geb. am 1. Nov. 1762, war der zweite Sohn des irländ. Grafen John Egmont, der in England außerdem die Titel eines Baron Lovell und Holland führte. P. studirte die Rechte zu Cambridge und ließ sich mit großem Erfolg als Sachwalter zu London nieder. Vorzüglich begründete er seinen Ruf in dem Li-

hellprocesse Thom. Payne's (s. d.), dessen Vertheidigung er führte. Während des Processes gegen Warren Hastings (s. d.) veröffentlichte er eine Schrift, in welcher er zu beweisen suchte, daß ein richterliches Verfahren nicht eingestellt werden dürfe, wenn auch das Parlament, welches die Untersuchung eingeleitet, aufgelöst worden sei. Dies gefiel dem Minister Pitt so, daß derselbe den Verfasser an sich zog und zu seinem Schüler machte. P. gelangte nun unter solcher Protection ins Unterhaus, wo er mit Eifer und großer Beredtsamkeit die ministerielle Politik vertheidigte und besonders in den Finanzfragen gründliche Kenntnisse an den Tag legte. Addington, der 1801 Pitt im Amte folgte, ernannte den gewandten und ergebenen Advocaten erst zum Solicitor, dann zum Attorney-general. Als nach Pitt's Tode im J. 1806 ein freisinnigeres Ministerium ans Ruder kam, übernahm P. im Unterhause die Leitung der Toryopposition. Mit der Veränderung aber, die das Ministerium alsbald durch Fox's Tod erlitt, trat er ins Cabinet, indem man ihm das Schatzkanzleramt anvertraute. Bei seinen Fähigkeiten und Kenntnissen wußte er als Vertreter der Aristokratie und der Hochkirche und heftiger Feind Frankreichs in kurzer Zeit großen Einfluß zu gewinnen. Im J. 1808 legte er dem Parlamente einen kühnen Finanzplan vor, nach welchem die dreiprocentigen Renten derjenigen Inhaber, die wenigstens das 35. Lebensjahr erreicht, in Annuitäten verwandelt werden sollten. Als gegen Ende des J. 1809 der altersschwache Portland zurücktrat, übernahm endlich P. mit dem Titel als Lordschatzmeister das Amt eines ersten Ministers, das er in der That schon längst ausübte. Die Whigs hatten gehofft, daß mit der Erhebung des Prinzen von Wales (s. Georg IV.) zum Regenten gemäßigtere Minister an die Verwaltung treten würden; allein die Tories behielten die Portefeuilles. P. indeß genoß diesen Triumph nur kurze Zeit. Er wurde am 11. Mai 1812 beim Eintritt in das Parlamentshaus von einem Wechselagenten, Namens Bellingham, der sich über die Minister beklagen zu müssen glaubte, erschossen. Seine Familie erhielt ein Jahrgeld von 5000 Pf. St. bewilligt.

Percival (Jam. Gates), amerik. Dichter, geb. zu Berlin in Connecticut am 15. Sept. 1795, der Sohn eines Arztes, erhielt ungeachtet des frühen Todes seines Vaters eine sorgfältige Erziehung. Im J. 1811 bezog er das Yale College und widmete sich der Arzneiwissenschaft. Im J. 1823 erhielt er die Doctorwürde; doch wurde er durch Kränklichkeit an der praktischen Ausübung seiner Wissenschaft verhindert. In Newhaven lebt er seitdem ausschließend literarischen Studien. Er dichtete schon in seinen Jugendjahren, machte aber erst 1820 eine Sammlung seiner Gedichte bekannt. Im J. 1821 erschien die erste Nummer seines „Clio", der er 1822 eine zweite und 1827 eine dritte folgen ließ. Auch ließ er eine Ausgabe seiner ausgewählten Schriften (Neuyork 1823) erscheinen, die bald in London nachgedruckt wurde. Außerdem lieferte er fortwährend Gedichte und Aufsätze in verschiedene Zeitschriften. P. ist ohne Zweifel einer der gelehrtesten amerik. Dichter und wohlvertraut mit der classischen und der neuern Literatur Europas. Er besitzt glänzende Einbildungskraft, Herrschaft über die Sprache und große Gedankenfülle; da er aber, wie er selbst gesteht, in seinen Dichtungen nie feilt und bessert, so finden sich auch in den besten derselben matte und weitschweifige Stellen.

Percussion, eigentlich das Anschlagen oder Anklopfen, nennt man in der Medicin diejenige Untersuchungsmethode, mittels welcher man aus den durch leichtes Anschlagen auf die Oberfläche einer der Höhlen des Körpers hervorgebrachten Tönen den Zustand des unter dem Anschlagspunkt gelegenen Organs genauer zu bestimmen sucht. Aus der Anatomie ist bekannt, wie die in den Körperhöhlen eingeschlossenen Organe regelmäßig beschaffen sind, ob fest oder locker in ihrem Gewebe, ob mit Luft gefüllt oder luftleer, ob angespannt oder schlaff u. s. w., und je nach dieser Verschiedenheit muß auch ein leichter Schlag oder Stoß einen verschiedenen Ton geben, der sich außerhalb des Körpers durch physikalische Experimente nachahmen läßt. Hat man nun die Töne, welche auf diese Art hervorgebracht werden, mit den Ergebnissen der Physiologie in Hinsicht auf die Functionen der betreffenden Organe und der pathologischen Anatomie in Bezug auf die Structurveränderungen derselben verglichen und die daraus zu ziehenden Schlüsse festgestellt, so erscheint allerdings das Resultat der Percussion als ein untrügliches und sie selbst als eines der wichtigsten diagno-

stischen Hülfsmittel und eine der besten therapeutischen Grundlagen. Dieses Ziel zu erreichen, ist gegenwärtig das Bestreben vieler Ärzte, und wenn sie auch nach dem Eingeständniß der Mehrzahl derselben noch fern davon sind und die Vergleichung der übrigen Symptome bei Krankheiten, die sich theilweise durch Percussion bestimmen lassen, noch für unumgänglich nöthig erachten, so sind die Früchte dieses Bestrebens doch schon in diagnostischer wie in therapeutischer Hinsicht sehr bedeutend. Vom technischen Standpunkt aus betrachtet ist die Percussion entweder unmittelbar oder mittelbar. Bei ersterer klopft man mit den bloßen Fingerspitzen auf die gar nicht oder nur leicht bedeckte Stelle des Körpers, die man untersuchen will, bei letzterer legt man einen Zwischenkörper, meist ein Plättchen Elfenbein, fest auf die zu untersuchende Stelle und klopft mit den Fingerspitzen auf dieses. Die zweite Art ist die vorzüglichere; bei beiden aber kommt es hauptsächlich darauf an, in ganz gleicher Art auf alle Stellen zu klopfen, weil die Stärke, mit welcher man percutirt, die Richtung, in der man die Finger auffallen läßt u. s. w., auch stets auf den Ton Einfluß haben werden. Am häufigsten wendet man die Percussion bei der Brusthöhle an, wie sie denn auch bei Krankheiten der Brustorgane bis jetzt das Meiste geleistet hat, weniger an der Unterleibshöhle, und die Percussion des Kopfs, welche man versucht hat, ist wol wegen ihrer Unsicherheit vollständig wieder aufgegeben worden. Zuerst machte Auenbrugger in seiner Schrift „Inventum novum ex percussione thoracis humani, ut signo, abstrusos interni pectoris morbos detegendi" (Wien 1761) auf diese von ihm gemachte Entdeckung aufmerksam; ihm folgten, während in Deutschland wenig darauf Rücksicht genommen wurde, in Frankreich Rozière de la Chassagne, Corvisart und Lännec, durch deren immer dringendere Empfehlungen die Percussion auch endlich in England und Deutschland einen allgemeinern Eingang und weitere Ausbildung gefunden hat. (S. Auscultation.)

Percussion nennt man in physikalischer Hinsicht im Allgemeinen die Entzündung eines Knallpräparats durch schnelle Verdichtung mittels eines Stoßes oder Schlags. Dergleichen Knallpräparate waren schon in frühern Zeiten bekannt. Die Anwendung derselben zur Entzündung der Ladung der Feuerröhre ist aber erst seit Anfang dieses Jahrhunderts in Anregung gekommen. Die erste Art der Percussionsschlösser an Flinten kann in das J. 1807 gesetzt werden, wo Fortsythe ein Patent darauf bekam; später hat diese Einrichtung den mannichfachsten Abänderungen unterlegen, deren bis jetzt bekanntes letztes Resultat die Entzündung des Knallpräparats ist, welches, in einer kleinen kupfernen Kapsel befindlich, auf den sogenannten Piston gesetzt wird, dessen Kanal mit der Ladung in Verbindung steht und dessen Entzündung durch den dazu besonders eingerichteten Hahn des Gewehrs mittels eines Schlags bewirkt wird. Nächstdem hat man auch nicht ohne Vortheil die Zündung dadurch hervorgebracht, daß ein in der Richtung der Seelenachse des Rohrs durch eine Feder beweglicher Stift gegen eine Zündpille stößt, welche an der Patrone angebracht ist. Die Percussionszündung der Geschütze unterliegt noch mehren Bedenken, und ungeachtet der ausgedehntesten Versuche in so vielen Staaten, kann man bis jetzt noch nicht behaupten, das absolut Beste gefunden zu haben. Die Hauptschwierigkeiten bestehen darin, daß mit der Sicherung der Zündung auch die Gefahr bei der Zubereitung und Aufbewahrung des Knallpräparats wächst; daß das Knallqueckſilber nicht allein unter Umständen explodirt, wo man sich sonst ganz gesichert glauben dürfte, z. B. bei einem an der Wand hängenden, nicht berührten Gewehr, sondern auch, in größerer Menge verbrannt, z. B. beim Bataillonsfeuer, der Gesundheit nachtheilig werden kann; und daß das kohlensaure Kali, als Ersatz des Queckſilbers, alle eisernen Theile des Schlosses auf nachtheilige Weise angreift. Dagegen gibt die Percussionszündung bei Regen und Schnee weit sicherere Resultate als das Steinschloß. Nicht mit Unrecht bringt man auch die intensivere Entzündung der Ladung in Anschlag, durch welche der Schuß kräftiger wird, und endlich kann die Einrichtung des Percussionsschlosses viel einfacher als die des Steinschlosses gemacht werden, was nicht blos für den Jagdliebhaber, sondern namentlich für die Waffe der Infanterie von Wichtigkeit ist.

Percussionsmaschine oder Stoßmaschine nennt man die mechanische Vorrichtung zur Bestimmung der Geschwindigkeit der durch Stoß (s. d.) bewegten Körper. Sie heißt auch Mariotte'sche Maschine, weil sich Edme Mariotte (s. d.) ihrer zuerst zu dergleichen Versuchen bediente.

Percy, Familie, s. Northumberland.

Percy (Pierre Franç., Baron), ein ausgezeichneter franz. Militairchirurg, geb. zu Montagny in der Franche-Comté am 28. Oct. 1754, erhielt durch seinen Vater, welcher ebenfalls Militairchirurg war, eine sehr sorgfältige Erziehung und studirte zu Besançon Medicin und Chirurgie. Nachdem er 1775 den Doctorgrad erlangt hatte, trat er als Aide-chirurgien-major zur Gendarmerie und rückte nach und nach zum Generalinspector und Chef des franz. Militairmedicinalwesens auf. Nach der zweiten Restauration wurde er Professor an der medicinischen Facultät, gab aber 1820 wegen Kränklichkeit seine Stelle auf und starb zu Paris am 18. Febr. 1825. Er ist der Schöpfer der chirurgischen Ambulance, die den franz. Heeren so große Dienste leistete, und der Erfinder einer besondern Art des Krankentransports (brancards), die man aber später zum Theil wieder aufgegeben hat. Seine Schriften zeichnen sich durch Gründlichkeit wie durch elegante und originelle Schreibart aus. Nachdem die königliche Akademie der Chirurgie zu Paris vier seiner Abhandlungen mit dem Preise gekrönt hatte, ernannte sie ihn zu ihrem Associé regnicole, doch mußte er versprechen, sich ferner nicht mehr um ihre Preise zu bewerben. Er arbeitete Vieles für medicinische Zeitschriften und das „Dictionnaire des sciences médicales"; außerdem hat man von ihm „Manuel du chirurgien d'armée" (Par. 1792), „Pyrotechnie chirurgicale pratique" (2. Aufl., Par. 1810; deutsch, Lpz. 1798) und mehre Lobreden auf große Ärzte und verstorbene Mitglieder der Akademie. Vgl. Laurent, „Histoire de la vie et des ouvrages de P." (Versailles 1827—28).

Perdikkas ist der Name mehrer macedon. Könige, von denen der älteste, ein Heraklide und Nachkomme des Temenos, der Sage nach um 664 v. Chr. das macedon. Reich gründete, ein anderer, Perdikkas II., Vater des Archelaus, zur Zeit des peloponnes. Kriegs den Thron behauptete und als Gegner der Athener auftrat, weil diese seinen aufrührerischen Bruder Philipp unterstützt hatten, endlich Perdikkas III., Bruder des berühmten Philipp, der als König 359 v. Chr. starb. Noch bekannter und historisch wichtiger ist aber Perdikkas, der vertraute Freund und Feldherr Alexander's des Großen, der noch in der letzten Stunde seines Lebens ihm seinen Siegelring als Symbol der königlichen Gewalt übergeben haben soll. P. benutzte daher die ihm übertragene Reichsverweserwürde sehr bald dazu, die beiden nächsten Thronerben zu verdrängen und die Herrschaft sich selbst anzumaßen, verfolgte aber diesen Plan mit zu großer Hitze und Übereilung, veranlaßte dadurch ein Bündniß mehrer Satrapen gegen sich und wurde, als er sein Ansehen durch Waffengewalt geltend machen wollte, auf einem Zuge in Ägypten von seinen eigenen Truppen im J. 321 v. Chr. erschlagen, worauf das empörte Heer dem Antipater (s. d.) die erledigte Reichsverweserwürde übertrug.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., wurde zu Parium in Mysien von heidnischen Ältern geboren. Nach vielem Unfuge, den er verübte, mußte er, weil man ihn beschuldigte, seinen Vater ermordet zu haben, flüchtig werden. In Palästina, wo er Christ wurde, brachte ihn sein schwärmerischer Eifer eine Zeit lang ins Gefängniß. Später wegen seiner Verworfenheit von der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen, versank er in die niedrigsten Ausschweifungen. Allgemein verabscheut, wollte er wenigstens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er bekannt, daß er sich bei den olympischen Spielen freiwillig verbrennen werde: ein Entschluß, den er 168 n. Chr. vor einer ungeheuern Menschenmenge ausgeführt haben soll. Ein erneutes Interesse erhielt P. durch Wieland's gleichnamigen Roman.

Perennīren wird von Gewächsen gesagt, welche aus der nämlichen Wurzel viele Jahre hintereinander immer neue Stengel, Blumen und Samen treiben, im Gegensatz von ein- und zweijährigen Gewächsen, welche ein und zwei Jahre zu ihrer Vollendung und bis zum Samentragen erfodern.

Perfectibilität heißt Vervollkommnungsfähigkeit. So streiten z. B. die Theologen über die Perfectibilität des Christenthums, die Politiker über die gewisser politischer Institutionen. Zur Bezeichnung des Glaubens an die Perfectibilität namentlich des Menschengeschlechts, an ein beständiges Fortschreiten desselben zum Bessern hat man das sehr unnöthige Kunstwort Perfectibilismus gebildet.

Perfectum, s. Präteritum.

Perforation nennt man gewöhnlich die chirurgische Operation, bei der man die Wandungen natürlicher oder widernatürlich gebildeter Höhlen und Kanäle im Körper durch Stich- oder Bohrwerkzeuge öffnet, um deren Inhalt zu entleeren oder sie für die Anwendung von Heilmitteln zugänglich oder auch sie zur Ausübung ihrer Functionen tauglich zu machen. Eigentlich ist zwischen Perforation und Paracentese (s. d.) kein Unterschied und nur der medicinische Sprachgebrauch macht einen solchen, indem er manche Operationen, die ebenso gut Paracentesen heißen könnten, hergebrachtermaßen Perforationen nennt. Unter der geburtshülflichen Perforation versteht man die künstliche Öffnung und Entleerung des noch im Körper der Mutter befindlichen Kindeskopfs, welche, wenn die Größe desselben den Durchgang durch das mütterliche Becken verhindert, jedoch nur erst nach sicher wahrgenommenem Tode des Kindes vorgenommen wird. Außerdem nennt man die durch Krankheiten, z. B. Geschwüre, Brand u. s. w., herbeigeführte Durchlöcherung der Wände von Kanälen und Höhlen eine Perforation und spricht daher von perforirenden Geschwüren als solchen, welche vermöge ihrer Beschaffenheit oder Stellung diese Zerstörung herbeiführen.

Pergament ist gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf besondere Weise zubereitetes Leder, das, meist aus Schaf-, Hammel- und Kalbfellen, oft auch aus Bocks- und Ziegenfellen oder aus Esels- und Schweinshäuten verfertigt, zum Schreiben und Malen, zum Beziehen der Trommeln und Pauken und zu andern Zwecken gebraucht wird. Es soll nach der gewöhnlichen Meinung den Namen von der Stadt Pergamum (s. d.) erhalten haben, wo es, ungefähr 300 v. Chr., erfunden worden sein soll. Doch schon zu David's Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- oder Ziegenfelle schrieben, von denen blos die Haare abgeschabt waren. Übrigens ersieht man auch den Gebrauch, welchen die Alten in jener Absicht von allerhand Fellen machten, aus dem Worte Membrana, womit sie zunächst überhaupt die Haut, dann die zum Schreiben bereitete Haut oder das Pergament bezeichneten. In der Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern verdünnt, und, nach der Erzählung des Josephus, konnte Ptolemäus Philadelphus die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Bibel abgeschrieben war, die ihm der Hohepriester Eleazar zuschickte. Dies Alles beweist, daß das Pergament nicht in Pergamum erfunden, sondern hier wahrscheinlich nur verbessert worden ist. Indeß wurde es in späterer Zeit daselbst in so großer Menge verfertigt, daß es den vorzüglichsten Handelszweig dieser Stadt ausmachte. Anfangs war das Pergament gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch eine violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem Pergamente alle Farben zu geben und auch ein gefärbtes durchsichtiges Pergament zu bereiten. Die fehlerhaften Felle und Häute, welche zum Schreiben mit der Feder nicht taugen, werden mit Kalk überzogen, geglättet und zu sogenannten Schreibtafeln verarbeitet. Auch wird gegenwärtig viel unechtes Pergament aus Papier verfertigt.

Pergamentdrucke. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst benutzte man das seit so langer Zeit als Schreibmaterial angewendete Pergament namentlich dazu, um einzelne kostbare Werke in einigen Exemplaren darauf zu drucken, und man sorgte somit für die Erhaltung derselben schon durch das dauerhaftere Material. Auch später behielt man das Pergament wenigstens insofern bei, als nicht leicht ein nur einigermaßen erhebliches Werk erschien, von welchem man nicht einige Exemplare auf jenem kostbarern Material abgezogen hätte. Von manchen Werken wurden sogar dergleichen Abzüge in größerer Anzahl gemacht, und da sie ohnehin dem Zahn der Zeit leichter widerstehen konnten, so sind von einzelnen Drucken, wie z. B. von dem Psalterium von 1457 und von der ersten Fust-Schöffer'schen Bibel, die Exemplare auf Papier zur größern Seltenheit geworden als die auf Pergament. Die Sitte, von einzelnen kostbaren Werken Pergamentabzüge zu veranstalten, hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, und es bilden dieselben eine eigene Literatur. Vgl. van Praet, „Catalogue des livres imprimés sur vélin, de la bibliothèque du roi" (6 Bde., Par. 1822—28) und Dessen „Catalogue des livres imprimés sur vélin, qui se trouvent dans

des bibliothèques, tant publiques que particulières, pour faire suite au précédent catalogue" (4 Bde., Par. 1824—28).

Pergămos, der Sohn des Pyrrhos und der Andromache, ein Enkel des Achilleus, erschlug im Zweikampf um die Herrschaft den Areios, König von Teuthrania, nannte die Stadt nach sich (s. Pergamum) und errichtete seiner Mutter daselbst ein Heroon.

Pergămum oder Pergamus, eine bedeutende Stadt der Landschaft Großmysien in Kleinasien, am Kaystros, wurde später berühmt als Hauptstadt und Mittelpunkt des Pergamenischen Reichs, wozu Philetärus, ein Statthalter des Lysimachus, im J. 283 v. Chr. den Grund legte. Er und sein Nachfolger Eumenes I., welcher 263—241 regierte, behaupteten ihre Unabhängigkeit in der Burg und umliegenden Gegend gegen die Seleuciden, und Attalus I., der 241—197 herrschte, nahm zuerst den königlichen Titel an. Unter diesem begann, im Kriege gegen Philipp II. von Macedonien, die freundschaftliche Verbindung mit Rom, die von seinem Sohne und Nachfolger Eumenes II., welcher 158 starb, im Kriege der Römer gegen Antiochus III. fortgesetzt wurde. Zur Belohnung erhielt dieser den übrigen Theil von Mysien, sowie Phrygien und Lydien, und seit dieser Zeit war das Pergamenische Reich unter Attalus II. und III. eines der mächtigsten in Kleinasien. Letzterer war ein so treuer Anhänger der Römer, daß er sie bei seinem Tode im J. 133 v. Chr. zu Erben seiner Schätze und seines ganzen Reichs einsetzte, welches die Römer auch nach Vertreibung des Kronprätendenten Aristonikus in Besitz nahmen und 131 v. Chr. unter dem Namen Asia zur Provinz machten. P. besaß übrigens eine große und werthvolle Bibliothek, welche durch die Kunstliebe der Attaler gestiftet und bereichert wurde, war der Sitz einer berühmten grammatischen Schule und vervollkommnete die benannte charta Pergamena. (S. Pergament.) Vgl. Wegener, „De aula Attalica" (Kopenh. 1836).

Pergolēse (Giambattista), ein berühmter Componist, war zu Jesi am 3. Jan. 1710 geboren. Im Conservatorium dei poveri di Gesù Cristo zu Neapel wurde er seit 1717 von Gaetano Greco in die Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht. Noch als Zögling des Conservatoriums setzte er sein Drama sacro „San Guglielmo d'Aquitania", welches 1731 mit solchem Beifall aufgeführt wurde, daß sich seiner mehre ital. Große annahmen. In dieser Zeit componirte er außer mehren Opern sein berühmtes Intermezzo „La serva padrona". Im J. 1735 wurde er nach Rom berufen, um daselbst für das Theater Tardinone die Oper „Olimpiade" zu schreiben, die aber keinen Beifall fand, während Duni's gleichzeitig aufgeführte Oper „Nerone", die nach Duni's eigenem Geständniß von weit geringerm Werthe war, allgemein gefiel. P. kehrte darauf nach Neapel zurück, componirte sein zehnstimmiges „Dixit" und den Psalm „Laudate", die den vollständigsten Beifall fanden. Seiner schwankenden Gesundheit wegen begab er sich dann nach Puzzuoli. Hier componirte er noch die Cantate „Orfeo", ein „Salve regina" und sein berühmtes Stabat mater (s. d.), das Hiller im Clavierauszug mit untergelegtem deutschen Texte herausgegeben hat. Er starb daselbst am 26. März 1736. Schnell verbreitete sich nun sein Ruf über Europa. Die Theater wie die Kirchen ertönten von seinen Werken; in Rom gab man seine „Olimpiade" aufs neue mit größter Pracht, und je gleichgültiger man anfangs gewesen, desto mehr bewunderte man nunmehr ihre Schönheiten. Es ist nicht zu leugnen, daß P. sich dem Weichen mehr als dem Kräftigen zuneigte, und selbst seinem „Stabat mater", das Aler. Lvoff neu instrumentirt herausgab, macht man zu große Weichheit zum Vorwurfe.

Perhorrescenz heißt die Erklärung einer Partei, daß sie den Richter, welcher der Regel nach ihre Angelegenheit zu entscheiden hätte, nicht für unparteiisch halte und daher die Sache einem andern zu übertragen bitte. Ein solches Gesuch kann aber nicht ohne hinreichende Gründe vorgebracht werden. Dahin gehören nahe Verwandtschaft, enge Freundschaft mit dem Gegner, Feindschaft mit dem Perhorrescenten und Alles, was auch einen Zeugen verdächtig machen würde. Diese Gründe müssen erwiesen oder statt Dessen der Perhorrescenzeid geleistet werden.

Periander, Tyrann oder Herrscher von Korinth, einer der sogenannten Sieben Weisen Griechenlands, folgte seinem Vater Kypselus (s. d.) 627 v. Chr. in der Regierung und bewies anfangs große Milde und Gerechtigkeit, ließ sich aber von der Zeit an, wo er

im Jähzorn seine Gattin ermordet hatte, die härtesten Bedrückungen gegen seine Unterthanen zu Schulden kommen, und starb im hohen Alter 584 v. Chr. Ein Abriß seines Lebens nebst Mittheilung seiner vorzüglichsten Aussprüche findet sich bei Diogenes von Laërte (s. d.). Vgl. Wagner, „De Periandro, Corinthiorum tyranno" (Darmst. 1828).

Periegesis hieß bei den Griechen ursprünglich das Herumführen eines Fremden und das damit verbundene Vorzeigen und Erklären von Merkwürdigkeiten der Kunst, und Perieget Derjenige, der dies that. Vorzugsweise gebrauchten sie aber diesen Ausdruck im geographischen Sinne von der Erzählung der Merkwürdigkeiten der Städte, Länder und Völker, daher mehre Schriftsteller, wie Hekatäus (s. d.), Dionysius (s. d.), der deshalb den Beinamen Periegetes erhielt, und Pausanias (s. d.) ihren dahin einschlagenden Werken den Titel „Periegesis" gaben, den dann auch die Römer Avienus (s. d.) und Priscianus (s. d.) in ihren Nachbildungen beibehielten.

Périer (Casimir), franz. Ministerpräsident, geb. zu Grenoble am 21. Oct. 1777, stammte aus einer Familie, die sich auf dem industriellen Gebiet Reichthum und politischen Einfluß erworben hatte. Beim Ausbruch der Revolution befand er sich zu Lyon im Collége der Oratorier, wo auch seine ältern Brüder erzogen worden waren. Er kehrte, ohne seine Bildung zu vollenden, nach Paris ins väterliche Haus zurück und schloß sich den Unternehmungen seines Bruders Scipion an. Im J. 1798 trat er in das Geniecorps beim Heere in Italien und wohnte den beiden folgenden Feldzügen bei. Nach der Rückkehr gründete er mit Scipion zu Paris ein Bankierhaus, das schon in der Kaiserzeit außerordentlich emporblühte, nach der Restauration aber die großartigsten industriellen Speculationen umfaßte. Die öffentliche Meinung erzeugte damals Männern, die wie P. und Laffitte durch ihre Unternehmungen die Industrie des Landes hoben, ganz besondere Gunst. Der Hof und die alte Aristokratie dagegen verschmähten und verdächtigten diese Männer, weil dieselben großen Einfluß aufs Volk übten und als die natürlichen Vertreter der gesetzlichen Ordnung eine Regierung nach der Charte wünschten. P. unterwarf 1817 die Finanzpolitik der Minister in einer Flugschrift einer scharfen Beurtheilung und wurde dafür sogleich von der Hauptstadt in die Kammer gewählt. Auf dieser neuen Laufbahn bewies er sich wesentlich constitutionell, bekämpfte die Reaction mit steigender Energie und gebrauchte namentlich sein gewaltiges, unermüdliches Rednertalent gegen die Verwaltung Villèle's. Als aber die Julirevolution hereinbrach, zeigte er sich schwankend und zweideutig. Er hielt die Deputirten in der Hauptstadt von entschiedenen Schritten ab, rieth zu Unterhandlungen mit dem Hofe und gab sich erst dem Ereignisse vorsichtig hin, als die vollständige Niederlage der Truppen entschieden war. Wiewol er Mitglied der am Nachmittage des 29. Juli auf dem Stadthause zusammentretenden bürgerlichen Commission wurde, so war er doch nicht dafür, den Herzog von Orleans auf den Thron zu heben. Von der am 3. Aug. constituirten Kammer zum Präsidenten gewählt, legte er diese Würde bereits bei der Bildung des Ministeriums vom 11. Aug. nieder, in welches er ohne Portefeuille eintrat. Nachdem Laffitte am 2. Nov. das Staatsruder übernommen, schied er aus dem Cabinet, dessen Politik ihm zu revolutionair dünkte, und kehrte auf den Präsidentenstuhl zurück. In der Furcht, daß die Revolution in eine Zertrümmerung aller Verhältnisse ausarten werde, betrachtete er schweigend den Gang der Ereignisse. Mit dem Vorsatze, den Abgrund der Umwälzung zu schließen, übernahm er am 13. März 1831 aus den Händen Laffitte's, der ihn zu seinem Nachfolger empfahl, das Staatsruder mit dem Portefeuille des Innern. Fortan sollte die Aufgabe der Regierung in der Bewahrung des äußern Friedens und in der Niederdrückung jeder Parteiäußerung und jeder Demonstration des Volkswillens im Innern bestehen. Der König Ludwig Philipp, der anfangs die Selbständigkeit P.'s fürchtete, fand dieses sogenannte System am 31. März alsbald sehr vortrefflich, zumal da ihm der Minister ziemlich freies Spiel in der auswärtigen Politik ließ. Zuvörderst entließ P. alle Staatsbeamte, welche der Nationalassociation beigetreten waren, darunter die angesehensten Männer, wie die Generale Laborde und Lamarque und den Staatsrath Odilon Barrot. Während er die karlistische Bewegung in der Vendée und die republikanischen Unruhen am 16., 17. und 18. Apr. 1831 mit blutiger Strenge erstickte, löste er auch die Deputirtenkammer auf. Allein die neue Kammer, welche am 23. Juli 1831 zusammentrat, zeigte sich dem Minister ebenfalls wenig günstig; bei der Präsidentenwahl erhielt der ministerielle Can-

didat nur die Majorität einer Stimme. P. reichte, gleich Sebastiani und Montalivet, sogleich seine Entlassung ein, aber die Nachricht von dem Angriffe der Niederländer auf Belgien bestimmte ihn, im Amte zu bleiben. Am 9. Aug. hielt er in der Kammer eine kräftige Rede, in welcher er die Charte und den Frieden als die Grundpfeiler seiner Politik bezeichnete und für den Augenblick das Vertrauen der Majorität gewann. Dessenungeachtet entschied sich die Kammer nach dem heftigsten Kampfe, indem P. seine ganzen Kräfte aufbot, am 18. Oct. mit großer Majorität gegen die Erblichkeit der Pairswürde. Diese Niederlage bewies ihm, daß er vergebens gegen die Verhältnisse ankämpfe, und drückte ihn zu Boden. Die Unruhen, welche auf die Kunde von dem Falle Warschaus auf allen Punkten des Landes ausbrachen, der Nothschrei der ärmern Classen, der Aufstand der Seidenarbeiter zu Lyon im Nov. und die Erneuerung der karlistischen Bewegungen im Frühjahre 1832 im Süden verriethen ihm vollends den Vulkan, den er mit physischer und geistiger Erschöpfung zu verschließen suchte. Seine großen Erfolge in der äußern Politik, die Aufrechthaltung Belgiens, die Demüthigung Dom Miguel's durch die Absendung der franz. Flotte in den Tejo, die Besetzung Anconas verschwanden in dem Tumulte der Parteien. Als im März 1832 die Cholera auch in Paris ausbrach, traf er mit rastloser Thätigkeit die umfassendsten Maßregeln. Am 1. Apr. besuchte er mit dem Kronprinzen in Person das Hôtel-Dieu, welches mit Cholerakranken angefüllt war. Mit diesem kühnen Gange unterlag seine geschwächte Natur ebenfalls der Seuche. Auf einem langen Krankenlager bemächtigte sich seiner der Wahnsinn, in welchem er über Nichterfüllung von Versprechungen und über den Verlust seiner Popularität klagte, und nach einem qualvollen Kampfe erlöste ihn endlich der Tod in der Nacht vom 15. zum 16. Mai 1832. Ein großer Theil der Nation, besonders der Handelsstand, beklagte sein Ende, und das Tragische, womit der kämpfende Held vom Schauplatze trat, versöhnte selbst seine Feinde. Seine Leiche wurde von einer zahllosen Volksmenge nach dem westlichen Begräbnißplatze von Paris begleitet, wo ihm auch seine Freunde ein großartiges Denkmal setzten. P. war jähzornig, hart und ohne philosophische Bildung; aber als Staatsmann besaß er große Eigenschaften, namentlich schnelle Auffassung, sichere Anordnung und einen eisernen Willen. Er hinterließ zwei Söhne: Paul P., geb. 1809, der sich dem Bankiergeschäft widmete, und Casimir P., geb. 1811, welcher die diplomatische Laufbahn betrat und erst Gesandschaftssecretair am Hofe zu Petersburg war, dann als bevollmächtigter Minister Frankreichs nach Hannover ging. — Augustin P., der älteste Bruder des Ministers, wurde 1772 zu Grenoble geboren und trat in das Bankiergeschäft seines Vaters. Er gelangte 1827 in die Deputirtenkammer, erhielt am 16. Mai 1832 die Pairswürde und starb am 2. Dec. 1833. — Alexander P., ein zweiter Bruder, geb. um 1774, trat 1820 als Abgeordneter des Departements Loiret in die Kammer, wurde aber seit 1830 nicht wiedergewählt. — Ant. Scipion P., der dritte Bruder, geb. zu Grenoble am 14. Juni 1776, erwarb sich als ausgezeichneter Geschäftsmann und Philanthrop einen Namen. Er war Mitbegründer der Bank von Frankreich, der Aufmunterungsgesellschaft, der ersten franz. Assecuranzcompagnie, der Sparkasse von Paris und vieler anderer gemeinnütziger Institute. Im Besitz eines außerordentlichen Vermögens, das er sich im Verein mit dem spätern Minister erworben, gab er sich keinen Speculationen mehr hin, unterstützte aber die Industriellen durch Geld und Credit und beschäftigte in seinen zahlreichen Anstalten und Fabriken aller Art eine ganze Bevölkerung. Frankreich verdankt ihm unter Anderm auch die Einführung der Dampfpumpen in den Kohlengruben. Er starb zu Paris am 2. Apr. 1821. — Camille P., der jüngste Bruder, geb. zu Grenoble um 1785, wurde 1808 Auditeur im Staatsrathe, trat von 1828—34 für die Stadt Mamers in die Kammer, seitdem für das Departement Corrèze, und erhielt am 3. Oct. 1837 die Pairswürde. — Zwei Verwandte der Familie sind Alphonse P., seit 1834 Kammerdeputirter für Grenoble, und Joseph P., Regent der Bank von Frankreich und seit 1832 Abgeordneter für Epernay.

Périer (Jacq. Constantin), der Vater der Dampfmaschinen in Frankreich, war um 1742 geboren und starb 1818 in Chaillot. Er und sein jüngerer Bruder, Augustin Charles, ebenfalls in Paris geboren, waren die Ersten, welche die Dampfmaschinen in Frankreich selbst bauten und deren Gebrauch allgemeiner machten. Sie begründeten zu diesem Endzwecke die Maschinenwerkstätte in Chaillot, welche die erste und lange Jahre hin-

durch die einzige derartige Werkstätte in Frankreich war. Hier bauten sie auch Dampfmaschinen, an welchen sie mehre wesentliche Verbesserungen anbrachten, Spinnmaschinen, Baumwollen- und Tuchwebestühle, Bergwerksmaschinen, Bohr- und Drehwerke für Cylinder und Geschütze, Hebelmaschinen u. s. w. Jacq. Constantin P. war Mitglied der alten Akademie der Wissenschaften in Paris und schrieb über sein Fach mehre interessante Aufsätze, welche in den Denkschriften der Akademie abgedruckt sind.

Perigäum oder Erdnähe heißt derjenige Punkt der Mondbahn, welcher der Erde am nächsten und dem Apogäum oder der Erdferne entgegengesetzt ist.

Perignon (Dominique Catherine, Marquis de), Marschall des franz. Kaiserreichs, geb. am 31. Mai 1754 zu Grenade im Departement Tarn und Garonne, trat als junger Adeliger mit Lieutenantsrang in die Armee und stieg bald zum Oberst und Adjutant des Grafen Brissac. Im J. 1791 wählte ihn das Departement der Obergaronne in die gesetzgebende Versammlung; allein er setzte die militairische Laufbahn fort und erhielt den Befehl über eine Legion an den Ostpyrenäen. Nachdem er Brigadechef geworden, erwarb er sich im Gefecht bei Thuir, am 23. Dec. 1793, den Grad des Divisionsgenerals. An Dugommier's Stelle, der 1794 bei St.-Sebastian fiel, übernahm er hierauf den Oberbefehl, schlug alsbald die Spanier aus ihren Stellungen bei Escola und eroberte hierbei 200 Kanonen. Dieser Sieg öffnete ihm am 20. Nov. 1794 die Thore von Figueras, wo ihm wiederum 9000 M. mit 71 Kanonen in die Hände fielen. Der ebenfalls glückliche Feldzug des folgenden Jahres führte zum Frieden, nach dessen Abschluß er als Gesandter der Republik nach Madrid ging. Das Directorium rief ihn 1798 zurück und gab ihm ein Commando in der Armee von Italien, deren Niederlage er am 17. Aug. 1799 bei Novi theilte. Ungeachtet der tapfersten Gegenwehr fiel er hierbei schwer verwundet in die Hände des Feindes und wurde erst nach längerer Gefangenschaft ausgewechselt. Nach seiner Rückkehr trat er in den Senat und erhielt im Sept. 1802 vom ersten Consul den Auftrag, die Grenzangelegenheit zwischen Frankreich und Spanien zu ordnen. Nachdem er kurz vorher die Senatorei von Bordeaux erhalten, verlieh ihm Napoleon bei Errichtung des Kaiserthrones, im Mai 1804, den Marschallsstab. Im J. 1806 ernannte ihn der Kaiser zum Gouverneur von Parma und Piacenza, 1808 aber mußte er an Jourdan's Stelle den Oberbefehl über die neapolitan. Truppen übernehmen. Erst 1814, als König Murat mit dem Übertritt zu den Verbündeten umging, verließ er Neapel und kehrte nach Frankreich zurück. Ludwig XVIII. ernannte ihn nach der ersten Restauration zum Mitglied der Commission, welche die Titel der alten Offiziere prüfen sollte, und erhob ihn am 4. Juni 1814 zum Pair und Marquis. Als Napoleon zurückkehrte, suchte P., der sich auf ein Landgut bei Toulouse zurückgezogen hatte, die Royalisten im Süden zu organisiren, was ihm nicht gelang. Er verließ Frankreich und wurde für seine Anhänglichkeit nach der zweiten Restauration mit dem Gouvernement der ersten Militairdivision und einem königlichen Orden belohnt. Er starb zu Paris am 25. Dec. 1818.

Perigord, eine vormalige Landschaft im südwestlichen Frankreich, die zur Provinz Guyenne (s. d.) gehörte und gegenwärtig einen Theil des Departements Dordogne bildet, zerfiel in Ober- und Nieder-, oder in Weiß- und Schwarzperigord, weil der untere Theil reich an Schwarzwäldern ist. In Oberperigord war Perigueux die Hauptstadt, von welcher das Land auch den Namen führte, in Niederperigord Sarlat. Archimbald VI., Graf von P., dessen Vorfahren das Land seit uralter Zeit besaßen, wurde 1399, unter König Karl VI., geächtet, angeblich, weil er die Tochter eines Bürgers von Perigueux zu entführen versucht hatte. Besitzthum und Titel erhielt der Feind seines Hauses, der Herzog Ludwig von Orleans, dessen Sohn seine Ansprüche 1437, während der Gefangenschaft zu London, an den Grafen von Penthièvre, Johann von Blois, verkaufte. Die Nichte desselben, Francisca, brachte P. dem Seigneur d'Albret zu, dessen Erbtochter Johanna sich mit Anton von Bourbon vermählte. Heinrich IV., Anton's Sohn, vereinigte P., nachdem er den franz. Thron bestiegen, für immer mit der Krone.

Perihelium oder Sonnennähe ist derjenige Punkt der Erdbahn, in welchem die Erde der Sonne am nächsten ist. Der entgegengesetzte Punkt heißt Aphelium (s. d.).

Perikles, der edelste, freisinnigste und uneigennützigste Staatsmann Griechenlands, stammte aus einer alten angesehenen Familie, indem er ein Urenkel des Klisthenes und Sohn

des durch seinen Sieg bei Mykale berühmten Xanthippus war, und erhielt, von der Natur mit ausgezeichneten Anlagen ausgerüstet, namentlich durch den Unterricht des Anaxagoras (s. d.), seine höhere Ausbildung, dessen Kraft der Rede, Adel der Gesinnung und erhabenen Ernst er sich aneignete. Sein erstes Auftreten im öffentlichen Leben fällt in die Zeit, als Aristides bereits gestorben, Themistokles landesflüchtig war und Cimon außerhalb Hellas sich befand, und so leitete er seit 469 v. Chr. nicht durch irgend eine Art äußerer Gewalt unterstützt, sondern allein durch die bewundernswürdige Stärke seines Geistes die Angelegenheiten Athens, als dieser Staat den Höhepunkt seiner politischen und geistigen Blüte erreicht hatte, eine Reihe von vierzig Jahren mit dem segensreichsten Erfolge. Über die Vorurtheile seines Standes erhaben, widmete er seine vorzüglichste Thätigkeit der demokratischen Partei und trat als entschiedener Gegner aller Derer auf, zu denen auch Cimon (s. d.) gehörte, die noch des Adels Rechte und die Überreste der frühern Aristokratie vertheidigten, bis er auch die letzte Stütze der Aristokratie dadurch brach, daß er mit Hülfe seines Freundes Ephialtes die Oberaufsicht des Areopagus (s. d.) über die ganze Verwaltung bedeutend schmälerte. Ebenso verschaffte er auch den ärmern Bürgern die Möglichkeit, an allen Verhandlungen in der Volksversammlung Theil zu nehmen, durch Festsetzung eines Soldes für jeden dort anwesenden Bürger. Seine Politik war nicht auf Persien gerichtet, von woher keine Gefahr mehr drohte, sondern gegen Sparta und den peloponnes. Bund, und obgleich er dadurch die Veranlassung zum peloponnes. Kriege gab, so hatte er doch die Kräfte Athens nicht überschätzt und den Staat nicht leichtsinnig einer Gefahr ausgesetzt, die einen so unglücklichen Ausgang, wie er später wirklich stattfand, erwarten ließ. (S. Peloponnes und Griechenland.) Mit großer Klugheit und Überlegung hatte er seine Maßregeln nur auf eine vorsichtige und wirksame Vertheidigung beschränkt; allein sein Geist ging nicht auf Diejenigen über, die nach seinem Tode, 429 v. Chr., das Staatsruder ergriffen. P. war ein Staatsmann im vollsten Sinne des Worts. Nur selten, und in wichtigen Angelegenheiten sprach er vor der Volksversammlung, aber seine Rede verglich man mit Donner und Blitz, daher man ihn auch den Olympier nannte. Seine treffliche Trauerrede, worin er das Andenken an die im Kriege gegen Samos Gefallenen feierte, rief unter den Zuhörern eine solche Begeisterung hervor, daß die Frauen sein Haupt mit Kränzen schmückten. Stets zeigte er sich thätig, schaffend und unternehmend, gleich groß im Kriege wie im Frieden, und unter allen Verhältnissen wußte er ein wohlwollendes Herz, bei aller Macht einen unbefleckten Ruf sich zu bewahren, sodaß alle Angriffe des Neides und der Verleumdung, die man gegen ihn versuchte, seine Tugenden nicht zu schmälern vermochten. Am Ende seines ruhmreichen Lebens galt ihm Das als das schönste Lob, daß kein athen. Bürger um seinetwillen ein Trauerkleid angelegt habe. Griechenland verdankt ihm die schönsten Werke der Wissenschaft und Kunst, Athen besonders seine schönsten Zierden, den Parthenon, das Odeum, die Propyläen und eine große Menge von Bildsäulen und andern Kunstdenkmälern. (S. Phidias.) Sein Leben hat unter den Alten Plutarch beschrieben, ein wahres und schönes Charakterbild Thucydides entworfen. Vgl. Kutzen, „P. als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens" (Grimma 1834) und Desselben Schrift „De Atheniensium imperio Cimonis et Periclis tempore constituto" (Grimma 1837); Lorentzen, „De rebus Atheniensium Pericle potissimum duce gestis" (Gött. 1834); Wendt, „P. und Kleon, ein Beitrag zur politischen Entwickelungsgeschichte Athens" (Posen 1836) und Oginski, „Pericles et Plato" (Bresl. 1838).

Periklymenos, der Sohn des Neleus und der Chloris, der Bruder des Nestor, ein Argonaut, hatte von Poseidon die Gabe empfangen, sich in alle Gestalten zu verwandeln, wurde aber dennoch von Heraklès bei der Zerstörung von Pylos erschlagen, obgleich er sich in eine Biene oder einen Adler verwandelt hatte. — Periklymenos, der Sohn des Poseidon und der Chloris, der Tochter des Teiresias, erlegte im theban. Kriege den Parthenopäos. Als er den Amphiaraus (s. d.) verfolgte, verschlang diesen die Erde.

Perikopen heißen die biblischen Abschnitte, welche bei dem Gottesdienste zu Vorlesungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten vorgeschrieben sind. Die Auswahl derselben wurde im 4. Jahrh. auf die kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments beschränkt, und im 6. Jahrh. von Papst Gregor dem Großen durch ein eigenes Lectionarium

bestimmt, welches Karl der Große bei dem in seinem Reiche eingeführten Homiliarium zum Grunde legte. Ihm verdanken wir daher die auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahre vorgeschriebenen Evangelien und Episteln, welche Luther beibehielt. Die reformirte Kirche dagegen ließ ihren Predigern freie Wahl, und auch in der protestantischen hat man in neuerer Zeit, nach dem Vorgange von Dänemark, Würtemberg, Baden und einigen kleinern deutschen Staaten zu Ende des 18. Jahrh., neugewählte Reihefolgen biblischer Abschnitte oder Texte liturgisch vorgeschrieben. Im Königreich Sachsen besteht seit 1836 die Einrichtung, daß, nachdem im ersten Jahre über die zum Theil veränderten evangelischen und im zweiten über die epistolischen Perikopen gepredigt worden ist, im dritten Jahre ein neuer historischer, und im vierten Jahre ein dreifacher, historisch-didaktischer Cyklus vorgeschrieben ist; doch darf in besondern Fällen ein anderer Text gewählt werden. In der katholischen Kirche gelten die alten Perikopen als Bestandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch hängt die mehre oder mindere Freiheit in der Wahl der Predigten von den Bischöfen und ihren Vicarien ab.

Perillus, ein durch sein trauriges Ende bekannter Künstler aus Athen, verfertigte für den Tyrannen Phalaris (s. d.) in Agrigent einen ehernen Stier mit hohlem Bauche, der gerade einen Menschen in sich aufnehmen und durch untergelegtes Feuer glühend gemacht werden konnte. Der Zweck war, verdächtige oder schuldige Personen auf diese Weise durch einen qualvollen Tod zu martern. Um sich von der Brauchbarkeit zu überzeugen, ließ der Tyrann mit dem Künstler selbst den ersten Versuch anstellen.

Perimeter, s. Peripherie.

Periode, das griech. Periódos, welches eigentlich das Herumgehen, den Umlauf oder Kreislauf bedeutet, bezeichnet in Beziehung auf die Zeit einen Zeitkreis und den von demselben umschlossenen Zeitraum, der selbst wieder in kleinere Zeiträume zerfallen kann, die dann ebenfalls Perioden heißen. Die Chronologie braucht das Wort bald ganz gleichbedeutend mit Cyklus (s. d.), also zur Bezeichnung einer wiederkehrenden Reihe von Jahren, nach denen sich gewisse astronomische Erscheinungen und Zeitverhältnisse erneuern, bald so, daß darunter zwei oder mehre Cyklen zusammengefaßt werden, und sie wendet die Periode vornehmlich an, um verschiedene Zeitberechnungsarten untereinander auszugleichen. So glichen schon die Chaldäer die verschiedenen Arten der Monate (s. d.) durch die Annahme einer Periode aus, auf deren Entdeckung sie durch die Wahrnehmung kamen, daß nach 223 Mondwechseln die Mondfinsternisse in derselben Ordnung und Größe wiederkehren; diese Periode, welche 223 synodische Monate umfaßt, die ungefähr 239 anomalistischen und 242 Drachenmonaten gleich sind, heißt die chaldäische Periode oder die Periode der Finsternisse. Um ihr bürgerliches Jahr von 365 Tagen mit dem festen oder Julianischen von 365¼ Tag, dessen Kenntniß sie früh besaßen, auszugleichen, stellten die Ägypter eine Periode von 1460 Jahren auf, dem Zeitraume, nach welchem der Anfang des beweglichen Jahres, bei ihnen der Frühaufgang des Hundssternes am 1. Thoth, zu demselben Datum des Julianischen Kalenders, von dem er ausgegangen (dem 20. Juli), zurückkehrt; diese Periode heißt die Hundssternperiode oder Sothische Periode nach der ägypt. Benennung Sothis für den Sirius. Auf die Ausgleichung zwischen Mond- und Sonnenjahren bezieht sich die von dem Athener Meton, 432 v. Chr., erfundene, daher Metonische genannte neunzehnjährige Periode von 6940 Tagen, die auf der Berechnung begründet ist, daß 235 Mondmonate nahe an 19 tropische Jahre (s. Jahr) geben. Sie wurde etwa hundert Jahre später rectificirt durch die 76jährige Periode von 27759 Tagen, die Kalippus aufstellte (die Kalippische Periode) und in der er die Metonische viermal umfaßte, nur daß er im Ganzen einen Tag abschnitt, weil er fand, daß im Verhältniß zu der von ihm als richtig angenommenen Dauer des Jahres zu 365¼ Tag, Meton das Jahr um 1/76 Tag zu lang angenommen habe; Hipparchus (s. d.) fand durch neue Berechnung der Dauer des tropischen Jahres, daß Kalippus dasselbe um 1/300 Tag zu lang angenommen habe, und stellte demnach eine 304jährige, aus vier Kalippischen Perioden weniger einen Tag, also aus 111035 Tagen oder 3760 Mondmonaten bestehende Periode, die sogenannte Hipparchische, als eine solche auf, die der Bewegung der Sonne und des Mondes noch genauer entspräche; und in der That kommt in ihr, die fast unbeachtet blieb, auf das tropische Jahr nur 6 Minuten 27 Secunden zu viel, auf den synodischen Monat noch keine Secunde zu wenig. Über die 28jährige, auf das Ju-

lianische Sonnenjahr von 365¼ Tag begründete Periode des Sonnencirkels, nach deren Verlauf die Wochentage wieder auf dieselben Monatstage zurückkehren, s. Cyklus, und über die funfzehnjährige Periode der Indictionen, eigentlich eine röm. Steuerperiode, daher auch Römerzinszahl genannt, s. Indiction. Um eine Jahresrechnung zu haben, welche die ganze uns bekannte Geschichte in sich schlösse, wie sie bei der Vergleichung der Jahranfänge und Aren wünschenswerth ist, stellte Jos. Scaliger, da von den vielen Aren von Erschaffung der Welt (s. Ära) keine den Vorzug zu verdienen schien, eine Periode von 7980 Jahren auf, die durch Multiplication der Zahlen des Sonnencirkels, des Mondcirkels und des Indictionencyklus, 28, 19, 15, gebildet und bei den Chronologen in Gebrauch ist. Er nannte sie, weil sie nach Julianischen Jahren zählte, die Julianische Periode. Sie nimmt zugleich mit dem Sonnen-, Mond- und Indictionscyklus ihren Anfang und erneuert sich erst, wenn alle drei Cyklen zugleich abgelaufen sind. Jedes der 7980 Jahre hat seine eigenen Cykelzahlen, welche die Reste der Division eines jeden Jahres durch 28, 19, 15 zu erkennen geben. So hat das Jahr 6559 der Periode (1846 n. Chr.) zum Sonnencirkel sieben, zur Güldenen Zahl und zur Zinszahl vier. Das erste Jahr n. Chr. ist das J. 4714, das erste v. Chr. das J. 4713 der Julianischen Periode. Um also Jahre der letztern auf die christliche Zeitrechnung zu bringen, muß man sie von 4714 abziehen, wenn sie kleiner, oder 4713 von ihnen, wenn sie größer sind; im erstern Fall erhält man Jahre vor, im letztern Jahre nach Chr. Wenn hingegen Jahre vor oder nach Chr. auf die Julianische Periode zurückgeführt werden sollen, so muß man die erstern von 4714 abziehen und zu den letztern 4713 addiren. (S. Chronologie.)

In der Geschichte bezeichnen Perioden Zeiträume, deren Beginn durch Begebenheiten bestimmt wird, welche auf die Eigenthümlichkeit des Zeitraums von entscheidendem Einflusse waren und ihn dadurch von dem vergangenen Zeitraume absondern, sodaß sie den Zeitabschnitt bezeichnen, die Epoche begründen. Natürlich finden Epochen wie Perioden in jeder Art von Geschichte, die nur überhaupt nicht blos eine einzelne Begebenheit oder That, sondern einen Verlauf von solchen erzählt, in der Universalgeschichte ebenso wie in jeder Art der Specialgeschichte, in der Geschichte der Menschheit wie in der Völkergeschichte oder in der Geschichte einer Stadt, eines Dorfs, oder in der Biographie, in der politischen wie der Culturgeschichte u. s. w. statt. Damit aber die Periodisirung keine blos willkürliche Zeitabtheilung werde, wie eine solche z. B. in der eine Zeit lang üblichen Eintheilung der Weltgeschichte nach Jahrhunderten stattfand, damit sie der organischen Gliederung, die sich in der Entwickelung des vorliegenden Ganzen darstellt, entspreche und die Auffassung dieser Entwickelung erleichtere, ist es von höchster Wichtigkeit, daß diejenigen Momente, welche in Hinsicht auf die Entwickelung des Inhalts der Geschichte, und nach dem Standpunkte, von welchem diese durch den Geschichtschreiber betrachtet und geschildert wird, auch wirklich entscheidende und wesentlich Epoche machende sind, von demselben richtig erkannt und nach ihnen die Perioden begrenzt werden. Die jetzt gewöhnliche, wohlbegründete Periodenfolge in der Universalgeschichte theilt dieselbe in die alte, mittlere, neuere und neueste Geschichte. (S. Geschichte.)

In der Grammatik heißt Periode ein in mehre Glieder ausgebildeter Satz (s. d). Schon nach der Bestimmung des Cicero entsteht eine Periode durch Erweiterung zusammengesetzter und ausgebildeter Sätze, indem man die zur nähern Bestimmung erfoderlichen Neben- und Zwischensätze beifügt, doch so, daß sich alle zu einem schön gegliederten Ganzen aneinanderreihen und verketten. Man theilt die Perioden in einfache und zusammengesetzte. Die erstern sind solche, in welchen alle Sätze so streng verbunden sind, daß sie kein Vorder- und Nachsatz hervorhebt; die letztern aber solche, in welchen sich die Periode im Vorder- und Nachsatze, oder auch in mehre Glieder ausbildet. Die allgemeinen logischen Verhältnisse der Sätze kehren auch in den Perioden wieder, sodaß diese bald ein Verhältniß der Gleichheit und Ähnlichkeit, bald ein Verhältniß von Ursache und Wirkung u. s. w. bezeichnen. Alle aber müssen sich durch grammatische und logische Richtigkeit dem Verstande, sowie durch gefälligen Numerus (s. d.) empfehlen. Je schwieriger es nun an sich schon ist, eine größere Anzahl ineinandergereihter Vorstellungen mit einem Male zu übersehen, und je häufiger die oft so verwickelte Ineinanderbildung der Glieder einer Periode Zweideutigkeiten und

Dunkelheiten veranlassen kann, um so sorgfältiger hat man sich beim Bau derselben der Klarheit zu befleißigen. Es muß daher zuvörderst Alles ausgeschieden bleiben, was in keiner innern Verbindung mit dem Hauptgedanken steht und durch Verletzung der Einheit die Aufmerksamkeit stören oder durch zu große Ausdehnung die Theilnahme des Hörers oder Lesers schwächen würde, obwol in Hinsicht der Länge eine feste Bestimmung sich schwer geben läßt, da hierbei viel mit auf die Gattung und den Zweck der Rede selbst ankommt. Im Allgemeinen nimmt man in der Periodologie oder der Lehre von dem Bau der Perioden noch folgende Regeln an: 1) Die Hauptvorstellung muß so gestellt sein, daß sie vor den übrigen hervortrete, während die Nebenvorstellungen sich nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Wichtigkeit ihr anreihen; 2) zwischen dem Vorder- und Nachsatze muß ein gewisses Ebenmaß stattfinden; 3) die untergeordneten Sätze, deren einer immer zur nähern Bestimmung des unmittelbar vorhergehenden dient, dürfen nicht unnöthig gehäuft sein; und 4) in der Anordnung der einzelnen Vorstellungen muß, wo nicht gerade der entgegengesetzte Zweck erreicht werden soll, eine gewisse Stufenfolge stattfinden, sodaß das Stärkste und Bedeutungsvollste bis zum Schlusse gespart wird. (S. Prosa und Rhythmus.)

Wie in dem großen Weltall die Erscheinung eines in sich abgeschlossenen und nach seiner Vollendung wieder neu beginnenden Kreislaufs von Begebenheiten, die Periodicität, sichtbar hervortritt, so auch in allen kleinern Systemen, in den engern Beziehungen zwischen Sonne, Erde und Mond, in dem großen, allgemeinen Leben der Erde und endlich in jedem einzelnen Organismus. Mag man den Begriff des Lebens (s. d.) definiren und die Entstehung desselben herleiten, wie und woher man will, immer bleiben unter verschiedenen Namen ein gewisses, jedem organischen Wesen eigenthümliches Princip und die äußern Umgebungen eines Organismus mit ihren Einwirkungen auf jenes Princip nothwendige Bedingungen der Fortdauer und Erhaltung einer jeden Existenz. Die Veränderungen dieser Umgebungen müssen also auch ihren Reflex in den Veränderungen des Lebensprincips finden; aber ebenso gewiß ist es, daß das einmal veränderte, d. h. in seinen Reactionen modificirte Princip eines jeden einzelnen Organismus die regelmäßig als dieselben wiederkehrenden Veränderungen der Außenwelt anders aufnimmt und demgemäß sich anders gegen dieselben äußert als früher, sodaß nach gewissen Zeiträumen allerdings auch wieder Veränderungen der Lebensäußerungen in demselben Organismus stattfinden, ohne jedoch den frühern zu gleichen. So entstehen die engern und weitern Perioden des Lebens. Unter den das Leben regelmäßig modificirenden Potenzen ist die erste die Sonne. Sowol die täglich wiederkehrende Abwechselung von Licht und Dunkelheit als die einen längern Zeitraum in Anspruch nehmende der Jahreszeiten findet, erstere bei den Pflanzen im Öffnen und Schließen der Blüten, im Aushauchen von Sauerstoffgas, Stickgas und Kohlensäure u. s. w., bei den Thieren und Menschen im Wachen und Schlafen, letztere in der Pflanzenwelt im gänzlichen oder theilweisen Absterben, in der Thierwelt im Winterschlafe und in einem gewissen Zustande, der sich mehr durch die jeder Jahreszeit eigenthümlichen Krankheiten als im gesunden Individuum fühlbar macht, im Organismus die ihr entsprechende Lebensäußerung. Ja es würden sich dergleichen Erscheinungen noch bis in kleinere Zeiträume verfolgen lassen, wenn sich hier nicht der Beobachtung der reinen Natur die Tyrannin des Lebens auch auf der niedrigsten Culturstufe, die Gewohnheit, entgegenstellte. Kann dem Monde (s. d.) auch ein gleich starker Einfluß auf das Leben des einzelnen Organismus nicht zugeschrieben werden, so ist doch seine sichtbare Wirkung auf die Erde mächtig genug, um auch mittelbar die auf derselben lebenden Individuen in den Bereich der von ihm Eindrücke empfangenden Geschöpfe zu ziehen und somit gewisse Perioden des organischen Lebens an seinen Lauf zu knüpfen. Dieses sind die von der Außenwelt im Mikrokosmus bedingten Perioden; eine andere Art derselben aber bildet das Lebensprincip aus eigener ihm inwohnender Kraft in der Entwickelung (s. d.) des Organismus, welche untereinander zwar nicht gleich sind, aber von jedem Individuum derselben Gattung durchlaufen und daher erst durch Vergleichung mehrer derselben festgestellt werden. Auch sie würden auf kleinere Zeiträume zurückgeführt werden können, als die gewöhnlichen, ziemlich willkürlich angenommenen Stufenjahre sind, wenn es möglich wäre, die Processe in den Veränderungen der Lebensäußerungen selbst der Beobachtung zu unterwerfen, anstatt daß diese sich lediglich an die Producte

derselben halten muß. In diesen Zeitabschnitten gehen die kürzern Perioden meist ungehindert fort, nehmen aber doch einen andern, dem Entwickelungspunkte des Organismus angemessenen Charakter an, wie z. B. der Schlaf eines Greises von dem eines Kindes sehr verschieden ist. In denselben Verhältnissen erstreckt sich die Periodicität auch auf die Krankheiten. Auch hier bemerkt man in vielen einen täglichen Kreislauf von gewissen Begebenheiten; beim gewöhnlichen Fieber (s. d.) das abendliche Steigen mit dem nachfolgenden Nachlassen der Symptome, bei andern ein längeres Aussetzen aller Krankheitserscheinungen, aber regelmäßige Wiederkehr derselben, beim Wechselfieber nach einer gewissen Anzahl von Stunden, bei vielen Congestionen, Entzündungen, Blutungen, Krämpfen u. s. w., selbst Geisteskrankheiten nach einem längern oder kürzern mehr oder minder regelmäßig eingehaltenen Zeitraume. Letztere nennt man daher vorzugsweise periodische Krankheiten, indem sie eine Zeit lang verschwunden scheinen, dann wieder ihren jedesmaligen Kreis von Erscheinungen durchlaufen, um wieder zu verschwinden und so fort, bis sie endlich entweder gehoben werden, oder zum Tode führen. Wie diese kürzern Perioden der Krankheiten denen von der Einwirkung der Außenwelt herbeigeführten im gesunden Organismus entsprechen, so bildet sich auch die Krankheit selbst ihre eigenen Entwickelungsperioden, welche man Stadien (s. Stadium) nennt, indem sie stetig in ihrer Ausbildung fortschreitet, bis sie nach erreichtem Höhepunkte entweder ihre Rückbildung beginnt, oder in der Zerstörung ihres Objects ihre eigene findet. Die Erscheinung, daß die kürzern Perioden durch den Entwickelungspunkt, auf dem die Krankheit steht, modificirt werden, vollendet die Ähnlichkeit der Periodicität im physiologischen mit der im pathologischen Leben. Die Entstehung einzelner Epidemien soll ebenfalls periodisch sein und manche derselben nur nach gewissen Zeiträumen wiederkehren. Die größten Perioden aber besitzt nach sichern Beobachtungen die sogenannte Krankheitsstimmung, die Jahrhunderte lang bestehen kann, ehe sie in eine andere übergeht, sowie auch eine gewisse Tendenz der Witterung viele Jahre und selbst Jahrzehnde hintereinander nicht zu verkennen ist. Vgl. Baumgarten-Crusius, „Periodologie" (Halle, 1836).

Peripatetische Philosophie heißt zunächst die Philosophie des Aristoteles (s. d.), entweder von seiner Gewohnheit, einen Theil seiner Vorträge im Auf- und Abgehen (περιπατεῖν) zu halten, oder von dem Orte, wo er sie hielt, einem Schattengange des Lyceums; sodann aber die Gesammtheit aller philosophischen Richtungen, welche sich an die Aristotelische Philosophie anschlossen. Die Philosophie des Aristoteles, welche die frühern philosophischen Versuche der Griechen zu einer Art Abschluß brachte, hat auf die folgenden Jahrhunderte einen größern Einfluß gehabt, als die irgend eines andern Denkers, wurde aber absichtlich oder unabsichtlich den Ansichten späterer Zeitalter so vielfach accommodirt, daß erst die letzten Jahrzehnde angefangen haben, aus den eigenen Schriften des Aristoteles ein treues Bild derselben zu entwerfen. So wie Aristoteles unter den Forschern des Alterthums neben Demokrit als der eigentliche Begründer der Erfahrungswissenschaften angesehen werden muß, so dachte er sich auch die Aufgabe der Philosophie in einer genauen Verbindung mit den übrigen Gebieten des Wissens; sie war ihm Erkenntniß des Gegebenen aus allgemeinen Gründen, Zurückführung der Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen. Es muß eine Wissenschaft von dem Seienden als solchem geben; die erste Philosophie, als Grundlage aller übrigen Untersuchungen (s. Metaphysik); für diese wie für jedes andere Wissen ist aber das Denken das nothwendige Instrument, und deshalb suchte Aristoteles die verschiedenen Formen der Begriffsverknüpfung und Ableitung der Begriffe auseinander mit einer Sorgfalt zu bestimmen, durch welche er der eigentliche Entdecker der Logik wurde. Er knüpfte dabei an die Sprache an; er suchte in den Kategorien (s. d.) die allgemeinsten Classenbegriffe aufzuzählen, durch welche diese die Dinge und ihre Beziehungen bezeichnet; er erörterte die verschiedenen Formen der Begriffsverknüpfung in den Urtheilen und deren Verhältnisse; er begründete endlich die Syllogistik, als die eigentlich wissenschaftliche Form eines fortschreitenden Erkennens. Um die Anwendung des logischen Beweises zu sichern, suchte er zu zeigen, wie die Wissenschaft von dem durch die sinnliche Erfahrung gegebenen Einzelnen sich durch Induction zum Allgemeinen erhebt und von da aus sich weiter entwickelt, während er andererseits, da kein Beweis rückwärts ins Unendliche geht, für jedes Gebiet des Wissens gewisse Grundbegriffe als Principien postulirte, welche durch die

Definition bestimmt das Wesen des betreffenden Gegenstandes bezeichnen und nicht weiter abgeleitet werden können. Vgl. Heyder, „Kritische Darstellung und Vergleichung der Aristotelischen und Hegel'schen Dialektik" (Bd. 1, Abth. 1: „Die Methodologie der Aristotelischen Philosophie", Erlang. 1845). Der sogenannte Empirismus des Aristoteles besteht also nicht darin, daß er bei der Erfahrung stehen bleibt, sondern darin, daß das Gegebene selbst Gegenstand und Object der Untersuchung ist, an welchem die allgemeinen und nothwendigen Denkbestimmungen sich bewähren sollen. In der Anwendung dieser methodischen Grundsätze auf die Erkenntniß der Erscheinungswelt fand nun Aristoteles neben manchen andern ältern speculativen Versuchen namentlich die Ideenlehre des Platon (s. d.) vor, der das Wesen der Dinge, Das, was im strengen Sinne ist, in ihren Qualitäten, wie sie im Denken durch allgemeine Begriffe bestimmt werden, gesucht hatte. In diesem Punkte wich Aristoteles von Platon ab; das Seiende ist ihm nicht eine getrennt von den Dingen existirende Idee, sondern das Ding selbst. Gleichwol können die Dinge wegen ihrer veränderlichen und wechselnden Eigenschaften nicht so, wie sie vorliegen, für das Seiende erklärt werden, und so unterschied er an den Dingen Das, was sie sind (die Substanz), von den Eigenschaften, die ihnen bald zukommen, bald nicht zukommen (den Accidenzen). Eine nähere Bestimmung dieser Unterscheidung drängte ihm die Veränderlichkeit der Dinge auf, welcher er auf der einen Seite einen gestalt- und qualitätslosen Stoff, die Materie, als allgemeines Substrat alles Werdens, auf der andern Seite die Form, als Das, was dem Stoffe seine individuelle Bestimmtheit gibt, voraussetzen zu müssen glaubte. Von der Materie kann nicht gesagt werden, daß sie Etwas (Bestimmtes) ist, sie ist daher blos ein der Möglichkeit nach Seiendes; das Princip der Wirklichkeit, der Actualität, ist die Form; ja Aristoteles nimmt, weil im Verlauf des Geschehens eine Form der andern weicht, bisweilen auch noch ein drittes Princip, die Beraubung, an. Die wirklichen Dinge sind nun eine Verbindung des Stoffs mit der Form, sie entstehen durch das Eingehen Dessen, was das Princip der individuellen Bestimmtheit ist, in das an sich Bestimmungslose. Aristoteles würde diese Grundbegriffe nicht mit so großer Zuversichtlichkeit haben hinstellen können, wenn er einestheils den Begriff des Seienden, anderntheils den der Veränderung genauer untersucht hätte; während er jedoch den erstern ganz in der Unbestimmtheit des gewöhnlichen Sprachgebrauchs aufnimmt, beruhigt er sich in Beziehung auf den letztern mit der Definition: Veränderung sei Verwirklichung Dessen, was der Möglichkeit nach ist, als eines solchen. Als die Classen der Ursachen des Werdens bezeichnete Aristoteles die materielle, die formelle, die bewegende und die Zweckursache. Da die Form das Wirksame, Thätige und zugleich als Entelechie der im Werden sich darstellende Begriff und Zweck der Dinge ist, so fallen die drei letzten Classen der Ursachen zusammen und stehen gemeinsam der materiellen gegenüber. Diese Auffassung der Form als Princip der Bewegung und Ausdruck des Zwecks, wobei jedoch der Zufall und das Ungefähr einen nicht genau bestimmten Spielraum behält, nähert die Naturansicht des Aristoteles dem Begriff einer immanenten Zweckmäßigkeit. Obwol es endlich keinen Anfang und kein Ende der Bewegung (des Werdens) gibt, so muß es doch für alle untergeordneten Bewegungen ein erstes unbewegtes Bewegendes geben, welches von aller Materie frei, reine Energie und absolute Vernunft, Gott ist, dessen Denken von seinen Gegenständen nicht geschieden, und welches der letzte Gegenstand des Wissens sowol als des Begehrens ist. Unter den verschiedenen Anwendungen, welche Aristoteles von diesen metaphysischen Bestimmungen auf die besondern Gebiete macht, sind, abgesehen von seinen Erörterungen über Raum, Zeit und den Begriff der Stetigkeit, ebenso von seinen Meinungen über die Natur und Verhältnisse der Himmelskörper, denen er die Kreisbewegung als die vollkommenste beilegte, endlich von seinen Ansichten über die Elemente und das organische Leben der Pflanzen und Thiere, besonders wichtig seine psychologischen Ansichten. Seele (ψυχή) ist ihm für jede Stufe der Entwickelung die Form und Entelechie des lebendigen organischen Körpers, worauf sich seine Unterscheidung der ernährenden, empfindenden, begehrenden, örtlich bewegenden und vernünftigen Seele gründet. Da die Seele, mit Ausnahme der vernünftigen, eines organischen Körpers bedarf, ohne welchen sie nur die Fähigkeit der Ernährung, der Empfindung u. s. w. bezeichnet, so verwandelten sich dem Aristoteles diese verschiedenen Entwickelungsstufen des organischen und geistigen Lebens in ebenso viele Seelenvermögen,

wobei jedoch jede höhere Seelenthätigkeit die niedern einschließe und voraussetze. Dadurch wurde Aristoteles der Begründer der bis auf die neueste Zeit herab geltenden Popularpsychologie, welche in der Annahme einer größern oder geringern Anzahl von Seelenvermögen ihren Mittelpunkt hat. Während übrigens die andern Seelenvermögen an die Functionen gewisser Theile des Organismus gebunden sind, betrachtet er die Vernunft als etwas dem letztern Fremdartiges, von außen Hereingekommenes; erst getrennt von der Materie des Körpers ist die Vernunft, was sie ist. Für die classificirende Auffassung und Unterscheidung der psychischen Erscheinungen hat Aristoteles, abgesehen von der Haltbarkeit seiner Theorie, in der That im Vergleich mit seinen Vorgängern Außerordentliches geleistet. In genauem Zusammenhange mit der Psychologie, namentlich mit den Zuständen des Begehrens, behandelt Aristoteles die praktische Philosophie, also die Ethik und Politik. Er stützt sie auf den Begriff eines Gutes, welches um keines andern willen begehrt wird und somit höchster Selbstzweck ist. Dieses höchste Gut ist die Glückseligkeit, welche jedoch nur beziehungsweise für menschliche Zustände bestimmt werden kann; sie bezeichnet die größte Summe des Vergnügens, welches aus der nach Intensität und Dauer vollkommensten Thätigkeit derjenigen Kräfte entspringt, die dem Menschen eigenthümlich sind. Da nun das vernünftige Denken den Menschen vor allen andern irdischen Wesen auszeichnet, so steht ihm die erkennende Tugend höher, als die eigentlich ethische, die nur eine gewisse mittlere Haltung des Begehrens zwischen den Extremen der Leidenschaften bezeichnet; ein Gesichtspunkt, dessen Einseitigkeit Aristoteles durch ein fruchtbares Eingehen auf einzelne sittliche Begriffe und Verhältnisse, z. B. den der Freundschaft, der Gerechtigkeit u. s. w., ausgleicht. Musterhaft ist endlich die Art, wie Aristoteles die Naturverhältnisse des gesellschaftlichen und politischen Lebens in der Politik mit ethischen Bestimmungen in Verbindung setzt.

Die Philosophie des Aristoteles ist das umfassendste System, welches die alte Philosophie hervorgebracht hat; gleichwol wurden seine Wirkungen für die nächsten Jahrhunderte nach seinem Tode durch den allgemeinen Verfall der Philosophie gehemmt. Unter seinen nächsten Schülern und Nachfolgern verdienen Theophrastus (s. d.), Strato aus Lampsacus, Eudemus aus Rhodus mit Achtung genannt zu werden; aber indem der speculative Forschungstrieb immer mehr erschlaffte, die Philosophie, als sie von Griechenland aus sich nach Rom verbreitete, sich fast ausschließend praktischen Untersuchungen zuwandte und selbst in dieser Beziehung einem unselbständigen Eklekticismus anheimfiel, wurde Aristoteles zunächst von der Erinnerung an Platon, sowie durch stoische und epikureische Lehren in den Hintergrund gedrängt. Vgl. Stahr, „Aristoteles unter den Römern" (Lpz. 1834). Erst der Synkretismus der Neuplatoniker lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf ihn zurück; dieser Wiederbelebung seines Einflusses hatte die alexandrin. Gelehrsamkeit durch Sammlung und Erläuterung seiner Schriften vorgearbeitet, und vom 2.—6. Jahrh. n. Chr. wurden seine Schriften in griech. Sprache vielfach erläutert und commentirt; Arbeiten, die einen sehr verschiedenen Werth haben und unter welchen neben vielen andern die des Alexander von Aphrodisias, im 2. Jahrh., und des Simplicius, im 6. Jahrh., hervorragen. Die Kirchenväter machten von seinen Lehren nur wenig unmittelbaren Gebrauch; größer war sein Einfluß ungefähr vom 8. Jahrh. an auf die Araber, welche in jenen Jahrhunderten die eigentlichen Depositäre der Gelehrsamkeit, namentlich der Naturwissenschaften, waren und sich der Schriften des Aristoteles und seiner Erklärer, wenn auch in unvollkommenen Übersetzungen, vielfach bedienten. Aus ziemlich trüben Quellen (vgl. Jourdain, „Geschichte der Aristotelischen Schriften im Mittelalter", deutsch von Stahr, Halle 1831) gelangten im 12. Jahrh. die metaphysischen und physischen Bücher des Aristoteles zur Kenntniß der Scholastiker; die logischen Schriften hatten sie schon früher gekannt und benutzt; und von dieser Zeit an war Aristoteles nicht nur in formeller Beziehung für die dialektische Behandlung der ganzen scholastischen Philosophie, sondern auch materiell für die Beantwortung aller Fragen, die nicht unmittelbar mit dem Dogma zusammenhingen, maßgebend, und obwol man seine Schriften bald verbrannte oder an Ketten legte, bald ihr Studium als unerlaßlich vorschrieb (vgl. Launoy, „De varia fortuna Aristotelis", herausgegeben von Elswich, Wittenb. 1720), so war doch sein Einfluß Jahrhunderte lang so überwiegend, daß der Be-

griff der Philosophie in seiner Lehre fast aufging. Im 13. und 14. Jahrh. suchte man dieses Ansehen gegen den Vorwurf der Ketzerei dadurch zu schützen, daß man einen Unterschied zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit machte, und noch im 15. und 16. Jahrh. wurde die verschiedene Auslegung, welche die Averroisten und Alexandristen der Lehre des Aristoteles von der Unsterblichkeit der Seele gaben, auf dem lateranensischen Concil im J. 1512 Gegenstand einer päpstlichen Entscheidung. Nachdem die Wiederbelebung der classischen Studien die Fesseln der Scholastik gebrochen hatte, fing man an, den Aristoteles wieder in der Ursprache zu lesen, und man bemerkte bald, wie weit der ursprüngliche Geist derselben von dem gedankenlosen Dogmatismus entfernt war, in welchen die Scholastiker seine Lehre hatten verknöchern lassen (vgl. Eberstein, „Über die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker", Halle 1800); gleichwol erhielt sich der Einfluß des hergebrachten Lehrtypus, namentlich in Deutschland und Frankreich, noch lange Zeit; hier hatte im 16. Jahrh. Petrus Ramus (s. d.) wegen seiner Polemik gegen Aristoteles die härtesten Verfolgungen zu dulden, und noch 1624 brachte die theologische Facultät eine Klage gegen einen Arzt an, der einige physikalische Sätze des Aristoteles angriff; dort wurde noch 1591 ein leipziger Professor abgesetzt, weil er, statt über die Logik des Aristoteles, über die des Ramus gelesen hatte, und 1592 wurde in Wittenberg die „Ramisterei" verboten. Durch den Umschwung, den die Philosophie seit Baco von Verulam (s. d.) und Descartes (s. d.) erhalten hatte, verlernte man zwar allmälig, die Aufrechthaltung der Lehren des Aristoteles zum Gegenstande policeilicher Fürsorge zu machen; aber der Einfluß namentlich der metaphysischen Grundbestimmungen des Aristoteles und zwar zum großen Theil in der Gestalt, die sie bei ihrem Durchgang durch die Scholastik angenommen hatten, ist noch in der Philosophie von Leibnitz (s. d.) und Wolf (s. d.) vielfach bemerkbar, und die Wirkungen, welche Aristoteles über so viele Jahrhunderte hinweg ausgeübt hat, sprechen entweder für eine große Präcision seiner Untersuchungen oder beweisen, wie unendlich schwer es ist, einmal eingewurzelte Irrthümer auszurotten. Eine Geschichte der Aristotelischen Philosophie in ihrer ganzen Ausdehnung ist eine Aufgabe, die die Kräfte eines Einzelnen jedenfalls übersteigt und zu deren Lösung ebenso viel Geduld als Gelehrsamkeit gehören würde.

Periphas, ein Autochthon in Attika und Herrscher daselbst vor Cekrops, wurde seines frommen und tugendhaften Lebenswandels wegen als Gott verehrt. Darüber erzürnt, wollte ihn Zeus vernichten; auf Apollon's Bitten aber, dem P. einen Tempel errichtet hatte, verwandelte er ihn in einen Adler und dessen Gattin auf ihre Bitten ebenfalls in einen Vogel.

Periphérie, d. i. Umfang, wird gewöhnlich nur von dem Umfange des Kreises oder überhaupt einer durch eine krumme Linie begrenzten Fläche gebraucht. Bei Figuren, die durch gerade Linien begrenzt sind, z. B. bei einem Dreieck, Viereck u. s. w., nennt man den Umfang häufiger Perimeter. Die Peripherie des Kreises wird in 360 Theile, die man Grade nennt, eingetheilt, der Grad wieder in 60 Minuten und die Minute in 60 Secunden. Die Franzosen theilten jedoch die Peripherie eine Zeit lang (nach der Revolution) in 400 Grade, den Grad in 100 Minuten und die Minute in ebenso viel Secunden.

Periphétes, der Sohn des Hephästos und der Antikleia, ein Räuber zu Epidauros, der mit seiner eisernen Keule (daher Korynétes genannt) die Reisenden erschlug, wurde von Theseus erlegt, der fortan seine Keule führte.

Periphräse, griech. Periphrásis, d. i. Umschreibung, heißt in der Rhetorik eine Figur, die, statt den eigentlichen Begriff zu nennen, denselben durch Angabe seiner Eigenschaften, Verhältnisse, Umgebungen oder Wirkungen veranschaulicht und dadurch, daß sie einem ästhetischen Zwecke dient, sich gänzlich von der Paraphrase (s. d.) unterscheidet, welche letztere nur auf Deutlichkeit berechnet ist. So enthält das Gedicht von Goethe „Kennst du das Land u. s. w." eine treffliche Periphrase von Italien, und Matthisson's Gedicht „Hain, der von der Götter Frieden u. s. w." eine schöne Umschreibung des Elysium.

Periplus, s. Artemidorus und Hanno.

Peris sind nach pers. Sagen zarte Wesen, sowol männlichen wie weiblichen Geschlechts, die Abkömmlinge gefallener Geister, unsterblich und in allen Wonnen des Lebens ihre Tage zubringend, aber von den Freuden des Paradieses ausgeschlossen. Von ausnehmender Schönheit werden die weiblichen Peris geschildert.

Peristyl heißt in der antiken Baukunst der Säulengang, welcher einen Hof oder Platz von allen Seiten umschließt, nicht aber die Säulenhalle um einen Tempel, welche Pteroma genannt wird. Die neuere Zeit gebraucht das Wort von jeder Art Säulengang oder Halle.

Perizonius (Jak.), eigentlich Vorbroeck genannt, einer der bedeutendsten holländ. Philologen des 17. Jahrh., geb. am 26. Oct. 1651 zu Dam, wurde, nachdem er seine historischen und antiquarischen Studien zu Deventer, Utrecht und Leyden vollendet hatte, zunächst Rector in Delft, dann Professor der Geschichte und Beredtsamkeit zu Franeker und kam 1693 in gleicher Eigenschaft nach Leyden, wo er am 6. Apr. 1715 starb. Durch seine „Animadversiones historicae" (Amst. 1685; auch Altenb. 1771) begründete er die historische Kritik, indem er darin zuerst die Unsicherheit der frühesten Geschichte Roms nachzuweisen suchte. Ebenso enthalten seine „Origines babylon. et aegypt." (2 Bde., Leyd. 1711; vollständiger von Duker, 2 Bde., Utr. 1736) und seine „Dissertationes" (Deventer 1679; neue Sammlung, Leyd. 1740) einen wahren Schatz von Gelehrsamkeit. Auch machte er sich um die Erklärung mehrer alten Schriftsteller, namentlich der „Variae historiae" des Älianus (2 Bde., Leyd. 1701), des Curtius, Valerius Maximus und Dictys verdient und zeigte sich in seiner Bearbeitung der „Minerva" des Sanctius (Amst. 1687; letzte Ausg. von Bauer, 2 Bde., Lpz. 1793—1801) als scharfsinnigen Grammatiker. Vgl. Kramer, „Elogium Perizonii" (Berl. 1828).

Perkinismus nennt man die Heilmethode, welche in dem kunstgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallenen Nadeln besteht. Dieselbe verdankt ihren Namen dem nordamerik. Arzte Elisha Perkins, geb. 1740 zu Norwich in Connecticut, gest. 1799 zu Neuyork, der sie in Nordamerika zuerst in Anwendung brachte und daselbst 1786 eine besondere Schrift darüber schrieb. Als besonders wirksam wurde der Perkinismus bei fixen und fliegenden, gichtischen und rheumatischen Schmerzen in äußern Theilen empfohlen. Oft soll er sehr schnell, in vielen andern Fällen aber gar nicht gewirkt haben. Eine Dänin brachte 1788 des Erfinders Schrift und Instrumente nach Kopenhagen, wo zuerst Herholdt Versuche mit dem Perkinismus anstellte. Durch ihn und einige Schriften von Perkins' Sohn, Benj. Douglas Perkins, wurde derselbe weiter und auch nach Deutschland verbreitet. In London stiftete man sogar eine Perkinian institution zu dem Zwecke, diese Heilart bei Armen zu versuchen. Vgl. Angelstein, „Perkinismi et magnetismi mineralis historia" (Berl. 1825).

Perkins, ein Nordamerikaner, der Erfinder des Dampfgeschützes, s. Dampfgeschoß.

Perlen sind ein Erzeugniß der Perlenmuschel, welche in den ost- und westind. Gewässern und in andern Meeren der wärmern Erdstriche an den Felsen des Meeresgrundes in großer Menge sich aufhält. Die berühmtesten dieser sogenannten Perlenbänke sind bei der Insel Ceylon, auf der Küste von Japan und im pers. Meerbusen bei der Insel Bahrein. Auch gibt es deren an den Küsten von Java, Sumatra und an andern Orten. Die Perlen sind Anhäufungen derselben Substanz, welche die Schichten der Schale (die Perlmutter) bildet und wegen ihres Bestehens aus feinen Schichten die bekannten Farbenerscheinungen zeigt. Bei den echten Perlen, die deshalb im Innern stets kleine Höhlchen haben, sind diese Anhäufungen veranlaßt durch ausgefallene Eier des Thiers. Aber es finden sich daneben auch massive rundliche Concremente von Perlensubstanz an der Schale. Das Geschäft, die Perlenmuschel aus der Tiefe heraufzuholen, ist eins der gefahrvollsten und wird durch Taucher betrieben, die von Jugend auf dazu angeleitet werden. An einem Seile, das um den Leib geschlungen ist, lassen sich die Taucher bei den Perlenbänken nackt in die Tiefe hinab, wobei ihnen, damit sie desto schneller hinuntergezogen werden, ein großer Stein an die Füße gebunden wird. Nasenlöcher und Ohren sind mit Baumwolle verstopft und am Arme ist ein in Öl getauchter Schwamm befestigt, der dazu dient, um an demselben Athem zu holen. Mit einem Messer werden die Muscheln vom Felsen losgebrochen und in ein Gefäß gesammelt. Ist letzteres angefüllt oder kann der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern, so löst er den Stein von den Füßen, schüttelt das Seil und wird heraufgezogen. Erleichtert wird die Perlenfischerei durch die Taucherglocke (s. d.). Die gefischten Perlenmuscheln schlägt man in Fässer und läßt sie faulen, wobei sich die meisten schon von selbst öffnen. Doch nicht in allen Muscheln finden sich Perlen; in denjenigen aber, welche

Perlen enthalten, finden sich deren gewöhnlich acht bis zwölf. Sind sie getrocknet, so läßt man sie durch neun immer feinere Siebe gehen, und sortirt kommen sie dann in den Handel. Die Schönheit und der Preis der Perlen ist bedingt durch ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur und ihren hell durchsichtigen Glanz. Äußerst selten erreichen sie die Größe einer kleinen Wallnuß. Die sogenannten Kirschperlen, von der Größe einer Kirsche, werden zwar häufiger gefunden, sind aber immer noch sehr theuer. Außerdem unterscheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige und Baroqueperlen, d. i. übelgeformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinern Lothperlen, die kleinsten Staubperlen. In Europa werden die Perlen von weißem Wasser am meisten gesucht; die Indianer und Araber dagegen ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige haben eine Bleifarbe, andere fallen ins Schwarze, noch andere sind ganz schwarz. Im sächs. Voigtlande findet man in der Elster, von deren Ursprunge an bis zum Städtchen Elsterberg, in einem Striche von mehren Meilen, sowie in den in die Elster gehenden Bächen und Mühlgräben, in der Flußperlenmuschel Perlen von verschiedener Güte (sogenannte occidentalische), die zum Theil den orientalischen an Schönheit nicht nachstehen. Auch in Böhmen werden im Flusse Watawa im prachiner Kreise und in dem Moldaustrome, von Krumau an bis Frauenberg, sowie in einigen Bächen des bair. Waldes Perlen, bisweilen von vorzüglicher Schönheit, gefunden. Schon im Alterthume waren die Perlen ein Gegenstand des Luxus. Die größte Perle, ungefähr ½ Mill. Thlr. an Werth, soll Kleopatra bei einem Gastmahl in Weinessig aufgelöst und auf die Gesundheit des Antonius getrunken haben. Eine andere, la peregrina genannt, die dem Könige Philipp II. von Spanien überreicht wurde, war oval, hatte die Größe eines Taubeneies und wurde gegen 80000 Dukaten geschätzt. Außer den Perlen selbst werden die innern Schichten der Schalen als Perlmutter zu feinen Tabletteriearbeiten theils für sich, theils zu Verzierungen und eingelegter Arbeit verwendet. Namentlich liefert Frankreich viel Fächer, Knöpfe, Spielmarken und unendlich viele andere Gegenstände in Perlmutter. Auch die Perlmutter, womit besonders Havre starken Handel treibt, ist theils echt und dann stets weiß, stark schillernd und besonders in dicken flachen Schalen geschätzt, theils Bastardperlmutter und dann weiß oder schwarz und von schwächerm Schimmer; außerdem verarbeitet man die Schalen der Seeohren und anderer Muscheln, welche irisiren, zu ähnlichen Zwecken. Künstliche Perlen werden vielfach als Schmuck benutzt und in den verschiedensten Arten, besonders in Paris, Wien, Venedig, Florenz und Rom gefertigt. Dieselben sind entweder unechte Perlen oder Wachsperlen (sogenannte röm. Perlen) oder Glasperlen. Die unechten sollen die echten nachahmen; sie bestehen aus absichtlich etwas unregelmäßig geblasenen hohlen Kügelchen von weißem Glase, die man innerlich mit der sogenannten Perlenessenz, d. h. den in Hausenblasenlösung fein zertheilten und mit etwas Ammoniak versetzten Schuppen des Weißfisches, überzieht. Gute unechte Perlen, namentlich die pariser und wiener, sind nie billig. Die sogenannten röm. oder Wachsperlen bestehen aus Alabaster, der in Wachs getränkt und mit Perlenessenz überzogen wird. Glasperlen sind theils massiv, von allen Farben, rund, glatt, eckig geschliffen u. s. w., theils Hohlperlen, die man durch innerliche Überzüge färbt oder innerlich mit spiegelnden Metallbelegen versieht, welche Gold, Silber und Stahl nachahmen. Perlen aus Metall, meist mit geschliffenen Facetten, kommen nur in Stahl noch vor. Außerdem verarbeitet man wol auch Korallen und künstliche Massen zu Perlenform, wie z. B. die türk. Rosenperlen. Alle Perlen, auch die echten, wenn sie nicht gefaßt werden sollen, versieht man mit einer Durchbohrung, um sie an Schnüre oder Behufs der Stickerei u. s. w. an Fäden reihen zu können.

Perlhuhn (Numida) heißt eine nur in Afrika vorkommende artenarme Gattung von Hühnervögeln, die durch unbefiederten, mit Hornschwiele bewaffneten Kopf und kurzen hängenden Schwanz von andern Gattungen sich unterscheidet. Das gemeine Perlhuhn (Numida Meleagris) lebt in Flügen an sumpfigen Orten Mittelafrikas, jetzt auch verwildert in Westindien und Südamerika, und schläft auf Bäumen. Es kam im 16. Jahrh. durch die Portugiesen nach Europa und findet sich jetzt nicht selten auf Hühnerhöfen. Seine Lebensweise ist fast die des gemeinen Haushuhns. Das Fleisch ist schmackhaft.

Perm, ein Gouvernement des europ. Rußlands, von 6100 □M., zu beiden Seiten des mittlern oder erzreichen Ural, ist von den Gouvernements Wologda, Wjätka, Orenburg

und Tobolsk begrenzt und durch seine Gold-, Silber- und Erzbergwerke aller Art eine der einträglichsten Provinzen des russ. Reichs. Das Land wird in zwölf Kreise, unter denen die Kreise von Perm, Jekaterinburg und Werchoturje die vorzüglichsten sind, eingetheilt, und die Zahl sämmtlicher Bewohner belief sich im J. 1839 auf 1,488800, wovon 55597 in den 13 Städten lebten. Unter dieser Bevölkerung sind viele Völkerschaften finnischer Abstammung, wie die Wotjäken, Wogulen und Permjäken oder Permier mit inbegriffen, welche letztere vor etwa acht Jahrhunderten auf einer für die damalige Zeit hohen Stufe der Cultur standen und, wie es noch viele längs dem Ural vorgefundene Schürfe und Bergwerksgänge beweisen, mit dem Erzbetriebe hinlänglich bekannt waren. Die Hauptstadt der Provinz ist Perm mit 10300 E., früher der Sitz der Hauptbergregierung. Sie liegt an der Kama, dem Hauptnebenflusse der Wolga, an der großen östlichen Heerstraße, welche Petersburg und Moskau mit den sibir. Provinzen verbindet, gegen 300 M. von der ersten Residenzstadt entfernt. Wichtiger als die Hauptstadt ist die Bergstadt Jekaterinburg (s. d.). Außerdem sind noch zu bemerken die Städte Irbit, wegen seiner Messe, seiner Bergwerke und seines Pelzhandels, und Werchoturje, wegen seiner erst neuerlich entdeckten reichen goldhaltigen Sandflötze, seines schon länger bestehenden Eisenbetriebs, sowie auch als Niederlagsort des sibir. Handels.

Permutation, s. Combination.

Pernambuco, eine Provinz Brasiliens von 1500 □M. mit ungefähr 500000 E., ist berühmt durch das nach ihr benannte Fernambuk- oder Pernambukholz und das Gelbholz, die beide in den Wäldern dieser und der Provinz Bahia vorzüglich gefunden werden. (S. Brasilienholz.) Die Hauptstadt Pernambuco, ganz von Wasser umgeben, besteht aus dem Hafen, der Unterstadt Recife auf einer Halbinsel, Boa Vista auf dem Festlande, San-Antonio auf einer Insel des Flusses Capibaribe. Gewöhnlich wird auch die nahe, jetzt sehr herabgekommene Stadt Olinda, der Sitz eines Bischofs, mit zu P. gerechnet. Letzteres, durch eine Citadelle beschützt, hat 62000 E., die wichtigen Handel mit den Landesproducten treiben.

Pernice (Ludw. Wilh. Ant.), Geh. Oberregierungsrath, Curator und außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter an der Universität zu Halle, geb. zu Halle am 11. Juni 1799, studirte seit 1817 anfangs Philologie und Geschichte, später ausschließend die Rechte auf den Universitäten zu Halle, Berlin und Göttingen, auf welcher letztern er 1821 die juristische Doctorwürde erlangte. In demselben Jahre habilitirte er sich in Halle und wurde 1822, nachdem er einen Ruf nach Dorpat ausgeschlagen, außerordentlicher Professor der Rechte und Mitglied des Spruchcollegiums. Drei Jahre später rückte er in eine ordentliche Professur ein, mit der er 1833 das Viceordinariat des Spruchcollegiums verband. Im J. 1838 erhielt er auf Veranlassung eines an ihn von Göttingen aus an Albrecht's Stelle ergangenen Rufes den Charakter eines Geh. Justizraths. Auch wurde er 1842 von Seiten des ältestregierenden Herzogs zu Anhalt-Köthen mit dem Vortrag in den das Fürstenthum Pleß betreffenden Angelegenheiten betraut. Nach dem Tode des Geh. Justizraths Schmelzer wurde er zum Ordinarius der Juristenfacultät, 1844 unter Entbindung von der von ihm bisher bekleideten Professur in seine gegenwärtige Stellung befördert und ihm 1845 das Directorium des königlichen Schöppenstuhls verliehen, dieses uralten, gegenwärtig in seiner Selbständigkeit und völligen Getrenntheit von der Juristenfacultät einzigen Spruchcollegiums in Deutschland. Viermal bekleidete er in den J. 1832—43 das Prorectorat. Seine Lehrfächer waren Staatsrecht, Völkerrecht, Lehenrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte und Institutionen und Geschichte des röm. Rechts. Dem Gebiete des letztern gehören auch seine ersten schriftstellerischen Leistungen an, wie seine „Disputatio de furum nomine, quod vulgo directariorum nomine circumfertur" (Gött. 1821), „Sexti Pomponii de origine juris fragmenta cum varietate lectionis et notitia literaria" (Gött. 1822) und „Geschichte der Alterthümer und Institutionen des röm. Rechts im Grundrisse" (Halle 1821; 2. Aufl., 1823). Später wendete er sich vorzugsweise dem Gebiete des Staatsrechts zu, in welchem er auch praktisch, z. B. in den dem Receß vom 9. Oct. 1835 vorangegangenen Verhandlungen des Gesammthauses Schönburg mit der Krone Sachsen, thätig gewesen ist. In seinen hierher gehörigen Schriften, „Observationes de principum comitumque imperii germanici inde a. 1806 subjectorum juris de privati mutata ratione" (Halle 1827); „Quaestiones de jure

publico germanico" (Halle 1828—35); „Commentatio, qua de jure quaeritur, quo principes Hohenloenses tanquam comites Gleichenses duci Saxoniae Coburgensi et Gothano subjecti sint" (Halle 1835) schließt er sich unmittelbar der Juristenschule an, welche zur Zeit des Deutschen Reichs die öffentlichen Verhältnisse desselben nach allen Seiten und Richtungen hin pflegte und bildete.

Péron (Franç.), ein verdienter franz. Naturforscher, geb. zu Cirilly im Departement des Allier am 22. Aug. 1775, hatte kaum seine akademischen Studien begonnen, als er 1792, begeistert von Vaterlands- und Freiheitsliebe, zur Rheinarmee ging. Von den Preußen gefangen, lebte er eine Zeit lang in Magdeburg. Nach seiner Auswechselung im J. 1794 erhielt er den Abschied, weil sein rechtes Auge durch eine Wunde unbrauchbar geworden war. Hierauf kam er als Zögling in die medicinische Schule zu Paris, wo er drei Jahre Medicin und Naturwissenschaften studirte. Eine hoffnungslose Liebe bestimmte ihn, eine Anstellung bei der Entdeckungsreise nach dem Südmeere unter Baudin zu suchen, und er wurde demselben als Zoolog beigegeben. Die Expedition segelte am 19. Oct. 1800 auf drei Schiffen von Havre ab. Während der langen Seereisen nach Isle de France, den Küsten von Neuholland, Timor und Vandiemensland sammelte und untersuchte P. mit unermüdlichem Fleiße eine Staunen erregende Menge von Seethieren der untern Classen. Er ließ sich durch Baudin's Despotismus und dessen der Naturforschung abgeneigten Sinn nicht entmuthigen und fand an dem vortrefflichen Zeichner Lesueur einen thätigen und würdigen Gehülfen. Am 7. Apr. 1804 lief die Expedition wieder im Hafen von L'Orient ein und P. ging nach Paris, wo er seine Schätze ordnete und an das Museum ablieferte. Nach dem Berichte des Instituts übergab er über 100000 Thiere und darunter 2500 neue Species. Sodann ließ er den ersten Band seiner „Voyage de découvertes aux terres australes" (Par. 1807, 4., mit Kpf.) erscheinen; der zweite war zur Hälfte gedruckt, als er zu Paris am 14. Dec. 1810 starb, nachdem er vorher einige Zeit in Nizza gelebt hatte, wo er Heilung seiner Brustkrankheit erwartete. Die Fortsetzung seiner „Voyage etc." und den nautischen Theil übernahm L. Freycinet, sodaß dieselbe vollständig aus zwei Bänden Text und zwei Bänden Atlas (Par. 1807—16, 4.) besteht. Einige wenige, aber gerade sehr wichtige Abhandlungen von P. finden sich in den Annalen des pariser Museum, den Memoiren des Instituts und andern Gesellschaftschriften. Unvollendet hinterließ er ein Werk über die Medusen.

Peronne, eine Stadt und Festung im franz. Departement der Somme, in morästiger Gegend an der Somme, hat 4200 E., ein Collége, fünf Kirchen und eine Mineralquelle. Die Stadt ist sehr alt und wird schon zur Zeit der Merowinger erwähnt. Früher zu Burgund gehörig, bemächtigte sich ihrer nach Karl's des Kühnen Tode Ludwig XI., worauf sie im madrider Frieden von Karl V. förmlich an Frankreich abgetreten wurde. Die Festung galt früher für sehr fest, wurde aber 1815 von den Engländern beim ersten Sturmangriffe genommen und ist jetzt zum Theil verfallen.

Perotti (Nikolaus), einer der größten Gelehrten Italiens, in der Mitte des 15. Jahrh., geb. 1430 zu Sassoferrato, gest. 1480 als Erzbischof von Manfredonia, lieferte von mehren griech. Schriftstellern gute lat. Übersetzungen und machte sich namentlich durch seine „Cornucopiae sive linguae lat. commentarii" (Ven. 1489, Fol. und Bas. 1532, Fol.), die zugleich einen vollständigen Commentar zum Martial enthalten, um die lat. Sprache und Literatur verdient. Ihm wurden früher von mehren Gelehrten die unter dem Namen des Phädrus (s. d.) vorhandenen Fabeln zugeschrieben.

Perpendicular, s. Senkrecht.

Perperna (Marcus) führte die Trümmer des Heers des Marcus Ämilius Lepidus (s. d.), nachdem dieser in Sardinien gestorben war, im J. 77 v. Chr. nach Spanien zu Sertorius (s. d.), wurde von seinen Soldaten gezwungen, sich diesem unterzuordnen, und focht in dem Kriege gegen Metellus und Pompejus ohne Tüchtigkeit und Glück. Im J. 72 verschwor er sich mit zehn andern Römern gegen Sertorius, den er beneidete und haßte, und ermordete ihn bei einem Gastmahl, das er ihm gab. Gegen Pompejus vermochte er sich nicht zu halten, wurde gefangen und, obwol er sich durch Auslieferung der Papiere des Sertorius an Pompejus zu retten suchte, auf dessen Befehl, der jene verbrennen ließ, getödtet.

Perpetuum mobile heißt im Allgemeinen ein Ding, das sich unaufhörlich bewegt. In

Beziehung auf die bewegende Ursache hat man das physische und das mechanische Perpetuum mobile zu unterscheiden. Das erstere wird durch eine natürliche oder physische Kraft bewegt, und solche Vorrichtungen gibt es allerdings, selbst das Barometer und die Magnetnadel sind hierher zu rechnen, und das sogenannte elektrische Perpetuum mobile, aus zwei trockenen (Zamboniſchen) Säulen und einem Pendel bestehend, würde gleichfalls diesen Namen verdienen, wenn man eine gänzliche Unveränderlichkeit der hierbei angewendeten Stoffe und eine immerwährende Erneuerung der Elektricität annehmen könnte. In der Regel versteht man aber unter einem Perpetuum mobile eine Vorrichtung, die ihre bewegende Kraft in sich selbst hat, oder wenigstens durch ihre eigene Bewegung stets wieder erneuert, und dies würde ein mechanisches Perpetuum mobile sein. Ein solches liegt aber nicht im Gebiete der Möglichkeit, weder wenn es die Ursache seiner Bewegung aus sich selbst nehmen soll, was den ersten Begriffen der Materie widerspricht, noch, wenn ihm die Bewegung durch irgend einen äußern Impuls mitgetheilt werden und dann nur ohne Aufhören fortdauern soll, eine Voraussetzung, von welcher alle vermeintliche Erfinder solcher Maschinen ausgegangen sind. Allerdings müßte nach dem Gesetze der Trägheit eine einmal eingeleitete Bewegung ohne Ende fortdauern, wenn keine entgegengesetzten Kräfte oder Hindernisse ihr ein Ende machen; aber diese Hindernisse der Bewegung, die besonders in der Reibung und dem Widerstande der Luft bestehen, lassen sich niemals beseitigen.

Perpignan, die wohlbefestigte Hauptstadt des franz. Departements der Ostpyrenäen und der ehemaligen Grafschaft Roussillon, die südlichste Stadt Frankreichs von Bedeutung, eine Meile vom Meere, zum Theil auf einem Hügel, zum Theil in der Ebene am Tet gelegen, der sich hier in zwei Arme theilt, ist von hohen und dicken Mauern und Bastionen umgeben und wird durch eine starke Citadelle und ein kleines Castell geschützt. Sie zählt 18500 E., die sich mit Gerberei, Tuchfabrikation, Branntweinbrennerei, Seidenbau und Weinhandel (Roussillonwein) beschäftigen, und hat eine sehenswerthe Kathedrale, ein Collége, eine Kunstschule, ein Museum, eine Bibliothek, einen botanischen Garten und eine Gesellschaft für Beförderung des Ackerbaus und Handels. Die 1349 von Peter von Aragon hier gestiftete Universität ging zur Zeit der Revolution ein. Sie ist der Sitz der Departements- und Bezirksbehörden, eines Bisthums, sowie zweier Friedensgerichte, und eines Handelsgerichts. In der hiesigen Stammschäferei befinden sich die von Ternaux 1819 hierher verpflanzten Kaschmirziegen.

Perponcher-Sedlnitzky (Georg Heinrich, Graf von), niederländ. Generallieutenant, geb. 1773, trat frühzeitig in die holländ. Armee und wohnte den Feldzügen von 1793 und 1794 gegen die franz. Republik als Rittmeister und Adjutant des Prinzen Friedrich bei, dem er am 13. Sept. 1793 bei Werwick das Leben rettete. In demselben Gefechte befreite er auch den Prinzen Karl von Nassau-Weilburg aus feindlichen Händen. Als sich die Familie Oranien im Jan. 1795 nach England einschiffte, schloß sich P. an, kehrte aber mit dem Prinzen Friedrich 1796 auf das Festland zurück und ließ sich als Hauptmann in der östr. Armee anstellen. Bald darauf übernahm er als Major den Befehl über das im brit. Solde stehende und meist aus Niederländern gebildete Jägerregiment Löwenstein, das 1801 die brit. Streitkräfte in Ägypten verstärkte. Im J. 1804 erhielt er mit dem Range eines Oberstlieutenants den Befehl über das brit. Regiment Dillon auf Malta. Seit 1807 diente er erst als Oberst, dann als Brigadegeneral in der lusitanischen Legion in Portugal, später trat er an die Spitze des Generalstabes. Die brit. Regierung übertrug ihm 1809 die Leitung der Expedition gegen Antwerpen, die aber an Bernadotte's Wachsamkeit scheiterte. Als nach der Vereinigung Hollands mit dem Kaiserreich, im Juli 1810, Napoleon die in fremden Diensten stehenden Niederländer mit der Confiscation ihrer Güter bedrohte, mußte auch P. in sein Vaterland zurückkehren, wo er unter strenge Aufsicht gestellt wurde. Als aber der Graf von Hogendorp gegen Ende des J. 1813 die Schilderhebung Hollands vorbereitete, trat auch P. den Patrioten bei. Er bewog die franz. Streitkräfte zum Abzug aus dem Haag und ging dann mit Fagel (s. d.) nach England, um Wilhelm von Oranien im Namen der provisorischen Regierung zur Rückkehr nach den Niederlanden einzuladen. Hierauf übernahm er als Generalmajor den Befehl über die neuerrichtete niederländ. Armee und schloß 1814 im Verein mit Engländern und Preußen Goreum, Bergen op Zoom und Antwerpen ein. Nach

dem ersten Frieden schickte ihn der König Wilhelm I. als Gesandten nach Berlin, rief ihn jedoch bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 zurück und gab ihm als Generallieutenant den Befehl über die zweite Division, die sich ebenfalls der brit. Armee anschloß. In dieser Stellung kämpfte er mit Auszeichnung unter Wellington bei Quatrebras und bei Waterloo. Seiner vielfachen Verdienste wegen erhob ihn der König nach dem zweiten Frieden in den erblichen Grafenstand. Er kehrte auf den Gesandtschaftsposten nach Berlin zurück, wo er 1842 starb. — Sein Sohn steht in preuß. Diensten.

Perrault (Charl.), franz. Dichter, geb. am 12. Jan. 1628 zu Paris, widmete sich, nachdem er seiner Beschäftigung als Advocat entsagt hatte, ausschließend der Literatur. Als Colbert 1664 die franz. Kunstakademie ins Leben rief, zog er P. vielfach zu Rathe, machte ihn sodann zum Bibliothekar bei derselben und beförderte ihn in der Folge zur Stelle eines Generalcontroleurs der königlichen Bauten. Im J. 1671 wurde er Mitglied der franz. Akademie. Er starb am 16. Mai 1703. Seine epischen Gedichte, wie „Saint-Paulin" und „Le siècle de Louis le Grand", sind nur noch aus Boileau's Satiren bekannt. Letzteres Gedicht, welches P. 1687 in der Akademie vorlas, erweckte den kritischen Streit über den Vorrang der Alten und Neuern. P. hatte die Alten gegen die Neuern, worunter er die Franzosen verstand, herabgesetzt, und da sich Boileau, Racine, Huet, die gelehrte Frau Dacier (s. d.) zu Vertheidigern der gelehrten Tradition aufwarfen, so suchte er seine Meinung in einem umfassenden prosaischen Werke „Parallèle des anciens et des modernes" (4 Bde., Par. 1688—96) fester zu begründen. Eine tiefere Erfassung des Unterschiedes der classischen und modernen Elemente findet sich aber weder bei ihm noch bei seinen Anhängern Houdart de Lamotte, Saint-Evremond, Fontenelle u. A., obgleich man in neuerer Zeit bei Gelegenheit der Fehde zwischen der classischen und romantischen Schule von seiner Beweisführung wieder einige Notiz genommen hat. Das Beste, was aus seiner Feder geflossen ist, sind seine „Contes de ma mère l'Oye" (Par. 1697), obgleich in derselben der reine Quell der Volkserzählung durch manche Geschmacklosigkeit getrübt ist. Wir erwähnen von ihm noch seine etwas allzu panegyrischen „Eloges des hommes illustres du 17ième siècle" (2 Bde., Par. 1696—1700, Fol.) und seine brauchbaren „Mémoires" (Par. 1759). Eine Auswahl seiner Schriften veranstaltete Collin de Plancy (Par. 1828). — P. hatte noch drei Brüder, unter denen Claude P., geb. 1613, der berühmteste ist. Er war erst Arzt und wurde dann Baumeister. Nach seinen Zeichnungen ist die Façade des Louvre und Observatorium erbaut. Er starb am 9. Oct. 1688. Von seinen schätzbaren Kenntnissen gab er einen überzeugenden Beweis in der franz. Übersetzung des Vitruvius (Par. 1673 und 1684, Fol.), sowie in einigen andern Werken, von denen wir seine „Essais de physique" (2 Bde.) erwähnen, worin sich die berühmte „Mécanique des animaux" befindet. Auch er war, wie sein Bruder, den giftigen Pfeilen der Boileau'schen Satire ausgesetzt. So ist unter Anderm die Erzählung von einem florent. Arzte, der nach unzähligen Mordthaten Baumeister wurde, eine Anspielung auf ihn. — Die beiden andern Brüder hießen Pierre und Nicolas P. Der Erstere bekleidete die Stelle eines Generaleinnehmers der Finanzen und hat in seinen „Oeuvres de physique et de mécanique" (Leyd. 1721) einige wissenschaftliche Versuche hinterlassen, während der Letztere, der an den ersten dichterischen Leistungen seines Bruders Charles einigen Antheil nahm, zu den 70 Doctoren gehörte, die wegen ihrer Parteinahme für Arnauld von der Sorbonne ausgeschlossen wurden.

Perrotine heißt die von Perrot in Rouen erfundene Maschine zum Kattundruck. Früher wurden die Calicoes sämmtlich aus freier Hand, wie noch gegenwärtig die Leinwand, und die Tapeten mit Klotzformen gedruckt, auf welchen das Muster theils geschnitten, theils mit verschieden geformten Messingstückchen eingestiftet war, und diese Formen wiederholt nebeneinander nach Paßpunkten aufgesetzt, wobei man für jede Farbe eine besondere Form haben mußte. Diese Arbeit war sehr zeitraubend und rief die Erfindung des Walzendruckes (s. d.) hervor, welcher zugleich einen ganz andern Charakter der Muster nach sich zog. Nun aber gibt es eine Menge von Mustern, für welche der Walzendruck nicht geeignet ist, und welche daher immer noch aus freier Hand gedruckt werden mußten, bis endlich Perrot eine Maschine erfand, welche den Klotzdruck oder Plattendruck ebenfalls bewerkstelligt. Eine sehr gute Maschine für denselben Zweck erfand der Mechaniker Fuchs in Deutschland. Die

Perrotine druckte nicht allein Platten mit einer Farbe, sondern sie druckte gleichzeitig drei Farben, und auf der Gewerbeausstellung in Berlin im J. 1844 befand sich sogar eine fünffarbige Perrotine. Die Perrotinen waren die eigentliche Ursache der 1844 in Schlesien und Böhmen ausgebrochenen Arbeiterunruhen, da die Arbeiter fürchteten, durch die Wirksamkeit solcher Maschinen ihren Verdienst geschmälert zu sehen und deshalb auf ihrer Zerstörung bestanden.

Persephone, s. Proserpina.

Persepolis, die einst umfangreiche und glänzende Hauptstadt des pers. Reichs, zugleich der Begräbnißort der einheimischen Könige, in der Nähe des Flusses Araxes, zeichnete sich durch die großartigsten Baudenkmäler aus, die sie wahrscheinlich mehren Regenten der frühesten Zeit verdankte, wurde aber den Macedoniern von Alexander dem Großen nach Besiegung des Darius im J. 330 v. Chr. zur Plünderung und gänzlichen Zerstörung preisgegeben und später nur theilweise wiederhergestellt. Etwas nördlich von den Trümmern des alten P. erhob sich unter den mohammedan. Fürsten die Stadt Issthachar oder Istakar, aber auch diese traf dasselbe Schicksal der Verwüstung. Von der Größe und Pracht der alten Stadt zeugen noch erstaunenswerthe Ruinen, die von den Einwohnern Tschil-Minar genannt werden und namentlich in den Überresten eines großen und herrlichen Gebäudes bestehen, welches, auf der hintern Seite von einem halbmondförmigen Felsengebirge eingeschlossen, in drei übereinander sich erhebenden Absätzen ganz aus Marmor erbaut ist, dessen ungeheure Blöcke mit bewundernswürdiger Kunst ohne alle Bindemittel zusammengefügt sind. Zu den höher gelegenen Theilen führen breite Marmortreppen, von denen man zunächst in Säulenhallen und von da in einzelne Zimmer gelangt, die mit verschiedenen bildlichen Darstellungen verziert sind. In der Felsenwand, aus deren Öffnung das Gebäude hervorspringt, sieht man zwei große Grabmäler. Die Inschriften auf diesen Denkmälern sind in einer dreifachen Schrift, die man mit dem allgemeinen Namen Keilschrift (s. d.) zu bezeichnen pflegt, und auch in dreierlei Sprachen, der Zend-, Pehlewi- und assyr. oder babylon. Sprache, verfaßt. Übrigens haben einige neuere Gelehrte, besonders Heeren und Tychsen, den Namen und die Stadt P. für identisch mit dem uralten Königssitze Pasargada gehalten, indem sie in jenem Namen eine bloße Übersetzung von diesem zu finden glaubten; doch nehmen die Meisten, unter diesen auch Ritter, wol mit Recht zwei verschiedene Städte an. Die noch vorhandenen Ruinen sind am vollständigsten beschrieben und abgebildet in den Reisewerken von Chardin, Bruyn und Karsten Niebuhr. Vgl. Alexander, „Travels from India to England, through Persia etc." (Lond. 1827, 4.).

Perses, der Sohn des Titanen Krios und der Eurybia, und Bruder des Asträos und Pallas, war der Gemahl der Asteria und Vater der Hekate. — Perses, der Sohn des Helios und der Perse, und Bruder des Äetes und der Kirke, entthronte seinen Bruder, wurde aber von der Medea (s. d.) getödtet. — Perses, der Sohn des Perseus und der Andromeda, ist der mythische Stammherr der Perser.

Perseus, der Sohn des Zeus und der Danaë und Enkel des Akrisius (s. d.), ein argivischer Heros, kam mit seiner Mutter unter des Zeus Schutz auf die Insel Seriphos, eine der Cykladen, wo Polydektes herrschte. Um den zum Jüngling gereiften P. zu beseitigen, entsendete ihn Polydektes zu den Gorgonen, um das Haupt der Medusa (s. Gorgo) zu holen, was er angeblich der Hippodameia als Brautgeschenk verehren wollte. P. machte sich auf den Weg unter dem Beistande des Hermes und der Pallas, ging aber zuerst zu den Gräen, den Schwestern der Gorgonen, nahm diesen ihren Zahn und ihr Auge, deren sie sich gemeinschaftlich abwechselnd bedienten, und gab sie ihnen nicht eher zurück, als bis sie ihn zu den Nymphen führten, welche im Besitz der Mittel waren, deren er zu seinem Vorhaben bedurfte. Diese bestanden in geflügelten Sohlen, einem Beutel und des Aides unsichtbarmachendem Helme; außerdem erhielt er von Hermes oder Hephästos die Harpe oder Sichel und von Athene einen Spiegel. So ausgerüstet, kam er zu den Gorgonen (s. d.), die er schlafend fand. Abwärts gekehrt hieb er der Medusa das Haupt ab, indem er ihr Bild im Spiegel erblickte. Sogleich steckte er das furchtbare Haupt in den Beutel und floh. Auf der Rückreise kam er auch nach Äthiopien, wo er die Andromeda (s. d.) befreite und heirathete. Mit ihr kehrte er nach Seriphos zurück und befreite daselbst seine Mutter von des Polydektes Liebesverfolgungen, indem er ihn und seine Genossen, nach Pindar die ganze

Insel, in Stein verwandelte. Die Flügelsohlen, den Beutel und den Helm gab er nun dem Hermes, der sie den Nymphen und dem Aides wiederzustellte, zurück; das Haupt der Medusa aber erhielt Athene, die es in die Mitte ihres Schildes oder ihres Harnisches setzte. Hierauf begab er sich mit Danaë und Andromeda nach Argos zu Akrisios, dieser aber entfloh nach Thessalien. Die ihm zugefallene Herrschaft über Argos vertauschte er an Megapenthes gegen Tiryns, und gründete dann Mideia und Mykenä. Mit Andromeda zeugte er den Perses, den er bei Kepheus in Äthiopien zurückließ, Alkäos, Sthenelos, Heleios, Mestor, Elektryon und die Gorgophone. Nach seinem Tode wurde er an mehren Orten als Heros verehrt, nach Herodot auch zu Chemmis in Ägypten, und als Gorgotödter unter die Sterne versetzt. Von Seiten der Kunst wird er in Körperbildung und Costum dem Hermes ähnlich dargestellt; eine spätere asiat. Kunst suchte ihn durch eine mehr oriental. Tracht für ihre Heimat zu gewinnen.

Perseus, der letzte König von Macedonien, ein unehelicher Sohn Philipp's III. (s. d.), folgte im J. 171 v. Chr. seinem Vater in der Regierung und setzte die von demselben bereits begonnenen Rüstungen gegen Rom fort, um die alten Grenzen des Reichs wieder zu gewinnen. Für diesen Zweck suchte er auch Verbindungen mit den Griechen, Thraziern, Illyrern und andern Völkern anzuknüpfen, allein seine Unentschlossenheit, Habsucht und Grausamkeit standen einem raschen und günstigen Zusammenwirken im Wege. Als der listige König Eumenes (s. d.) von Pergamus den Plan des Perseus dem röm. Senate verrathen hatte, schickte letzterer ein Heer ihm entgegen. Die ersten drei Feldzüge blieben unentschieden, bis endlich L. Amilius Paulus den Oberbefehl über die röm. Truppen übernahm und durch einen einstündigen Kampf bei Pydna (s. d.) im J. 168 v. Chr. die Unterwerfung Macedoniens vollendete. P. selbst floh gleich bei Beginn der Schlacht nach Samothrake, mußte sich aber bald darauf den Römern ergeben und starb nach einigen Jahren in der Gefangenschaft zu Alba.

Persien, im weitern Sinne, oder Iran (s. d.) begreift das große, einen Flächenraum von ungefähr 36000 □M. einnehmende Plateau-Vorderasiens, das, im Norden vom Tiefland von Turan (s. d.), dem Kaspischen Meer und den Kaukasusländern, im Westen von Armenien und den Tigrisländern, im Süden vom pers. Meerbusen und dem pers. Meer, im Osten aber von Vorderindien begrenzt, in der Mitte eine einzig zusammenhängende Hochfläche bildet, die ringsherum an ihren Rändern von Gebirgen umsäumt wird. Auf der Nordostgrenze derselben bildet der Gebirgsstock des Hindukusch oder Hindokoh die Markscheide des Plateaus von dem damit zusammenhängenden Hochlande Hinterasiens. Er ist ein Alpengebirg, das die Grenzen des ewigen Schnees überragt, südlich bis zum Indus und Kabulfluß, nördlich aber bis zum obern Orus und dem Alpenlande Sogdiana reicht und so in einer Breite von 60 M. die Tiefebenen Hindostans von denen Turans durch rauhe, wilde, unübersteigliche Gebirgswälle gerade auf dem Punkte trennt, wo sie einander am nächsten gerückt sind. Außer d esem Verbindungsgliede zwischen den Plateaus von Hinter- und Vorderasien haben die Gebirge P.s sämmtlich den Charakter von Rand- und Kettengebirgen. So besteht im Westen vom Hindukusch der Nordrand des pers. Plateaus aus dem im Vergleich zum Hindukusch niedrigen Paropamisus, einem kahlen Gebirge, welches aus drei in südwestlicher Hauptrichtung streichenden Gebirgszügen gebildet wird, die, je mehr sie sich nach Westen verlängern, desto niedriger werden, sodaß dieses Randgebirge in Khorassan mehr nur den Charakter eines steilen Abfalls des Plateaus zum Tieflande von Turan, als den einer eigentlichen Gebirgskette trägt. Weiter nach Westen an der Südostecke des Kaspischen Meers erhebt sich dieses Randgebirge wieder in der wilden, hohen, dichtbewaldeten Bergkette des Elburs, welche längs der Südküste des Kaspischen Meers sich hinziehend, steil gegen dieses, sanfter aber gegen die innere Hochfläche des pers. Plateaus abfällt, eine Menge hoher kegelförmiger Gipfel trägt, darunter den Vulkan Demavend mit 12000 F. Höhe, und an der Südwestseite des Kaspischen Meers mit den Gebirgen der Alpenlandschaft Aserbeidschan (s. d.) sich verbindet, die das pers. Plateau nach Nordwesten, wo es in das armenische übergeht, begrenzen und schließen. Der Ostrand des pers. Plateaus wird vom indisch-pers. Grenzgebirge gebildet, einem aus mehren dicht nebeneinander liegenden Parallelketten bestehenden Gebirgszuge, der sich vom Hindukusch aus südwärts längs des Indus durch Afghanistan (s. d.) und Beludschistan (s. d.) bis zum Meere zieht, ostwärts gegen

diesen Fluß ungemein schroff, westwärts dagegen nach der innern Scheitelfläche des Plateaus sanfter und mit einer Menge Verzweigungen sich abdacht und in der Hochterrasse von Kelat zu einer Alpenlandschaft von 8000 F. mittlerer Höhe mit Gipfeln, die bis zu 12000 F. ansteigen, sich erhebt. Ebenso abgeschlossen erscheint die Hochfläche Persiens auf ihrer Südseite, denn der Gebirgsrand, der sie vom Meere trennt, besteht ebenfalls aus mehren parallelen, terrassenförmig hintereinander aufsteigenden Ketten, denen ein gemeinschaftlicher Name fehlt. Charakteristisch sind die zwischen ihnen ebenso terrassenartig liegenden parallelen Längenthäler, die nur mittels beschwerlicher Engpässe zugänglich sind, indem auf der ganzen 200 M. langen Strecke dieses Südrandes kein einziger Fluß von Bedeutung mündet, kein einziges Querthal diese Gebirgsmauern durchbricht, die gegen das pers. Meer und den pers. Meerbusen steil abfallen. Ganz in demselben Charakter bleibt dieses Gebirgssystem, nachdem es am pers. Meerbusen eine nordwestliche Richtung genommen und als Zagrosgebirge die Tiefebenen der Euphrat- und Tigrisländer von der pers. Hochfläche im Osten scheidend, zuletzt in seiner nordwestlichsten Fortsetzung in das Alpengebirge von Kurdistan (s. d.) übergeht, das hinwiederum mit den oben erwähnten Hochgebirgen von Aserbeidschan ein Ganzes bildet, indem auf diese Weise die Gebirgszüge des Nord- und des Südrandes des pers. Plateaus sich verflechten. Der Rücken des letztern innerhalb der genannten Randgebirge besteht aus weiten Hochebenen, die einen flachen Kessel bilden, indem ihr Niveau in der Mitte nur 2 — 3000 F. hoch ist, während es nach den Rändern zu sich mehr erhebt. Die Mitte dieser Scheitelfläche P.s besteht aus einer von verschiedenen Oasen unterbrochenen Stein- und Kiesfläche, die eine nur hier und da von Salzpflanzen bekleidete und lediglich von einigen salzigen Lachen und Morästen bewässerte große Salzwüste bildet, die sich vom 69° östl. L. bis zum Zarehsee um 78° östl. L. erstreckt, hier aber in eine Sandwüste verwandelt, welche sich ostwärts bis in die Nähe von Kandahar, südwärts aber bis zum nördlichen Beludschistan ausdehnt. Die wenigen Flüsse oder Flüßchen dieser Scheitelfläche, die in den umgebenden Randgebirgen entspringen, und von denen keiner von Bedeutung ist, endigen in der Wüste in Landseen oder Morästen, so selbst der bedeutendste unter ihnen, der Hilmend in Afghanistan, der in den Zarehsee fällt. Auch in seinen übrigen Theilen hat das Plateau von Iran keine bedeutenden Flüsse aufzuweisen. Die ansehnlichsten sind noch der Araxes, der auf einer Strecke die Grenze zwischen P. und Rußland bildet und dann in den Kur fällt; ferner der Kisil Osen oder Sefidrud, der, aus den Gebirgen Kurdistans und Aserbeidschans kommend, unweit Rescht ins Kaspische Meer fließt; dann der Kerah oder Hawisd und der Karun, die, vom Zagrosgebirge kommend, in den Schat-el-Arab sich ergießen; endlich der Kabul, der aus Afghanistan kommt und in den Indus fließt. Von den Landseen ist der salzige von Urmia zwischen Kurdistan und Aserbeidschan der bedeutendste.

Hinsichtlich des Klimas sind in P. drei Abstufungen zu unterscheiden: Germasir oder das heiße, dürre Klima des Küstensaumes am pers. Meerbusen und Meere; Sirhad oder das kältere, ebenfalls trockene der Scheitelfläche des Plateaus; und das zwischen beiden liegende glückliche Klima der Thäler und Terrassen der Randgebirge. Das erstere ist, obwol außerhalb der Wendekreise gelegen und deshalb der Tropenregen entbehrend, seiner Hitze nach ein echt tropisches, das an gewissen Punkten eine Sommerhitze gleich der des Innern Afrikas zeigt, dabei auch durch seine Ungesundheit verrufen ist. Das andere ist merkwürdig durch die unendliche Trockenheit seiner Atmosphäre bei einem stets heitern und reinen, wolkenleeren Himmel, durch die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten, die glühende Tages- und Sommerhitze und ebenmäßige Nacht- und Winterkälte; denn wegen ihrer Erhebung ist die Scheitelfläche P.s nicht ohne winterlichen Schneefall, obschon sie im Klimagürtel der Südfrüchte und der immer grünen Bäume liegt. Diese Boden- und klimatische Beschaffenheit bewirkt, daß P. im Allgemeinen zu den trockensten und dürrsten Culturländern der Erde gerechnet werden muß. Mit wenigen Ausnahmen sind alle Gebirge wald-, ja fast baumlos und noch vegetationsarmer die Ebenen. Die nächste Folge dieser Trockenheit ist, daß die Bewässerung des Landes höchst dürftig und nur in den Gebirgen und den benachbarten Gegenden wenige Flüsse und Flüßchen gefunden werden. Die andere Folge ist aber die, daß nichts ohne künstliche Bewässerung gedeiht, daß nur diejenigen Theile P.s anbaufähig sind, welche bewässert werden können, während das Übrige nur Steppe und Weide-

land oder gar Wüste ist. Daher die Wichtigkeit der Bewässerungsanlagen für ganz P., die sonst im ausgedehntesten Maßstabe in Ausführung gebracht waren, jetzt aber, mit dem politisch-socialen Verfall dieser Länder ebenfalls immer mehr in Verfall gerathen sind. Da sich diese Bewässerungen nur da finden, wo es Bäche und Flüsse gibt, also in den Thälern und Terrassen der Randgebirge, sowie zum Theil in dem Landstriche, welcher, die innere Wüste umgebend, den innern Fuß dieser Randgebirge umsäumt, so ist bebautes Land auch nur hier zu suchen. Am meisten ist dies in jenen der Terrassen und Thälern der Fall, wo natürliche Bewässerung und Cultur zusammentreffen, und wo deshalb die Vegetation die ganze Pracht des südlichen Himmelsstrichs entfaltet. Steigt man von den kahlen Hochflächen südwärts hinab, so gelangt man in den sonst kahlen Gebirgen in isolirte fruchtreiche Paradiese, in denen der Weizen noch bei 4000, die Orange noch bei 3000 F. Höhe gedeiht, wo Obsthaine mit Myrtenwaldungen, Weingärten und Gehölzen wechseln, in welchen Rosen und Südfruchtbäume hochstämmig wie Waldbäume emporwachsen. Weniger ist dies schon der Fall in dem erwähnten steppenartigen, die innere Wüste umgebenden Landstrich, der mehr zu Weiden und nur an den Ufern der vom Gebirge herabkommenden Flüsse zum Ackerbau benutzt wird, am wenigsten aber in den in der Wüste bei Quellen vorkommenden Oasen. Dieser Natureigenthümlichkeit entspringt auch die Thierwelt des Landes. Das Kameel und das Pferd spielen hier dieselbe wichtige Rolle wie in Arabien; zu den wilden Thieren, welche dort die Wüste beleben, der Gazelle, dem Löwen, der Hyäne, dem Schakal u. s. w., gesellen sich hier noch der die tropische Hitze meidende Bär und der Büffel, und wandernde Heuschrecken verwandeln auch hier die wenigen Culturgegenden zuweilen in Wüsten. Eine Ausnahme von diesem allgemeinen Charakter der pers. Natur machen die Gebirgsgegenden des Hindukusch im Nordosten, und Aserbeidschans und Kurdistans im Nordwesten des Plateaus, sowie der Landstrich, der sich längs der Südküste des Kaspischen Meers zwischen diesem und dem Kamme des Elbursgebirges hin erstreckt. Jene Gebirge tragen ganz den Charakter alpinen Klimas und alpiner Vegetation, insbesondere haben die Gebirge Aserbeidschans ein sehr europ. Gepräge, mit europ. Waldbäumen und europ. Alpenweiden. Das Land zwischen dem Elburs und dem Kaspischen Meere aber ist ausgezeichnet durch den reichlichen Niederschlag, der in Folge der Nähe dieses großen Binnenmeers das ganze Jahr hindurch fällt. Darum findet man hier auch eine üppige, saftvolle Vegetation, wie sonst nirgend in ganz P. Hier sind die Hänge des Gebirges mit dichten Waldungen bedeckt, und an ihrem Fuße, in den Thälern gedeihen überall, wo Ackerbau getrieben wird, die Rebe, der Maulbeerbaum zur Seidenzucht, Südfrüchte u. s. w. neben Feldern von Reis, Mais und Weizen.

In historisch-politischer Hinsicht zerfällt P. in zwei Haupttheile, in Ostiran oder Herat (s. d.), Afghanistan (s. d.) und Beludschistan (s. d.), und Westiran oder das Persische Reich im engern Sinne. Dieses begreift, mit Ausnahme des dem Imam von Maskat (s. d.) zugehörigen Küstenstrichs am pers. Meerbusen, den ganzen Theil des Plateaus westlich vom Eingange der Straße von Ormuz und vom Zarehsee, und wird nördlich von den transkaukas. Provinzen Rußlands, vom Kaspischen Meere, von dem Tieflande von Turan, östlich von Afghanistan und Beludschistan, südlich vom pers. Meerbusen und Meere, und westlich von den türk. Euphrat- und Tigrisländern begrenzt, hat einen Flächeninhalt von fast 23000 □M. und wird von ungefähr 10 Mill. E. bevölkert. Diese theilen sich in zwei Hauptmassen, die Tadschiks und Ihlats. Die Tadschiks, die mit verschiedenem fremden Blute vermischten Nachkommen der alten Perser, Meder und Baktrier, bilden, wie in Ostiran und in Turan, die Hauptmasse der seßhaften, Ackerbau, Gewerbe und Künste treibenden Einwohnerschaft und bekennen sich zur schiitischen Glaubensansicht der Mohammedaner. Auch hier, in ihrem Stammlande, finden wir sie, wie in jenen Ländern, als Beherrschte, und in Folge dieser langen Knechtung, trotz der vielen Talente, die sie auszeichnen, trotz ihrer Klugheit, Lebhaftigkeit und Schönheit, im tiefsten moralischen Verfall, als ein Volk, dessen schmeichlerische Falschheit, Hinterlist, Lügenhaftigkeit und Feigheit in ganz Vorderasien sprüchwörtlich ist. Zu ihnen in stammlicher Beziehung sind auch die feueranbetenden Parsen oder Gebern (s. d.) zu rechnen, die ebenso eine größere stammliche wie sittliche Reinheit bewahrt haben und in den Provinzen Karamanien und Farsistan, namentlich aber um Jesd leben; ferner die nomadisirenden Luren in Khusistan und den angrenzen-

den Gegenden von Kurdistan und Farsistan; und endlich die Kurden in Kurdistan (s. d.), Aserbeidschan und Khorassan. Ihlats werden die zahlreichen turkoman. Stämme genannt, welche mit ihren Heerden auf den Gebirgsrändern des Landes, namentlich den nördlichen, umherziehen, und am zahlreichsten in Masanderan und Aserbeidschan sind. Nur ausnahmsweise betreiben sie hier und da seßhaft Ackerbau oder Gewerbe. Sie bilden, wenn auch nicht ihrer Anzahl nach, so doch hinsichtlich ihrer Macht das herrschende Volk, das die seßhaften Tadschiks unterworfen und ihnen die jetzige Herrscherdynastie aus türk. Blute gegeben hat, außerdem als entschiedene Sunniten zu ihnen im religiösen Gegensatze steht. Wie alle Nomadenvölker leben die Ihlats in großer Unabhängigkeit, und ihre Selbständigkeit und kriegerische Tapferkeit lassen sie nur mit Verachtung auf die geknechteten feigen Tadschiks herabblicken. Außer diesen beiden Hauptmassen der Bevölkerung gibt es in P. noch Araber, etwa gegen 200000, die in den südlichen Provinzen als Nomaden und Fischer leben; ferner eine ziemliche Anzahl Armenier, hauptsächlich in den nordwestlichen Provinzen, christliche Nestorianer am Urmiasee, Zigeuner u. s. w. Die Cultur- und Gesittungsverhältnisse des Volks anlangend, so befindet es sich fast durchgängig in demselben Zustande von halber, oder jetzt vielmehr ganzer Barbarei, wie er im Allgemeinen in dem ganzen mohammedan. Asien herrscht. Von der frühern geistigen Blüte P.s, die noch im Mittelalter ein Zeitalter hatte, sind kaum noch schwache Spuren übrig; ebenso sind Künste, Gewerbe und Ackerbau aufs äußerste herabgekommen. Die greuelvolle Willkür und die unaufhörlichen Erpressungen eines Despotismus, der alle Hülfsquellen vernichtet, um sich nur momentan in den Besitz der daraus herfließenden Erzeugnisse zu setzen, hat eine Unsicherheit des Eigenthums herbeigeführt, die jede Verbesserung des Grundeigenthums, insbesondere die so mühsame und kostbare Herstellung der für den Ackerbau des Landes unumgänglich nöthigen Bewässerungsanstalten unmöglich macht. Dazu sind die Verkehrswege vernachlässigt, unsicher und durch die Züge der räuberischen Kriegerscharen verödet. Dessenungeachtet gibt es noch mehre Nahrungszweige von Bedeutung, so den Seidenbau, den Bau des Reises, des Zuckerrohrs, des Weins, der Rosen zur Rosenölbereitung, der Baumwolle und des Tabacks, des Ricinusöls u. s. w., die Schaf- und Ziegen-, vornehmlich aber die Pferdezucht, einigen Bergbau auf Eisen, Kupfer, Schwefel, Türkisse und Salzbereitung, endlich Shawl-, Teppich- und Seidenweberei, sowie Waffenverfertigung. Auch der Handel, obwol gegen früher sehr gesunken, ist vermöge der günstigen Lage des Landes, das die hauptsächlichste Vermittlerin des Karavanenhandels zwischen Europa und Innerasien bildet, noch immer von Bedeutung, und wird insbesondere in Abuschähr, Schiras, Ispahan, Teheran, vorzüglich aber in Tauris betrieben. Die Staatsverfassung P.s beruht auf dem gewöhnlichen asiat. patriarchalischen Despotismus und ist eine reine Willkürherrschaft, die ihre Schranken nur in den heimlichen, fortwährend gegen sie im Schwange befindlichen Ränken oder in der gegen sie sich auflehnenden offenen Gewalt findet. Diese unumschränkte Gewalt ist in den Händen eines Königs oder Schahs von turkoman. Stamme, der in Teheran residirt. Die erste Würde des Reichs ist die des Sadri Azem oder Großveziers; neben ihm stehen der Ilimadod Dewlet oder Minister des Außern, der Emined Dewlet oder Finanzminister, der Nisamed Dewlet oder Minister des Innern, der Leschkernuwis oder Kriegsminister. An der Spitze der schiitischen Priesterschaft des Landes steht der Großmustehid, dessen Amt dem des türk. Großmufti entspricht; unter ihm stehen sowol die Männer des Gesetzes, die Scheikh ul Islam, Kadis und Mollahs, wie die eigentlichen Priester, die Imams. Das Recht wird theils nach dem Koran, theils nach altem Herkommen, letzteres besonders in allen das öffentliche und Strafrecht betreffenden Fällen, gehandhabt. Die Verwaltung der Provinzen wird wie in der Türkei von fast unbeschränkten, ganz nach dem Muster ihres Herrn mit der äußersten Willkür verfahrenden Statthaltern, Beglerbegs genannt, geführt, die in der Regel Prinzen des regierenden Hauses, welche den Titel Mirza hinter ihrem Namen führen, immer aber Turkomanen sind und die armen Tadschiks aufs äußerste bedrücken, während sie selten Macht und Kraft genug besitzen, die räuberischen Horden der Ihlats, die unter eigenen Khans stehen, zu zügeln und zu beherrschen, andererseits aber nach oben nichts weniger als durch die Bande strengen Gehorsams an die Centralregierung des Schahs gefesselt sind, sodaß der Zusammenhang des Reichs mehr auf ihrem oft sehr zweifelhaften guten Willen, als auf einer strengen Ordnung des Verwaltungsorganismus

beruht. Dazu kommt noch der Einfluß eines besonders unter den Ihlats zahlreichen und mächtigen Adels, der sich durch die Titel Khan, Aga und Mirza, letztern Titel vor dem Namen, kenntlich macht und die Bedrückung des Volks vermehren hilft. Die Versuche, welche in neuester Zeit in P., besonders unter dem vorigen Schah, von dessen Sohne Abbas Mirza (s. d.), gemacht wurden, durch Einführung der Erwerbungen europ. Gesittung und mancherlei Verbesserungen das Reich wieder zu heben und in einen gedeihlichen Zustand zu bringen, haben so gut wie zu gar keinem dauernden Ergebnisse geführt. Selbst die bedeutenden Anstrengungen, wenigstens einen Theil des Heers auf europ. Fuß zu organisiren, haben keinen nachhaltigen Erfolg gehabt und sind an der durch alle politischen Verhältnisse gehenden moralischen und materiellen Zerrüttung gescheitert. Die regulairen Truppen, von denen jedoch nur die auf 6000 M. anzuschlagenden Garden diesen Namen verdienen, betragen gegen 20000 M.; die irregulairen Truppen dagegen, theils aus der Reiterei, welche die Ihlats, dann aber auch aus der Miliz bestehend, welche die Städte zu stellen haben, sollen auf 200000 M. gebracht werden können. Der tapferste, wenngleich undisciplinirteste Theil des Heers ist die irregulaire Reiterei. Die Einkünfte des Reichs werden, jedenfalls zu hoch, auf 15—20 Mill. Thlr. angeschlagen. Ganz P. zerfällt in elf Provinzen oder Beglerbegschaften, welche wieder in Districte oder Ballucks eingetheilt werden. Die bedeutendsten Städte des Reichs sind Teheran (s. d.), jetzt die Residenz des Schahs, Ispahan (s. d.) und Tauris (s. d.).

Im Alterthume unterschied man im engern Sinne die ursprüngliche Provinz Persis, welche östlich von Karamanien, nördlich von Medien, westlich von Susiana und südlich vom pers. Meerbusen begrenzt wurde, von dem spätern eigentlichen Perserreiche, welches schon unter Cyrus vom Mittelmeere bis zum Indus und vom Pontus Euxinus und dem Kaspischen Meere bis zum Indischen Meere sich erstreckte und auf einige Zeit auch Ägypten, Thrazien und Macedonien umfaßte. Die ältesten Bewohner bestanden nach Herodot, der als Hauptquelle für die früheste Geschichte P.s betrachtet werden muß, aus mehren Stämmen, unter denen die Pasargadä die wichtigsten waren, und aus jener Anzahl von Nomadenhorden, die später vereint mit dem Namen Perser bezeichnet wurden. Die edelste Familie der Pasargaden war die der Achämeniden, welche allein zur königlichen Würde gelangen konnte. Die Perser waren um 640 v. Chr. von Phraortes, einem medischen Könige, unterworfen worden, und ein Jahrhundert darauf wurden die Meder wieder von Cyrus (s. d.) besiegt, einem Sohne des Achämeniden Kambyses, mit welchem überhaupt erst P.s Geschichte aus dem Dunkel der Vorzeit tritt. Während seiner Regierung, 559—529 v. Chr., wurden die Perser und Meder vereint und das herrschende Volk in Asien; auch besiegte er den Krösus, eroberte Babylon und unterwarf Kleinasien. Sein Sohn und Nachfolger, Kambyses (s. d.), 529—522 v. Chr., bezwang Tyrus, Cypern und Ägypten, worauf der nach kurzer Herrschaft des Pseudo-Smerdis gewählte Darius Hystaspis (s. d.), 521—485, das aufrührerische Babylon, Thrazien und Macedonien unterwarf. Sein Sohn Xerxes I. (s. d.), 485—465, unterlag bei Marathon und Salamis mit seinem Angriffe auf Griechenland und mußte sich nun auf einen verderblichen Vertheidigungskrieg beschränken. Unter Artaxerxes Longimanus (s. d.), der bis 424 regierte, zeigten sich die ersten Spuren des Verfalls des Reichs. Das empörte Ägypten wurde nach hartem Kampfe bezwungen; der griech. Krieg endigte 449 nachtheilig. (S. Cimon.) Die nächsten Regierungswechsel erfolgten schnell und gewaltsam. Xerxes II. wurde nach 45 Tagen von seinem unechten Bruder Sogdian, und dieser nach sechs Monaten von einem andern unechten Bruder Ochus getödtet, welcher Letztere unter dem Namen Darius II. bis 404 regierte und mit mehren Empörungen der Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Ägypten mußten die Perser eigene Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche die Perser sich geschickt einmischten, retteten sie noch zur Zeit vor einem allgemeinen Angriffe der Griechen. Artaxerxes II. (s. d.) oder Mnemon stand ganz unter dem Einflusse seiner Mutter Parysatis. Sein Bruder Cyrus, der Jüngere genannt, suchte ihm den Thron zu rauben; aber Artaxerxes schlug und tödtete ihn. Artaxerxes III. (s. d.), Mnemon's Sohn, befestigte seinen Thron durch Hinrichtung seiner zahlreichen Brüder und unterwarf im J. 350 Ägypten aufs neue. Nachdem er im J. 338 durch Bagoas sammt seinen Söhnen vergiftet worden war, kam das Reich an Darius

Kodomannus (s. d.), welcher, von Alexander bekriegt, nach drei großen Niederlagen am Granikus, bei Issus und Gaugamela 330 das Leben verlor, worauf Alexander (s. d.) 329 sich der ganzen pers. Monarchie bemächtigte. Als nach Alexander's Tode, 323, das macedon. Reich zerfiel, herrschten über P. die Seleuciden. (S. Seleukus.) Ihnen folgten im J. 246 die Arsaciden (s. d.), welche das Reich der Parther gründeten, das bis 229 n. Chr. bestand. Damals bemächtigte sich Ardshir Babekan (Artaxerres) der Herrschaft über Mittelasien und vererbte sie auf seine Nachkommen, die Sassaniden (s. d.), welche 407 Jahre herrschten. Mit ihnen begann der romantische Charakter des pers. Ritterthums. Ardshir, Sassan's Sohn, regierte von 218—241 n. Chr. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter seinem Nachfolger Shapur oder Sapores I., der bis 271 regierte, mit Gordian und Valerian fort, welchen Letztern das Kriegsunglück zu schmählichen Mishandlungen in Shapur's Hände gab, und endigten erst durch den Frieden des Königs Narses mit Diocletian im J. 303. Als Shapur II. oder der Große, 309—380, zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich neue Kraft. Er strafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Wie einst Ardshir, foderte er vom griech. Kaiser alles Land bis zum Strymon zurück. Konstantin der Große, Konstantinus II. und Julian widerstanden ihm zwar, doch Jovian mußte den Frieden durch Abtretung der fünf streitigen Provinzen und der Festung Nisibis erkaufen. Auch machte Shapur II. in der Tatarei und Indien Eroberungen. Ohne entscheidende Ereignisse wechselten nach seinem Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerres II., 380—383, Shapur III., 383—388, und Vararanes IV., 388—399, blühte das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nacheinander für und gegen P. auf den Kampfplatz. Jezdejerd I., 399—420, ein Freund der Christen, eroberte 412 Armenien. Nach ihm kam Vararanes V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte siegreich gegen Theodosius II., schlug die in sein Gebiet eingefallenen Hunnen mit großem Verluste zurück und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte Vararanes VI. und Hormisdas III. Im J. 457 gelangte Firuz oder Pheroses durch Hülfe der Hunnen zum Throne, bekriegte sie aber nachher und verlor 483 gegen sie Schlacht und Leben. Valens oder Balash, 488—491, mußte sogar einen Theil seines Reichs an sie abtreten und ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber erhoben sich die Sassaniden zu neuer Größe und Macht. Kobad, der bis 531 regierte, überwand die Hunnen, und obgleich er durch ihren Beistand 498 den verlorenen Thron wiedererhielt, so führte er doch in der Folge, wie mit Athanasius, so auch wieder mit den Hunnen, Indern und Justinian I. glücklich Krieg. Sein jüngster Sohn und Nachfolger Kosru Anushirwan, 531—579, zeichnete sich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erstreckte sich das pers. Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und an die Grenze Ägyptens. Glücklich kriegte er mit den Indern und Türken, sowie mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Auch unterdrückte er die Empörungen seines Bruders und seines Sohnes. Die Lazier in Kolchis, der griech. Bedrückung müde, unterwarfen sich ihm; da er sie aber in das innere P. verpflanzen wollte, kehrten sie unter die Herrschaft des Justinian zurück, dessen Waffen jetzt siegreich waren. Anushirwan starb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz oder Hormisdas IV., 579—591, bis auf Kosru II., unter welchem die pers. Macht den höchsten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er 616 seine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon, auf der andern über Ägypten bis nach Libyen und Äthiopien, und endlich bis nach Jemen aus. Plötzlich aber endigte sein Glück durch des Kaisers Heraklius siegreiche Waffen. Er verlor alle seine Eroberungen; sein eigener Sohn Sirhes nahm ihn gefangen und ermordete ihn im J. 628. Unter beständigen innern Unruhen ging nun das Land seinem Untergange entgegen. Sirhes oder Kobad Shirujeh wurde noch in demselben Jahre ermordet. Ihm folgte sein siebenjähriger Sohn Ardshir oder Artaxerres III., den 629 sein Feldherr Sarbas oder Sheheriar ermordete, der aber, noch ehe er sich des Throns bemächtigt, wieder von den Großen gestürzt wurde. Nach mehren Umwälzungen, die so schnell aufeinander folgten, daß die Geschichtschreiber die Namen verwirrt haben, bestieg der 16jährige Jezdejerd III., ein Enkel Kosru's, im J. 632 den Thron. Ihn stürzte im J. 636 der Khalif Omar, und P. wurde nun ein Raub der Araber und Türken.

Von der Eroberung P.s durch die Khalifen beginnt die Geschichte des neupersischen Reichs. Die Herrschaft der Araber (s. Khalif) dauerte 585 Jahre, von 636—1220, wurde aber sehr bald eine nur nominelle, da theils die Statthalter sich unabhängig machten, theils pers. und türk. Fürsten einzelne Provinzen an sich rissen und als selbständige Staaten beherrschten. Unter den herrschenden Dynastien sind zu bemerken, im nördlichen und nordöstlichen P.: 1) Das türk. Haus der Thaheriden in Khoraſſan, 820—872. 2) Die pers. Dynastie der Soffariden, welche jene stürzte und über Khoraſſan und Fars bis 902 herrschte. 3) Die Samaniden, welche sich 874 unter Ahmed in der von Khoraſſan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmed's Sohn, Ismael, stürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Ansehen. 4) Die Ghaznawiden, die von Sebektechin, einem türk. Sklaven und Statthalter der Samaniden zu Ghazni und Khoraſſan abstammen, der sich zu Ghazni im östlichen P. 977 unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud eroberte 999 auch Khoraſſan und 1012 Fars und endigte so die Herrschaft der Samaniden. Im J. 1017 entriß er den Bujiden Irak Adschemi und breitete sich auch in Indien aus. Aber sein Sohn Masud verlor Irak Adschemi und Khoraſſan (1037—44), und durch die Seldschucken und innere Unruhen entkräftet wurden 1182 die Ghaznawiden unter Malik-shah eine Beute der Guriden. 5) Die Sultane von Gur wurden 1150 durch Alaeddin Hosain mächtig, sanken aber theils durch die Befehdungen des Fürsten Khowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit. 6) Die khowaresmischen Shahs, 1097—1230, wurden durch Aziz, den Statthalter der Seldschucken in Khowaresmien, wo er sich unabhängig machte, gegründet. Tagash zerstörte 1192 das Reich der Seldschucken und entriß den Guriden Khoraſſan. Sein Sohn Mohammed eroberte Mavaralnar, bezwang die Guriden und Ghazni und brachte den größten Theil P.s an sich. Plötzlich aber erlag er im J. 1220 den Angriffen des Mongolen Dschingis-Khan (s. d.). Sein heldenmüthiger Sohn, Dschelal eddin Mankberni, machte zwar noch zehn Jahre die äußersten Anstrengungen, sich zu behaupten, mußte aber endlich flüchtig werden und starb 1230 in einer einsamen Hütte auf dem kurdischen Gebirge. 7) Die Bujiden, von Buja abstammend, einem armen Fischer, der sein Geschlecht von den Sassaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrschaft über den größten Theil P.s und 945 selbst über Bagdad. Sie zeichneten sich meist durch Regententugenden und Liebe für wissenschaftliche Bildung aus und behaupteten sich bis 1056, wo Malek Rahim sich genöthigt sah, den Seldschucken zu weichen. 8) Die Seldschucken, eine türk. Dynastie, erhoben sich zuerst in Khoraſſan mit den Ghaznawiden zu ansehnlicher Macht. Togrulbeg Mahmud verdrängte hier 1037 Sultan Mahmud's Sohn, den Ghaznawiden, verbreitete sich über Mavaralnar, Aserbeidschan, Armenien, Fars, Irak Adschemi und Irak Arabi, wo er 1055 der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte und von den Khalifen an ihre Stelle zum Emir al Omra eingesetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten sich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus. Malekshah, der mächtigste unter ihnen, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien. Nach und nach aber sank das Reich, indem es sich in vier Reiche auflöste, die theils durch die khowaresmischen Shahs in den J. 1162 und 1195, theils durch die Atabeken von Aleppo im J. 1139, theils durch die Mongolen im J. 1194 zerstört wurden.

Durch Dschingis-Khan wurden seit 1220 die Tataren und Mongolen in P. herrschend, die sich bis 1405 behaupteten. Die durch Dschingis-Khan eroberten Provinzen erhielt 1229 dessen jüngster Sohn Tauli und nach diesem dessen Sohn Hulaku. Hulaku vermehrte diese seine Besitzungen mit Syrien, Natolien und Irak Arabi, machte sich von der Oberherrschaft des Großkhans unabhängig und bildete eine besondere Dynastie der Mongolen in jenen Ländern, die Ilkhane, welche bis auf Abusaid bestand, der 1335 ohne Erben starb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dschingis-Khan's Familie, führten nur den Titel Khane von P.; das Reich war kraftlos und getheilt. Da erschien 1387 an der Spitze einer neuen Mongolenhorde Timur (s. d.) oder Tamerlan und eroberte P., die Welt von Hindostan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Allein mit dem Tode dieses Eroberers im J. 1405 erlosch die Macht der Mongolen in P., und es machten sich nun die Turkomanen zu Oberherren. Diese nomadischen Stämme, welche seit Jahrhunderten P. geplündert hatten, eroberten unter Kara Jussuf und dessen Nachfolgern den größten Theil P.s von den Timuriden, unter-

lagen aber 1468 andern turkoman. Stämmen unter Usun Hassan und vereinigten sich mit ihnen. Auch sie mußten 1505 dem Ismael Safi weichen, der sich der religiösen Schwärmerei als Werkzeug der Politik zu bedienen wußte, und dessen Dynastie von 1505—1722 herrschte. Ismael Safi, dessen Ahnherr von Ali abstammen wollte, nahm den Turkomanen Aserbeidschan (1505—8) und einen Theil Armeniens, erschlug ihre beiden Fürsten und gründete auf den Trümmern ihres Reichs, nach der Eroberung von Schirwan, Diarbekr, Georgien, Turkhestan und Mavaralnar, ein Reich, das Aserbeidschan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Shahs an und führte die Sekte der Schiiten in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Thamasp, 1523—75, Ismael II., 1576—77, Mohammed, 1578—86, Hamzeh, 1586, und Ismael III., 1587, führten unglückliche Kriege mit den Türken und Usbeken. Erst der große Shah Abbas, 1587—1629, stellte durch seine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak Arabi, Mesopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Bassora, den Usbeken Khorassan, den Portugiesen Ormus, den Mongolen Kandahar und demüthigte Georgien, das sich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte wieder eine feste Herrschaft in P. ein, verlegte seine Residenz nach Ispahan und gab dem Reiche durch Gerechtigkeit, Toleranz und Beförderung des Handels und der Künste seinen alten Glanz zurück. Die folgenden Regenten, Shah Safi, 1629—42, und Abbas II., 1642—66, führten wieder Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit diesen wegen Kandahar, welches 1660 wieder erobert wurde. Unter Shah Soliman, 1666—94, versank das Reich in Kraftlosigkeit; unter seinem Sohne Hussein verfiel es gänzlich. Die Afghanen in Kandahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und dessen Sohn, Mir Mahmud, bemächtigte sich 1722 des ganzen Reichs, worauf wilde Anarchie einriß. Der wahnsinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Asharf gestürzt, dieser aber von Thamasp Kuli Khan besiegt, welcher unter Mitwirkung der Russen und Türken Hussein's Sohn, Thamasp, 1729 auf den Thron setzte. Als dieser aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, setzte ihn Kulikhan ab und erhob dessen minderjährigen Sohn, Abbas III., 1732 auf den Thron. Den Russen und Türken entriß Kulikhan wieder die abgetretenen Provinzen und als Abbas III. 1735 starb, bestieg er selbst unter dem Namen Shah Nadir (s. d.) den Thron. Er erhob P. durch Waffenglück und strenge Regierung zu seinem frühern Ansehen, eroberte 1735 Bahrein und 1736 Balkh vom Khan von Bochara, dann Kandahar, fiel darauf im J. 1739 in Hindostan ein und nöthigte den Großmogul Mohammed, ihm nicht nur einige Provinzen am Indus zu überlassen, sondern ihm auch einen bedeutenden Tribut zu zahlen.

Nach Shah Nadir's Tode im J. 1747 trat in P. ein Zwischenreich ein, angefüllt von innern Unruhen, welche das Reich furchtbar zerrütteten und in verschiedene Theile zerfallen ließen. In Ostiran gründete damals Achmed, aus dem Geschlechte der Abdallihs, das Reich der Afghanen (s. Afghanistan), das seitdem für das pers. Reich verloren blieb. Westiran dagegen zerfiel nach seinen verschiedenen Statthaltern, die sich unabhängig machten, in mehre kleine Königreiche, die sich unablässig bekämpften und in ihrem Innern durch die gewöhnlichen oriental. Thronstreitigkeiten mit den sich daran knüpfenden Greueln zerrüttet wurden. Endlich gelang es hier, nach langen und blutigen Kämpfen, dem Kerim Khan, einem Kurden, nach andern Berichten einem vornehmen pers. Häuptling, sich der Herrschaft nach Besiegung der einzelnen aufgetauchten Dynasten zu bemächtigen, die Ruhe herzustellen und seine Macht zu befestigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn. Er nannte sich übrigens selbst nie Khan, sondern nur Wekil, d. i. Regent, ließ sich 1755 zu Schiras, das er zu seiner Residenz machte, nieder und starb 1779, als seltenes Beispiel eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen entstanden nach seinem Tode durch die Thronstreitigkeiten in seiner eigenen Familie, und endlich blieb ein Prinz von Geblüt, Ali Murad, 1784 im Besitz des Throns. Nur in Masanderan hatte sich ein Verschnittener, Aga Mohammed, ein Turkomane aus dem Stamme der Kadscharen und ein Mann von altem Geschlecht und nicht gemeinen Eigenschaften, unabhängig gemacht. Ali Murad, der gegen ihn zog, starb in Folge eines Sturzes mit dem Pferde. Die Regierung seines Nachfolgers Dschafar war ein immerwährender

Kampf mit Aga Mohammed, der ihn mehrmals schlug und mittels einer Verschwörung ermorden ließ. Vergebens suchte Dschafar's Sohn Lutf Ali in mehren verzweifelten Gefechten das Glück für sich zu gewinnen; Aga Mohammed blieb Sieger und unterwarf sich nach und nach fast ganz Westiran; nur Khorassan und Georgien behaupteten factisch ihre Unabhängigkeit. Zu seinem Nachfolger ernannte er Babakhan, seinen Neffen, ebenfalls aus dem Stamme der Kadscharen, der, 1768 geboren, 1796, nach Aga Mohammed's Ermordung durch zwei von ihm zum Tode verurtheilte Sklaven, unter dem Namen Feth-Ali den Thron bestieg und Teheran (s. d.) zu seiner Residenz machte. Durch eine Reihe von Feldzügen befestigte er im Innern seine Macht und eroberte sogar vollständig die Provinz Khorassan. Dagegen kam er in eine gefährliche Lage durch die rivalisirenden Bestrebungen Rußlands, Englands und Frankreichs im Orient, die ihn mit Rußland, das an sich schon nach der Eroberung der pers. Grenzprovinzen trachtete, in mehrfache Conflicte brachten. So verlor er an Rußland im Frieden von 1797 Derbend und einen Theil des Landes am Kur; 1802 wurde Georgien, das sich schon längst Rußland in die Arme geworfen, zur russ. Provinz erklärt, und im Frieden von Gulistan vom 12. Oct. 1813, der dem unglücklichen Kriege folgte, den er unter Frankreichs Einfluß 1811 den Russen erklärt hatte, verlor Feth-Ali alle seine übrigen Besitzungen am Kaukasus, nördlich von Armenien, und mußte die russ. Kriegsflagge auf dem Kaspischen Meere gestatten. Im J. 1826 ließ sich Feth-Ali durch den Kronprinzen Abbas Mirza (s. d.) und seinen Günstling, Hussein Kulikhan, welche Rußland im Innern beunruhigt glaubten, zum Kriege gegen dasselbe bewegen. Die Perser fielen ohne Kriegserklärung in das russ. Gebiet ein, reizten einen Theil der Mohammedaner zum Aufstande und drangen bis Elisabethpol vor. Bald aber wurden sie von den russ. Generalen Jermolow (s. d.) und Paskewitsch (s. d.) in mehren Gefechten geschlagen und verloren mehre feste Plätze, darunter Eriwan, worauf die Russen am 16. Oct. 1827 über den Araxes gingen und am 31. Oct. Tauris besetzten. In dem darauf am 22. Febr. 1828 zu Stande gekommenen Frieden mußte P. seinen ganzen Antheil an Armenien mit Eriwan und dem Kloster Etschmiadzin abtreten und 18 Mill. Rubel Kriegskosten zahlen. Hierüber war das Volk, das außerdem durch die Lasten des Kriegs und die täglich sich mehrenden Erpressungen aufs äußerste gebracht war, erbittert, und als der russ. Gesandte Griboiedow in Teheran einige georgische Frauen, die russ. Unterthanen waren, der pers. Sklaverei entzog, brach am 12. Febr. 1829 die Wuth des Volks los, das den russ. Gesandten nebst seiner Gemahlin und dem größten Theile seines Gefolgs ermordete. Nur durch die größten Demüthigungen, sowie durch strenge Bestrafung der Theilnehmer am Aufstande, von denen z. B. 1500 Personen Nase, Ohren oder Zunge abgeschnitten wurden, vermochte der Shah Maßregeln der Wiedervergeltung von Seiten Rußlands abzuwenden. Einen großen Verlust erlitt P. im J. 1833 durch den Tod des präsumtiven Thronfolgers Abbas Mirza, des einzigen Mannes, dem es ernstlich um die Hebung seines verwahrlosten Vaterlands zu thun und der daher Mittelpunkt und die Haupttriebfeder aller reformatorischen Bestrebungen, die damals in P. sich geltend machten, insbesondere einer bessern Organisation des Militairs war, woher es auch kam, daß nach seinem Tode alle diese Neuerungen in Stocken geriethen und verfielen. Bald darauf starb am 20. Oct. 1834 der Shah Feth-Ali. Ein innerer Krieg drohte in Folge der Thronansprüche, die sich unter seinen Nachkommen erhoben, auszubrechen, allein die Übereinstimmung Englands mit Rußland, die dem Sohne Abbas Mirza's, Mohammed Mirza, den Thron garantirten, bewirkte, daß seine Oheime, die sich zum Theil schon erhoben hatten, aber durch engl. Hülfstruppen unter dem Obersten Bethune geschlagen und zum Theil gefangen genommen wurden, sich unterwarfen und von ihren Ansprüchen abstehen mußten, sodaß Mohammed als Shah den Thron wirklich besteigen konnte. Doch vermochte er trotz aller gegen die gefangenen Thronbewerber angewendeten Grausamkeit die Umtriebe seiner übrigen Verwandten, denen, um sie zu beschwichtigen, mehre der bedeutendsten Provinzen zur Verwaltung übergeben waren, nicht zu unterdrücken, und bald empörte sich der Eine, bald der Andere von ihnen. Unter diesen Verhältnissen mußten sich alle Bande politischer Ordnung immer mehr lockern, und durch die steigenden Erpressungen und die ganze üble Wirthschaft das Reich täglich seinem Ruin mehr entgegengehen. Dazu kam die immer mehr wachsende Eifersucht Rußlands und Englands, welche P. für ihre Zwecke zu gewin-

nen suchten und durch die desfallsigen Ränke und Kabalen ihrer Gesandten in Teheran die pers. Regierung immer mehr demoralisirten und den Zustand des Landes verwirrten. In diesem diplomatischen Kampfe trug Rußland endlich den Sieg davon, den es auch, mit geringen Wechselfällen, bis jetzt behauptet hat. So gelang es ihm, P. zu einem zweimaligen, wiewol erfolglosen Zuge gegen Herat (s. d.) zu vermögen, um dieses Bollwerk auf der Straße von Vorderasien nach Indien dem russ. Einfluß zu gewinnen. Zwar bewirkte der siegreiche Zug der Engländer nach Afghanistan, sowie die zeitweilige Besetzung des Hafens von Abuschähr (s. d.) durch dieselben, daß die engl. Politik um 1840 in P. wieder das Übergewicht bekam; allein nur für kurze Zeit, denn die drohende Nähe, in der die Russen fortwährend stehen, und die Schwäche des körperlich und geistig ganz zerrütteten Shahs, der sich ganz in den Händen seines von den Russen gewonnenen Großveziers befindet, gaben der russ. Politik bald wieder ihren vorwaltenden Einfluß, der sich in neuester Zeit in der Beilegung der drohenden Zwiste zwischen der Türkei und P., besonders aber in dem Zustandekommen eines Vertrags bewährt hat, den der Fürst Woronzow, als russ. Bevollmächtigter, 1846 in Tiflis mit P. abgeschlossen hat und der die Bestimmungen enthält, daß die Russen die pers. Häfen Resht und Astrabad am Kaspischen Meere als Stationshäfen für ihre Kriegsschiffe benutzen, Bergwerke, besonders auf Kohlen, in P. anlegen und zu ihrer Benutzung von jenen beiden Häfen aus auf dem Wege nach ihnen befestigte Etapen, in welche russ. Besatzungen kommen, anlegen dürfen, sowie daß die Perser alle russ. Überläufer ausliefern müssen. So ist P. immer abhängiger von Rußland geworden und kann sich um so weniger aus dieser Abhängigkeit befreien, je mehr das Land unter der schwachen Regierung des gegenwärtigen Shahs herabkommt, der Minister und Satrapen nach Willkür schalten und walten und das Land wechselsweise durch seine eigenen Soldaten wie durch die räuberischen Horden der Jhlats ausplündern läßt. Vgl. Malcolm, „History of P." (2 Bde., neue Aufl., Lond. 1829, 4., mit Kpfrn. und Karten; deutsch von Becker, 2 Bde., Lpz. 1830); Herford Jones Bridges, „The dynasty of the Kajars" (Lond. 1833), und die Reisewerke von Chardin, Niebuhr, Olivier, Kinneir, Morier, Ousely, Ker Porter, Will. Price, J. B. Fraser, G. Keppel, Drouville, Buckingham, Stocqueler u. A.

Persische Religion. Nach den Andeutungen Herodot's scheinen die alten Parsen oder Perser dem blosen Feuercultus ergeben gewesen zu sein und erst allmälig zu der dualistischen Lichtlehre sich erhoben zu haben, welche Zoroaster (s. d.) um 600 v. Chr. predigte, und welche in den sogenannten Zendbüchern (s. Persische Sprache und Literatur) vorgefunden wird. Dieser zufolge nahmen sie ein gutes Princip, Ormuzd, und ein böses, Ahriman, an, aus denen in einer vorweltlichen Periode Lichtwesen und Geister der Finsterniß hervorgingen. Ormuzd schuf sechs Amshaspands, 28 Izeds und eine Menge Ferwers, die später menschliche Seelen wurden, Ahriman dagegen ebenso viele Dews. Nach Verlauf von 3000 Jahren brachte Jener die Körper- und Menschenwelt hervor und herrschte nun unangefochten drei Jahrtausende hindurch. Dann aber begann die ebenso lange währende Periode des Kampfes mit Ahriman und der Sieg der Finsterniß, bis endlich nach Vernichtung der Dews beide Principe sich versöhnen und die Bekehrung der von Ahriman verführten Menschen durch den Propheten Soliosch, sowie die Auferstehung der Leiber sammt Erneuerung aller Dinge erfolgt. Wenn man die in den Zendbüchern erwähnte Zeruane Akerene, d. i. die unendliche Zeit, für das Urwesen erklärt hat, aus welchem nach der Ansicht der Parsen Ormuzd und Ahriman erst hervorgegangen seien, so beruht dies nach neuern Forschungen auf einem Misverständnisse; die unbegrenzte Zeit ist ein blosses Attribut jener Principe. Die nachmalige Einwirkung der Zendlehre auf christliche Speculation läßt sich an den Gnostikern (s. d.) und unter diesen am meisten an Mani (s. d.) erkennen. Durch die Einführung des Islam wurde die altpers. Religon verdrängt, doch ist Manches aus ihr in die Ansichten der Zabier (s. d.) übergegangen. Eine pantheistisch-mystische Sekte in Persien bilden die Anhänger des Ssufismus (s. d.). Vgl. Rhode, „Die heilige Sage des Zendvolks" (Frankf. 1820).

Persische Sprache und Literatur. Die uns näher bekannten ältern und neuern Sprachen Persiens gehören insgesammt zu dem großen Stamme der Indogermanischen

Sprachen (s. d.) und sind, was die ältern betrifft, etwa folgende: 1) Das Zend oder die Sprache, in welcher die Religionsbücher Zoroaster's abgefaßt sind. Dieselbe war wahrscheinlich im nördlichen Persien herrschend, wird mit einem Alphabete semitischen Ursprungs von der Rechten zur Linken geschrieben und steht dem ältesten Sanskrit der Vedas sehr nahe. Eine Übersicht der grammatischen Formen gibt Bopp in seiner „Vergleichenden Grammatik" (1 Abth., Berl. 1833—42). Der Begründer des wissenschaftlichen Studiums dieser Sprache wurde E. Burnouf (s. d.). In ihr sind uns zahlreiche Fragmente der alten Religionsbücher des Zoroastrischen Cultus erhalten. Als die wichtigsten derselben erwähnen wir a) Wendidad, mythische Berichte über den ursprünglichen Zustand Persiens und den ersten Anbau dieses Landes; ferner Gesetze, moralische und theologische Lehren enthaltend, herausgegeben von Olshausen (Bd. 1, Hamb. 1829) und von Framji Aspandiarji „The Vandidad, with a Gujarati translation, paraphrase and comment" (2 Bde., Bombay 1842); b) Izeschne oder Jasna, liturgischen Inhalts, Lobpreisungen und Hymnen. Vgl. „Commentaire sur le Yaçna" von E. Burnouf (Bd. 1, Par. 1833) und „The Yaçna in Gujarati" (2 Bde., Bombay 1843); und c) Wispered, Anrufungen der Himmelsgeister und der Genien der Natur; vgl. „The Vispard in Gujarati" (Bombay 1843). Diese drei genannten Werke werden zu gewissen liturgischen Zwecken oft zusammengeschrieben, und heißen dann zusammen „Vendidad-Sade" (herausgegeben Par. 1829—43 und Bombay 1834). Außerdem gibt es noch einzelne Hymnen und ähnliche liturgische Fragmente im Zend. 2) Das Pehlewi oder die alte Sprache des westlichen Persiens, die, bis jetzt noch wenig bekannt, eine Mischung ist von pers. und semitischen Wörtern, mit vorherrschender pers. Grammatik. Die in ihr erhaltenen Denkmäler beziehen sich ebenfalls ausschließend auf die Religion des Zoroaster. Die wichtigsten sind a) die unter der Herrschaft der Sassaniden verfaßten Übersetzungen und Paraphrasen der alten Zendbücher, auf welchen allein das traditionelle Verständniß dieser Bücher bei den jetzigen Parsen beruht, und b) das Bundehesch, eine Art dogmatischen Handbuchs über die Religion Zoroaster's, welches Abhandlungen über den Ursprung der Wesen, über die Einrichtung des Himmels und der Gestirne, über die Geschöpfe der Erde, den ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechts, die Genealogie Zoroaster's und der alten pers. Königsgeschlechter umfaßt, aber eine ziemlich späte Compilation ist. Andere Bücher dieser Art sind das Wiraf-nameh u. s. w. Die vollständigste Übersetzung fast aller im Zend und Pehlewi erhaltenen Überreste gibt Anquetil Duperron in seinem „Zendavesta". 3) Die alte Sprache Persiens, wie sie zur Zeit der Achämeniden geredet wurde. Die einzigen Überreste dieser Sprache, die von den beiden genannten bedeutend abweicht, finden sich in den Keilschriften (s. d.). Aus dieser ältern Sprache entwickelte sich: 4) Das Parsi oder Neupersische, ursprünglich die Sprache des südwestlichen Persiens. Es hat einen modernern Charakter, indem es die vielen Flexionsendungen jener ältern pers. Mundarten verloren; doch ist der Stil zu großer Anmuth und Geschmeidigkeit gebildet. Am reinsten findet man es im „Schânâmeh" des Firdûsi (s. d.). Seit der Herrschaft der Araber in Persien und der Verbreitung des Islam daselbst, nahm das Neupersische viele arab. Wörter in sich auf; auch wird es mit arab. Schriftzeichen geschrieben. Durch die mongol. Herrschaft wurde es im nördlichen Indien sehr verbreitet und bildete bis auf die neueste Zeit die Sprache der Diplomatie, des höhern geselligen Lebens und der Gerichtshöfe. Die vorzüglichsten Sprachlehren sind Lumsden's „Grammar of the persian language" (2 Bde., Kalkutta 1810, Fol.) und Jones' „Grammar of the persian language" (9. Aufl., Lond. 1828), und die besten Wörterbücher von Burhâni kati (Kalk. 1818, 4.), Ferhengi Schuuri (2 Bde., Konstant. 1746, Fol.) und Heft kulzum (7 Bde., Lucknow 1822, Fol.); Meninski's „Lexicon turc.-arab.-persicum" (neue Ausg. von Jenisch und Klezl, 4 Bde., Wien 1780—1802, Fol.) und Richardson's „Dictionary persian, arabic and english" (vermehrt von Johnson, Lond. 1829, 4.). Vgl. auch Vullers, „Institutiones linguae pers." (Gieß. 1805). Übrigens hat die neupers. Sprache viele Dialekte, wie das Kurdische an der westlichen Grenze Persiens u. s. w.

Die neupersische Literatur entwickelte sich seit der Zeit, wo der Islam in Persien Eingang fand, und die Schriftsteller in derselben sind insgesammt Mohammedaner. Die ersten neupers. Schriften, theils poetischen, theils historischen Inhalts, stammen aus der

Zeit der samanidischen Fürsten im 9. und 10. Jahrh. Von dieser Zeit an wurde die pers. Literatur, in Persien selbst sowie in Indien, namentlich die Poesie und die Geschichte, ununterbrochen gepflegt, so viele gewaltsame politische Stürme auch das Land verheeren mochten. Der Reichthum der pers. Literatur ist ungemein groß; eine Übersicht gewährt Hâdschi Khalfa (s. d.) in seinem „Lexicon bibliographicum".

Die Poesie umfaßt eine Menge kleinerer lyrischer Gedichte, in sogenannte Diwâne oder Sammlungen vereinigt, auch größere historische, romantische und allegorische Gedichte und viele Märchen und Erzählungen in Prosa, mit Versen untermischt. Der älteste bekannte Dichter ist Rudegi, um 952, welcher auf Befehl des samanidischen Fürsten Nasr ben Achmed die Fabeln des Bidpai in das Persische übersetzte. Aus der Zeit der Ghaznawiden ist zu erwähnen Firdûsi (s. d.), an dessen großartiges Nationalepos sich viele verwandte Dichtungen anlehnen, wie z. B. das „Barsu-nameh", das „Sam-nameh" und andere mehr; Anwari, ein gelehrter Panegyriker und Odendichter, um 1150; Nisâmi, um 1190, der Begründer der romantischen Epik und Verfasser einer Chamsse, d. h. einer Sammlung von fünf größern romantischen Gedichten, welche betitelt sind „Chosru und Schirîn", „Leila und Medschnûn" (bearbeitet von J. Atkinson, Lond. 1836), „Die sieben Schönen", eine Sammlung von sieben Novellen („Behram Gur und die russ. Fürstentochter", herausgegeben von Fr. v. Erdmann, Kasan 1843), „Iskender-nameh", eine sagenhafte Ausschmückung von Alexander's des Großen Leben und Thaten (Kalk. 1812, 4., zum Theil übersetzt von Rückert und Charmoy), und „Die Kammer der Geheimnisse", eine Sammlung moralisch-didaktischer Erzählungen (herausgegeben von Bland, Lond. 1844); Chakâni, um 1200, einer der gelehrtesten Odendichter; Ferîd eddîn Attâr, um 1270, der Verfasser mehrer religiösen und ascetischen Gedichte, z. B. des „Mantiket ettaïr" oder des Vogelgesprächs, worin er die theosophische Beschauung Gottes schildert, und des „Pendnâmeh" oder des Buchs des guten Rathes (mit franz. Übersetzung herausgegeben von Sacy, Par. 1819); Dschelâl eddîn Rûmi, ein Zeitgenosse des Vorigen, der meist zu Iconium am Hofe der seldschukidischen Sultane lebte und als der größte religiöse oder mystische Dichter gilt, der Verfasser des großen Gedichts „Mesnewi" (mit türk. Übersetzung und Commentar, 6 Bde., Kairo 1836, Fol.) und vieler lyrischer Gedichte (herausgegeben in einer Auswahl von v. Rosenzweig, Wien 1838, 4.); Saadi (s. d.); Emîr Chosru, ein Zeitgenosse des Saadi, der wie Nisâmi eine Chamsse dichtete; Hâfis (s. d.), der berühmteste Odendichter, um 1300; Dschâmî (s. d.), einer der fruchtbarsten und anmuthigsten pers. Dichter, um 1400; Hâtifi, gleichfalls Verfasser einer Chamsse, und Feisi, am Hofe des Großmoguls Akbar, ums J. 1540, der auch die altind. Erzählung von Nala und Damaganti in einem kunstvollen Epos (herausgeg. Kalk. 1831) bearbeitete. Die neuesten größern Gedichte der Perser sind das „Schehinschah-nâmeh", das Buch der Könige, welches die neueste Geschichte Persiens in Versen erzählt, und das „George-nâmeh", von Firos ben Kaus (3 Bde., Bombay 1839), das die Eroberung Indiens durch die Engländer schildert. Die eigentliche Volksliteratur, kleine Lieder über die einfachsten Verhältnisse des Lebens, Balladen und Cyklen historischer Gesänge, schildert A. Chodzko in seinen „Specimens of the popular poetry of Persia" (Lond. 1842), ein Fragment daraus „Die Abenteuer und Gesänge Körruglu's", übersetzt ins Deutsche von Wolff (Jena 1843). Die Perser sind das einzige mohammedan. Volk, welches auch die dramatische Poesie angebaut hat; die Stücke sind ganz den Mystères der ältern franz. Literatur zu vergleichen und reich an natürlicher ergreifender Lyrik. Vgl. Chodzko, „Sur la littérature dramatique des Persans" (Par. 1844). Die Geschichte der pers. Dichter haben beschrieben Dauletschah in seinem Werke „Teskeret esschoara", d. i. Beschreibung der Dichter, und Lutf Ali Beg, dessen Werk „Ateschkedeh", d. i. Feuertempel, herausgeg. von Bland (Lond. 1844), die Geschichte der pers. Dichter bis in die neuesten Zeiten fortsetzt. Vgl. Hammer, „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818, 4.). Von den zahlreichen Sammlungen von Novellen, Märchen, Erzählungen erwähnen wir nur folgende: „Anwâri soheili", d. i. Kanopische Lichter, eine vortreffliche, mit allem Zauber der pers. Sprache geschmückte Bearbeitung der Fabeln des Bidpai; „Behâri danisch", d. i. Frühling der Weisheit, verfaßt von Inâjet Allah in Indien, übersetzt von Scott unter dem Titel „Garden of knowledge" (3 Bde., 1799); „Tûtinâmeh", d. i. Papagaienbuch, pers. und engl. von Hadley herausgegeben,

deutsch von Iken und Rosegarten (Stuttg. 1822), und „Baktijâr-nâmeh", d. i. Geschichte des Prinzen Baktijâr, von Ouseley herausgegeben und übersetzt, unter dem Titel „Tales of Bakhtyar and the ten veziers" (Lond. 1801; Par. 1839). Durch Persien ist auch der große Reichthum der ind. Literatur an Fabeln und Märchen vermittelt worden. (S. Bidpai und Tausend und Eine Nacht.)

Der historische Theil der neupers. Literatur ist ebenso reichhaltig als wichtig. Die pers. Geschichtschreiber behandeln theils die allgemeine Geschichte der mohammedan. Staaten, theils insbesondere die der zahlreichen arab., pers., türk. und mongol. Dynastien, welche in Persien und Indien ihren Sitz aufschlugen. Nur Weniges davon ist bis jetzt gedruckt. Wir erwähnen das „Tarichi Tabari" oder die pers. Bearbeitung der großen arab. Chronik des Tabari, verfaßt von El Balami im J. 974, franz. von Dubeux (Bd. I, Lond. 1835); „Dschâmi ettewârich", d. i. Sammler der Chroniken, eine Geschichte der Mongolen, vom Vezier Raschîd Eddîn, um 1320 herausgegeben und übersetzt von Quatremère (Bd. I, Par. 1836); die Chronik des Wassâf, um 1333, welche die Geschichte der Nachkommen Dschingis-Khan's enthält und in einem überaus kunstreichen Stile geschrieben ist; „Lubb ettewârich" oder Mark der Chroniken, von Kaswini, um 1370; die Geschichte Timur's, von Scherif eddîn Jesdi, um 1460, franz. von Petit de Lacroix (Par. 1724); „Rauset essafa", d. i. Flur der Lauterkeit, von Mirchond, um 1520, eine große Universalgeschichte, aus welcher Wilken u. A. mehre Abschnitte herausgegeben haben, z. B. „Geschichte der Samaniden" (Gött. 1810, und von Defrémery, Par. 1845); „Geschichte der Ghaznawiden" (Berl. 1832); „Geschichte der Bujiden" (Berl. 1835); „Geschichte der Sassaniden", von Defrémery (Par. 1844; franz. von Sacy, Par. 1793); „Geschichte der Ismaeliten", von Jourdain (Par. 1812); „Geschichte der Seldschukiden", pers. und deutsch von Vullers (Gieß. 1837); „Geschichte des Dschingis-Khan", von Jaubert (Par. 1841); „Geschichte der Sultane von Kharesm", von Defrémery (Par. 1842) u. s. w.; die Geschichte Indiens von Ferischta, um 1640 (2 Bde., Bombay 1831; engl. von Briggs, 4 Bde., Lond. 1829); die „Tusukâti Timûr" oder Einrichtungen Timur's, pers. und engl. von White (Oxf. 1783); die „Wakiâti Bâburi" oder Begebenheiten des Großmoguls Babur, von ihm selbst aufgezeichnet, engl. von Erskine (Edinb. 1826; deutsch von Kaiser, Lpz. 1828); die „Wakiâti Dschihângîri" oder Begebenheiten des Großmoguls Dschihângîr, engl. von Price (Lond. 1829); das „Ajîni Akbari" oder die Ordnung Akbar's, eine statistische Schilderung des Mogulreichs in Indien unter Akbar, engl. von Gladwin (2 Bde., Kalk. 1783, 4.); die Geschichte des Nadir schah, von Mahdi khan (Teheran 1842; franz. von Jones, Lond. 1770); „Die Geschichte der Afghanen", von Neamet ullah, engl. von Dorn (2 Bde., Lond. 1829); „Das Leben des Schaikh Ali Hasîn", pers. und engl. von Belfour (2 Bde., Lond. 1830) und „Siyar Mutakherin", enthaltend die Geschichte Indiens von 1705—82, von Gholam Husain khan (2 Bde., Kalk. 1832, 4.; engl., 3 Bde., Kalk. 1789). Eines der neuesten historischen Werke „Measiri sultanijje" gibt die Geschichte der jetzt regierenden Dynastie (Teheran 1825; engl. von Brydges, Lond. 1833).

In Betreff anderer Fächer der neupers. Literatur erwähnen wir aus der Ethik: das „Kâbûsnâmeh", von einem dilamitischen Prinzen verfaßt um 1080, deutsch von Diez (Berl. 1811); die „Achlâki nâsseri", von Nassîr eddîn Tûssi, um 1270; die „Achlâki Muhsini", von Hossein Wâis Kâschifi, um 1480 (Kalk. 1809); und „Achlâki Jelâli" (Kalk. 1811; engl. von Thompson, Lond. 1839); aus der Religionsgeschichte: das Buch „Ulemâi islâm", welches Nachrichten über die altpers. Religion liefert (pers. von Olshausen, Par. 1829; deutsch von Vullers, Bonn 1832), sowie den „Dabistan", eine Darstellung aller Religionen Asiens (Kalk. 1809; engl. von Troyer, 3 Bde., Lond. 1843); aus der Rhetorik: „Hadaik ul belaghet", d. i. die Lauben der Beredtsamkeit, von Schems Eddîn (Kalk. 1814), „Nahr ul fasahet", d. i. der Strom der Beredtsamkeit, von Mirza katil (Kalk. 1820); aus der Geographie: „Heft iklim" oder die sieben Klimata, von Amîn Achmed Râsi, und „Adschâîb el buldân" oder die Wunder der Länder, von Berdschendi; aus der Medicin: das „Tochfet el mûmenin", von Mohammed Mumin Husseini, um 1700; aus der Philologie: die oben erwähnten großen neupers. Wörterbücher. Außerdem haben die Perser viele Werke der altind. Literatur übersetzt, z. B. die epischen Gedichte „Ramayana" und „Mahâbharata".

die theologiſchen Abhandlungen der Vedas („Upnekhat", lat. von Anquetil Duperron, 2 Bde., Strasb. 1804) u. ſ. w. Reichhaltige Verzeichniſſe neuperſ. Werke ſind Stewart's „Catalogue of the oriental library of the late Tippoo Sultan of Mysore" (Cambridge 1809) und Ouſely's „Catalogue of several hundred manuscript works" (Lond. 1831).

Perſil (Jean Charl.), franz. Pair und Miniſter, wurde 1785 zu Condom im Gersdepartement geboren. Er ſtudirte die Rechte, ließ ſich mit Erfolg in ſeiner Vaterſtadt als Advocat nieder und trat für dieſelbe noch vor der Julirevolution in die Kammer. Seine politiſche Rolle begann am 27. Juli, indem er die Proteſtation der Deputirten gegen die Ordonnancen unterzeichnete. Als im Aug. der Generalprocurator Bernard de Rennes ſich weigerte, gegen mehre Zeitſchriften und politiſche Vereine einzuſchreiten, erhielt P. deſſen Stelle. Mit geringer Selbſtändigkeit des Willens ausgeſtattet, ließ er ſich in dieſem Amte zu Allem gebrauchen, was der Hof wünſchte. In ungeſchickter Heftigkeit verfolgte er die Preſſe und die vor Gericht geſtellten jungen Leute. In der Kammer ſprach er für die Erhöhung des Wahlcenſus, auch ſetzte er 1833 die Maßregel gegen die öffentlichen Ausrufer von Zeitblättern durch, wodurch den kleinen Journalen der erwünſchte Untergang bereitet wurde. Die Preſſe dagegen rächte ſich durch Spott und Caricaturen und ſteigerte hiermit P.'s Leidenſchaftlichkeit aufs Höchſte. Bei der Reorganiſirung des Miniſteriums, am 5. Apr. 1834, wurde P. zum Siegelbewahrer ernannt. Er behielt dieſes Amt unter einer Reihe von Miniſterialveränderungen bis zum Rücktritte des Miniſteriums Thiers im Aug. 1836. In der darauf folgenden Verwaltung Molé's übernahm er als „Unvermeidlicher" das Portefeuille der Juſtiz, legte daſſelbe aber am 7. März 1837 nieder, weil er mit Guizot, Gasparin und Duchâtel bei Molé die Auflöſung der ziemlich widerſpenſtigen Kammer nicht durchſetzen konnte. Der Hof verlieh ihm zur Entſchädigung die einträgliche Stelle eines Präſidenten der Münzcommiſſion. Indeſſen ließ er ſich nicht abhalten, der Coalition von Thiers gegen Molé beizutreten, ſodaß ihm der erzürnte Miniſter 1839 ſeine Stelle bei der Münze entzog. Sofort trat er nun von der Oppoſition zurück und erhielt vom Hofe eine andere Pfründe und die Pairswürde. P. iſt zwar ein Vertreter des Juste milieu (ſ. d.), aber durchaus kein Freund der Reaction im legitimiſtiſchen Sinne; „il faut frapper des deux côtés", gilt als ſein politiſcher Grundſatz.

Perſius (Aulus) Flaccus, einer der vorzüglichſten röm. Satiriker, geb. 34 n. Chr. zu Volaterrä in Etrurien, erhielt, da er aus einer angeſehenen Ritterfamilie ſtammte, eine gute Bildung, namentlich durch den Stoiker Cornutus, dem er ſich mit vieler Innigkeit anſchloß, und lebte, wegen ſeiner Beſcheidenheit von Allen geſchätzt, mit den ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten Roms in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, ſtarb aber ſchon 62 n. Chr. im 28. Lebensjahre. Seine noch erhaltenen ſechs Satiren, in denen er uns ein Bild des herrſchenden Sittenverderbens ſeiner Zeit im Gegenſatze zu dem Ideale des ſtoiſchen Weiſen und altröm. Zucht gibt, zeichnen ſich durch Ernſt und Strenge, Kraft und Gedrungenheit aus, obgleich ſie auf der andern Seite an großer Dunkelheit leiden, die theils in den für uns unverſtändlichen Anſpielungen, theils in der abgeriſſenen Schreibart und übertriebenen Kürze ihren Grund hat. Nach der erſten zu Rom (um 1470, 4.) erſchienenen Ausgabe wurden ſie ſpäter häufig zugleich mit den Satiren des Juvenalis (ſ. d.), einzeln am beſten von Caſaubonus (Par. 1605; zuletzt Lond. 1647), Paſſow (Bd. I, Lpz. 1809), zugleich mit deutſcher Überſetzung; dann von Weber (Lpz. 1826), Plum (Kopenh. 1827), Dübner (Lpz. 1833), Orelli in den „Eclogae poetarum lat." (Zür. 1833), H. Jahn (Lpz. 1843), Heinrich (Lpz. 1844) und Düntzer (Trier 1844) bearbeitet. Deutſche Überſetzungen lieferten Donner (Stuttg. 1822), Weber (Bonn 1834) und Teuffel (Stuttg. 1844).

Perſon bezeichnet den Menſchen als freies, vernünftiges Weſen, welches Rechte zu erwerben und Verbindlichkeiten zu übernehmen fähig iſt, im Gegenſatz der Sache, welche nur ein Object rechtlicher Verhältniſſe ſein kann. Den Begriff der Perſönlichkeit drückt man auch dadurch aus, daß die Perſon den Zweck ihres Daſeins in ſich ſelbſt hat, ſodaß ſie niemals zum bloſen Mittel für fremde Zwecke gebraucht werden kann, während Sache immer blos als Mittel erſcheint. Die Perſönlichkeit und das Recht derſelben bringt der Menſch mit auf die Welt und kann ſie weder verlieren noch freiwillig aufgeben. Sie iſt der Grund aller ſeiner weitern Rechte und Pflichten. Ebendaher iſt die Sklaverei (ſ. d.) etwas

schlechthin Widerrechtliches, da sie den Menschen gleich einer Sache nur als Object, nicht auch als Subject von Rechten behandelt. Das Recht der Persönlichkeit haftet an der Erscheinung als Mensch, an der menschlichen Gestalt und nach röm. Rechte besonders an der Bildung des Kopfs; es beginnt mit den ersten Spüren des Daseins im Leibe der Mutter und dauert fort, auch wenn das Bewußtsein der Vernunft nie erwacht oder wieder unterdrückt wird, im Blödsinnigen und Irren. Aus dem Rechte der Persönlichkeit folgt die Fähigkeit, weitere Rechte zu erwerben, z. B. Besitz und Eigenthum und Foderungen an Andere. Wenn mehre Personen sich zu einem vereinten Handeln für gemeinschaftliche Zwecke verbinden und gegen Andere als Eine Person auftreten, so nennt man dies eine Moralische Person (s. d.).

Personalsteuern waren früher sehr willkürlicher Natur, haben sich aber allmälig in den besser eingerichteten Staaten zu dem richtigen Begriffe heraufgebildet, daß sie auf directem Wege von demjenigen Einkommen erhoben werden, welches weder aus Grundbesitz noch aus eigentlichen Gewerben, sondern aus persönlichen Dienstleistungen höherer und niederer Art oder sonstigen Quellen fließt, die man nicht näher erforschen kann oder mag. Es vereinigen sich in der Personalsteuer hauptsächlich die directen Abgaben der Beamten aller Art, der Gelehrten und Künstler, der Rentiers, wo keine besondere Capitaliensteuer besteht, aber auch der zahlreichen blosen Handarbeiter und des Gesindes. Sie werden theils nach dem bekannten Einkommen, theils nach allgemeiner auf Stellung und Aufwand begründeter Annahme angelegt.

Personenrecht (jus personarum) ist, im Gegensatze zu dem Sachen- und Foderungsrecht, der Inbegriff derjenigen Rechte, welche mit persönlichen Eigenschaften, sowol natürlichen als bürgerlichen, sowol individuellen als solchen, die in einem Verhältniß zu Andern bestehen, verbunden sind. Es begreift dasselbe daher die Lehre von dem Stande im weitesten Sinne (status) und zwar dem natürlichen, Leben und Tod, Alter, Mündigkeit, Geschlecht, Gesundheit; dem Familienstande, Ehe und Verwandtschaft; und dem bürgerlichen, Freiheit, besonders Standesrecht, Gemeinde- und Staatsbürgerrecht und Religion.

Personification, bei den Griechen Prosopopöie genannt, heißt in der Rhetorik und Poetik die Einkleidung abstrakter Begriffe oder lebloser Dinge in lebende Wesen, um die Lebhaftigkeit und Veranschaulichung der Rede dadurch zu fördern. Die Einkleidung geschieht dadurch, daß man den Gegenstand anredet oder selbst redend einführt, oder ihm gewisse Lebensäußerungen beilegt u. s. w., z. B. „Sei uns gegrüßt, du holde Freiheit!" Schon im gewöhnlichen Leben drücken wir uns, besonders mittels der Metapher (s. d.), häufig so aus, z. B. „Die Natur ist wieder erwacht", „Der Herbst predigt uns die Vergänglichkeit alles Irdischen" u. s. w. Zu derselben Gattung von Figuren gehören die Apostrophe (s. d.) und Sermocinatio (s. d.).

Perspective heißt die Kunst, Gegenstände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie sie aus einem gegebenen Standpunkte nach ihrer Gestalt und Farbe gesehen werden, sowie die Lehre von den Grundsätzen dieser Kunst. Die Perspective beruht auf der Optik, insofern man mittels Lichtstrahlen sieht, welche in geraden Linien von den Gegenständen nach dem Auge dringen; sie kann aber auch zur Geometrie gerechnet werden, insofern das Zeichnen der Form des Gegenstandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometrischen Grundsätzen erfodert. Es unterscheidet sich indeß der Theil der Perspective, der die Gestalt der Gegenstände betrifft, wesentlich von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt, und es gibt daher eine mathematische oder Linear- und eine Farben- oder Luftperspective. Beide sind für Maler, Baukünstler, Bildhauer u. s. w. von größter Wichtigkeit. Ohne richtige Kenntniß derselben kann kein Gemälde Wahrheit und Leben erhalten und durch Verstoß dagegen wird oftmals der Zweck der Darstellung ganz verfehlt. Sie allein lehrt die Kunst, Verkürzungen mit Genauigkeit und Richtigkeit darzustellen, und selbst bei den einfachsten Lagen bedarf man ihrer. So lange daher die Perspective unbekannt und ungeregelt war, mußte auch die Kunst in der Kindheit bleiben. Am meisten wurde die Perspective in neuester Zeit vervollkommnet; doch beweisen die Malereien in Herculanum und Pompeji, daß die altgriech. Maler, wenn sie auch in Anwendung der Perspective auf Gebäude und Landschaft noch wenig geübt waren, bei Darstellung der menschlichen Gestalt sie völlig tadellos handhabten. Die Linearperspective hat die Aufgabe zu lösen, wie jeder Punkt

in der Natur in die perspectivische Proportion zu bringen sei, und ist als Kunst die Kunst der richtigen Verkürzung der geraden Linien. Ein Gegenstand aber kann auf dreierlei Weise perspectivisch betrachtet werden, entweder von oben (ichnographischer Riß) oder von der aufrecht stehenden Seite, dem Profile (orthographischer Riß), oder endlich halb von der Seite (Malerprospecte). Bei der Vogelperspective wird der Gegenstand schief von oben gesehen und bei der Militair- oder Cavalerieperspective, z. B. militairischen Baurissen, kommt es nicht sowol auf die täuschende Wirkung als auf das Maß an. Die Linearperspective wurde vorzüglich durch Albrecht Dürer und Leonardo da Vinci rationell durch besondere Lehrbücher ausgebildet. Nicht minder wichtig, besonders für die Haltung eines Gemäldes, ist die Luftperspective, die den Grad des Lichts beurtheilen lehrt, welchen die Gegenstände, nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung gegen den Sehenden, zurückwerfen, und zugleich zeigt, wie diese Gegenstände im Farbenton nach dem Verhältnisse der Zwischenluft, die dieselben vom Auge des Beschauers sondert, sich abstufen. Namentlich ist die Luftperspective bei der Landschaftmalerei nothwendig. In der nord. Malerei ist Jan van Eyck (s. d.) als Gründer derselben zu betrachten, dessen Interieurs von Zimmern und Kirchen (den hohen Augenpunkt einmal zugegeben) perspectivisch tadellos sind, während vor ihm dergleichen entweder gar nicht oder mit der kindlichsten Befangenheit dargestellt wurde. In Italien gilt Paolo Uccello in Florenz, zu Anfang des 15. Jahrh., als wesentlicher Förderer der Luftperspective. Vgl. Valencienne, „Praktische Anleitung zur Linear- und Luftperspective" (deutsch, Hof 1803) und Jacobi, „Praktische Anleitung zur Perspective" (Lpz. 1821).

Perspectivmalerei nennt man diejenige Gattung der Malerei, in welcher vorzugsweise die Perspective hervortritt. Dies ist aber hauptsächlich der Fall, wo das Innere großer Gebäude, z. B. von Tempeln und Kirchen, dargestellt wird, sowie überhaupt in Architekturstücken, daher man derartige Darstellungen auch geradezu Perspectiven nennt. Unter den Italienern lieferten Matteo Zaccolini, Andr. Pozzo und Giov. Paolo Pannini; unter den Franzosen Jacq. Rousseau und seine Schüler, Phil. Meusnier u. A.; unter den Niederländern im 16. Jahrh. de Vries, Heinr. Steenwijk, Vater und Sohn, Pet. Neefs, Emanuel de Witte, Pet. van Bronkhorst, van der Heyden und van Deelen ausgezeichnete Perspectiven.

Perth, eine der Grafschaften des schot. Hochlands, ist abwechselnd von malerischen Hügeln und reizenden Thälern durchschnitten und hat zahlreiche Binnenseen und Flüsse, unter denen der Tay mit dem prächtigen Wasserfall Mones und der Forth die größten sind. Das Klima ist rein, heiter und gesund. Auf 110 □M. zählt sie 143000 E., die sich von Ackerbau, Viehzucht und Fabrikation von Leinwand, Tuch und Wollenwaaren nähren. Der Boden der Grafschaft hat durch Ossian's Lieder, sein Grab, Macbeth's Schloß und alte Druidendenkmäler einen classischen Ruf. Die Hauptstadt Perth, am schiffbaren Tay, in einer großen Ebene reizend gelegen, eine der ältesten Städte Schottlands, dessen Könige hier oft residirten und wo häufig Parlamente und Nationalversammlungen gehalten wurden, hat über 20000 E., großartige Leinen- und Baumwollenweberei, Twistspinnerei und bedeutenden Handel. Es befinden sich daselbst eine Akademie für philosophische, mathematische und physikalische Studien, sowie andere höhere Lehranstalten, die eine Menge Personen des benachbarten Adels herbeiziehen. Eine halbe Stunde von P. liegt das Schloß Scone, wo die schot. Könige gekrönt wurden und wo der Prätendent 1745 noch Hof hielt.

Perthes (Christian Friedr.), Buchhändler zu Gotha, einer der ausgezeichnetsten Männer seines Fachs, geb. zu Rudolstadt am 20. Apr. 1770, gest. zu Gotha am 18. Mai 1843, wurde frühzeitig seines Vaters durch den Tod beraubt. Ohne die nöthige Vorbildung durch die Schule erlangt zu haben, kam er 1787 in die Lehre nach Leipzig, wo er weder Zeit noch Gelegenheit fand, das Fehlende nachzuholen. Er selbst klagte später darüber, daß seine ganze Beschäftigung während seiner Lehrzeit nur die gewesen sei, mit dem Suchbuche unter dem Arme von einer Buchhandlung zur andern zu laufen. Nach zurückgelegter Lehrzeit kam er 1793 als Gehülfe in die B. G. Hoffmann'sche Buchhandlung nach Hamburg, deren Chef er später, dankbar für Vorbild und Lehre, in seiner kleinen Schrift über den Buchhandel (abgedruckt in Pölitz's „Jahrbüchern", 1829) ein Denkmal der Pietät setzte. In Hamburg eröffnete er 1796, völlig mittellos, eine Sortimentsbuchhandlung, in welche auch sein nachheriger Schwager Besser als Compagnon eintrat. Seine unermüdliche Thätigkeit,

verbunden mit natürlichem praktischen Sinn, und Besser's gründliche Sprach- und Literaturkenntniß gaben einen guten Klang, und die Handlung wurde eine der ersten und geachtetsten in Deutschland. P. faßte aber seinen Beruf nicht blos im gewöhnlichen kaufmännischen Sinne auf, er setzte sich daher auch nicht aus bloßer Speculation, sondern aus Achtung gegen den höchsten Zweck des Buchhandels, die Menschenbildung, mit vielen ausgezeichneten Männern aller Fächer des Wissens in Verbindung und unterhielt mit ihnen einen ausgebreiteten Briefwechsel, den er selbst dann pflegte, wenn die Betreffenden Fächern angehörten, in denen er keine oder nur wenige buchhändlerische Unternehmungen machte, ja gegen die er vielleicht sogar Abneigung hatte, wie Politik und Staatsrecht. In Hamburg wurde er mit Matth. Claudius in Wandsbeck, dessen älteste Tochter er heirathete, und mit den beiden Stolberg bekannt, wodurch er auch für die jenem Kreise eigenthümliche religiöse Richtung gewonnen wurde und sich selbst mit Begeisterung, wie er denn Alles, was er trieb, warm erfaßte, dem damals herrschenden religiösen Indifferentismus entgegenstellte. Seine nicht ohne Vorliebe von ihm gepflegten Unternehmungen auf dem Gebiete der theologischen Literatur, die ihm Herzenssache geworden waren, geben davon Zeugniß. Wie er auf dem Gebiete des Religiösen zur strengen Kirchlichkeit sich hinneigte, so war seine politische Richtung die conservative. Als im J. 1813, zu einer Zeit, wo sein Geschäft durch kluge Speculation und richtige Benutzung der schwachen Seiten des franz. Mauth- und Censurbeschränkungssystems am meisten blühte, der deutsche Freiheitsruf erscholl, da trat P. mit an die Spitze des Aufstands gegen die Franzosenherrschaft in Hamburg, und als bald darauf die Franzosen in das verrathene Hamburg zurückkehrten, stand er an der Spitze der muthigen Männer, die mit den Waffen in der Hand auszogen und auf fremdem Boden erklärten: „Wo wir sind, da ist Hamburg." Er wurde, nachdem er an den Feldzügen im nordwestlichen Deutschland Theil genommen, als Abgeordneter des hanseatischen Directoriums mit dem Bürgermeister Smidt von Bremen in das Hauptquartier der hohen Verbündeten nach Frankfurt am Main gesendet und brachte von da die Freiheitsacte der hanseatischen Städte mit zurück. Als er nach Niederlegung der Waffen das von Davoust ausgesogene Hamburg wiedersah, fand er seine Buchhandlung so gut wie vernichtet und sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, wieder von vorn anzufangen. Er löste indeß die geschäftlichen Schwierigkeiten, die sich unter solchen Umständen gehäuft haben mußten, auf eine höchst ehrenhafte Weise, ohne von den Unterstützungsanerbietungen, die ihm zahlreich gemacht wurden, Gebrauch zu machen. Nach dem Tode seiner ersten Gattin schied er 1821 von Hamburg und siedelte sich nach Gotha über, wo er, bald neue Familien- und Freundesbande anknüpfend, den Sortimentshandel aufgab und sich blos dem Verlagshandel widmete. Es genüge hier nur an das großartige und classische Unternehmen von Heeren's und Ukert's „Geschichte der europ. Staaten" zu erinnern, für dessen Ausführung er die ausgezeichnetsten Historiker zu gewinnen wußte. Eine Auctorität unter den Buchhändlern Deutschlands, half er die Deutsche Buchhändlerbörse in Leipzig mit begründen, in deren größerm Saale sein Portrait aufgestellt ist. Manche fürstliche Anerkennung wurde dem verdienten Manne zu Theil, und die Universität Kiel ernannte ihn, der keine Universitätsbildung besaß, zum Doctor der Philosophie, „weil er Lebensweisheit erworben und wirksam geübt".

Pertinax (Publius Helvius), ein Römer, war Präfect der Stadt, als Kaiser Commodus (s. d.) am 31. Dec. 192 n. Chr. ermordet wurde. Hierauf in seinem 68. Jahre zum Kaiser ernannt, erregte er durch den strengen Ernst und die Einfachheit seiner Sitten die Unzufriedenheit der Prätorianer, die ihn in einem Aufstande am 28. März 193 ermordeten.

Pertinenzien nennt man solche Nebensachen, welche zwar mit einer Hauptsache in Verbindung gebracht werden, aber doch keine integrirenden Bestandtheile derselben ausmachen. Bei beweglichen Dingen kommt der Begriff der Pertinenzien kaum vor, außer bei Thieren, wie denn z. B. das röm. Recht die Käfige für eine Zubehör der Vögel erklärt. Am wichtigsten ist der Begriff bei Gebäuden, Landgütern, Fabriken, zumal wenn eine Absonderung des Lehns vom Allodium (s. d.) mit ins Spiel kommt, oder die Frage entsteht, was bei einem Hause, Landgute u. s. w. mit verkauft oder vermacht sei. Bei Häusern nimmt man Alles, was auf eine dauerhafte Weise und so, daß es zum Hause selbst gehört, daran befestigt oder, wie man sagt, was „wand-, band-, niet- und nagelfest oder eingemauert ist",

als Pertinenzien. Am gerathensten ist es, über Pertinenzien beim Falle des Besitzwechsels genauere Abrede zu treffen.

Perturbationen oder Störungen heißen in der Astronomie diejenigen kleinen Unregelmäßigkeiten in den elliptischen Bewegungen der Haupt- und Nebenplaneten um die Sonne oder ihre Hauptplaneten, welche bei jenen von den gegenseitigen Anziehungen der Planeten, bei diesen theils von der gegenseitigen Anziehung der Nebenplaneten desselben Systems, theils von der ungleichen Anziehung, welche die Sonne auf sie und ihren Hauptplaneten ausübt, herrühren. Diese Störungen sind von doppelter Art; zum Theil sind sie periodisch und bringen nur eine bald nach der einen, bald nach der andern Richtung gehende Abweichung vom Normalzustande hervor, sodaß diese beiden Änderungen sich in gewissen Perioden gegenseitig ausgleichen; zum Theil bringen sie jedoch durch beständige Anhäufung Änderungen hervor, die im Verlaufe der Zeit beträchtlich werden können und Säcularänderungen heißen. Änderungen der erstern Art betreffen hauptsächlich die Orte der Planeten, solche der letztern Art aber die Gestalt und Lage ihrer Bahnen. Die Achsen der Planetenbahnen leiden nur periodische Änderungen, die übrigen Elemente derselben aber, Excentricität, Neigung u. s. w., leiden Säcularänderungen, nämlich solche, die theils mit der Zeit immer in demselben Sinne zunehmen, theils ihrer ungemein langen Perioden wegen, nach denen die Zunahme in Abnahme übergeht, und umgekehrt, gleichfalls als Säcularänderungen betrachtet werden können.

Pertz (Georg Heinr.), preuß. Geh. Regierungsrath, Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geb. zu Hannover am 28. März 1795, studirte 1813—16 zu Göttingen, wo er auch Doctor der Philosophie wurde. Durch seine „Geschichte der merowingischen Hausmeier" (Hannov. 1819) erregte er die Aufmerksamkeit des Ministers Freiherrn von Stein, der damals den Plan hegte, die deutschen Geschichtschreiber des Mittelalters gesammelt herauszugeben. P. wurde zum Mitgliede der zu diesem Zwecke errichteten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ernannt, übernahm die Bearbeitung der Karolingischen Geschichtschreiber und trat zu Ostern 1820 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und Italien an, von der er erst 1823 nach Hannover zurückkehrte, wo er inzwischen zum Secretair am königlichen Archive ernannt worden war. Hierauf übertrug ihm der Minister von Stein die ganze Leitung des von ihm gestifteten Unternehmens, welches nun auf alle wichtigen Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters, die Geschichtschreiber, Gesetze, Kaiserurkunden, Briefe und kleinern Denkmäler verschiedenen Inhalts ausgedehnt und zur Ausführung vorbereitet wurde. Nachdem er noch im Winter 1823—24 und 1825 mehre der bedeutendsten Bibliotheken und Archive Deutschlands besucht hatte, begann er die Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica" (Bd. 1—8, Hannov. 1826—45, Fol.). Nach dem Erscheinen des ersten Bandes unternahm er eine Reise an den Rhein, durch Belgien, nach Paris und hierauf nach England. Der König Georg IV. ernannte ihn damals zum königlichen Bibliothekar und Archivrath in Hannover und später wurde er Historiograph des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg, sowie auch Mitglied des neuerrichteten Oberschulcollegiums zu Hannover. Von 1832—37 redigirte er die neubegründete „Hannoversche Zeitung". Auch war er Vertreter der Stadt Hameln in der zweiten Kammer der Ständeversammlung von 1832. Sodann bereiste er 1833 wieder mehre Bibliotheken und Archive und machte im Sommer 1835 eine wissenschaftliche Reise durch Holland, 1837 nach der Schweiz und nach Savoyen und 1839 wieder nach Paris. Im J. 1842 folgte er dem Rufe nach Berlin in die angegebene Stelle. Außer der rüstigen Fortführung seines großen Werks, aus dem er die vorzüglichsten Quellenschriftsteller unter dem gemeinschaftlichen Titel „Scriptores rerum germanic. in usum scholarum" besonders abdrucken ließ, gab er auch das „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" (Bd. 5—8, Hannov. 1824—43), in welchem er namentlich über seine Reisen ausführlich berichtete, und neuerdings Leibnitz's „Gesammelte Werke" (Bd. 1—3, Hannov. 1843—46) heraus.

Peru, einer der südamerik. Freistaaten, zum Unterschiede des angrenzenden, die südliche Hälfte des alten Inkareiches umfassenden Freistaats Bolivia auch Niederperu genannt, erstreckt sich 500 Seemeilen weit an der Küste des Stillen Meers hin und hat im

Norden Colombia, im Osten Brasilien und im Süden Bolivia zu Nachbarländern. Der Name ist erst mit der Entdeckung durch die Spanier entstanden. Die Bewohner des alten Reiches der Inkas nannten das Land Tahuantinsuyu, was so viel bedeutet, als die nach allen Weltgegenden ausgedehnte Herrschaft der Inkas. Auch war ihr Reich nach vier Richtungen in vier Theile getheilt, welche nach einzelnen Völkerstämmen hießen, die diese Theile bewohnten. Die jetzigen Grenzen des Landes, die sowol im Norden als im Süden weiter reichen als die des span. Vicekönigreichs, aus welchem der Freistaat entstand, umfassen einen Flächenraum von 32000 □M. und eine Bevölkerung, die niemals genau gezählt, im J. 1792 zu 1,076000, um 1810 zu 1,250000, im J. 1825 zu 1,736000 und 1840 zu 2 Mill. angegeben wurde, ohne die heidnischen Indier im Osten der Andes, die bald zu 400000, bald nur zu 100000 Seelen berechnet wurden. In einer mittlern Entfernung von etwa 16 M. von der Küste des Stillen Meers ist das ganze Land, parallel dieser Küste, von der hohen Gebirgskette der Anden durchzogen, welche sich abwechselnd in mehre Parallelzüge theilt und eine Reihe von Hochebenen einschließt, die, in der Mittelzahl 12000 F. über dem Meere liegend, theilweise von großer Ausdehnung sind. Unter ihnen ist das Plateau des Titicacasees das größte. Bis zur Höhe von 10000 F. treibt man Ackerbau, höher oben nur Viehzucht; bis zu 8000 F. gedeiht der Mais an bewässerten Orten mit größter Üppigkeit. Im Norden neigt sich das Hochland nach dem Amazonenstrome hinab und auch die Gebirgskette selbst mit ihren Gipfeln hat eine nicht so bedeutende Höhe als im Süden. Die höchsten gemessenen Gipfel sind der Pichu-Pichu, nördlich von der Stadt Arequipa, 17000 F. über dem Meere, und der Guayna-Plitina. Über der Stadt Truxillo ist diejenige Stelle, wo die Gebirgskette am leichtesten gangbar ist. Im Süden dagegen hat der niedrigste Paß, nämlich der, über welchen die Straße von Arequipa nach Puno führt, und der unter dem Namen Altos de Huessos bekannt ist, noch 12400 F. Höhe. Ostwärts strömen vom Andengebirge zahllose wasserreiche Flüsse hinab und bilden die größten Zusammenflüsse des Amazonenstroms, den Huallaga, Ucayale, Beni u. s. w. So wird der östliche Fuß der Anden zu einem gut bewässerten und deshalb höchst üppig bewaldeten Lande, welchem die Bewohner den Namen Montaña real de los Andes geben. Die Ebenen weiter östlich sind wenig bekannt; in ihnen wechseln weite, fast undurchdringliche Urwälder mit freien Grasebenen, unter denen die Pampas del Sagramento, zwischen dem Ucayale und dem Huallaga, die bekanntesten sind. Die westliche Abdachung der Anden ist kurz und fällt in eine schmale Sandwüste ab, welche, von Streifen fruchtbaren Landes durchbrochen, die sich nach den einzelnen vom Gebirge herabkommenden Flüssen richten, der ganzen peruan. Küste bis nach Chile hinabfolgt. Die größte ununterbrochen wüste Strecke innerhalb dieses Küstenstreifens ist die Wüste von Sechura, im Norden des Landes. Die einzigen Flächen fruchtbaren Landes sind die Öffnungen der Thäler, welche von den Flüssen der Westabdachung bewässert werden. Man nennt deshalb das ganze peruan. Küstenland auch die Thäler (los Valles). Landseen sind selten und nur in den Anden anzutreffen. Unter diesen ist der merkwürdigste der fast 280 □M. einnehmende Titicacasee. Die klimatischen Verhältnisse sind in verschiedenen Theilen des Landes sehr verschieden. Auf der Westseite der Anden herrschen vom Juni oder Juli bis Nov. oder Dec. anhaltende Nebel, welche in dieser Gegend den Regen ersetzen. Gewitter gibt es in dieser Region fast nie. Der Sommer ist heiter, bei nicht übermäßiger Hitze. In der Cordillera herrscht der Winter, welcher durch heftige Gewitter, Regen, Hagelstürme und Schnee charakterisirt ist, vom Jan. oder Febr. bis Juni. Der Sommer zeichnet sich hier, bei ziemlich kalten Nächten, durch die vollkommenste Reinheit der Atmosphäre aus. Im östlichen Theile des Landes herrscht die Regenzeit oder der sogenannte Winter vom Febr. bis Juni, bei drückender Hitze. Unter den Producten des Landes sind Gold und Silber von der größten Wichtigkeit; doch findet man auch Platin, Quecksilber, Kupfer u. s. w. Die Ausbeute aller peruan. Gruben von der Entdeckung des Landes an bis zum J. 1803 berechnete Humboldt zu 1,232,445500 Piastern. Seit der Revolution fehlt es an fortlaufenden und zuverlässigen Listen; in Lima wurden 1826 bis mit 1833 aus frisch gewonnenem Silber 16,938281 Pesos geschlagen. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Chinarinde, Zucker, Taback, Baumwolle, Vicuñawolle, etwas Schafwolle und Häute; auf dem Amazonenstrome gelangen Sassaparille und einige unbedeutende Droguen über Para nach Europa. Die

Einfuhr umfaßt wegen des völligen Daniederliegens einheimischer Industrie eine Unzahl der alltäglichsten Waaren und Geräthe, und wird meist durch baare Zahlungen ausgeglichen. Die Bewohner werden im Allgemeinen in Hispano-Peruaner, Indianer, Mestizen, Neger und Mulatten eingetheilt, obgleich man im Lande selbst die verschiedenen Grade der Vermischung noch mit sehr feinen Nuancenunterscheidungen bezeichnet. Die braunen Ureinwohner sind am zahlreichsten in sehr abgelegenen Provinzen und in der Cordillera, sehr selten im Küstenlande, wo hingegen die Neger, von welchen nur noch eine kleine Zahl als Sklaven in den Zuckerpflanzungen arbeitet, sich vorzugsweise aufhalten. Unter den peruan. Indianern muß man die Nachkommen der schon längst civilisirten Unterthanen der Inkas von den wilden Indianern im östlichen Theile des Landes unterscheiden. Die ersten sind schon längst Christen und haben weit mehr Civilisation als die von den Spaniern abstammenden Gauchos von Buenos Ayres. Sie reden größtentheils die Quichuasprache, in den Südprovinzen hingegen das Aymara. Ältere und neuere Werke führen eine Menge von wilden, an der Ostgrenze lebenden Völkerstämmen auf. Viele von diesen sind vor langer Zeit ausgestorben oder mit andern verschmolzen, eine bedeutende Zahl ist von den Missionaren schon vor vielen Jahren unterjocht worden und hat besondere Sprache und Sitten verloren, und die Existenz anderer beruht größtentheils auf falschen Überlieferungen. Überhaupt ist die Ethnographie jener Gegenden ebenso dunkel als uninteressant.

Die ältere Geschichte P.s besteht größtentheils aus Mythen und ist uns nur durch die Schriften des Garcilaso de la Vega (s. d.) bekannt. Die Gründung des Reichs fällt ungefähr in das 12. Jahrh. n. Chr. und geschah, nach der Sage, durch ein himmlisches Geschwister- und Ehepaar, den Manco Capac und Mama Ocllo, die von der Gottheit, der Sonne, ausgesendet, in der Gegend des Titicacasees erschienen und die rohen Urmenschen zu civilisiren begannen. Ihre Nachfolger, die Inkas (s. d.), führten den Sonnendienst ein und erbauten auf streng theokratischen Grundlagen einen bis in die geringsten Einzelnheiten genau geregelten, blühenden und mächtigen Staat, in welchem nur ein Glaube, ein Gesetz und eine Sprache herrschten, und der im 16. Jahrh. von den Andes von Pasto bis in die Mitte von Chile und Tucuman reichte. Francisco Pizarro (s. d.), der als Begleiter Vasco Nuñez de Balboa's (s. d.) in Panama die erste undeutliche Kunde von einem im Süden liegenden reichen und mächtigen Staate erlangt hatte, verband sich mit dem Abenteurer Diego de Almagro und dem Weltpriester Hernando de Luque zur Ausrüstung einer Expedition, die 1524 von Panama abging, nach vielen Hindernissen und Verlusten 1526 die Bai San-Mateo in Quito erreichte, dort Nachrichten über P. erlangte und dann zurückkehrte. Die zweite von Pizarro geführte Expedition, die aus 185 M. bestand, im Jan. 1531 landete, langsam nach Süden vordrang und im Aug. 1532 Besitz von Caxamarca nahm, wurde durch den damals herrschenden Krieg zwischen Atahualpa und Huascar, den Söhnen des zwölften und letzten Inka, Huana Capac, in ihrem ebenso tollkühnen als widerrechtlichen Unternehmen nicht wenig unterstützt. Atahualpa wurde gefangen und hingerichtet, und das Reich bis Cuzco erobert. Unter den Conquistadoren (d. i. Entdeckern) brach aber ein Krieg aus und die siegende Partei erklärte sich von Spanien unabhängig. Es folgte nun ein Bürgerkrieg, und erst 1547 gelang es dem Mutterlande, die abtrünnige Colonie wieder zu unterjochen. Ein neuer Aufstand der Eroberer in den Südprovinzen, der nach 13monatlichem Kampfe 1554 unterdrückt wurde, beschloß den ersten Zeitraum der blutigen Geschichte P.s, die von jener Zeit bis 1810 alles Interesse verlor, indem die Ruhe nur durch einige Aufstände der von wahren oder falschen Nachkommen des Inkastammes, wie z. B. von Juan Santos 1742—45, und von Inka Tupac Amaru, eigentlich Gabriel Condorcanqui genannt, 1780, geführten Indier unterbrochen wurde. Die zuerst gegen Spanien aufgestandenen Republikaner der Platastaaten unternahmen 1810 auch einen Zug zur Vertreibung der Spanier aus P. Es folgte ein langer, mit wechselndem Glück in Oberperu und Tucuman geführter Krieg, in welchem sich von span. Seite die Generale Goyeneche und vorzüglich Pezuela, von argentinischer Belgrano besonders auszeichneten. Obgleich siegreich, mußten die Spanier 1820 Oberperu aufgeben, um den von Chile aus unternommenen Angriffen des Lords Cochrane und des Generals San-Martin zu begegnen und die auch in den Nordprovinzen ausbrechenden Aufstände zu unterdrücken. Uneinigkeit und Verrätherei unter den Spaniern

selbst erleichterten dem Feinde die Unternehmung. Am 9. Juli 1821 hielt San-Martin seinen Einzug in Lima, und mit großem Pompe wurde am 28. Juli die Unabhängigkeit P.s verkündet und beschworen. Das in das Innere gegangene span. Heer schlug zwar am 19. Jan. 1823 die Patrioten bei Moquehua, vernichtete ihre Streitkräfte fast vollständig und nahm am 19. Juni ohne Schwertstreich von Lima Besitz, gab es aber bald wieder auf, um dem von Bolivar geführten colombischen Heere entgegenzutreten. Die span. Armee zählte 1824 an 18000 M. gute Truppen, und alle Aussicht war vorhanden auf endliche Besiegung aller Gegner, als neue Spaltungen unter den Anführern und die Absetzung des Vicekönigs la Serna jene große Macht so lähmten, daß es dem colombischen General Sucre möglich wurde, die Nordarmee der Spanier auf der Hochebene von Junin am 5. Aug. 1824 zu schlagen, sie zuletzt am 9. Dec. bei Ayacucho gefangen zu nehmen und hierdurch der span. Herrschaft ein Ende zu machen. Nur Callao hielt sich unter Rodil noch bis zum 23. Jan. 1826. Seit jener Zeit bietet die Geschichte P.s nichts weiter als das Bild einer immer steigenden Anarchie, unzähliger Umwälzungen, die oft von Subalternoffizieren unternommen und durchgeführt wurden, schnell beendeter und im Ganzen nicht sehr blutiger, aber in allen Provinzen und jährlich wiederholter Bürgerkriege, einer unbeständigen und verkehrten Gesetzgebung, unverbesserlicher Zerstörung des Staatshaushaltes, moralischer Verwilderung, Verarmung und Entvölkerung, wie sie mit Ausnahme von Buenos Ayres keiner der vielen, im Innern zerrissenen amerik. Freistaaten erlebt hat. Die Herzählung der vielen Präsidenten und Protectoren und der Constitutionen, welche in P. sich schnell verdrängt haben, und die Schilderung der trotz des innern Ruins im J. 1829 mit Colombien und 1836 mit Oberperu muthwillig begonnenen Kriege, aus welchen sich 1838 ein verderblicher Kampf mit Chile entspann, können hier ebenso übergangen werden, wie die Erörterung der politischen Eintheilung und Regierungsform des Landes, die bisher nur selten ein Jahr lang sich ganz gleich geblieben sind. Vgl. außer den ältern Schriften von Ulloa, Helm u. A., H. M. Brackenridge, „Voyage to Southamerica" (Lond. 1820); Mathison, „Voyage to Chile, Peru etc." (Lond. 1825); Basil Hall, „Journal etc." (Lond. 1824); M. B. Stevenson, „Account of Southamerica" (Lond. 1827); Arch. Smith, „Peru as it is" (Lond. 1839); F. J. Meyen, „Reise um die Erde" (Berl. 1834); E. Pöppig, „Reise in Chile, Peru u. s. w." (Lpz. 1836); Tschudi, „Peru" (2 Thle., Sanct-Gallen 1845—46).

Peruanische oder **Peruvianische Rinde**, s. Chinarinde.

Peruanischer oder **Peruvianischer Balsam**, s. Balsame.

Perücken. Der Gebrauch fremder Haare zur Bedeckung des Kopfs kam schon im griech. Alterthume vor. So erwähnt Xenophon, daß Astyages eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Auch trugen später mehre röm. Kaiser Perücken. Des Kaisers Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Farben angestrichen und mit Goldstaub gepudert. Nach dieser Zeit findet sich von Perücken keine Spur bis ins 16. Jahrh., wo Herzog Johann zu Sachsen 1518 an seinen Amtmann Arnold von Falkenstein in Koburg schrieb: „Ihr sollt ein hübsch gemachtes Haar in Nürnberg bestellen, doch in Geheim, also daß es nicht bemerkt werde, daß es uns solle, und je dermaßen, daß es grauß und geel sei, und also zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt setzen könne". Hierauf wurde Frankreich das Vaterland der neuern Perücken, von wo aus sie sich über die meisten Länder Europas verbreiteten. Schon Heinrich III. ließ, da er seine Haare in Folge einer Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Unter Ludwig XIII. wurde der Gebrauch der Perücken immer allgemeiner, sodaß im 18. Jahrh., um anständig zu erscheinen, ein Jeder sich der Perücken bedienen mußte. Ihre Gestalt veränderte sich von der hundertlockigen Alongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. fing man an, die Unnatürlichkeit dieses Putzes zu erkennen, der nun zunächst durch den Zopf verdrängt wurde. Seitdem bemühte man sich für Diejenigen, welchen eine Perücke Bedürfniß war, in ihr wenigstens die Natur möglichst treu nachzuahmen. Vgl. Nicolai, „Über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken" (Berl. 1801).

Perugia, die Hauptstadt der gleichnamigen Delegation des Kirchenstaats (81½ □M. mit 203300 E.), am Fuße der Apenninen und an der Tiber, hat mit Einschluß der

weitläufigen Vorstädte gegen 32000, ohne diese aber nur etwa 17000 E. Sie ist der Sitz eines Bischofs, einer kleinen Universität, die 1307 gestiftet wurde, eines adeligen Collegiums und mehrer gelehrter Gesellschaften und hat 45 Kirchen, 48 Klöster, eine Bibliothek von 30000 Bänden und mit seltenen Handschriften, ein großes Waisenhaus und mehre prachtvolle Gebäude sowie herrliche öffentliche Plätze. Ein ganz besonderes Interesse für P. gewähren die zahlreichen herrlichen Gemälde Pietro Vanucci's (s. d.), der, hier geboren, deshalb gewöhnlich il Perugino genannt wird, sowie die Werke anderer Meister, z. B. von Rafael, Barocci u. A. Die schönsten öffentlichen Gebäude sind die Kirchen von San-Lorenzo, aus dem 15. Jahrh., San-Agostino, San-Pietro, San-Dominico mit dem Grabmale Benedict's XI., San-Bernardino und der Regierungspalast. P. war unter dem Namen Perusia eine der zwölf alten etrur. Republiken, die sich sehr lange gegen die Römer behauptete und in den Bürgerkriegen des Antonius und Octavius ihren Untergang fand. Noch jetzt finden sich daselbst zahlreiche Reste von Bauwerken aus röm. Zeit. In der frühesten Zeit des Mittelalters machte sie sich unabhängig und zur Herrin eines großen Theils von Umbrien. Ihre glänzendste Periode hatte sie im 14. Jahrh., wo sehr häufig die Päpste daselbst residirten. Später wurde sie eine Zeit lang durch die Baglionis beherrscht und vom Papst Paul III. dem Kirchenstaate einverleibt.

Peruzzi (Balthasar), ein berühmter Maler und Baumeister der sienesischen Schule, geb. zu Siena 1481, bildete sich in Rom hauptsächlich nach Rafael und schmückte mehre Gebäude, die dieser malte, wie z. B. die Farnesiana, architektonisch aus. Papst Leo X. übertrug ihm den Bau der Peterskirche, doch auch sein Plan kam nicht zur Ausführung. Sein letztes Werk und zugleich sein Meisterstück war der Palast Massimi in Rom. Er starb 1536 an Gift, welches der Neid ihm beigebracht. Auch sein Sohn Giov. Sallustio P. ist als Architekt bekannt.

Pervigilium nannten die Alten die gottesdienstliche Nachtfeier, die man zu Ehren einiger Gottheiten beging. Da aber diese Pervigilien, namentlich bei gewissen Mysterien und fanatischen Frauenvereinen, sowie bei den Bacchanalien, vielfache Veranlassung zur Unsittlichkeit gaben, so wurden sie, mit Ausnahme der nächtlichen Feier der Bona dea, durch strenge Gesetze in Rom verboten und höchstens bei außerordentlichen Gelübden und Säcularfeiern nachgelassen. Wir besitzen noch einen aus fast hundert Versen bestehenden lat. Hymnus an die Venus, unter dem Namen „Pervigilium Veneris", der zum Absingen am Vorabende des Festes dieser Göttin bestimmt war. Dieser Hymnus, den man früher mit Unrecht dem Catullus (s. d.) zuschrieb, scheint aus dem 3. Jahrh. n. Chr. zu stammen und findet sich am correctesten in der Ausgabe der „Fabulae" des Phädrus von Orelli (Zür. 1831), auch in Lindemann's „Selecta carmina e poetis lat." (Lpz. 1823) und in du Méril's „Poeseos popularis ante saec. XII. latini decantatae reliquiae" (Par. 1843) abgedruckt. Eine besondere Bearbeitung lieferte Schulze (Gött. 1812, 4.), eine treffliche deutsche Nachbildung Bürger in seiner „Nachtfeier der Venus". Vgl. Paldamus, „De pervigilio Veneris" (Greifsw. 1830).

Pesäro, das alte Pisaurum, in der päpstlichen Legation Urbino, an der Mündung des Foglia in das Adriatische Meer, der Sitz eines Bischofs, ist eine sehr freundlich gelegene und gutgebaute Stadt, mit prächtigen Kirchen, Palästen und andern Gebäuden. In mehren Kirchen und Klöstern finden sich berühmte Gemälde. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 15000; sie beschäftigen sich zum Theil mit Verfertigung von Fayence-, Krystall- und Seidenwaaren, zum Theil mit Handel. Der Hafen ist nur für kleinere Fahrzeuge tauglich. Die in der Umgegend wachsenden Feigen, die einen Hauptgegenstand des Handels der Einwohner bilden, werden für die wohlschmeckendsten in Italien gehalten.

Pescennius Niger (Cajus), der Gegenkaiser des röm. Kaisers Septimius Severus (s. d.), wurde von diesem 194 n. Chr. bei Issus in Cilicien überwunden.

Pescheck (Christian), nächst Adam Riese (s. d.) der bekannteste Rechenmeister der frühern Zeit, sodaß man die Richtigkeit einer Berechnung nicht besser zu bekräftigen glaubte, als wenn man sagte, daß sie nach Adam Riese und P. richtig sei, wurde zu Zittau am 31. Juli 1676 geboren und starb als Lehrer der Mathematik am dasigen Gymnasium am 28. Oct. 1747. Unter seinen populairen Rechenbüchern sind am bekanntesten sein „ABC der

Rechenkunst" (neue Ausg., Zitt. 1750) und die „Rechenstunden" (neu herausgegeben von Heynatz, 3 Bde., Zitt. 1801—9).

Peschĕrähs, s. Feuerland.

Peschiĕra, Stadt und Festung in der Provinz Mantua des lombard.-venet. Gouvernements Mailand, mit 400 E. und 800 M. Besatzung, hat wegen seiner Lage am südlichen Ufer des Gardasees, da, wo der Mincio ausfließt und an der Straße, die von Tirol herabkommt und sich hier nach Brescia, Mantua und Verona scheidet, militairische Wichtigkeit und bildet gewissermaßen ein freilich etwas entferntes detaschirtes Fort von Mantua. Es gehörte früher zur Republik Venedig, die aber 1796 beim Ausbruche des Kriegs den Ort den Östreichern einräumte, was Napoleon als Verletzung der Neutralität ansah. Der östr. General Beaulieu, statt diesen Platz um jeden Preis zu behaupten, überließ ihn nach der Schlacht bei Lodi Bonaparte, der denselben durch den General Chasseloup in tüchtigen Vertheidigungsstand setzen ließ und auf diese Weise der Festung Mantua, als er diese hierauf belagerte, die Zufuhr von Tirol und dem Gardasee her abschnitt. Ein wesentliches Hinderniß wurde der Verlust dieses Stützpunkts für Beaulieu's Nachfolger, Wurmser, als er wieder zum Angriff überging, und noch mehr, als er sich über den Mincio zurückziehen mußte.

Peschito, d. h. einfach oder treu, ist der Name einer syr. Übersetzung des Alten und Neuen Testaments, welche wahrscheinlich auch die älteste Übersetzung des Neuen Testaments überhaupt sein mag. Dieselbe umfaßt aber nicht das ganze Neue Testament; es fehlen darin vier katholische Briefe und die Offenbarung Johannis. Als Verfasser wird bald der Evangelist Marcus, bald Thaddäus genannt; doch beruhen diese Angaben blos auf syr. Sagen. Mit Bestimmtheit dagegen kann man die Abfassung der Peschito durch einen Christen in die zweite Hälfte des 2. Jahrh. setzen, und deshalb ist ihre Autorität von großem Gewicht.

Pest und mehr noch Pestilenz heißt in der Volkssprache eine jede bösartige, weit ausgebreitete Epidemie, und in diesem Sinne wird das Wort auch von den alten Schriftstellern gebraucht, aus deren Werken uns zahlreiche Nachrichten über derartige Krankheiten zugekommen sind. Jedoch sind diese Krankheiten nicht genau genug beschrieben, um den Charakter, welchen die neuere Wissenschaft mit diesem Worte verbindet, in ihren Erscheinungen wiederfinden zu lassen. Außer den Epidemien, welche die alttestamentlichen Schriften, Thucydides, Josephus u. A. genauer beschreiben, werden noch viele andere im Alterthume genannt, welche bald diesen, bald jenen Theil der damaligen civilisirten Welt heimsuchten; die erste jedoch, welche sichern Nachrichten zufolge der im engern Sinne sogenannten Pest gleich war, ist die, welche, von 542 n. Chr. an, vom Oriente ausgehend, ein halbes Jahrhundert lang Europa entvölkerte. Von dieser Zeit an scheinen die Schriftsteller die Pest nach ihrem festgestellten Charakter von andern Epidemien genau unterschieden und unter diesem Namen diejenige Krankheit verstanden zu haben, welche wir noch jetzt so oder Drüsenpest, Bubonenpest, orientalische Pest (pestis oder morbus pestilentialis) nennen. Diese ist ein durch Ansteckungsfähigkeit und schnell fortschreitende weite Verbreitung ausgezeichnetes Fieber, welches anfangs oft den entzündlichen, meist aber den fauligen oder nervösen Charakter an sich trägt, sich von andern Fiebern dieser Art durch die begleitende Entzündung der Drüsen, besonders in den Weichen (bubones pestilentiales), und die Pestbeulen (carbunculi), harte, schmerzhafte, bald in Brand übergehende entzündete Geschwülste in den häutigen und muskulösen Theilen, unterschieden und in Hinsicht ihrer das Leben zerstörenden Wirkungen vielleicht nur vom Gelben Fieber (s. d.), das man deshalb auch die abendländ. Pest genannt hat, erreicht wird. Anlangend die übrigen Erscheinungen, so sind diese sehr verschieden, wie der Verlauf der Krankheit selbst und die Dauer der ganzen Epidemie bald länger, bald kürzer ist. Die Krankheit tödtet in vielen Fällen fast augenblicklich oder binnen wenigen Stunden, in andern weniger acuten zwischen dem fünften und neunten Tage, manchmal auch noch später, und es ist zweifelhaft, ob dasselbe Individuum zweimal oder noch öfter von ihr befallen werden kann. Ebenso verschieden nach dem Charakter der einzelnen Epidemien sind die Menschenclassen, auf welche sich die Pest wirft, in Hinsicht auf Geschlecht, Alter, Beschäftigung, Körperconstitution u. s. w., und noch weniger bestimmt ist das eigentliche Wesen der Seuche nach ihren nähern und entferntern Ursachen. Ägypten, dieses in seinen Natur- und Culturverhältnissen fast merkwürdigste Land

der Erde, wo jährlich Pestfälle vorkommen und von wo aus so oft diese Geißel der Menschheit sich über die andern Länder verbreitete, als den eigentlichen Herd der Pest zu bezeichnen, tragen dennoch viele Naturforscher Bedenken. Obgleich nämlich die durch übereinstimmende Beobachtung festgestellte Thatsache, daß mit Eintritt der höchsten Sonnenhitze in diesem Lande sofort die Krankheit aufhört, weswegen sogar Einige den 16. Juni jedes Jahrs als äußerste Grenze der Gefahr angesehen wissen wollen, die Pest als ägypt. Endemie zu charakterisiren scheint, so ist doch erwiesen, daß auch von andern Orten Pestepidemien ausgingen, und namentlich hat Konstantinopel, welches nach ältern und neuern Behauptungen seit dem J. 531 n. Chr. niemals ganz frei gewesen sein soll, eine traurige Berühmtheit als Pflanzstätte der Pest erlangt. Die Länder hingegen, wo die Pest ihre verheerenden Wirkungen bis jetzt ausgebreitet hat, scheinen sich auf das nordöstliche Afrika, Westasien und das südliche und mittlere Europa zu beschränken; niemals ist sie über den Ocean in die neue Welt gedrungen. Da diese Länder an klimatischen und andern Verhältnissen sehr untereinander abweichen, so kann auch nur eine besondere atmosphärische oder tellurische Constitution in dem Entstehungsorte einer Epidemie als Ursache angesehen werden, von wo aus sich unter günstigen Umständen das Pestgift weiter verbreitet. Welches Witterungsverhältniß eigentlich das für die Entstehung der Pest günstigste sei, ist noch nicht genau ausgemittelt, jedoch scheint eine heiße und feuchte Luft, die überhaupt der Gesundheit nachtheilig ist, weil sie die Zersetzung organischer Stoffe und die Erzeugung von Miasmen (s. d.) am meisten befördert, auch diese Krankheit bei ihrer Entwickelung zu unterstützen. Außerdem sind noch Elend und Mangel, Unreinlichkeit, gedrängte Bevölkerung und moralische, namentlich niederdrückende Einflüsse mächtige Hülfsmittel, die Pest zu erzeugen. Das hauptsächlichste Mittel zur Verbreitung aber ist unstreitig das Pestgift, welches durch die Krankheit selbst erzeugt wird, jedoch seinem Sitz und Wesen nach durchaus noch nicht näher, wenigstens nur mehr negativ als positiv bekannt ist. Scheint sich dieses weniger durch die Luft zu verbreiten, so ist es desto mehr wegen der Eigenschaft, sich durch unmittelbare Berührung mitzutheilen und an feste Gegenstände, besonders Pelzwerk und wollene Kleidungsstücke, anzuhängen, wodurch es sich als ein wahres Contagium (s. d.) zeigt, zu fürchten. Eben diese Eigenschaften haben jedoch auch zu der Einrichtung der Desinfections- und Quarantaineanstalten (s. Quarantaine) geführt, denen es das christliche Europa zu danken hat, daß es seit 1816, wo sie in der neapolit. Stadt Noja ausbrach, von dieser furchtbaren Seuche frei geblieben ist, nachdem sie bis dahin in jedem Jahrhunderte mehrmals die Völker desselben bis an die Küsten der Nord- und Ostsee decimirt hatte. Jedoch auch der Einzelne, der mitten auf dem Schauplatz der Verheerung steht, kann wenigstens die Gefahr vermindern, in der er sich befindet, obwol von allen den vorgeschlagenen Mitteln, worunter besonders Ortsveränderung, Reinlichkeit, öfteres Wechseln und Lüften der Kleider, Mäßigkeit in allen Genüssen und Anstrengungen, Bekleidung mit leinenen und seidenen Stoffen, Einreibungen des Körpers mit Öl, Räucherungen und namentlich Vermeidung der Berührung Pestkranker oder von Pestkranken gebrauchter Dinge zu nennen sind, kein einziges vollkommene Sicherheit gegen die Ansteckung gewährt. Noch ist zu erwähnen, daß ein von Angst freies Gemüth und eine höhere Richtung der Seele kein geringes Schutzmittel seien, und den Beweis dafür liefert die Thatsache, daß in Konstantinopel verhältnißmäßig weit weniger Franken von der Pest ergriffen werden als Türken, daß aber auch wieder von jenen im Verhältniß weit mehr sterben, weil ihnen ihre höhere Einsicht die Gefahr besser erkennen läßt, ohne daß sie der türk. Schicksalsglaube aufrecht erhielte. Die große Anzahl der eingeschlagenen Behandlungsmethoden der an der Pest Erkrankten zeigt hinlänglich theils wie verschieden der Charakter der einzelnen Epidemien sei, theils wie wenig in dieser Krankheit die menschliche Kunst vermag, und es bestätigt sich immer mehr, daß der schon von den besten Ärzten aller Zeiten aufgestellte Grundsatz, strenge Diät, häufige Lüftung der Krankenzimmer, Reinlichkeit und Ordnung in allen Dingen und Aufrechterhaltung des moralischen Muths des Kranken, jeder andern Heilmethode den entschiedensten Vorschub thue, der beste sei. Vgl. Clot-Bey, „De la peste observée en Egypte" (Par. 1840) und Frari, „Della peste e della publica amministrazione sanitaria" (Ven. 1840).

Pestalozzi (Joh. Heinr.), als Freund der Menschheit und als Erzieher einer der edelsten Männer der neuern Zeit, geb. am 12. Jan. 1746 zu Zürich, wurde nach dem Tode seines Vaters, welcher Arzt war, von frommen Verwandten auf einfache Weise erzogen. Innige Religiosität, starkes Rechtsgefühl, Mitleid gegen die Armen und zärtliche Liebe zu kleinen Kindern deuteten schon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen würde. Sprachen hatten für ihn großen Reiz. Zuerst studirte er Theologie, nach einem fehlgeschlagenen Versuche zu predigen wendete er sich aber dem Studium der Rechte zu. Durch einige in Druck gegebene Aufsätze über Berufsbildung und spartan. Gesetzgebung und die Übersetzung einiger Reden des Demosthenes gab er Proben seines Fleißes und seiner Talente. Veranlaßt durch Rousseau's „Emile" und eine schwere Krankheit, die er sich durch zu anhaltendes Studiren zugezogen, verbrannte er nach seiner Genesung seine literarischen Sammlungen, entsagte allem Umgange mit Büchern, wurde ein Landmann, kaufte ein Gütchen, das er Neuhof nannte, und fing, 22 Jahre alt, an, dasselbe zu bewirthschaften. Ein Jahr später verheirathete er sich mit Anna Schultheß, einer Kaufmannstochter aus Zürich. In seinen ländlichen Verhältnissen lernte er das sittliche Elend des Volks aus eigener Anschauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er 1775 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlassener Bettelkinder in sein Haus, deren er bald mehr als 50 um sich sah. Er wurde ihr Vater, Lehrer und Versorger. Viele schüttelten den Kopf über den „gutmüthigen Schwärmer" oder „Thoren", und verlachten ihn; er fand jedoch auch Unterstützung bei edeln Menschenfreunden. Da er aber bei der Bewirthschaftung seines Gutes und in allen seinen Unternehmungen einen auffallenden Mangel an besonnener, praktischer Kraft an den Tag legte und daraus arge Misgriffe hervorgingen, so gerieth er ungeachtet der Aufopferungen seiner edeln Frau immer tiefer in Schulden, und nach fünfjährigem Bestehen seiner Armenerziehungsanstalt mußte der Versuch als gescheitert angesehen werden. P.'s Unglück war entschieden; er war arm, kämpfte mit Mangel und Elend, wurde von seinen Freunden gemieden, von Andern verspottet. Mitten in dieser drückenden Lage kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorschläge zur Rettung dieser vernachlässigten Menschenclasse zur Reife, welche er in seinem originellen Volksromane „Lienhardt und Gertrud" (4 Bde., Bas. 1781—89 und öft.) mit ungewöhnlicher Kraft und Innigkeit dargelegt hat. Zur Erläuterung dieses Volksbuches schrieb er „Christoph und Else" (Zür. 1782); außerdem „Abendstunden eines Einsiedlers" in Iselin's „Ephemeriden", „Das Schweizerblatt für das Volk" (1782—83), eine Abhandlung „Über Gesetzgebung und Kindermord" (Zür. 1783), und die gedankenreichen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" (Zür. 1797). Mit Unterstützung des schweizer. Directoriums legte er 1798 ein Erziehungshaus für arme Kinder zu Stanz an. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahres zerstörten Krieg und Ränke einer ihm feindlichen Partei auch diese Anstalt, und mit Undank belohnt ging er nach Burgdorf und wurde da Schulmeister. Nach und nach bildete sich hier eine Erziehungsanstalt anderer Art um ihn; begeisterte Männer schlossen sich an ihn an und seine methodischen Schriften „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (Bern und Zür. 1801), „Buch der Mütter" (Bern und Zür. 1803), „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse" (Bern und Zür. 1804) fanden schon an vielen Orten empfängliche Leser. Durch seine Theilnahme an den politischen Händeln, seine demokratischen Gesinnungen, seine „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat" (Bern 1802) verdarb er es mit den Vornehmen, während das Volk ihn 1802 als seinen Anwalt zum ersten Consul nach Paris sendete. Seine zunehmende Erziehungsanstalt verlegte er 1804 nach München-Buchsee bei Hofwyl, um mit Fellenberg in Verbindung zu treten, noch in demselben Jahre aber von da nach Yverdun (s. d.), wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß bezog. Sein Erziehungsunternehmen blühte hier immer mehr auf; es erregte in ganz Europa Aufmerksamkeit und es wurde von vielen jungen Männern bald längere, bald kürzere Zeit besucht, die sich hier durch Anschauung und Übung zu Lehrern ausbilden wollten. Bald aber traten innere Zwistigkeiten unter den Mitarbeitern und zwischen einigen von ihnen und P. selbst ein, die nach und nach die Grundlagen der An-

stalt unterwühlten und den Lebensabend P.'s trübten. Kurz nach den deutschen Befreiungskriegen hatte das Institut äußerlich seine größte Blüte erreicht. Von da an sank es rasch, die innere Zerrüttung nahm zu; es traten Geldverlegenheiten ein, die nicht einmal durch die vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke P.'s (15 Bde., Stuttg. und Tüb. 1819—26) beseitigt werden konnten, obgleich er wol 12000 Thlr. reinen Gewinn davon hatte, und 1825 sah P. sich genöthigt, nach 25jährigem Bestehen seine Erziehungsanstalt aufzulösen. Er zog sich zu seinem Enkel auf dem Neuhofe zurück, schrieb seinen „Schwanengesang" (1826) und „Meine Lebensschicksale, als Vorsteher meiner Erziehungsanstalten in Burgdorf und Iferten" (Lpz. 1826), und starb zu Brugg im Aargau am 17. Febr. 1827. Seine Persönlichkeit war schlicht, wie sein Inneres. Bei einer nicht großen, vom Alter schon gedrückten Figur, stets in nachlässiger, schwarzer Kleidung, kündigte sein gerades, derbes und rücksichtsloses Betragen, seine sonst bäuerische züricher Mundart den freien, einfachen Schweizer an, der über seine Idee alles Andere in der Welt vergessen hatte. Seine Erziehungsideen und seine Methode sind fast ein halbes Jahrhundert hindurch der Gegenstand einer großen Menge von Schriften für und wider gewesen. Sein Ziel war Verbesserung der häuslichen Erziehung, Hebung der ärmern Volksclasse durch Erziehung und Unterricht, Begründung einer einfachen, der Entwickelung des jugendlichen Geistes angemessenen Unterrichtsmethode, welche durch Sprache, Zahl und Form mittels der Anschauung und lückenlos fortschreitender Reihenfolgen auf naturgemäße Weise die Kraft des Kindes üben und es zu geistiger Selbstthätigkeit bilden sollte. Von Sachkenntnissen hielt er wenig. Das Princip seiner Erziehung aber war die Liebe. Groß steht P. da durch Genialität, Gediegenheit und Tiefe der Ideen, durch Kraft und Fülle des Geistes, durch Liebe zum Volke und zur Jugend. Die zum Lehrer und Schulvorsteher erfoderlichen Eigenschaften besaß er aber nicht. Sein größtes Verdienst besteht weniger in seiner Methode, die keine durchaus haltbare Grundlage hat, als vielmehr in seinen anregenden Ideen und in der Macht seiner persönlichen Einwirkung, wodurch er zahlreiche Schüler begeisterte, die später fast in allen Ländern Europas für die Verbesserung der Schulen, namentlich des Elementarunterrichts, zum Theil ausgezeichnet thätig waren. Durch P. und seine Schule hat besonders das Volksschulwesen große Fortschritte gemacht. In Anerkennung dieser Verdienste wurde auch der 12. Jan. 1846 an vielen Orten Deutschlands und der Schweiz festlich begangen, und zu seiner Erinnerung wurden mehre wohlthätige Erziehungsanstalten gestiftet. Vgl. Biber, „Beitrag zur Biographie Heinr. P.'s" (Sanct-Gallen 1827); Blochmann, „Heinr. P.'s Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens" (Lpz. 1846), und Christoffel, „P.'s Leben und Ansichten, in einem wortgetreuen Auszuge aus sämmtlichen von P. herrührenden Schriften" (Zür. 1846).

Pesth oder **Pest** (Pestum oder Pestinum), ungar. Buda-Pest, die schönste, größte und volkreichste Stadt Ungarns, liegt am linken Ufer der Donau, Ofen (s. d.) gegenüber, auf einer sandigen Fläche und hat etwa drei Stunden im Umfange. Schon die Römer hatten in dieser Gegend eine Colonie (Transacincum), und unter Geysa I. wird zuerst des pesther Zolls gedacht. Als die Mongolen 1241 Ungarn, nach Bela's IV. Niederlage am Sajo, überschwemmten, war P. eine ansehnliche, von deutschen Einwohnern besetzte Stadt und wurde ein Raub jener Weltstürmer, doch erhob es sich bald nach deren Abzug und theilte nun allen Jammer, welcher nach Erlöschung des arpadischen Mannsstammes im J. 1307 das Reich durch die ausländischen Kronprätendenten, durch die Streifzüge der Hussiten und später durch das Kreuzheer des Georg Dósa traf. Dabei gewann es an Flor durch die inzwischen gegenüber sich erhebende nachmalige Residenz Ofen, durch die Erstarkung des ganzen Reichs unter den großen Königen Karl I., Ludwig I. und Matthias Corvinus, und besonders durch die Reichsversammlungen, welche auf der nahen Ebene des Rákos gehalten wurden und oft Heerlager von 80—100000 M. herbeizogen. Nach der Niederlage bei Mohatsch im J. 1526 sank die Stadt unter der harten Herrschaft der Türken und in Folge der vielen Belagerungen der Festung Ofen zum Schutthaufen herab. Erst nach Vertreibung der Türken im J. 1686 hob sich die Stadt sehr bald durch neue Ansiedler, meist Deutsche und Raizen, durch ihre vortreffliche mercantile Lage, durch den Verkehr wegen der Türkenkriege und durch die Erneuerung des Privilegiums einer königlichen Frei- und Tavernicalstadt so, daß sie 1723 der

Sitz der höchsten Justizbehörden des Reichs wurde. Ihr Flor nahm zu unter Karl VI., der daselbst 1727 die prächtige Invalidencaserne erbaute, und mehr noch unter Maria Theresia, die hier 1751 große Heerschau hielt und nach Aufhebung der Jesuiten die Universität zu Tyrnau 1777 nach Ofen verlegte. Zu der höchsten Blüte aber gedieh die Stadt unter Joseph II., der P. zum Centralpunkt Ungarns machte. Er verlegte 1784 die Universität von Ofen nach P., baute daselbst das Generalseminarium, das große Lagerspital, das ungeheure Neugebäude und eröffnete der Stadt durch den letzten Türkenkrieg eine so reiche Nahrungsquelle, daß sie bereits im J. 1790 gegen 2500 Häuser zählte. Wiederholt den Überschwemmungen der Donau ausgesetzt, hatte die Stadt eine der furchtbarsten im J. 1838 zu ertragen, wobei 2280 Häuser einstürzten. Gegenwärtig zählt P. über 4540 Häuser und mit Einschluß der Garnison und der Fremden über 80000 E., darunter gegen 2400 Protestanten, über 1900 Reformirte, 900 nicht unirte Griechen und 7900 Juden. Die Garnison beläuft sich auf 9000 M.; Fremde und Studenten gibt es mehre Tausend. Die Stadt zerfällt in fünf Haupttheile: 1) die innere Stadt, 2) die Leopold-, 3) die Theresien-, 4) die Joseph- und 5) die Franzensstadt. Ihre weitschichtige, häufig aufs Erdgeschoß beschränkte Bauart und die inmitten liegenden großen Hofräume und Gärten erinnern an die Jugend der Stadt und an die Nähe des Orients. Thore, Ringmauern und Wälle der innern Stadt sind im Verfolg der Vergrößerung abgetragen worden, und sie ist mit der Leopoldstadt in Eins zusammengeflossen, während die drei andern Vorstädte durch die sehr breite Landstraße von ihr getrennt sind. Eine Schiffbrücke von 46 Pontons verbindet von Anfang März bis Anfang Dec. P. mit Ofen. Die Stadt hat 15 Kirchen, von denen sich aber keine durch ihre Bauart auszeichnet; ferner ein Serviten-, ein Franciscaner-, ein Piaristenkloster, ein Kloster der Englischen Fräulein und eins der Grauen Schwestern, zwei große und fünf kleine Synagogen. Die ansehnlichsten öffentlichen Gebäude sind die große Caserne, die Karl VI. 1727 erbaute, mit einer Front von 47 Fenstern, vier geräumigen Höfen und einer Kirche; das Josephinische oder das Neugebäude, aus vier Quarrés bestehend, dessen Bau Kaiser Joseph begann, gegenwärtig als Caserne benutzt und als Hauptgeschütz- und Munitionsdepot für ganz Ungarn; und das neue Theater, welches 3000 Zuschauer faßt und keinem der wiener Schauspielhäuser an grandioser Anlage etwas nachgibt. Die schönsten und größten Privatgebäude enthält die Leopoldstadt, zumal am Donauufer und am neuen Marktplatze. Die außerordentlich reich fundirte Universität zählt 49 besetzte Lehrstühle, vier Adjuncten, neun Assistenten und gegen 1000 Studirende. Zu ihr gehören eine Bibliothek, ein Naturalien-, Münz- und physikalisches Cabinet mit einem chemischen Laboratorium, ein anatomisch-pathologisches Cabinet, ausgezeichnet durch eine Sammlung von Wachspräparaten, der botanische Garten, die Sternwarte bei Ofen, die Thierarzneischule und das dreifache Universitätsspital mit einem Klinikum. Getrennt von der Universität besteht das Nationalmuseum, begründet im J. 1802 durch die Schenkung des verstorbenen Grafen Franz von Széchényi, mit großer Bibliothek, einem vollständigen ungar. Münzcabinet, herrlichen Sammlungen für Landeskunde und einem Naturaliencabinet. Das Gymnasium der Piaristen zählt über 800, die städtische Normalschule, ebenfalls im Piaristenkloster, über 400 Schüler; außerdem gibt es noch acht andere katholische Pfarrschulen, zwei griech. Trivialschulen, eine reformirte und eine protestantische Schule; die Schule der Englischen Fräulein hat über 400 Zöglinge und 40 Pensionaire. In P. haben ihren Sitz die Septemviraltafel, das höchste Appellationsgericht, ursprünglich aus sieben, jetzt aus 20 Gliedern (4 Geistlichen, 7 Magnaten und 9 Adeligen) bestehend, unter Vorsitz des Reichspalatins oder des Judex Curiae, welches nach angehörter Relation von der königlichen Tafel in letzter Instanz entscheidet; die königliche Tafel, theils erster Instanz, theils Appellationsgericht von 22 Beisitzern, worunter zwei Geistliche, zwei Magnaten und acht referirende Räthe; die Comitatsbehörde der reichsgesetzlich vereinten pesther, piliser und solther Gespanschaft (190 □M. und 400000 E.) sowie die Generalcongregation der Stände der ganzen Gespanschaft. Der Stadtmagistrat besteht aus einem Bürgermeister, einem Stadtrichter und zwölf Stadträthen. Neben ihm gibt es einen äußern Rath von 106 sogenannten Wahlbürgern, welche das Interesse der Commun wahren und alle drei Jahre den Magistrat neu wählen. Nächstdem befinden sich in P. das Directoriat der königlichen Rechtsangelegenheiten unter Direction

des Kronfiscals, das Provinzialcommissariat, das Hofkammertransportcommissariat und königliches Salzinspectorat, das Hauptsalztransportamt, das Dreißigstamt, das Tabacksapalto und das Postamt, ein Versetzamt und neun Lottocollecturen. Eine eigene Behörde bildet die Verschönerungscommission, welche vom Kaiser Joseph II. herrührt, aber erst 1804 durch Heimfall eines ansehnlichen Privatvermögens an das städtische Ararium besser fundirt, nachher durch bedeutende Fonds verstärkt und zweckmäßiger organisirt wurde. Sie führt die Oberaufsicht über Privatbauten und leitet die öffentlichen Bauten. Die Bürgermiliz, welche im letzten Türkenkriege entstand und jetzt eine Landwehranstalt ist, zählt über 2500 M. Das durch Privatstiftung entstandene Bürgerspital zu St.-Rochus verpflegt jährlich 7—800 Kranke; Griechen und Juden haben eigene Spitäler. Nächst Wien hat P. unter den Donaustädten den bedeutendsten Handel. Jährlich werden vier Märkte oder Messen gehalten, welche jedesmal 14 Tage dauern. Die bedeutendsten Geschäfte werden in Fabrik- und Colonialwaaren, sowie in Landesproducten, namentlich Getreide, Wein, Vieh, Wolle, Taback, Honig, Wachs, Häute, Knoppern, Bauholz u. s. w. gemacht. Auf der Donau kommen bisweilen zu einem Markt allein 50—60000 Eimer Wein. Die Zahl der anlandenden Fahrzeuge beläuft sich jährlich auf 8000. Am lebendigsten war der Verkehr 1805—11, wo die Continentalsperre den Colonialwaarenhandel von Thessalonich und Brody aus durch Ungarn leitete; seit dieser Zeit leidet der Handel besonders durch die drückenden Ausfuhrzölle. Dennoch ist die Stadt im ökonomischen und mercantilen Wachsthume. Sie ist die reichste, liberalste und civilisirteste Stadt in Ungarn, obschon sie wie das ganze Land der Magyaren manches Orientalische an sich hat. Die aus einheimischen und eingewanderten Deutschen, aus Ungarn und Slowaken, Griechen, Raizen und Türken bestehenden Einwohner sind weit weniger als an andern Orten im Reiche durch Religion und Nationaleigenheiten getrennt, und die so mannichfaltigen Sitten und Sprachen walten in friedlicher Mischung; doch herrscht im Mittelstande die deutsche und im amtlichen und literarischen Verkehr die lat. Sprache vor. Man lebt in P., obgleich am theuersten in Ungarn, doch gegen andere Städte wohlfeil. Nur Miethe und Luxusartikel sind theuer. Zu den Vergnügungsorten gehören, nächst einigen öffentlichen Gärten innerhalb der Stadt, das Stadtwäldchen, eine vom verstorbenen Primas und Cardinal Bathyany angelegte und seit 1809 durch die Verschönerungscommission aus Moor und Sand hervorgehobene Anlage, eine Viertelstunde von der Theresienstadt, wohin doppelte Alleen führen; ferner die Margaretheninsel, inmitten der Wasserstadt Ofens und am nördlichen Ende P.s gelegen, durch ihren jetzigen Eigenthümer, den Palatin Erzherzog Joseph, zu einem reizenden Garten umgeschaffen, aber nur dem gebildeten Publicum zugänglich; und endlich des Barons von Orczy englischer Garten, eine Viertelstunde südöstlich von der Stadt. Zu dem Stadtgebiete gehören noch die beiden Donauinseln, die Stadtinsel und das Badhäusel, und diesen gegenüber ein Hausenfang; ferner der Steinbruch, doppelt wichtig als ein seit 1724 cultivirtes Weingebirge, welches jährlich 20—30000 Eimer sehr guten und durch Farbe und Geschmack den Rhein- und Frankenweinen sich nähernden Wein liefert, und als unerschöpfliche Fundgrube eines vortrefflichen Sandsteins, dessen Conchylien den ehemaligen Meeresgrund beurkunden. Dort ist auch die durch die ehemaligen Reichstage berühmte Ebene Rákos. Unweit des Stadtwäldchens befindet sich das seit einigen Jahren vom Doctor Rumbach errichtete Eisenbad, wozu eisenhaltiger Moor das Wasser hergibt. In der Stadt hat man eine wohleingerichtete Badeanstalt mit Donauwasser. Vgl. Schams, „Beschreibung der Stadt P." (Pesth 1820).

Pestilentiarius ist der hier und da noch vorkommende Titel von Geistlichen, welcher auf deren Function in den Zeiten der Pest hindeutet.

Petarde nennt man eine Maschine zum Sprengen feindlicher Thore, Pallisaden oder Ketten. Die Petarden wurden in frühern Zeiten, wo die Belagerungskunst noch auf niederer Stufe stand, mehr als jetzt angewendet. Eine solche besteht entweder in einem eisernen oder bronzenen, inwendig kegelförmig ausgehöhlten Körper, der mit Pulver gefüllt an das sogenannte Madrillbret geschraubt und mit diesem an einen in das Thor geschraubten Haken gehängt wird; oder in Pulverbehältnissen, Säcken oder Fässern, die dicht an das Thor gestellt oder gehängt werden. Die letztern erfodern zwar eine viel größere Pulvermenge als die erstern, sind aber ebenso wirksam und weit leichter zu beschaffen und anzuwenden.

Petau (Denis), gewöhnlich Petavius genannt, ein um die wissenschaftliche Behandlung der Chronologie sehr verdienter franz. Gelehrter, geb. am 21. Aug. 1583 zu Orleans, erhielt bald nach Vollendung seiner Studien eine Professur der Philosophie zu Bourges, trat bald nachher in den Jesuitenorden und lehrte öffentlich in verschiedenen Städten, zuletzt in Paris, wo er am 11. Dec. 1652 starb. Mit größerer Vorsicht, als Jos. Scaliger (s. d.) kurz vor ihm gethan hatte, suchte er die verschiedenen Zeitrechnungen der Alten durch Ermittelung der Cyklen (s. Cyklus) und Anwendung der mathematischen Elemente unter sich auszugleichen und den ungeordneten Stoff in ein systematisches Ganze zu verarbeiten. (S. Chronologie.) Die gewonnenen Resultate legte er in seinem Hauptwerke nieder „Opus de doctrina temporum" (2 Bde., Par. 1627, Fol.), wozu noch das „Uranologium" (Par. 1630, Fol.) kam, welche beiden Werke später auch vereint erschienen (3 Bde., Amst. 1703 und Verona 1734, Fol.). Seine oft gedruckten „Tabulae chronologicae" (Par. 1628, Fol.) und das mehr compendiöse „Rationarium temporum" (Par. 1630; zuletzt 2 Bde., Leyd. 1745) dienten viele Jahre hindurch als Lehrbücher beim historischen Unterrichte in den Schulen.

Petechien oder Peteschen (pestichiae, petechiae oder lenticulae) nennt man kleine, beim Fingerdrucke nicht verschwindende, mehr dunkel- als hellroth gefärbte Flecke in der Haut und nicht über dieselbe erhaben, von der Größe eines Nadelkopfs bis zu der einer Linse, welche gruppenweise entstehen und ohne Schmerzen oder Abschuppung wieder verschwinden. Sie treten entweder symptomatisch zu Unregelmäßigkeiten in der Verdauung, zu Krankheiten mit starken Congestionen nach der Haut, Hautausschlägen und andern Übeln mit Schwäche des Gefäßsystems und Neigung zur Auflösung des Blutes, daher zu Faulfiebern, Nervenfiebern, Scorbut u. s. w.; oder selbständig in epidemischen Fiebern, wo sie sich gleich anfangs zeigen und Fleckfieber (febres petechiales) genannt werden, und in der Blutfleckenkrankheit (morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii) auf. Hieraus ergibt sich, daß die Petechien in Hinsicht auf Bedeutung und Behandlung nach den sie begleitenden Umständen beurtheilt werden müssen. Die zuletzt angeführte Krankheit kommt nicht epidemisch vor, ist fieberlos, mit Blutausfluß aus der Mundhöhle verbunden und, wenn sich nicht andere üble Umstände damit verbinden oder der Blutausfluß nicht zu stark ist, nicht gefährlich. Gewöhnlich behandelt man sie mit zusammenziehenden Mitteln, mit denen laue Bäder und Essigwaschungen vortheilhaft verbunden werden. Vgl. Pfeufer, „Beitrag zur Geschichte des Petechialtyphus" (Bamb. 1831).

Petĕos oder Peteus, der Sohn des Orneus und Vater des Menestheus, führte die Athener gegen Troja. Später von Ageus aus Athen vertrieben, ging er nach Phocis und gründete Stiris.

Peter I. oder der Große, Alexejewitsch, Kaiser von Rußland 1682—1725, Rußlands größter Monarch und einer der größten Monarchen aller Zeiten, wurde am 30. Mai (11. Juni neuen Stils) 1672 zu Moskau, wie man früher annahm, nach neuern russ. Geschichtsforschern aber zu Kolomenskoe Selo, einem Dorfe nicht weit von Moskau, wo sich unfern des neuern kaiserlichen Palastes noch die Ruinen des alten verfallenen Zarenschlosses finden, geboren und war das erste Kind des Zaren Alexei Michailowitsch von seiner zweiten Gemahlin Natalia Kirilowna, der Tochter des Bojaren Narischkin. Mit einer kräftigen Gesundheit, einem richtigen Verstande und einer schnellen Fassungskraft begabt, zog der Großfürst schon als Kind Aller Aufmerksamkeit auf sich, sodaß sein Vater damit umging, ihn mit Übergehung seiner beiden ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geistesschwachen, auch fast blinden Iwan, zum Zaren zu ernennen. Doch die geistvolle und herrschsüchtige Zarewna Sophia, Alexei's Tochter aus seiner ersten Ehe, wußte jede Verfügung zu Gunsten ihres Halbbruders zu verhindern. Als aber Alexei's Nachfolger, der vorerwähnte kränkliche Feodor (III.), 1676—82, seinen noch unmündigen Halbbruder, mit Vorbeigehung Iwan's, wirklich zum Thronfolger ernannt hatte, wurde P. nach Feodor's Tode von der allgemeinen Versammlung der weltlichen und geistlichen Reichsbeamten zum Zaren ausgerufen, und selbst das Corps der Strelitzen schwor ihm den Eid der Treue. Zwar wußte Sophia die Letztern durch das Vorgeben, daß Iwan von P. umgebracht worden, und daß P. die Auflösung der Strelitzen beabsichtige, zum Aufruhr zu reizen, wobei viele Un-

schuldige aus dem Geschlechte der Narischkin ermordet wurden; als aber Iwan sich zeigte und die Ränke Sophia's erkannt wurden, beschloß man, die Herrschaft zwischen beiden Prinzen zu theilen, und P. wurde demnach zugleich mit Iwan am 23. Juni 1682 zu Moskau gekrönt, während Sophia sich damit begnügen mußte, nur mittelbar zu herrschen. Noch einmal bewog sie die Strelitzen zu einem für P. höchst gefährlichen Aufstande, und nur die Flucht P.'s zu dem Altare der Mutter Gottes im Kloster des heil. Sergei zu Troiza (einem neun Meilen nördlich von Moskau gelegenen Wallfahrtsorte) hielt die Wuth der Mörder auf. Dreißig der Haupträdelsführer wurden nach seiner Rückkehr enthauptet. Dennoch griff Sophia, spielend mit der Schwäche Iwan's und P.'s Jugend, in ihren Anmaßungen immer weiter um sich, sodaß man endlich unter den Ukasen ihren Namen neben denen der beiden Zare, und ihr Bild, mit Krone, Scepter und der Aufschrift „Beherrscherin von Groß- und Kleinrußland", auf der Rückseite der Münzen sah. Den schwachsinnigen Iwan, der einst mit Zittern die ihm dargereichte Krone angenommen hatte, machten die Reize seiner ihm von Sophia gegebenen Gemahlin für Alles blind, was um ihn her vorging; P. hingegen entwickelte im Stillen seinen männlichen, kriegerischen Geist. Er hatte nämlich in den Dörfern Preobraschenskoe und Semenowskoe zwei Compagnien Krieger aus Jünglingen von seinem Alter gebildet, unter denen er selbst den Dienst eines Gemeinen verrichtete. Ihr Hauptmann war ein junger Mann, der in der Folge an P.'s Entschlüssen und Thaten einen großen Antheil hatte, der Genfer Lefort (s. d.). Sophia betrachtete das Soldatenspiel als recht geeignet, den verhaßten Halbbruder von Staatsgeschäften abzulenken, und hörte mit heimlichem Vergnügen von den Ausschweifungen, welchen P. mit seinen Lieblingen sich oft überließ. Doch sie irrte; der feurige, gebildete Lefort war der glücklichste Lehrer des wißbegierigen Zaren, in welchem schon durch den frühern Unterricht des wackern Nikita Moisejewitsch Sotow und Franz Timmermann (eines deutschen Mathematikers), sowie durch seiner edeln Mutter Lehren ein guter Grund zur Bildung seines Geistes und Charakters gelegt worden war. Sophia selbst bemerkte bald P.'s höhere Anlagen, als er das erste Mal zu Anfange des J. 1688, als kaum 16jähriger Jüngling, mit voller Manneskraft und im Gefühl seiner Kaiserwürde im Geh. Rathe erschien. Darauf verband ihn 1689 seine Vermählung mit Eudoxia Feodorowna Lapuchin, das Werk seiner klugen Mutter, noch näher mit dem Volke, indem sie ihn zugleich von den bisherigen Orgien abzog. Endlich überzeugte sich auch Sophia von P.'s Herrscherkraft, zumal als dieser ihren Liebling, den von ihr und Iwan mit Ehren überhäuften Oberfeldherrn Galyzin, nach seiner Rückkehr aus einem unglücklichen Feldzuge gegen die Pforte, vor seiner Thür abwies. Vergebens griff sie nach einem letzten Mittel, indem sie ein Project entwarf, den ihr verhaßten Bruder nicht nur des Reichs, sondern auch des Lebens verlustig zu machen. Die Verschwörung wurde aber entdeckt, und P., der sich eine Zeit lang den von ihm gebildeten jungen Compagnien in Troiza anvertraut hatte, ging bald offen seiner Schwester entgegen, der nichts übrigblieb, als den Schleier zu nehmen. In dem sogenannten Dewitschei Monastyr, d. i. Jungfrauenkloster, zeigt man noch heutiges Tages jene Mauerpfeiler und Zinken, auf welche Peter die Köpfe der hingerichteten Günstlinge Sophia's aufpflanzen ließ, die mit ihr jene hochverrätherischen Plane zu seinem Verderben geschmiedet hatten.

P. hielt hierauf in Moskau seinen feierlichen Einzug und umarmte vor allem Volke Iwan, der den Titel Zar behielt, die eigentliche Gewalt aber gern in der kräftigern Hand des Bruders ließ. Die Bildung eines stehenden Heers nach europ. Taktik war jetzt P.'s erstes Ziel. Lefort und Gordon, der Oberfeldherr jener ihm treu ergebenen und schon bei Troiza als bewährt erfundenen Truppen, ein Schotte von Geburt, wurden die Lehrmeister des neuen Heers, in welchem ein großer Theil der nach Aufhebung des Edicts von Nantes nach Rußland geflüchteten Hugenotten Aufnahme fand. Bald sah sich P. von 20000 M. geübter Truppen umgeben, wovon die beiden zu Garderegimentern erhobenen Preobraschenskischen und Semenowskischen Compagnien den Kern bildeten. Zugleich beschäftigte ihn die Errichtung einer Seemacht. Zwar hatte sein Vater Alexei, um auf dem Kaspischen Meere mit Persien Handel zu treiben, durch holländ. Zimmerleute ein Schiff („Der Adler") bauen lassen, das auch wirklich von Degenow an der Wolga ausgelaufen und in Astrachan angekommen war; allein es war von den donischen Kosacken verbrannt worden, und von der zerstreuten Mannschaft kamen nur zwei Holländer nach Moskau zurück, unter ihnen der Con-

stabler Karsten Brand, der hierauf zum ersten Schiffsbaumeister ernannt wurde. Schon 1693 fuhr P. auf seinem eigenen Schiffe „Sanct-Peter" nach Archangel, um Tuch für sein Heer zu erhandeln; im nächsten Jahre lief er bereits mit mehren Schiffen in den dortigen Hafen und ernannte den Fürsten Romanadowski zum Admiral der zu erbauenden Flotte. Als das Wichtigste zur Bildung seines Volks erkannte er den Handel, daher warf er seinen Blick nach der Ostsee und dem Schwarzen Meere; hier waren die Mündungen der großen Ströme seines Reichs. Mit der Pforte ohnehin im Kriege, wendete er sich zuerst nach dem Ausflusse des Don; dort wollte er Asow erobern, um sich einen Stapelplatz am Schwarzen Meere zu verschaffen. Im Juli 1695 begann er den Angriff zu Lande, sah sich aber bald genöthigt, den Sturm auf die starke Festung in eine Blockade zu verwandeln. Unterdessen eilte er nach Moskau zurück, umarmte mit Thränen seinen sterbenden Bruder Iwan (denn nur die schmählichste Verleumdung ist es, wenn man P. beschuldigt, der Anstifter von dem Tode seines Bruders gewesen zu sein), verschaffte seinem Volke, das durch eine schlechte Ernte Noth litt, Getreidezufuhr auf russ. Schiffen aus Riga und Danzig, und ließ gleichzeitig aus Östreich, Brandenburg und Holland gute Ingenieure und Artilleristen kommen, da er eifrig darauf bedacht war, größere Einheit in die Kriegsmacht zu bringen. Zum Oberbefehlshaber derselben ernannte er den Bojaren Alexei Semenowitsch, der indessen nur den Namen trug, während die Seele des Heers Gordon, Lefort und Golowin blieben. Die neuangelegte Schiffswerft zu Woronesch am Don lieferte ihm schon 1696 eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeassen und 4 Brandern, mit welcher er die türk. Flotte im Angesicht von Asow schlug, das nun nach zweimonatlicher Belagerung, am 29. Juli, in die Hände der Russen fiel. Um die Schlüssel zum Schwarzen Meere zu behaupten, ordnete er den Bau von 55 Kriegsschiffen an. Durch einen Kanal vereinigte er die Wolga mit dem Don. Auch sendete er gleichzeitig eine Anzahl junger Russen nach Italien und Holland, um den Schiffbau, sowie nach Deutschland, um die Kriegszucht zu erlernen. Nachdem er mit vielem persönlichen Muthe am 2. Febr. 1697 eine Verschwörung der Strelitzen und mehrer Großen gegen sein Leben unterdrückt und zur Sicherstellung der innern Ruhe die Strelitzen im Lande vertheilt hatte, übergab er dem Fürsten Romanadowski und dreien Bojaren die Regierung und trat im Apr. 1697 nicht als Zar, sondern als Mitglied einer Gesandtschaft, welche nach altruss. Sitte die auswärtigen Höfe besuchen sollte, unter dem Titel eines Großcommandeurs, seine merkwürdige Reise ins Ausland an, auf der er Esthland, Liefland (damals beide schwedisch), Brandenburg, Hannover und Westfalen durchzog, und in Amsterdam und Saardam in gemeiner Matrosentracht unter dem Namen Peter Michaelow die Schiffsbaukunst gewerksmäßig erlernte, um die eingesammelten Erfahrungen einst seinem Vaterlande zum Segen gereichen zu lassen. Nichts entging hierbei seiner Aufmerksamkeit; Alles ließ er sich erklären, und in Vielem, selbst in chirurgischen Operationen, übte er sich selbst. Seine Liebe für das Seewesen vermochte ihn, der Einladung des Königs Wilhelm's III. nach London zu folgen. In engl. Schiffertracht wohnte er am königlichen Schiffbauhofe und äußerte oft, wenn er nicht Zar von Rußland wäre, möchte er wol engl. Admiral sein. Über 500 Handwerker und Künstler aller Art nahm er in seine Dienste. Bewundert von Allen, die ihn kennen gelernt hatten, und mit dem Doctordiplom der Universität zu Oxford, ging er nach einem dreimonatlichen Aufenthalte durch Holland über Dresden nach Wien. Als er aber im Begriff war, Italien zu besuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen. Er eilte daher durch Polen, wo er mit König August II. von Polen wichtige Verabredungen nahm, nach Moskau zurück, wo er am 4. Sept. 1698 eintraf, und hielt, da der Aufruhr durch Gordon bereits gestillt war, ein furchtbares Gericht. Jeder Tag des Octobers sah das Blut der Schuldigen fließen, und da der größte Verdacht der Anstiftung auf seine Schwester Sophia fiel, so ließ er vor ihrem Kloster 28 Galgen aufrichten und 130 Verschworene daran henken, darunter drei, die eine Bittschrift an Sophia entworfen hatten, vor den Fenstern ihrer Zelle, mit der Bittschrift in den Händen. Die Begnadigten, über 500 an der Zahl, wurden nach Sibirien verbannt, das Heer der Strelitzen aber wurde aufgehoben. Seine Gemahlin Eudoxia, die er vielleicht mit Unrecht und nur aus persönlicher Abneigung der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigte, verbannte er nach Susdal in ein Kloster, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen

mußte. Zur Belohnung seiner Getreuen stiftete er am 30. Aug. 1698 den Andreasorden, und Golowin erhielt ihn zuerst. Der Tod Lefort's und Gordon's in dieser Zeit versenkte ihn in tiefen Schmerz, und es wurde nun Mentschikow (s. d.), durch Geist und Thätigkeit aus dem Staube emporgehoben, sein Liebling. Das Corps der Strelitzen, die einst in Moskau eine eigene Strelitzenstadt bewohnt hatten, ersetzte er durch 27 neue Infanterie- und zwei Dragonerregimenter, zusammen 32029 M., die binnen drei Monaten geübt und marschfertig waren. Nur Verdienst und Dienstalter wurden bei Besetzung der Offizierstellen berücksichtigt, und mancher Sohn eines freigelassenen Leibeigenen schwang sich zum Range eines Generals empor. Mit ausdauernder Thätigkeit widmete P. sich zugleich den innern Angelegenheiten seines Reichs, dessen neue Schöpfung allmälig aus seinem Geiste hervortrat. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die deutsche Kleidung bei den Officianten eingeführt, die Bärte wurden abgeschafft, das Reisen ins Ausland überall befördert und erleichtert, Straßen und Kanäle wurden angelegt, Buchdruckereien und Schulen gestiftet, nützliche Schriften verbreitet und neue kirchliche Einrichtungen durchgesetzt. So ließ er z. B., als 1700 der Patriarch Adrian zu Moskau starb, diese Würde, die fast der päpstlichen gleich war, unbesetzt, um mit der höchsten weltlichen Macht auch die höchste geistliche in seiner Person zu vereinigen.

Mit großer Beharrlichkeit verfolgte P. inzwischen seinen Lieblingsplan, die Gewinnung eines Terrains zur Erbauung einer neuen Hafen- und Handelsstadt an der Ostsee. Die geeignetste Stelle schien ihm die Gegend an der Ausmündung des Newastroms in dem Finnischen Golf. Zwar waren die Schweden Herren dieses Landstrichs, und Schwedens junger geistvoller König, Karl XII. (s. d.), überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeigungen; dennoch griff P. ohne jeden andern Grund, als den obenerwähnten, Narwa an und besetzte Ingermanland, wurde indeß von Karl XII. in der blutigen Schlacht bei Narwa, am 30. Nov. 1700, so aufs Haupt geschlagen, daß ein minder großer Geist als er durch diesen Unfall erschüttert und von seinem Plane abgelenkt worden wäre. Gegen 38000 Russen wurden in jener Schlacht von 8000 Schweden geschlagen. Doch P. sagte: „Ich weiß es wohl, die Schweden werden uns noch manchmal schlagen; aber wir werden lernen! Die Zeit wird kommen, wo wir sie wieder schlagen werden. Die Schlacht soll, denke ich, die Russen aus ihrer Trägheit reißen und sie zwingen, zu lernen, was sie nicht wissen!" Schon am 1. Jan. 1702 siegte P. am Embachstrome über die Schweden und dieser Sieg wurde die erste Grundlage seiner künftigen Triumphe. Nöteborg, dessen Name P. in Schlüsselburg umwandelte, wurde genommen, und ebenso Marienburg, unter dessen nach Rußland abgeführten Einwohnern sich das Waisenmädchen Katharina (s. d.) befand. Nachdem am 4. Mai 1702 auch Nyenschanz, eine kleine schwed. Festung am Ausflusse der Newa, von den Russen mit Sturm genommen worden war, legte P. am 27. Mai 1703 den Grund zur Festung Petersburg, um welche allmälig sich eine städtische Niederlassung bildete, die sich zunächst auf Wassili Ostrow, wo die ersten Privathäuser gebaut wurden, beschränkte, dann sich auch auf die Petersburger Insel und seit 1705 auf die Admiralitätsseite erstreckte, und endlich sich weithin zur Linken der Newa, wo gegenwärtig der Haupttheil der Stadt steht, ausdehnte. (S. Petersburg.) Zum Schutze der Stadt, die P. später zu seiner bleibenden Residenz erkor, stieg sehr bald unter Mentschikow's Leitung die Festung Kronslot aus der See empor, von deren Wällen bereits 1704 die russ. Kanonen donnerten.

Zwar suchte Karl XII. das ihm entrissene Terrain P. streitig zu machen, und auch Östreich, Holland und England, die bei P.'s wachsender Macht furchtsam wurden, wendeten Alles auf, um P.'s Bündniß mit August von Polen zu vernichten. Doch blieb das Glück auf P.'s Seite. Eine schwed. Flotille von 13 Fahrzeugen wurde auf dem Peipussee geschlagen und in die Luft gesprengt; die Festungen Dorpat, Narwa und Iwangorod wurden vom 4. Mai — 20. Aug. 1704 erobert, und den Schweden die bei Gemauerthofen in Kurland und bei Fraustadt errungenen Vortheile durch den Sieg bei Kalisch wieder streitig gemacht. Als Karl XII. sich hierauf nach dem Innern Rußlands wendete und mit dem Kosackenhetman Mazeppa (s. d.) die Stadt Pultawa belagerte, wurde er unter den Mauern dieser Stadt am 8. Juli 1709 so auf das Haupt geschlagen, daß P. im Gefühl der Wichtigkeit dieses Sieges vom Schlachtfelde aus dem Admiral Apraxin in Petersburg schrieb: „Unsern

Feind hat Phaeton's Schicksal getroffen, und fest gelegt ist endlich der Grund unserer Newastadt". Darauf begann er, nachdem er zuvor seinen Triumph in Moskau gefeiert, den Feldzug in Liefland und Karelien. Wiburg, Riga, Pernau, Reval und Kerholm wurden 1710 erobert und mit diesen Plätzen ganz Liefland und Karelien. Hierauf feierte P. in seinem geliebten Petersburg am 4. Nov. 1710 die Vermählung seiner Nichte Anna, Iwan's zweiter Tochter, mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland. Eine schlimme Wendung für P. nahm im folgenden Jahre der russ.-türk. Krieg, den Karl XII. anzustiften gewußt hatte. P. verlor hier beinahe Thron und Leben und mußte froh sein, im Husher Frieden, der am 23. Juli 1711 zu Stande kam, gegen die Aufopferung Asows und anderer Orte seine, des Heers und des Reichs Rettung erkaufen zu können. Zur Herstellung seiner Gesundheit ging er hierauf noch im Herbste 1711 in das Karlsbad und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er dem Philosophen Leibnitz das Versprechen gab, in seinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lassen. Seine Vermählung mit Katharina, deren Treue er schon im türk. Kriege erkannt hatte, feierte er am 19. Febr. 1712 öffentlich zu Moskau, obgleich er ihr schon seit 1707 heimlich angetraut war. Als er hierauf mit seiner Gemahlin im selben Jahre Karlsbad noch einmal besucht und hierbei die nöthigen Besprechungen mit den fremden Höfen, besonders mit Dänemark und Preußen abgehalten hatte, leitete er nach seiner Rückkehr sofort die Eroberung des schwed. Finnlands ein, die ihm auch so schnell gelang, daß bereits 1713 die Russen bis über Abo nach Tawasthus vordrangen und die Einnahme der Festung Ryslot bewerkstelligten, womit die Eroberung von Finnland als vollendet anzusehen war. Bei seinem Einzuge in Petersburg stiftete er, seiner Gemahlin zu Ehren, an ihrem Namenstage, am 25. Nov. 1714, den Orden der heiligen Katharina.

Seine kriegerischen Unternehmungen hielten ihn nicht ab, seinen Blick fortwährend auf den innern Zustand des Reichs zu richten. Aufmerksam gemacht auf die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Großen gegen die niedern Stände, setzte er eine Commission zur Untersuchung aller Beschwerden nieder. Viele Staatsbeamte, selbst vom ersten Range, mußten nach Sibirien wandern; den Gouverneur von Archangel, Fürst Wolkonski, ließ er erschießen; er unterzeichnete 1717 das Todesurtheil gegen seinen eigenen Sohn Alexei (s. d.), und auch Mentschikow und Apraxin mußten zuweilen die Strenge seines Armes fühlen, wenn sie seinen Befehlen nicht nachgekommen waren. Nach dem Tode seines Nebenbuhlers Karl's XII., im J. 1717, den P. nicht ohne Rührung vernahm, wendete er von neuem sein Augenmerk auf Finnland, und selbst die Verbindung der meisten Monarchen Europas gegen ihn konnte ihn nicht erschrecken und von seinen Planen ablenken. Mehr erschütterte ihn der Tod des Thronerben, Peter Petrowitsch, den Katharina ihm am 8. Nov. 1717 geboren hatte, sowie der Tod seines Waffengefährten, des Feldmarschalls Scheremetjew im J. 1719. Aber er ermannte sich, und eine seiner nächsten Regierungshandlungen war die Errichtung des heiligen dirigirenden Synods, womit er 1721 die Hierarchie gänzlich zu Boden stürzte. (S. Griechische Kirche.) Früher schon hatte er die Jesuiten aus seinem Reiche vertrieben, weil sie sich in Händel mischten, die sie nichts angingen. Nur die Aufhebung der Leibeigenschaft schien ihm noch nicht rathsam. Doch wirkte er unablässig für das Wohl seiner Untergebenen, der Vornehmsten wie der Ärmsten, und suchte Alle gegen weltliche wie geistliche Übermacht zu schützen. Im J. 1721 gelang ihm endlich die völlige Besiegung seiner Todfeinde, der Schweden, und der nystädter Friede sicherte den Russen bis auf die Gegenwart die Erwerbung Lieflands, Esthlands, Ingermanlands, und der beiden Läne Wiburg und Kerholm, die in Folge jenes Friedens an Rußland abgetreten wurden.

So war der nord. Krieg nach 21 Jahren des Kampfes, ohne P.'s Hülfsquellen zu erschöpfen, geendet und Rußlands Macht für immer gegründet. P. feierte den Frieden durch Gebete, Feste, durch eine allgemeine Amnestie, von der nur Mörder und nicht zu bessernde Straßenräuber ausgeschlossen wurden, und durch Erlaß aller Foderungen der Krone bis zum J. 1717. Darauf baten ihn der Senat und das heilige Synod im Namen des Volks, den Titel eines Vaters des Vaterlands, Kaisers aller Reußen und den Beinamen des Großen anzunehmen. Nach vielen Einwendungen des Zaren wurde am Tage des großen

Friedensfestes, am 22. Oct. 1721, die neue Kaiserwürde ausgerufen, die auch sofort von einigen Höfen und später von allen anerkannt wurde. Bei der am 28. Jan. 1722 wiederholten Friedensfeier erklärte P. seine 13jährige Tochter Elisabeth für volljährig. Damit aber seine große Schöpfung nicht unter schwachen Regenten wieder zerfalle, gab er am 5. Febr. 1722 das Gesetz, „daß es dem Herrscher Rußlands freistehen solle, zur Thronfolge zu rufen, wen er wolle, auch die Ernennung wieder zu ändern, sobald er den schon bestimmten Thronfolger für untüchtig erkenne". Auf dieses Gesetz ließ er seine Unterthanen feierlich vereiden. Darauf unternahm er 1722 den längst beschlossenen Zug nach Persien, um der Handel der Russen auf dem Kaspischen Meere zu sichern. Bereits 1715, 1716 und 1719 hatte er dieses Meer und seine Küsten von erfahrenen Seeoffizieren untersuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten lassen. In dem ersten Jahre des Kriegs nahm er blos Derbent und ließ einige Festungen anlegen, die er mit Kosackenfamilien bevölkerte. Die innern Unruhen in Persien bewogen den Schach nachzugeben und im Vertrage vom 12. Sept. 1723, welchem auch die Pforte am 8. Juli 1724 sich anschloß, die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Masanderan und Astarabad an Rußland abzutreten. Doch mußte P. seinen großen Plan, in Georgien das Christenthum zu erneuern und an der Mündung des Flusses Kur eine Handelsstadt anzulegen, von wo der Handel bis nach Astrachan fortgesetzt werden sollte, wenigstens vor der Hand aufgeben. Nach seiner Rückkehr im J. 1723 segelte er nach Kronstadt, wo er durch ein glänzendes Fest die Schöpfung seiner Flotte feierte, welche jetzt aus 41 Kriegsschiffen bestand und mit 2106 Kanonen und 14960 Matrosen besetzt war. Die Verhütung der Überschwemmungen, welche Petersburg im Herbste oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladogakanals, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (am 1. Febr. 1725), an welcher Leibnitz's Rathschläge großen Antheil hatten, hiernächst die fortgesetzte strengste Untersuchung und Bestrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Gesetzcommission, die Stiftung des Alexander-Newsky-Ordens, die Verbesserung des Mönchswesens, die Beilegung der Streitigkeiten zwischen den Raskolniken (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, die Verbannung der Kapuziner aus Rußland und ein neuer Handelsvertrag mit Schweden beschäftigten P. in den letzten Jahren seines glorreichen Lebens. Am 24. Nov. 1724 verlobte er seine Tochter Anna mit dem Herzoge Karl Friedrich Ulrich von Holstein. Doch schon längst fühlte er mit den Schmerzen, die seit 1723 ein örtliches Übel (Gonorrhöe) ihm verursachte, die Abnahme seiner Kräfte, daher sein Trübsinn, der sich oft in starken Ausbrüchen des Unmuths äußerte. Bei der Rettung eines gestrandeten Schiffes, dem P. zu Hülfe eilte, und wobei er bis an den Leib ins Wasser watete, zog er sich eine Erkältung zu, die seinen Zustand dermaßen verschlimmerte, daß selbst eine chirurgische Operation ohne Erfolg blieb, und er in den Armen seiner Gemahlin am 8. Febr. 1725 seine große Seele aushauchte, nachdem er sich noch des geistlichen Zuspruchs des Erzbischofs Theophanes von Pskow erfreut und dem in Ungnade gefallenen Mentschikow auf Katharina's Bitten volle Verzeihung gewährt hatte. „Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient", sagt Herder, „so ist es Peter Alexejewitsch. Er war Selbsteinrichter und Haushalter seines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, schuf und lenkte, dort anregte, lohnte, strafte, überall aus unermüdlichem Triebe Er selbst, nie durch ihn ein Anderer. Dieser Trieb, diese Geniuskraft zeigte sich in seinen kleinsten und größten Unternehmungen, verbunden mit Klugheit, Entschlossenheit, und auch im wilden Zorn mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menschengüte". Am Säcularfeste der Thronbesteigung P.'s wurde sein Denkmal von Falconet, P. zu Pferde einen Granitfels hinaufsprengend, mit ausgestreckter Rechte und mit der Inschrift „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII" aufgedeckt, an welchem wahrhaften, der Residenz zur höchsten Zierde gereichenden Kunstwerke der Bildner zwölf Jahre ununterbrochen gearbeitet hatte. Noch sechs andere, zum Theil ebenfalls sehr werthvolle Denkmäler des großen Kaisers befinden sich zu Petersburg, Kronstadt, Pultawa, Woronesch, Ladeinoje Pole und Lipezk. Vgl. Halem, „Biographie P.'s des Großen" (3 Bde., Münst. und Lpz. 1803—5); Bergmann, „P. der Große als Mensch und Regent" (6 Bde., Riga, dann Mitau 1823—30); Ségur, „Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand" (2. Aufl., Par. 1829), und die Biographien von Gordon, Voltaire, Bauer, Bacmeister

u. A. Wichtig sind auch das Tagebuch P.'s des Großen bis zum nystädter Frieden, aus dem Russischen 1773 übersetzt, und das russ. Original der von Katharina II. durchgesehenen und eigenhändig verbesserten Geschichte P.'s des Großen.

Peter II., Alexejewitsch, Kaiser von Rußland, 1727—30, Peter's des Großen Enkel, der Sohn Alexei's (s. d.), geb. 1714, bestieg 1727 nach dem Tode Katharina I. im 13. Jahre seines Alters den russ. Thron, kraft eines Testaments Katharina I., welches besonders durch Mentschikow veranlaßt worden war, und worin dieser ehrgeizige Mann, der unter dem jungen Fürsten seinen Einfluß gesicherter hielt, als wenn das Scepter an Katharina's Tochter, die Herzogin Anna von Holstein, überging, die Clausel einzuschalten gewußt hatte, daß P. Mentschikow's jüngste Tochter Maria zur Gemahlin nehmen sollte, während er andererseits für seinen Sohn die Schwester des Kaisers, Natalie, zur Gemahlin begehrte. Der Einfluß der mächtigen Dolgoruckys wußte die Ausführung dieses Projects, welches dem Kaiser selbst widerstrebte, zu verhindern; Mentschikow wurde mit den Seinen nach Sibirien verbannt, und schon stand der junge Kaiser im Begriff, sich mit einer Prinzessin aus der Familie der Dolgorucky zu verbinden, als er am 29. Jan. 1730 an den Blattern starb, worauf Anna Iwanowna (s. d.), Herzogin von Kurland, den Thron bestieg, Mentschikow's Familie zurückberief und die Dolgoruckys theils hinrichten ließ, theils in die Verbannung schickte. Während P.'s kurzer und thatenloser Regierung wurde die frühere Kaiserin Eudoxia, Peter's des Großen erste, von ihm verbannte Gemahlin, aus ihrem Gefängnisse befreit, und ein Grenzvergleich mit China zu Stande gebracht, während die von Peter dem Großen eroberten Provinzen Astarabad, Ghilan und Masanderan den Persern zurückgegeben wurden.

Peter III., Feodorowitsch, Kaiser von Rußland im J. 1762, als Herzog von Holstein-Gottorp Karl Peter Ulrich genannt, war der Enkel Peter's des Großen, entsprossen aus der Ehe seiner Tochter Anna Petrowna mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein, und wurde, da schon mit Peter II. der Romanow'sche Mannesstamm ausgestorben war, durch die Kaiserin Elisabeth, die Tochter Peter's I. mit Katharina I., kraft der Thronfolgeordnung ihres Vaters, am 18. Nov. 1742 zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland ernannt. Er vermählte sich am 1. Sept. 1745 mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, die bei ihrem Übergange zur griech. Kirche die Namen Katharina Alexjewna annahm, und bestieg, als Elisabeth am 5. Jan. 1762 starb, unter dem Namen Peter III. den Thron. Kurz nach seiner Thronbesteigung schloß er mit Friedrich II. von Preußen, den er bewunderte, einen Frieden, nach welchem er das schon von den Russen eroberte Königreich Preußen zurückgab und den General Tschernitschew mit 15000 M. zu Friedrich's II. Heere stoßen ließ. Als er sich gerade gegen Dänemark rüstete, um die Ansprüche des Hauses Holstein-Gottorp auf Schleswig geltend zu machen, und während er schon im Begriff stand, sich in Person an die Spitze seiner Truppen zu stellen, überbrachte ihm sein getreuer Münnich (s. d.) die Nachricht von dem soeben erfolgten Ausbruche einer Verschwörung in Petersburg, an deren Spitze des Kaisers eigene Gemahlin, welche die mit seinen Neuerungen unzufriedenen Großen für sich gewonnen hatte, stand, und rieth ihm, sogleich an der Spitze seines Heers von Oranienbaum, wo er sich befand, gegen die Empörer zu Felde zu ziehen. Leider versäumte P. dazu den günstigen Augenblick. Die Empörung griff rasch um sich; schon war Katharina, in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762, zur Kaiserin ausgerufen und P. des Throns für verlustig erklärt. Da blieb dem unglücklichen P. nichts Anderes mehr übrig als Unterwerfung, die ihm indeß nicht mehr das Leben rettete, da sein Tod zu Katharina's eigener Sicherheit nothwendig schien. Dieser erfolgte bereits am 14. Juli (3. Juli alten Stils) 1762 zu Ropscha, wo Orlow (s. d.) den Kaiser mit eigener Hand erdrosselt haben soll. Vgl. „Biographie P.'s III." (2 Bde., Tüb. 1809).

Peter, Könige von Aragonien. Unter den vier Königen dieses Namens, Peter I., 1094—1104, Peter II., 1196—1213, Peter III., 1276—85, Peter IV., 1336—87, sind besonders die beiden letzten berühmt. — Peter III., geb. 1236, folgte seinem Vater Jakob I. auf den Thronen von Valencia, Aragonien und Catalonien, während sein jüngerer Bruder, Jakob, König von Majorca wurde. P. hatte schon als Prinz im Kriege gegen die Mauren sich ausgezeichnet. Seit 1262 mit Constanze, der Tochter des Königs Manfred (s. d.) von Sicilien, vermählt, faßte er nach dem Falle Konradin's (s. d.) den von Johann

von Procida entworfenen Plan auf, Sicilien dem Usurpator Karl von Anjou zu entreißen, was ihm auch vollständig gelang. (S. Sicilische Vesper.) Seitdem gehörte die ganze Insel bis zu Ende des 15. Jahrh. dem jüngern Hause Aragonien. Vergebens hatte der Papst P. und die Sicilianer in den Bann gethan. Als nun vollends Karl's von Anjou Sohn, der Prinz von Salerno, in dem Seesiege bei Neapel P.'s Gefangener wurde, so ließ gegen Letztern der Papst das Kreuz predigen und schenkte dessen Krone dem Sohne des Königs von Frankreich, Karl von Valois, der auch 1285 in Catalonien einfiel, aber von P.'s Bruder Jakob aufgehalten und dann zur See geschlagen, sich zur Rückkehr genöthigt sah. Bald nachher starb P. am 10. Nov. 1285 zu Villafranca de Penades. — Peter IV., gewöhnlich der Grausame genannt, geb. am 5. Sept. 1319, der Urenkel Peter's III., ein Sohn Alfons' IV., folgte diesem am 24. Jan. 1336 auf den Thronen von Valencia, Aragonien und Catalonien. Er setzte zuerst sich selbst die Krone auf, was bisher der Erzbischof von Saragossa gethan hatte, beschränkte die verfassungsmäßigen Rechte der Kronvasallen und hob deren Vorrecht der Selbsthülfe und Verbindung (Insurrection) gegen den König auf, während er dagegen einen höchsten Richter, unter dem Namen des Justicia (Justitia Aragonum), einsetzte, der die Streitigkeiten zwischen König und Ständen und der Stände unter sich untersuchen und entscheiden sollte. Da sein Schwager, der König Jakob II. von Majorca, bei dieser Gelegenheit die Kronvasallen unterstützt hatte, so nahm ihm P. die Krone und vereinigte das Königreich der Balearen 1349 wieder mit Aragonien; die dazu gehörige Herrschaft Montpellier aber verkaufte er an Frankreich. Mächtig und geachtet im Innern, machte sich P. auch den Mauren furchtbar. Im Bunde mit Pisa gegen Genua siegte er in Sardinien, das sich von Aragonien trennen wollte, und wurde vom Papste mit dieser Insel belehnt. Auch mit dem Könige Peter dem Grausamen (s. d.) von Castilien und mit dem Könige Karl dem Bösen von Navarra gerieth er in Krieg. Sein Ehrgeiz veranlaßte ihn, die Tochter des Königs Friedrich's von Sicilien, Maria, als sie zu ihrem Verlobten, Johann Galeazzo von Mailand, reisen wollte, gefangen zu nehmen und sie an seinen Enkel Martin zu vermählen. Selbst das Herzogthum Athen reizte seine Ländersucht; doch mislang der 1382 dahin unternommene Zug. Nachdem er 1386 sein 50jähriges Regierungsjubiläum gefeiert, starb er zu Barcelona am 5. Jan. 1387 in bitterer Reue über seine gewaltsamen Eingriffe in die Rechte der Kirche.

Peter der Grausame, König von Castilien und Leon, 1350—69, geb. zu Burgos am 30. Aug. 1334, war durch körperliche und geistige Anlagen ausgezeichnet, wurde aber durch seine Mutter Maria, eine Tochter des Königs Alfons' IV. von Portugal, in der Erziehung vernachlässigt, und, von Günstlingen geleitet, ein Sklave heftiger Leidenschaften und dadurch in blutige Familienkriege verwickelt. Die Liebe zu einer schönen und klugen Frau, der Donna Maria Padilla, war die erste Triebfeder seiner Willkür und Rachsucht. Mit ihr soll er sich sogar heimlich vermählt haben, obschon er 1353, auf Zureden seiner Mutter, auch mit Blanca, der Tochter Peter's von Bourbon und Schwester der Königin von Frankreich, sich vermählte. Durch die willkürliche Erhebung der Brüder und Verwandten der Padilla zu den höchsten Amtern verfeindete er sich selbst mit seinem ersten Günstlinge, dem Don Juan de Albuquerque, der, da er für sein Leben zu fürchten hatte, nach Portugal flüchtete. Jetzt folgte P. nun ganz seiner Willkür; er ließ seine Gemahlin Blanca einsperren, durch eine Versammlung von Bischöfen seine Scheidung von ihr aussprechen und vermählte sich mit der schönen Donna Johanna Fernandez, der Witwe des Don Diego de Haro und Schwester Don Ferdinand's de Castro, die er indeß nach einigen Monaten wieder verstieß. Aus Haß gegen die Padilla verbanden sich nun seine verfolgten Verwandten und beleidigten Günstlinge zu einem Aufstande gegen ihn, an dessen Spitze Heinrich von Trastamara, einer der unehelichen Söhne von P.'s Vater mit Leonore von Guzman, sich stellte, während zugleich der Papst den König in den Bann that und Castilien mit dem Interdicte belegte. Allein P. wüthete mit Gift und Mord unter seinen Gegnern, und Heinrich sah sich endlich zur Flucht nach Frankreich genöthigt. Ein Krieg mit Peter dem Grausamen von Aragonien endete 1361 ohne besondere Folgen. Seine verstoßene Gemahlin Blanca starb 1361 an Gift; auch seine geliebte Maria Padilla verlor er durch den Tod. Darauf erklärte er vor den Ständen in Sevilla seine Verbindung mit Maria Padilla für eine rechtmäßige Ehe und ließ die mit ihr erzeugten Kinder, den Infanten Alfonso, der aber bald nachher starb, und drei

Töchter als thronerbfähig anerkennen. Jetzt verbanden sich Aragonien, Navarra und der Graf von Trastamara, welcher Letztere vom Papste und vom Könige Karl V. von Frankreich unterstützt wurde, zum Kampfe gegen P., der ohne Vertrauen zu seinem Heere bei dem Nahen des feindlichen Heers nach Galicien flüchtete und in Coruña nach Bayonne sich einschiffte, während Heinrich von Trastamara in Castilien mit Jubel aufgenommen und in Burgos als Heinrich II. 1366 gekrönt wurde. Doch P. wußte den Prinzen Eduard (s. d.) von Wales, den sogenannten Schwarzen Prinzen, so für sich zu gewinnen, daß er ein Heer ausrüstete, um ihn in sein Land zurückzuführen. Heinrich II. wagte, im Vertrauen auf die größere Zahl seines Heers, eine Schlacht in der Ebene bei Najera in der Provinz Burgos, wurde aber, als er zu rasch über einen Fluß setzte, gänzlich geschlagen und sein Heer zerstreut. Wieder in dem Besitze des Throns, ließ nun P. auch seine Rachsucht von neuem entbrennen. Alle, auch die entferntesten Anhänger Heinrich's II. wurden am Leben und mit der Einziehung ihres Vermögens bestraft, selbst viele der vornehmsten castilischen Frauen hingerichtet. Inzwischen hatte Heinrich II. bei dem Papste Urban V. in Avignon Beistand gefunden; mit einem kleinen aber tapfern Heere ging er über die Pyrenäen nach Castilien, wo dasselbe bei dem allgemeinen Hasse gegen P. schnell anwuchs. In der Ebene von Montiel in der Provinz la Mancha entschied sich 1369 der Kampf der Brüder um die Krone zu Gunsten Heinrich's II., der P. am 14. März 1369 mit eigener Hand den Dolch ins Herz stieß. Vgl. Nuñez de Cunha, „Vida de Dom P." (Lissab. 1666, 4.) und Dillon, „History of the reign of P. the cruel" (2 Bde., Lond. 1788).

Peter von Amiens, genannt der Einsiedler, war in der Diöces von Amiens geboren. Er hatte früher als Soldat gedient, sich verheirathet und war nach dem Tode seiner Frau Einsiedler geworden. Auf einer Wallfahrt nach Jerusalem hatte er den traurigen Zustand der dortigen christlichen Bewohner unter sarazen. Joche kennen gelernt, und dadurch tief ergriffen, nach seiner Rückkehr den Papst ermuntert, einen Heereszug zur Befreiung des heiligen Landes zu Stande zu bringen. Eine Auffoderung des Papstes an die zur Kirchenversammlung zu Piacenza im J. 1096 herbeigeströmte Menge reichte hin, ein bedeutendes Heer zu sammeln, welches entschlossen war, unter P.'s Anführung auszuziehen. Doch schon in Ungarn erlitt dasselbe nach mehren Kämpfen eine solche Niederlage, daß sich P. mit dem Reste zur Rückkehr genöthigt sah. Hierauf schloß er sich dem Heere unter Gottfried von Bouillon's Anführung an, welches 1099 Jerusalem eroberte. Er wurde daselbst Statthalter, kehrte aber sehr bald nach seiner Heimat zurück und starb 1115 in dem von ihm gegründeten Kloster zu Huy.

Peterhof, ein kaiserliches Palais am Meerbusen von Kronstadt, vier Meilen von Petersburg und durch prächtige Alleen mit der Residenz verbunden, ist das russ. Marly und Versailles, so reich sind seine Gärten an Wasserkünsten aller Art; ja es übertrifft Versailles vielleicht noch in Hinsicht der zahlreichen kunstvollen Wasserwerke und der weitläufigen Gärten und Orangerien, sowie an Schönheit der Lage, da P. auf einem ziemlich bedeutenden, von dunkeln Wäldern beschatteten Hügel des Finnischen Meerbusens liegt und eine reizende Fernsicht auf die Festungsmauern von Kronstadt und die Wasserfläche des Meers gewährt. P. verdankt seine Anlage dem Begründer der Residenz und war sein Lieblingsaufenthalt. Die weitläufigen Schloßgebäude sind reich an historischen Erinnerungen aller Zeiten; man bewundert hier in dem einen Saale die herrliche von Ludwig XVIII. dem Kaiser Alexander zum Geschenk gemachte Gobelintapete, welche Peter den Großen auf dem stürmischen Ladogasee darstellt; in einem andern die von dem berühmten Maler Hackert verfertigten großen Darstellungen der Seeschlacht bei Tschesme und des Brandes der türk. Flotte, welches Gemälde er um so treuer darzustellen vermochte, da auf Befehl Katharina II. der Admiral Orlow in des Malers Gegenwart auf der Rhede von Livorno eine mit Pulver gefüllte Fregatte in die Luft sprengen ließ. In andern Sälen sieht man Kleidungsstücke und Werkzeuge Peter's des Großen. Auch findet man hier das Schlafgemach des Kaisers in dem Zustande, worin es sich bei seinem Tode befand. Noch gegenwärtig ist P. bei der kaiserlichen Familie sehr beliebt; alljährlich verweilt sie hier den größten Theil der Sommerszeit, und am Geburtstage der Kaiserin Alexandra, am 1. (13.) Juli, findet hier jenes weltberühmte Fest statt, welches seines Gleichen kaum auf Erden hat, da mehr denn 100000 zu

Fuß, zu Roß und Wagen, auf Kähnen und Dampfbooten an diesem Tage hierher wandern, um die sämmtlichen Wasserkünste in Bewegung zu sehen und die herrliche Illumination des ganzen Gartens zu bewundern. Die kaiserliche Familie fehlt bei diesem Feste nie, und man sieht sie hier, fern aller Etikette, sich mitten unter die dichtesten Haufen des Volks mischen. Monplaisir, Marly, Eremitage und Alexandria sind einzelne Lustschlösser, die zu den geräumigen Anlagen P.s gehören.

Petermännchen ist die Benennung einer kurtrierschen Scheidemünze, entlehnt von dem Bilde des heil. Petrus im Revers derselben. Diese kleine Silbermünze von $^1/_{18}$ Größe galt 5 Pfennige Conv.-Münze. Auch gab es dreifache Petermännchen von demselben Gepräge, welche einen Batzen oder 16 Pfennige Conv.-Münze galten. Neue Petermännchen galten = 1 rhein. Ortsgulden.

Petersberg, in früherer Zeit auch Lauterberg (Mons serenus) genannt, liegt $1^3/_4$ M. nördlich von Halle, in einer Ebene und hat eine Höhe von 1125 F. Auf demselben befand sich vormals ein dem heil. Petrus gewidmetes Kloster der regulirten Chorherren des Augustinerordens, das vom Grafen Dedo von Wettin, einem ältern Bruder des Markgrafen Konrad von Meißen, 1127 gestiftet, 1154 im Bau vollendet, nach dem großen Brande im J. 1199 schnell wiederhergestellt und nach der Reformation 1540 säcularisirt wurde. Die Gebäude nebst der herrlichen Kirche im byzantin. Stil, in welcher mehre Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin begraben liegen, wurden 1565 durch einen Blitzstrahl entzündet und bis auf die Mauern durch die Flamme verzehrt, worauf man 1567 die gegenwärtige Kirche innerhalb der niedergebrannten erbaute. Als eine Merkwürdigkeit ist das Epitaphium der alten Grafen von Wettin zu betrachten, dessen Figuren offenbar in einer Nachbildung von Figuren aus früherer Zeit bestehen. Auch finden sich nicht weit von der Kirche die Ruinen eines Sanctuariums oder einer Taufkapelle, die, von der Sage als ein ehemaliger Götzentempel bezeichnet, ohne Zweifel weit älter als die Kirche ist. Die Wiederherstellung der Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt hat 1841 der König von Preußen genehmigt und bereits eine bedeutende Summe dafür bewilligt. Eine vortreffliche Quelle für die Geschichte des Klosters, wie überhaupt eine der reichsten Quellen für den darin abgehandelten Zeitraum der Geschichte bietet das „Chronicon Montis sereni", das von 1124—1225 reicht, einen Presbyter des Klosters, Konrad, zum Verfasser haben soll und nach der ersten Ausgabe von Mader (Helmst. 1665, 4.), in Hoffmann's „Scriptores rerum lusatic." (Bd. 1) und in Mencken's „Scriptores rerum german." (Bd. 2) abgedruckt und zuletzt von Eckstein (Halle 1844 fg., 4.) herausgegeben wurde. Vgl. auch Puttrich, „Denkmale der Baukunst" (Abth. 2, Bd. 2, Lpz. 1845, Fol.).

Petersburg, von den Russen Sanct-Peterburg genannt, die zweite Hauptstadt und erste Residenz des russ. Reichs, im Gouvernement gleiches Namens, dem alten Ingermanland, an der Mündung der Newa in den Finnischen Meerbusen, 97 M. von Moskau, 215 M. von Berlin, wurde von Peter dem Großen (s. d.) 1703 gegründet und zwar auf einem erst kurz zuvor dem Feinde entrissenen Gebiete. Doch nicht die Gründung einer neuen Residenz an den Ufern der Newa lag ursprünglich in dem Plane jenes Monarchen, vielmehr wollte er hier nur eine Festung zum Schirm und Schutz gegen die Schweden erbauen und bei der günstigen Lage auch einige kaufmännische Niederlassungen begründen. Da sich indeß viele von den beim Bau der Festung beschäftigt gewesenen Arbeitern häuslich hier niederließen und auch einige Große des Reichs sich auf Wassili Ostrow, einer großen zwischen den beiden Hauptarmen der Newa belegenen Insel, sowie auf der Petersburger Insel und der Admiralitätsseite niederließen, so faßte Peter der Große den Entschluß, neben der Festung zugleich eine große Stadt zu gründen, wobei er freilich nicht ahnen konnte, zu welchem Glanze und zu welcher für das ganze Reich hochwichtigen Bedeutung dieses Emporium einstmals gelangen würde. Der Boden um P. ist flach und morastig, zum Theil auch sandig, und das Klima sowol deswegen wie wegen des geringen Anbaus der Gegend und heftiger Winde im Allgemeinen ungesund. Am herrschendsten sind die Südwest- und Südostwinde. Wenn die erstern anhaltend wehen, entstehen leicht Sturmfluten und Überschwemmungen, indem das Wasser vom Meerbusen her die Newa aufwärts gedrängt wird. Die furchtbarste jener Überschwemmungen fand am 19. Nov. 1824 statt, wo Hunderte ihr

Leben und Tausende ihre Habe und ihr Gut verloren und wo eine beträchtliche Zahl von Häusern, namentlich auf den Inseln, zerstört und sämmtliche Brücken der Stadt von den Sturmfluten hinweggerissen wurden. Im Sommer steigt die Hitze in P. häufig sehr hoch; desto kühler sind die Abende. Da man sich aber gegen Kälte besser als im südlichen Europa zu schützen weiß, so sind die Winter selbst dem Ausländer hier weniger empfindlich als dort. Die bei P. selbst für größere Fahrzeuge schiffbare Newa theilt sich hier in die nördlich abgehende große Newka, welche später wieder einen Arm, die kleine Newka, südwestlich absendet, und die große und die kleine Newa, welche beide Wassili Ostrow (d. i. Wassili- oder Wilhelms-Insel) einschließen. Der Anblick des Flusses und seiner großartigen Umgebungen von einer der Schiffbrücken an einem schönen Sommertage gehört zu dem Schönsten, was man in dieser Art sehen kann. Der Umfang der Stadt beträgt vier Meilen; ihr ansehnlichster und schönster Theil ist der südliche auf dem linken Ufer der Newa mit dem Admiralitätsviertel; zwischen diesem und dem nördlichen oder rechten Ufer der großen Newka oder der Wiburger Seite liegen von Süden nach Norden 1) Wassili Ostrow, 2) die eigentliche Petersburger Insel mit der Festung, der Insel Petrowski und der Apothekerinsel, und 3) Kamennoi Ostrow, Krestowsky und Jelagin, eine reizend bebaute Inselgruppe, auf welcher sich Gärten, Alleen, Parkanlagen und kaiserliche Prachtgebäude neben bescheidenen Datschen (Sommerhäusern) befinden. Es gibt hier im Anblick der prächtigen Residenz und des wogenden Meers wirklich herrliche Partien, die im Sommer wie im Winter, wo hier die beliebten Eis- und Rutschberge angelegt werden, der Tummelplatz der schönen Welt sind. Die Stadt ist in zwölf Theile und diese wieder in Stadtviertel getheilt. Wenige Städte Europas besitzen eine so große Anzahl breiter und langer Straßen als P. Einige derselben sind 120 F. und darüber breit, und der Newskyprospect hat eine Länge von beinahe 5000 F., ist aber mit den minder eleganten, jedoch schnurgeraden Fortsetzungen desselben nahe eine Meile lang. Die befahrensten Straßen sind mit Holzquadern gepflastert, an den Seiten führen prächtige Trottoirs entlang, wie auch die Ufer des Stroms und der Kanäle meist als herrliche Granitquais sich darstellen. Besonders sehenswerth ist der sogenannte englische Quai, an dem Hauptarme der Newa, wo man Dampfboote und Segelschiffe von fast allen Nationen vor Anker liegen sieht. Die sonstige Pflasterung und auch die Beleuchtung der Stadt ist nicht empfehlenswerth; nur erst die Hauptstraßen sind mit Gas erleuchtet. Auch an gutem Trinkwasser fehlt es. Man trinkt das Wasser der Newa, woran der Fremde sich anfangs schwer gewöhnt. Fontanka, Katharinenkanal und Moika heißen die drei Kanäle der Stadt. Prächtige steinerne und gußeiserne Brücken führen über die letztern, während die Newa nur Schiffbrücken aufzuweisen hat. Doch baut man gegenwärtig an einer steinernen Brücke, welche Wassili Ostrow mit der eigentlichen Stadt dauernd verbinden soll. An der Spitze der zahlreichen russ.-griech. Kirchen wird einst die noch nicht vollendete, aus Granit und Marmor gebaute Isaakskirche stehen, für deren Größe und Erhabenheit die 48 polirten dorischen Granitsäulen, aus finnländ. Gestein, von 56 F. Höhe, jede aus Einem Stück gearbeitet, welche den Porticus bilden, einen Maßstab geben. Besonders reich an Kirchen ist der Newskyprospect, wo sich zwei griech., darunter die berühmte Kathedrale der kasanschen Mutter Gottes, ferner die neue holländ., die neue deutsch-protestantische, eine katholische und eine armen. Kirche befinden. Am äußersten Ende des Newskyprospects und zugleich der Stadt liegt das Alexander-Newskykloster, der Sitz des Metropoliten, mit einer großen im reinen griech. Stil erbauten Kirche, welche den Sarkophag des Heiligen aus massivem Silber enthält. Die Kirche der Citadelle ist durch ihre stark vergoldete, 154 F. hohe Spitze, die man ebenso wie die Spitze des Admiralitätsthurms fast überall in der Stadt erblicken kann, und durch die kaiserliche Gruft merkwürdig, indem hier alle russ. Kaiser von Peter dem Großen an bis auf Alexander in dieser Kirche bestattet sind. Endlich ist noch der Kirche des Smolnaklosters zu gedenken, welche, unter Kaiserin Elisabeth begonnen, erst neuerdings vollendet worden ist. Der Kaiser hat sie zur Kathedrale der in den öffentlichen Instituten erzogenen Jugend bestimmt. Die übrigen Kirchen, da sie im Winter geheizt werden müssen, sind meist klein; auch fehlt hier die Orgel, da diese nach dem griech. Ritus durch Priestergesang ersetzt wird. Unter den Sängerchören hat das Hofsängerchor europ. Berühmtheit. Übrigens haben fast alle europ. Culte, selbst der mohammedanische, in P. Kir-

chen und werden von der Regierung geschützt; nur die Juden, deren Zahl überhaupt gering ist, entbehren einer Synagoge. Am 1. Jan. 1839 zählte P. im Ganzen 146 Kirchen, 210 Institute und Schulen, darunter eine Universität und mehre Gymnasien, 269 Fabrikgebäude und 8671 Privatwohnhäuser, worunter eine Menge der glänzendsten Paläste. Der über 80000 □F. einnehmende, von Rastrelli 1754 erbaute Winterpalast, auf dem linken Ufer der Newa, die Winterresidenz des Kaisers, bildet mit der daran stoßenden, durch Bogengänge verbundenen großen und kleinen Eremitage, in denen sich ein Theater, die Gemälde-, Münz- und Gemmensammlung, sowie eine Bibliothek von 100000 Bänden befinden, eine Fronte von ungefähr 550 F., und ist seit dem furchtbaren Brande, der das ganze Innere desselben im Winter von 1837—38 vernichtete, im Innern noch prächtiger wiederhergestellt worden als früher. Weiter nach Osten an dem Flusse erblickt man den jetzt leerstehenden Marmorpalast aus Granit und dunkelfarbigem Marmor erbaut, von finsterm Ansehen, den Katharina II. einst ihrem gefürchteten Günstlinge, Grigorij Orlow (s. d.), zum Geschenke machte. Außer dem taurischen Palaste, mit schönem Garten, welchen Potemkin (s. d.) von derselben Kaiserin erhielt, dem Aritschkow'schen Palast in dem Newskyprospect, welchen der Kaiser Nikolaus als Großfürst bewohnte und wo auch gegenwärtig der Großfürst-Thronfolger wohnt, und außer dem jetzt vom Ingenieurcorps benutzten ältern Michailowschen Palast, in welchem Kaiser Paul residirte und starb, ist vorzüglich der neue Michailowsche Palast, mit einem Park, zu erwähnen, welchen der Großfürst Michael bewohnt. Er ist von Rossi mit einem Aufwande von 17 Mill. Rubel 1819—25 erbaut worden und gehört unter die schönsten Paläste Europas. Der Vollendung nahe ist auch ein neuer, prachtvoller Palast, der für die Großfürstin Maria, die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg, gebaut wird. Noch befinden sich auf der Insel Jelagin ein vom Kaiser und auf Kamennoi Ostrow der vom Großfürsten Michael im Sommer bewohnte Palast, beide mit schönen Gartenanlagen. Überraschend groß ist die Anzahl der sogenannten Krongebäude. Unter ihnen nennen wir das prächtige Admiralitätsgebäude mit seinem für 60000 Ducaten vergoldeten spitzen Thurme, nach welchem als gemeinschaftlichem Centrum drei Hauptprospecte, worunter der Alexander-Newskyprospect, auslaufen; das großartige, mit einem Siegeswagen gekrönte und von einem Triumphbogen durchbrochene Generalstabsgebäude; das Gebäude des Senats und des heiligen dirigirenden Synods; den Palast des Kriegsministeriums und die schöne Reitbahn der Garde; an dem Newskyprospect das neue Alexandertheater, ihm zur Seite das Bibliothekgebäude mit einer halben Mill. Bücher und Kartenwerken, und unfern davon das Gostinnoi Dwor oder die Kaufhalle, die 340 Läden reicher Kaufleute enthält; ferner in andern Stadttheilen das sogenannte steinerne und das Michailowsche Theater, das Zeughaus, die Reichsbank, den Lombard, die großen weiblichen Erziehungshäuser, das Findelhaus, worin jährlich über 4000 Kinder Aufnahme finden, und die neue Admiralität mit einem steinernen Gebäude, in welchem die größten Schiffe gebaut werden; auf Wassili Ostrow, wohin nach Peter's des Großen ursprünglichem Plane die Hauptgebäude kommen sollten, die sogenannten Collegien, ehemals Sitze der höchsten Behörden, jetzt aber der Universität zugewiesen; die stattliche mit zwei Rostren geschmückte Börse, um welche eine Halle von 44 dorischen Säulen läuft; die großen Waarenspeicher, die Zollgebäude, die Akademie der Wissenschaften mit der Sternwarte, die der Künste, die verschiedenen Cadetteninstitute, in deren einem ungefähr 4000 Zöglinge wohnen, die russ. Akademie; auf der Wiburger Seite die medico-chirurgische Akademie und in verschiedenen Theilen der Stadt die Spitäler, darunter das allgemeine Kriegshospital mit Betten für mehr als 2000 Kranke, die großen Kasernen und Exercierhäuser. Von den öffentlichen Unterrichtsanstalten verdienen Erwähnung die 1819 gestiftete Universität, die 1844 64 Lehrende und Beamte und 627 Studirende zählte, während die Zahl der letztern 1838 erst 389 betrug; das pädagogische Hauptinstitut, bestimmt zur Bildung von Lehrern für den höhern Unterricht, an welchem besonders Deutsche erfolgreich thätig sind; die geistliche Akademie im Newskykloster, die medico-chirurgische Akademie, vier Gymnasien, das oriental. Institut, das Bergcorps, die technologische Anstalt und viele andere Kron- und Privatinstitute. Die nach Leibnitz's Plane von Peter dem Großen gestiftete Akademie der Wissenschaften, die stets zu ihren

Mitgliedern Männer von europ. Namen zählte, hat auch gegenwärtig noch von ihrem Ruhme nichts eingebüßt. Fast jede der genannten Anstalten besitzt zugleich eine Bibliothek, sowie eine oder die andere Kunstsammlung; besonders werthvoll sind die verschiedenen Mineralien- und Münzsammlungen im Bergcorps, der Eremitage, im oriental. Institut, sowie auch der botanische Garten durch seine reichen Gewächshäuser sich auszeichnet. Unter den öffentlichen Denkmälern sind die berühmtesten die Alexandersäule, zwischen dem Winterpalast und dem Generalstabe, das Standbild Suworow's auf dem großen Marsfelde, der Rumanzow'sche Obelisk auf dem Platze neben der Akademie der Künste, und besonders die von Falconet gegossene Reiterstatue Peter's des Großen, welcher, einen Granitblock von 50 F. Länge, 21 F. Breite und 17 F. Höhe hinaufsprengend, dargestellt ist. Neuerdings sind an den beiden Säulenhallen der kasanschen Kirche die beiden ehernen Standbilder Kutusow's und Barclay de Tolly's aufgestellt worden. Auch besitzt P. zwei großartige Triumphpforten, eine an der nach Riga und Deutschland, die andere an der nach Moskau führenden Straße. Die meisten Häuser haben ein freundliches Ansehen und sind aus Stein erbaut, viele darunter mit Säulenhallen, fast alle mit Zink oder Eisenblech gedeckt, welches gewöhnlich grün, roth oder grau angestrichen ist. Die reizenden Gärten und die freundlichen Boulevards Moskaus fehlen; P. hat nur den kleinen Sommergarten an der Newa mit dem berühmten hohen eisernen Gitter und die Baumanlagen um die Admiralität aufzuweisen; fast alle Plätze sind kahl und schattenlos. Die Zahl der Einwohner, die 1750 noch kaum 74200 Seelen betrug, war zu Anfang dieses Jahrhunderts bereits auf mehr als 200000 gestiegen und betrug im J. 1839 bereits 476386 Seelen. Doch hat seitdem eine Verminderung stattgefunden. Im J. 1843 zählte es 449060 E., unter welchen 388774 der orthodoxen griech.-russ. Kirche Angehörige, 25005 Lutheraner, 7864 Reformirte, 9 Protestanten, 548 Anglikaner, 23083 Katholiken, 34 Armenier, 572 Juden und 2214 Mohammedaner sich befanden, sodaß über 60000 E. andern Religionen als der herrschenden angehörten. Auch sind in P. fast alle Nationen; unter jener Zahl befanden sich 3027 Franzosen, 2700 Engländer, 5616 Preußen, 2573 Östreicher u. s. w. Die Deutschen, deren Gesammtzahl über 20000 beträgt, bilden die Mehrzahl der Fremden. Viele hohe und niedere Staatsbeamte, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Handwerker, namentlich die meisten Bäcker, wie auch alle Apotheker, gehören zu ihnen. Der auswärtige Handel ist meist in den Händen der fremden Kaufleute. Im J. 1841 liefen in den Hafen von Kronstadt 1347 Kauffahrteischiffe ein und aus demselben 1373 aus. Ein großer Theil der erstern kommt selbst nach P.; bei niedrigem Wasserstande führen leichtere Fahrzeuge die Waaren hierher. Das Fabrikwesen ist zwar von Bedeutung, doch steht P. andern Städten des russ. Reichs, namentlich Moskau, hierin wie im Industriewesen nach. Es hat fast nicht mehr Fabriken als Kasan und zwar im J. 1839 269, während Moskau 562 hat. Für gesellige Vergnügungen, Theater, Concerte, Bälle, großartige Spazierfahrten und andere Volksbelustigungen ist in P. mehr als in jeder andern russ. Stadt gesorgt, mit Ausnahme Moskaus, wo das gesellige Leben noch entschiedener hervortritt, und kaum kann London oder Paris gewühl- und geräuschvoller sein als die Newastadt, wo unablässig Droschken, Kibitken, Telegen und große vierspännige Staatsequipagen hin- und herfahren. Die meisten öffentlichen Lustbarkeiten bieten die sogenannte Butterwoche (Maßläniza) und die Osterwoche auf dem Isaaksplatze dar, an denen die gesammte Bevölkerung Theil nimmt. Im Sommer zieht Alles, was nur irgend kann, aufs Land oder besucht wenigstens die reizenden Lustschlösser und Parks der Umgegend, z. B. Peterhof (s. d.), Oranienbaum (s. d.), Zarskoe Selo (s. d.) oder Gatschina, Krasnoe Selo, Strelna u. s. w. Besonders besucht sind am 1. (13.) Juli, dem Geburtsfeste der Kaiserin Alexandra, das reizende Peterhof, und am 1. (13.) Mai Katharinenhof, ein nahe bei P. gelegenes, mit Gartenanlagen versehenes kaiserliches Landhaus, welches Peter der Große für seine Gemahlin anlegte, und wo am genannten Tage alle Stände zu Fuß, zu Roß und in unabsehbaren Wagenreihen hinströmen, um zu sehen und um gesehen zu werden. Außer diesen beiden großartigen Promenaden finden in der schönen Jahreszeit fast tägliche Spazierfahrten nach Pawlowsk (s. d.) statt, welches mittels der 1839 eröffneten Eisenbahn in wenigen Minuten von der Hauptstadt aus zu erreichen ist. Vgl. Meyer, „Russ. Denkmäler, in den J.

1828 und 1835 gesammelt" (Bd. 1, Hamb. 1837) und Granville, „Petersburgh, a journal of travels to and from that capital" (2 Bde.; 2. Aufl., Lond. 1829).

Petersen (N. M.), einer der tüchtigsten dän. Sprach- und Geschichtsforscher der Gegenwart, wurde in der Nähe von Odense 1791 geboren. Hier auf der Schule, wo er seine erste Bildung genoß, schloß er mit dem berühmten Rask (s. d.) einen Freundschaftsbund. Unter der Leitung desselben fing er an, die altnord. Sprache zu treiben, welchem Studium er nebst dem der Vaterlandsgeschichte nachher sich ganz widmete, besonders seitdem er 1815 Lehrer am Schullehrerseminar zu Brahetrolleborg in Fühnen geworden. Er nahm durch eine Reihe specieller Untersuchungen Theil an dem von Rask 1825 angeregten Streite über die Principien der dän. Rechtschreibung, und schrieb seine „Dän. Grammatik", von der jedoch nur die „Wortbildungslehre", die nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung dargestellt ist, 1826 erschien. Nach der Aufhebung des Seminars im J. 1826 privatisirte er in Kopenhagen, bis er 1830 als Registrator beim Geh. Archiv angestellt wurde. Seine „Geschichte der dän., norweg. und schwed. Sprache und ihrer Entwickelung aus der Stammsprache" (2 Bde., Kopenh. 1829—30) enthält die Resultate tiefer und allseitiger Forschungen, und seine dän. Übersetzung der Depping'schen Schrift über die Seezüge der Normannen (1830) vortreffliche eigene Untersuchungen. Eine sehr interessante Lebensskizze Rask's lieferte er in den „Gesammten Abhandlungen Rask's" (Bd. 1, 1834). Als Mitglied der nord. Gesellschaft für Alterthumskunde übersetzte er den 4.—10. Theil der „Fornmanna-Sögur". Von seinem „Handbuch der altnord. Geographie" erschien nur ein Theil (1834). Seine „Geschichte Dänemarks in der ältesten Zeit" (3 Bde., 1834 fg.) zeichnet sich ebenso durch Quellenforschung wie durch ansprechende, einfache Darstellung aus. Namentlich gilt dies von den Untersuchungen im dritten Bande über den politischen, religiösen und häuslichen Zustand des dän. Volks in der ältesten Zeit; die Sagen sind nicht nach Suhm's Vorgang in ein künstliches System gebracht, sondern in ihrer ursprünglichen Form dargestellt und dann historisch gewürdigt. Von seinen vielfachen Beiträgen zur zweiten und dritten Reihe des „Danske Magazin", sowie zu den „Annalen für nord. Alterthumskunde" (Bd. 1—3, 1840—45) nennen wir hier nur die Abhandlungen „Über die Sprachkenntniß im Norden", „Über den Strophenbau und die Versart in der Völuspá", „Über die rechte Behandlung der Heldenlieder", „Über die Bedeutung des nord. Alterthums für die Gegenwart".

Petersgroschen oder **Peterspfennig** hieß die Abgabe, die England seit dem 8. Jahrh. an den Papst entrichtete. Der angelsächs. König Inas von Wessex soll sie 725 dem Papste zuerst zu dem Zwecke zugestanden haben, daß davon in Rom eine Pflanzschule für engl. Geistliche errichtet und die Kirchen und Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Sie wurde durch Einsammlung eines Penny von jedem Hause alljährlich am Peterstage aufgebracht, und überstieg im 13. Jahrh. das Geldeinkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. Schon König Eduard III. machte 1365 den Versuch, den Petersgroschen abzuschaffen, doch erst Heinrich VIII. gelang es, durch die Acte von 1532 denselben aufzuheben. Die Versuche der Königin Maria, ihn wiederherzustellen, waren fruchtlos. — Auch versteht man unter Petersgroschen die zur Zeit der engl. Heptarchie behufs der erwähnten Abgabe geprägten Denare in Silber, die jetzt große Seltenheiten sind.

Petersilie (Apium petroselinum) ist eine aus Sardinien stammende, auch in Deutschland ihres Krautes und ihrer Wurzel halber häufig angebaute Pflanze, von welcher drei Spielarten vorkommen, nämlich die gemeine Petersilie, die wurzelige Petersilie mit breiten Blättern und dicken Wurzeln, die krause Petersilie mit krausen, zierlichen Blättern, die zum Decoriren der Speisen dienen. Da die gemeine Petersilie viele Ähnlichkeit mit dem giftigen Schierling hat, so pflanzt man am besten die krause Petersilie an. Berühmt sind die Erfurter und die große lange Bardowicker Petersilienwurzel. In England und Holland kommt eine besondere Spielart vor, deren Wurzel zwei bis drei Fuß lang wird. Die Samen der Petersilie enthalten ein gelbes ätherisches Öl. Wurzel und Samen werden auch in der Medicin ihrer zertheilenden und harntreibenden Eigenschaften halber angewendet.

Peterskorn, s. Einkorn.

Peterswalde, ein Dorf im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, in einer rauhen Gegend des Erzgebirges, an der Straße von Dresden in das teplitzer Thal gelegen, und fast nur von Schnallen-, Knopf- und Löffelmachern bewohnt, ist geschichtlich durch einige Gefechte zwischen den Franzosen, die nach Böhmen einbrechen wollten, und den Verbündeten unter Pahlen und Kleist am 16. Sept. 1813 bekannt, die aber ohne eigentliche Entscheidung blieben. — Außerdem gibt es ein großes Fabrikdorf Peterswalde im breslauer Regierungsbezirk der preuß. Provinz Schlesien, mit 4400 E., die sich von Wollen- und Baumwollenweberei nähren, und einem schönen, dem Grafen Stolberg-Werningerode gehörigen Schlosse, wo der Kaiser Alexander im J. 1813 während der Zeit des Waffenstillstandes sein Hauptquartier hatte.

Peterwardein, die Hauptstadt der slawon. Militairgrenze, eine der stärksten Festungen der östr. Monarchie, liegt am rechten Ufer der Donau, in sumpfiger, ungesunder Gegend. Sie ist der Sitz des slawon. Generalcommandos und Regimentsstabes, zählt, abgesehen von der 2000 M. betragenden Besatzung, mit den Vorstädten gegen 4900 meist deutsche E., und hat drei Normalschulen sowie eine illyrische Schule. Eine Schiffbrücke verbindet die Stadt mit dem gegenüberliegenden Neusatz. Die Festung besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Festungen. Die obere Festung auf einem ziemlich hohen, von drei Seiten isolirten Serpentinfelsen, die mit einem Hornwerke in Verbindung steht, ist ein alter schon Jahrhunderten trotzender Bau. Sie enthält eine Kaserne, das an türk. Trophäen reiche Zeughaus, einen Brunnen, der bis unter den Wasserspiegel der Donau geht, und ist blos von Militair bewohnt. Am Fuße des Berges liegt die untere Festung, die eigentliche Stadt. Beide Festungen zusammen können gegen 10000 M. aufnehmen. P. steht an der Stelle des röm. Acumincum und soll seinen Namen von Peter dem Einsiedler erhalten haben. Im J. 1688 wurden die Festungswerke von den Kaiserlichen in die Luft gesprengt und bald nachher die Stadt durch die Türken niedergebrannt. Im Frieden zu Passarowitz vom 21. Juli 1718 verblieb sie dem Kaiser. Insbesondere ist P. berühmt durch den Sieg, welchen daselbst Prinz Eugen am 5. Aug. 1716 über den Großvezier Ali erfocht. Die Türken hatten die Venetianer in Morea überfallen und dadurch den Kaiser, den Verbündeten Venedigs, genöthigt, Truppen nach Ungarn zu senden. Unbedeutende Streitigkeiten zwischen den Grenzbehörden führten bald den völligen Bruch herbei. Eugen kannte die Kriegsmanier der Türken und trieb zur möglichsten Eile, um ihnen zuvorzukommen. Inzwischen zog der Großvezier mit mehr als 180000 M., worunter 70000 M. Kerntruppen, gegen Belgrad und stand am 2. Aug. bei Karlowitz. Eugen konnte ihm nur 60000 M. entgegenstellen; aber ein entscheidender Schlag mußte geschehen. Die Recognoscirung des Lagers der Türken bei Karlowitz, am 2. Aug., lockte sie bis P., welches sie zur Übergabe auffoderten. Hierauf gingen die Östreicher in der Nacht vom 4. zum 5. Aug. über die Donau und stellten sich unter dem Geschütz von P. hinter den alten, verfallenen Linien (die Caprara'schen genannt), den türk. Posten, zum Theil auf Pistolenschußweite gegenüber, auf. Die östr. Infanterie stand in zwei Treffen hinter den doppelten Linien, die Reiterei, bei der sich der Prinz Eugen befand, und sechs Bataillons Fußvolk unter dem Prinzen von Würtemberg bildeten den linken Flügel. Die Türken waren aus ihrem Lager vorgegangen und hatten sich ordnungslos den Kaiserlichen gegenüber verschanzt. Um 7 Uhr griff der östr. linke Flügel mit Erfolg an. Bald aber trat bei dem Fußvolke, welches sich beim Hervorbrechen aus den Linien, der Nähe der Türken wegen, nicht gehörig entwickeln konnte, Unordnung ein. Diese wurde vom Feinde benutzt und die östr. Infanterie hinter ihre zweite Linie zurückgeworfen. Da aber die östr. Reiterei die türkische in Schach hielt, auch im Vortheile blieb, und da die Janitscharen durch unbesonnenes Vordringen den linken Flügel bloßgaben, ließ Eugen einen Theil der Reiterei abschwenken und einhauen. Sein fliehendes Fußvolk, vom Geschütze der Festung gedeckt, ordnete sich wieder zum Kampfe; die Türken hingegen, welche von ihrem vielen aber schwerfälligen Geschütze nur drei Batterien aufzuführen vermochten, geriethen in Verwirrung und flohen hinter ihre Verschanzungen, die so planlos angelegt waren, daß hier die Niederlage vollends entschieden wurde. Die Türken verloren 6000 M. und 164 Stück Geschütz. Eugen schrieb um Mittag in Ali's Zelte, welches mit dem ganzen Lager nebst reicher Beute den Östreichern in die Hände fiel, seinen Siegesbericht. Ali selbst und der berühmte Janitscha-

ren-Aga Mehmed waren geblieben. Eugen führte sein Heer, das einen Verlust von 4000 M. erlitten hatte, über die Donau zurück zur Belagerung von Temeswar.

Petilius Cerialis, röm. Feldherr, focht als Legat unter Nero's Regierung im J. 60 n. Chr. gegen die unter der Königin Boadicea empörten Briten. Im J. 69 verließ er den Vitellius und schloß sich Vespasian an, dem er verwandt war. Unter diesem wurde er mit Annius Gallus im J. 70 nach Gallien geschickt, um den furchtbaren Aufstand, der dort unter der Führung des Batavers Claudius Civilis ausgebrochen war, zu unterdrücken (s. Gallien), und bewies sich dabei als trefflichen Feldherrn. Nachdem er bei Trier nach lange unentschiedener blutiger Schlacht über Civilis gesiegt und dieser sich mit seinen Batavern in die Sümpfe seines Landes zurückgezogen hatte, folgte er ihm dahin, suchte durch den Einfluß der Veleda (s. d.) ihm den Beistand anderer Germanen zu entziehen, und endete den Krieg durch friedlichen Vergleich. Hierauf wurde ihm die Verwaltung Britanniens übertragen, die er bis 78 n. Chr. führte und wo er die Herrschaft der Römer vornehmlich durch siegreichen Krieg gegen die Briganten befestigte.

Pétion (Alexander), s. Haiti.

Pétion de Villeneuve (Jérôme), bekannt durch seine Theilnahme an der franz. Revolution, wurde 1753 zu Chartres geboren, wo sein Vater als Procurator angestellt war. Er studirte die Rechte, ließ sich in seiner Vaterstadt als Advocat nieder und trat 1789 als Abgeordneter des dritten Standes in die Generalstaaten. Seine republikanischen Grundsätze, unterstützt von reichem Rednertalent und dem Rufe eines rechtschaffenen Mannes, zogen ihn alsbald tief in den Strudel der Revolution. Die Constituirung der Nationalversammlung gab ihm sogleich Veranlassung, auf die Vernichtung der königlichen Gewalt zu denken. Er bildete, Mirabeau gegenüber, mit Buzot und Robespierre den Mittelpunkt der republikanischen Partei und genoß darum im Jakobinerclub und beim Volke große Popularität. Im Juni 1791 wurde er zum Präsidenten des Criminalgerichts zu Paris ernannt. In dieser Eigenschaft erhielt er mit Barnave und Latour-Maubourg den Auftrag, die entflohene königliche Familie von Varennes zurückzuführen, wobei er sich sehr schonungslos benahm. In Verbindung mit der Partei des Herzogs von Orleans (s. d.) trug er demnächst auf Absetzung des Königs und die Errichtung einer Regentschaft durch Volkswahlen an. Hiermit stieg er auf den Gipfel der Popularität. Nach dem Schlusse der Sitzung reiste er im Oct. 1791 nach England, um dort im Interesse der Revolution zu wirken. Bei seiner Rückkehr eröffnete sich ihm ein weites Feld revolutionairer Thätigkeit, indem er an Bailly's Stelle am 18. Nov. 1791 zum Maire von Paris gewählt wurde. Der Hof begünstigte seine Wahl, um die Lafayette's zu verhindern. Als Haupt der Gemeinde unterstützte P. nun die Demonstrationen der niedern Classen und die Bewaffnung des Pöbels. Zum Schrecken der Gemäßigten stellte er die mit Piken bewaffneten Proletarier in die Nationalgarde ein und durch Reden und Proclamationen erregte er die Wuth derselben gegen die Reichen. Als die bewaffneten Haufen am 20. Juni 1792 in die Tuilerien drangen, überließ er Ludwig XVI. lange Zeit seinem Schicksal. Erst gegen 4 Uhr Nachmittags erschien er im Schlosse und bewog das Volk durch Schmeichelworte zum Rückzuge. Das Directorium der Departementalverwaltung, an deren Spitze Larochefoucauld stand, verfügte deshalb seine und Manuel's (s. d.) Suspension; allein die Nationalversammlung hob aus Furcht vor Erneuerung der Unruhen diesen noch vom Könige genehmigten Beschluß durch ein Decret vom 13. Juli wieder auf. Am folgenden Tage, bei der Jahresfeier der Erstürmung der Bastille, wurde P. in Gegenwart des gedemüthigten Königs vom Volke mit stürmischem Beifall begrüßt. Während Lafayette die Bestrafung der Empörer vom 20. Juni foderte, beantragte P. im Namen der Gemeinde bei der Nationalversammlung die Absetzung des Königs. Als die marseiller Banden zum Umsturze des Throns in die Hauptstadt einzogen, empfing er dieselben als Brüder. Unter den Vorbereitungen der Katastrophe erwachte er jedoch aus seinem Revolutionstaumel und versuchte den Sturm, den er begünstigt, zu beschwören. Er theilte dem Volke noch am 9. Aug. mit, daß sich die Nationalversammlung mit der Absetzung des Königs beschäftige. Auch machte er Chabot (s. d.) für die Folgen der Insurrection verantwortlich, und gab Mandat, dem Generalcommandanten der pariser Garde, den schriftlichen Befehl, bei einem Angriffe die Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ehe der Sturm losbrach, verfügte er sich auf des Königs Wunsch am 10. Aug. sogar ins

Schloß, um die Maßregeln zur Vertheidigung zu treffen. Indessen besaß P. zu wenig Festigkeit und Energie, als daß diese Schritte hätten Erfolg haben können. Während des Angriffs hielt man ihn in der Mairie als Gefangenen zurück und machte so sein amtliches Einschreiten unmöglich. Ebensowenig konnte er die dem Thronumsturze folgenden Septembergreuel verhindern. Mit einigen andern Gemeindebeamten drang er in das Gefängniß Laforce ein und trieb die Blutrichter auseinander; allein Santerre verweigerte ihm die Beihülfe der bewaffneten Macht, und das Morden begann nach seiner Entfernung aufs neue. Mit dem Siege der Schreckensmänner sah P. seine Popularität schwinden. Er trat als Abgeordneter des Departements Eure und Loir in den Convent und verstärkte die Reihen der Girondisten (s. d.). Im Processe des Königs stimmte er zwar für den Tod, aber mit Aufschub des Urtheils und der Appellation ans Volk. Man verdächtigte ihn deshalb als Royalisten, und außerdem suchte ihn sein früherer Freund Robespierre zu verderben. Auf die Aussagen des Generals Miaczinski beschuldigte man ihn der Theilnahme an dem Verrathe Dumouriez's und überlieferte ihn einer Untersuchungscommission, vor welcher er sich nur schwach vertheidigte. Bei dem Sturze der Gironde wurde auch P. am 2. Juni 1793 verhaftet; allein es gelang ihm, aus dem Gefängnisse zu entfliehen und sich mit seinen Schicksalsgenossen zu Caen zu vereinigen. Nach der Niederlage der föderalistischen Armee, welche die Girondisten dem Convente entgegensetzten, flüchtete er im Laufe des Juli 1793 in die Bretagne und gelangte mit Buzot in die Gegend von Bordeaux, das sich jedoch schon unterworfen hatte. Einige Zeit darauf fand man die Leichname P.'s und Buzot's in einem Getreidefelde bei Saint-Emilion, halb verwest und von Wölfen angefressen. Wahrscheinlich hatten sich Beide den Tod mit eigener Hand gegeben. Unter dem Titel „Oeuvres de P." (4 Bde., Par. 1793) erschienen seine politischen Reden und Flugschriften.

Petit (Franç. Pourfour du), ein berühmter franz. Arzt, geb. am 24. Juni 1664 zu Paris, machte seine medicinischen Studien in Montpellier, wo er 1690 die Doctorwürde erlangte, und in Paris. Er diente von 1693—1713 als Militairarzt und ließ sich dann in Paris nieder, wo er als Augenarzt eine bedeutende Berühmtheit erlangte, und am 18. Juni 1741 starb. Außer mehren Abhandlungen über Anatomie der Augen und Staaroperationen in den „Mémoires" der Akademie besitzen wir von ihm „Dissertation sur une nouvelle méthode de faire l'opération de la cataracte" (Par. 1727), „Lettres d'un médecin des hopitaux du roi à un autre médecin" (Par. 1710) und andere Schriften, in denen er theils seine eigenen Beobachtungen über Augenkrankheiten beschrieb, theils die Anderer besprach. — Ein anderer franz. Arzt, Jean Louis P., geb. am 13. März 1674 zu Paris, begann schon in früher Jugend das Studium der Anatomie, sodaß er als zwölfjähriger Knabe von Littre als Repetent seiner Vorträge angenommen wurde und einige Jahre in dieser Stellung blieb, ehe er sich der Chirurgie widmete. Von 1692—1700 war er Militairchirurg, zuletzt Chirurgien aide-major des Militairhospitals zu Tournay. Hierauf kehrte er nach Paris zurück, hielt anatomische und chirurgische Vorlesungen und erwarb sich einen solchen Ruf, daß ihn die Könige von Polen und Spanien zu sich beschieden und auch andere ausländische Fürsten ihn um seinen Rath ersuchten. Im J. 1731 wurde er Director der Académie royale de chirurgie. Er starb am 7. Apr. 1750, nachdem er sich um die Fortbildung der Chirurgie durch Erfindung und Verbesserung vieler Operationen unsterblich verdient gemacht hatte. Seine hauptsächlichsten Schriften sind „L'art de guérir les maladies des os" (3. Ausg., von Louis, 2 Bde., Par. 1758—72; deutsch, Berl. 1743) und das nach seinem Tode von Lesne herausgegebene „Traité des maladies chirurgicales" (3 Bde., Par. 1774). — Antoine P., ebenfalls ein sehr bekannter Arzt, geb. 1718 zu Orleans, studirte in Paris, wo er 1746 die medicinische Doctorwürde erhielt. Er erlangte bald in allen Fächern der Heilkunde einen bedeutenden Ruf, wurde 1768 Inspecteur aller franz. Militairhospitäler und 1769 Professor der Anatomie und Chirurgie zu Paris, legte aber 1776 diese Ämter nieder und zog sich auf sein Landgut zu Fontenai aux Roses und zuletzt nach Olivet bei Orleans zurück, wo er am 21. Oct. 1794 starb. Unter seinen Schriften ist besonders zu erwähnen „Recueil de pièces concernant les naissances tardives" (2 Bde., Par. 1766).

Petition. Petere licet ist ein alter Rechtsspruch, und selbst in despotischen Staaten wird wenigstens das Recht der Bitte, wenn nicht immer in der Ausübung gefördert, doch in

thesi anerkannt. Man sollte sich daher wundern, in Constitutionen das Petitionsrecht ausdrücklich gewährleistet und wol gar mit Cautelen umringt zu sehen. Indeß nimmt allerdings die Bitte, je nach der Stellung des Bittenden, einen andern Charakter an, und was im Munde des Bettlers eben nur eine Bitte ist, deren Erfüllung Dankbarkeit auflegt, das ist im Munde des brit. Parlaments eine unabweisbare Foderung. Deshalb hat man das Recht der ständischen Petition für ein besonderes und wichtiges erklärt, und wenn man auch den Regierungen das Recht wahrte, die Petition abschlägig zu bescheiden, ihnen doch die Pflicht aufgelegt, ihre Gründe anzugeben. Auch hat man das Sammeln von Unterschriften zu Petitionen, das Berathen darüber in Versammlungen häufig mit besondern Vorsichtsmaßregeln umringt und mancherlei Misbrauch dabei besorgt, während in den meisten Staaten jedem Einzelnen der Zutritt zu den Regenten mit Bitten und Beschwerden freisteht. In England bestehen keine beschränkenden Vorschriften in Betreff der Collectivpetitionen, die vielmehr dort zu riesigem Umfange anzuschwellen pflegen, wol aber einige in Betreff der Versammlungen (s. d.).

Petition of right, d. i. Bittschrift um Herstellung des Rechts, nannte man die Beschwerdeschrift, welche das engl. Parlament 1628 König Karl I. (s. d.) überreichte. Dieselbe bezog sich im Einzelnen auf die Rechtsverletzungen, deren sich der König fortgesetzt schuldig machte, und foderte eigentlich nur Das, was in der Magna Charta (s. d.) und andern Statuten schon verbürgt war. Das Parlament verlangte in der Acte, daß Niemand mehr gezwungen werden sollte, dem Könige Abgaben, Darlehen oder Geschenke ohne Bewilligung des Parlaments zu erlegen; daß Niemand willkürlich, ohne erklärte Ursache und mit Übertretung der gesetzlichen Formen verhaftet und gerichtet werden sollte; daß Niemand fortan durch Einquartierung von Soldaten oder Matrosen willkürlich exequirt und belästigt werden sollte; daß die kriegsrechtlichen Commissionen aufgehoben und niemals wieder in Anwendung gebracht werden sollten. Das Oberhaus suchte die Bittschrift anfangs zu hintertreiben, trat aber später auch bei. Der König weigerte sich lange, die Foderungen zu erfüllen, erschien jedoch, als er sah, daß sich der Unwille des Parlaments drohend gegen den Günstling, den Herzog von Buckingham, richtete, am 7. Juni 1628 persönlich im Oberhause und gewährte die Anerkennung sämmtlicher Punkte. Wiewol der König das Versprechen sogleich wieder umging, galten doch diese klaren Bestimmungen über Eigenthum und persönliche Sicherheit sofort als die Grundpfeiler der brit. Nationalfreiheit, und das Volk schöpfte nun Muth, der Willkür offenen Widerstand entgegenzusetzen.

Petitio principii heißt der Fehler im Beweise, wenn man Etwas aus einem Grunde beweist, der selbst erst des Beweises bedarf. Wenn man z. B. die Eingebung der heiligen Schrift durch Gott aus dieser selbst beweisen will, wobei schon die Eingebung derselben vorausgesetzt wird, so trifft hier die petitio principii mit dem Cirkelbeweis zusammen. Die petitio principii kann sowol im Obersatz als im Untersatz liegen. (S. Beweis.)

Petitorienklagen oder Petitorische Rechtsmittel (petitorium) heißen solche, bei denen es auf das Recht selbst, das Eigenthum einer Sache, das Recht zu einer Servitut u. s. w. ankommt, während bei den possessorischen Rechtsmitteln es sich nur um den bisherigen Besitzstand handelt.

Petra, die alte Hauptstadt der Nabathäer, mitten in der peträischen Wüste Arabiens, 25 M. vom Arabischen Meerbusen, in einem von Bergen eingeschlossenen Felsenthale, wurde der Sage nach von Rechem, König der Midianiter, erbaut und war unter den röm. Kaisern der Sitz eines Metropoliten. Die unter den Namen Karek oder Hadsche noch vorhandenen Ruinen, die in zahllosen Felsgräbern und andern Werken der Baukunst bestehen, wurden zuerst von den Engländern Irby und Mangles, dann durch den Grafen Léon de Laborde, wieder aufgefunden.

Petrarca (Francesco) wurde von florentin. Ältern zu Arezzo in Toscana am 4. Juli, nach Andern am 20. Juli 1304 geboren und verlebte seine Jugend zu Ancisa in Val d'Arno, Pisa, Carpentras und Avignon. Er studirte von 1318 an die Rechte zu Montpellier und seit 1322 zu Bologna, beschäftigte sich aber, obschon es sein Vater sehr ungern sah, weit mehr mit den alten Classikern als mit den Rechten. Nach dem Tode seines Vaters gab er das ihm verhaßte Rechtsstudium ganz auf, kehrte 1326 nach Avignon zurück und trat in den geist-

lichen Stand. Genie, Fleiß, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit verschafften ihm bald einen Namen; zugleich machte sein Äußeres ihn zum Lieblinge der Frauen und Vornehmen. Durch einige Pfründen, die er erhalten, nicht sehr gebunden, folgte er seinem Genius, der ihn zu den Wissenschaften trieb. Er lebte abwechselnd zu Avignon, Carpi, Parma, Selvapiana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluse und Linterno, einem Landgute bei Mailand, und machte viele Reisen, z. B. 1333 in die Rheingegenden, und später in Frankreich, Flandern und Deutschland. Auch umfuhr er Spanien und war in England. Nachher übernahm er Geschäftsreisen und Botschaften in Staatsgeschäften nach Neapel, Venedig, Avignon (in Begleitung des bekannten Cola di Rienzi), Paris und Prag. Geistliche und weltliche Große schätzten ihn ungemein und überhäuften ihn mit Beweisen ihres Wohlwollens, besonders Kaiser Karl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh. Ihm trug P. in glühender Liebe für sein Vaterland seine patriotischen Wünsche oft mit schonungsloser Freimüthigkeit vor. Besonders bemühte er sich im Einverständnisse mit Clemens VI., den Kaiser zur Vereinigung der Guelfen und Ghibellinen zu vermögen. Durch seine Schriften machte er nicht nur seine Gelehrsamkeit gemeinnützig, sondern erwarb sich zugleich glänzende Verdienste um die classische Literatur. Er zog Cicero's „Epistolae ad familiares" aus dem Staube, legte mit großem Sammlerfleiße eine Manuscriptensammlung an und beförderte mit Boccaccio das Studium der griech. Sprache in Italien, die er selbst erst später erlernte. Darum gebührt ihm unter den Wiederherstellern der alten Literatur eine der ersten Stellen. Die Philosophen, Historiker und Dichter des classischen Alterthums hatte er mit Besiegung unendlicher Schwierigkeiten, die aus dem damaligen Mangel an Hülfsquellen entsprangen, studirt. Besonders zog ihn die praktische Philosophie an. Auch in seinen Schriften, die er in Dialogenform abfaßte, suchte er Lebensweisheit zu verbreiten, wie z. B. in der Schrift „De remediis utriusque fortunae". Nicht minder beschäftigte er sich mit alter Geschichte; vorzüglich beachtete er die alten röm. Denkmäler, für deren Erhaltung er kräftig sprach; auch begann er eine Sammlung von Kaisermünzen. Wie die Philosophie und Geschichte, so liebte er auch die Poesie. Die lat. Gedichte, welche er abfaßte, bestehen in Eklogen, poetischen Briefen und einem Heldengedicht „Africa", worin er seinen Lieblingshelden Scipio feierte. Obschon nicht vollendet, brachte es ihm doch den poetischen Lorberkranz, den er zu Rom auf dem Capitol am ersten Ostertage 1341 unter großen Feierlichkeiten empfing. Sein Ruf durchdrang sehr bald Italien und die Nachbarländer. Doch die allgemeine Achtung, welche ihm die Nachwelt zollt, verdankt er seinen ital. Gedichten, namentlich denen aus der Zeit von 1327—54, in welchen er eine schöne Frau, Laura (s. d.), feierte, gegen die er von der glühendsten Liebe entbrannt war, die aber ihrer Keuschheit und Würde nie etwas vergab. Auch nach ihrem Tode fuhr er noch lange fort, sie in Gedichten zu feiern. Im Alter, da er ein sehr gottesfürchtiger und pünktlicher Katholik geworden war, erklärte er, daß er die Leidenschaftlichkeit dieser Liebe und die daraus entsprungenen Gedichte, wie überhaupt seine Jugendverirrungen bereue. Er hatte einen natürlichen Sohn, der 1361 an der Pest starb, und eine Tochter, die er an einen Edelmann verheirathete. Seine Briefe sind reich an Material für die Zeitgeschichte. Gesammelt erschienen seine Werke schon 1581 in Basel (3 Bde., Fol.). In seine spätere Lebenszeit gehören seine Reise nach Rom zur kirchlichen Jubelfeier, die Wiedereinsetzung in seine verlorenen Güter durch die Stadt Florenz und die vergebliche Einladung derselben zu Annahme einer Lehrerstelle an der neuerrichteten Universität, sein Abgang nach Italien nach Clemens' VI. Tode, seine ausgezeichnete Aufnahme bei Galeazzo Visconti in Mailand und bei Karl IV. in Mantua, die durch ihn bewirkte Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Rom im J. 1367 und seine Vermittelung des Friedens zwischen den Carraras und Venetianern im J. 1373. Er starb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18. Juli, auf dem Dorfe Arqua bei Padua, wohin er sich in der letzten Zeit zurückgezogen hatte. Man fand ihn des Morgens entschlafen in seiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch gestützt. Sein Leichnam wurde unter sehr ansehnlicher Begleitung zu Arqua beigesetzt, obwol er alle Feierlichkeiten verbeten hatte. Seine kostbare Büchersammlung hatte er der Republik Venedig vermacht; doch ist nichts mehr davon vorhanden. Von seinen Liebesgedichten besitzen wir einzelne Gedichte von Gries, von A. W. Schlegel, von Daniel (Krefeld 1830); die sämmtlichen von K. Förster (2. Aufl., Lpz. 1833) und Kekule und Biegeleben

(Stuttg. 1844) in zum Theil gelungenen Übersetzungen. Die Originale, die viele schwer verständliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, unter denen wir nur an Gesualdo, Castelvetro, Velutello und Tassoni erinnern, haben über 200 Ausgaben erlebt. Die vollständigste Ausgabe seiner „Rime", mit Tassoni's u. A. Erklärungen, erschien zu Padua (2 Bde., 1827—29). Seine lat. Werke wurden zu Basel 1496 und 1581, und sehr oft einzeln gedruckt. Eine Ausgabe seiner Schrift „De viris illustribus" besorgte Rossini, und seine „Historia Jul. Caesaris" gab Chr. Schneider nach einem hamburger Codex (Lpz. 1827) heraus, indem er zugleich deren Echtheit nachwies. Die Quellen seiner Lebensbeschreibung sind meist seine eigenen Schriften; namentlich seine „Briefe", sein sogenanntes „Geheimniß" und seine eigenthümliche „Zuschrift an die Nachwelt" über sein Leben und seinen Charakter. Von seinen Biographen sind die vorzüglichsten der Abbé de Sade (ein Nachkomme der angebeteten Laura), Tiraboschi, Baldelli, Fernow, Wismayr und Ugo Foscolo. Des Prof. Marsand zu Padua „Biblioteca Petrarchesca" (900 Bde.) zur Geschichte des Petrarca, deren Verzeichniß zu Mailand erschien, kaufte Karl X. von Frankreich 1829 für seine Privatbibliothek im Louvre.

Petrefacten oder *Versteinerungen* nennt man die ganz oder auch nur theilweise in Steinmasse verwandelten Überreste früherer Organismen, welche sich in den verschiedenen Schichten der Erdrinde vorfinden. Die Umwandlung, welche dieselben mit der Zeit erlitten haben, bedingt folgende Hauptformen der Petrefacten. Sie sind entweder ganz unveränderte Einschlüsse, durch eine Umhüllung von Schwefel, Kalktuff, Kieselsinter erhalten (Incrustationen), wohin gewissermaßen auch die Einschlüsse des Bernsteins gehören; oder es ist, wie z. B. bei kalkigen Theilen (Schalen, Knochen und Korallen) nur die thierische Substanz zerstört und der kalkige Theil unverändert geblieben (Calcinate); oder an die Stelle der früher vorhandenen Pflanze oder des Thieres ist mit mehr oder minder vollkommener Beibehaltung der Form eine Steinmasse, in den meisten Fällen ein kohlensaurer Kalk, aber auch Schwerspath, Flußspath, Eisenstein u. s. w. getreten (eigentliche Petrefacten); oder endlich die organischen Körper selbst sind verschwunden, haben aber in dem umgebenden oder ausfüllenden Gestein ein Abbild ihrer Form zurückgelassen (Abdrücke). Die wissenschaftliche Eintheilung der Petrefacten kann keine andere sein, als die naturhistorische, nur daß viele Abtheilungen der lebenden Natur keinen Repräsentanten unter den Petrefacten haben, und daß in andern Fällen das Umgekehrte stattfindet; man kann daher *Mammaliolithen* (von Säugthieren), *Ornitholithen* (von Vögeln), *Ichthyolithen* (von Fischen), *Conchyliolithen* (von Muscheln) u. s. w. unterscheiden. Zu genauer Erkenntniß und Bestimmung der Petrefacten gehört eine um so vollständigere Wissenschaft des betreffenden Zweiges der Naturgeschichte, als von größern und höher entwickelten Pflanzen und Thieren fast nie vollständige Exemplare, sondern nur einzelne Theile außer allem Zusammenhange, z. B. Blätter, Zapfen, Stammstücken, Zähne, Fischschuppen, einzelne Knochen, Glieder von Gliederthieren u. s. w., gefunden werden, und überdem natürlich alle Bestimmung nur nach der äußern, oft bis zur Unkenntlichkeit abgestumpften Form geschehen muß. Die neuere Zeit hat in dieser Beziehung unendlich viel gethan und durch viele Kupferwerke die Resultate ihrer Forschungen allgemein zugänglich gemacht. Es genüge hier in Bezug auf die Flora der Urwelt Sternberg, Brongniart, Göppert und Cotta; auf Knochen höherer Thiere Cuvier, Kaup und Jäger; auf Fische Agassiz; auf Conchylien u. s. w. Sowerby, Brocchi, Deshayes, Goldfuß, Bronn, von Buch und Graf Münster zu nennen. Andere haben die Petrefacten besonderer Gegenden und Gebirge bearbeitet; so Pusch Polen, von Zieten Würtemberg, Römer Norddeutschland u. s. w. Für das Selbststudium und den Liebhaber sind zu empfehlen Bronn, „Lethaea geognostica" (2 Bde., Stuttg. 1834—38, mit Kpf.) und Geinitz, „Versteinerungslehre" (Dresd. 1846). Die Petrefactenkunde ist aber wichtig, einmal als nothwendige Vervollständigung des Materials zu einer Geschichte der Organismen und in dieser Rücksicht besonders durchgeführt in Bronn's „Geschichte der Natur", dann aber als Hülfsmittel der *Geologie* (s. d.) für Altersbestimmung der Gebirgsschichten. Die Urgebirge, welche vor aller Organisation da waren, enthalten keine Petrefacten; je neuerer Entstehung die Gebirgsmassen, desto zahlreicher sind die Petrefacten und desto näher stehen sie den noch lebenden Organismen. Petrefactensammlungen gibt es jetzt bei allen natur-

historischen Cabinetten, besonders hervorzuheben sind Paris, Berlin und, seit Ankauf der großen Privatsammlung des verstorbenen Grafen Münster zu Baireuth, München.

Petrejus (Marcus) lieferte als Legat des Consuls Caj. Antonius im Jan. 62 v. Chr. dem Catilina (s. d.) die Schlacht bei Pistoria (jetzt Pistoja) in Etrurien, in welcher dieser besiegt wurde und fiel. — Ein jüngerer Marcus Petrejus stand, nachdem er bereits die Prätur bekleidet hatte, mit zwei Legionen als Legat des Pompejus im jenseitigen Spanien; mit Afranius (s. d.), einem andern Legaten desselben, vereinigt focht er bei Ilerda (dem jetzigen Lerida in Catalonien) am Sicoris (Segre) gegen Julius Cäsar. Beide mußten sich diesem im Aug. 49 v. Chr. ergeben, wurden von ihm begnadigt und entlassen, schlossen sich aber doch wieder an Pompejus an und flohen nach dessen Besiegung nach Afrika, wo sie im J. 46 ihren Untergang fanden. P. irrte nach der Schlacht bei Thapsus als Flüchtling mit dem König Juba (s. d.) umher, und in der Verzweiflung beschlossen sie, sich gegenseitig zu tödten. P. fiel durch die Hand des Juba, den er selbst nur leicht verwundete, und der sich darauf durch einen Sklaven tödten ließ.

Petri (Bernh.), Ökonomierath und Gutsbesitzer zu Theresienfeld bei Wien, geb. am 2. Apr. 1767 in Zweibrücken, wurde vom Markgrafen von Baden zu seiner vollkommenen Ausbildung als Ökonom und Gärtner nach England gesendet, und bereiste dann Frankreich, Holland, Belgien und Deutschland. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich namentlich mit landschaftlichen Gartenanlagen. Als der Herzog zur Zeit der franz. Revolution fliehen mußte, wendete sich P. nach Östreich, wo er auf mehren Herrschaften die schöne Gartenkunst einführte und später als Güterdirector in die Dienste des Fürsten Johann von Liechtenstein trat. Wegen der glücklichen Lage der Herrschaften Loosdorf und Hagendorf für die Schafzucht, schickte ihn der Fürst nach Spanien, um Merinos einzukaufen, wozu er jedoch die Erlaubniß der span. Regierung nicht erhielt. Doch bewirkte er heimlich die Einkäufe und brachte 1803 neben der Heerde für den Fürsten auch eine zweite für sich selbst mit. Im J. 1808 nahm er seine Entlassung aus den Liechtensteinischen Diensten und begab sich nach seinem Gute Theresienfeld, wo er sich hauptsächlich der Schafzucht widmete. Er war der Erste, der die Inzucht der Merinos in Deutschland betrieb und sie in Schriften lehrte. Auch machte er sich sonst vielfach verdient. Von seinen Schriften haben die über die Schafzucht vorzüglichen Werth; dahin gehören „Das Ganze der Schafzucht" (Wien 1825); „Das Ganze der Schafzucht für Deutschlands Klima und das ihm ähnliche der angrenzenden Länder" (3 Bde., Wien 1825) und „Mittheilungen des Interessantesten und Neuesten aus dem Gebiete der höhern Schaf- und Wollkunde" (Wien 1829).

Petrikau, poln. Piotrków, eine Kreisstadt in der ehemaligen Wojewodschaft Kalisch des Königreichs Polen, mit fast 2500 E., ist eine der ältesten poln. Städte und dadurch denkwürdig, daß hier im 15. und 16. Jahrh. die ersten poln. Reichstage gehalten wurden. (S. Sejm.) Nach Stephan Bathori's Bestimmung trat hier von 1578 an auch der oberste Gerichtshof des Reichs, das sogenannte Tribunal, aus dem Adel und der Geistlichkeit jährlich für Großpolen zusammen, wodurch die Stadt großen Ruf erlangte. Im J. 1562 fand in P. eine heftige Disputation zwischen Katholiken und Socinianern (s. d.) statt.

Petrobrusiäner, s. Sekten.

Petrographie oder Gesteinslehre heißt derjenige Theil der Geognosie, welcher sich blos mit der Beschreibung der Felsarten beschäftigt; petrographische Karten sind daher solche, welche die Vertheilung der Gesteine auf der Erdoberfläche darstellen. Zuweilen wird das Wort indessen auch gleichbedeutend mit Geognosie gebraucht.

Petronius (Titus) Arbiter, ein wegen seiner schlüpfrigen Darstellung berüchtigter röm. Schriftsteller, aus Massilia gebürtig, stammte aus ritterlichem Geschlechte, bekleidete mehre hohe Ämter, wie das Proconsulat in Bithynien und das Consulat in Rom, und genoß einige Zeit die besondere Gunst des Nero, der ihn bei seinen üppigen Festen und Vergnügungen als Rathgeber und Anordner benutzte, daher er auch den Beinamen Arbiter erhielt. Allein auch er fiel zuletzt als ein Opfer der Grausamkeit dieses Tyrannen, indem er einer über ihn verhängten harten Strafe durch Selbstmord im J. 67 n. Chr. zuvorkam. Unter dem Namen „Satiricon" ist von ihm eine Art Roman auf uns gekommen, der aber nur noch eine Reihe von Bruchstücken darbietet, in denen die reinlateinische Sprache mit der

vulgären und Prosa mit Poesie abwechselt. Der Inhalt hat insofern Werth, als die ausschweifenden und verderbten Sitten der spätern Römer mit lebhaften Farben geschildert werden. Von einigen neuern Gelehrten, wie von Niebuhr und Weichert, wird aber der eigentliche Verfasser dieser Schrift in eine weit spätere Zeit, in das Ende des 2. Jahrh. oder des 3. Jahrh. gesetzt. Lange nach der ersten Bekanntmachung derselben (Ven. 1499, 4.) entdeckte man im J. 1662 zu Traun in Dalmatien ein bis dahin unbekanntes größeres Stück, das sogenannte „Gastmahl des Trimalchio", welches auch bald darauf von Frambotti (Pavia 1664) herausgegeben und in den folgenden Ausgaben mit aufgenommen wurde, unter denen wir die von Pet. Burmann (2 Bde., Utr. 1709, 4; 2. Ausg., 2 Bde., Leyd. 1743, 4.) und von Anton (Lpz. 1781) als die vorzüglichsten erwähnen. Dagegen beruhen die angeblich zu Belgrad gefundenen und von Franz Nodot (Par. 1694 und Amst. 1756) veröffentlichten, und die aus der Bibliothek zu Sanct-Gallen von Marchena (Par. 1800) herausgegebenen Fragmente auf einem literarischen Betruge. Deutsche Übersetzungen besitzen wir von Heinse (Schwabach, angeblich Rom, 2 Bde., 1773; neue Aufl., 1783) und Gröninger (Berl. 1796, und da diese Auflage confiscirt und verbrannt wurde, ohne des Verfassers Namen gedruckt, Blankenb. und Lpz. 1798). Vgl. Niebuhr, „Zwei classische Schriftsteller, Curtius und P., des 3. Jahrh. nach Chr." in dessen „Kleinen historischen Schriften" (Bonn 1828) und Studer, „Über das Zeitalter des P." im „Rheinischen Museum" (Heft 1, 1842).

Petropawlowsk oder Peter-Pauls-Hafen, auch Awatscha genannt, der Hauptort der russ. Seeprovinz oder Halbinsel Kamtschatka im nordöstlichen Asien, am nördlichen Theile der Awatschabai, einer Bucht des kamtschatkischen Meeres, ist der Sitz eines russ. Gouverneurs, eines Commissars der russ.-amerik. Handelsgesellschaft, und zählt gegen 100 aus Baumstämmen gezimmerte Häuser, eine kleine Kirche, 5—600 E., worunter auch einige Kamtschadalen, und eine Besatzung von ungefähr 200 M., die hier zur Unterdrückung von Aufständen der Kamtschadalen, die noch gegenwärtig häufig stattfinden, stationirt sind. Der Hafen ist sicher und geräumig. Von Petersburg ist es beinahe 1900 M., von der russ.-preuß. Grenze, von Tauroggen bei Tilsit, fast 2000 M. entfernt, was überhaupt die größte Entfernung zweier Orte im russ. Reiche bezeichnet. In der Nähe von P. erhebt sich der Vulkan Awatscha, aus dem am 8. Aug. 1827 ein so bedeutender Aschen- und Staubauswurf stattfand, daß die Stadt P., wie einst Pompeji, auf mehre Stunden des Tages in völlige Nacht gehüllt war.

Petrosawodsk, die Hauptstadt des russ. Gouvernements Olonez, liegt in einer rauhen Gegend an einem Busen des Onegasees, zum Theil auf Felsen erbaut, die unmittelbar zum See abfallen und in wilden, zerrissenen Formen sich darstellen, und wird von der Lososinka, einem Felsbache, durchflossen, der sich hier in den Onega ergießt. P. hat ein sehr rauhes und strenges Klima, und Kältegrade von 28—30° R. sind nichts Ungewöhnliches. Während es vor 20 Jahren kaum 3300 E. zählte, war es 1839 von 6652 E. bevölkert. Auch hatte es bereits damals sechs Kirchen, sieben Schulen und sieben Fabrikgebäude, in der Nähe die große Kroneisengießerei Alexandrowsk, in welcher über 700 Menschen beschäftigt sind

Petrus, der Apostel, eigentlich Simon, war der Sohn des Jonas und galiläischer Fischer aus Bethsaida. Durch seinen Bruder Andreas (s. d.) wurde er mit Jesus bekannt. Jesus zeichnete ihn durch besonderes Vertrauen auf die Festigkeit seines Glaubens aus und nannte ihn Petrus (hebr. Kephas), d. i. Fels. Eine Obergewalt über die andern Apostel, wie die röm. Kirche behauptet, hat P. selbst nie auf dieses Vertrauen begründen wollen. Seine dreimalige Verleugnung des Herrn ist allerdings schwer zu erklären; allein als wirklicher Abfall oder als die Wirkung feiger Furcht darf sie auch nicht angesehen werden, wie schon die bittere Reue beweist, die er empfand. Nachmals machten ihn sein Eifer und seine Geistesgaben in wichtigen Angelegenheiten zum Wortführer seiner Mitapostel. Dies war der Fall am Pfingstfeste nach der Himmelfahrt Jesu, wo er den Muth hatte, das Evangelium zuerst öffentlich zu verkündigen, insbesondere auch bei den Rechtfertigungen vor dem hohen Rath. Überhaupt hatte sein Wort bei der Christengemeinde großes Gewicht, und auf sein Vorhalten faßten die Apostel und Ältesten auf dem Convente zu Jerusalem den Beschluß, daß das Mosaische Gesetz für Christen aus dem Heidenthum nicht verbindlich sein solle,

Wahrscheinlich durchreiste er mehre Gegenden des mittlern und westlichen Asiens als Lehrer des Christenthums; daß er aber bereits im J. 42 n. Chr. nach Rom gekommen und daselbst 25 Jahre lang Bischof gewesen sei, ist eine bloße Behauptung der röm. Kirche. Eher ist es möglich, daß er kurz vor 67 mit Paulus nach Rom gekommen und dort als Märtyrer gestorben sei. Die im Kanon des Neuen Testaments enthaltenen zwei Briefe Petri, von denen der zweite entschieden unecht und eine Paraphrase des Briefes Judä ist, sind an christliche Gemeinden in Kleinasien gerichtet. In Schreibart und Darstellung der Lehre tragen sie ganz den Charakter seines feurigen, im Ausdrucke wenig sorgfältigen Geistes. Überdem sind dem P. schon früh ein „Evangelium", „Acta" und eine „Apocalypsis" untergeschoben worden. Vgl. Mayerhoff, „Einleitung in die Petrinischen Schriften" (Hamb. 1835).

Petrus Lombardus, s. Lombardus (Petrus).

Petrus de Vineis, eigentlich Pietro delle Vigne, ein berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann des 13. Jahrh., war aus Capua gebürtig und von geringer Herkunft. Von Gönnern unterstützt, wurde es ihm möglich, zu Bologna die Rechte zu studiren. Auf Kaiser Friedrich II., der ihn zufällig kennen lernte, machte er einen so guten Eindruck, daß er ihn sofort in seinen Diensten anstellte und sehr schnell nacheinander zum Protonotarius, Rath und Kanzler ernannte. In letzterer Stellung erwarb sich P. das volle Vertrauen des Kaisers, der ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog. Er widerlegte die Schmähschriften Gregor's IX. gegen Friedrich II. mit Gründlichkeit und Witz und trug dadurch viel bei, daß der wider den Kaiser ausgesprochene Bannfluch ohne Wirkung blieb. Auch als Innocenz IV. 1245 den Kaiser vor das Concil zu Lyon foderte, vertheidigte P., als Gesandter des Kaisers, seinen abwesenden Herrn mit aller Kraft. Ungeachtet dieser Verdienste wußte man ihn doch beim Kaiser zu verdächtigen, als habe er ihm durch seinen Arzt Gift beizubringen gesucht. Friedrich II., durch erlittene Unfälle und wiederholte Versuche gegen sein Leben mismuthig und argwöhnisch gemacht, glaubte der Anklage, ließ P. die Augen ausstechen und ihn zu Pisa ins Gefängniß setzen, wo der Unglückliche 1249 sein Leben endete, indem er sich aus Verzweiflung den Kopf an einem Pfeiler des Gefängnisses zerschmetterte. Von seinen noch vorhandenen Schriften sind anzuführen seine „Epistolarum libri VI" (neueste Ausg. von Iselin, 2 Bde., Bas. 1740), im Namen des Kaisers und in schlechtem Latein geschrieben, aber eine Quelle für die Geschichte Friedrich's II., und seine Abhandlung „De potestate imperiali".

Petschenegen, ein wildes Nomadenvolk türk. Stammes, das sich selbst Kangli oder Kangar nannte, bei den Russen Petschenegi, bei den Deutschen Pecinaci oder Pizenaci, bei den Griechen Bisseni genannt, wohnten ursprünglich zwischen der Wolga und dem Jaik und wurden durch die Wolga von den Chazaren geschieden, während sie im Süden und Südosten die Uzen zu Nachbarn hatten. Vom 9. bis zu Ende des 11. Jahrh. spielen sie eine wichtige Rolle in der Geschichte Europas, indem durch sie gewissermaßen die Zeiten der Völkerwanderung wiederholt wurden. Zuerst traten sie 839 auf, wo sie einen Einfall in das Chazarenreich machten und sodann 867 die Slawen in Kiew, die kurz zuvor noch den Chazaren zinsbar gewesen waren, bekriegten. Da sich aber die Chazaren, Uzen und Slawen gegen den gemeinsamen Feind verbanden, so wurden die Petschenegen aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben, die nun die Uzen in Besitz nahmen. Nach längerm Umherirren fielen sodann die Petschenegen über die Ungarn zwischen dem Don und Dniestr her und vertrieben diese, die bisher den Chazaren unterworfen gewesen waren, im J. 883, trotz alles Widerstandes und trotz der Hülfe der Chazaren, aus ihren Sitzen. Bald herrschten sie nunmehr wieder vom Don bis an die Abuta. Um diese Zeit, die wir als ihre Hauptblütezeit betrachten können, zerfielen sie in acht Stämme, von denen vier auf der Ostseite des Dniepr an den Grenzen der Uzen, Chazaren und Alanen und vier auf der Westseite des Dniepr, in Galizien, Siebenbürgen, am Bog, in der Moldau und einem Theile der Walachei ansässig waren. In späterer Zeit war besonders das byzantin. Reich den Angriffen der Petschenegen ausgesetzt. Im J. 970 zogen sie vereint mit den Russen gegen Konstantinopel. Zwischen 997 und 1038, zur Zeit Stephan's des Heiligen, bauten sie sich an der Grenze von Mähren an; im J. 1010 fielen sie in Bulgarien und Thrazien ein, kamen 1028 auf einem Streifzuge bis nach Thessalonich, eroberten 1048 einen großen Theil Bulgariens und zogen 1049 über die

Donau, wo sie um Driadiza und Nissa ihre Sitze aufschlugen. Zur Zeit der Kreuzzüge, wo wir sie besonders in Serbien, Bulgarien, Dardanien und Kleinscythien finden, machten sie den Kreuzfahrern ihre Züge durch jene Länder oft sehr beschwerlich und brachten ihnen mehr als eine Niederlage bei. Später wurden sie von den Griechen und Ungarn häufig geschlagen, obwol sie erstern in Verbindung mit den Walachen auch in der Folge noch manche Verluste beibrachten. Im 12. Jahrh. besaßen sie noch einen kleinen Theil von Siebenbürgen, waren indeß schon größtentheils den Magyaren steuerpflichtig, mit denen sie sich dann ganz und gar verschmolzen, sodaß sie schon im 13. Jahrh. spurlos aus der Geschichte verschwinden.

Petschora, s. Peczora.

Petter (Anton), Director an der Akademie der bildenden Künste zu Wien, geb. daselbst am 12. Apr. 1783, war eigentlich niemals Schüler irgend eines lebenden Malers. Von Jugend auf arbeitete er innig verbunden mit dem nachmaligen Custos der kaiserlichen Galerie im Belvedere, Karl Ruß. Er reiste 1808 nach Rom. Bei der Akademie in Wien gewann P. nacheinander in verschiedenen Fächern sechs Preise und darunter durch seinen todten Aristides den zum ersten Male vertheilten großen Reichel'schen Preis. Sein Aufnahmestück als Mitglied der Akademie im J. 1814 war der von seiner Mutter gemordete Meleager im Schoose seiner Gattin. Er wurde 1820 Professor der Akademie und 1828 Director derselben. Nachdem er einen großen Theil der griech. und röm. Welt gemalt, führte ihn Hormayr der vaterländischen Historienmalerei zu. Seine Hauptwerke in dieser Beziehung sind Maximilian's Zusammentreffen mit seiner Braut, Maria von Burgund, und dessen Zusammentreffen mit seiner, den kleinen Philipp auf den Armen haltenden Gemahlin nach dem Siege bei Guinegate, jenes im Johanneum zu Grätz, dieses im Belvedere zu Wien; ferner Rudolf von Habsburg auf dem Wahlplatze der Marchfeldschlacht; die Königin Johanna von Aragonien am Sarge ihres Gemahls Philipp und Karl's V. Krankenbesuch bei seinem Gefangenen, dem Könige Franz I.; doch auch in neuerer Zeit vergaß er nicht ganz das classische Alterthum, wie dies sein Prometheus, der die Pandora zurückweist (1834), bekundet.

Pettrich (Franz), Bildhauer, wurde 1770 zu Trebnitz in Böhmen, wo sein Vater Tischlermeister war, geboren und lernte in Dresden die Zeichenkunst. Hier wurde er schon 1795 Hofbildhauer, 1800 Mitglied und später Professor an der Akademie. Er hat zahlreiche Büsten, Statuen, Basreliefs und Monumente geliefert. Besonders sind zu erwähnen sein großes Relief am Reithause zu Dresden (ein Wettrennen mit Zweigespann) und das Grabdenkmal des Generals Christiani in Dresden. Seine Gestalten sind von gewählten Formen und vielem Ausdruck. — Sein Sohn, Ferdinand P., ebenfalls Bildhauer, geb. in Dresden 1798, wurde theils auf der dasigen Akademie, theils in Rom unter Thorwaldsen gebildet. Seine Werke zeichnen sich aus durch Anmuth und Entschiedenheit des Stils, so z. B. sein Mädchen mit der Angelruthe, seine Reliefs Tag und Nacht (1823), Belisar, Christus u. s. w. An Martin Wagner's großem Friese für die Walhalla hatte er nebst Schöpf bedeutenden Antheil; auch sind die drei Künstler miteinander vereinigt in der Scene, wo ein Apostel einer schmausenden Jagdgesellschaft entgegentritt. Im J. 1835 ging er als Director einer neueinzurichtenden Kunstakademie nach Pennsylvanien und später nach Brasilien, wo er bedeutende Aufträge ausführte.

Peucer (Kaspar), ein durch seine Schriften wie durch seine Schicksale bekannter Gelehrter des 16. Jahrh., Melanchthon's Schwiegersohn, geb. am 6. Jan. 1525 zu Bautzen, studirte zu Wittenberg, wo er 1554 ordentlicher Professor der Mathematik wurde und 1559 in die medicinische Facultät einrückte. Da er sich des Kryptocalvinismus verdächtig gemacht hatte, mußte er von 1574—86 zu Leipzig und Rochlitz harte Gefängnißstrafe erdulden. Nach seiner Freilassung ging er als fürstlicher Leibarzt nach Zerbst. Er starb am 25. Sept. 1602 zu Dessau. Außer mehren astronomischen Abhandlungen, z. B. „De dimensione terrae" und „De nova stella", standen ehemals besonders in Ansehen sein „Commentarius de praecipuis divinationum generibus" (Wittenb. 1553; 2. Ausg., 1572) und seine auch auf die Geschichte der Astronomie sich erstreckenden „Elementa doctrinae sphaericae" (Wittenb. 1551). Vgl. Leupold, „Leben Kasp. P.'s" (Bautz. 1745, 4.); Eichstädt, „Narratio de Casp. P." (Jena 1841, 4.) und Heimburg, „De Casp. P." (Jena 1842).

Peucer (Heinr. Karl Friedr.), sachsen-weimar. Oberconsistorialpräsident, ein Nach-

komme des Vorigen, geb. zu Buttstädt bei Weimar, wo sein Vater Hofadvocat und Stadtschreiber war, am 26. Sept. 1779, kam zugleich mit de Wette 1796 auf das damals unter Böttiger's Leitung blühende Gymnasium in Weimar und bezog 1799 die Universität zu Göttingen, wo er, an Heyne und Hugo sich anschließend, Philologie und Jurisprudenz studirte. Nachdem er in Jena von 1801—3 seine juristischen Studien beendet, wurde er 1805 nach bestandenem Examen sofort Hofadvocat. Im J. 1807 ging er als Secretair einer außerordentlichen Gesandtschaft nach Paris. Nach der Rückkehr wurde er 1809 Geh. Secretair des Großherzogs, 1810 Assessor bei der Landesregierung, 1811 Regierungsrath und Beisitzer im Oberconsistorium, 1815 Geh. Regierungsrath und Oberconsistorialdirector und 1837 Oberconsistorialpräsident für Weimar und Eisenach. Sein erstes Wirken fiel in jene Periode der weimar. Zustände, die mit vollem Rechte der Glanzpunkt derselben genannt werden muß. Mit besonderer Neigung wendete er sich neben seinen vielfachen Berufsgeschäften dem Drama und der theatralischen Darstellung desselben zu. Sein Aufenthalt in Paris, das er 1825 zum zweiten Male besuchte, hatte ihn besonders auf die franz. Theaterpoesie aufmerksam gemacht, und so huldigte er nicht nur dem frühern Classicismus derselben durch die Herausgabe seines „Classischen Theaters der Franzosen" (4 Bde., Lpz. 1819—23), sondern auch dem Romanticismus des neuesten Frankreichs, indem er Vict. Hugo's „Hernani oder castilische Ehre" für die deutsche Bühne bearbeitete (Lpz. 1834), und in seinem „Ein Theaterabend" (Lpz. 1835) drei andere neue franz. Bühnenstücke nach Deutschland übersiedelte. Für einen engern Kreis von Eingeweihten sind die „Mosaiksteine" (Weim. 1836). Außerdem wurde seine Mitwirkung noch für eine ziemliche Anzahl politischer und literarischer Blätter vielfach in Anspruch genommen. Daneben ist das Wirken P.'s in seinem einflußreichen amtlichen Kreise anerkannt ebenso ausgezeichnet als erfolgreich, und es darf das wohlgeordnete Kirchen- und Schulwesen in Weimar in keiner Weise sich scheuen, mit den protestantischen Nachbarstaaten in Concurrenz zu treten.

Peutinger (Konrad), ein berühmter Sammler und Forscher von Alterthümern, geb am 14. Oct. 1465 zu Augsburg, aus einer patrizischen Familie, erhielt, nachdem er zu Padua und auf andern Universitäten Italiens seine Studien vollendet hatte, nach seiner Rückkehr um 1486, um 1493 die wichtige Stelle eines Stadtschreibers in seiner Vaterstadt und wirkte von dieser Zeit an als Abgeordneter bei mehren Reichstagen, die unter Maximilian gehalten wurden, und bei andern wichtigen Sendungen unausgesetzt für das Beste derselben, wie er ihr denn auch die Münzgerechtigkeit verschaffte. Nach seinem Tode, am 24. Dec. 1547, kam seine zahlreiche und werthvolle Bibliothek zunächst an seine Familie, später an die Jesuiten in Augsburg. Er machte sich durch mehre antiquarische Arbeiten verdient, z. B. durch die „Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus" (Augsb. 1506, 4.), welche Zapf später mit einigen andern bis dahin ungedruckten Schriften herausgab (Augsb. 1789), und war der Erste, der in dem Werke „Rom. vetustatis fragmenta in Augustana Vindelicorum" (Augsb. 1505, Fol.) röm. Steininschriften veröffentlichte. Ein bleibendes Andenken erwarb er sich aber durch die Erhaltung der nach ihm benannten „Tabula Peutingeriana", einer Karte, welche die Militairstraßen durch den größten Theil des weström. Reichs angibt und wobei gewiß ein Itinerarium des 4. Jahrh. aus dem Zeitalter des Kaisers Theodosius zum Grunde liegt, obgleich Andere sie für ein Erzeugniß des 13. Jahrh. erklären. P. bekam sie von Konrad Celtes (s. d.), der sie in dem Benedictinerkloster zu Tegernsee (s. d.) aufgefunden und geliehen hatte, zur Herausgabe, und da dies unterblieben war, erfolgte später durch Marcus Welser die erste Bekanntmachung einzelner Bruchstücke unter dem Titel „Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca" (Ven. 1591, 4.). Von jetzt an schien die ganze Karte verschwunden zu sein, bis man sie 1714 unter P.'s Handschriften wieder auffand. Der Letzte dieses Geschlechts hatte sie bei einem Buchhändler versetzt, von dem sie Prinz Eugen kaufte, und so kam sie als Geschenk von diesem zuletzt an die kaiserliche Bibliothek in Wien, wo sie noch gegenwärtig sich befindet. Vollständig wurde sie zuerst mit Erläuterungen von Franz Christoph von Scheyb (Wien 1753, Fol.) herausgegeben, dann wieder abgedruckt als Zugabe zu Katancsich's „Orbis antiquus" (Ofen 1825, 4.). Eine neue von jenen unabhängige Ausgabe besorgte auf Veranstaltung der münchener Akademie K. Mannert unter dem Titel „Tabula itineraria Peutingeriana, denuo cum

codice vindobonensi collata, emendata" (12 Blätter, Lpz. 1824, Fol.), der zugleich in einer Einleitung die verschiedenen Schicksale dieser Karte genau auseinandergesetzt hat. In neuester Zeit hat man noch ein Blatt auf der Bibliothek in Wien aufgefunden.

Peyron (Amedeo), Professor der oriental. Sprachen am Athenäum und Secretair an der Akademie zu Turin, wurde daselbst am 17. Juli 1789 geboren. Er ist einer der ausgezeichnetsten Sprachforscher der neuern Zeit, sowol dem Umfang seiner Sprachkenntnisse als der Gründlichkeit seiner Forschung nach. Sein Meisterwerk, die Frucht zehnjährigen Fleißes, ist das „Lexicon linguae copticae" (Turin 1835, 4.), wozu später noch ein „Supplementum" und eine „Grammatica linguae copticae" (Turin 1842, 4.) erschienen. Seine übrigen Arbeiten über griech.-ägypt. Papyrusrollen u. s. w. finden sich in der „Memorie della accademia di Torino".

Peyronnet (Charl. Ignace, Graf), einer der Exminister Karl's X. von Frankreich, wurde 1775 zu Bordeaux von bürgerlichen Ältern geboren. Sein Vater starb in der Revolution unter der Guillotine, und dies machte ihn von Jugend auf zum wüthenden Royalisten. Nachdem er die Rechte studirt, ließ er sich zu Bordeaux als Advocat nieder und zeichnete sich durch natürliche, aber heftige Beredtsamkeit aus. Als 1814 die brit.-span. Truppen ins südliche Frankreich eindrangen, erklärte er sich leidenschaftlich für die Bourbons, und nach der Rückkehr Napoleon's war er der Herzogin von Angoulême zur Flucht nach England behülflich. Für diesen Dienst beförderte man ihn nach der zweiten Restauration zum Präsidenten des Tribunals erster Instanz zu Bordeaux, dann zum Generalprocurator am Gerichtshofe zu Bourges. In letzterer Eigenschaft mußte er 1821 in dem blutigen Processe gegen die bei einem Militaircomplot vom Aug. 1820 Betheiligten vor der Pairskammer das Wort führen. Hierauf trat er für das Departement Cher in die Kammer. Schon im Dec. 1821 erhielt er bei der Bildung des Ministeriums Villèle das Portefeuille der Justiz und im Aug. 1822 die erbliche Grafenwürde. Seine ersten Schritte als Minister richteten sich gegen die Presse, indem er das Richteramt über Preßvergehen und die Beaufsichtigung und willkürliche Unterdrückung der Journale den königlichen Gerichtshöfen verschaffte. Durch mancherlei Handgriffe wußte er auch die freisinnigen oder dem Kaiserreich ergebenen Richter aus den Ämtern zu verdrängen und die Justizbeamten bei den Deputirtenwahlen zur Berücksichtigung ministerieller Candidaten zu zwingen. Ebenso drang er im Cabinet ganz besonders auf das militairische Einschreiten in Spanien, wie er denn auch kurz vor Ludwig's XVIII. Tode die Einführung der Censur wieder durchsetzte. Bei der Ministerialveränderung nach der Thronbesteigung Karl's X. blieb er durch Villèle's Einfluß in seinem Amte. Im J. 1825 legte er den Kammern ein Sacrilegiengesetz vor, das Kirchenraub als Vatermord und die Entwürdigung des Kirchengeräths mit lebenslänglicher Zwangsarbeit strafte. Mit einigen Milderungen wurde dieses blutige Gesetz auch angenommen. Weniger glücklich war er 1827 mit dem berüchtigten Gesetzentwurfe, nach welchem auch die nicht periodischen Druckschriften vor der Versendung zur Censur eingesendet, und außerdem die Flugblätter mit einem Stempel der Behörde versehen sein sollten. Dieses Gesetz der „Gerechtigkeit und Liebe", wie die Minister den Vandalismus gegen den Geist nannten, scheiterte an dem Widerstande der Pairskammer. Mit dem Sturze Villèle's im Jan. 1828 mußte endlich auch P. das Ministerium niederlegen. Die Deputirtenkammer nahm in der Sitzung von 1829 an ihm Rache, indem sie ihn für 179865 Francs verantwortlich machte, die er willkürlich für die Einrichtung des Kanzleihôtels verwendet hatte. Als einem energischen und fähigen Charakter übergab ihm der Hof beim Zusammentritt des verhängnißvollen Ministeriums Polignac (s. d.) am 20. Mai 1830 das Portefeuille des Innern. Indeß weigerte sich P., als Rechtskenner seine Zustimmung zu den Ordonnancen vom 25. Juli, welche den Sturz der alten Bourbons herbeiführten, zu geben, und unterzeichnete dieselben nur aus Gefälligkeit gegen den König. Nach der Katastrophe suchte er verkleidet zu entkommen, wurde aber gegen Ende des Aug. 1830 zu Tours verhaftet und mit seinen Collegen auf Anklage des Hochverraths vor das Pairsgericht gestellt. Er vertheidigte sich in einer geschickten Rede selbst, bezeichnete sich als das Opfer einer höhern Autorität und vergoß sogar Thränen über das während des Julikampfs geflossene Blut. Seine Worte erregten große Theilnahme; dessenungeachtet wurde er mit Polignac, Chantelauze und Guernon-Ranville am 21. Dec. zu lebenslänglichem Ge-

fängniß und zum bürgerlichen Tode verurtheilt und nach der Festung Ham gebracht. Nach sechsjähriger Gefangenschaft erhielt er durch eine Ordonnanz vom 17. Oct. 1836 die Freiheit zurück. Er ertrug sein Schicksal mit Muth und schrieb „Pensées d'un prisonnier" (2 Bde., Par. 1834; deutsch, Lpz. 1834) und „Histoire des Francs" (2 Bde., Par. 1835).

Peyrouse (Jean Franç. Galaup de), s. Lapeyrouse.

Pfaff (Christian Heinr.), Professor der Medicin und Chemie an der Universität zu Kiel, wurde am 8. März 1773 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater Geh. Oberfinanzrath war. Seine erste Bildung erhielt er in dem dasigen Gymnasium und in der Karlsakademie, wo sich bereits seine Neigung für die Naturwissenschaften entwickelte und wo er mit Cuvier bekannt wurde. Sein Interesse an der Elektricitätslehre wurde zuerst durch den berühmten Experimentator Groß geweckt. Den ersten Grund zu seinem literarischen Rufe legte er durch seine Inauguraldissertation „De electricitate sic dicta animali". Im Herbste 1793 ging er nach Göttingen, wo er die Resultate seiner galvanischen Forschungen in dem Werke „Über thierische Elektricität und Reizbarkeit" (Lpz. 1795) veröffentlichte. Hierauf hielt er sich einige Zeit in Kopenhagen auf, begleitete 1795 als Arzt eine gräfliche Familie nach Italien, und prakticirte dann in Heidenheim, bis er 1797 dem Rufe als außerordentlicher Professor nach Kiel folgte. Mit Unterstützung der dän. Regierung machte er 1801 eine Reise nach Paris. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Lehrstuhl der Chemie und rückte als ordentlicher Professor in die medicinische Facultät ein, was ihm Veranlassung gab, besonders dem Studium der pharmaceutischen Chemie sich zu widmen. So entstand sein bedeutendstes Werk, das „System der Materia medica nach chemischen Principien" (7 Bde., Lpz. 1808—24). Er richtete in Kiel ein Laboratorium ein und sammelte einen reichen physikalischen Apparat, den später die Regierung ankaufte. Fortwährend nahm er an allen wichtigen Ereignissen auf dem Gebiete der Physik und Chemie lebhaften Antheil, wie seine vielen Abhandlungen in den diesen Fächern gewidmeten Journalen, sowie viele größere und kleinere Schriften beweisen, unter denen wir nur noch sein „Handbuch der analytischen Chemie" (2 Bde., 2. Aufl., Altona 1824—25), sowie die Werke „Über die strengen Winter des 18. Jahrh." (2 Bde., Kiel 1809—10); „Über und gegen den thierischen Magnetismus" (Hamb. 1817); „Der Elektromagnetismus" (Hamb. 1824); „Pharmacopoea slesvico-holsatica" (Kiel 1831), und „Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus" (Altona 1837) erwähnen. Auch mehre politische Aufsätze von ihm finden sich in den „Kieler Blättern" abgedruckt. Zu seinen Jugendschriften gehören die „Neu aufgefundenen Gedichte Ossian's" und „Phantasien auf einer Reise durch die würtemberg. Alp".

Pfaffe, entstanden aus dem griech. papas, d. i. Vater, war ursprünglich in der katholischen Kirche der Ehrenname eines jeden Geistlichen; gegenwärtig aber bezeichnet man damit, namentlich protestantischer Seits, einen Geistlichen, der in der Verwaltung seines Amtes vorzugsweise eigennützige Zwecke verfolgt.

Pfaffenhofen, eine kleine Stadt im Kreise Oberbaiern, an der Ilm, mit 1800 E., hat nicht nur durch den im östr. Erbfolgekrieg am 15. Apr. 1745 von den Östreichern unter dem General Batthyani über die vereinigten Franzosen und Baiern gewonnenen Sieg, sondern noch mehr durch das am 19. Apr. 1809 zwischen den Östreichern und den Franzosen unter Oudinot hier vorgefallene Gefecht, in welchem der Letztere Sieger blieb, Berühmtheit erlangt.

Pfahlbürger wurden im Mittelalter diejenigen fürstlichen und adeligen Unterthanen genannt, welche in einer Stadt das Bürgerrecht erworben hatten, ohne daselbst zu wohnen. Den Namen leitet man daher, daß sie außerhalb der Grenzpfähle oder Grenzsteine der Stadt (extra palum civitatis) wohnten. Durch deutsche Reichsgesetze, vom 13. Jahrh. an, wie in der Goldenen Bulle wurde es wiederholt den Städten verboten, zum Nachtheil der Fürsten und der Gutsherren Pfahlbürger aufzunehmen. Auch werden zuweilen die Vorstädter Pfahlbürger genannt. — Pfahlgerichte oder Zaun- und Pfahlgerichte nannte man die auf den Umfang der Mauern und Zäune eines Guts beschränkte Gerichtsbarkeit.

Pfahlgraben, s. Teufelsmauer.

Pfalz (palatium, d. i. Palast) nannte man die im ganzen Deutschen Reiche zerstreut umherliegenden kaiserlichen Schlösser, in welchen sich die Kaiser abwechselnd aufhielten, um so durch ihre Gegenwart öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit in allen Provinzen mög-

lichst gleichmäßig zu handhaben. — Pfalzgraf (Comes palatinus) war der Titel der Richter und obersten Beamten der fränk. und deutschen Könige in ihren Pfalzen. Den höchsten Rang unter ihnen behauptete der Graf der Pfalz zu Aachen (dem Archisolium totius regni), welcher einer der obersten Kronbeamten des Reichs war und namentlich als Reichsoberrichter den Vorsitz im Reichslehngericht führte. Aus der Länderdotation desselben entstand die Pfalzgrafschaft am Rhein. Nach der Goldenen Bulle war der Pfalzgraf am Rhein der Richter über den Kaiser. Jedes der alten deutschen Herzogthümer hatte auch wieder seine Pfalzgrafschaft, welche in Sachsen und Baiern mit dem Herzogthume vereinigt wurde, in Franken und Schwaben erlosch. Später stellten die Kaiser Hofpfalzgrafen (Comites S. Palatii Lateranensis) an, um gewisse kaiserliche Rechte auch in den reichsständischen Gebieten auszuüben. Es gab zwei Classen derselben, davon die eine ausgedehntere Vollmacht (comitiva major) als die andere hatte. Jene konnte den Adel und die comitiva minor ertheilen, diese Doctoren und Notarien creiren, uneheliche Kinder legitimiren, Wappenbriefe ertheilen u. s. w. Jetzt ist die ganze Hofpfalzgrafenwürde zur Antiquität geworden.

Pfalz hießen vormals zwei deutsche Staaten, die bis 1620 zusammengehörten. Zur Unterscheidung wurde der eine die Oberpfalz, der andere die Unterpfalz oder die Pfalzgrafschaft am oder bei Rhein genannt. Die Oberpfalz oder Bairische Pfalz war von Baireuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnberg. Gebiete begrenzt, umfaßte ein Gebiet von 130 □M. und hatte Amberg, wo sich der Sitz der Regierung befand, zur Hauptstadt. Die Unterpfalz oder die Pfalz am Rhein, eins der fruchtbarsten Länder Deutschlands, 75 □M. groß mit 305000 E., lag auf beiden Seiten des Rhein, begrenzt von Mainz, Katzenellnbogen, Würtemberg, Baden, Elsaß, Lothringen und Trier.

Die Pfalzgrafen am Rhein, die ihren Sitz ursprünglich in Aachen hatten, waren schon im 11. Jahrh. in dem erblichen Besitz der Pfalzgrafschaft und der damit verbundenen Länder und gehörten zu den vornehmsten Reichsfürsten. Nachdem Pfalzgraf Hermann III. ohne Erben gestorben, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder 1156 seinem Stiefbruder Konrad von Schwaben. Nach dem Tode Konrad's kam dessen Schwiegersohn, der Herzog Heinrich von Braunschweig, der älteste Sohn Heinrich's des Löwen, 1196 in den Besitz dieser Länder. Weil es aber Heinrich in dem Streite um die deutsche Krone mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Kaiser Friedrich II. hielt, so erklärte ihn Letzterer 1215 in die Acht und belehnte den Herzog Ludwig von Baiern mit der Pfalz, der jedoch nie zum völligen Besitz derselben gelangte. Sein Sohn Otto II. heirathete Heinrich's Erbtochter Agnes, und auf diese Weise kam die ganze Pfalz an das bair. Haus. Otto's Söhne, Ludwig II. oder der Strenge und Heinrich, regierten nach des Vaters Tode, im J. 1253, anfangs gemeinschaftlich. Im J. 1256 aber machten sie die Theilung so, daß Ludwig II. die Rheinpfalz und Oberbaiern, Heinrich Niederbaiern bekam. Jener starb 1294 und hinterließ zwei Söhne, Rudolf I. und Ludwig, von denen Ersterer die Kurwürde und die Pfalz erhielt. Der Letztere bekam Oberbaiern, wurde Kaiser und erbte später auch Niederbaiern. Weil sein Bruder Rudolf es mit seinem Gegner, dem Herzoge Friedrich dem Schönen von Östreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich sich aber nachher mit dessen Söhnen und ließ ihnen die pfälzischen Lande nebst einem Stück Baierns, das nachher die Oberpfalz genannt wurde. Rudolf's drei Söhne, Adolf, gest. 1327, Rudolf II. und Ruprecht I., folgten aufeinander in der Regierung, Rudolf II., gest. 1353, brachte Neuburg und Sulzbach, die sogenannte junge Pfalz, an die Rheinpfalz und stiftete die Universität zu Heidelberg. Mit dem Kaiser Ludwig dem Baier schloß er 1329 zu Pavia den Vertrag, zufolge dessen die Kurstimme wechselsweise von Baiern und der Pfalz geführt werden sollte. Ruprecht I., gest. 1390, verkaufte einen Theil der Oberpfalz an Kaiser Karl IV., der ihm dagegen die Kurwürde allein überließ. Des Letztern Nachfolger wurde Ruprecht II., gest. 1399, Adolf's Sohn. Ruprecht's II. Sohn und Nachfolger, Ruprecht III., gest. 1410, wurde 1400 deutscher Kaiser. Seine vier Söhne theilten sich in die väterlichen Lande also, daß der älteste, Ludwig III. oder der Bärtige, die Kur- und Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie starben bald aus. Auch Ludwig's III. Nachkommenschaft starb 1559 mit Otto Heinrich

aus, der sich der Reformation anschloß. Seine Lande und die Kur fielen an Friedrich III. von der simmernschen Linie, der sich für die calvinische Lehre entschied. Ihm folgten 1576 Ludwig VI., 1583 Friedrich IV. und 1610 Friedrich V. (s. d.), der sich 1619 verleiten ließ, die von den Böhmen ihm angebotene Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Kurwürde verlor, die von Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Baiern, übertragen wurden. Sein Sohn Karl Ludwig, gest. 1680, bekam zwar durch den westfäl. Frieden die Unterpfalz wieder, auch gab man ihm eine neue, die achte Kurstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals Pfalz im kurfürstlichen Collegium gehabt, und das Erztruchsessenamt blieben bei Baiern. Doch wurde festgesetzt, daß, wenn der bair. Mannsstamm erlöschen würde, Pfalz wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Karl Ludwig's Sohn, Karl, beschloß 1685 die simmernsche Linie. Die Kur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an dessen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Das pfalzgräfliche Haus Neuburg stammte von des obgedachten Stephan's, Pfalzgrafen in Simmern, zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab. Ludwig's Sohn Alexander, gest. 1514, hinterließ zwei Söhne, Ludwig, gest. 1532, und Ruprecht, gest. 1544. Letzterer wurde der Stammvater der veldenzischen Linie, die 1694 ausstarb; seines ältern Bruders Ludwig Sohn, Wolfgang, gest. 1569, wurde der Stammvater aller übrigen pfalzgräflichen Linien. Von seinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, gest. 1614, Johann, gest. 1604, und Karl, gest. 1600, stiftete der jüngste die birkenfeldische Linie, der mittlere die neuzweibrückische. Der älteste, der die Linie Neuburg fortpflanzte, hatte drei Söhne, Wolfgang Wilhelm, gest. 1653, August, gest. 1632, und Johann Friedrich, zu Hilpoltstein, gest. 1644. Ersterer wurde der Stammvater der Linie Neuburg, der andere der Linie Sulzbach; Letzterer starb kinderlos. Wolfgang Wilhelm's Sohn war Philipp Wilhelm, der den letzten Kurfürsten simmernscher Linie, obgleich mit großem Widerspruche des Hauses Veldenz, beerbte und 1690 starb. Ihm folgte sein Sohn, Johann Wilhelm, der nach Ableben des letzten Pfalzgrafen, Leopold Ludwig von Veldenz, 1694 dessen Land bekam, auch im span. Erbfolgekriege, da der Kurfürst Maximilian (II.) Maria Emanuel (s. d.) von Baiern geächtet war, 1706 die Oberpfalz und die alten Kurrechte des pfälzischen Hauses wiedererhielt, aber 1714 in Folge des Friedens zwischen Karl VI. und Ludwig XIV. Alles, was der Kurfürst von Baiern verloren hatte, an denselben wieder zurückgeben mußte. Dem kinderlosen Kurfürsten Johann Wilhelm folgte 1716 sein Bruder Karl Philipp, welcher 1742 ebenfalls ohne männliche Erben starb, worauf die Kur an die sulzbachische Linie kam, indem auf Karl Theodor (s. d.) nun alle kurpfälzische, jülichische und bergische Lande übergingen. Als 1777 mit Kurfürst Maximilian III. Joseph (s. d.) auch der bair. Mannsstamm erlosch, wurden die bair. Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Östreich kam. Kurpfalz trat, wie im westfäl. Frieden bestimmt worden war, wieder in seine alte Kurstelle, die fünfte im kurfürstlichen Collegium, und in sein altes Erztruchsessenamt, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Kurbraunschweig abtrat. Dem kinderlos verstorbenen Karl Theodor folgte 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph (s. d.), der in Folge des luneviller Friedens 1801 die Rheinpfalz zu Gunsten anderer Fürsten abtreten mußte. Bis zu diesem Frieden bestand die Pfalz aus 19 Oberämtern und den drei Hauptstädten Manheim, Heidelberg und Frankenthal. Die auf der linken Seite des Rhein liegenden Theile wurden an Frankreich abgetreten; auf der rechten Seite dieses Flusses erhielt das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebst Manheim; Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Otzburg und Umstatt; der Fürst von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Boxberg und Mosbach, und Nassau das Amt Kaub. Die pariser Friedensschlüsse von 1814 und 1815 brachten auch die jenseit des Rhein gelegenen pfälzischen Lande wieder an Deutschland zurück; den größten Theil davon erhielt Baiern, das Übrige Hessen-Darmstadt und Preußen. Der bad. Antheil an der Unterpfalz, wozu auch die mediatisirten leiningisch-pfälzischen Oberämter gehören, ist dem Unterrheinkreise zugewiesen; der darmstädt. Theil bildet Bestandtheile der Provinz Starkenburg und Rheinhessen; der bair. Antheil gehört zur Pfalz, dem frühern Rheinkreise, die auf 140 □M. gegen 580000 E.

zählt, und der preuß. Antheil ist zu der Rheinprovinz geschlagen. Die bair. Oberpfalz mit Regensburg umfaßt 194 □M. mit 458000 E.

Pfalzgraf, s. Pfalz.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von seinem Schuldner zur Sicherheit seiner rechtsgültigen Foderung ein Realrecht (s. d.) oder dingliches Recht erhält. Das Pfandrecht ist demnach ein Realrecht, welches der Gläubiger an der Sache seines Schuldners zur Sicherheit seiner Foderung unter der Bedingung erhält, sie nach Abtragung der Schuld zurückzugeben, oder sie zur Tilgung derselben zu gebrauchen, wenn jene nicht auf die vorgeschriebene Art getilgt wird. Wird der Pfandberechtigte in den Besitz der verpfändeten Sache gesetzt, so nennt man sie, wenn sie beweglich ist, Pfand im engern Sinne des Worts oder Faustpfand (pignus); wird sie ihm aber nicht übergeben, Hypothek (s. d.). Das Pfandrecht ist ein freiwilliges, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Testament oder Codicill, ertheilt wird, ein nothwendiges, wenn die Ertheilung durch eine gesetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners erfolgt (pignus judiciale oder praetorium). Zu dem nothwendigen gehört das gesetzliche oder stillschweigende, welches durch unmittelbare Vorschrift der Gesetze, unter gewissen Voraussetzungen, dem Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er sich dasselbe ausdrücklich ausbedungen hat. Ein allgemeines gesetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen Derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte bestellt sind, auch wenn sie Caution geleistet haben, z. B. an Cassirer, Rentmeister, Verwalter, Kriegszahlmeister u. s. w., und an Die, welche mit ihm Verträge abgeschlossen haben und dadurch dessen Schuldner geworden sind, sowie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückständiger Abgaben. Ein gesetzliches Pfandrecht haben ferner nach gemeinem Rechte die Ehefrauen auf das Vermögen ihrer Männer wegen des Brautschatzes und des übrigen der Verwaltung desselben überlassenen Eingebrachten, sowie Unmündige, Minderjährige und Wahnsinnige auf das Vermögen ihrer Vormünder und Curatoren; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter oder auf andere Art erworbenen Vermögens; Gemeinden, Kirchen, Schulen, Universitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorsteher und Schuldner u. s. w. Ein specielles gesetzliches Pfandrecht haben Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Die Wirkungen des Pfandrechts bestehen darin, daß der Gläubiger das Recht hat, die verpfändete Sache mit allem Zubehör so lange zu besitzen, bis er wegen seiner Foderung befriedigt ist, und, wenn diese Befriedigung nach einer dazu festgesetzten Frist nicht erfolgt ist, sie nach Befinden der Umstände gerichtlich oder außergerichtlich zu verkaufen und sich nicht nur wegen des dargeliehenen Capitals, sondern auch wegen der Zinsen und Unkosten von dem daraus gelösten Gelde bezahlt zu machen. Um gegen künftige Ansprüche gesichert zu sein, ist das beste Mittel, sie öffentlich an den Meistbietenden versteigern zu lassen, was auch nach den meisten neuern Gesetzgebungen gefodert wird. Findet sich ein Überschuß über die Schuldsumme, so muß ihn der Gläubiger herausgeben; beträgt das Verkaufsgeld weniger, so kann er sich wegen des Restes an den Schuldner oder Bürgen halten. Haben mehre Pfandgläubiger Anspruch und reicht das Kaufgeld nicht hin, so entsteht ein Concurs (s. d.) der Pfandgläubiger, unter welchen es häufig vom Gesetz privilegirte gibt. Wenn sich aber zur verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann sie der Gläubiger an Zahlungsstatt annehmen, oder sich, im Fall er sie nicht besitzt, durch Anstellung der hypothekarischen Klage in den Besitz derselben setzen lassen. Der Gläubiger hat aber auch gewisse Verbindlichkeiten in Rücksicht der verpfändeten Sache; denn er muß sie sorgfältig wie sein Eigenthum aufbewahren, nach Abtragung der Schuld mit allen gezogenen Nutzungen zurückgeben und den mit Vorsatz oder Nachlässigkeit verursachten Schaden ersetzen. Hat er seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, so kann der Schuldner die Pfandklage gegen ihn anstellen. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandstücks statt der Zinsen, die er von dem dargeliehenen Capitale zu fodern hat, überlassen (antichretischer Vertrag), oder die Betheiligten treffen die Übereinkunft, daß der Gläubiger, im Falle die Schuld nicht zur be-

stimmten Zeit getilgt wird, das Pfand für seine Foderung eingenthümlich behalten, und der Schuldner das Wiedereinlösungsrecht verlieren solle (commissorischer Vertrag).

Pfandbriefe, s. Creditsystem.

Pfändung heißt die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Absicht, sich dadurch sein Eigenthum, seinen Besitzstand und andere Gerechtsame, die man verlieren könnte, zu erhalten, oder einen schnellen und sichern Ersatz des auf irgend eine Art erfahrenen Schadens zu verschaffen. Obgleich die Selbsthülfe durch Errichtung des Landfriedens und Reichskammergerichts im J. 1495 verboten wurde, haben doch die Gesetze die Pfändung in einigen Fällen verstattet. So ist es erlaubt, die Sachen Derjenigen zu pfänden, welche uns in unserm Besitze und in den auf ihrem Grund und Boden uns zustehenden Gerechtsamen stören, unser Eigenthum auf irgend eine Art beschädigen und rauben, oder eine gegen uns angefangene Verjährung unterbrechen wollen. Auch ist es gestattet, des Andern Vieh zu pfänden, welches unserm Grundstücke oder den darauf befindlichen Früchten Schaden zugefügt hat. Doch muß die Pfändung auf frischer That und zwar auf dem beschädigten Grundstücke des Eigenthümers, ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Gewaltthätigkeit und ohne Beschädigung der zu pfändenden Sache vollzogen werden; auch darf man nur so viel an Werth pfänden, als der verursachte Schade ungefähr beträgt. Die Pfändung findet nicht statt, wenn die Sache schon streitig und vor Gericht anhängig ist. Der Pfänder hat das Recht, die Sache, deren er sich bemächtigt hat, in Verwahrung zu nehmen, muß aber die geschehene Pfändung dem Eigenthümer derselben mit Bestimmung der Größe des Schadenersatzes unverzüglich anzeigen, und kann sich durch eine Privatvergütung mit ihm absinden. Weigert sich dieser, den Schaden zu ersetzen, so ist Jener verbunden, dem ordentlichen Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit die Pfändung vorgefallen ist, von dem Vorgange Anzeige zu machen, und je nachdem es die besondern Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf derselbe sie verkauft und, nach Abzug des für den verursachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandschillings, der Gerichtsgebühren und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskosten, das Übrige dem Eigenthümer zustellt. Im Fall das Pfand zu diesen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus seinen Mitteln nachzahlen. Wenn man blos die Erhaltung des Besitzes durch die Pfändung beabsichtigt, so bedarf es keiner Anzeige derselben, und führt der Gepfändete keine Klage, so ist es erlaubt, die Sache zu verkaufen oder auch zu behalten. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man sich des Eigenthums des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Verpfändete wieder herauszugeben, ist bei Voraussetzung einer an sich gerechten Pfändung eine unerlaubte Selbsthülfe.

Pfanne (acetabulum) nennt man in der Anatomie die an der äußern seitlichen Wand des Beckens (s. d.) befindliche Gelenkgrube, welche den Kopf des Oberschenkelknochens aufnimmt. Sie ist halbkugelförmig ausgehöhlt und umschließt, wenn man den auf ihrem Rande befestigten sehnigen Ring dazu rechnet, mehr als eine halbe Kugel, sodaß der von ihr aufgenommene Knochen nur sehr schwer aus ihr heraustritt, ebenso schwer aber in sie zurückzubringen ist.

Pfau (Pavo), eine Gattung von Hühnervögeln, die hauptsächlich durch einen sehr langen, aus 18 Federn bestehenden, radförmig ausbreitbaren Schwanz, befiederten Kopf und Hals und Sporn von naheſtehenden unterschieden ist, wird nur im tropischen Asien, jedoch in mehren Arten wild angetroffen. Im wilden Zustande sind die Pfauen Waldvögel; sie steigen selten von den sehr hohen Bäumen, wo sie sich aufhalten, herab, leben wie alle Hühner in Polygamie und fressen weiche Früchte, niemals aber Insekten. Der tibetanische Pfau hat doppelte Spornen, doppelte Augenflecken auf den Schwanzfedern und noch prachtvollere Färbung als der europäische; der sumatranische Pfau ist einfacher gefärbt als der gemeine Pfau (Pavo cristatus) und fast gleichförmig dunkelgrün; der letztere ist in Deutschland schon im 16. Jahrh. eingeführt worden, vermehrt sich bei guter Pflege ohne Schwierigkeit und wird 10—15 Jahre alt, muß aber vor Winterkälte geschützt werden. Er dient übrigens nur zum Luxus, indem sein Fleisch ungenießbar, seine Stimme widerwärtig und seine Intelligenz sehr beschränkt ist.

Pfeffel (Gottlieb Konr.), deutscher Fabeldichter, geb. zu Kolmar im Elsaß am 28. Juni 1736, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters von seiner Mutter erzogen, besuchte bis

1750 das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann in Halle die Rechte. Der Aufenthalt daselbst wirkte aber so nachtheilig auf seine von Natur schwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Augenkrankheit 1757 sein Gesicht gänzlich verlor. Über ein halbes Jahrhundert lebte der edle Mann in Blindheit und trug sein hartes Loos mit weiser Gelassenheit. Eine glückliche Ehe, die er 1759 schloß, und seine angeborene Heiterkeit und Geistesthätigkeit hielten ihn in dieser traurigen Lage nicht nur aufrecht, sondern gaben ihm auch Muth und Kraft, sich einen ausgezeichneten Wirkungskreis zu schaffen. Schon in früher Jugend hatte er sich in der Poesie versucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einsamkeit zu ihr zurück. Im J. 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend in Kolmar, dem die Revolution in Frankreich ein Ende machte. Hierauf wendete er seine Muße literarischen Beschäftigungen zu. Er wurde 1803 Präsident des neuerrichteten evangelischen Consistoriums in Kolmar und starb am 1. Mai 1809. Im Allgemeinen zeichnen sich P.'s Poesien durch Empfindung, naiven, oft epigrammatischen Witz, heitere Laune und echte Lebensweisheit, sowie durch leichte Versification aus. Am glücklichsten war er in der Fabel und in der kleinen versificirten Erzählung; geringeres Verdienst haben seine Lieder und prosaischen Schriften. Als Mensch war er durch sein wohlwollendes Herz, seinen biedern Charakter, seine tiefgefühlte Religiosität und seinen Gleichmuth bei allen Wechseln des Schicksals höchst achtungswerth. Seine „Poetischen Versuche" füllen zehn Bände (neue Aufl., Tüb. 1802—10), ebenso seine „Prosaischen Versuche" (Tüb. 1810—13). Ein Supplementband (Tüb. 1820) enthält P.'s Biographie von Nieder.

Pfeffer, eine Gattung von tropischen Pflanzen aus der Familie der Piperaceen, welche sowol strauchartige, zum Theil sogar zu kleinen Bäumen erwachsende als auch sehr niedrige, dem Kraut ähnliche Arten begreift, unansehnliche, auf dünnen Kolben stehende Blumen hat, und einsamige Beeren trägt. Den letztern wohnt meist ein scharfer, eigenthümlicher Stoff bei, das Piperin, welches in reiner und concentrirter Gestalt ein wirksames Gift ist und die Pfefferkörner zu einem angenehmen Gewürz macht. Die letztern sind die vor der Reife gesammelten und daher eingerunzelten Beeren des Schwarzpfefferstrauches (Piper nigrum), welcher auf allen ind. Inseln wächst, zumal auf Sumatra sehr im Großen cultivirt wird, indessen auch in Brasilien angepflanzt vorkommt. Die Menge des jährlich in Europa verbrauchten Pfeffers ist erstaunlich groß, obgleich die Anwendung desselben in der Medicin und Technik kaum in Betracht kommt. Im Mittelalter hielt man den Pfeffer für eins der kostbarsten Gewürze Indiens, und im 13. Jahrh. galten einige Pfunde für ein fürstliches Geschenk. Weißer Pfeffer entsteht durch Ablösung der Beerenschale von den Körnern des schwarzen Pfeffers. Spanischer Pfeffer oder Cayennepfeffer sind die rothen, grünen, zum Theil auch violetten, beerenartigen Kapseln verschiedener Arten von Beißbeere (Capsicum), die man trocknet und pulverisirt. Er wird in Deutschland wenig gebraucht, im tropischen Amerika aber dem schwarzen Pfeffer weit vorgezogen.

Pfefferkuchen, Lebkuchen oder Honigkuchen heißen die tafelförmigen, aus Mehl, Honig, Syrup und andern süßen Substanzen, zum Theil mit Zusatz von Mandeln und Gewürzen, gebackenen Kuchen, die hauptsächlich zur Weihnachtszeit als Leckerei genossen, außerdem auch in der Küche zu verschiedenen Speisen gebraucht werden. Meist werden dieselben in besondern Leb- und Honigkuchenbäckereien verfertigt. Die besten Pfefferkuchen liefert Nürnberg, nächstdem Erlangen, Basel, Offenbach, Ulm, Braunschweig, Breslau, Thorn und Danzig. Der sogenannte dicke Pfefferkuchen, von braunem Ansehen, enthält in der Regel gar keine Gewürze und wird fast nur zu Brühen verwendet. Die sogenannten Pfeffernüsse werden besonders gut in Braunschweig und Offenbach bereitet.

Pfefferküste, s. Malabar.

Pfefferminze (Mentha piperita) ist eine perennirende, in England wildwachsende, überall in Gärten cultivirte officinelle Pflanze von starkem, gewürzhaftem Geruch und Geschmack. Es werden aus ihr in der Apotheke ein destillirtes Wasser, gewürzhafte Getränke, Öl und eine Art Kampher bereitet. In den Conditoreien wird das Pfefferminzöl zur Bereitung der Pfefferminzkügelchen gebraucht.

Pfeffers oder Pfäffers, eine Benedictinerabtei im südöstlichen Theile des schweizer.

Cantons Sanct-Gallen zwischen dem Rhein und der Tamina, in einer schönen Gegend auf einem hohen Berge, wurde im 8. Jahrh. gestiftet und 1665 durch Feuer gänzlich zerstört, nachher aber mit bedeutender Pracht wieder aufgebaut. Es besaß früher großen Reichthum, kam jedoch nach und nach herab und wurde 1838 säcularisirt. Besonders berühmt wurde der Ort wegen der in der Nähe befindlichen Mineralquelle, welche in einer von der Tamina durchströmten Schlucht, aus der das linke Ufer derselben bildenden Felswand durch mehre übereinander liegende Spalten zu Tage geht. Die Tamina selbst kommt vom Sardonagletscher, welcher im Süden des Cantons am Fuße der 9380 F. hohen Scheibe liegt, stürzt sich durch ein wildes, von hohen Felsen eingeengtes Bett erst nach Osten und dann nach Norden zu, wo sie in der Nähe von Ragaz vom Rhein aufgenommen wird. Obwol der Ursprung der Quelle durch die fast senkrecht emporsteigenden Felsen in dichte Finsterniß gehüllt ist, so soll dieselbe doch schon im J. 1038 entdeckt worden sein, gewiß jedoch ist ihre Wiederauffindung im J. 1240 und ihre bald hierauf erfolgte Anwendung. Wie aber diese Anwendung zuerst beschaffen war, ist nicht mit Gewißheit zu sagen, indem der Zugang zur Quelle nur dadurch bewerkstelligt werden konnte, daß man sich an Seilen in den Felsenschlund, auf dessen Boden der Strom brauste, hinabließ. Es scheint in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. gewesen zu sein, daß der Abt Johann von Mendelbüren ein Badehaus zur bequemern Benutzung der Quelle erbauen ließ, indem Querbalken in beide gegenüberstehende Felswände unterhalb der Quelle eingesenkt wurden, auf denen das leichte Haus ruhte, welches die Badegäste beherbergte. Doch mußte man immer noch auf hängenden Leitern hinabsteigen oder sich an Seilen oder auf Hängesesseln hinablassen. Die Sonne beleuchtete nur am hohen Mittage eine kurze Zeit diesen schauerlichen Wohnort. Dem ersten Hause wurde nach einiger Zeit noch ein zweites an einer andern Mündung der Quelle beigefügt. Im J. 1543 baute man von der Seite aus eine schmale hölzerne, auf in die Felswand getriebenen Balken ruhende Brücke, welche 250 F. weit über die 140 F. tief darunter strömende Tamina durch die 30 F. breite Schlucht in dichter Dunkelheit zu den Badehäusern führte. Als jedoch letztere baufällig und das untere Haus im J. 1629 ein Raub der Flammen geworden war, ließ der Abt Jodocus Hößlin an dem Orte, wo sich das Bad jetzt befindet, auf dem linken Taminaufer ein Badegebäude aufführen und das Thermalwasser dahin leiten. Nachdem noch am 11. März 1680 ein Bergsturz die Quelle so verschüttet hatte, daß man sie erst nach fast zwei Monate langer angestrengter und lebensgefährlicher Arbeit wieder in ihren gewöhnlichen Fluß bringen konnte, wurde vom Abte Bonifacius Tschupp 1704 der Grund zu den noch jetzt stehenden Badegebäuden gelegt und diese 1716 vollendet. Noch der letzte Abt des Klosters, Placidius Pfister, erwarb sich durch viele Verbesserungen um das Bad namhafte Verdienste, und endlich wurde von der Cantonsregierung durch die 1840 vollendete Wasserleitung nach Hof Ragaz und die Anlegung einer Kunststraße, auf welcher man in einer Stunde zu Wagen, was früher gar nicht ausführbar war, von Ragaz nach P. gelangen kann, die Benutzung des Bades in größerer Ausdehnung möglich gemacht. Das Badehaus von P. liegt 2130 F. über dem Meere, während die unmittelbar daran stoßenden und die Tamina auf beiden Seiten einschließenden Felsen sich noch 5—600 F. höher erheben, sodaß an den längsten Tagen die Sonne nur sieben Stunden in das enge Thal hineinscheint. Die klosterartigen untereinander verbundenen Gebäude sind 486 F. lang, füllen aber mit 44 F. Tiefe den ganzen Raum zwischen den Bergen und dem Strome aus und enthalten 140 sehr einfache Zimmer für Curgäste, Säle zu geselligen Vereinen, gewölbte Bäder, eine Kapelle und einen geräumigen Trinksaal. Aus allen diesen Angaben und daraus, daß das Badehaus an der weitesten Stelle, welche in der Nähe der 680 Schritt davon entfernten Quelle gefunden werden konnte, erbaut ist, geht hervor, daß der Raum zu der bei einer Badecur so nothwendigen Bewegung in freier Luft sehr gering ist und die Spaziergänge sich nur auf die Besteigung der Berge beschränken, von denen man die imposantesten Aussichten auf die großartigen Scenerien der Alpennatur genießt. Das Sehenswertheste aber ist der Gang zur Quelle auf der schon erwähnten Brücke, welcher von Reisebeschreibern und Dichtern, z. B. Ebel, Fenim. Cooper, Wessenberg u. A., als über alle Beschreibung schauerlich geschildert wird. Anders sind die Verhältnisse zu Hof Ragaz, wo sich jetzt ein großer Theil der Badegäste aufhält. Hier sind theils die Badegebäude in einem freundlichen Stil erbaut

und eingerichtet, theils bietet die Öffnung des Thals in das des Rhein mit den zusammentreffenden Verbindungsstraßen vom Züricher-, Wallenstädter- und Bodensee zahlreiche Gelegenheit zu nähern und weitern Ausflügen dar. Ebenso merkwürdig wie der Ort ihres Ursprungs ist die Quelle selbst in Hinsicht auf den Werth ihrer Wirkungen und auf die anscheinende Indifferenz ihres Wassers. Letzteres unterscheidet sich fast nur seiner Temperatur (an der Quelle 29,75°, im Badehause 29,50° und in Ragaz 27,75°) nach von gewöhnlichem Quellwasser und wird nur wegen seiner Wirkungen den erdig-alkalischen Mineralquellen zugezählt. Diese Wirkungen sprechen sich besonders durch Belebung des Blut- und Nervensystems, Bethätigung und Verbesserung der Ab- und Aussonderungen und Umänderung der festen und flüssigen Theile aus und werden daher, wenn nicht Vollblütigkeit, Congestionen, Bluthusten oder fieberhafte Beschwerden den Gebrauch des Wassers verbieten, bei chronischen Leiden der Verdauung, Stockungen und beginnenden Verhärtungen in den Unterleibsorganen, chronischen Nervenleiden, katarrhalischen Affectionen, rheumatischen und gichtischen Übeln u. s. w. angewendet. Man benutzt die Quelle zum Bad und zum Getränk. Früher badete man bei der sogenannten Ausbadecur zuerst eine Stunde, dann jeden Tag eine halbe Stunde länger bis zur Dauer von acht Stunden, worauf man, sobald sich das entstehende Badefriesel (Psydracia thermalis) zu vermindern begann, auf dieselbe Art bis auf eine Stunde zurückging; jetzt verweilt man gewöhnlich eine Stunde im Bade oder benutzt die andern Badearten, zu denen sich auch Vorrichtungen finden. Vgl. Kaiser, „Die Heilquelle zu P. und Hof Ragaz" (3. Aufl., Sanct-Gallen 1843).

Pfeifen, s. Tabackspfeifen.

Pfeifen oder Hartschnaufigkeit ist eine sehr gewöhnliche Krankheit der Pferde, bestehend in einer gewissen Behinderung des Ein- und Ausathmens, in einem Ziehen der Flanken, Aufreißen der Nasenlöcher und heftigem oder geringerm Röcheln. Die Ursachen können verschieden sein. Ein hartschnaufiges Pferd ist nicht von besonderm Werth.

Pfeifer heißen die kleinen Maden oder Larven mehrer Rüsselkäfer und Nachtschmetterlinge, die im Sommer an den Ölgewächsen, besonders an dem Sommerrübsen, große Verheerungen anrichten. Ihr Name ist daher entstanden, weil die von ihnen durchlöcherten Rübsenschoten einige Ähnlichkeit mit Querpfeifen erhalten. Das beste Mittel gegen die Pfeifer ist eine sehr frühe oder sehr späte Aussaat, wodurch die Blütezeit des Rübsen dem Pfeifer entrückt wird.

Pfeifergericht hieß die alte Feierlichkeit, mit welcher die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt am Main jährlich in der Herbstmesse die Bestätigung ihrer Zoll- und anderer Freiheiten holen mußten. Unter Begleitung der besten nürnberger Kunstpfeifer erschienen die Abgeordneten jener Städte nacheinander vor sitzendem Gericht und übergaben dem Schultheiß des heiligen röm. Reichs und Stadtgerichts einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, zwei weiße Handschuhe und ein weißes Stäbchen und erhielten dafür ihre Zollfreiheit.

Pfeiffer (Burkhard Wilh.), kurhess. Oberappellationsgerichtsrath, geb. am 7. Mai 1777 zu Kassel, widmete sich anfangs dem theologischen Studium, ging aber bald zu der Rechtswissenschaft über und erhielt in seinem 21. Jahre die juristische Doctorwürde. Er wurde 1799 Archivar bei der Regierung zu Kassel, 1803 Staatsanwalt und 1808 erster Substitut des Generalprocurators bei dem Appellationsgericht zu Kassel. Er hatte sich bereits durch seine „Vermischten Aufsätze über Gegenstände des röm. und deutschen Rechts" (Marb. 1802) und die Schrift „Über die Grenzen der Civilpatrimonialjurisdiction" (Gött. 1806) bekannt gemacht; nach der Einführung der franz. Gesetzgebung in Hessen gab er in Verbindung mit seinem jüngern Bruder „Napoleon's Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Recht" (2 Bde., Gött. 1808) heraus. Seine „Rechtsfälle, entschieden nach dem Gesetzbuche Napoleon's" (2 Bde., Hannov. 1811—13) und „Rechtsfälle zur Erläuterung der Gerichtsverfassung und Proceßordnung Westfalens" (Bd. 1, Hannov. 1812) waren von großem praktischen Werthe. Nach der Rückkehr des Kurfürsten von Hessen wurde P. 1814 Regierungsrath und 1817 Appellationsgerichtsrath zu Kassel. In der Zeit der neuen Gestaltung Deutschlands schrieb er seine „Ideen zu einer neuen Gesetzgebung für deutsche Staaten" (Gött. 1816). Als das Appellationsgericht die Rechtsfrage, ob die von dem Könige von Westfalen auf verfassungsmäßigem Wege

vorgenommene Veräußerung von Staatscapitalien nach den Landesgesetzen gültig sei, 1818 bejahend entschieden hatte, eine Verordnung des Kurfürsten aber alle Verfügungen über die früher von kurhess. Kassen ausgeliehenen Capitalien für den rechtmäßigen Landesfürsten und dessen Nachkommen unverbindlich erklärte, und der Ausspruch des Appellationsgerichts in einer halbofficiellen Schrift angegriffen wurde, ließ P. das Schriftchen „Inwiefern sind die Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers für den rechtmäßigen Regenten nach dessen Rückkehr verbindlich?" (Hannov. 1819) erscheinen, in welchem er freimüthig die Grundsätze vertheidigte, nach welchen er als Richter geurtheilt habe. Die mislichen Verhältnisse, in welche ihn diese Schrift in Hessen brachte, veranlaßten ihn, 1820 die Stelle eines Mitglieds des Appellationsgerichts zu Lübeck anzunehmen, nachdem er früher schon einen ehrenvollen Ruf an den Cassationshof zu Berlin abgelehnt hatte. Nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm's I. trat er jedoch wieder in sein Amt zu Kassel, das er noch gegenwärtig bekleidet. Von seinen Schriften aus dieser Zeitperiode haben wir zu erwähnen die „Neue Sammlung bemerkenswerther Entscheidungen des Appellationsgerichts zu Kassel" (4 Bde., Hannov. 1818—20, 4.), „Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft" (7 Bde., Hannov. 1825—44), „Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien" (Hannov. 1824), „Die Grundlage der rechtlichen Entscheidung des sachsen-gothaischen Successionsfalles" (Hannov. 1826) und „Über die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere" (2 Bde., Hannov. 1826). Im J. 1830 schrieb er mit Rücksicht auf die frühern Zerwürfnisse zwischen Regierung und Ständen „Einige Worte über den Entwurf einer Verfassungsurkunde für Kurhessen" (Kass. 1830), worin er zwar den Entwurf im Allgemeinen als annehmbar empfahl, jedoch die Hauptpunkte, die eine Verbesserung foderten, ausdrücklich bezeichnete. Zum Abgeordneten für die Ständeversammlung und von dieser zum Präsidenten erwählt, wurde seine Wahl wegen eines unbedeutenden Mangels in der Form beanstandet und verworfen. Von neuem zum Deputirten gewählt, widmete er sich mit Eifer den Ausschußarbeiten und gewann sehr bald einen bedeutenden Einfluß in der Versammlung. Nach der Auflösung der Ständeversammlung im J. 1832 wurde er Mitglied und Vorstand des bleibenden Ausschusses und stimmte für die von diesem erhobene erste Anklage gegen den Minister Hassenpflug (s. d.), der ihm jedoch die Genehmigung zum Eintritt in die nächste Ständeversammlung verweigerte und nach seiner Lossprechung mit Übergehung P.'s die Präsidentenstelle im Oberappellationsgerichte einem seiner jüngern Collegen übertrug. Seinen rastlosen Eifer für die Aufrechthaltung der verfassungsmäßigen Freiheiten seines Vaterlands bethätigte er auch durch die „Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen, ein Beitrag zur Würdigung der neuern deutschen Verfassungen überhaupt, aus authentischen Quellen mitgetheilt" (Kass. 1834). Seitdem widmete er sich ausschließend seinem amtlichen Berufe.

Pfeil (Wilh.), preuß. Oberforstrath, Director der höhern Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde, geb. am 28. März 1783 zu Rammelburg, hatte kaum seine Gymnasialstudien in Aschersleben beendigt, als er seinen Vater durch den Tod verlor, worauf Göckingk, seiner Mutter Bruder, mit großer Aufopferung für seine Ausbildung als Forstmann sorgte, durch dessen Vermittelung er auch 1804 auf den Gütern der Prinzessin von Kurland in Niederschlesien zuerst als Forstassistent, dann als Förster und später als Oberförster angestellt wurde. Im J. 1813 wählte ihn die Landwehrcommission des grünberger Kreises zum Compagnieführer; als solcher wohnte er den Feldzügen von 1813 und 1814 bei. Nach dem Frieden in seine Civilverhältnisse zurückgekehrt, erhielt er 1816 von dem Fürsten von Carolath die Verwaltung der zum Fürstenthum gehörigen Forsten. Nur ungern verließ er diese in jeder Hinsicht vortheilhafte Stellung, als ihm 1821 das Lehramt der Forstwissenschaft an der neuerrichteten Forstakademie in Berlin und zugleich eine Professur an der Universität angetragen wurde. Mit Freuden ging er daher auf die Idee des Finanzministers von Motz ein, dem Mangel an praktischer Bildung der Forsticandidaten durch Errichtung einer mehr praktischen Lehranstalt abzuhelfen. Er wählte dazu das außerordentlich günstig gelegene Neustadt-Eberswalde, entwarf den Lehrplan und gab die Idee zur Organisation der Anstalt an, welche auch ganz nach seinen Vorschlägen eingerichtet wurde. Unter seinen

zahlreichen Werken sind zu erwähnen die „Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten" (2 Bde., Züllich. 1816; umgearbeitet als „Neue vollständige Anleitung u. s. w.", 5 Abth., 3. Aufl., Berl. 1838—45), „Grundsätze der Forstwissenschaft" (2 Bde., Züllich. 1822—23), „Die Befreiung der Wälder von Servituten" (Züllich. 1822), „Forstgeschichte Preußens bis zum J. 1806" (Lpz. 1839), „Forstwirthschaft nach rein praktischer Ansicht" (2. Aufl., Lpz. 1839) und „Anleitung zur Ablösung der Waldservituten und zur Theilung und Zusammenlegung gemeinschaftlicher Wälder" (2. Aufl., Berl. 1844). Seine Schriften haben ihn in mannichfache Streitigkeiten mit Hundeshagen, Hoßfeld, Krutzsch u. A. verwickelt; es sind jedoch dadurch, daß er den breitgetretenen Weg der frühern Lehrbücher verließ, neue Ideen angeregt worden, deren Erörterung nur günstig auf die Fortbildung der Forstwissenschaft einwirken konnte. In Verbindung mit andern Gelehrten gibt er seit 1820 die „Kritischen Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft" heraus, die bis zum 22. Bande (Lpz, 1846) gediehen sind.

Pfeile waren schon im frühen Alterthum bekannt und sollen von den Kretensern erfunden worden sein. Die Hebräer und die Griechen hatten Pfeile von Rohr; die Römer schon eiserne. Letztere scheinen auch bei den nord. Völkern und in Deutschland seit den frühesten Zeiten eine allgemeine Verbreitung gehabt zu haben, wie die zahlreichen Auffindungen, namentlich in Gräbern, beweisen.

Pfeiler nennt man alle freistehende oder mit einer Wand verbundene Stützen von Stein oder Mauerwerk. Sie dienen theils als Säulen zur Unterstützung von Bogen und Gewölben, theils als Pilaster (s. d.), theils als Stützpfeiler zur Verstärkung von Mauern, die einen Gegendruck auszuhalten haben. Sie heißen Strebepfeiler, wenn sie dazu dienen, einen starken Druck von oben aufzuhalten, wie z. B. bei altdeutschen Kirchen.

Pfennig oder Pfenning. Nach dem frühern Münzfuße wogen 20 Pfennige eine Unze und das Silber war fein; später wurde es aber so verringert, daß man schon nach dem Ansehen einen Unterschied zwischen Weißpfennigen, von feinem Silber, und schwarzen Pfennigen machte, deren zuweilen 500 und mehr auf einen Gulden gerechnet und aus reinem Kupfer geprägt wurden. Seit der Einführung der Groschen werden zwölf Pfennige auf einen Groschen Conv.-Münze gerechnet und vier leichte Pfennige auf den rhein. Kreuzer. Ein ähnlicher Unterschied findet in dem neuen Münzsysteme des deutschen Zollvereins statt. Preußen prägt zwölf Pfennige auf den Silbergroschen, Sachsen dagegen nur zehn Pfennige auf den Neugroschen.

Pferch, s. Hordenschlag.

Pferd. Das Pferd, eins der edelsten und nützlichsten Thiere, wurde schon früh von dem Menschen gezähmt und in ein Hausthier umgeschaffen. Wilde Pferde (Tarpan oder Tarpani der Mongolen) finden sich um den Aralsee, am Tanflusse, im südlichen Sibirien, in den großen mongol. Wüsten und in der Kalkas-Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die zahmen, mausefahl und dickbehaart, besonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Sie halten in Heerden von mehren Hunderten zusammen, die wieder in kleine, von einem besonders muthigen Hengste geführte Gesellschaften zerfallen, und scheuen den Menschen ungemein, weshalb sie jederzeit Wächter ausstellen, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die Kalmücken ihnen sehr gut beizukommen. Außerdem gibt es, wie Einige behaupten, auch in Ceylon und im Innern Afrikas wilde Pferde. Zu unterscheiden von diesen sind die verwilderten, welche man in menschenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in der Ukraine, in Südamerika u. s. w. Von Natur einem gemäßigten Erdstriche angehörig, hat sich das Pferd dennoch den verschiedensten Klimaten angepaßt, indeß auch sehr viele Abänderungen erfahren. Es sind theils durch diese Einflüsse, theils durch menschliches Zuthun die Racen entstanden, die, je nachdem man die Grenzen des Begriffs feststellt, mehr oder weniger zahlreich erscheinen. Unter denselben ist die berühmteste die arabische, die durch feinen, aber sehnigen und elastischen Bau, zierliche, aber kräftige Glieder, kleinen, etwas viereckigen Kopf, große feurige Augen sich auszeichnet, dünne Mähne und schlanken Hals hat, 13½—14 Hände hoch ist und in Arabien selbst in vielen Unterracen vorkommt, jedoch mit solcher Sorgfalt gezogen wird, daß man Stammbäume derselben hält. Hiernächst folgt die

engl. Race. (S. Englische Pferde.) Nach ihr pflegt man die neapolit. und venetian. Pferde zu setzen. Von den übrigen europ. Pferden sind die aus der Ukraine, die Polacken, die dän., holstein., friesländ. und mecklenburg. die vorzüglichsten; doch stehen sie den angeführten Racen nach. Die Tragezeit der Mütter dauert ungefähr elf Monate, die Fohlen werden (in Europa) gewöhnlich im Apr. oder Mai geboren und bringen einige Backenzähne mit auf die Welt. Wachsthum und Wechsel der Zähne gehen nach so festen Gesetzen, daß bei hinreichender Kenntniß dieser Umänderungen das Alter des Pferdes mit ziemlicher Sicherheit abzuschätzen ist; nach dem neunten bis zehnten Jahre treten jedoch Veränderungen nicht mehr ein, die beiläufig auch durch allerlei Betrug der Roßkämme herbeigeführt werden können, und daher ist die Alterbestimmung des Pferdes von da an sehr unsicher. Seine Lebensdauer scheint bis 30 Jahre zu betragen, doch wird wol dieses Alter selten erreicht, indem zeitige und schwere Arbeiten die meisten vor dem 20. Jahre so erschöpfen, daß sie nur noch zu den gemeinsten Diensten verwendbar bleiben und der dann gemeinlich sehr schlechten Behandlung bald erliegen. Fast alle Theile des todten Pferdes sind zu benutzen, und die Verwendung der Reste wird in großen Abdeckereien, wie z. B. zu Montfaucon bei Paris, nach wissenschaftlichen Regeln und mit vielem Vortheil getrieben. Außer den Abbildungen der Pferderacen in engl. Prachtwerken, z. B. N. Hill, „Etchings of deers, horses etc." (Lond. 1820, mit 780 Kpfrtaf.), bieten auch die deutschen Werke von Ridinger und außerdem d'Alton, „Naturgeschichte des Pferdes und seiner Racen" (2 Bde., Weim. 1810—16, Imp. Fol.) solche dar. Einzelne vortreffliche Blätter lieferten Pforr, Heß, Klein, Adam, Landseer u. A. Das Alterthum hinterließ uns ein Muster in dem vom Parthenon stammenden, zu der Elgin-Sammlung gehörenden kolossalen Kopfe eines Pferdes.

Pferdekraft ist ein in der Mechanik und Maschinenlehre eingeführtes allgemeines Maß für größere Kräfte. Kleinere Kräfte mißt man so, daß man durch directen Versuch und Berechnung ermittelt, wie viel Pfund die betreffende Kraft in einer Minute einen Fuß hoch (in Frankreich, wie viel Kilogramm einen Mètre hoch) zu heben im Stande sein würde; man nennt diese Zahl dann Fußpfunde (Kilogramme Mètre). Für große Kräfte werden die Zahlen unbequem groß und man muß eine größere Einheit wählen. Nun hatte Watt in England nach Versuchen angegeben, die mittlere Leistung eines Pferdes sei = 33000 Fußpfund in der Minute (550 in der Secunde), und seitdem rechnen die brit. und mit ihnen die deutschen Maschinenbauer meist nach Watt'scher Pferdekraft, deren Zahl also einfach angibt, wie vielmal 33000 Fußpfund in der Minute eine Maschine leistet. Da aber Smeaton und neuerdings auch Andere nachgewiesen haben, daß man im Durchschnitt auf ein Pferd nur 22000 Fußpfund rechnen könne, und da die franz. Mechaniker zwischen 75—100 Kilogramm Mètre in der Secunde schwanken, so ist eine sehr nachtheilige Unsicherheit eingetreten und es wird nöthig, mit Aufgabe des ohnehin ungeeigneten Namens der Pferdekraft sich über ein solches Maß allgemein zu einigen. Verschiedene Vorschläge sind bereits von Franzosen ausgegangen. Wenn man daher Maschinen nach Pferdekraft angibt, so ist es, um Täuschungen und Differenzen zu vermeiden, unerläßlich, daß man sich über die Größe der zu Grunde gelegten Pferdekraft verständige.

Pferdezucht begreift sowol die Erzeugung und Aufziehung als die Behandlung und Nutzung des Pferdes in sich. Die Nothwendigkeit und der Nutzen des Pferdes für den Kriegsdienst, für die Landwirthschaft und den täglichen Verkehr ist hinlänglich erwiesen, denn seine Leistungen werden weder durch andere Thiere ersetzt, noch durch Dampfschiffahrt und Eisenbahnen entbehrlich, sondern erhalten vielmehr durch solche Einrichtungen eine noch weitere Bedeutung. In dieser erwiesenen Unentbehrlichkeit des Pferdes für den Dienst des Menschen liegt die mächtigste Aufforderung zur Pferdezucht, welche auch in den meisten Staaten als Gegenstand von Wichtigkeit erkannt und unter den Schutz und die Fürsorge der Regierungen gestellt ist. Wie sich aber durch die Verhältnisse der verschiedenen Gegenden besondere Bedürfnisse herausstellen, so erwachsen auch in dem Betriebe der Pferdezucht in den verschiedenen Gegenden besondere Anfoderungen, daher jedes Land seine eigene, den besondern Bedürfnissen entsprechende Pferdezucht hat. Die Aufzucht der Pferde geschieht entweder gestütsmäßig (s. Gestüte) oder hauszüchtlich. Die Gestütspferdezucht eignet sich nur für den Staat und für größere und wohlhabende Landwirthe, da ihr Betrieb viele Kennt-

nisse und größere Capitalien erfodert, bei hohem Bodenwerth stark bevölkerter Gegenden nicht genügend rentirt und nicht die erfoderliche Anzahl der für den allgemeinen Gebrauch nöthigen Pferde liefert. Die ausgedehnteste Pferdezucht ist daher diejenige, wo der Landwirth neben den zu den Zwecken des Ackerbaus dienenden Pferden jährlich einige Fohlen nachzieht. Diese Pferdezucht wird auch vielfach dadurch begünstigt, daß der Staat die Beschäler hält und sie zur Bedeckung der Stuten der Landwirthe auf besondern Beschälstationen aufstellt. Auf die größere oder geringere Ausdehnung der Pferdezucht hat die Beschaffenheit des Landes großen Einfluß. Wo Weideflächen und Wiesen in großer Ausdehnung vorkommen, wie z. B. in Mecklenburg, Hannover, Ostpreußen, da wird die Pferdezucht sehr begünstigt, während sie dagegen in sehr bevölkerten Staaten, wo der Grund und Boden zum Frucht- und Futterbau auf das Aengstlichste benutzt wird, weniger an ihrer Stelle ist und daher auch nur im Kleinen betrieben wird. Doch ist gerade diese Pferdezucht die nützlichste, wenn sie besonders von Seiten des Staats durch edle Landgestütsbeschäler unterstützt wird. Die Hauspferdezucht liefert nicht nur die Pferde für den Ackerbau und für den Verkehr, sondern in manchen Ländern auch die Pferde für die Armee.

Das Pferd nützt durch seine Stärke, Gewandtheit und Ausdauer, und diese Eigenschaften müssen daher in jedem zu erziehenden Pferde in höchstmöglicher Vollkommenheit erzielt werden, denn sie bestimmen die Güte, die Brauchbarkeit und den Werth des Pferdes. Sie dürfen aber nicht blos zufällig an einem einzelnen Pferde, sondern müssen sicher bei sämmtlichen Pferden einer Zucht getroffen werden. Sie werden den Pferden anerworben, wenn man nur solche Pferde zur Zucht auswählt, welche diese Eigenschaften als Familienzug schon in einem ausgezeichneten Grade von ihren Altern und Voraltern ererbt haben und so fähig sind, dieselben auch auf ihre Nachkommen zu vererben. Bei der Pferdezucht muß daher Vererbung der Eigenschaften der Zuchtpferde auf ihre Nachzucht als eine Hauptsache erscheinen. Diese Vererbung ist treu, wenn sich die Eigenschaften der Zuchtpferde in gleicher Vollkommenheit wieder bei den Fohlen zeigen; beständig, wenn sie auch wieder von diesen Fohlen auf die weitere Nachzucht vererbt werden; zufällig, wenn sich in einer Zucht auf einmal bessere Eigenschaften finden als bei den Altern, die sich aber in der Nachzucht wieder ganz verlieren. Man hat daher nur solche Pferde zur Zucht auszuwählen, welche von Zuchten abstammen, die diese Eigenschaften schon lange als Familienzug besitzen und dieselben immer getreu auf ihre Nachkommen vererbt haben. Je nach den Erfodernissen eines Landes wird die Züchtung eines Pferdeschlags für den Ackerbau und das Frachtfuhrwesen nützlicher und räthlicher, als die Züchtung eines edlern Pferdes für den Reitdienst und für den Luxus. Die möglichste Entwickelung und Ausbildung der für den bestimmten Dienst nöthigen Eigenschaften muß zur hauptsächlichen Aufgabe werden. Aber auch bei dem Pferdeschlag für die gewöhnlichen Dienste muß fortschreitende Verbesserung der Pferdezucht zur Richtschnur im Betriebe dienen, um den hierdurch gebildeten Pferdeschlag nach und nach zu andern höhern Diensten zu befähigen, und so mehre Nutzungszwecke in demselben zu vereinigen.

Bei der Pferdezucht stellen sich verschiedene Betriebsarten heraus: 1) Reinzucht, welche darin besteht, daß Pferde von gleichartigem Stamme und gleich vollkommenen Eigenschaften zusammengepaart und auch in der Nachzucht unvermischt von andern Pferdestämmen erhalten werden, wie z. B. bei der arab. und engl. Pferdezucht. Sie ist die beste und vollkommenste Züchtungsart, weil durch sie der Pferdezucht die dauerndste und treueste Vererbungsfähigkeit erworben wird; 2) Selbstzucht, darin bestehend, daß man Pferde eines schon vorhandenen Stammes durch die Auswahl der besten und von den für die beabsichtigten Zwecke vollkommensten Eigenschaften zusammenpaart und auch in der Nachzucht wieder die Zuchtpferde nur aus demselben Stamme wählt, sodaß hierdurch endlich eine sichere Vererbung der diesem Stamme eigenthümlichen Eigenschaften erworben wird. Sie ist nach der Reinzucht die sicherste und nützlichste Züchtungsart, da durch sie die Fähigkeit erlangt wird, die vorhandenen angeborenen Eigenschaften durch sich selbst fortzuzeugen und ohne Hülfe fremder Zuchtthiere zu erhalten; 3) Inzucht, oder diejenige Züchtungsart, wo man die bessern Pferde einer gewissen Familie stets zusammenpaart und außer den Gliedern derselben keine fremden Pferde mit ihr vermischt. Durch die Inzucht wird zwar eine sichere Vererbungsfähigkeit erreicht, aber neben den Vorzügen werden auch die Fehler der Familie vererbt;

4) Kreuzung oder das Zusammenpaaren besserer fremder Hengste mit den vorhandenen einheimischen Zuchtstuten, um einem schon vorhandenen Pferdeschlage gewisse, ihm fehlende Eigenschaften anzuerwerben. Blutanfrischung wird die Kreuzung genannt, wenn bei einem schon bessern Pferdestamme ein Hengst von derselben Abstammung und von denselben Eigenschaften wie die frühern, durch welche man den Pferdestamm gründete, wieder eingeführt wird. Vollblut wird erzeugt, wenn, wie bei der Reinzucht, nur die besten und vollkommensten Zuchtpferde gleich vorzüglicher Abstammung zusammengepaart werden. Halbblut erhält man dadurch, wenn Hengste des Vollblutstammes mit Stuten geringerer Abstammung und anderer minder vollkommener Eigenschaften zusammengepaart werden. Wenn man ferner Stuten dieses Halbblutstammes wieder nur mit Hengsten des Vollblutstammes paart, so wird hierdurch das Dreiviertelblut u. s. w. gebildet.

Bei der Auswahl der Zuchtthiere hat man darauf zu sehen, daß der Hengst von reiner Abstammung ist, daß er einen regelmäßigen Körperbau, gute Stellung und Haltung, Kraft, Gewandtheit und Ausdauer, vollkommen entwickelte und gesunde Zeugungstheile, eine angemessene Größe, eine seiner Abstammung entsprechende Farbe hat und munter und lebenslustig ist. Die Stute muß in Größe und Gestalt dem Hengste ziemlich ähnlich sein, einen zarten weiblichen Charakter, ein gut gestelltes Vordertheil, eine gewisse Weite im Hintertheile, ungetrübte Gesundheit, Kraft und Milchergiebigkeit zeigen. Der Hengst ist erst mit seinem fünften, die Stute mit ihrem vierten Lebensjahre zur Zucht zuzulassen. Das Beschälen geschieht entweder im Freien oder an der Hand. Vierzig Stuten kann man einem ausgewachsenen kräftigen Hengst zum Beschälen zutheilen. Die Beschälzeit fällt gewöhnlich in die Monate März bis Juni. In Gestüten werden über die Paarung besondere Register geführt, worin Name und Abstammung des Hengstes und der Stute, Tag des Beschälens, Tag der Geburt, Geschlecht des Fohlens u. s. w. angemerkt werden. Gewöhnlich geht eine Stute 49—50 Wochen trächtig. Drei Wochen nach der Geburt kann man die Stute schon wieder zu leichter Arbeit anhalten; doch darf im Anfange die Trennung von dem Fohlen nicht zu lange dauern. Schon einige Wochen nach der Geburt ist dem Fohlen ein wenig Hafer zu reichen; auch kaut es dann schon an feinem Heu. Wie eine gute Fütterung, trägt auch eine gute Pflege zur Erstarkung der Fohlen sehr viel bei, und es ist durchaus irrig, wenn man behauptet, das Fohlen dürfe nicht geputzt werden. In Gestüten läßt man die Fohlen so lange saugen, bis man sie mit Sicherheit absetzen kann. Bei der Hauspferdezucht währt die Saugzeit gewöhnlich drei bis vier Monate. Das Entwöhnen darf aber nur nach und nach geschehen, damit sich das Fohlen nicht zu sehr grämt und dadurch im Wachsthum zurückkommt. Das abgesetzte Fohlen soll wenigstens bis mit dem zurückgelegten ersten Jahre unangebunden gehalten werden. Auch jetzt erhält das Fohlen nur Hafer, Heu und reines Wasser; Grünfutter ist ihm schädlich. Da junge Pferde am besten im Freien gedeihen, so ist es räthlich, sie täglich einige Zeit auf einem besondern, eingehägten, ebenen Platz (Fohlentummelplatz) zum Herumtummeln zu bringen, wobei jedoch die Geschlechter streng geschieden werden müssen. Erst im zweiten Lebensjahre kann man dem jungen Pferde auch Grünfutter reichen, doch darf der Futterwechsel nicht zu schnell stattfinden. Zwischen dem ersten und zweiten Jahre gewöhnen sich die Fohlen manche Untugenden an, welche später als wirkliche Fehler hervortreten, weshalb sie ihnen gleich anfangs abgewöhnt werden müssen. Im dritten Lebensjahre muß das Fohlen schon an seinen künftigen Dienst gewöhnt werden. Das zurückgelegte dritte Jahr ist der richtige Zeitpunkt, wo das junge Pferd, unbeschadet seiner körperlichen Entwickelung und Ausbildung, zu einigen Dienstleistungen aufgestellt werden darf, obschon Pferde, welche erst mit dem vierten oder fünften Jahre zum Dienst verwendet werden, große Vorzüge vor den früher zum Dienste angehaltenen Pferden behaupten. Gegen den Herbst des vierten Jahres muß es aber geschont werden, weil es dann die Mittelzähne wechselt. Nie soll übrigens ein junges Pferd mehre Tage hindurch ruhig im Stalle stehen. Um kräftige Arbeitspferde zu erhalten, werden die nicht zur Zucht zu verwendenden Hengste in ihrem vierten Lebensjahre castrirt, indem die erst in diesem Alter wallachten Pferde weit mehr Kraft, Temperament und Ausdauer besitzen, als die früher castrirten. Die beste Zeit zum Wallachen ist der Febr. und März oder der Oct. und Nov. Zu der Zeit, wo der Wechsel der Eckschneidezähne, gewöhnlich im Herbst zwischen dem vierten und fünften Jahre, eintritt, sind die Pferde zu keinerlei an-

strengenden Arbeiten zu verwenden. Vgl. Ammon, „Handbuch der gesammten Gestütskunde und Pferdezucht" (Königsb. 1833); Hering, „Das Pferd, seine Zucht, Behandlung u. s. w." (Stuttg. 1837); Reska, „Die Pferdewissenschaft in ihrem ganzen Umfange" (Prag 1838); Baumeister, „Kurzgefaßte Anleitung zur Hauspferdezucht" (Ulm 1843); Schönberg, „Anleitung zur Pferdezucht" (Dresd. 1833); Dieterichs, „Handbuch der praktischen Pferdekenntniß" (Berl. 1835); Stewart, „Rath für Pferdekäufer" (Hannov. 1837) und Ammon, „Über Verbesserung und Veredelung der Landespferdezucht" (Nürnb. 1831).

Pfingsten, abgeleitet vom griech. Pentekoste, d. h. 50, ist der Name des auf den 50. Tag nach Ostern fallenden und daher beweglichen jüd. Erntedankfestes und des christlichen hohen Festes der Geistesausgießung über die Jünger Jesu und der dadurch bedingten Kirchengründung. Weil das Pfingstfest sieben volle Wochen nach dem andern Passatage gefeiert wurde, so hieß es auch das Fest der Wochen. Bei den Rabbinern galt es zugleich als Fest der Gesetzgebung vom Sinai, weil diese ungefähr um so viel Zeit nach dem Auszug aus Ägypten fiel. Die heutigen Juden feiern es mit Bekränzung der Häuser und Synagogen, in denen sie gewöhnlich die Geschichte Ruth lesen. Die schon früh aufgekommene Feier dieses Festes in der christlichen Kirche wurde im J. 305 auf der Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien festgesetzt; doch feierte man anfangs und selbst noch im 5. Jahrh. nicht blos den 50. Tag als Pfingsten, sondern die ganzen 50 Tage vom Osterfeste an durch tägliche Communion und Gebete.

Pfinzing (Melchior), s. Theuerdank.

Pfirsche, Pfirsich oder Pfersching heißt die Frucht des Pfirschenbaums (Amygdalus persica), dessen Vaterland man mit Gewißheit nicht kennt, der aber schon seit sehr frühen Zeiten, auch von den Griechen und Römern, in Europa gezogen worden ist und zur Gattung der Mandelbäume gehört. Die Pfirschen sind an Größe, Saftigkeit, Geschmack und Färbung verschieden, haben aber alle eine mehr oder weniger dünne, sammetartig anzufühlende Schale.

Pfister (Albrecht). Um dieselbe Zeit, als in Mainz die Kunst mit beweglichen Typen zu drucken durch Gutenberg erfunden wurde, finden wir in Bamberg einen Mann, dessen große Verdienste um jene Kunst erst in neuerer Zeit die verdiente Würdigung gefunden haben. Es war dies Albrecht P., geb. um 1420, gest. um 1470. Mag man ihn nun, wie öfter geschehen, für einen Briefdrucker, der selbständig in Bamberg den Druck mit beweglichen Buchstaben erfand, oder für einen ehemaligen Gehülfen Gutenberg's halten, jedenfalls ist er eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter den Buchdruckern des 15. Jahrhunderts. Obgleich ihm vor 1462 außer Gutenberg, Fust und Schöffer, die er an Productivität übertraf, kein anderer Buchdrucker mit Gewißheit an die Seite zu stellen ist, so hat von seinen Zeitgenossen doch nur ein einziger, ein jüd. Convertit, der Dr. Paul von Prag, seiner gedacht und um das J. 1459 auf der letzten Seite eines auf der krakauer Universitätsbibliothek befindlichen handschriftlichen Glossariums in lat. Sprache eine dürftige Notiz des Inhalts gegeben: „Der Büchermacher ist ein Künstler, der Bilder und Schriftzeichen in Tafeln aus Erz, Eisen oder hartem Holz eingräbt, mit Farbe überstreicht und auf Papier, eine Wand oder ein reines Bret einen Abdruck liefert. Zu meiner Zeit ist in Bamberg ein Mann gewesen, der die ganze Bibel auf Platten geschnitten und in vier Wochen auf feinem Pergament abgedruckt hat." Diese dürftige Hinweisung auf die P.'sche „Biblia pauperum" ist Alles, was die Mitzeit über den verdienten Mann sagt, und nur seine zum Theil höchst bedeutenden Werke, unter denen sich eine weit ansehnlichere Bibel befindet als die Gutenbergische, legen Zeugniß von seiner Thätigkeit ab. Seine Typen, obgleich sie einige Ähnlichkeit mit den Gutenbergischen haben, sind doch immer noch selbständig genug und haben mit jenen nur zu sehr einen blos allgemeinen Nationalductus gemein, als daß man mit Schaab der Ansicht sein könnte, er habe, nachdem er in Gutenberg's und Fust's Druckerei als Arbeiter gestanden, sich bei ihrer Trennung am Ende des J. 1455 mit einem Vorrathe kleiner Missaltypen nach Bamberg begeben, oder sie seien ihm von einem andern Arbeiter dieser Druckerei dahin gebracht worden, womit er dann in den J. 1456—59 die lat. (36zeilige) Bibel gedruckt, die im letztern Jahre erschien. Neuerdings angestellte Forschungen über seine Lebensumstände haben zu keinem Resultate geführt. Vielleicht ist er der Sohn eines gewissen Ulrich Pfister,

der als „Geleitsgeldner" auf der frankfurter Messe in einer Urkunde von 1440 vorkommt. In Bamberg aber begann er mit dem Drucke von Schul- und Gebetbüchern, und Donatfragmente haben sich aus seiner Officin bis auf unsere Zeiten erhalten. Wir haben xylographische Ablaßbriefe von ihm aus den J. 1454 und 1455, eine „Manung der cristenheit widder die Durken" aus derselben Zeit, einen Kalender von 1457, eine „Biblia pauperum" und das Buch der vier Historien (beides von 1462) u. s. w. Vor Allem aber ist die schon erwähnte lat. 36zeilige Bibel, 3 Bände in Folio (881 Blätter) hervorzuheben. Von seiner Ausgabe des Boner'schen „Edelstein" kannte man bisher nur eine Ausgabe und ein einziges Exemplar, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welches schon Lessing in seinen „Beiträgen zur Geschichte und Literatur" (Bd. 1, Berl. 1793) besprach. Eine andere Ausgabe desselben Buches, das schon als das erste deutsche Druckwerk mit vollständiger Angabe des Orts und Druckjahrs merkwürdig ist, war noch vor mehren Jahren im Besitze des Antiquars Stöger in München, welcher für das aus 77 Blättern bestehende Buch früher die Summe von 11000 Fl. oder 300 Fl. Leibrente foderte. Jetzt ist dieses Exemplar vom König von Preußen für 1000 Thlr. gekauft und der öffentlichen Bibliothek in Berlin geschenkt worden. Eine Beschreibung desselben gab Sotzmann im „Serapeum" (1845). Das Vermögen P.'s scheint sich durch die Herausgabe seiner schönen Druckwerke erschöpft zu haben, und die buchdruckerische Thätigkeit der Familie erlosch mit der Ausgabe von Otto's von Passau „Goldenem Thron", die Sebastian P., Albrecht's Sohn, besorgte, wenn es anders als gewiß anzunehmen ist, daß dieses Werk von Sebastian P. herrührt. Vgl. Jäck, „Albr. P. und dessen sämmtliche Nachfolger im Bücherdrucke und Handel zu Bamberg von 1450—1835" in dessen „Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg" (1835).

Pfister (Joh. Christian von), einer der gediegensten unter den neuern deutschen Geschichtschreibern, geb. am 11. März 1772 zu Pleidelsheim bei Marbach in Würtemberg von bürgerlichen Altern, besuchte nach vollendeten Gymnasialstudien 1790—95 das theologische Stift zu Tübingen, wo er den anregenden Umgang Schelling's genoß und mit ihm einen bleibenden Freundschaftsbund knüpfte. Spittler's „Geschichte Würtembergs" brachte ihn auf den Gedanken, eine Geschichte Schwabens zu schreiben; er hatte bereits den ersten Band entworfen, als er Müller's „Schweizergeschichte" kennen lernte, die ihm von nun an Muster für seine historischen Compositionen wurde. Nachdem er vier Jahre Hauslehrer gewesen, kehrte er im J. 1800 als Repetent am theologischen Stifte nach Tübingen zurück und ging hierauf nach Wien. Von Johannes Müller mit besonderm Wohlwollen aufgenommen, benutzte er hier im Winter 1804—5 die Schätze der kaiserlichen Bibliothek. Nach Müller's Rathe sollte er sich nun der Laufbahn eines akademischen Docenten der Geschichte widmen, allein der vorherrschenden Neigung zum geistlichen Stande getreu, zog er es vor, die Stelle eines Vicars an den Kirchen zu Stuttgart anzunehmen. Durch die ihm hier verstattete Muße war es ihm möglich, unter Benutzung der hiesigen Archive seine schwäb. Geschichte fortzusetzen. Zugleich bot ihm für diesen Zweck der Prälat von Schmid in Ulm seine reichhaltigen Sammlungen an, die er vielfach vermehrte, als er in Folge königlichen Auftrags die Archive der vormaligen Reichsstädte und Abteien in Oberschwaben besuchte. Er war 1810 Diakonus in Vaihingen an der Enz geworden; um ihn mit dem königlichen Archive in nähere Verbindung zu bringen, erfolgte 1813 seine Versetzung auf die Pfarrei Untertürkheim bei Stuttgart. Im J. 1832 wurde er zur Belohnung seines ausgezeichneten literarischen Verdienstes zum Prälaten und Generalsuperintendenten in Stuttgart ernannt. Von Amtswegen Mitglied der Ständeversammlung, stimmte er fortwährend mit der ministeriellen Majorität. Er starb zu Stuttgart am 30. Sept. 1835. Außer seiner „Geschichte von Schwaben" (5 Bde., Heilbr., nachher Stuttg. 1803—27), die bis Maximilian I. reicht und das Verdienstlichste seiner literarischen Erzeugnisse ist, sind von seinen Schriften noch zu erwähnen „Historischer Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg" (Heilbr. 1816); „Denkwürdigkeiten der würtemberg. und schwäb. Reformationsgeschichte" (2 Hfte., Tüb. 1817); „Herzog Christoph von Würtemberg" (2 Bde., Tüb. 1819); „Herzog Eberhard im Bart" (Tüb. 1822), und seine durch sorgfältige Quellenforschung ebenso wie durch die Darstellung ausgezeichnete „Geschichte der Deutschen" (5 Bde., Hamb. 1829—35), die zu der von Heeren und Ukert herausgegebenen „Geschichte der europ. Staaten" gehört.

Pfizer (Gustav), ein bekannter lyrischer Dichter und Kritiker, geb. am 29. Juli 1809 zu Stuttgart, wo sein Vater, Karl von P., ein durch gründliche Schriften bekannter Rechtsgelehrter, damals Amtsschreiber, später Director des Obertribunals war, besuchte das Gymnasium daselbst und das Seminar von Blaubeuren und studirte von 1825—30 in dem Stifte zu Tübingen, wo er auch längere Zeit als Repetent fungirte. Aufsehen erregte er zuerst durch die Herausgabe seiner „Gedichte" (Stuttg. 1831), denen er, nachdem er Italien besucht, eine zweite Sammlung „Gedichte" (Stuttg. 1834) folgen ließ. Sodann schrieb er „Martin Luther's Leben" (Stuttg. 1836), dem sich ein größeres Gedicht „Der Welsche und der Deutsche. Aneas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg. Historisch-poetische Bilder aus dem 15. Jahrh." (Stuttg. 1844) und die durch gediegene Behandlung des Stoffes und höchst gelungene Darstellung ausgezeichnete „Geschichte Alexander's des Großen für die Jugend" (Stuttg. 1846) anschlossen. Zugleich nahm er thätigen Antheil an den in Stuttgart erscheinenden Übersetzungen von Bulwer's und Byron's Werken. Auch übernahm er 1836 die Leitung der als Beiblatt zum „Ausland" erscheinenden „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes" und 1838 die Redaction des zum „Morgenblatt" gehörigen lyrischen Bestandtheils. Neue Gedichte, namentlich das größere Gedicht „Die Tatarenschlacht" gab er in seinen „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung" (Stuttg. 1840). Als Kritiker führte er sich ein durch seine Schrift „Uhland und Rückert, ein kritischer Versuch" (Stuttg. 1837) und durch seine Beurtheilung von Heine's Schriften und Tendenz in der „Deutschen Vierteljahrschrift". Obgleich der schwäbisch-lyrischen Schule zugezählt, unterscheidet sich P. doch wesentlich von den übrigen Vertretern dieser Richtung durch den vorwaltend reflectirenden Charakter seiner Poesien, die durch Ton und Haltung an Schiller's Reflectionsmanier bald mehr, bald weniger erinnern, und dadurch, daß er, wie namentlich in dem Gedichte „Der Welsche und der Deutsche", die geschichtliche Entwickelung des Völkerlebens in freier und kräftiger Auffassung dichterisch darstellt. Seine ehrlich gemeinte Kritik der Heine'schen Dichtungen veranlaßte Heine zu seinem berüchtigten „Schwabenspiegel", worin er mit beißenden Witzen und unbegründeten Anschuldigungen gegen die gesammte schwäb. Richtung in der Poesie zu Felde zog, ohne seinen Gegner entwaffnen und widerlegen zu können.

Pfizer (Paul Achatius), der ältere Bruder des Vorigen, einer der ausgezeichnetsten Redner in den würtemberg. Ständeversammlungen von 1833—38, wurde am 12. Sept. 1801 zu Stuttgart geboren, wo er das Gymnasium besuchte, und studirte hierauf in Tübingen, wo er eine Zeit lang fast ausschließend Philosophie, die Rechtswissenschaften dagegen nur nebenbei trieb. Erst im letzten Universitätsjahre wendete er sich mit voller Kraft seinem Berufsstudium zu. Hierauf arbeitete er als Secretair beim Justizministerium unter dem Minister von Maucler, bis er 1827 zum Oberjustizassessor bei dem Gerichtshofe zu Tübingen ernannt wurde. Obgleich er während seiner Universitätsjahre von geheimen Verbindungen sich fern gehalten hatte, so war doch von jeher das Vaterland mit seiner Würde und seinen Rechten unausgesetzt der beseelende Gedanke seines ganzen geistigen Dichtens und Trachtens gewesen, und so kam es, daß er, vermuthlich angeregt durch die zur Zeit der franz. Julirevolution gegen die politische Reaction neu sich erhebenden Bestrebungen im J. 1831, mit einer ebenso gesinnungsvoll als geistreich und classisch geschriebenen Schrift „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttg.; 2. Aufl., 1832) hervortrat, in welcher er die Ergebnisse seines Nachdenkens über Philosophie, schöne Literatur und Politik mittheilte, und worin er namentlich im Widerspruche mit den damals französisirenden Süddeutschen den Anschluß an Preußen, als die einzige Hoffnung deutscher Nationalität, empfahl, auch zugleich auf die Gefahren hinwies, welche der öffentlichen Ordnung und Wohlfahrt von Seiten des schwer belasteten deutschen Bauernstandes drohten, und den deutschen Fürsten eine Beschränkung ihres Hofhalts und Regierungsaufwandes anmuthete. Wegen Inhalts und Tendenz seines Buches zur Rede gestellt, bat P. um seine Entlassung aus dem Staatsdienste und erhielt dieselbe im Frühjahre 1831. Dieser Schritt, mit welchem er seine Überzeugungen besiegelte, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Landsleute, und bei den neuen ständischen Wahlen für den nächsten Landtag wurde er im Dec. 1831 von der Stadt Tübingen beinahe einstimmig zum Abgeordneten in die zweite Kammer gewählt. Seine Reden in der Kammer zeichneten

sich, obwol sorgfältig vorbereitet, durch ungekünstelte Leichtigkeit aus und trugen neben treffendem Ausdrucke der Gedanken den Charakter einer so leidenschaftslosen Ruhe und Milde, daß in seinem Munde selbst die härtesten Ausdrücke den verletzenden Stachel verloren. Mit Uhland und einigen andern ausgezeichneten Männern die Seele der immer schärfer hervortretenden Opposition bildend, brachte er sehr bald die Motion, die Bundesbeschlüsse von 1832 betreffend, ein, die eine Auflösung der Kammern zur Folge hatte. Die neuen Wahlen brachten P. wieder als Abgeordneten von Tübingen in die zweite Ständeversammlung des J. 1833. Allein der geringe Erfolg, welchen seine auf diesem Landtage sowie auf denen von 1836 und 1838 wiederholt gemachten Versuche hatten, den Zustand des nach seiner Meinung durch die wachsende Ausdehnung der Bundesgewalt schwer gefährdeten deutschen Verfassungswesens zur öffentlichen Discussion zu bringen, befestigten ihn immer mehr in der Überzeugung, daß bei dem Mangel an Preßfreiheit in Verbindung mit andern Hemmnissen alle derartigen Anstrengungen einzelner Oppositionsparteien, statt zur Belebung der deutschen Particularverfassungen, nur zur Verdächtigung des Liberalismus und zum Mistrauen gegen die Repräsentativverfassungen führen müßten, eine Ansicht, die ihn zu dem Entschlusse brachte, gleich mehren andern Abgeordneten beim Ablaufe der Wahlperiode auf den Wiedereintritt in die Kammer unter allen Umständen zu verzichten. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind noch zu erwähnen „Gedanken über das Ziel und die Aufgaben des deutschen Liberalismus" (Tüb. 1832); „Über das staatsrechtliche Verhältniß Würtembergs zum deutschen Bunde" (Strasb. 1832); „Über die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch eine Verfassung des Bundes" (Stuttg. 1835), eine scharfe Kritik der Verfassung und Bestrebungen des deutschen Bundes, die P. in einen Criminalproceß verwickelte; „Das Recht der Steuerverwilligung" (Stuttg. 1836) und „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" (2 Bde., Stuttg. 1842).

Pflanzen sind lebende, organische Wesen und unterscheiden sich von Thieren wesentlich nur durch den Mangel an willkürlicher Bewegung. Die mit ihnen beschäftigte Wissenschaft heißt Botanik (s. d.). Die Pflanzenanatomie (Phytotomie) lehrt, daß die Pflanzen aus festen und flüssigen Theilen bestehen; die erstern erscheinen in ihrer Elementarform als Zellen und als Gefäße. Zellen sind Bläschen, die, gebildet aus einer zarten Membran und erfüllt mit meist farbloser Flüssigkeit, sich nach bestimmten Gesetzen aneinanderreihen, in den einfachsten Pflanzen als feine Schnüre oder Gallertkörper erscheinen, und dann die Zellenpflanzen darstellen, während bei den höher organisirten, den Gefäßpflanzen, in den Zwischenräumen der Zellen theils aus Fasern gebildete mannichfaltig gestaltete Gefäße vorhanden sind, die entweder jeden Pflanzentheil ringförmig umgeben, oder spiralisch verlaufen, einfach, ästig oder netzförmig verzweigt sind, stellenweis zu größern Bündeln zusammentreten, auf Querdurchschnitten holziger Stengel als Jahresringe sich zeigen, auf Blattflächen die zierlichen Nerven und Netze bilden, und keine Flüssigkeiten, sondern nur Luft enthalten. Die erstern befinden und bewegen sich vielmehr in besonders gebildeten Zwischenräumen der Zellen oder in besondern Erweiterungen derselben, den Saftgängen, welche vorzüglich in der Rinde und dem Baste, seltener im Innern des Stammes liegen. Die Luft im Innern der Pflanze wird nicht allein in jenen Gefäßen, sondern oftmals auch in Zwischenräumen des Zellgewebes, den Lufthöhlen, aufbewahrt, und ist je nach der Tageszeit von wechselnder Beschaffenheit, indem die Pflanzen bei Tage Sauerstoff, bei Nacht Kohlensäure von sich geben und umgekehrt aufnehmen. Diese Elementartheile verbinden sich zur Bildung der auf Ernährung und Wachsthum, auf Vermehrung und auf Fortpflanzung bezüglichen Organe, von welchen diejenigen der zwei letztern Abtheilungen nur Umgestaltungen der Organe der beiden ersten Functionen sind. Die Wurzel unterscheidet sich von allen andern Pflanzentheilen durch ihr Streben, vom Lichte ab und in den Boden einzudringen, bildet bisweilen einen unterirdischen Stamm, ist andere Male fein getheilt, trägt aber jederzeit am Ende ihrer feinsten und letzten Fasern ein zartes durchscheinendes Wülstchen von schwammartiger Beschaffenheit, welches den eigentlichen auffaugenden Theil ausmacht. Der Stamm strebt deutlich nach dem Lichte, wächst daher empor, kommt aber auch, wenngleich seltener, als unterirdischer vor, der nur seine Äste dem Lichte entgegenstreckt. Die Stellung der ihn bildenden Gefäße ist in den zwei Hauptabtheilungen des Pflanzenreichs sehr verschieden und charakte-

ristisch. (S. Dikotyledonen und Monokotyledonen.) Die Blätter sind Ernährungsorgane, stehen stets tiefer als die Knospen und die in ihren Achseln oder Winkeln entspringenden Äste kommen bei allen Gefäßpflanzen, in der Abtheilung der Zellenpflanzen aber nur bei Moosen und Lebermoosen vor. In ihrem Baue wiederholt sich die Bildung des Stammes, nur mit dem Unterschiede, daß die dort ineinander gewickelten Theile hier nebeneinander in einer ebenen Fläche, und deshalb theils gedrängter, theils lockerer liegen, zum Theil sogar durch sogenannte Spaltöffnungen mit der Atmosphäre in Verbindung stehen. Zu den Vermehrungsorganen rechnet man die Knospen, welche alle dem künftigen Äste zukommenden Theile im zusammengedrängten Zustande enthalten. Die Blume wird eingehüllt durch den Kelch, der die letzten oder äußersten Blätter darstellt. Die Theile der innern Blütenhülle sind wirbelförmig oder in sehr flachen Spiralen, nach Gesetzen gestellt, deren Ergründung in neuester Zeit scharfsinnige Mathematiker beschäftigt hat, und auf ähnliche Weise verhält es sich mit den Organen der Befruchtung und der Fortpflanzung, den Staubfäden, dem Pistill und den in diesem befindlichen Eiern. Mit Ausschluß der letztern sind alle diese Theile blattartige Organe, deren Abstammung von der gewöhnlichen Blattbildung leicht zu verfolgen ist, und die daher auch in Hinsicht des anatomischen Baues mit dem Vorbilde sehr übereinkommen. Die Pflanzenanatomie hat in den letzten Jahrzehnden durch Link, Mirbel, Treviranus, Meyer, Mohl, Unger, Bischoff, Schleiden u. A. so große Bereicherungen erhalten, daß sie eigentlich für eine neuentstandene Wissenschaft angesehen werden kann. Mit der chemischen Beschaffenheit der Pflanzen hat die Phytochemie oder Pflanzenchemie zu thun. Von den unzerlegten oder den Elementarstoffen der Natur hat man bis jetzt erst 18 im Pflanzenreiche gefunden. Die Hälfte davon ist nicht metallisch, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Chlor, Brom, Kohlenstoff, Schwefel, Phosphor und Jod, die andere Hälfte umfaßt Kalium, Natrium, Calcium, Magnium, Alumium, Silicium, Mangan, Eisen und Kupfer. Die Pflanzen enthalten auch manche organische Säuren, die wieder mit andern Stoffen ternaire Verbindungen bilden; die gewöhnlichsten sind Essig-, Klee-, Apfel-, Citronen-, Wein-, Gallus-, Gerbe- und Benzoesäure. Außerdem sind viele Pflanzen sehr reich an schleimigen Stoffen, wie Gummi und Pflanzengallerte, an Stärkemehl und Zuckerstoffen. Den thierischen Stoffen verwandt sind Pflanzenleim, Pflanzeneiweiß, Osmazom der Pilze u. s. w. Je nach Alter, äußern Einwirkungen und physiologischen Hergängen sind diese chemischen Bestandtheile der Pflanzen manchen Umänderungen unterworfen (Pflanzenchemie). Die mikroskopische Erforschung des Baues und die raschen Fortschritte der Chemie haben nicht ohne Einfluß auf die Lehre vom Leben der Pflanzen (Pflanzenphysiologie, Phytologie oder Phytonomie) bleiben können, die nothwendig auch eine junge, indessen schnell wachsende Wissenschaft ist. Die allgemeinen, das Leben regelnden Gesetze gelten bei Pflanzen ebenso wie bei Thieren, nur in geringerm Grade, oder durch schwächere Äußerungen sich darlegend. Von den Grundkräften des thierischen Organismus fehlt indessen der Pflanze eine, nämlich die Empfindung oder Sensibilität; denn wenn auch einzelne Pflanzen scheinbar gegen äußere Reize empfindlich sind, durch sonderbare Drehungen Licht und directen Sonnenstrahl aufsuchen, wol sogar nach fruchtbarerm Boden fortkriechen, regelmäßig schlafen u. s. w., so sind dies nur Folgen von Reizbarkeit oder Irritabilität und daher unwillkürliche Bewegungen, oder sie treten ein in Folge des in der Natur bestehenden, alles Lebende beherrschenden Umlaufs. Empfindung, und somit alle Sinne, müssen der Pflanze fehlen, indem sie des vermittelnden Organs, eines Nervensystems, ganz entbehrt. Das Athmen der Pflanze besteht in dem zumal durch die Blätter vermittelten Einsaugen und Aushauchen; legt man ein frisches Blatt in Brunnenwasser, so bedeckt es sich mit Luftbläschen, die am Tage Sauerstoff enthalten. Auch dünsten Pflanzen viele Feuchtigkeit aus, und man glaubt die Menge desselben bei einem Baume mittlerer Größe auf 30 Pf. Wasser täglich anschlagen zu dürfen. Verdauung und Ernährung gehen bei den Pflanzen leichter und ohne Vermittelung eines nothwendigen zusammengesetztern Apparats von statten, indem einmal die Nahrungsstoffe einfacher und beinahe ganz vorbereitet sind, überhaupt aber das Geschäft noch mehr das Ansehen eines rein chemischen Processes erlangt als im Menschen. Auf den genauen Untersuchungen und sinnreichen Experimenten, welche in dieser Beziehung von Liebig, Boussin-

gault u. A. angestellt worden sind, beruht die neue und vielversprechende Wissenschaft der Agriculturchemie (s. d.). Auch die Lehre von der Fortpflanzung der Gewächse hat viele Umänderungen erfahren, obgleich die Ansicht nicht durchgedrungen ist, welche die Sexualität der Pflanzen ganz in Zweifel zog, oder die Bedeutung der Theile, wie sie seit Linné angenommen worden ist, umkehrte.

Die Pflanzengeographie oder die Lehre von den Verhältnissen der Gewächsarten zur Oberfläche der Erde zerfällt in zwei Abtheilungen. Die allgemeine Pflanzengeographie handelt von den Gesetzen der Verbreitung der Pflanzen über die Erde; die specielle oder die Topik dagegen von dem besondern Vorkommen einzelner Pflanzen oder von den Standörtern derselben. Es mangelt aber dieser Wissenschaft noch eine genügende Ausführlichkeit, da nur erst ein geringer Theil der Gewächse bekannt und noch ein sehr großer Theil der Erdoberfläche in dieser wie in jeder andern Beziehung zu durchforschen übrig ist. Es sind bis jetzt etwa 100000 Gewächse beschrieben; nach vergleichender Berechnung dürfte sich ihre Anzahl auf 300000 belaufen. Eigentlich kosmopolitische Pflanzen gibt es, außer den vom Menschen, zumal mit europ. Cerealien verschleppten sogenannten Unkräutern, nur sehr wenige; vielmehr hat die Pflanzenwelt jedes Welttheils ihre besondern und vorherrschenden Formen, und verleiht dadurch dem Lande Das, was man seine natürliche Physiognomie heißt. In manchen getrennt liegenden großen Ländern erreicht diese Eigenthümlichkeit der Vegetation die äußersten Grenzen. Neuholland ernährt unter 5000 sehr charakteristisch gebildeten Arten nur 400 auch in andern Ländern vorkommende; die Flora von Südafrika ist ebenso besonders, und selbst innerhalb engerer Umgrenzungen wiederholt sich, wenngleich im geringern Maße, Dasselbe, z. B. in Südfrankreich verglichen mit Norddeutschland. Die thermometrischen Verhältnisse erklären hier Vieles, aber nicht Alles; denn Jeder sieht ein, warum an der Südküste Englands, in der Nähe des wärmern Meers, Pflanzen im Freien gedeihen, die auf gleicher Breite dem Continentalklima Deutschlands erliegen, und warum manche Alpenpflanzen der Schweiz in Norwegen tief unten vorkommen; allein noch bleiben viele auf gleich leichte Art unerklärbare Erscheinungen. Bei ganz gleichem thermischen Klima gedeihen viele nordasiat. Pflanzen nicht in Deutschland, und deutsche nicht in Nordamerika oder auf den Falklandsinseln. Eine zweite Bedingung der Verbreitung der Pflanzen liegt in der Bodenbeschaffenheit; Urgebirge und Diluvialschichten, Kalk- oder Sandboden haben ihre besondern Floren. Es bleibt mit einem Worte hier der Schlußfolgerung noch ein sehr weites Feld offen, denn an aufgehäuften Beobachtungen ist der reichste Schatz vorhanden, seit der eigentliche Begründer der Pflanzengeographie, Alex. von Humboldt, in seinen „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen" (Tüb. 1805, 4.) die einfachern Gesetze entwickelte und ein großes Musterbild der Art hinstellte, wie solche Forschungen zu betreiben sind. Ihm sind sehr viele Reisende gefolgt, die mit dem Barometer in der Hand die Höhe der Pflanzenzonen bestimmten, geognostisch den Boden prüften, und kaum gibt es noch ein irgend zugängliches Land, über welches solche Nachweise ganz fehlten.

Pflanzenkrankheiten nennt man bei den Gewächsen diejenige widernatürliche Beschaffenheit, wodurch ihre Verrichtungen, oder wenigstens einige derselben, leiden und der Zweck, zu dem sie bestimmt sind, verhindert wird. Die gewöhnlichen Gelegenheitsursachen sind unpassendes Erdreich, widernatürlicher Standort, späte Nachtfröste, anhaltender Regen, große Dürre, heftige Stürme, Schmarozerpflanzen, Insekten und Verletzungen mancher Art. Die Krankheiten der Gewächse sind verschiedener Art; sie sind allgemein, wenn sie die ganze Pflanze befallen; örtliche, wenn sie nur einzelne Theile derselben befallen; sporadische, welche unter einer Menge derselben Art Pflanzen die eine oder andere befallen; epidemische, wenn eine große Anzahl Pflanzen zugleich von derselben Krankheit befallen wird. Die Krankheiten der Pflanzen entstehen theils durch äußere, theils durch innere Ursachen. Die hauptsächlichsten sind Mehlthau, Honigthau, Rost, Brand, Kräuselkrankheit, Schorf und Fäule.

Pflanzenbutter nennt man diejenigen aus verschiedenen Samenkörnern durch Auspressung gewonnenen Öle, welche ihrer dicken und schmierigen Beschaffenheit halber mehr der Butter als dem Öle gleichen. Dahin gehören die Cacaobutter und der Muscatbalsam.

Pflanzenkunde, s. Botanik.

Pflanzenthiere, s. Zoophyten.

Pflaster (emplastrum) nennt man sowol ein zur äußern Anwendung bestimmtes, klebendes, ziemlich feste Consistenz besitzendes und aus verschiedenen Substanzen bestehendes Arzneimittel, die Pflastermasse, als auch die davon gefertigten Präparate. In die Pflastermasse, deren Grundbestandtheil Wachs oder Harz oder ein Gemisch aus Bleioxyd mit Öl ist, können fast alle andern Arzneien in geeigneten Formen aufgenommen und so mittels des aufgeklebten Pflasters in ununterbrochener Berührung mit der Haut erhalten werden. Dadurch wird theils die Luft von der bedeckten Hautstelle abgehalten, theils von manchen Pflastern eine Wirkung auf dieselbe ausgeübt, welche entweder auf diese eine Stelle beschränkt bleibt oder sich auch weiter verbreitet, und hauptsächlich also Erwärmung, Reizung und somit Ableitung des Säfteandrangs von andern Theilen nach der bedeckten Stelle, Erweichung der darunter liegenden Theile, Abstumpfung der Nervenreizbarkeit und dadurch Linderung des Schmerzes u. s. w. bezweckt. Besonders häufig jedoch gebraucht man die Pflaster in der Chirurgie, um getrennte Theile wieder zu vereinigen, Verbandstücke zu befestigen oder, indem man einen harten Gegenstand durch das Pflaster auf einer Stelle festhält, einen fortwährenden Druck auszuüben u. s. w. In früherer Zeit hielt man die Wirkung der Arzneistoffe in ihrer Anwendung als Pflaster für größer als sie wirklich ist, daher noch die vielen im Volke verbreiteten Vorschriften zu Pflastern.

Pflasterung ist ein gar nicht unwesentlicher und für große Städte sehr wichtiger Theil der Baukunst. Man unterscheidet rauhe und platte Pflasterung. Zu jener verwendet man größere oder kleinere, am zweckmäßigsten gleich große, feste und dauerhafte Steine, die bei der lütticher Pflasterung ziemlich quadratisch bearbeitet werden. Zu dieser nimmt man meist Platten von Sandstein oder Granit, oder Ziegelsteine. Anstatt der Steine hat man dazu in neuerer Zeit auch Holzklötzchen, Asphalt, Eisen und Kautschuk in Anwendung gebracht. Vorzugsweise dient die platte Pflasterung zu Trottoirs und zum Pflastern von Brücken, Thoren, Einfahrten und Höfen. Die ersten Trottoirs wurden in London 1762 von Portlandsteinen angelegt. Ganze Straßen mit Holzpflasterung gibt es in London, (Oxfordstraße), Petersburg (Alexander-Newsky-Perspective) und Paris. Dieselbe hat das Gute, daß das Rasseln der Wagen vermieden wird; sie ist sehr dauerhaft; doch fallen auf ihr sehr leicht die Pferde, auch ist sie gefährlich bei entstehendem Feuer. Die schnellste Verbreitung haben, namentlich in steinarmen Gegenden, die Trottoirs aus Asphalt gefunden, obschon sie, zumal wenn schlechtgebrannte Ziegel zur Unterlage verwendet werden, von nicht allzu langer Haltbarkeit sind. Ganz mit Asphalt sind z. B. in Paris der Place de la concorde, die Fußwege in den Champs élysées und die Boulevards belegt. Eiserne Trottoirs sind zwar höchst dauerhaft, aber auch sehr kostspielig und, namentlich im Winter, sehr gefährlich zu begehen. Kautschuktrottoirs, die das angenehmste und dauerhafteste Pflaster abgeben sollen, hat man in neuester Zeit in London versucht. Rom hatte schon unter Appius Claudius gepflasterte Straßen. Cordova in Spanien wurde unter maurischer Herrschaft im 9. Jahrh. gepflastert. Paris soll zuerst unter König Philipp II. August im 13. Jahrh. gepflastert worden sein. London erhielt bereits im Anfange des 15. Jahrh. Pflaster.

Pflaumen oder Zwetschen sind die Früchte des Pflaumenbaums (Prunus domestica), welcher, ursprünglich im wärmern Europa heimisch, jetzt beinahe über den ganzen Erdtheil, die nördlichsten Gegenden ausgenommen, verbreitet ist. Sie sind besonders reich an Zuckerstoff und gehen leicht in Gährung über. Man hat weit über 50 Spielarten, unter denen die Mirabelle und Reineclaude die vorzüglichsten sind. Die Spielarten unterscheiden sich durch Gestalt, Farbe und Geschmack, haben aber alle, mögen sie dunkelblaue, grüne, gelbe oder rothe Schalen haben, ein gelbliches Fleisch.

Pflicht ist der Ausdruck für eine Verbindlichkeit zu einem Wollen und Handeln, welche auch da ihre Gültigkeit behält, wo das wirkliche Wollen und Handeln dem in der Pflicht sich ankündigenden Anspruche nicht entspricht. Von Pflicht kann nur bei bewusstvoll wollenden Wesen die Rede sein, daher Thieren keine Verpflichtung oder Pflichtverletzung zugeschrieben wird. Sie setzt voraus einestheils einen Maßstab der Beurtheilung Dessen, was vorzüglich oder verwerflich ist, anderntheils die Möglichkeit einer Abweichung

des Wollens von dem durch diesen Maßstab Bezeichneten; und in der Vergleichung des wirklichen Wollens mit diesem Maßstab entsteht eben die Foderung, das Gebot oder Verbot, die man durch den Begriff der Pflicht oder des Sollens bezeichnet. Dabei ist der Begriff der Pflicht nicht nothwendig auf das sittliche Gebiet beschränkt; es lassen sich ebenso Ansprüche, die von den Gesichtspunkten der Klugheit, des Genusses u. s. w. ausgehen, denken, als solche, denen eine sittliche Idee zu Grunde liegt. Weil aber alle jene Ansprüche nur bedingt und untergeordnet sind, so hat der Sprachgebrauch ziemlich allgemein dahin entschieden, daß bei den Begriffen der Pflicht und des Sollens ausschließend an sittliche Verhältnisse gedacht wird, und Pflicht bedeutet daher bald die allgemeine Verbindlichkeit, den sittlichen Ideen Folge zu leisten, bald ein bestimmtes, sittlich gefodertes Wollen und Handeln. In beiderlei Bedeutung beruht der ganze Begriff immer auf einem Gegensatz zwischen dem sittlichen und nichtsittlichen Wollen; für einen heiligen Willen gibt es keine Pflichten. Die sittlichen Ideen erscheinen erst für ein Vernunftwesen, dessen Neigungen ihnen zuwiderlaufen, als Sittengesetze, als schlechthin gebietende oder verbietende Imperative (s. Kategorischer Imperativ), und ein solches Vernunftwesen ist sich selbst verpflichtet, wenn in ihm selbst ein Bewußtsein der Idee und eine Vergleichung des eigenen Wollens und Handelns mit jener vorhanden und lebendig ist. Dabei bezieht sich die Beurtheilung des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen durchaus nicht blos auf das gegenwärtige oder zukünftige Handeln, sondern ebenso auf das vergangene, in allen den Fällen, wo der Mensch, der jetzt ein früheres Wollen mit den sittlichen Ideen vergleicht, darüber entscheidet, was er damals hätte thun oder unterlassen sollen. Da ferner der Begriff der Pflicht sich nicht blos auf die äußerlich hervortretende Handlung, sondern auch auf die sittliche Gesinnung bezieht, so ist der Begriff der Legalität (s. Legal) im Gegensatze zur Moralität nur insofern ein angemessener Ausdruck für das pflichtmäßige Verhalten, als überhaupt alle Pflicht das Sittengesetz voraussetzt. Aus dem Gesagten erhellt zugleich, daß der Pflichtbegriff nicht der ursprüngliche Fundamentalbegriff der Ethik ist, sondern ein formeller und abgeleiteter. Daß man häufig die ganze Ethik unter der Form einer Pflichtenlehre dargestellt hat, hat seinen Grund theils in der theologischen Auffassung derselben (s. Ethik), theils darin, daß das wirkliche, den Ideen nur in seltenen Fällen vollkommen entsprechende Wollen und Handeln der Menschen Veranlassung gibt, den Pflichtbegriff am häufigsten anzuwenden.

Die Eintheilung Dessen, was in den Umfang des Pflichtbegriffs fällt, also die logisch geordnete Aufzählung und Ableitung der einzelnen Pflichten, hängt theils von der verschiedenen Bestimmung der Principien der Ethik, theils von der Art und Weise ab, wie die besondern Verhältnisse des Lebens mit sittlichen Ideen zusammentreffen. Im genauen Zusammenhange mit der Zerschneidung der Ethik in eigentliche Sittenlehre und Naturrecht (s. d.) steht die Eintheilung in Tugendpflichten (Gewissens- und Liebespflichten) und Rechtspflichten, von welchen jene auf die Gesinnung und das Motiv, diese ohne Rücksicht auf das letztere auf die äußere mit dem Rechtsgesetz übereinstimmende oder nichtübereinstimmende Handlung gehen. Eine andere sehr gewöhnliche Eintheilung war die in Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen Andere, eine Eintheilung, die höchstens eine Verschiedenheit in der Richtung des sittlichen Handelns, keine innere Verschiedenheit der Verpflichtung selbst bezeichnet, da sich das pflichtmäßige Handeln gegen sich selbst häufig auch als eine Erfüllung einer Pflicht gegen Andere darstellen läßt und umgekehrt, vom religiösen Standpunkte aus aber das ganze sittliche Leben eine Beziehung auf Gott erhält. Die Eintheilungen in bedingte und unbedingte, unvollkommene und vollkommene, unbestimmte und bestimmte Pflichten sind ganz ungeeignet, um auf sie eine durchgeführte Darstellung der Pflichtenlehre zu gründen. Eine wissenschaftlich brauchbare Eintheilung des Pflichtbegriffs würde nur dann entstehen können, wenn man die in den sittlichen Ideen selbst liegenden Unterschiede mit den in der Mannichfaltigkeit der Lebensverhältnisse liegenden Eintheilungsgründen vollständig combinirte, um dadurch für die sittliche Behandlung der letztern ein System von Pflichtformeln abzuleiten. Man würde sich jedoch dabei in ein fast unübersehbares Detail verwickelt finden, indem alle die Unterschiede, welche Geschlecht, Alter, Stand, Beruf, individuelle Neigungen und Bedürfnisse, der Bildungsgrad, die gesellschaftlichen Verhältnisse u. s. w. herbeiführen, mit berücksichtigt werden müßten. Die Ethik wird daher

in dieser Beziehung vor Allem auf die Bildung und Befestigung sittlicher Grundsätze und Gesinnungen zu wirken und den Blick für das Mannichfaltige der Lebensverhältnisse zu üben haben, damit die genaue Abmessung des Pflichtmäßigen für den concreten Fall dem Einzelnen nicht unmöglich werde. Die Ethik hat durch eine breite Aufzählung einzelner Pflichten und Gewissensfälle früher häufig gegen ihren eigenen Zweck gefehlt; Pflichtgeboten gegenüber, die die individuelle Bestimmtheit des einzelnen Falls nicht genau erschöpfen, findet der üble Wille gewöhnlich Ausflüchte, und der wahrhaft sittliche Wille wird dadurch unnöthigerweise behelligt; ein Fehler, der dazu beitragen kann, den ganzen Begriff der Pflicht wankend zu machen.

Pflicht nennt man auf Flußfahrzeugen den für Passagiere und Schiffer bestimmten Raum, der auf Seeschiffen Kajüte heißt. In einem Boote ist die Pflicht das Furcbret im Hintertheile.

Pflichttheil (Legitima, nämlich portio hereditatis). Im Allgemeinen kann Jeder, dem Vererbung durch Testament erlaubt ist, zu seinem Erben wählen, wen er will. Doch hat man fast in allen Gesetzgebungen auf nahe Verwandte Rücksicht genommen und durch ihr Verhältniß zu dem Erblasser das Recht desselben zum Wohle der Familie beschränkt. Das röm. Recht, welches die Richtschnur der meisten neuern Rechte geworden ist, verordnet, daß der Erblasser einen bestimmten Theil seines Vermögens gewissen Personen nothwendig hinterlassen muß und daß auch ohne seine Erklärung dieser Theil an sie fallen soll. Dieser Theil wird der Pflichttheil genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächst für seine Anverwandten zu sorgen. Die nächsten Anverwandten, welche mithin den Pflichttheil fodern können und daher auch nothwendige Erben oder Notherben heißen, sind nach dem röm. Rechte: 1) alle Descendenten oder Verwandte absteigender Linie, ohne Unterschied des Grads und Geschlechts, selbst die noch ungeborenen. Jedoch hat der Grad der Descendenten insofern Einfluß, daß man nur diejenigen Descendenten zur Foderung des Pflichttheils zuläßt, die den Erblasser auch ohne Testament beerben können und dem Grade nach die nächsten sind. In Ermangelung dieser 2) die Adscendenten oder Verwandten aufsteigender Linie, ohne Unterschied, ob sie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar sind (Ältern, Großältern), doch ist auch hier die Vererbungsart ohne Testament der Maßstab; und 3) die Geschwister des Testators, welche aber hier den letztern nachstehen und nur dann auf den Pflichttheil Anspruch machen können, wenn ihnen eine ehrlose Person im Testamente vorgezogen worden ist, und wenn sie vollbürtig sind oder wenigstens mit dem Testator Einen Vater haben. Der Pflichttheil besteht nach röm. und sächs. Rechte, wenn Vier oder weniger, die ihn fodern können, vorhanden sind, im dritten Theile, sind mehr als Vier vorhanden, in der Hälfte Dessen, was ohne Testament auf jeden dieser Verwandten kommen würde (aus der Intestatportion). Sind Die, welche den Pflichttheil zu fodern haben, zugleich auch die allgemeinen nächsten Intestaterben, wie dies der Fall bei Descendenten ist, so kommt es auf Eins heraus, ob man den Pflichttheil als Theil der Intestatportion oder des ganzen Vermögens betrachtet. Wenn Kinder und Enkel erben, so treten letztere in die Stelle ihrer Ältern, sodaß Diejenigen, welche von demselben Sohne oder derselben Tochter abstammen, zusammen nur für Eine Person gerechnet werden. Wenn blos Enkel und keine Kinder vorhanden sind, so kommt es darauf an, ob sie von einem oder von verschiedenen Alterpaaren herrühren; im ersten Falle wird ihr Antheil nach Köpfen bestimmt, im zweiten Falle werden sie allemal nur als Stellvertreter ihres eigenen Adscendenten behandelt, und dann entscheidet die Zahl der Adscendenten über die Größe des Pflichttheils. Bei Ausmittelung des Pflichttheils ist ferner auf den Vermögenszustand zur Zeit des Todes des Testators zu sehen. Auch muß vom ganzen Vermögen der Betrag der Schulden abgezogen werden. Der Pflichttheil darf durch nichts beschwert oder vermindert werden, und jede Beschwerung wird als nichtig angesehen. Zu den Beschwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Testator einen Zweck oder eine Bedingung festsetzt, zu und unter welchen der Pflichttheil gegeben werden soll. Der Pflichttheil fällt weg, wenn Personen rechtmäßigerweise, d. h. unter den im Gesetze vorgeschriebenen Bedingungen und gültigen Ursachen, enterbt oder übergangen werden. (S. Enterbung.) Ist aber keine rechtmäßige Ursache dazu vorhanden, so kann das Testament von Denen, die den Pflichttheil zu fodern

Fried. Krupp Werksbücherei Essen

haben, umgestoßen werden. In Hinsicht dieser Ursachen jedoch, sowie in Rücksicht der Größe des Pflichttheils, finden in den besondern Gesetzgebungen viele Abweichungen von diesen allgemeinen Bestimmungen statt. Im Königreich Sachsen ist seit 1829 der Pflichttheil der Geschwister ganz abgeschafft.

Pflug, für den Landwirth das nothwendigste Ackergeräth zur Bearbeitung des Bodens. Von einem guten Pfluge verlangt man, daß er leicht zum Seicht- und Tiefpflügen und zur Abnahme eines schmälern oder breitern Erdstreifens gestellt werden könne, daß er den Erdstreifen senkrecht und wagrecht rein abschneide, um eine reine Furche zu hinterlassen, daß er den Erdstreifen gut wende und daß er dauerhaft, wohlfeil und leicht zu führen sei. Die Haupttheile des Pflugs sind die Schar, das Sech oder Pflugmesser, das Streichbret, die Sohle, der Grindel, die Griessäule, die Handhaben oder Sterzen und das Vordergestell. Die Pflüge sind verschiedener Gattung: 1) Räderpflüge, die ein Vordergestell mit Achse und Rädern haben; 2) Schwingpflüge, ohne Vordergestell, nur wenig Zugkraft brauchend, aber nur auf ebenem, steinfreiem Boden anwendbar. Die vorzüglichsten Schwingpflüge sind die englischen und schottischen, die man in Deutschland schon vielfach eingeführt hat; 3) Stelzpflüge, bei denen in dem Grindel ein Fuß mit einem Rädchen oder einer Schleife eingesetzt ist, um einen festern Gang und weniger Reibung zu vermitteln, als bei den vorgenannten Pflügen; die bekanntesten Stelzpflüge sind die belgischen, namentlich der von Schwerz verbesserte Pflug; 4) Wendepflüge, die ein versetzbares Streichbret und eine zweischneidige, einem Kiel ähnliche Schar haben. Sie werden besonders auf abhängigen Feldern angewendet, um sämmtliche Erdstreifen auf eine Seite hin zu legen; 5) Hakenpflüge oder Radl. (S. Haken.) Zu den für besondere Zwecke bestimmten Pflügen gehören der Reißpflug zum Aufbrechen von Waldboden, Weiden, Wiesen u. s. w.; der Untergrundpflug mit kleiner spitzer Schar, die den Untergrund nur bricht und 12—20 Z. tief lockert, ohne ihn auf die Oberfläche zu bringen; der Häufelpflug mit zwei beweglichen Streichbretern, zur Behäufelung der in Reihen angebauten Früchte dienend. Als die besten und deshalb in neuester Zeit immer allgemeiner eingeführten Pflüge können bezeichnet werden der Schwerz'sche, der flandrische, der brabanter, der Ruchadlo, der altenburg. Statenpflug, der Funghänel'sche und der Hildebrandt'sche Pflug; doch ist für die eine Bodenart der eine Pflug passender als der andere. Als eines neuen außergewöhnlichen Pflugs ist noch der von Heathcoat und Parkes erfundene Dampfpflug zu erwähnen, der in je drei Minuten eine 660 F. lange Furche zieht und besonders zum Aufbrechen der Moore dient. (S. Ackergeräthe.)

Pforr (Joh. Georg), Thiermaler, geb. am 4. Jan. 1745 in Niedersachsen, erregte, als Zögling in der Bergbauakademie zu Reichelsdorf, durch seine ungemeine Lust zum Zeichnen die Aufmerksamkeit des hess. Ministers von Weitz, der ihn als Maler in der Porzellanfabrik zu Kassel anstellte. Doch diese Art Arbeit gefiel P. so wenig, daß er nach einigen Jahren zu seinen Altern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Kassel eröffnet wurde, ließ er sich, 32 Jahre alt, als Schüler aufnehmen, erhielt bei der Ausstellung von 1778 den ersten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem Galerieinspector Tischbein fand er einen Freund. Nachdem er 1781 zu Frankfurt am Main seinen Aufenthalt genommen, vermählte er sich 1784 mit der Schwester desselben. Er starb zu Frankfurt am 9. Juni 1798. P.'s Bilder tragen das Gepräge seines Charakters: Wahrheit und Natur. Er ist der deutsche Wouverman (s. d.) und unübertroffen in der Darstellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermalte und dann gleich ausführte, sind in warmer, lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinsel gemalt. Er gab die Gegenstände, wie er sie sah, nicht wie er sie von andern Meistern behandelt fand. Mit äußerstem Fleiß und höchster Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen, die er gern in bunten Tuschen ausführte und die er mit einem angenehmen Colorit zu überhauchen verstand. In der Ausführung ging er bis in die kleinsten Einzelnheiten, ohne daß dadurch der Weichheit und Wärme Eintrag geschehen wäre. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu Hünersdorf's „Anleitung, Campagnepferde abzurichten". Zu einer Folge von zwölf Blättern der vorzüglichsten Pferderacen hatte er bei seinem Tode elf Platten vollendet. Außerdem gibt es mehre einzelne Blätter von ihm. — Sein Sohn Franz P., der sich ebenfalls als

Maler und Zeichner einen schnellen Ruf erwarb, war zu Frankfurt 1788 geboren und bildete sich in Kassel unter Tischbein, in Wien, wo er 1806—10 lebte, und sodann in Rom, wo er 1812 starb. Seine Compositionen und Zeichnungen gab der Kunstverein zu Frankfurt am Main heraus (3 Hefte nebst einem Supplement, Frankf. 1832—35).

Pforta oder Schulpforte, die größte und berühmteste der drei vom Kurfürsten Moritz von Sachsen aus den Gütern eingezogener Klöster gestifteten Fürstenschulen (s. d.), ehemals ein Cistercienserkloster, eine Stunde von Naumburg in einer anmuthigen Gegend gelegen, wurde am 1. Nov. 1543 gegründet. Anfangs war die Zahl der Zöglinge auf 100 bestimmt; aber schon Kurfürst August, Moritz's Nachfolger, fügte noch 50 hinzu und ließ das Schulgebäude vergrößern. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß jede der kursächs. Städte eine bestimmte Anzahl Freistellen zu besetzen hatte, die sie in Ermangelung Einheimischer auch an Bürgerssöhne anderer sächs. Städte vergeben konnten. Dasselbe Vorrecht erhielten einige adelige Familien. Die Grundlage des ganzen Unterrichts war die altclassische Philologie, deren Studium durch zweckmäßige Vertheilung der öffentlichen Lehrstunden und der dem Privatfleiße gewidmeten Studir- und Repetitionsstunden, durch strenge Zucht und Ordnung und durch unablässige Belebung eines edeln Wetteifers wesentlich gefördert wurde. Wichtige Verbesserungen des innern Zustandes der Anstalt begannen unter dem verdienstvollen Rector Geisler (1779—87), die unter des Oberhofpredigers Reinhard Einflusse von den Rectoren Barth (1787—95) und Ilgen (1802—29) mit besonnenem Eifer im Geiste gründlicher Wissenschaftlichkeit fortgesetzt wurden. Zugleich wurde in dieser Zeit (1799—1806) ein völliger Umbau des Schulhauses vorgenommen. Neue Veränderungen ihrer ganzen Organisation erfuhr die Schule, als sie in Folge der Theilung Sachsens unter preuß. Hoheit kam. Namentlich wurden die Lehrer vermehrt und die jetzt 9000 Bände umfassende Bibliothek, der physikalische und mathematische Apparat, die Musikalien- und Zeichnungensammlung theils neu gestiftet, theils vermehrt. Ihre Einkünfte betragen jetzt jährlich auf 44000 Thlr. Es zählt die Schule gegenwärtig 100 königliche, 69 städtische und elf Stifts- und Geschlechtsfreistellen, wozu noch 20 Extraneerstellen kommen. Von 1543—1846 haben in P. mehr als 10000 Zöglinge Aufnahme und Unterricht erhalten und darunter sehr viele nachmals hochberühmt gewordene Männer. Vgl. Schmidt und Kraft, „Die Landesschule P." (Lpz. 1814); Kirchner, „Die Landesschule P. in ihrer geschichtlichen Entwickelung seit dem Anfange des 19. Jahrh. Programm zur Jubelfeier" (Naumb. 1843), und Puttrich, „Schulpforte, seine Kirche und sonstigen Alterthümer" (Lpz. 1838, Fol.).

Pfortader (vena portae oder portarum) heißt eine Blutader, welche aus der Vereinigung der Milzvene, der Gekrös-, Nieren- und Magenvenen ganz nach Art der Venen überhaupt, in der Nähe der Leber entsteht und in dieselbe eingeht, hier aber sich wieder nach Art der Arterien erst in größere, dann in kleinere Zweige und endlich in Haargefäße theilt, die in ihrer feinsten Verästelung die Lebersubstanz bilden helfen und an der Gallenbereitung Antheil haben. Der ungetheilte Stamm dieses Blutgefäßes ist sonach nur 2½ Z. lang und geht nach beiden Seiten hin in Haargefäßnetze über. Alle Gefäße zusammen, welche die Pfortader zusammensetzen und wieder von ihr ausgehen, nennt man das Pfortadersystem, welches eine sehr wichtige Rolle bei den Krankheiten des Unterleibes spielt, indem, wenn das Blut im obern Haargefäßnetz nicht schnell genug verläuft, was durch vielerlei Umstände bewirkt werden kann, das von den untern Theilen zur Pfortader gehende zurückgehalten wird und so durch diese Stockungen zu vielen chronischen Leiden der Unterleibsorgane Anlaß gibt. Vgl. Hönlein, „Descriptio anatomica systematis venae portarum in homine et in quibusdam brutis" (Mainz 1808, Fol.).

Pforte, Hohe oder osmanische Pforte wird die türk. Regierung genannt. Der älteste Ursprung dieser Benennung ist in der alten oriental. Gewohnheit zu suchen, die Thore der Städte und Königspaläste zu Versammlungsplätzen und zu Gerichtshöfen zu benutzen. Dieses geschah besonders im alten Persien und im byzantin. Reiche, wo die Herrscher am Hauptthor ihres Palastes, umgeben von den Großen des Reichs, Recht sprachen. Der Ausdruck „Hohe Pforte" war daher schon im byzantin. Reich gewöhnlich, sowol in der eigentlichen Bedeutung für das kaiserliche Hauptthor, als auch in der figürlichen, in welcher es die höchste

Staatsgewalt bezeichnet. Wie die meisten Hof- und Staatsformen, so wurde auch diese Benennung von den Osmanen bei der Organisation ihres Reichs von den Byzantinern herübergenommen. Sultan Orchan war der Erste, welcher nach byzantin. Muster das Thor seines Palastes in Brusa „Hohe Pforte" nannte.

Pforten oder Stückpforten heißen auf Kriegsschiffen die zum Hinausschieben der Geschütze bestimmten Öffnungen. Große Kauffahrer haben hinten und vorn zur Einnahme schwerer und langer Balken und Planken die Ladepforten, auf den Seiten aber die Ballastpforten, um den Ballast nicht über das Verdeck einnehmen zu dürfen.

Pforzheim, die wichtigste Fabrikstadt des Großherzogthums Baden, im Mittelrheinkreise, am Eingange des Schwarzwaldes, an der schiffbaren Enz, in einem Thale, hat, die drei Vorstädte mit inbegriffen, gegen 8000 E., ein altes Schloß, welches vormals die Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach war, ein Gymnasium, ein adeliges Fräuleinstift, ein Taubstummeninstitut, ein Hospital, ein Siechhaus, ein Waisen-, Arbeits- und Irrenhaus. Die Bijouteriefabriken beschäftigen an 1000 Menschen und haben einen jährlichen Umsatz von 600000 Fl. Außerdem besitzt es wichtige Gerbereien und einige andere Fabriken in Tuch, Leder u. s. w. Sehr wichtig ist auch der Holzhandel, welcher mittels des Neckar und Rhein bis nach Holland geht. Ebenso ist der Öl-, Frucht-, Wein- und Viehhandel nicht unbeträchtlich. In der Nähe von P. gibt es Kupfer- und Eisenhämmer, Öl-, Papier-, Pulverfabriken und Schleifmühlen. Unter Anführung des Bürgermeisters Deimling folgten 400 Bürger von P. ihrem tapfern Markgrafen, Georg Friedrich, als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen, das derselbe am 6. Mai 1622 mit 20000 M. gegen die große Übermacht der Kaiserlichen unter Tilly lieferte. Schon hatte der Muth über die Mehrzahl gesiegt, als die Pulverwagen der Tapfern zersprangen und Tod und Verwirrung unter sie brachten. Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Georg Friedrich entschloß sich dazu auf dringendes Bitten der Seinigen; allein diese Rettung wurde nur dadurch möglich, daß jene 400 Getreuen, um den Feind möglichst lange aufzuhalten, in einem Engpasse sich dem Tode weihten. Eine herrliche „Gedächtnißrede auf die Gefallenen" besitzen wir von Posselt; ein Denkmal ließ ihnen in der Begräbnißkirche der Großherzog Leopold errichten.

Pfropfen oder Impfen heißt in der Gärtnerei, das abgeschnittene Reis eines Baums dem Stamme eines andern einfügen, damit es mit demselben zusammenwachse. Das Pfropfen ist die älteste Veredelungsart, die schon zu den Zeiten des Plinius und Cicero gewöhnlich war; doch steht sie dem Copuliren (s. Copulation) und Oculiren weit nach. Dennoch kann man das Pfropfen in vielen Fällen nicht entbehren, namentlich wenn die Stämme zu alt, zu stark oder krumm sind. Bei dem Pfropfen gibt es zwei Hauptverfahren, das Pfropfen in den Spalt und das Pfropfen in die Rinde. Bei jenem Verfahren spaltet man den Stamm, dem man das Pfropfreis einsetzen will, in der Mitte mit einem Messer und steckt das gehörig zugeschnittene Pfropfreis so ein, daß Rinde auf Rinde paßt; bei diesem Verfahren löst man auf der einen Seite des Stammes die Rinde etwas ab und steckt das Pfropfreis dahinter ein. Das Pfropfen geschieht gewöhnlich von der Mitte des März bis in die Mitte des April, wobei jedoch die Witterung sowol als die Art der Bäume und die Methode des Pfropfens zu berücksichtigen sind. Das Pfropfen in die Rinde beginnt später als das Pfropfen in den Spalt. Eine andere Veredelungsart ist das Oculiren. Es geschieht auf das schlafende und auf das treibende Auge. Auf das schlafende Auge oculirt man von Johanni bis August, auf das treibende Auge im Frühjahre, wo sich die Schale gut löst. Dem Oculiren auf das schlafende Auge gibt man im Allgemeinen den Vorzug. Das Oculiren ist unter allen Veredelungsarten die zweckmäßigste, indem dabei der Stamm nur wenig verletzt wird; auch kann es bei jungen und alten Bäumen angewendet werden. Es geschieht, indem man an dem Stamm einen senk- und einen wagerechten Schnitt in die Schale macht, die rechten Winkel der Einschnitte löst, das Auge mit dem Schilde von dem Reise abnimmt und in die zwei rechten Winkel der Rinde am Stamme einschiebt. Durch Verband wird das Auge gegen Verletzung und Eindringen der Luft geschützt.

Pfründe, s. Präbende.

Pfund, bezeichnet durch ℔, heißt in den meisten Ländern die Einheit des Gewichts und ist von sehr verschiedener Schwere. (S. Maß und Gewicht.) Außerdem bezeichnete

dieses Wort in frühern Zeiten eine gewisse Menge gemünzten Geldes, was jetzt eigentlich nur noch in Großbritannien der Fall ist, wo das Pfund Sterling die Rechnungsmünze bildet, während in Frankreich an die Stelle des frühern Livre der Franc getreten ist. Dagegen ist der Name der Münzeinheit mehrer ital. Staaten (lira) ebenfalls aus dem ital. Namen des Pfundes (libbra) entstanden, und in Hamburg, Lübeck, Dänemark, Schweden und Norwegen ist statt der Benennung Pfund das ziemlich gleichbedeutende Mark üblich. (S. Münzen.)

Pfyfer (Ludw.), der Verfertiger der in erhabener Arbeit modellirten topographischen Abbildung eines Theils der innern Schweiz, war zu Luzern 1715 geboren und trat früh in franz. Kriegsdienste. Er wurde 1738 Hauptmann, wohnte den Feldzügen von 1734—47 rühmlich bei und erhielt 1748 den Grad als Maréchal de Camp. Seine Vaterstadt erwählte ihn zum Mitgliede des Großen und 1752 des Innern Raths. Er wurde 1763 Generallieutenant und Chef eines Regiments, legte zwar 1768 das Commando desselben nieder, blieb jedoch in franz. Diensten und starb 1802. Die geometrische Genauigkeit seiner Abbildung der Schweiz in allen Gestalten der Felsen und Berge, die Treue in den geringsten Fußsteigen und Hütten und die außerordentliche Wahrheit in der Nachbildung der Natur verdienen in der That die Bewunderung, welche alle Reisende diesem in Luzern aufbewahrten Kunsterzeugniß zollen.

Phäaken ist der mythische Name einer Völkerschaft, die nach Homer ursprünglich in Hyperia auf Sicilien, nahe bei den Cyklopen, ihre Wohnsitze hatte, später aber unter ihrem Fürsten Nausithoos nach Scheria oder Korcyra, dem heutigen Korfu, auswanderte, wo sie, mit Schiffahrt beschäftigt, bei den Freuden der Tafel und des Gesanges ein überaus glückliches und frohes Leben führte. Odysseus wurde auf seiner Rückkehr von Troja hierher verschlagen und von dem König Alkinoos und dessen Tochter Nausikaa gastfreundlich aufgenommen. Einige neuere Geographen, wie Mannert und Ukert, finden darin eine dunkle Sage von den Tyrrhenern, Andere wollen damit überhaupt ein Schlaraffenland bezeichnet wissen, noch Andere deuten das Wort etymologisch als Dunkelmänner und verstehen darunter Fahrmänner des Todes nach einer aus einer ausländischen Religion entlehnten Vorstellung. Vgl. Welcker, „Die Phäaken", im „Rheinischen Museum", Bd. 2 (1833).

Phädon, aus Elis, ein unmittelbarer Schüler des Sokrates, der seine Befreiung aus der Sklaverei, in die er bei Eroberung seiner Vaterstadt gerathen war, vermittelte, ist durch den mit seinem Namen bezeichneten Dialog des Platon berühmt geworden, worin des Sokrates letzte Unterredungen mit seinen Schülern, besonders über die Unsterblichkeit der Seele, mitgetheilt werden. Denselben Titel hat auch Mendelssohn seinem Gespräche über denselben Gegenstand gegeben. Übrigens hat P. selbst weder durch eine eigenthümliche Richtung im Philosophiren sich ausgezeichnet, obwol man ihm die Stiftung der elischen Schule zuschreibt, noch etwas Schriftliches hinterlassen, da seine von den Alten geschätzten Dialogen nicht mehr vorhanden sind.

Phädra, die Gemahlin des Theseus (s. d.), war die Tochter des kretischen Königs Minos und der Pasiphaë und die Schwester der Ariadne. Als sie einst zufällig ihren Stiefsohn Hippolytos, den sie noch nicht gesehen und den sie nicht als des Theseus Sohn erkannte, fand, verliebte sie sich heftig in den schönen Jüngling. Dieser erwiderte ihre Leidenschaft nicht, weshalb sie aus Rache ihn bei ihrem Gatten eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre beschuldigte. Theseus sprach über den Sohn den Fluch aus, den Neptun dadurch erfüllte, daß er aus dem Meere, an welchem der flüchtig gewordene Hippolytos hinfuhr, ein Ungeheuer aufsteigen ließ, sodaß diesen die scheu gewordenen Pferde todtschleiften. Als sein Tod in Athen bekannt wurde, bekannte P. ihre Schuld und erhängte sich. Nach Andern wurde sie vom Theseus ermordet. Die tragische Kunst der Griechen hat sie in ihren Werken ebenso wie die bildende gefeiert, den Gegensatz zwischen des Hippolytos Ruhe und ihrer Leidenschaft hervorhebend. Sowol Sophokles wie Euripides wählten sie als die Hauptperson verlorengegangener Tragödien. Dasselbe that Racine, dessen „Phädra" Schiller übersetzte.

Phädrus, der bekannte röm. Fabeldichter, ein Freigelassener des Augustus, stammte vielleicht aus Thrazien oder Macedonien, kam schon in seiner frühesten Jugend nach Rom an den Hof des Augustus, der ihm die Freiheit schenkte, wurde dann unter der Regierung des Tiberius von Sejanus verfolgt, überlebte aber den Sturz desselben und starb wahrscheinlich

erst unter Claudius im hohen Alter. Ihm werden gewöhnlich die noch vorhandenen fünf Bücher Fabeln zugeschrieben, welche nach dem Vorbilde des Äsopus (s. d.) in Senarien oder sechsfüßigen Jamben verfaßt sind und daher den Namen „Fabulae Aesopiae" führen. Die Sprache in denselben ist einfach, rein und ziemlich gewählt, der Inhalt für den Zweck der Belehrung und Besserung, den er dabei im Auge hatte, im Allgemeinen gut berechnet. Doch finden sich darin mehre blos witzige Einfälle oder spaßhafte Erzählungen, die nicht in den eigentlichen Bereich der Fabel (s. d.) gehören. Da P. selbst von keinem alten Schriftsteller als Verfasser dieser Fabeln genannt wird und die Römer in der Gattung der Äsopischen Fabel nach der Behauptung des Philosophen Seneca sich überhaupt nie versucht haben, hat man in neuerer Zeit seit Joh. Friedr. Christ (s. d.), der das Ganze gegen das ausdrückliche Zeugniß der weit ältern Handschriften für ein Machwerk des Erzbischofs Perotti (s. d.) hielt, vielfach an der Echtheit derselben gezweifelt. Die erste Ausgabe besorgte Pet. Pithöus (Troyes 1596) aus einer Handschrift, die bald wieder verschwand und erst 1830 wieder ans Licht gezogen und bei der neuen Bearbeitung von J. Berger de Xivrey (Par. 1830) vorzüglich zu Grunde gelegt wurde. Unter den fast zahllosen ältern und neuern Bearbeitern machten sich um die Kritik und Erklärung des Textes namentlich Pet. Burmann (Amst. 1698; zuletzt Leyd. 1727, 4.), Schwabe (3 Bde., Halle 1779—81; neue Ausg., 2 Bde., Braunschw. 1806), Orelli (Zür. 1832) und Dreßler (Bautz. 1838) verdient. Brauchbare Schulausgaben besorgten Brohm (2. Aufl., Berl. 1832), Paufler (2. Aufl., Lpz. 1827), Beck (Kobl. 1828), Zell (Stuttg. 1828) und Hoffmann (Berl. 1836). Von den ebenso zahlreichen Übersetzungen sind die von Schwarz (Halle 1818), Vogelsang (2. Aufl., Lpz. 1823), Heinzelmann (Salzwedel 1834) und von Kerler in den „Röm. Fabeldichtern" (Bd. 1 und 2, Stuttg. 1838) die vorzüglichsten. Erst in neuerer Zeit ist das sogenannte sechste Buch des P., welches 32 vorher unbekannte Fabeln und andere Erzählungen enthält, hinzugekommen, und zwar zunächst aus einer Handschrift des Perotti, die schon 1727 zu Parma aufgefunden und an Burmann geschickt, allein wegen Lückenhaftigkeit und Unleserlichkeit von diesem unberücksichtigt gelassen wurde, bis sie Cassitti (Neap. 1809; 4. Aufl., 1817) und Janelli (Neap. 1809 und 1811) bekannt machten. In einer viel bessern Gestalt erschienen dieselben Fabeln aus einer zweiten, weit vollständigern Handschrift von Mai in der „Collectio auctorum classicorum e bibliotheca Vaticana editorum" (Bd. 3, Rom 1831), und daraus besorgte Orelli unter dem Titel „Phaedri fabulae novae XXXII" (Zür. 1832) einen correcten Abdruck. Mehre Gelehrte, wie Eichstädt und Jacobs, halten diese letztere Sammlung für ein Erzeugniß des Perotti oder eines spätern Versmachers überhaupt, während Orelli u. A. ein echtes Product des P. darin erblicken. Übrigens finden sich schon seit den Zeiten des Mittelalters in lat. und deutscher Sprache unter dem Namen „Fabulae antiquae" oder „Fabulae Phaedrianae" u. s. w. viele Nachbildungen des ursprünglichen Originals, theils in Prosa, theils in Versen, meist jedoch ohne allen poetischen Werth.

Phaëthon, d. h. der Leuchtende, ist bei Homer und Hesiod ein häufiges Beiwort des Sonnengottes, bei Spätern der eigene Name desselben. — Auch heißt Phaethon eins der beiden lichtbringenden Rosse der Eos. — Phaethon, der Sohn des Helios und der Klymene, der Gemahlin des Merops, ist berühmt durch seine unglückliche Lenkung des Sonnenwagens. Da ihm nämlich sein Vater versprochen hatte, jeden Wunsch zu erfüllen, so bat P., einen Tag über einmal den Sonnenwagen lenken zu dürfen. Kaum aber hatte er die Zügel ergriffen, als die Sonnenrosse ihn, der die Zügel zu führen zu schwach war, verachteten, aus dem Gleise brachen und Alles auf der Erde, wo sie sich ihr zu weit genähert, in Brand steckten. Die Erde flehte in ihrer Bedrängniß den Zeus um Hülfe an, worauf dieser den P. durch einen Blitzstrahl in den Eridanus (Po) schleuderte. Seine Schwestern, die Heliaden (s. d.), welche die Sonnenrosse angeschirrt hatten, wurden in Erlen oder Pappeln, ihre Thränen in Bernstein verwandelt. Das Schicksal des P. hat Euripides in der nach ihm benannten Tragödie, von der nur noch Fragmente vorhanden sind, dramatisch bearbeitet. — Phaethon hieß endlich auch der Sohn des Kephalos und der Eos, der von der Aphrodite seiner Schönheit wegen entführt und zum Hüter ihres Tempels auf Kypros bestellt wurde.

Phaëthusa, die Tochter des Helios und der Neära, hütete mit ihrer Schwester Lampetie die heiligen Sonnenheerden auf Thrinakia.

Phalänen, s. Schmetterlinge.

Phalanx wurde von den Griechen, wie schon von Homer, jede dichtgedrängte Schlachtreihe genannt. Vorzugsweise aber bezeichneten sie damit eine in einem länglichen Viereck aufgestellte Schlachtordnung, welche von den Hopliten oder Schwerbewaffneten gebildet wurde und meist aus 16 ineinander geschlossenen Gliedern bestand, sodaß jeder Streiter nur wenige Fuß Spielraum hatte und die Speere der fünf ersten Glieder über die Fronte hinaus ragten, während die hinter dem fünften Gliede folgenden Reihen dieselben aufrecht auf die Schultern der Vordermänner legten und dadurch gewissermaßen gegen die in der Höhe fliegenden Geschosse der Gegner eine Schutzmauer für die hintern Glieder bildeten. Sie wurde häufig zum Angriffe gebraucht, wobei die Kämpfer, Schild an Schild und die Speere kreuzweis vorhaltend, unaufhaltsam in den Feind eindrangen und dadurch, daß sie mit ganzer Schwere auf die Vorderglieder drückten, die Heftigkeit des Stoßes furchtbar machten. Sie gab daher gewöhnlich den Ausschlag in der Schlacht. Am größten war ihre Wirkung in der Ebene, denn man konnte dann zu beiden Seiten noch die leichtbewaffneten Truppen, namentlich die Peltasten, aufstellen. Ursprünglich bestand die Phalanx aus 4000 M.; von Philipp von Macedonien wurde sie verdoppelt, daher man die Doppelphalanx auch die macedonische nannte, von Alexander dem Großen verdreifacht und zuletzt vervierfacht.

Phalăris, ein durch seine Grausamkeiten berüchtigter Tyrann von Agrigent auf Sicilien, um 555 v. Chr., suchte seine Gewaltherrschaft mit Hülfe ausländischer Söldner und durch die Hinrichtungen der edelsten und angesehensten Männer 16 Jahre lang zu behaupten, bis er bei einem Aufstande ein gerechtes Opfer der Volkswuth wurde. Als das unerhörteste Beispiel seiner unmenschlichen Gesinnung wird die von ihm eingeführte Strafe mittels eines ehernen Stiers, den er von Perillus (s. d.) verfertigen ließ, von den Alten erwähnt. Die Unechtheit der unter seinem Namen noch vorhandenen 148 Briefe, die zum Theil treffliche Gedanken und Grundsätze enthalten, ist von Bentley (s. d.) in mehren Streitschriften gegen Boyle auf eine scharfsinnige, aber höchst gemeine Weise siegreich nachgewiesen worden, sodaß man jetzt allgemein einen spätern griech. Sophisten für den Verfasser derselben hält. Die beste Ausgabe besitzen wir von Lennep und Valckenaer (2 Bde., Grön. 1777; neuer verb. Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823).

Phalĕros, der Sohn des Alkon und Enkel des Erechtheus oder Eurysthenes, ein Argonaut, der Erbauer von Gyrton, soll mit seiner Tochter Chalkiope oder Chalkippe nach Chalkis auf Euböa ausgewandert sein, von wo ihn sein Vater vergebens zurückverlangte. Im Hafen Phaleron, den er gegründet haben soll, stand ein ihm geweihter Altar.

Phallus hieß bei den Griechen das männliche Glied, insbesondere das nachgeahmte, das als Sinnbild der Zeugungskraft in der Natur, ganz analog dem ind. Lingam (s. d.), in allen Naturreligionen des Orients, mit Ausnahme des Parsismus, eine große Rolle spielte, Gegenstand der Verehrung war, zu einer Menge Mythen Veranlassung gab und bei öffentlichen Festen und Processionen herumgetragen wurde. Häufig wurde dieses nachgeahmte Scheinbild mit dem weiblichen Glied verbunden dargestellt. Am ausgebreitetsten und einen wesentlichen Bestandtheil der Volksreligion ausmachend war der Phallusdienst in der altägypt. Religion (s. Ägyptische Mythologie), wo er sich vorzüglich an die Mythen von Isis (s. d.) und Osiris (s. d.) knüpfte. Nächst der ägypt. war der Phallusdienst aber auch in den Religionen Phöniciens, des übrigen Syriens, Babyloniens und Kleinasiens von großer Bedeutung, wo er sich unter Anderm mit den Gottheiten des Adonis und Attys verband. Selbst in der griech. Volksreligion, und durch deren Übertragung auch in Italien, war dem Phallusdienste, der sich hier mit dem Mythus des Bacchus (s. d.) und Priapus (s. d.) verknüpfte, in den orgiastischen Festen, wo der Phallus mit herumgetragen wurde, ein gewisser Spielraum verstattet.

Phanerogämen nennt man diejenigen Gewächse, deren deutliche Blüten mit Staubfäden und Pistillen, wodurch sie sich befruchten, versehen sind. Sie machen drei Viertel der sämmtlichen bis jetzt bekannten Gewächse aus und sind im Gegensatze zum letzten Viertel, zu den Kryptogamen (s. d.), von Linné mit diesem Namen belegt worden.

Phanes ist eine mystische Gottheit der Orphischen Lehre. Sie stellte den Urstoff der Welt vor und wird auch Eros, Erikapäos, Metis und Protogenos genannt,

Phanes hieß auch ein Thebaner, der den Cultus des Dionysios Lysios von Theben nach Sicyon brachte.

Phänomen heißt jede der innern oder äußern Wahrnehmung sich darbietende Erscheinung (s. d.), insofern ihre Auffassung von dem Gedanken begleitet ist, daß die wahre Beschaffenheit des Aufgefaßten von der Art, wie es erscheint, verschieden ist. In diesem Sinne spricht man von physikalischen, chemischen, psychologischen Phänomenen. Für die metaphysische Forschung verwandelt sich alles Gegebene in eine Reihe von Phänomenen und daher hat die Philosophie seit Plato vielfach die Phänomene den Dingen an sich gegenübergestellt. Kant nannte die letztern nach dem Vorgange der Alten Noumena, weil sie nur im Denken vorausgesetzt werden. Phänomenologie heißt demgemäß eigentlich eine Lehre von den Erscheinungen; in einem bestimmtern Sinne bezeichnete Hegel mit diesem Worte die Darstellung der verschiedenen Formen und Entwickelungsstufen des Bewußtseins, insofern davon zugleich die Art abhängt, in welcher das Bewußtsein die Welt und sich selbst auffaßt.

Phantasie, s. Einbildungskraft.

Phantasmagorie nennt man die Darstellung von Scheinbildern, z. B. menschlichen Gestalten, durch optische Mittel. Man bedient sich hierbei gewöhnlich einer Vorrichtung, die der Zauberlaterne ähnlich ist, läßt aber die Bilder nicht auf eine feste Wand, sondern auf einen durchsichtigen Schirm oder Vorhang fallen.

Phantasmen nennt man Bilder, welche ohne unmittelbare Anregung eines äußern Gegenstandes, blos durch die Einbildung sich dem Bewußtsein mit solcher Lebhaftigkeit aufdringen, daß sie als wirkliche Dinge vorgestellt werden. Bei gesundem Zustande des Körpers und regelmäßiger Thätigkeit des Geistes erlangen zwar die Bilder der Phantasie nie den Grad von Stärke und Deutlichkeit, daß die Seele sie mit wirklichen Anschauungen verwechseln könnte; allein durch krankhaften Zustand des Körpers oder durch ungeregelte Thätigkeit des Geistes können auch im wachenden Zustande Bilder der Phantasie so lebhaft werden, daß sie die Stärke der Anschauungen erlangen und einen wirklichen Gegenstand vorzustellen scheinen, sodaß sie durch das Bewußtsein schwer oder, wenn dieses gestört ist, gar nicht von jenen unterschieden werden. Dieses sind alsdann die Phantasmen, die, insofern sie uns täuschen, Phantome oder Trugbilder genannt werden. In das Bereich der Willkür fallen dabei nur die vorbereitenden Ursachen solcher Gemüthsstimmungen; die damit verbundene Täuschung ist immer unwillkürlich. Leidenschaften, Affecte, übermäßig angestrengte Thätigkeit, religiöse Grübelei und Schwärmerei u. s. w. erzeugen oft eine krankhaft erhöhte Stimmung, in welcher Phantasmen mit ungewöhnlicher Lebendigkeit sich aufdringen, die bis zum Delirium (s. d.) sich steigern können. Außerdem können auch blos aus körperlichen Ursachen solche Phantasmen entstehen, wobei der Mensch seine völlige Besonnenheit und das Bewußtsein hat, daß die Bilder nicht wirklich sind. (S. Seelenheilkunde.)

Phantásos, ein Sohn des Somnus, d. i. des Schlafes, verwandelte sich für die Traumbilder der Menschen in allerlei leblose Dinge.

Phantastisch heißt Das, was als Product der Phantasie oder Einbildungskraft (s. d.) aus dem Zusammenhange der Erfahrung heraustritt und die Bedingungen und Grenzen der Wirklichkeit überschreitet; mit andern Worten Das, was einer eingebildeten Welt angemessener ist als der wirklichen. Es ist daher der Gegensatz des Nüchternen und Verständigen. Das Phantastische kann im Bewußtsein des Phantasirenden eingeschlossen bleiben, wie bei phantastischen Ansichten, Hoffnungen u. s. w., oder auch in Handlungen übergehen. Einen Phantasten nennt man daher einen Menschen, der in seiner Denkweise, seinen Gefühlen und den daraus hervorgehenden Handlungen sich lediglich von den Bildern und Erzeugnissen seiner Phantasie leiten läßt und dabei das Wirkliche nicht beachtet oder sich geradezu mit ihm in Conflict setzt. In ihren höhern Graden kann sich eine solche Phantastik der Verrücktheit nähern. Selbst im Gebiete der Kunst, in welcher man z. B. gewisse Tonstücke wegen ihres freien und ungebundenen Ganges Phantasien nennt, gibt es für das Phantastische ein Maß und eine Grenze, nämlich das Gesetz der Schönheit, welches auch da nicht ungestraft verletzt wird, wo das Wesen eines Kunstwerks darauf beruht, daß es uns den Zusammenhang der Wirklichkeit gänzlich vergessen macht, wie z. B. das echte Märchen, die Arabeske u. s. w. Phantasielos soll kein echtes Kunstwerk sein; aber die Kunstproducte

und Kunstrichtungen verschiedener Zeitalter und Völker unterscheiden sich durch den Grad der Freiheit und Ungebundenheit in der Behandlung des künstlerischen Stoffs. So ist die antike Kunst weniger phantastisch als die romantische, die Poesie der Engländer und Franzosen weniger als die der Italiener und Spanier; die höchsten Triumphe erreicht sie da, wo der freie und kühne Flug der Phantasie ungesucht die zarte und reine Linie der wahrhaft schönen Form beschreibt.

Phantom nennt man in der Heilkunde eine Vorrichtung, an welcher man zur Übung gewisse Operationen wie am lebenden Menschen ausführt. Wenn gewöhnliche chirurgische Operationen am menschlichen Leichname eingeübt werden können, so erlaubt das Gesetz doch in keinem Falle an solchen Leichnamen, an denen sich die Vorausbedingungen dazu finden, geburtshülfliche Operationen als Übung anzustellen, wobei auch jedesmal nur eine einzige ausgeführt werden könnte. Man hat daher verschiedene künstliche Vorrichtungen, welche in ihrer Form den bei solchen Operationen betheiligten Organen gleichen, erfunden und macht an diesen die Übungen in Hinsicht auf den Gebrauch der Hände und mancher Instrumente. Ebenso sind zu augenärztlichen Operationen, da die Augen nach dem Tode schnell zusammenfallen, dergleichen Phantome angegeben worden, mittels welcher man ein frisches Thierauge in derselben Lage und denselben Umgebungen, wie sie das menschliche hat, befestigt und dann die Operation vornimmt.

Pharäo heißt unstreitig so viel als König und war der gemeinsame Name aller frühern ägypt. Könige, ebenso wie die später aus griech.-macedonischem Stamme Ptolemäus hießen. Die Pharaonen gehörten in der früheſten Zeit der Priester- und in der spätern wahrscheinlich der Kriegerkaste an.

Pharäo oder Faro, eins der gewöhnlichsten Hazardspiele, welches schon in sehr früher Zeit bekannt war, hat den Namen von dem Könige Pharao erhalten, der sonst auf einem der Kartenblätter abgebildet war und in diesem Spiele für ein sehr glückliches Blatt galt. Es wird mit der vollen franz. Karte gespielt, und auch alle dabei vorkommende technische Ausdrücke sind aus dem Französischen entlehnt, jedoch meist so verstümmelt, daß sich ihre eigentliche Bedeutung gar nicht erkennen läßt, z. B. Paroli, Lappé, Six et le va, Sept et le va u. s. w.

Pharaonsratze, s. Ichneumon.

Pharisäer, d. i. Abgesonderte oder Fromme, nannten sich die Glieder einer kirchlich-politischen Sekte unter den Juden, die um die Zeit des Esra entstanden zu sein scheint. Als Erkenntnißquelle der jüd. Religion nahmen die Pharisäer neben den Büchern des alttestamentlichen Kanon (s. d.) noch eine Menge traditioneller Lehren an, welche in den Glossen der nach dem Exil lebenden Ausleger gesammelt waren. Außerdem zeichneten sie sich durch eine peinlich ängstliche Erfüllung des Gesetzes und durch eine starre Anhänglichkeit an das Alte sowie durch eine dadurch bedingte entschiedene Anfeindung alles Neuern sehr unvortheilhaft aus. Den Sadducäern (s. d.) gegenüber lehrten sie eine Art Determinismus, ferner das Dasein guter und böser Engel und Unsterblichkeit der Seele mit Vergeltung. Der Kleinigkeitsgeist ihrer Religionsansicht und ihr Ehrgeiz machten sie zu Heuchlern, die bei einer schlaffen Moral das höchste Wesen durch äußere Werkheiligkeit zu gewinnen meinten und sich durch das Ansehen der Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, das sie sich mit vielem Gepränge gaben, in der Gunst des Volks zu befestigen wußten. Sie zählten die bedeutendsten Schriftgelehrten, d. i. Gesetzlehrer, und Staatsmänner in Judäa zu ihren Gliedern, und da Personen aus allen Ständen, ja selbst Weiber, zu ihrer Verbindung Zutritt erhielten, so gewannen sie einen politischen Einfluß, der unter den Makkabäern und Hasmonäern mehre Male über das Schicksal des jüd. Staats entschied und den Überrest von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu Jesu Zeiten ließen, in ihre Hände brachte. Der pharisäische Lehrbegriff hat auch in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet. Gegenwärtig wird der Ausdruck Pharisäer bildlich von Scheinheiligen gebraucht, deren Charakter an die im Neuen Testamente auftretenden Pharisäer erinnert.

Pharmaceutik ist der jetzt wenig gebräuchliche Ausdruck für den praktischen Theil der Pharmacie, welche die theoretische Begründung des Apothekerwesens enthält.

Pharmacie heißt die Lehre von der Beschaffenheit, Darstellung und Bereitung der Arzneimittel. Sie enthält demnach: 1) Die Pharmakognosie oder die Lehre von den

Kennzeichen der Mittel; diese beschreibt alle Droguen oder Arzneiwaaren des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs in naturhistorischer Ordnung und ist wesentlich angewandte Naturgeschichte; Pereira, Henry und Guibourt, Dierbach, Martius u. A. haben sich in der neuern Zeit die größten Verdienste in diesem Zweige erworben. 2) Die pharmaceutische Chemie oder chemische Pharmacie, d. i. die Lehre von den chemischen Operationen, welche der Apotheker anwenden muß, um chemische Präparate darzustellen, oder andere ihm aufgetragene chemische Arbeiten auszuführen; sie ist wesentlich angewandte Chemie. 3) Die Pharmacie im engsten Sinne, d. h. die Lehre von der Darstellung der sogenannten Arzneimischungen, von Extracten, Pulvern, Pillen, Pflastern, Salben u. s. w. Das beste „Handbuch der Pharmacie", von Geiger (Bd. 1, 5. Aufl., von Liebig, Heidelb. 1837—42; Bd. 2. von Esenbeck, Dierbach und Marquart, 1837—41), enthält die beiden ersten Abschnitte in großer Vollständigkeit; Duflos' „Handbuch der pharmaceutisch-chemischen Praxis" (2 Bde., Berl. 1838—39) nur den zweiten, Soubeiran's „Pharmacie" (deutsch von Schödler) den dritten, auf den sich meist auch die ältern Apothekerbücher beschränken. In der frühesten Zeit bereiteten die Ärzte selbst die Heilmittel. Später, namentlich in Alexandria, fingen um 300 v. Chr. Ärzte an, sich vorzugsweise mit der Bereitung der Arzneien zu beschäftigen. So trennten sich allmälig die Heilkunst und die Apothekerkunst oder Pharmacie. Mantias, ein Schüler des Herophilus in Alexandria, soll die ersten Pharmakopöe geschrieben haben. Zeno von Laodicea machte sich hauptsächlich durch die Bereitung vieler zusammengesetzter Arzneimittel bekannt. Selbst Fürsten beschäftigten sich mit pharmaceutischen Wissenschaften, wie z. B. der König Mithridates (s. d.) Eupator von Pontus, 123—62 v. Chr., der das unter seinem Namen bekannte Gegengift bereitete, und der König Attalus von Pergamus, 134 v. Chr., der zuerst Pflaster aus Bleiweiß bereiten lehrte. In Rom schrieb ums J. 50 v. Chr. Heras aus Kappadocien das erste pharmaceutische Werk. Musa, der Leibarzt des Kaisers Augustus, erfand eine Menge zusammengesetzter Mittel, die nach ihm benannt wurden. Menekrates, der Leibarzt des Tiberius, wurde der Erfinder des Diachylonpflasters, und Philon aus Tarsus, um 23 n. Chr., eines schmerzstillenden Spiritus, der nach ihm den Namen Philonium führte. Dioskorides (s. d.), im 1. Jahrh. n. Chr., machte zuerst auf die Verfälschung der Arzneimittel aufmerksam und lehrte mehre metallische Mittel darstellen, wie Galmei, Zinkblumen u. s. w. Scribonius Longus, um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr., schrieb über zusammengesetzte Mittel und es ist sein Werk noch vorhanden; Andromachus, der Leibarzt des Nero, wurde der Erfinder des Theriak (s. d.). Auch der ältere Plinius (s. d.) ist nicht ohne Verdienst um die Pharmacie. Zu Anfange des 2. Jahrh. galt Asklepiades Pharmacion für einen der berühmtesten Pharmaceuten. Zu Galen's Zeit, 160—200 beschäftigten sich in Rom viele Ärzte mit Bereitung von kosmetischen oder Schönheitsmitteln. Während nun bei dem Verfalle der Wissenschaften und Künste im Abendlande die Pharmacie verfiel und Aberglaube und blinder Empirismus in der Arzneikunst überhand nahmen, wurde dieselbe im Morgenlande, namentlich in Alexandria, von den Arabern mit Eifer geübt und gefördert, die insbesondere auch die desfallsigen griech. Schriftsteller studirten. Ihnen hat die Pharmacie sehr viel zu danken, weshalb auch viele Arzneimittel arab. Namen führen, und sie sind auch die ersten Gründer von eigentlichen Apotheken. In Bagdad stiftete der Khalif Almansor im J. 754 die erste Apotheke. Auch scheinen von den Arabern die ersten von der Obrigkeit genehmigten Vorschriften zur Bereitung von Arzneimitteln (s. Dispensatorium) herzurühren. Das erste solche Dispensatorium soll Sabor Sahel um die Mitte des 9. Jahrh. geliefert haben. Im 12. Jahrh. schrieb Abul Hassan in Bagdad ein solches, das nachher allgemein in den arab. Apotheken eingeführt wurde. Beim Wiederaufblühen der Wissenschaften im Abendlande, besonders durch die Schule zu Salerno, seit 1238, erhielt auch das Apothekerwesen eine gesetzliche Ordnung. Apotheker und Specereihändler wurden 1224 einer bestimmten Arzneitaxe unterworfen. Dagegen durften nur in gewissen Städten Apotheken angelegt werden. Es wurden Aufseher über die Apotheken bestellt, und nur in deren Gegenwart durften die wichtigsten Mittel, wie z. B. Theriak, bereitet werden. Betrügereien wurden hart bestraft. Das wichtigste pharmaceutische Werk im ganzen Mittelalter war das bereits im 12. Jehrh. bekannte „Antidotarium" von Nicolaus Präpositus aus Salerno. In London wurde die erste Apotheke im

J. 1345 eingerichtet; in Frankreich kamen sie erst im 15. Jahrh. unter die Aufsicht der Staatsärzte und der Facultäten, und erst Karl VIII. gab ihnen 1484 eine zweckmäßige Form und bestimmte Taxen. In Deutschland wurden zwar schon 1404 in Nürnberg, 1409 in Leipzig Apotheken errichtet; allein die Apotheker waren eigentlich blos Arzneihändler, indem sie die Arzneien nicht selbst zubereiteten, sondern meist aus Italien bezogen. Auch bereiteten fortwährend die Ärzte die Mittel selbst. So kam es, daß die Apotheker neben dem Arzneihandel zugleich Zuckerbäcker waren und mit allerlei anderm Kram handelten. Die Reform im 16. Jahrh., die Paracelsus (s. d.) in der Heilkunst hervorbrachte, hatte auch wichtige Verbesserungen in der Pharmacie zur Folge. Es wurden nun besonders viele chemische Zubereitungen in dem Arzneivorrath aufgenommen; auch datirt von dieser Zeit an der stärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreiche, z. B. des Spießglanzes und des Quecksilbers. Doch noch immer wurden die Arbeiten betrieben ohne tiefere Einsicht in die Sache. Erst die Fortschritte, welche seit der Mitte des 17. Jahrh. die Naturwissenschaften und mit ihnen namentlich die Chemie gemacht, haben auch in der Pharmacie größeres Licht verbreitet, die ihre gegenwärtige Ausbildung hauptsächlich Franzosen und Deutschen verdankt. Einen Apothekerverein für das nördliche Deutschland begründete der nachmalige Hof- und Medicinalrath Rud. Brandes (s. d.) am 25. März 1821 in Salzuflen und es umfaßt das von dem Vereine seit 1822 herausgegebene „Archiv der Pharmacie" bereits 94 Bände.

Pharmakologie oder die Lehre von den Arzneimitteln würde nicht nur die Kenntniß der Beschaffenheit der Arzneimittel, die Pharmakognosie, sondern auch die Wissenschaft von der Wirkung der Arzneimittel, die Pharmakodynamik, in sich fassen. Doch versteht man in neuerer Zeit meist nur letztern Theil darunter, den ersten der Pharmacie (s. d.) oder besondern Werken überlassend. Die Alten behandelten die Pharmakologie rein empirisch; im Mittelalter mischte sich, namentlich auch durch Paracelsus, viel Mystisches ein; die jüngst vergangene Zeit suchte wiederholt auf naturphilosophischem Wege eine Pharmakodynamik zu construiren, so Wilbrand u. A. Die naturhistorische Richtung der neuern Medicin hat auch in pharmakologischer Beziehung den experimentalen Weg wieder zu Ehren gebracht; sie geht jetzt, hauptsächlich durch E. Mitscherlich, Sobernheim u. A. vertreten, Hand in Hand mit Chemie, Physiologie, pathologischer Anatomie, hat aber jedenfalls in dieser Richtung noch bedeutende Schritte zu thun, um allen Auffoderungen zu genügen.

Pharmakopöe, s. Dispensatorium.

Pharnabazus, ein pers. Satrap von Bithynien, der mehrfach in die Kämpfe Spartas mit Athen verwickelt wurde, trat zuerst unter Darius Nothus um 411 v. Chr. als Verbündeter der Spartaner auf den Kriegsschauplatz, wurde aber von Alcibiades (s. d.) geschlagen, den er später auf Lysander's (s. d.) Betrieb in Phrygien überfallen und tödten ließ. Bald aber zeigte er sich ebenso hinterlistig gegen Lysander selbst, blieb jedoch seinem neuen Könige, Artaxerres Mnemon, gegen dessen aufrührerischen Bruder, Cyrus, treu und gewann, als Sparta sich gegen Artaxerres rüstete, den athen. Flüchtling Konon (s. d.) für die Übernahme des Oberbefehls über die pers. Flotte, mit welcher dieser bei Knidos einen glänzenden Sieg erfocht. Mit Wiederherstellung der Ruhe nach dem Frieden des Antalkidas im J. 387 v. Chr. sank sein Ansehen und Einfluß.

Pharnaces I., König von Pontus, der Großvater Mithridates' des Großen, eroberte um 180 v. Chr. die mächtige und reiche griech. Stadt Sinope und machte sie zum Sitze des Reichs. An einer weitern Ausdehnung desselben hinderten ihn die Römer, deren Gebot ihn nöthigte, das schon eingenommene Paphlagonien und Galatien herauszugeben und mit den Königen Eumenes II. von Pergamus, Ariarathes V. von Kappadocien und Prusias von Bithynien Frieden zu schließen. — Pharnaces II., der Sohn Mithridates' des Großen, den er 63 v. Chr. durch Empörung zum Selbstmorde brachte, erhielt dafür durch Pompejus den Besitz des Bosporanischen Reichs. (S. Bosporus.) Nach der Niederlage des Pompejus bei Pharsalus im J. 48, als Cäsar durch den alexandrin. Krieg beschäftigt war, glaubte er sich des Reichs seines Vaters wieder bemächtigen zu können. Er nahm Kappadocien und Armenien ein, schlug Cäsar's Legaten Domitius Calvinus und den Dejotarus (s. d.) bei Nikopolis, eroberte hierauf Pontus und wüthete grausam gegen die Landeseinwohner und

Römer. Als aber Cäsar gegen ihn zog und er dessen Vergleichsvorschläge verwarf, wurde in der einen Schlacht bei Zela am 2. Aug. 47 seine Macht vernichtet. (S. Cäsar.) Er selbst floh in das Bosporanische Reich, wurde aber gleich nach seiner Ankunft von einem seiner Diener Asander ermordet.

Pharsälus, jetzt Fersalo, eine Stadt in Thessalien südlich von Larissa, am Fluß Enipeus, der weiter nördlich sich mit dem Apidanus vereinigt und mit ihm in den Peneus (jetzt Salambria) fließt, wurde historisch denkwürdig durch den Sieg der Römer über Philipp von Macedonien, noch mehr aber durch die am 9. Aug. 48 v. Chr. durch Cäsar (s. d.) und Pompejus (s. d.) hier gelieferte Schlacht. Pompejus hatte etwa 45000 Legionssoldaten, 7000 Reiter und eine große Anzahl leichte Hülfstruppen; er befehligte den linken Flügel, wo die meiste Reiterei stand, auf die er sein Vertrauen setzte; Q. Metellus Scipio die Mitte, Lucius Lentulus Crus den rechten Flügel, der sich an den Fluß lehnte. Cäsar hatte 22000 Legionarier und 1000 german. und gall. Reiter; er befehligte den rechten Flügel, wo die bewährte zehnte Legion und die Reiterei standen, Cnejus Domitius-Calvinus die Mitte, Marcus Antonius den linken Flügel. Beide Heere waren in drei Treffen aufgestellt. Das Feldgeschrei Cäsar's war Venus victrix, des Pompejus Hercules invictus. Die Cäsarianer eröffneten den Angriff, Cajus Crastinus, Centurio der zehnten Legion, dem Cäsar nachher auf dem Schlachtfelde ein Grab widmete, brach zuerst in die feindlichen Reihen; seine Reiterei wurde von der des Pompejus, diese aber wieder von sechs Cohorten, die Cäsar vor das dritte Treffen gestellt hatte, und darauf der linke Flügel des Pompejus geworfen. Dieser selbst floh ins Lager, und nun zerstreute sich sein Heer; die Cäsarianer erstürmten um Mittag das Lager, das sieben Cohorten tapfer vertheidigten und das Pompejus, aus dumpfer Betäubung erwachend, verließ, um gen Larissa zu fliehen, wohin Cäsar ihm am nächsten Tage nacheilte. Der Letztere hatte nach seinen eigenen Angaben 30 Centurionen und 200 Soldaten, nach andern 1200 verloren; von den Pompejanern waren etwa 6000 Legionarier gefallen, mehr als 24000 wurden auf der Flucht gefangen, von Cäsar begnadigt und unter seine Truppen vertheilt. P. aber wurde von dem Sieger für eine freie Stadt erklärt. Eine vollständige Beschreibung dieser Schlacht mit genauer Angabe der Heeresstellungen gibt Leake in den „Travels in Northern Greece" (Bd. 4, Lond. 1835).

Pharus, s. Leuchtthurm.

Phaselis, eine alte, von Doriern gegründete Stadt in der kleinasiat. Landschaft Lycien, an den Grenzen Pamphyliens, hatte drei gute Häfen und blühte, zumal da sie längere Zeit einen eigenen Staat bildete, durch Schiffahrt und Handel, wurde aber wegen ihrer Verbindung mit den Piraten im Kriege Roms gegen die Seeräuber durch den Proconsul Publius Servilius Isauricus um 76 v. Chr. zerstört.

Phasen oder Lichtgestalten nennt man in der Astronomie die verschiedenen Erscheinungen des Mondes und einiger Planeten, welche von ihrer Stellung gegen die Sonne herrühren. Je nachdem wir nämlich die der Sonne zugewendete und von ihr erleuchtete Hälfte dieser Himmelskörper ganz oder nur zum Theil oder gar nicht sehen können, erscheinen uns dieselben rund oder voll erleuchtet, halbkreisförmig, mehr oder weniger sichelförmig, oder sind uns auch, wie der Mond im Neumonde, ganz unsichtbar. Am auffallendsten sind die Mondphasen (s. Mond); von den Planeten zeigen nur Mercur, Venus und Mars Phasen, die freilich nur mit Fernröhren wahrzunehmen sind. Die der Venus sind schon durch schwache Fernröhre gut zu sehen; sie und Mercur glänzen übrigens am hellsten, wenn sie sichelförmig erscheinen. Mars erscheint niemals sichelförmig und weicht nie sehr von der Kreisgestalt ab, da der uns sichtbare erleuchtete Theil der Scheibe nie weniger als $^{15}/_{16}$ der ganzen Scheibe beträgt.

Phäsis, ein reißender und schiffbarer Strom in Kolchis, jetzt Rioni, welcher in das Schwarze Meer sich ergießt, erlangte eine besondere Berühmtheit durch die Sage von der Argonautenfahrt, indem Jason (s. d.) an der Mündung dieses Stromes landete und mit Hülfe der Medea von hier aus das goldene Vließ holte.

Phegeus, König in Arkadien, der Bruder des Phoroneus, gab der Stadt Erymanthos (später Psophis) den Namen Phegeia. Er war Vater der Alphesiböa oder Arsinoë, des Pronoos und Agenor, oder des Temenos und Axion. Von den Söhnen des Alkmäon

(s. d.), den er vom Muttermorde entsühnt hatte, wurde er getödtet. — Phegeus hieß auch der Sohn des Dares und Priester des Hephästos in Troja, der von Diomedes getödtet wurde; und der Gefährte des Äneas, welchen Turnus erlegte.

Phelloplastik (griech.) oder Korkbildnerei nennt man die von dem Architekten Agostino Rosa in Rom in den J. 1780—90 erfundene Kunst, röm. und griech. Baudenkmale aus geschnittenem Korke in verkleinertem Maßstabe darzustellen. Der Baurath Mey in Aschaffenburg brachte diese Kunst, nachdem er die röm. Arbeiten gesehen hatte, auf eine sehr hohe Stufe der Vollkommenheit, indem er sie auch auf Nachbildung goth. Bauwerke anwendete. Die Anfertigung selbst ist wohlfeil und mit wenigen Schwierigkeiten verknüpft, leistet aber dabei weit mehr als die gewöhnlichen Nachbildungen in Holz, Pappe und Papiermaché, indem die natürliche Beschaffenheit des Korks schon das Ansehen der vom Zahne der Zeit angegriffenen Baumaterialien nachahmt. Es ist in der That bewundernswerth, welchen Grad von Täuschung dergleichen Hautreliefs hervorzubringen vermögen, wenn sie in etwas großem Maßstabe und mit Genauigkeit und Einsicht gemacht sind, doch erfodern sie in der Anlage und Ausführung ebenso viel Geschmack, als eine genaue Kenntniß der Perspective.

Phemios, der Sohn des Terpios, ein Sänger, der den Freiern im Hause des Odysseus vorsang. Da er dieses nur gezwungen gethan, schenkte ihm Odysseus bei seiner Rückkehr auf Fürsprache des Telemachos das Leben.

Phemonoë, die Tochter des Apollon und erste Priesterin desselben zu Delphi, war der Sage nach die Erfinderin des Hexameter.

Pherä, eine einst mächtige Stadt Thessaliens, nahe am Pelion, mit einer Akropolis und der im Alterthume berühmten Heilquelle Hyperia, war der Sage nach der uralte Königssitz des Admetus und der Alcestis und erlangte später eine besondere politische Bedeutsamkeit durch eine selbständige Tyrannenherrschaft, die auf die innern Angelegenheiten Griechenlands längere Zeit ihren Einfluß geltend zu machen und zu wiederholten Malen sich ganz Thessaliens zu bemächtigen suchte. Unter diesen Tyrannen wird außer Lykophron, der zu Ende des peloponnes. Kriegs, und dessen Sohn Jason, der um 378 v. Chr. den Thron behauptete, namentlich der Schwiegersohn Jason's, ein gewisser Alexander, wegen seiner beispiellosen Grausamkeit erwähnt, indem er außer andern unerhörten Greuelthaten viele Unschuldige theils lebendig begraben, theils in Thierhäute einnähen ließ, um zum Vergnügen Jagdhunde darauf zu hetzen, bis er nach dreizehnjähriger blutiger Regierung von seiner Gattin und deren Brüdern 357 v. Chr. ermordet wurde. Die bedeutenden alten Überreste, welche sich bei dem heutigen Velestino finden, sind von Leake in den „Travels in Northern Greece" (Bd. 4, Lond. 1835) beschrieben.

Pherecydes, einer der ältesten griech. Weisen im 6. Jahrh. v. Chr., von der Insel Syros gebürtig, ein Zeitgenosse und Schüler des Thales, vielleicht auch des Pittakus, schrieb die erste Kosmo- und Theogonie in Prosa, die sich freilich noch sehr der Poesie nähert. In diesem Werke, welches den räthselhaften Titel „Heptamychos" führte, suchte er aus den drei ewigen Principien, der Zeit oder dem Kronos, der Erde als der formlosen und leidenden Masse, und dem Äther oder Zeus, als dem bildenden Principe, das Entstehen aller Dinge auf eine mehr dichterische als philosophische Weise zu entwickeln. Auch soll er zuerst, wenigstens schriftlich, die Behauptung von der Fortdauer der menschlichen Seele aufgestellt haben, wobei es jedoch unentschieden bleibt, ob er bereits an die von seinem Schüler Pythagoras (s. d.) dann weiter ausgeführte Lehre von der Seelenwanderung gedacht habe. Die vorhandenen Bruchstücke sind gesammelt und erläutert von Sturz (Gera 1789; 3. Aufl., Lpz. 1824). — Nicht zu verwechseln mit ihm ist ein anderer Pherecydes, ein Logograph im 5. Jahrh. v. Chr., Zeitgenosse des Herodot, welcher von der Insel Leros stammte, dann in Athen sich aufhielt und die auf die Geschichte Athens und anderer Städte und Staaten bezüglichen Sagen in einem mythisch-geschichtlichen Werke von zehn Büchern zusammenstellte. Unterschieden davon war vielleicht die von den Alten unter seinem Namen angeführte „Archaeologia attica". Die Fragmente sind von Sturz in der vorhererwähnten Ausgabe zugleich mit gesammelt, dann von Müller in „Historicorum graec. fragmenta" (Par. 1840). Vgl. Matthiä, „De Pherecydis fragmentis" in dessen „Vermischten Schriften" (Altenb. 1833).

Pherekrätes aus Athen, einer der vorzüglichsten Dichter der ältern attischen Komödie, um 430 v. Chr., ein Zeitgenosse des Eupolis und Aristophanes, war anfangs Schauspieler, wendete sich aber später mit vielem Glücke der dramatischen Poesie zu und verfertigte eine Reihe von Lustspielen, in denen er nicht die Politik, Tagesgeschichte oder öffentlichen Charaktere zum Gegenstande seines Spottes nahm, sondern den Stoff aus der Mythologie sich schuf, obgleich hin und wieder bittere Anspielungen auf einzelne Personen, wie auf Alcibiades und namentlich auf die Tonkünstler seiner Zeit, vorkommen. Auch verdankt ihm die Metrik eine besondere, aus sieben Silben bestehende trochäisch-daktylische Versart (— ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑), welche nach ihm der Pherekratische Vers genannt wird. Von den ihm beigelegten 18 Stücken, deren einige schon die Alten als unecht bezeichneten, sind die noch erhaltenen Bruchstücke von Runkel (Lpz. 1829) und Meineke in den „Fragmenta comicorum graec." (Bd. 1 und 2, Berl. 1889 fg.) gesammelt und erläutert worden.

Phidias, der Sohn des Charmides, aus Athen, bezeichnet, wie Rafael von Urbino, durch seinen Namen einen der höchsten Glanzpunkte der Kunst. Um 488 v. Chr. geboren, dann durch heimische Meister, wahrscheinlich Hegias, unterrichtet, bildete er sich um 475 in der Schule des Argivers Argeladas, und war dann so glücklich, für seine bewährten Talente an Perikles einen Pfleger zu finden, dessen unübertroffene Bauunternehmungen er leitete und mit seinen wichtigsten Bildwerken schmückte. Die Vollendung der Pallas Athene im J. 438 bezeichnet den Triumph seiner Kunst über alles bis dahin Geleistete. Ihre unerreichte Würde verschaffte ihm von Elis den Auftrag, das Götterbild des Zeus in Gold und Elfenbein auszuführen, das er 436 vollendete. Im J. 433 von der dem Perikles feindlichen Partei angeklagt, starb er 432 v. Chr. im Gefängniß. So hat Otfr. Müller in seiner ebenso gelehrten als geistreichen „Commentatio de Phidiae vita et operibus" (Gött. 1827, 4.) das Chronologische in des P. Leben geordnet, dem nur einige Anekdoten entgegen zu sein scheinen. Unter seiner Leitung standen unzählige Architekten, Bildhauer, Erzgießer, Goldschmiede, Elfenbeinarbeiter, Maler, Teppichmacher u. s. w., sodaß er als das Centrum der ganzen athen. Kunstthätigkeit zu betrachten ist. Das Bewundernswürdige seines Genius hat die ganze alte Welt einstimmig anerkannt; einen Begriff davon geben uns die architektonischen Sculpturen, welche die unter seiner Einwirkung entstandenen Baudenkmale schmükken und schmückten. In seiner 37 F. hohen, aus Gold und Elfenbein gearbeiteten Pallas Athene (s. Minerva), dem Standbilde in dem Parthenon (s. d.) auf der Akropolis von Athen, verherrlichte er die Majestät einer gerüsteten, aber ruhig siegessichern Jungfrau; auch schmückte er die Giebelfelder dieses Tempels mit den Darstellungen der Geburt der Göttin und des Sieges derselben über Poseidon. Zu seinem olympischen Zeus in Elis, einer sitzenden 64 F. hohen Figur, die in der Rechten die Nike, in der Linken das Scepter mit dem Adler hielt, begeisterten ihn die berühmten Verse Homer's:

Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.

Zeus war hier dargestellt in dem Moment huldreicher Gewährung menschlicher Bitten. Wer diese Gestalt nicht gesehen hatte, hielt sich für unglücklich; sie galt als eins der Wunder der Welt. Vgl. Siebenkees, „Über den Tempel und die Bildsäule des Jupiter zu Olympia" (Nürnb. 1795), Quatremère de Quincy, „Jupiter olympien" (Par. 1816, Fol.) und die Schriften von Völkel, Haus, Böttiger u. A. Um aber die unglaubliche Thätigkeit dieses Meisters zu übersehen, muß man das von Otfr. Müller und Sillig im „Catalogus artificum" gegebene Verzeichniß seiner Werke vergleichen, welches ganze Gruppen von Göttern und Heroen (für Delphi), einen ehernen Thron (der Minerva Hygiea auf der Burg zu Athen) und neben den Statuen der Venus, des Hermes, Apollon, einer springenden Amazone u. s. w., auch eine Cikade, eine Fliege, eine Maus und ein Gemälde im Olympium zu Athen zum Beweise aufführt, daß P. mit seiner Meisterschaft alle Arten bildlicher Kunstübung umfaßte.

Philä, eine kleine Felseninsel im Nil in Oberägypten, unterhalb des kleinen Wasserfalls, südlich von Elephantine (s. d.), war im Alterthume berühmt durch seine Tempel und Prachtgebäude aus der Zeit der Ptolemäer, die noch jetzt in ihren Trümmern die Bewunderung auf sich ziehen. Sie heißt jetzt Dschesira el Birbe. Vgl. Parthey, „De Philis insula eiusque monumentis" (Berl. 1830).

Philadelphen hießen die Mitglieder eines geheimen Bundes in der franz. Armee, der den Sturz Napoleon's und die Herstellung der Republik bezweckte und den Brigadegeneral Oudet zum Haupte gehabt haben soll. Letzterer wurde, wie man erzählte, nach der Schlacht bei Wagram mit 35 seiner mitverschworenen und von ihm angestellten Offiziere in einen Hinterhalt gelockt und dort erschossen. Als eine Äußerung dieses Bundes wird die Verschwörung Mallet's (s. d.) im J. 1812 angesehen. Über das Nähere der Sache herrscht indessen bis jetzt ein völliges Dunkel.

Philadelphia, die bedeutendste Stadt Pennsylvaniens, nach Neuyork die größte und in Hinsicht der Regelmäßigkeit und Schönheit ihrer Bauart die erste Stadt der Vereinigten Staaten, gegründet im J. 1682 von Will. Penn (s. d.), ist geschichtlich berühmt als der Ort, wo 1776 die Unabhängigkeit der amerik. Colonien feierlich erklärt wurde, und war bis 1800 der Sitz der Regierung des Staats Pennsylvanien (s. d.). Sie liegt etwa 30 M. vom Atlantischen Ocean, zwischen den Flüssen Delaware und Schuylkill, die sich einige engl. Meilen unterhalb der Stadt vereinigen. Mit Trinkwasser wird sie durch eine prächtige Wasserleitung aus dem Schuylkill versorgt, über den in der Stadt eine Brücke führt, die aus einem einzigen Bogen von 340 F. Weite besteht. Die ganz regelmäßigen, geraden, breiten, gut gepflasterten Straßen haben sehr bequeme Seitenwege. Namentlich zeichnet sich die Marktstraße aus, welche zu beiden Seiten sehr elegante Kaufhallen hat. Die beiden schönen und regelmäßigen öffentlichen Plätze, der Washington- und der Franklinplatz sind neuerdings mit Statuen geziert worden. Die Zahl der Einwohner war von 1820—30 von 119325 auf 167811 gestiegen und 1840 belief sie sich auf 228691, darunter gegen 35000 Deutsche, über 20000 Franzosen und 12000 freie Farbige. Wie Neuyork der Hauptsitz des Handels, so ist P. der Sitz der Wissenschaften und Künste. Es hat eine Universität, die 1780 gestiftet wurde und deren medicinische Abtheilung allein 4—500 Studenten zählt; eine Akademie der Naturwissenschaften (seit 1812), eine Akademie der schönen Künste (seit 1805), eine Sternwarte, einen botanischen Garten, eine amerik. philosophische Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse; eine medicinische, eine chemische, eine mechanische und eine deutsche Gesellschaft; eine Gesellschaft zur Aufnahme des Landbaues, gestiftet 1785, mit Sammlungen von Mineralien und Modellen; ein Athenäum, gestiftet 1814, mit Sammlungen, einer reichen Bibliothek gemeinnütziger Werke und einem Journal-Lesezimmer; Peale's Museum, welches die reichste Naturaliensammlung in Nordamerika besitzt; ein Seminar für Missionare zur Bekehrung der Neger in Afrika (seit 1818); eine Taubstummenanstalt; eine Menge guteingerichteter Schulen; zwei Kunstvereine, vier Theater u. s. w. Ehrende Anerkennung verdient der hier am 15. Dec. 1835 von zwölf Deutschen gestiftete Singeverein „Der Männer-Chor", wie auch der damit verbundene „Frauen-Chor", beide herangebildet unter der vortrefflichen Leitung des theoretisch und praktisch tüchtigen Directors P. M. Wolsieffer aus Rheinbaiern, welcher gegenwärtig die ähnlichen Vereine „Liederkranz" und „Harmonie" in Baltimore leitet. Diese Vereine umfassen gegen hundert Sänger und Sängerinnen, abgesehen von mehren hundert Ehrenmitgliedern, und geben gemeinschaftlich, abwechselnd in Philadelphia und in Baltimore Concerte, wodurch sie wesentlich zur Erhaltung echt deutscher Fröhlichkeit in Amerika beitragen. Eine allgemeine philadelphische Bibliothek wurde daselbst 1731 von Franklin angelegt, und ihr 1790 errichtetes Gebäude, auf dessen Fronte die Statue Franklin's von weißem Marmor steht, ist eins der geschmackvollsten der Stadt. Es enthält, außer der Bibliothek von mehr als 40000 Bänden, auch noch ein Museum und einen physikalischen Apparat. Unter den übrigen Bibliotheken sind die Sammlungen der Akademie der Naturwissenschaften (5000 Bände) und der amerik. philosophischen Gesellschaft (6000 Bände) die bedeutendsten. Die Stadt hat 165 Kirchen und Bethäuser für die zahlreichen Religionsparteien, unter welchen die Presbyterianer und Englisch-Bischöflichen, nach ihnen aber die Methodisten und Katholiken die Mehrzahl ausmachen. Die 1837 gestiftete deutsch-evangelische Gemeinde, eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, besitzt in der Julianastraße eine eigene Kirche, die im Febr. 1840 eingeweiht wurde. Die Juden haben eine Synagoge. P. ist der Hauptsitz der Quäcker, welche hier im Genusse besonderer Vorrechte mehre wohlthätige Anstalten gegrün-

det haben, z. B. ein Hospital, ein Arbeitshaus, das mehr als 6000 Arme ernährt und beschäftigt, und mehre andere wohlthätige Anstalten, die musterhaft eingerichtet sind. Eine der großartigsten Stiftungen ist das von dem Bankier Steph. Girard mit dem Fonds von 2 Mill. Dollars ausgestattete Waisenhaus, für welches von ihm in der Stiftungsurkunde die Bestimmung getroffen worden ist, daß nie ein Geistlicher die Schwelle der Anstalt überschreiten darf. Eine ebenfalls sehr wohlthätige Anstalt ist das öffentliche Armen- und Krankenhaus, welches aus vielen Gebäuden besteht und zu dem ein anatomisches Museum, ein Klinikum und eine Bibliothek gehören. Sehr heilsam hat auf die Verbesserung des sittlichen Zustandes das 1826 gestiftete Zufluchtshaus (House of refuge) eingewirkt, das aber nur männliche Individuen unter 21 Jahren und Mädchen nicht über 18 Jahre alt aufnimmt. Ferner hat P. ein Arbeitshaus mit einer Entbindungs-, Waisen- und Krankenanstalt; ein Irrenhaus, eine Gesellschaft zur Beförderung der Abschaffung des Negerhandels, die 1787 von Franklin gestiftet wurde; eine Gesellschaft zur Unterstützung fremder Einwanderer und eine deutsche Ansiedelungsgesellschaft, die im Gasconade-County in Missuri eine Ansiedelung und die Stadt Hermann gegründet hat. Neben Fabriken aller Art und Zuckersiedereien hat die Stadt auch viele Buchdruckereien, bedeutenden Buchhandel u. s. w. Ferner bestehen daselbst die 1791 errichtete Staatsbank, eine pennsylvanische Bank und mehre andere, eine große Anzahl Assecuranzgesellschaften, ein Handelscollegium und andere Anstalten für den auswärtigen und den Binnenhandel. Auch ist in P. seit 1791 die Münze für die ganze Union, für welche 1829 ein neues Gebäude errichtet wurde. Außerhalb der Stadt liegen die große Strafanstalt, in der das Zellensystem eingeführt ist, und das schöne Marinehospital. Der Delaware trägt selbst vor der Stadt noch Seeschiffe. Der Hafen ist sehr geräumig und die Schiffswerfte sind von großer Wichtigkeit. Auf diesen wurde Pennsylvania, das größte Linienschiff der Vereinigten Staaten von Nordamerika, gebaut, das am 18. Juli 1837 vom Stapel ging. Es ist ein Vierdecker von 140 Kanonen und 3000 Tonnen Last. Seine äußere Länge beträgt 247, seine Breite 58 und seine Höhe vom Kiel bis zum obersten Deck 54 F. (ein amerik. Fuß hat 11⁵⁄₈ rheinländische Zoll). Die Masten, Segelstangen u. s. w. sind von Weimuthkiefern zusammengesetzt, die meisten Balken, Wände u. s. w. vom schönsten wohlriechenden Cedernholz, die Winkelbalken oder sogenannten Kniestücke von festem krummgewachsenen Eichenholz.

Philadelphia (Jakob). Unter den Männern, welche im 18. Jahrh. neben dem großen Saint-Germain (s. d.), Cagliostro (s. d.), Mesmer (s. d.), Casanova (s. d.) u. s. w. die Aufmerksamkeit auf sich zogen, war P. keiner der unbedeutendsten. Noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wollten fast alle Professoren der höhern Magie, sowie alle gemeinen Taschenspieler Schüler P.'s sein, und die wunderlichsten Sagen über ihn lebten und leben zum Theil noch fort. So wird erzählt, daß P. unter Friedrich dem Großen zu gleicher Zeit zu vier Thoren in Berlin hinausgefahren sei. Nach einer andern Sage, zu der der Professor Lichtenberg in Göttingen die Veranlassung gab, schwang sich P. an dem Faden eines in die Luft geworfenen Bindfadenknäuels so hoch hinauf, bis er den Augen der Zuschauer sich entzog. Nach einer weitern Ausbildung dieser Sage ließ er darauf seine Glieder stückweise herabfallen, die sich dann, in einen Korb gesammelt, mit dem zuletzt herabgekommenen Rumpfe und Kopfe wieder vereinigten, sodaß unser Held ganzbeinig, frisch und munter, wie vor der Luftfahrt, dastand. Nach einer dritten Sage ließ sich der Zauberer entweder kurz vor oder gleich nach seinem Tode durch seinen Diener in Stücke zerhauen, mit dem gemessenen Befehl, diese in ein mit aromatischen Kräutern gefülltes Faß zu legen, was er nach neun Monaten öffnen solle, indem er dann verjüngt in das Leben zurückkehren werde. Der Diener habe die Zeit nicht erwarten können, das Faß daher vor dem neunten Monat geöffnet und nun ein fast völlig ausgebildetes Kind gefunden, welches selbst einmal geathmet habe, gleich darauf aber für immer verschieden sei. P. wurde von jüd. Ältern im nordamerik. Philadelphia in den ersten 20 Jahren des 18. Jahrh. geboren, erhielt bei der Beschneidung den Namen Jakob und nahm, als er Christ wurde, den seiner Vaterstadt an. Mathematik und Physik zogen ihn früh an und auf sie gründete er seine spätere Lebensbahn. Nach dem Tode des Herzogs von Cumberland, Heinrich Friedrich, bei welchem er eine Zeit lang gelebt hatte, hielt er von 1757 an in England als Künstler der Mathematik, wie er sich

selbst nannte, seine mathematisch-physikalischen Vorstellungen, und bereits seit 1758 lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich. Von jetzt an durchreiste er Portugal und nach und nach fast alle Länder Europas oder, wie er sagte, alle vier Welttheile. Der russ. Fürst Orlow ließ ihn auf Befehl der Kaiserin Katharina II., welche er zwar durch eins seiner Kunststücke in Schrecken gesetzt haben soll, die ihn aber doch ihrer goldenen Huld würdigte, 1772 zum Congreß nach Fokschani in der Walachei kommen und sendete ihn von da nach Konstantinopel zum Sultan Mustapha III., welcher ihn so lieb gewann, daß er, wie Lichtenberg in seiner Satire bemerkt, von da ab für die Vormittagsstunden von 11—12 für die genannte Stadt engagirt wurde. Am 18. und 24. Aug. 1773 gab P. zwei Vorstellungen am kaiserlichen Hofe zu Wien, die ihm mit 300 Thlr. bezahlt wurden; bald darauf ließ er sich in Potsdam und Berlin sehen. Seinen Göttingen 1777 zugedachten Besuch vereitelte Lichtenberg. Im J. 1778 beschenkte ihn der Magistrat zu Schwäbisch-Hall mit einer Ehrenmedaille, und 1779 befand er sich in Strasburg und beabsichtigte, von da aus in die übrigen Theile der Schweiz zu gehen. Wo er sich von da an hingewendet habe, weiß man nicht; doch besuchte er noch zwischen 1794 und 1795 die Schule zu Pforte. Der eigentlichen Taschenspielerkunst wollte P. fremd sein und Kunststücke, die mit ihr in Verbindung standen, betrachtete er als Nebensachen. Übrigens ließ er sich seine Vorstellungen ziemlich theuer bezahlen. Er lebte sehr anständig und schickte noch 1797 an einen gewissen Otzel in Köthen, wo er sich aufhielt, sobald er sich nicht auf Reisen befand, von Kehl aus eine Summe Geldes, um damit Mehres für ihn zu berichtigen. Wo, wie und wann er gestorben, ist unbekannt.

Philagrius, ein griech. Arzt, welcher höchst wahrscheinlich im 3. Jahrh. n. Chr. lebte, scheint besonders um die Chirurgie sich Verdienste erworben zu haben, wenn man aus den Bruchstücken seiner Werke, die sich bei Oribasius und Aëtius finden, zu schließen berechtigt ist. Außer diesen Bruchstücken hat sich nichts von ihm erhalten.

Philalethen oder Religiöse Wahrheitsfreunde nannten sich die ungenannten Verfasser des „Entwurfs einer Bittschrift an deutsche Fürsten" (Kiel 1830), worin die Idee zur Bildung einer neuen religiösen Gemeinschaft aufgestellt wurde, deren Eigenthümlichkeit darin bestehen sollte, an keine, weder positive noch nationale, Dogmen gebunden, sondern nur durch das allgemeine Element der Religiosität zu gemeinsamen Symbolen und Gebräuchen vereinigt zu sein. Daß die Sache damals keinen Anklang fand, läßt sich nur aus der Gleichzeitigkeit derselben mit der franz. Julirevolution und der darauf folgenden fast allgemeinen Bewegung erklären, welche die Gemüther gewaltsam von allen religiösen Angelegenheiten ab zu der Politik hinriß. Obschon ohne directen Zusammenhang kann man die Philalethen als Vorläufer der Protestantischen Freunde (s. d.) betrachten.

Philammon, der Sohn des Chrysothemis oder des Apollon und der Chione, Vater des Thamyris und Eumolpos, ein thrazischer Sänger, soll die lernäischen Mysterien eingeführt haben, den Delphiern gegen die Phlegyer zu Hülfe gezogen und im Kampfe gefallen sein.

Philäni ist der Name eines durch seltene Vaterlandsliebe berühmten karthag. Brüderpaars. Als nämlich Karthago und Cyrene einst in Grenzstreitigkeiten verwickelt wurden, kamen beide Nationen zur gütlichen Beilegung derselben darin überein, daß eine jede derselben an einem und demselben Tage und zu derselben Stunde zwei Abgesandte von ihren bis dahin anerkannten Grenzen abschicken wolle und daß dann der Ort, wo beide Parteien zusammentreffen würden, die Grenze ausmachen solle. Die karthag. Brüder hatten aber durch größere Schnelligkeit einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, daher die Cyrener bei dem gegenseitigen Begegnen sich weigerten, die getroffene Bestimmung anzunehmen, es sei denn, daß die beiden Karthager an dieser Stelle sich lebendig begraben ließen. Dies geschah, und zur Erinnerung an diese von den Alten vielfach erzählte und ausgeschmückte Begebenheit errichtete man unter dem Namen Arae Philaenorum, d. i. Altäre der Philäni, auf dem südlichen Punkte der großen Syrte ein Denkmal, das bereits zu Strabo's Zeit verschwunden war, obgleich die Gegend selbst den Namen fortbehielt.

Philanthropinismus heißt das pädagogische System, welches Basedow (s. d.) und seine Freunde aus den freisinnigen Erziehungsregeln Locke's und Rousseau's in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. anzubauen und mit den schon von Joh. Amos Comenius (s. d.) empfohlenen didaktischen Mitteln in Anwendung zu bringen suchten. Basedow fand den

Hauptgrund der körperlichen und geistigen Entartung seiner Zeitgenossen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Dämonen, gegen die nächst ihm Wolke, Iselin, Campe, Trapp und Salzmann mit den Waffen des gesunden Menschenverstandes und mit reformatorischer Begeisterung und Zuversicht zu Felde zogen und so eine neue Epoche in der Erziehungskunst begründeten, unter deren Einfluß in Deutschland ein großer Theil des gegenwärtigen Geschlechts aufgewachsen ist. Die Grundsätze dieser Männer, die sich am liebsten Philanthropen, d. h. Menschenfreunde, nennen ließen, sind folgende. Die Natur muß trotz des Widerspruchs der conventionellen Unsitte die Regel, und Philanthropie, d. i. Menschenliebe, die Triebfeder aller Erziehung sein. Darum muß man die Kraft des Kindes, das von Natur gut ist, sich frei entwickeln und an Gegenständen der sinnlichen Anschauung (Naturkunde, Technologie) sich üben lassen, bis es reich genug an Vorstellungen ist, um die Symbolik der Worte (classische Autoren, Religionslehren) zu verstehen, und seine Erziehung so leiten, daß es zum körperlich und geistig gesunden, im Gebrauche seiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wissens orientirten, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menschen heranreife. Um der Menschheit auf diesem Wege zu helfen, hatte Basedow die Errichtung einer Pflanz- und Musterschule für Lehrer, welche nach seinen Grundsätzen Weltbürger erziehen sollten, entworfen und sie unter dem Namen Philanthropin als eine Werkstätte der Menschenfreundschaft angekündigt. Die dazu gesammelten Gelder reichten aber nur zur Stiftung einer Erziehungsanstalt hin, die unter jenem Namen 1774, unter dem Schutze des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Dessau, eröffnet wurde. Nach dem Vorbilde dieser Musteranstalt, welche ihre Zöglinge wol körperlich stärkte, aber auch geistig zerstreute, und sich wegen Mangels an Ausdauer ihres Stifters und wegen des schnellen Wechsels ihrer Vorsteher 1793 wieder auflöste, entstanden mehre Philanthropine, von denen aber nur die Salzmann'sche Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal (s. d.) das 19. Jahrh. erlebt und sich erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortschritte machte, ist weniger dem heftigen Widerspruche der Humanisten, die sich als Angeklagte behandelt sahen (s. Humanität), als den Schwächen der philanthropischen Grundsätze und Methoden selbst, sowie dem Misverhältniß zuzuschreiben, in welchem die pomphaften Ankündigungen der Philanthropisten mit ihren Leistungen standen. Denn wie sehr auch das Zeitalter Friedrich's II., von dem die praktische, ja fast nur ökonomisch-mercantilische Richtung der Weltleute, und die Verstandescultur ausgingen, sich in dem Orange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauche des irdischen Lebens gefallen mochte, so wurden doch die erfahrenen Pädagogen und ernsthaften Freunde der Wissenschaft bald darüber einig, daß Philanthropinismus, welcher der Jugend Alles leicht und angenehm machen wollte, seichte Vielwisserei und zerstreuende Tändelei befördere und bei einiger Consequenz zur Gemeinheit im Denken und Handeln führe. Durch die weit verbreiteten Schriften der Tonangeber, z. B. Basedow's „Elementarwerk", Campe's „Fragmente über Aufklärung" und das „Revisionswerk", Trapp's „Pädagogik", Salzmann's „Menschliches Elend" und „Himmel auf Erden" und die Unzahl Kinder- und Volksbücher, sowie durch die als Hofmeister und Schullehrer allenthalben reformirenden Apostel in den drei letzten Jahrzehnden des 18. Jahrh., wo der Philanthropinismus in der Mode war und außer den Gelehrtenschulen ziemlich frei schalten durfte, hat derselbe manche Verirrungen veranlaßt und genährt, doch ist ihm auch manches Rühmliche nachzusagen. Hierher gehört insbesondere sein Einfluß auf die Verbesserung der Landschulen (s. Schulen), die Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in dem Volksunterrichte und vor Allem seine rastlose Sorgfalt für das in hohem Grade vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend, das Verdienst, die Gymnastik wieder erweckt, die Kinderstuben, durch seine durchdringenden Strafreden gegen tausend Misbräuche der frühesten Erziehung, aus Marterkammern in heitere Wohnsitze der Gesundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geschlecht von der Schnürbrust und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken-, Zopf- und Pudertand befreit zu haben. Daher wird die erkenntliche Nachwelt, wenn die übeln Folgen der Misgriffe des Philanthro-

pinismus längst verschwunden sein werden, doch immer noch eingestehen, daß er es gut mit der Menschheit gemeint und ihr wichtige Dienste geleistet hat.

Philēmon und **Baucis** waren ein wegen ihrer noch im hohen Alter treuen Liebe im Alterthume berühmtes Ehepaar. Die Mythe erzählt von ihnen Folgendes. Als einst Jupiter und Mercur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, wollte sie Niemand beherbergen; blos jene schon betagten Ehegatten nahmen sie auf, wuschen ihnen die Füße, setzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten sie. Bei ihrem Weggange nahmen die Götter das Paar mit sich auf einen benachbarten Berg. Nach ihrem Dorfe zurückschauend sahen die beiden alten Leute dasselbe überschwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Jupiter erlaubte ihnen, irgend eine Bitte zu thun; allein die bescheidenen und zufriedenen Eheleute baten blos um die Begünstigung, als Diener seines Tempels zu gleicher Zeit zu sterben. Im hohen Alter, als sie einst vor des Tempels Thüre saßen, wurde P. in eine Eiche, Baucis in eine Linde verwandelt. Erst allmälig bemerkten sie ihre Verwandlung und nahmen, so lange sie sich sehen konnten, den zärtlichsten Abschied voneinander.

Philēmon, einer der vorzüglichsten Dichter, der Begründer der sogenannten neuen griech. Komödie, um 320 v. Chr., aus Soli in Cilicien, war ein Zeitgenosse des Menander (s. d.), mit dem er um den Vorrang stritt, den ihm auch Einige von den Alten ertheilten. Die von seinen 97 Lustspielen noch übriggebliebenen Bruchstücke sind zugleich mit denen des Menander am besten von Meineke unter dem Titel „Menandri et Philemonis reliquiae" (Berl. 1823), dann verbessert und berichtigt von demselben in den „Fragmenta comicorum graec." (Bd. 1 und 2, Berl. 1839) und von W. Dindorf in der Ausgabe des Aristophanes (Par. 1838) bearbeitet worden. — Denselben Namen führten auch mehre griech. Grammatiker, unter denen besonders der Lexikograph Philemon hervorzuheben ist, welcher in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., nach Andern erst im 10. Jahrh. lebte und ein „Lexicon technologicum" verfaßte, herausgegeben von Burney (Lond. 1812) und Osann (Berl. 1821).

Philes (Manuel), ein ganz später griech. Dichter aus Ephesus, dessen Blüte in die erste Hälfte des 14. Jahrh. fällt, verfaßte ganz im Geschmacke seiner Zeit ein größeres Gedicht in Jamben „Über die Eigenschaften der Thiere", welches Pauw zuletzt herausgegeben hat (Utr. 1730, 4.), ferner mehre Epigramme und andere kleinere Gedichte, von denen Wernsdorf unter dem Titel „Philae carmina graeca" (Lpz. 1768; 2. Aufl., Danz. 1773) eine Ausgabe besorgte. Vgl. Thorlacius, „De Manuele Phile iambographo graeco" (Kopenh. 1813).

Philētas, ein elegischer griech. Dichter und Freund des Hermesianax (s. d.), war aus Kos gebürtig, lebte aber seit 306 v. Chr. zu Alexandria am Hofe des Ptolemäus Lagi, der ihm den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder, besonders des Thronfolgers Ptolemäus Philadelphus, anvertraute. Durch seinen Vater, einen Grammatiker, veranlaßt, widmete er sich mit vielem Eifer dem Studium der Homerischen Kritik und verband damit, ganz im Geiste jener Zeit, in der man auch in den dichterischen Werken große Gelehrsamkeit zur Schau trug, die Poesie. Dennoch ist der Verlust seiner Elegien sehr zu beklagen, da sie die alten Kunstrichter gleich nach denen des Kallimachus setzten und Propertius (s. d.) sie als Vorbild sich wählte. Übrigens war er der Sage nach von so dünner und leichter Gestalt, daß er Blei in den Sohlen tragen mußte, um nicht vom Winde fortgeführt zu werden, und fand seinen Tod in Folge zu scharfen Nachdenkens über eine Art verfänglicher Schlüsse. Gute Sammlungen der erhaltenen Fragmente besitzen wir von Kayser (Gött. 1793), N. Bach (Halle 1829) und Schneidewin im „Delectus poeseos graec. elegiacae etc." (Gött. 1838); eine treffliche deutsche Übersetzung von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankf. 1826).

Philhellēnen, d. i. Griechenfreunde, wurden alle Diejenigen genannt, welche die Griechen bei ihrem Freiheitskampfe entweder durch persönliche Kriegsdienste oder durch Geld und auf andere Weise unterstützten. Einer der thätigsten Philhellenen war der Banquier Eynard (s. d.) in Genf.

Philidor (André Danican), einer der größten Schachspieler, auch Componist, war zu Dreux 1726 geboren und ließ bereits im elften Jahre seine erste Motette vor dem Hofe auf-

führen, während er gleichzeitig als geschickter Schachspieler in Ruf kam. Namentlich das Letztere veranlaßte ihn 1745 zu einer Reise durch Holland, England und einen Theil Deutschlands. In Berlin spielte er im J. 1750 zu gleicher Zeit drei Partien Schach gegen drei Meister mit verbundenen Augen und gewann sie in kurzer Zeit. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich, im J. 1754, widmete er sich ganz der Musik, anfangs jedoch mit wenig Glück. Erst nach und nach erhielten seine Operncompositionen größern Beifall, die sich dem Kirchenstil nähern und in den fugirten Finalen einen tüchtigen Arbeiter zeigen. Beim Ausbruch der Revolution war er Pensionair des Königs von Frankreich und des ital. Theaters. Er reiste jährlich nach London auf Kosten des dortigen Schachclubs, dessen Mitglied er 30 Jahre lang war. In London verlebte er auch seine letzten Jahre und starb daselbst am 31. Aug. 1795. Bis an das Ende seines Lebens behielt er sein außerordentliches Gedächtniß. Noch zwei Monate vor seinem Tode spielte er mit verbundenen Augen zwei Partien Schach zugleich und gewann sie beide.

Philipp oder Philippus ist der Name dreier uns näher bekannter macedon. Regenten, von denen namentlich der zweite eine hohe politische Bedeutsamkeit hat. Schon in früherer Zeit, um 450 v. Chr., wird Philipp, ein Sohn Alexander's I., erwähnt, der sich gegen seinen Bruder, Perdikkas II., den rechtmäßigen König von Macedonien, empörte, aber den Thron gegen diesen vergebens zu behaupten suchte, obgleich er von Athen aus Unterstützung erhielt. — Mit Philipp II., einem Sohne des Königs Amyntas II. und Vater Alexander's des Großen, beginnt die eigentliche Glanzperiode Macedoniens. Er wurde von den Thebanern, als sie die damaligen Thronstreitigkeiten Macedoniens durch die Theilung des Reichs unter zwei Prätendenten schlichteten, als Geisel für die Erhaltung jener Theilung mit nach Theben geführt, wo er während eines mehrjährigen Aufenthalts im Hause des Epaminondas griech. Bildung und Taktik, zugleich aber auch die große Spannung und Uneinigkeit der griech. Staaten kennen lernte. Als daher jene Theilung des macedon. Reichs durch Ermordung des einen Prätendenten aufgehört hatte, entwich P. nach Macedonien, übernahm die Vormundschaft über seinen noch unmündigen Neffen, Amyntas III., und benutzte diese, als er das Reich von innern und äußern Feinden bedroht sah, sich selbst 359 v. Chr. des Throns zu bemächtigen. Gleich anfangs scheint die Eroberung des Perserreichs in seinem Plane gelegen zu haben. Zu diesem Zwecke verbesserte er durch Einführung der unüberwindlichen Phalanx (s. d.) das Kriegswesen und suchte vor Allem eine Hegemonie über Griechenland zu erlangen, welche die griech. Streitkräfte unter seinen Oberbefehl stellen sollte. Die erste Veranlassung, sich in die Angelegenheiten Griechenlands zu mischen, fand er zunächst in der von den Thessaliern an ihn ergangenen Auffoderung gegen die Bedrückungen des Tyrannen von Pherä, der er bereitwillig folgte, noch mehr aber darin, daß die Phocenser mit diesem Tyrannen ein Bündniß schlossen. In diesem Kampfe besetzte und behauptete er Thessalien gegen die Phocenser und behandelte nach dem Siege über dieselben und dem Sturze des Tyrannen Thessalien selbst völlig als macedon. Provinz. Doch ließ er klug genug die Phocenser bestehen, um die Parteien gegenseitig sich schwächen zu lassen. Unterdeß eroberte er die griech. Seestädte an der Küste Thraziens von Byzanz bis an die Grenze seines Reichs, um sich eine Seemacht zu schaffen. Am längsten hielt sich Olynthus (s. d.), fiel aber endlich 348 v. Chr. durch Verrath. (S. Demosthenes.) Diese Stadt nebst vielen andern wurde zerstört, während P. die Athener durch den bestechlichen Äschines (s. d.) mit Friedensunterhandlungen hinhielt. Nachdem er hierauf in Lakonien gelandet und die Spartaner gezwungen hatte, auf die Wiedererlangung Messeniens zu verzichten, setzte er seine Eroberungen an der thrazischen Küste fort, belagerte aber Perinthus und Byzanz vergebens gegen Phocion (s. d.). Um nun unter einem neuen Vorwande in Griechenland mit einem Heere erscheinen zu können, brachte er es durch denselben Äschines dahin, daß die Amphiktyonen den Lokrern von Amphissa wegen Benutzung eines zum Tempelbereich von Delphi gehörigen Grundstücks eine Strafe auferlegten und daß man ihm die Vollziehung dieses Beschlusses übertrug. Mit einem zahlreichen Heere kam er jetzt nach Griechenland, beendete diesen Krieg gegen Amphissa und verrieth sehr bald noch ganz andere Absichten, indem er Elatea, den Schlüssel Böotiens, besetzte. In dieser allgemeinen Bestürzung Griechenlands hatte nur Demosthenes den Muth, zu einer tapfern Gegenwehr alle griech.

Staaten aufzufodern, was ihm auch durch seine Beredtsamkeit gelang; aber das Heer der Verbündeten wurde nach zwei glücklichen Gefechten von P. bei Chäronea (s. d.) im J. 338 v. Chr., wobei der damals noch sehr junge Alexander den Ausschlag gab, gänzlich geschlagen. Theben ergab sich sofort, durch diesen Schlag erschüttert, Athen erhielt, als es Gegenrüstungen machte, einen leidlichen Frieden, und die übrigen Staaten bewarben sich wetteifernd um die Gunst des großen Siegers, sodaß P. auf einer Nationalversammlung der Griechen zu Korinth zu ihrem Oberfeldherrn gegen die Perser feierlich erwählt wurde. Kaum aber hatte er die Zurüstungen zu diesem Kriege gegen die Perser begonnen, als er zu Ägä beim Ausgange aus dem Theater von einem gewissen Pausanias, dessen Beschwerde wegen Mishandlung von einem Verwandten des Königs er zurückgewiesen hatte, im J. 336 v. Chr. ermordet wurde. So fiel P. als Opfer einer elenden Privatrache, während ein dunkles Gerücht seine Gattin Olympias und seinen Sohn Alexander als betheiligt bei diesem Frevel bezeichnete. P. gehört zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der alten Welt. Mit allen Krümmungen der Staatskunst vertraut, zeigte er sich gegen mächtigere Staaten, wie Athen, herablassend und einschmeichelnd und suchte da, wo er Gewalt für gefährlich hielt, durch Güte, List und namentlich auch durch Bestechungen seine tief angelegten Plane zu erreichen, wie er denn überhaupt noch größer in der Politik als in der Taktik war. Sein moralischer Charakter war sehr zweideutig, da er bei manchen Tugenden, namentlich einer außerordentlichen Besonnenheit im Glücke, auch große Laster in sich vereinigte. Die Griechen behandelte er im Ganzen mild und weise, aber gegen die Macedonier übte er eine unumschränkte Gewalt aus. Vgl. Olivier, „Histoire de Philippe, roi de Macedoine" (2 Bde., Par. 1740—60); Leland, „History of the life and reign of Philipp" (2 Bde., Lond. 1761, 4.), und Brückner, „König P., Sohn des Amyntas von Macedonien, und die hellen. Staaten" (Gött. 1837). — Unter ganz andern Verhältnissen bestieg Philipp III., ein Sohn Demetrius' II., im J. 221 v. Chr. den Thron Macedoniens, das damals nach langem Frieden kräftig dastand und im fortdauernden Bündnisse mit den Achäern eine lange Dauer seiner Selbständigkeit gegen auswärtige Eroberer zu versprechen schien. Allein die Römer, welche durch den glücklichen Ausgang des zweiten pun. Kriegs ihre Herrschaft im Westen begründet hatten, suchten diese nun auch im Osten auszudehnen. Eine günstige Veranlassung bot sich bald dar. P. hatte nämlich trotz des Vertrags mit den Römern das unter röm. Schutze stehende Illyrien beunruhigt und den Karthagern sogar Hülfstruppen geschickt, die bei Zama gegen Scipio fochten. Dies und der Umstand, daß der König Attalus von Pergamus und die Republik Rhodus bei den Römern gegen die feindseligen Absichten P.'s Hülfe suchten, bewog diese, Macedoniens Macht zu beschränken. Mit Erfolg wurde der Krieg jedoch erst geführt, als Titus Quinctius Flamininus den Oberbefehl erhielt, worauf bald ganz Epirus und der achäische Bund den Römern beitrat, P. selbst bei Kynoskephalä (s. d.) 197 v. Chr. entscheidend geschlagen wurde, der Hegemonie über Griechenland entsagen und alle griech. Landschaften und Städte, die er bis dahin besetzt gehalten hatte, räumen mußte. Nach dieser Demüthigung lieh P., wie er überhaupt von Natur argwöhnisch und grausam war, jetzt mehr als je Schmeichlern und Verleumdern sein Ohr. Auf Betrieb seines natürlichen Sohns von einer Beischläferin, Perseus (s. d.), ließ er seinen einzigen rechtmäßigen Sohn und Thronerben Demetrius durch Gift umbringen, und starb endlich, zumal da Perseus von dieser Zeit an ein trotziges Benehmen gegen ihn zeigte, im J. 179 v. Chr. aus Reue und Gram. (S. Macedonien.)

Philipp II., König von Spanien, der Sohn Kaiser Karl's V. und Isabella's von Portugal, war zu Valladolid 1527 geboren. Von Natur kalt, ernst und zurückhaltend, dabei scharfsinnig und regsam, wurde er in Spanien von Geistlichen sorgfältig, aber bigott erzogen. Sein Vater vermählte ihn im 16. Jahre mit Maria, der Tochter des Königs von Portugal, und überließ ihm, als er nach Deutschland ging, die Verwaltung Spaniens, indem er ihm den Herzog von Alba (s. d.) zum Rathgeber beiordnete. Auf der Reise nach Deutschland, wohin ihn der Vater 1547 berief, machte er einen günstigen Eindruck. Die niederländ. Stände nahmen ihn mit außerordentlichen Freudensbezeigungen auf; doch durch die Härte seines Gemüths und die ausschließliche Anhänglichkeit an seine span. Umgebungen erregte er bei den Niederländern selbst einen bleibenden Widerwillen. Sein Vater wünschte,

ihm auf dem Reichstage zu Regensburg von 1550 die Thronfolge auf dem Kaiserthrone zu verschaffen; allein P.'s kaltes und stolzes Benehmen war den Deutschen so zuwider, daß schon sein Erscheinen als ein Hinderniß betrachtet und er nach Spanien zurückgesendet wurde. Nachdem Maria (s. d.) den engl. Thron bestiegen, suchte der staatskluge Kaiser Karl sie zur Gemahlin für seinen Sohn, welcher Witwer geworden war, zu erhalten, und P., obgleich elf Jahre jünger als Maria, der es überdies an allen persönlichen Reizen fehlte, willigte sogleich ein; doch traf das Parlament solche Maßregeln, daß P. an der Ausübung der höchsten Gewalt durchaus keinen Antheil erhielt. Die Heirath wurde 1554 feierlich vollzogen. Als sein Vater 1555 der Regierung entsagte, bestieg P. den damals ersten Thron in Europa. Er empfing von ihm in Gegenwart der Generalstaaten die Oberherrschaft der Niederlande und wenige Wochen nachher übernahm er auch die Regierung in Spanien. Seine erste Regentenhandlung war die Abschließung eines Waffenstillstandes mit Frankreich im J. 1556, den jedoch die Franzosen noch in demselben Jahre brachen. Da Papst Paul IV. erklärte, daß P. das Königreich Neapel, ein Lehn des heiligen Stuhls, verwirkt habe, so sendete dieser den Herzog von Alba gegen den Papst, der Letztern sehr bald zu einem Waffenstillstande nöthigte. P. ging hierauf nach England und bewog seine Gemahlin Maria durch die Drohung, nie wieder einen Fuß in ihr Königreich zu setzen, daß sie den Krieg gegen Frankreich erklärte. Ein bedeutendes engl. Corps stieß zu dem Heere unter dem Herzog Philibert von Savoyen und dem Grafen von Egmont, welches Saint-Quentin in der Picardie belagerte. Die Franzosen, welche unter Montmorency herbeieilten, wurden am 10. Aug. 1557 gänzlich geschlagen. Statt aber auf Paris loszugehen, begnügte sich P. mit der Wegnahme von Saint-Quentin, Ham und Chatelet. Mit dem Papste schloß er einen Frieden, der für Spanien demüthigender war als für den Besiegten. Auf der andern Seite eroberten die Franzosen Calais, und der Schmerz darüber beschleunigte Maria's Tod. Sogleich bewarb sich P. um die Hand ihrer Nachfolgerin, Elisabeth, die aber mit P.'s Gemüthsart und der Abneigung der engl. Nation gegen ihn zu gut bekannt war, um auf seine Anträge einzugehen. Endlich machte 1559 der Friede von Chateau-Cambresis dem Kampfe zwischen Spanien und Frankreich ein Ende. Ein Friedensartikel betraf die Vermählung P.'s mit Elisabeth, der Tochter Heinrich's II. von Frankreich, welche früher P.'s Sohne, Don Carlos, bestimmt gewesen war.

Im Laufe des J. 1559 kehrte P. nach Spanien zurück und ließ seine natürliche Schwester Margaretha (s. d.), Herzogin von Parma, als Statthalterin in den Niederlanden. Bald darauf nahmen hier die Unruhen ihren Anfang. Die Fortschritte der Reformation in jenen Ländern hatten schon Karl V. beunruhigt; vergebens hatte er sie durch Strenge beschränken wollen und sich endlich veranlaßt gesehen, ein nachsichtigeres System anzunehmen. Allein P., ohne Zuneigung gegen diesen Theil seiner Unterthanen und ebenso herrschsüchtig als abergläubig, war entschlossen, mit Gewalt die Einheit des Glaubens und des Gehorsams in Kirche und Staat gegen allen Widerspruch und jedes Vorrecht der Provinzen zu behaupten. Daher stiftete er hier zur Unterdrückung der Ketzerei einen Gerichtshof der Inquisition nach dem Muster des spanischen und hielt zur Unterdrückung des Widerstandes ein Heer ausländischer Truppen. Die oberste Gewalt war nur dem Namen nach in die Hände der Herzogin von Parma gelegt und wurde von dem Cardinal Granvella (s. d.), einem in politischer und religiöser Rücksicht gleich eigenwilligen Manne, ausgeübt. Nachdem P. die Beschwerden des höhern Adels über dessen Betragen lange unbeachtet gelassen, fand er es endlich doch rathsam, ihn zurückzurufen. Granvella's Nachfolger, Viglius und Barlaimont, waren indeß nicht gemäßigter, und P. schlug es durchaus ab, die Strenge der Inquisition zu mildern, indem er behauptete: „Es ist besser, ohne Unterthanen, als Beherrscher von Ketzern zu sein". Der Widerstand unter Leitung Wilhelm's I. (s. d.), Prinzen von Oranien, und der Grafen von Egmont (s. d.) und Hoorn (s. d.) wurde aber so heftig, daß er doch auf einige Zeit nachgab. Inzwischen machte er mit Katharina von Medici und ihrem Sohne Karl IX. von Frankreich einen Plan zur völligen Ausrottung der Protestanten. Als dieser Entwurf gereift war und die Verfolgung mit unerträglicher Strenge begann, verbanden sich mehr als 1500 Personen aller Stände, Katholiken sowol als Protestanten, zur Aufhebung des Inquisitionsgerichts. Der König aber achtete nicht auf ihre Bitten und zu der Unterdrückung der Unruhen im Volke wurde militairische Ge-

walt herbeigerufen. Endlich erschien 1567 der blutdürstige Herzog von Alba (s. d.) mit einem großen Heere alter Truppen, um die Strafentwürfe des span. Hofs zu vollziehen. Ein Blutrath wurde errichtet, der 1568 die Grafen Egmont und Hoorn nebst einer Menge anderer Personen niedrigen Standes zum Tode verurtheilte. Der Prinz von Oranien rettete sich durch die Flucht. Noch mehr aber als Dieses erbitterte ein neues Steuersystem alle niederländ. Provinzen. P. blieb bei allem Unglücke, das seine Politik verursachte, kalt und unbiegsam, und ein tragischer Vorfall in seiner eigenen Familie vermehrte noch die Düsterheit seines Charakters. Don Carlos (s. d.), sein ältester Sohn aus der ersten Ehe, machte sich des Hochverraths verdächtig und starb 1568 im Gefängnisse. Zwei Monate nachher starb auch die schwangere Königin, die tugendhafte Elisabeth. Damals hatte der König die schöne Anna de Mendoza, die Gemahlin seines deshalb zum ersten Minister ernannten Günstlings Ruy Gomez de Silva, zur Maitresse. Gleichzeitig empörten sich die Mauren in Granada, weil man ihre Kinder mit Gewalt zu Christen machen wollte. Als 1570 dieser Aufruhr gestillt war, vermählte sich P. zum vierten Male mit der Erzherzogin Anna von Östreich. Im folgenden Jahre erkämpfte seine Flotte unter Don Juan d'Austria, P.'s natürlichem Bruder, einen großen Sieg über die Türken bei Lepanto. In den Niederlanden aber hatten die Grausamkeiten Alba's einen solchen Widerstand aufgeregt, daß dieser nichts mehr auszurichten vermochte und deshalb 1573 zurückberufen werden mußte. Alba's Nachfolger Requesens starb 1576. Nun erhielt Juan d'Austria (s. d.) die Regierung mit der Vollmacht, einige Bewilligungen, mit Ausschluß der Gewissensfreiheit, zuzugestehen. Allein die Angelegenheiten wurden immer verwickelter; die Stände verbündeten sich zu Utrecht am 23. Jan. 1579 gegen die span. Herrschaft und beschlossen, einen fremden Fürsten an ihre Spitze zu stellen. Don Juan starb 1579 und ihm folgte der Prinz Alessandro Farnese (s. d.) von Parma, der so glücklich war, die belg. Niederlande wieder unter span. Hoheit zurückzubringen.

Damals wurde der Thron von Portugal durch den Tod des Königs Sebastian erledigt und P., der von mütterlicher Seite Ansprüche darauf machte, rüstete sich, sein Recht mit Gewalt zu verfolgen. Obgleich nun der Herzog von Alba sich P.'s Unwillen zugezogen hatte, so war doch das Vertrauen des Königs zu seinen Fähigkeiten so groß, daß er ihm, ohne ihn zu begnadigen und ohne ihn vor sich zu lassen, den Oberbefehl des gegen Portugal bestimmten Heers übertrug. Alba vertrieb Don Antonio, der zum Könige ausgerufen war, und P. kam im Apr. 1581 selbst in dieses Reich, wo ihm die Stände huldigten. Im J. 1584 befreite ihn die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien von einem geschworenen Feinde; allein Wilhelm's Sohn, Moritz von Nassau (s. d.), war ein noch furchtbarerer Gegner. Unterdeß hatten schon längst Beschwerden zwischen dem span. und engl. Hofe obgewaltet; beide waren entschiedene Feinde. Als endlich Elisabeth durch die den vereinten Staaten der Niederlande bevorstehende Gefahr ihre Krone und die protestantische Religion bedroht sah, ging sie mit ihnen ein offenes Bündniß ein. Zugleich sendete sie Sir Francis Drake mit einer Flotte aus, um die span. Besitzungen in Amerika anzugreifen. P. rächte sich dafür nicht nur durch Anzettelung eines Aufruhrs in Irland, mit welchem Lande er vom Papste belehnt war, sondern beschloß auch, England selbst zu erobern oder wenigstens Elisabeth zu entthronen und das Papstthum dort wiederherzustellen. Zu diesem Zwecke rüstete er eine mächtige Flotte aus, um ein Heer erfahrener Truppen überzuschiffen, das sich mit einem Heere des Herzogs von Parma in den Niederlanden, 30000 M. stark, vereinigen sollte. Diese Armada unter dem Befehle des Herzogs von Medina-Sidonia, welche P. die unüberwindliche nannte, lief am 29. Mai 1588 aus dem Hafen von Lissabon aus. Doch die Holländer schlossen das Heer des Herzogs von Parma zu Nieuport ein, während die unüberwindliche Flotte auf der Höhe von Dünkirchen in der Nacht vom 7.—8. Aug. von den Engländern unter Lord Howard angegriffen, zerstreut und geschlagen wurde. Schon wollte der Herzog nach Spanien zurückkehren, als ein schrecklicher Sturm seine Flotte theils zerstreute, theils vernichtete; von 130 Schiffen kamen ungefähr 60 und von 27000 Menschen kaum 6000 nach Spanien zurück. Für die span. Monarchie war dieser Unfall ein Todesstoß.

Dasselbe System, bürgerliche Unruhen bei seinen Nachbarn anzustiften, verbunden mit dem Eifer für die katholische Religion, verleitete P., der Ligue gegen Heinrich IV. in Frank-

reich beizustehen. Er sendete dem Herzoge von Mayenne, dem Anführer der Ligue, ein Truppencorps zu Hülfe und befahl dem Herzoge von Parma, nach Paris zu marschiren, wo der Herzog von Mayenne von Heinrich IV. eingeschlossen war. Vergebens stellte der Herzog von Parma dem Könige vor, daß dadurch seine Angelegenheiten in den Niederlanden leiden würden. P. bestand hartnäckig auf seinem Willen, indem er, wie man behauptet, die Absicht hatte, seine Lieblingstochter von Elisabeth, Isabella Clara Eugenia, auf Frankreichs Thron zu erheben. Zweimal zog der Herzog von Parma nach Frankreich, um Heinrich's IV. Thronbesteigung zu hindern. Er starb an den Folgen der Beschwerlichkeiten seiner Feldzüge. Selbst nach Heinrich's Übertritt zur katholischen Kirche fuhr P. in seinen Feindseligkeiten fort und wendete seinen Einfluß in Rom dazu an, die Lossprechung des Königs von Frankreich vom Banne zu verzögern. Dieses Verfahren hatte eine Kriegserklärung Heinrich's IV. zur Folge. Der Krieg wurde mit wechselndem Glücke geführt. Zu gleicher Zeit dauerte auch der mit England fort, und außer mehren Verlusten in den amerik. Colonien erlitt Spanien einen harten Unfall durch die von Lord Howard und dem Grafen von Esser bewerkstelligte Einnahme von Cadix und durch Zerstörung der in diesem Hafen befindlichen Schiffe. Inzwischen hatte in den Niederlanden der Prinz Moritz von Oranien die Oberhand gewonnen und die Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen erklärt. P. ernannte 1596 den Cardinal und Erzherzog Albrecht zum Statthalter in Belgien, mit der Absicht, ihm dieses Land als Brautschatz der Infantin Isabella zu übergeben und dadurch den langen blutigen Zwist mit seinen Unterthanen beizulegen; denn wiederholte Unfälle und Kränklichkeit hatten P.'s Muth gebeugt, und er dachte ernsthaft daran, die Ruhe in seinem Königreiche wiederherzustellen. So kam 1597 der Friede zu Vervins mit Frankreich zu Stande, durch welchen eine Anzahl genommener Städte diesem Reiche zurückgegeben wurde. Gicht, Wassersucht und ein auszehrendes Fieber marterten den König; als seine Krankheit immer schmerzhafter wurde, ließ er sich von Madrid nach dem Escurial bringen. Geschwüre an der Brust und an den Knien, Folgen früherer Ausschweifungen, marterten ihn Tag und Nacht. Aus ihrem giftigen Eiter entstanden Scharen Läuse, die man durch nichts tilgen konnte. Doch er blieb unerschütterlich gelassen und starkmüthig; bis zum letzten Augenblicke verrichtete er mit größter Pünktlichkeit die Gebräuche seiner Kirche; auch ermahnte er seinen Sohn Philipp und seine Tochter Isabella zum Eifer im katholischen Glauben. Nach langen unaussprechlichen Schmerzen starb er am 13. Sept. 1598. Sein Geistesdespotismus bewirkte bei den Spaniern einen Stillstand und ein Erschlaffen aller geistigen Thätigkeit, das bald zu einem verderblichen Rückschreiten werden mußte. Vgl. Watson, „History of the reign of P. II." (2 Bde., Lond. 1777, 4.) und Dumesnil, „Histoire de P. II., roi d'Espagne" (Par. 1822). — Ihm folgte in der Regierung sein Sohn mit Anna von Östreich, **Philipp III.**, 1598—1621, der zu schwach war, dem zerrütteten Staate wieder aufzuhelfen, und im Angesichte des Todes das Bekenntniß ablegte, seinem Volke nichts als Böses erzeugt zu haben; und diesem **Philipp IV.**, 1621—65, der, in unaufhörliche Kriege verwickelt, Spaniens Finanzen nur noch mehr zerrüttete.

Philipp V., Herzog von Anjou, König von Spanien 1701—46, geb. am 19. Dec. 1683, ein Enkel König Ludwig's XIV., wurde von König Karl II. von Spanien zum Nachfolger auf dem span. Throne ernannt, den er gegen Karl von Östreich, den nachmaligen Kaiser Karl VI., im 13jährigen Erbfolgekriege (s. d.) behauptete. Er resignirte am 16. Jan. 1724 zu Gunsten seines Sohnes Ludwig, übernahm aber nach dessen baldigem Tode im Aug. desselben Jahrs die Krone von neuem, die er nun bis zu seinem Tode im J. 1746 trug. P. war ein Mann ohne allen Gehalt und Charakter. Doch durch glückliches Zusammentreffen der Umstände gelang es ihm, Spanien wieder so zu heben, daß es eine Stimme in den europ. Angelegenheiten bekam. (S. Spanien.)

Philipp II., August, König von Frankreich, 1180—1223, der Sohn und Nachfolger Ludwig's VII., wurde am 25. Aug. 1165 geboren. Er erhielt eine treffliche Erziehung durch den Bischof Clemens von Metz und verrieth schon als Knabe große Kraft des Geistes und Selbständigkeit des Charakters. Bereits 1179 nahm ihn sein Vater, wie es bisher unter den Capetingern Sitte gewesen, zum Mitregenten an und ließ ihn zu Rheims krönen. Zugleich verheirathete sich P. mit Isabelle von Hennegau, dem letzten directen Sprößling der

Karolinger, und befestigte dadurch den Thron in den Augen des Volks. Als sein Vater am 18. Sept. 1180 starb, übernahm der Graf von Flandern, der Oheim seiner Gemahlin, die Vormundschaft, mußte sich aber mehr mit der Rolle eines Ministers begnügen. Den Anfang seiner Regierung bezeichnete P. durch drei Edicte, die im Geiste seiner Zeit beurtheilt werden müssen. Das erste verurtheilte alle Ketzer zum Feuertode; das andere verordnete die Austreibung aller Gaukler, Schauspieler und Possenreißer; das dritte befahl, daß alle Lästerer und Schwörer bei Gottes Haaren oder Zähnen, wenn dieselben niedern Standes, ersäuft, von vornehmem Stande aber mit Gelde bestraft werden sollten. Im Apr. 1182 wurden die zahlreichen Juden der Erbländer, die den Handel an sich rissen, das Volk durch Wucher aussogen und sich den Leistungen entzogen, ihrer Güter beraubt und ebenfalls aus dem Lande getrieben. Außerdem ließ P. die Räuberbanden, die sich aus den abgedankten Söldnerhaufen gebildet, verfolgen und auf einmal 7000 dieser sogenannten Coteraux vertilgen. Auch die auffässigen Vasallen, die Grafen von Chalon und Berri, der Herzog von Burgund, selbst der Graf von Flandern fühlten den Arm des jungen Königs. Nachdem die Händel mit Heinrich II. von England, der sich in die franz. Angelegenheiten mischen wollte, beigelegt, vereinigten sich Beide zu einem Kreuzzuge nach Palästina. Allein erst unter Heinrich's Nachfolger, Richard I. (s. d.), Löwenherz, kam dieser Kreuzzug zu Stande. P. erhob zu dem Zwecke im ganzen Reiche den Zehnten des Einkommens, den sogenannten Saladinpfennig, und erlaubte sich, gleich Richard in England, noch überdies mancherlei Erpressungen. Beide Könige setzten im J. 1190 mit ihren Heeren, P. von Genua, Richard von Marseille aus, nach Sicilien über, wo sie König Tancred gut aufnahm. Schon hier erweckte die Heftigkeit und kriegerische Überlegenheit Richard's den bittersten Streit, an dem fast die Expedition gescheitert wäre. P. verließ zuerst die Insel und verstärkte mit seiner Macht das Kreuzheer vor Ptolemais (s. Acca), das schon seit zwei Jahren von Kriegern aller christlichen Nationen unter Gui de Lusignan belagert, aber erst, nach Richard's Ankunft, am 13. Juli 1191 erobert wurde. Neuer Hader mit Richard und eine heftige Krankheit, welche die Constitution P.'s für immer schwächte, bewogen ihn, alsbald nach Frankreich zurückzukehren. Um Richard zu beruhigen, schwor er, die engl. Staaten in dessen Abwesenheit nicht anzugreifen, auch ließ er ihm ein Corps von 10000 Franzosen zurück. Zu Rom angelangt, bat indessen P. den Papst, ihn seines Eides zu entbinden, was aber nicht geschah. Auf die Nachricht, daß Richard vom Herzog Leopold von Östreich gefangen genommen worden, reizte er dessen Bruder, Johann ohne Land (s. d.), sich des engl. Thrones zu bemächtigen, und fiel selbst in die Normandie ein, die er zum Theil überwältigte. Zugleich bot er dem Kaiser 150000 Mark, die gleiche Summe des Lösegeldes, wenn derselbe Richard nur noch ein Jahr zurückhalten wollte. Allein Richard kehrte im Frühjahre 1194 zurück und eröffnete sogleich gegen P. einen Krieg, der den franz. Boden furchtbar verheerte und in welchem sich beide Parteien an Scheußlichkeiten zu überbieten suchten. Nachdem Richard 1199 bei Limoges gefallen und Johann ohne Land den Thron von England bestiegen, unterstützte P. die Thronansprüche des jungen Herzogs Arthur von Bretagne, der jedoch 1202 von Johann eigenhändig ermordet wurde. P. benutzte diese Gelegenheit, indem er Johann als seinen Vasallen vor den Pairshof fodern und ihn, da derselbe nicht erschien, aller Besitzungen in Frankreich verlustig erklären ließ. Als Vollstrecker des Urtheils eroberte er nun bis 1204 die ganze Normandie, Anjou, Maine, Touraine, Poitou, sodaß von den großen engl. Besitzungen wenig mehr als Guyenne übrig blieb. Gewiß hätten die großen Vasallen diese außerordentlichen Vergrößerungen des königlichen Gebiets nicht zugegeben, wären dieselben nicht gänzlich mit den Angelegenheiten des Grafen von Toulouse und dem Kriege gegen die Albigenser (s. d.) beschäftigt gewesen. Wiewol P. die Verheerungen des franz. Gebiets, die Bekämpfung und Beraubung der Vasallen durch den Papst leicht verhindern konnte, mischte er sich doch wenig in einen Streit, der die Macht der Großen brechen mußte. Zudem war seine ganze Aufmerksamkeit auf England gerichtet, dessen König seit 1209 unter dem Banne der Kirche lebte. Als endlich Innocenz III. den König Johann 1213 sogar der Krone verlustig erklärte, erhielt P. förmlich den Auftrag, das Urtheil zu vollstrecken und England zu erobern. Obschon sich Johann dem Papste unterwarf und Letzterer darauf jedes Einschreiten von Seiten Frankreichs untersagte, setzte P. seine ungeheuern Rüstungen zur Eroberung Englands

fort und eröffnete die Feindseligkeiten. Eine engl. Flotte vernichtete jedoch die angeblich 1700 Schiffe starke franz. Seemacht an der flandr. Küste, und im Frühjahre 1214 drangen der Kaiser Otto IV., der Herzog von Brabant, die Grafen von Holland, Flandern und Boulogne mit einem vereinigten Heere als die Bundesgenossen Johann's in das franz. Gebiet ein. Während P. seinen Sohn Ludwig den Engländern nach Poitou entgegenschickte, stellte er sich selbst mit der Hauptmacht den Verbündeten entgegen und errang über dieselben am 27. Juli 1214 bei Bovines unweit Tournay einen blutigen, aber vollständigen Sieg, den er jedoch aus Furcht vor der Eifersucht seiner Großen nicht benutzte. Indessen kamen die Angelegenheiten Johann's in England selbst in solchen Verfall, daß P. die engl. Krone für seinen Kronprinzen Ludwig von der engl. Volkspartei förmlich angetragen wurde. Er schickte deshalb im Mai 1226 den Prinzen mit einem starken Heere nach England, das sich auch der Hauptstadt und eines großen Theils des Landes bemächtigte. Der schnelle Tod Johann's, die Maßregeln des Regenten Pembroke (s. d.) und das Erwachen des engl. Nationalgefühls setzten jedoch den Aussichten P.'s und dessen Sohnes sehr bald Grenzen, und schon im Mai 1217 mußten die Franzosen England für immer verlassen. P. beschäftigte sich fortan, seine erworbene Macht im Innern zu befestigen; er hatte das Krongebiet von 1184—1215 fast um das Doppelte durch Einziehung und Eroberung vergrößert und erhielt dafür schon bei Lebzeiten den Beinamen Augustus, d. i. Mehrer des Reichs. Im Streben nach absoluter Gewalt schaffte er die Würde des Großseneschalls ab und begünstigte die Gestaltung des Pairshofes in ein königliches Obertribunal. (S. Parlament.) Wiewol er die industrielle Entfaltung der Nation beförderte, begann er doch auch die schrecklichen Finanzoperationen, welche das Reich, wie z. B. die Verpachtung der Gerichtsstellen, fortan bedrückten und zerrütteten. Abgesehen von der Treulosigkeit seiner Politik, war P. im Privatleben edel und vielleicht der gebildetste und unterrichtetste Mann seiner Zeit. Nachdem seine erste Gemahlin gestorben, heirathete er nach der Rückkehr aus Palästina die dän. Prinzessin Ingelburge, die er jedoch sogleich verstieß, weil ihm deren Bruder Kanut den Beistand gegen England verweigerte. Er vermählte sich hierauf mit Isabelle von Meran, von der er sich jedoch nach einigen Jahren wieder trennen mußte, indem ihn der Papst mit dem Banne drohte. Er starb zu Mantes am 14. Juli 1223. Sein Sohn Ludwig VIII. (s. Capetinger) folgte ihm auf dem Throne. Die Quellenschriftsteller von P.'s Regierungsepoche sind Rigordus und Willelmus der Bretagner. Außerdem vgl. Baudot de Juilly, „Histoire de P." (2 Bde., Par. 1702); Capefigue, „Histoire de P." (4 Bde., Par. 1829), und das Sittengemälde Margarethe von Lussan's „Anecdotes de la cour de P." (6 Bde., Par. 1733—38).

Philipp IV. oder der Schöne, König von Frankreich, 1285—1314, folgte seinem Vater, Philipp III., als Jüngling von 17 Jahren auf dem Throne. Weil er sich das Jahr vorher mit der jungen Königin Johanna von Navarra vermählt hatte, die ihm zugleich Champagne und Brie zubrachte, nahm er auch den Titel eines Königs von Navarra an. Sein gewaltthätiger, herrschsüchtiger, habgieriger Charakter begünstigte ungemein die Zerstörung der alten Feudalmonarchie und die Einführung röm. Rechtsbegriffe in das Staatsleben. Mit seinem gefährlichsten Vasallen, dem Könige Eduard I. (s. d.) von England, suchte P. anfangs in gutem Vernehmen zu bleiben. Allein 1294 benutzte er eine zwischen normänn. und engl. Matrosen ausgebrochene Fehde und nahm Eduard ohne Umstände die Landschaft Guyenne weg. Eduard schloß deshalb mit dem Grafen Guido von Flandern und dem röm. Könige Adolf von Nassau ein Angriffsbündniß, das jedoch erfolglos blieb, weil sich der Papst Bonifaz VIII. in die Händel mischte und 1296 beiden Parteien bei Strafe der Excommunication Frieden gebot. Um Guido von Flandern zu züchtigen und die Vermählung von dessen Tochter mit dem Sohne Eduard's zu verhindern, nahm P. den Grafen bei einer Unterredung zu Corbeil gefangen zwang ihn, dem engl. Bündnisse zu entsagen und behielt die Tochter als Geisel in engem Gewahrsam. Guido erneuerte hierauf den Bund mit England und rüstete sich mit dem Grafen von Bar und mehren andern franz. Vasallen zum Kriege. P. kam ihm jedoch zuvor, rückte 1297 in Flandern ein und würde die Provinz erobert haben, hätte nicht das Erscheinen Eduard's seinem Siegeslaufe ein Ziel gesetzt. Durch die Vermittelung des Papstes kam 1298 zwischen beiden Königen ein Friede zu Stande, in welchem Eduard Guyenne zurückerhielt. Im Unwillen über die steigende An-

maßung des Papstes in weltlichen Dingen schlossen P. und Eduard zugleich ein Bündniß, das gegen Alle gerichtet war, die nicht nur ihre Länder, sondern auch ihre Gerechtsame und Freiheiten angreifen würden. Da Eduard in diesem Frieden den Grafen Guido aufgegeben hatte, schickte P. seinen Bruder, Karl von Valois, nach Flandern, der so große Fortschritte machte, daß sich Guido unterwarf und im J. 1300 in Begleitung seiner Söhne als Bittender zu Paris erschien. Gegen sein gegebenes Wort ließ der König den Vater und die Söhne ins Gefängniß bringen und vereinigte Flandern förmlich mit der Krone. Die Härte aber, womit sein Statthalter die Flamländer behandelte und aussog, brachte dieselben 1302, unter Anführung eines Webers, Peter König aus Brügge, zum allgemeinen Aufstande. P. schickte an der Spitze des franz. Adels seinen besten Feldherrn, Robert von Artois, nach Flandern, der jedoch am 11. Juli 1302 die furchtbare Niederlage bei Courtray erlitt. Artois selbst, der Connetable, mehre Prinzen und die Blüte des Adels wurden von den gewaltigen Flamländern mit Muthwillen erschlagen. Nur mit Mühe brachte P. ein neues Heer von 80000 M. zusammen, richtete aber im Ganzen so wenig aus, daß er endlich im Juni 1305 Frieden schließen mußte. Der älteste Sohn des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen erhielt das ganze jenseit der Lys gelegene Flandern als Lehn zurück. Dieser Krieg, die stehenden Söldnerhaufen und der unverhältnißmäßige Aufwand überhaupt, den der König machte, um ein absolutes Herrscherthum zu gründen, stürzten ihn fortdauernd in Geldverlegenheiten. Vergebens suchte er sich durch Confiscationen und Erpressungen der schmählichsten Art, durch Zueignung des Münzrechts als Regal, durch Prägung schlechter Münzen und Einziehung der guten, durch die Beraubung und Vertreibung der Juden (1306) und Lombarden durch Einführung einer regelmäßigen Steuer, die das Volk mal-tôte, d. i. drückende Steuer, nannte, zu helfen. Weil er auch den reichen Klerus fortgesetzt zur Mitleidenheit zog, erließ der Papst Bonifaz bereits 1296 die Bulle „Clericis laicos", in welcher der gesammten Geistlichkeit die Entrichtung von Abgaben ohne päpstliche Erlaubniß bei Strafe des Bannes untersagt wurde. P. dagegen verbot aufs Strengste die Ausfuhr von Geld und Kostbarkeiten, was den Papst so gefügig stimmte, daß er sich sogar zur Heiligsprechung Ludwig's IX., des Großvaters des Königs, herbeiließ. Bei den überspannten, fanatischen Ansichten Beider von ihrer Gewalt war dieser Friede nur von kurzer Dauer, zumal da die Räthe P.'s, Peter Flotte, Enguerrand de Marigni und der Procurator und nachherige Kanzler, Guillaume Nogaret, die königlichen Prärogative aus dem Gesichtspunkte des röm. Cäsarenthums vertheidigten. Die beiden vom rachsüchtigen Papste geächteten Cardinäle, Jacopo und Pietro Colonna, ebenso deren Vetter, Sciarra Colonna, der Todfeind des Papstes, fanden in Frankreich die beste Aufnahme. Bonifaz dagegen erhob ohne Zuthun des Königs die Abtei Pamiers zum Bisthum und gab dasselbe seinem eifrigsten Vertreter, Bernardo Saisetti, der deshalb vom Hofe auf jede Weise bedrückt wurde. Schon gegen Ende des J. 1300 stellte der Papst seine Bulle, der König sein Ausfuhrverbot her. Bonifaz schickte hierauf Saisetti als päpstlichen Nuntius an den Hof, der den König zu einem Kreuzzuge auffodern mußte. Als sich P. mit dem flandr. Kriege und dem Zerwürfnisse mit dem Papste entschuldigte, erklärte ihm der Nuntius, daß sein unwürdiges Betragen die unausbleibliche Züchtigung nach sich ziehen würde. Der König ließ Saisetti gefangen nehmen und übergab ihn dem Metropolitan, dem Erzbischof von Narbonne, in Gewahrsam, womit der Streit in helle Flammen ausbrach. Der Papst erließ 1302 ein Schreiben, worin er behauptete, daß ihm der König nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen untergeordnet, daß Jeder, der das Gegentheil behaupte, ein Ketzer und Narr sei. Der König antwortete in gleichem Tone. Um sich gegen Interdict und Bannstrahl zu schützen, berief P. gleich nach diesen Vorgängen eine Reichsversammlung, auf welcher zum ersten Mal auch die Abgeordneten der Städte erschienen. Der Adel und der dritte Stand richteten heftige Schreiben an das Cardinalcollegium, in welchen sie die päpstlichen Anmaßungen zurückwiesen. Dessenungeachtet beharrte Bonifaz in seinen Ansichten. Er berief 1302 ein Concil nach Rom, das gleiche Grundsätze aussprach, und erließ endlich die berüchtigte Bulle „Unam Sanctam", worin er die weltliche Macht als Ausfluß der geistlichen Macht bezeichnete und sich die Herrschaft über alle Creaturen zusprach. P. ließ die Bulle erst verbrennen, dann durch seine Schreiber verstümmelt unter das Volk verbreiten. Zugleich rief er im Dec. 1302 die Generalstaaten

wieder zusammen, unter deren Zustimmung das Verbot der Geldausfuhr erneuert und die Confiscation der weltlichen Güter der Prälaten, welche gegen des Königs Befehl das Concil besucht hatten, ausgesprochen wurde. Der Papst that hierauf den König förmlich in Bann, was jedoch nicht im geringsten fruchtete. P. eröffnete, auf einen Ausspruch der Universität von Paris gestützt, gegen den Papst eine Art gerichtliches Verfahren, dessen Resultat die Berufung auf ein allgemeines Concil war. Um dem Papste angeblich dieses Urtheil zu verkündigen, gingen Nogaret und Sciarra Colonna in Begleitung einer starken Truppenabtheilung nach Italien, überfielen Bonifaz in seinem Palaste zu Anagni, mishandelten ihn und hielten ihn drei Tage in Gefangenschaft, aus der ihn nur ein Aufruhr der Einwohner befreite. Bonifaz starb aus Ärger über den Schimpf im Oct. 1303, und P. suchte sich nun mit dessen Nachfolger, Benedict XI., in gutes Vernehmen zu setzen, der aber ebenfalls im Sommer 1304 starb. Durch Geld und Intriguen gelang es dem Könige, den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Goth, einen Gascogner, als Clemens V. (s. d.) auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Derselbe hatte sich zu einer Menge Zugeständnisse vorher verpflichten müssen, welche nicht nur die päpstliche Autorität für Frankreich unschädlich, sondern sogar zu einem Werkzeuge in der Hand P.'s machten. Demzufolge nahm unter Anderm der Papst seinen dauernden Sitz zu Avignon und verpflichtete sich, seine Hand zur Zerstörung des Ordens der Tempelherren (s. d.) zu bieten. Der Reichthum, die Unabhängigkeit und der Hochmuth dieses Ordens, dessen Güter meist in Frankreich lagen und dessen Mitglieder meist Franzosen waren, hatte schon längst die Habsucht und Rachsucht P.'s gereizt. Bereits 1306 mußte Clemens V. den Großmeister und 60 Ritter mit bedeutenden Schätzen unter dem Vorgeben eines Kreuzzuges nach Frankreich locken, wo P. dieselben sogleich mit den andern Rittern, welche sich vorfanden, einziehen und in Fesseln legen ließ. Man beschuldigte die Tempelherren hochverrätherischer Plane, der Zauberei, Gotteslästerung, Unzucht und überhaupt einer Menge Verbrechen, die wol gegründet sein mochten, obschon neuere Forschungen die Unschuld des Ordens im Ganzen dargethan haben. Eine zu Paris aus rachsüchtigen Dominicanern und weltlichen Räthen zusammengesetzte Commission, an der Spitze der königliche Beichtvater, der Erzbischof von Sens, übernahm die Untersuchung gegen die Angeschuldigten. Durch die furchtbarsten Qualen der Folter, unter denen Viele erlagen, wurden sie zum Bekenntniß von Greueln und Verbrechen gezwungen, die sie nie begangen hatten. Die, welche still duldeten, verurtheilte man zu ewigem Gefängniß; Die aber, welche widerriefen und den Orden zu vertheidigen wagten, überlieferte man dem Scheiterhaufen. Binnen einem Jahre wurden zu Paris 113 Ritter bei gelindem Feuer verbrannt. Nachdem der Papst 1312 auf dem Concil zu Vienne den Orden kraft päpstlicher Gewalt aufgehoben, bemächtigte sich P. aller Ordensgüter in Frankreich, mußte jedoch einen Theil der Beute an die Kirche abtreten. Weil der Großmeister, Jacob Molay, ein Burgunder, und der Großprior, Hugo von Peraldo, den Orden hartnäckig vertheidigten, mußten auch sie endlich am 18. März 1314 unweit des königlichen Palastes den qualvollsten Feuertod sterben. Acht Monate nach dieser letzten Blutthat starb P. zu Fontainebleau am 29. Nov. 1314. Unter seiner tyrannischen Regierung wurde die Macht der Vasallen gebrochen, die Kirche gänzlich gedemüthigt, das Krongebiet bedeutend consolidirt und die Grundlage zum absoluten Throne gelegt. Die nächsten Folgen dieser Politik waren die Einführung der Generalstaaten (s. Etats généraux), die Ausbildung des Parlaments (s. d.) und die Entwickelung des röm. Rechts in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, unter dessen Schutze das bisher von der Adelswirthschaft niedergedrückte Bürgerthum endlich erstarken konnte. P. hinterließ drei Söhne, Philipp V., Ludwig X. und Karl IV., die ihm nacheinander auf dem Throne folgten. Mit Letzterm erlosch 1328 der männliche Stamm der Capetinger (s. d.), und Philipp VI. (s. d.) von Valois bestieg hiermit den franz. Thron. Vgl. „Acta inter Bonifacium VIII., Benedictum XI. et Clementem V., et P. Pulcrum, regem Francorum" (Par. 1614) und Pierre du Puy, „Histoire du differend entre le pape Boniface VIII et P. le Bel etc." (Par. 1655).

Philipp VI., König von Frankreich, 1328—50, der erste aus dem Hause Valois (s. d.), wurde 1293 geboren. Er war der Sohn Karl's von Valois, des Bruders Philipp's IV. von Frankreich. Als der nächste männliche Seitenverwandte machte er 1328, nach

dem Tode Karl's IV., des letzten männlichen Sprößlings Philipp's IV. (s. d.) und der directen Capetinger (s. d.), seine Thronansprüche geltend und übernahm bis zur Niederkunft der verwitweten Königin einstweilen die Regentschaft. Schon elf Jahre vorher, nach dem Tode Ludwig's X., des zweiten Sohnes Philipp's IV., hatten die Stände kraft des Salischen Gesetzes (s. d.) die nachgelassene Tochter des Königs ausgeschlossen und dessen Bruder die Krone zugesprochen. Dessenungeachtet trat jetzt neben P. von Valois auch König Eduard III. (s. d.) von England als Kronprätendent auf und behauptete, daß er als des letzten Königs Schwestersohn dem entferntern Hause Valois vorangehen müsse, weil das Salische Gesetz zwar die Prinzessinnen, keineswegs aber deren Söhne vom Throne ausschließe. Wäre Eduard nicht zugleich König von England gewesen, so hätte man vielleicht diese Erklärung des Salischen Gesetzes gelten lassen. So sprachen jedoch die franz. Großen der ganzen weiblichen Nachkommenschaft die Thronfolge ab und erkannten P. die Krone zu, der sich auch, nachdem die Königin-Witwe eine Tochter geboren, ohne Hinderniß am 29. März 1328 zu Rheims krönen ließ. Seine beiden Vorgänger hatten ungerechterweise ihrer Bruderstochter, Johanna, Navarra, Brie und Champagne vorenthalten. P. einigte sich und gab Navarra zurück; incorporirte aber die beiden Grafschaften der Krone. Aus Hang zur Eroberung, zum Ruhme und Glanze begünstigte er mit dem Beginn seiner Regierung das kriegerische Adelthum, wiewol sonst seine Politik nicht ritterlich zu sein pflegte. Gleich nach der Krönung zog er an der Spitze des Adels gegen die Flamländer, die ihren Grafen Ludwig mit vielen Großen vertrieben hatten, und brachte dieselben durch den Sieg bei Cassel, am 23. Aug. 1328, zur Unterwerfung. Dieses Glück gab ihm nun die Zuversicht, seinen Nebenbuhler und Vasallen, Eduard von England, der weder bei der Krönung erschienen war, noch die Huldigung wegen Guyenne geleistet hatte, vorzuladen. Eduard erschien 1329 zu Amiens und schwor den Huldigungseid, warf aber einen tödtlichen Haß auf seinen übermüthigen Gegner. Auch P. verbarg seine feindlichen Absichten wenig. Er nahm 1333 den aus Schottland vertriebenen König David Bruce mit dessen Anhängern auf, unterstützte denselben erst insgeheim, dann offen und unternahm endlich unter dem Vorwande eines Kreuzzuges große Rüstungen. Zu diesem angeblichen Zwecke verlangte er vom Papste Benedict XII., der zu Avignon ganz in seiner Gewalt lebte, den vom Papste Johann XXII. hinterlassenen Schatz von 18 Mill. Goldgulden, sowie auf zehn Jahre den Zehnten von allen geistlichen Einkünften der Christenheit. Der Papst indessen leitete 1336 zwischen den beiden Königen eine Friedensverhandlung ein, während welcher jedoch P. in Guyenne einbrach. Eduard verband sich deshalb im Juli 1337 mit seinem Schwager, dem Kaiser Ludwig von Baiern, den Grafen von Holland und Hennegau, den Herren von Brabant, Namur, Geldern, Julich und dem Erzbischofe von Köln. Auf P.'s Seite standen Östreich, Böhmen, Lothringen, Lüttich, Bretagne, Navarra und in der Folge Castilien. Wiewol der Papst den Kaiser vom engl. Bündnisse abwendig machte, erhielt Eduard doch eine bedeutende Verstärkung durch die Flamländer, die das Joch ihrer Grafen wieder abschüttelten. Um Die, welche den gebrochenen Eid fürchteten, zu beschwichtigen, bewog das Haupt der flandr. Insurrection, der Brauer Jac. Arteville, den König von England, sich kraft seiner Geburtsrechte den Titel und das Wappen des Königs von Frankreich beizulegen. Eduard eröffnete endlich 1339 den Krieg, der Frankreich länger als ein Jahrhundert verwüstete und England unermeßliche Opfer kostete. Er fiel mit großer Streitmacht in der Picardie ein, konnte aber seinen Gegner zu keiner Schlacht bewegen, sodaß er nach Flandern zurückgehen und die Truppen entlassen mußte. Um die Überfahrt der Engländer zu hindern, schickte P. im folgenden Jahre eine starke mit 40000 M. bewaffnete Flotte in den Kanal, die Eduard jedoch am 23. Juni 1340 auf der Höhe von Sluis zerstörte. Obschon im Herbst ein mehrmals verlängerter Waffenstillstand zu Stande kam, dauerte der Kampf immer noch fort, indem beide Theile in dem bretagnischen Erbfolgestreite Partei ergriffen. P. ließ 1345 eine Menge bretagnischer Edelleute, die es mit England hielten, festnehmen und ohne Verhör enthaupten, welche Blutthat Eduard als Friedensbruch ansah. Der Graf von Derby mußte sogleich mit einem Heere nach Guyenne übersetzen. Eduard folgte im Juli 1346, wurde aber zufällig an die Küste der Normandie getrieben und drang von hier aus bis in die Gegend von Paris vor. Als

jedoch P. ein bedeutendes Heer zusammenzog, eilte Eduard mit 30000 M. durch Frankreich über die Somme nach Flandern, sah sich jedoch bei Cressy eingeholt. P. lieferte ihm hier mit seinen ermüdeten Truppen am 26. Aug. 1346 eine Schlacht, in welcher, wie behauptet wird, 30000 Franzosen umkamen. Der abenteuernde, blinde König Johann von Böhmen, der Prinz Karl, P.'s Bruder, zwölf Grafen, darunter der von Flandern, und 1200 der vornehmsten Edelleute bedeckten das Schlachtfeld. Daß Eduard in dieser Schlacht schon grobes Geschütz gebraucht, ist ein Irrthum. Die Bombarden, von welchen der Italiener Villani erzählt, waren Wurfmaschinen, mit denen die Engländer glühende Kugeln schleuderten. Wiewol sich jetzt die Flamländer P. unterwarfen, fühlte er sich doch so geschwächt, daß er 1348 einen oft verlängerten Stillstand einging, zumal eine Pest, der sogenannte Schwarze Tod, auch Frankreich furchtbar entvölkerte. Das Volk klagte die Juden an, welche die Brunnen vergiftet haben sollten, und der Hof benutzte dies, ließ die Juden in Unzahl den Scheiterhaufen besteigen und nahm deren Güter in Beschlag. Der Krieg, die Pest und das üppigste Leben bei Hofe, wo fast täglich Turniere gehalten wurden, stürzten P. in die bitterste Finanznoth, aus welcher er sich durch Räubereien aller Art zu retten suchte. Seit 1338 war auf der Reichsversammlung zum Gesetz erhoben worden, daß die Steuern nur mit Bewilligung der Stände ausgeschrieben werden durften. P. half sich nun mehr als je durch Münzoperationen. Die Mark Silber, welche man noch 1333 zu 57 Sous 6 Deniers ausprägte, mußte 1342 13 Livres 10 Sous hergeben. Dessenungeachtet bewilligten die Stände 1345 eine Trank- und die Erhöhung der Salzsteuer (Gabelle), welche einige Zeit vorher ein Jude erfunden hatte. Im J. 1349 brachte P. durch Schenkung die Dauphiné (s. Dauphin) an sich, auch kaufte er vom unglücklichen Könige Jakob, der sich an seinem Hofe befand, Majorca und vereinigte mit der Krone Anjou und Maine das Erbe von seiner Mutter. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Johanna von Burgund, vermählte er sich noch 1349 mit der schönen Blanca von Navarra, die er eigentlich seinem Sohne zugedacht hatte. Zur Bestreitung der Vermählungsfeierlichkeiten befahl er seinen Münzmeistern, die deshalb einen Eid schwören mußten, eine Verschlechterung der Münzen, doch so, daß es Niemand merken sollte. Er starb am 22. Aug. 1350, von den Großen verachtet, vom Volke als Bedrücker gehaßt. P. besaß einen heftigen, stolzen, gewaltthätigen Charakter und verachtete die Wissenschaft und die Gelehrten, war aber ein um so eifriger Katholik. Als der Papst Johann XXII. in einer Predigt zu Avignon erklärt hatte, daß die Seligen erst nach der Auferstehung das Angesicht Gottes schauen würden, ließ er diese Lehre durch die Doctoren der Universität verdammen und drohte dem Papste mit dem Scheiterhaufen, wenn er die Ketzerei nicht widerrufen würde. Von seiner ersten Gemahlin hinterließ P. zwei Söhne, von denen ihm der älteste Johann, mit dem Beinamen der Gute, auf dem Throne folgte. Auch dieser betrog die Hoffnungen der Nation. Vgl. Gaillard, „Histoire de la querelle de P. de Valois et d'Edouard III" (4 Bde., Par. 1774).

Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, 1363—1404, der Stifter des jüngern Hauses Burgund (s. Valois), war der vierte Sohn des Königs Johann von Frankreich und wurde am 15. Jan. 1342 geboren. Er suchte als 14jähriger Jüngling in der Schlacht von Poitiers das Leben seines Vaters mit eigener Aufopferung zu schützen und entfaltete dabei so glänzende Tapferkeit, daß er den Namen des Kühnen (le Hardi) erhielt. In dieser Schlacht fiel er zugleich mit seinem Vater in die Hände der Engländer. Er mußte auch die lange Gefangenschaft desselben zu London theilen, bis endlich Beide 1360, durch den Frieden von Bretigny, in Freiheit gesetzt wurden. Johann verlieh nach der Rückkehr dem Sohne, den er sehr lieb gewonnen, die zum Herzogthum erhobene Grafschaft Touraine. Drei Jahre später gab er ihm auch das 1361 mit der Krone vereinigte Herzogthum Burgund (s. d.) und erhob ihn außerdem zum ersten Pair von Frankreich. Als P.'s ältester Bruder, Karl V. (s. d.), 1364 den Thron bestieg, mußte er zwar Touraine herausgeben, erhielt jedoch die Bestätigung von Burgund. Im J. 1369 heirathete P. Margaretha, die Erbtochter des Grafen Ludwig's III. von Flandern, welche schon mit dem letzten Herzog von Burgund capetingischen Stammes vermählt oder verlobt gewesen war. Nachdem sein Schwiegervater 1384 gestorben, konnte er das Erbe Margaretha's, die Grafschaften Burgund, Flandern, Artois, Réthel, Nevers mit dem Herzogthum Burgund vereinigen. Doch wurden diese

Länder im Namen seiner Gemahlin bis zu deren Tode verwaltet. Die Genter, welche sich mit Hülfe der Engländer gegen die burgund. Herrschaft wehrten, vermochte er durch Nachsicht und Vorstellungen sich zu unterwerfen. Mit gleicher Weisheit verfuhr er in der innern Verwaltung seiner weiten Domainen. Er setzte in seiner Residenz Dijon sowie zu Lille Oberrechnungskammern ein und begünstigte aus allen Kräften das Emporblühen der Manufacturen, des Handels, der Künste und Gewerbe. Zum Nachtheil seiner Länder ließ er sich jedoch aus Ehrgeiz in die Partei- und Familienkriege Frankreichs verwickeln. Schon 1380, mit dem Tode Karl's V., gerieth er im Verein mit seinem ältern Bruder, dem Herzoge von Berri, in heftigen Streit gegen den ältesten, den Herzog von Anjou, welcher sich die unumschränkte Regentschaft während der Minderjährigkeit Karl's VI. (s. d.) anmaßte. Erst 1382, nach Anjou's Entfernung nach Neapel, gelang es ihm, sich der politischen Gewalt zu bemächtigen. Nachdem aber der König 1388 seinen Regierungsantritt erklärt, mußte P. seinem Neffen, dem Herzoge von Orleans, wieder weichen. Als Karl VI. 1392 in Wahnsinn verfiel, ergriff P. unter dem heftigsten Widerstande des Herzogs von Orleans abermals das Staatsruder und schloß 1396 im Interesse seiner eigenen Staaten, deren Handelsverbindungen durch den Krieg litten, einen Waffenstillstand mit England. Indessen benutzte der Herzog von Orleans im Apr. 1402 eine kurze Entfernung P.'s am Hofe, um die Regentschaft an sich zu reißen, mußte dieselbe aber P., der bereits zu den Waffen griff, alsbald wieder überlassen. In Folge der Feindseligkeiten, welche die Engländer an der flandr. Küste gegen den Grafen von Saint-Pol eröffneten, ging P. im Apr. 1404 nach Flandern. Auf dieser Reise überfiel ihn eine epidemische Krankheit, der er am 27. Apr. 1404 unweit Brüssel erlag. Ein überaus glänzendes Hofleben und die fortgesetzten Rüstungen, durch welche er nur seine Autorität als Regent von Frankreich behaupten konnte, hatten ihn aufs tiefste verschuldet. Zu seiner feierlichen Beisetzung in Saint-Denis mußte man eine Anleihe machen. Er war ein Mann von großen Fähigkeiten, von Lebenserfahrung, Ritterlichkeit und, ungeachtet seines Ehrgeizes, ein edelmüthiger Charakter. — Sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene, 1404—19, geb. am 28. Mai 1371, folgte ihm in den burgund. Ländern. Bei weitem furchtbarer, unternehmender und gewaltthätiger als der Vater, gerieth er sogleich mit dem Hause Orleans (s. d.) in tödtlichen Kampf um die Regierungsgewalt. Erst nachdem er 1407 seinen Nebenbuhler zu Paris auf offener Straße hatte ermorden lassen, gelang es ihm, der Königin Isabelle das Staatsruder aus den Händen zu winden. Beide Parteien, die orleanische (s. Armagnacs) und die burgundische, begannen nun unter unglaublichen Ausschweifungen den Bürgerkrieg. In diesen Wirren brach Heinrich V. (s. d.) von England in Frankreich ein, und Johann verband sich im Oct. 1416 mit demselben förmlich zur Eroberung und Theilung der franz. Länder. Im Aug. 1417 überwältigte er Paris und vertilgte seine Feinde zu Tausenden, während die Engländer in der Normandie hausten. Um sich jetzt des Bündnisses mit Heinrich V. zu entledigen, söhnte er sich mit dem Dauphin, dem spätern Karl VII. (s. d.), aus, wurde aber bei einer zweiten Zusammenkunft am 10. Sept. 1419 auf der Brücke von Montereau von dessen Begleitern ermordet. — Sein einziger Sohn und Nachfolger aus der Ehe mit Margaretha von Baiern, Philipp der Gütige, 1419—67, geb. zu Dijon 1396, einer der mächtigsten Fürsten des 15. Jahrh., beschloß, den Tod des Vaters zu rächen. Zuvörderst bemächtigte er sich durch die Königin, die ihren Sohn den Dauphin unnatürlich haßte, der Regierungsgewalt. Gegen große Verheißungen begünstigte er auch den Vertrag von Troyes, am 21. Mai 1420, durch welchen Frankreich an die Dynastie Heinrich's V. von England gelangen sollte. Er erkannte nach dessen und des wahnsinnigen Karl's VI. Tode den jungen Heinrich VI. von England als König von Frankreich an und setzte im Verein mit den Engländern den Kampf gegen den rechtmäßigen Karl VII. von Valois fort. Der Ehehandel der schönen Jacobäa (s. d.) von Hennegau klärte ihn indessen seit 1424 über sein wahres Interesse auf. Konnte die Vereinigung der Kronen Frankreich und England wirklich zu Stande kommen, so mußte er selbst zu einem kleinen, abhängigen Fürsten herabsinken. Er beschloß darum als Vermittler zwischen den Kämpfenden aufzutreten und sein Schiedsrichteramt Karl VII. theuer zu verkaufen. Am 6. Aug. 1435 eröffnete er zu Arras eine Friedensverhandlung zwischen den Engländern und Karl VII., in

welcher er Letzterm die Krone von Frankreich, Ersterm aber die Normandie nebst einigen andern Provinzen zusprach. Weil die Engländer diese Bedingungen verwarfen, schloß er am 21. Sept. 1435 mit Karl VII. einen Separatfrieden und trennte hierauf die Seinigen von den engl. Truppen. Durch diesen Frieden erlangte er eine Menge franz. Provinzen, die er nun zu Burgund schlug. Einige Jahre vorher hatte er auch durch Beraubung seiner Cousine, Jacobäa, Hennegau und ganz Holland an sich gebracht. Die schweren Auflagen, die er seinen Ländern im Kriege auflegte, brachten namentlich die Genter zu wiederholter Empörung. P. schlug dieselben am 14. Juli 1451 in einer furchtbaren Schlacht, wobei 20000 Rebellen durchs Schwert oder in der Schelde umkamen. Desto segensreicher gestaltete sich seine Regierung nach dem Frieden; Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft blühten in den burgund. Ländern empor und machten dieselben zum Mittelpunkt der mittelalterlichen Cultur und Civilisation. Nach der Einnahme von Konstantinopel faßte P. den Plan zu einem großen Kreuzzuge gegen die Türken, suchte sich darüber mit den deutschen Reichsfürsten zu einigen und empfing selbst die Gesandten der Perser, Armenier und aus Trebisond. Besorgnisse indeß vor den eifersüchtigen Absichten Karl's VII., dessen Erbprinzen, Ludwig XI. (s. d.), er in seinen Staaten aufnahm, vereitelten das Unternehmen. Sein Lebensabend wurde durch die Streitigkeiten mit seinem eigenen Sohne und die Anmaßungen des undankbaren Ludwig's XI. getrübt. Er starb am 15. Juli 1467 zu Brügge. Sein Hof war der glänzendste seiner Zeit. Aus seiner letzten Ehe mit Isabella von Portugal hinterließ er den Sohn und Nachfolger Karl den Kühnen (s. d.), durch dessen Erbtochter Margaretha die burgund. Hauptmacht an das Haus Östreich gelangte. Vgl. Barante, „Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois" (10 Bde., Par. 1824).

Philipp der Gütige, s. Burgund.

Philipp, Herzoge von Orleans, s. Orleans.

Philipp I., der Großmüthige, Landgraf von Hessen, geb. am 13. Nov. 1504, folgte seinem Vater, dem Landgrafen Wilhelm II., am 11. Juli 1509 unter der Vormundschaft seiner Mutter Anna, einer Tochter des Herzogs Magnus von Mecklenburg. Mit seinem 14. Jahre für mündig erklärt, trat er 1518 die Regierung über ganz Hessen an. Im J. 1523 vermählte er sich mit Christine, der Tochter des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen. Während seiner Minderjährigkeit waren in Hessen Unruhen ausgebrochen; der fehdelustige Ritter Franz von Sickingen (s. d.) hatte sich darein gemischt und den Kurfürsten von Trier befehdet; P. verband sich daher 1522 mit Trier und der Pfalz und zwang den Ritter, sich und seine Feste Landstuhl am 30. Apr. 1523 zu übergeben. Im J. 1525 zog er gegen die aufrührerischen Bauern in Thüringen zu Felde. (S. Bauernkrieg.) Schon 1524 hatte er sich für die Reformation erklärt; 1526 führte er die evangelische Lehre in Hessen ein. Gleichzeitig schloß er mit dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen das torgauer Schutzbündniß, und 1527 gründete er aus den eingezogenen Klostergütern die erste evangelische Universität zu Marburg (s. d.). Als die wittenberger und schweizer Reformatoren in ihren Lehren sich trennten, war der Landgraf eifrigst bemüht, sie zu vereinigen. Er leitete deshalb selbst das Colloquium zu Marburg (1.—3. Oct. 1529), doch ohne seinen Zweck zu erreichen. Was er auf den Reichstagen in Speier im J. 1529 und in Augsburg im J. 1530 männlich bekannt hatte, das war er auch entschlossen, tapfer und mit Gewalt zu vertheidigen. Darum schloß er im Nov. 1530 mit den Strasburgern, Bernern und Züricher ein Vertheidigungsbündniß. Von wichtigern Folgen jedoch war seine Verabredung mit dem König Franz I. von Frankreich wegen Wiedereinsetzung seines Schützlings, des Herzogs Ulrich (s. d.), in Würtemberg, worauf der Kurfürst von Sachsen in Beider Namen den Vertrag zu Cadan am 29. Juni 1534 mit Östreich abschloß. Erst 1536 brachte er in Kassel und Wittenberg eine sogenannte Concordienformel zu Stande. Mit Johann Friedrich dem Großmüthigen stand er seit 1535 an der Spitze des Schmalkaldischen Bundes (s. d.) Siegreich bekämpfte er 1542 den Herzog Heinrich den Jüngern (s. d.) von Braunschweig. Nach der Schlacht bei Mühlberg unterwarf er sich, vertrauend den Zusicherungen seines Schwiegersohns, des Herzogs Moritz von Sachsen, dem Kaiser Karl V., der ihn gegen den Sinn der Capitulation als Gefangenen behielt. Auch mußte er sein Geschütz ausliefern und 150000 Fl. Strafgelder zahlen. Endlich nöthigte Kurfürst Moritz

(s. d.) den Kaiser durch den passauer Vertrag von 1552, den Landgrafen am 3. Sept. freizugeben. Nach der Rückkehr in seine Erbstaaten sendete er den franz. Hugenotten Hülfsvölker zur Unterstützung. Er befleißigte sich fortan einer löblichen Regierung, theilte sein Land unter seine vier Söhne (s. Hessen), und starb am 31. März 1567. Mit Genehmigung seiner Gemahlin Christine, die erst 1549 starb, und nachdem er Luther's und Melanchthon's Zustimmung erlangt, hatte er sich 1540 Margaretha von Saale (gewöhnlich die linke Landgräfin genannt) antrauen lassen und mit ihr sechs Söhne und eine Tochter erzeugt. Seine Tochter Agnes vermählte er 1541 mit Herzog Moritz von Sachsen. Er war ein großherziger, tapferer, aber zu rasch und feurig handelnder, minder staatskluger, als kenntnißreicher und thätiger Fürst, der sich um die Reformation, um den allgemeinen Landfrieden, wie insbesondere um Hessen große Verdienste erwarb. Vgl. Rommel, „P. der Großmüthige, Landgraf von Hessen, nebst einem Urkundenbuche" (3 Bde., Gieß. 1830).

Philipp (August Friedrich), regierender Landgraf von Hessen-Homburg, geb. am 11. März 1779 zu Homburg vor der Höhe, trat 1794 als Hauptmann in holländ. Dienste und kam in franz. Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Freilassung im J. 1795 machte er den Feldzug in Baiern und am Oberrhein als Freiwilliger in der östr. Armee mit. Im J. 1797 trat er als Hauptmann im Linieninfanterieregimente Stain in östr. Dienste, wurde Major, 1805 Oberstlieutenant im Linieninfanterieregimente Erzherzog Ferdinand Nr. 2, und bald darauf Oberst dieses Regiments. Von 1806—9 war er in Wien; 1809 hatte er Theil an den Schlachten bei Landshut, Regensburg, Aspern und Wagram; bei Aspern wurde er zum Generalmajor befördert, bei Wagram schwer verwundet. Vom zweiten wiener Frieden an bis 1812 befand er sich als Brigadier in Wien. Im J. 1812 war er in den Gefechten bei Podubine und Slonym. Im nämlichen Jahre zum Oberst-Inhaber des 19. Linieninfanterieregiments und 1813 zum Feldmarschallieutenant ernannt, hatte er Theil an den Schlachten bei Dresden, Kulm, Leipzig und am Gefecht bei Hochheim. Im Nov. 1813 wurde er Gouverneur von Frankfurt am Main; im Feldzuge von 1814 führte er das Commando des sechsten Armeecorps der Verbündeten, mit dem er bis Lyon kam. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba war er 1815 als Divisionair thätig bei dem Rheinübergange bei Germersheim und in den Gefechten bei Strasburg. Von 1815—20 befand er sich wieder als Divisionair in Wien; doch erhielt er mehre wichtige diplomatische Sendungen, so 1818 nach Rußland und 1820 nach England. Die politischen Ereignisse in Neapel führten ihn 1821 an der Spitze eines östr. Armeecorps dorthin, wo er bis 1825 Gouverneur war. In diesem Jahre erfolgte seine Ernennung zum commandirenden General in Illyrien, Inner-Östreich und Tirol, mit dem Wohnsitze zu Grätz, und 1827 seine Versetzung in gleicher Eigenschaft nach Galizien, mit dem Wohnsitze in Lemberg, wo er bis Ende des J. 1829 blieb. Hierauf kehrte er in derselben Dienststellung wieder nach Grätz zurück. Im J. 1826 hatte er inzwischen eine diplomatische Sendung nach Rußland, zur Krönung des Kaisers Nikolaus, vollführt und die Zeit von 1828—29, während des russ.-türk. Feldzugs, in Aufträgen seines Hofes im russ. Hauptquartiere zugebracht. Eine weitere diplomatische Sendung führte ihn 1829 und 1830 nach Warschau. Im J. 1832 wurde er Generalfeldzeugmeister. Noch befand er sich in Grätz, als ihm durch den am 19. Jan. 1839 erfolgten Tod seines Bruders Ludwig Wilhelm Friedrich die Regierung der Landgrafschaft Hessen-Homburg zufiel. Er nahm auch dieselbe durch ein von Grätz aus datirtes Patent an, ermächtigte aber für die Zeit seiner Abwesenheit seinen jüngern Bruder, den Prinzen Gustav, zur interimistischen Führung der Regierung. (S. Hessen-Homburg.) Dabei blieb er in den Diensten des Kaiserhauses Östreich. Erst im Juli 1839 begab er sich jedoch in seine Landgrafschaft. Der Gouvernementswechsel der Bundesfestung Mainz von Preußen an Östreich für die nächsten fünf Jahre veranlaßte im Aug. 1839 die Ernennung des Landgrafen zum Gouverneur jener Festung, welche Stelle er auch am 29. Oct. 1839 activ antrat. Der Landgraf, welcher bis dahin unvermählt geblieben war, vermählte sich 1838 in morganatischer Ehe mit der verwitweten Freifrau von Schimmelpfennig, einer Bürgerlichen, welche vom Könige von Preußen zur Gräfin von Naumburg erhoben wurde. Muthmaßlicher Regierungsnachfolger des Landgrafen ist sein Bruder Gustav, östr. Feldmarschallieutenant, geb. am 17. Febr. 1781, vermählt seit 1818 mit der Prinzessin Luise Friederike von Anhalt-Dessau, aus welcher Ehe

zwei Prinzessinnen und ein Prinz, Friedrich, geb. am 6. Apr. 1830, am Leben sind. Der jüngste Bruder des Landgrafen, Ferdinand, geb. am 26. Apr. 1783, ist östr. General-Feldmarschallieutenant.

Philipp von Neri, s. Büßende.

Philippeville, Stadt und Festung in der belg. Provinz Namur, an der Grenze gegen Frankreich, hat etwa 1600 E., schöne gerade Straßen und in der Umgebung Marmorbrüche und Eisenwerke. P. entstand aus dem zur Grafschaft Hennegau gehörigen Flecken Coubigny, den Karl's V. Schwester, Maria von Östreich, 1555 befestigen ließ und nach Philipp II., ihrem Neffen, benannte. Im pyrenäischen Frieden wurde es 1659 an Frankreich abgetreten. Im J. 1814 wurde es von den Verbündeten belagert und genommen und durch den pariser Frieden dem Königreich der Niederlande einverleibt.

Philippi, eine Stadt in Macedonien, früher zu Thrazien gehörig, nordwestlich von Amphipolis, erhielt diesen Namen von ihrem Eroberer, dem Könige Philipp II., der sie wegen der daselbst befindlichen Goldbergwerke beträchtlich erweiterte, und wurde später besonders denkwürdig durch die beiden Schlachten, in denen Antonius (s. d.) und Octavianus (s. Augustus) im J. 42 v. Chr. die Republikaner unter Cassius und Brutus besiegten. Auch gründete hier im J. 53 n. Chr. der Apostel Paulus eine christliche Gemeinde, und an diese ist der Brief an die Philipper gerichtet. Noch jetzt heißen die Trümmer Philippi, nach Andern Feliba.

Philippiken wurden ursprünglich die drei Reden des Demosthenes (s. d.) gegen den König Philipp von Macedonien, und später nach dem Beispiele derselben die vierzehn Reden des Cicero (s. d.) genannt, welche gegen die ehrgeizigen und staatsgefährlichen Plane des M. Antonius gerichtet sind. Danach bezeichnet man mit Philippika in neuerer Zeit jede andere heftige oder strafende Rede.

Philippinen wird die nordöstlichste Inselgruppe des ostind. Archipelagus genannt, die in der Hauptrichtung von Norden nach Süden sich erstreckend, gegen 1200 Inseln und Inselchen zählt, welche zusammen einen Flächeninhalt von etwa 7000 □M. haben und von denen die Inseln Luzon oder Manila, die nördlichste, mit 2500 □M., Magindanao oder Mindanao, die südlichste, mit 1175 □M., und die zwischen diesen beiden liegenden mindergroßen Mindoro, Samar, Leyte, Negros, Panay die bedeutendsten sind. Sämmtliche Inseln sind, die südliche Fortsetzung der großen, die Ostküste Asiens umgebenden Vulkanreihe bildend, vulkanischer Natur mit vielen noch thätigen Vulkanen, wie man deren allein auf der südöstlichen Halbinsel von Luzon nicht weniger als zehn auf einer Strecke von 30 M. findet. Obschon die größern auch ausgedehnte Ebenen aufzuweisen haben, sind sie doch sämmtlich von gebirgiger Beschaffenheit und zu den hohen Inseln zu rechnen. Dazu sind ihre Küsten von einer Menge von Baien und Busen durchschnitten, welche vortreffliche Ankerplätze bieten. Hinsichtlich ihres Klimas und ihrer Naturbeschaffenheit gehören sie zu den reizendsten Tropeneilanden der Erde. Obschon häufig von Erdbeben und Orkanen heimgesucht und in den niedern feuchten Gegenden ungesund, erfreuen sie sich eines gemäßigtern und im Allgemeinen auch weit gesundern Klimas als die übrigen Inseln des ostind. Archipelagus. Gut bewässert und von vortrefflicher Bodenbeschaffenheit entwickelt sich auf ihnen, obwol am Rande der nördlichen Tropenzone gelegen, noch die ganze Pracht der Tropenvegetation und eine Fruchtbarkeit, welche mit der von Java und Brasilien wetteifert. Die vorzüglichsten Gegenstände des Anbaues und der Ausfuhr sind Zucker, Hanf, Taback, Farbehölzer, Indigo, Reis, Kaffee, Baumwolle, Ebenholz, Sago. Die Industrie liefert vorzugsweise Tauwerk, Cigarren, Matten, Hanf- und Strohgeflechte. Dem Pflanzenreich ist der Reichthum der Fauna entsprechend, die im Ganzen mit der der übrigen ostind. Inseln übereinstimmt. Besonders findet man zahlreiche Heerden wilder Büffel und unzählige Schwärme wilder Bienen. Das umgebende Meer bietet Fische und Schaalthiere in Menge, unter letztern auch Perlenmuscheln, und die Gebirge bergen einen Reichthum an Metallen, die aber noch fast ganz unbenutzt liegen; nur Waschgold wird gewonnen. Die Bewohner bestehen theils in den alten Ureinwohnern, die, zum Stamme der Papuas oder Australneger gehörig, und von den Spaniern Negritos del Monte genannt, jetzt nur noch im unzugänglichen Innern der Inseln in geringer Anzahl im Zustande völliger Wildheit hausen; theils in Völkern malaiischen Stammes, welche von

außen kommend, jene ins Innere verdrängten und die Inseln besetzten, auf denen sie jetzt den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bilden. Sie zerfallen in mehre verschiedene Völkerschaften, die Bisajos, Magindanaos, Ilocos, Illanos und Tagalen, die sämmtlich den übrigen malaiischen Sprachen verwandte Dialekte sprechen, schon früher durch das Einwirken der chines. und javan. Cultur zu einer gewissen Civilisation und Bildung gelangten und von denen die letztern die zahlreichsten und gebildetsten sind, die eine eigene, ziemlich umfangreiche Literatur besitzen. Außerdem gibt es eine Menge eingewanderter Chinesen, welche vorzüglich den handel- und gewerbetreibenden Theil der Bevölkerung bilden; ferner Negersklaven und Europäer, vorzüglich Spanier, und Mischlinge, die aus allen diesen entsprossen sind. Jene eingeborenen Völkerschaften sind theils den Spaniern, welche einen großen Theil der Inseln besitzen, unterworfen und von ihnen zum Christenthume bekehrt, theils bilden sie unabhängige mohammedan. Völkerschaften, so besonders auf der Insel Magindanao, wo die Spanier nur einzelne Küstenpunkte besitzen, während das Sultanat Magindanao einen Flächenraum von 750 □M. mit etwa 400000 E. einnimmt, und eine Conföderation der vielen kleinen Häuptlinge des Illanovolks besteht. Die Beschäftigung dieser Völker besteht theils in Ackerbau und Handel, theils auch, besonders auf Magindanao, aus Seeräuberei. Die Besitzungen der Spanier bilden ein eigenes Generalcapitanat, zu dem auch die Babuyanen- und Marianeninseln gehören, und nehmen einen Flächenraum von etwa 2400 □M. mit mehr als 3 Mill. E. ein, wovon allein auf die Insel Luzon gegen 1450 □M. mit 2,200000 E., auf die kleinern aber 860 □M. mit fast einer Mill. E. kommen. Der Hauptsitz der span. Herrschaft ist die Insel Luzon, wo die Stadt Manila, am Passig, mit einem schönen Hafen, die Hauptstadt der Colonie bildet. Sie ist der Sitz des Generalcapitains und eines Erzbischofs, hat mit den Vorstädten eine Bevölkerung von 150000 E. und treibt beträchtlichen Handel. Diese Inseln wurden 1521 von Magelhaens entdeckt und 1571 von den Spaniern in Besitz genommen, die daselbst die Stadt Manila gründeten. Bei dem verkehrten Colonialsysteme der Spanier konnte die Colonie lange zu keiner Blüte kommen. Erst in neuer Zeit hat sie sich seit der Aufhebung der span. Handelsgesellschaft der Philippinen, welche das Monopol hatte, durch den merkwürdigen Aufschwung, den der Handel dadurch erhielt, sehr gehoben und ist zu einer Geldquelle fürs Mutterland geworden. Die Colonie ist ein sehr unsicheres Besitzthum, das ganz von dem guten Willen der Mönche, welche den unbeschränktesten Einfluß auf die Eingeborenen ausüben, abhängt. Mehrmals schon waren Aufstände nahe daran, das ganze span. Colonialregiment umzustürzen.

Philipponen, eine russ. Sekte, die nach ihrem Anführer Philipp Pustoswiät, unter dessen Leitung sie gegen Ende des 17. Jahrh. aus Rußland flüchteten, benannt ist, sind ein Zweig der Roskolniken (s. d.), die sich selbst Starowerski oder Altgläubige nennen, weil sie sehr streng auf die nach ihrer Meinung unverfälschte alte Bibelübersetzung und die alten Gesang- und Gebetbücher der russ.-griech. Kirche halten, welche durch die Revision des Patriarchen Nikon zu Moskau in der Mitte des 17. Jahrh. erst verderbt worden seien. Man unterscheidet unter jenen Altgläubigen hauptsächlich die Unpopischen, wozu auch die Philipponen gehören, die weder den heiligen Synod, noch sonst ein geistliches Oberhaupt der Kirche anerkennen und die Priesterweihe der russ. Geistlichkeit für unecht halten, die daher auch keine ordinirten Geistlichen unter sich dulden, sondern die Verwaltung des Gottesdienstes nur ihren Stariks, d. i. Gemeindeältesten, die sie indessen auch Popen nennen, anvertrauen, und die auch das Cölibat für ein wesentliches Erforderniß des Christenthums halten, und die Popischen, welche ihre Geistlichkeit haben und im Ehestande leben. Besonders waren die erstern häufigen Verfolgungen in Rußland ausgesetzt, weil sie sich am meisten von den russ. Gebräuchen und Satzungen fern hielten. Deshalb verließ um das J. 1700 ein Roskolnikenhaufe seinen Stammsitz, das Kloster Pomer am Wüig im Gouvernement Olonez, und wanderte unter der Anführung des erwähnten Phil. Pustoswiät, eines schlichten Landmanns, in das poln. Lithauen, ein Theil derselben aber in das spätere Neu-Ostpreußen, von wo sie, namentlich aus der Gegend von Seyni, seit längerer Zeit schon sich nach dem sensburger Kreise des preuß. Regierungsbezirks Gumbinnen gewendet haben. Es gibt in diesem Kreise zehn Philipponencolonien, zusammen mit mehr als 500 Seelen; die größten dieser Ansiedelungen sind Eckartowo und Ladnepole, an welchen Orten sie auch

eigene Kirchen besitzen. Als fleißige Ackerbauer und reinliche, nüchterne, ordnungliebende Leute werden sie von der Regierung und den Gutsherren gern geduldet, und die meisten von ihnen leben im Wohlstande. Es sind ihnen bei ihrer Aufnahme in die preuß. Staaten mannichfache Zugeständnisse gemacht worden, z. B. freie Ausübung ihrer Religionsgebräuche und selbständige Verwaltung ihres Kirchen- und Schulwesens, sowie Befreiung vom Kriegsdienste für die erste Generation. Den Eid halten sie für unerlaubt, und eine einfache Betheuerungsformel wird an dessen Stelle als ausreichend vor Gericht anerkannt. Ihre hergebrachte Kleidung dürfen sie nicht verändern, sich auch den Bart nicht scheeren; sie müssen sich aller geistigen Getränke enthalten, eine strenge Zurückgezogenheit von allen andern Glaubensgenossen, die sie für unrein halten, beobachten, dürfen nicht mit ihnen essen und trinken, noch gemischte Ehen eingehen, und müssen sich auch des Gebrauchs ärztlicher Hülfe enthalten, weil sie jedes Leiden für eine von Gott auferlegte Buße halten. Von den sieben Sacramenten der griech. Kirche haben sie das der Salbung, des Abendmahls, der Priesterweihe, der letzten Ölung und der Ehe gar nicht, und die Ehe gilt ihnen überhaupt als keine kirchliche, vielmehr nur als eine bürgerliche Handlung, wobei blos die Einwilligung des Brautpaars, der Ältern oder gegenseitigen nächsten Verwandten, und die Anwesenheit von fünf glaubwürdigen Männern als Zeugen nothwendig ist. Die Frau erhält nicht den Zu-, sondern den Vornamen ihres Mannes. Ehescheidungen sind erlaubt, doch dürfen die Geschiedenen sich unter keinen Umständen wieder verheirathen. Die Sorge für die Erziehung und Verpflegung unehelicher Kinder fällt lediglich der Mutter oder deren Verwandten zur Last; auch darf ein Frauenzimmer, welches sich dem Beisammensein außer der Ehe hingab, nicht gleich andern unverheiratheten Frauenzimmern das Haar in einem Zopf nach hinten herabhängend tragen, sondern muß dasselbe, in zwei Zöpfen geflochten, vorn auf die Brust herabhängen lassen.. An unehelichen Kindern haftet dagegen in der öffentlichen Meinung kein Makel, und nur der Ehebruch selbst gilt als schweres Verbrechen. Die Leichen Derer, die ein verbrecherisches Leben geführt, namentlich die Beichte versäumt haben, werden nicht in geweihter Erde, sondern außerhalb der Kirchhöfe bestattet. In besonderm Ansehen stehen bei den Philipponen, wie bei allen Roskolniken, zwei Werke, worin alle ihre eigenthümlichen Religionssätze enthalten sind, nämlich das Werk eines gewissen Cyrillus, der im 9. Jahrh. gelebt haben soll, in welchem indeß viele seltsame Anachronismen, z. B. Schmähungen auf Luther und Calvin, vorkommen, und ein anderes auch in altslawonischer Sprache geschriebenes Buch „Von den Vätern und Märtyrern von Soloniek, u. s. w.", welches eine von den vielen Protestationen zu sein scheint, die von verschiedenen mit der Nikon'schen Kirchenverbesserung unzufriedenen Roskolnikengesellschaften der russ. Regierung eingereicht worden sind. Da Nikon die eigentliche Glaubenslehre selbst unverändert ließ, so stimmen die Philipponen und Roskolniken auch vollkommen mit dem Glaubensbekenntnisse der griech.-russ. oder rechtgläubigen Kirche überein, und ebenso entspricht auch ihr Taufritus, ihre Vorstellung von dem künftigen Zustande der Seele, dem jüngsten Gericht und der heiligen Dreieinigkeit, die Anrufung der Heiligen und die Verehrung der Bilder ganz dem Ritus und den Lehren der orthodoxen Kirche; sie haben dieselben gottesdienstlichen Gebräuche bei der Beichte, den Fasten und dem Gebet und dieselben Feiertage wie die Griechen und Russen. Auch sind sie von den frühern Schwärmereien ihrer Sekte, namentlich vom Selbstverbrennen, da Niemand sie verfolgt, ganz zurückgekommen, obwol sie den Märtyrertod für die Eigenheiten ihres Sektenglaubens immer noch für verdienstlich halten. Vgl. Schmidt, „Die morgenländ.-griech. Kirche" (Mainz 1827).

Philippsburg, Stadt im Unterrheinkreise des Großherzogthums Baden, am Einflusse des Salzbach in den Rhein, mit 1500 E., war ehemals eine Reichsfestung, die zum Hochstifte Speier gehörte. Der Bischof Philipp von Speier wählte den ursprünglich Udenheim genannten Flecken zu seiner Residenz, nannte ihn, dem Apostel Philippus zu Ehren, Philippsburg und befestigte ihn 1618 und 1623. Im Dreißigjährigen Kriege fiel P. nach der Reihe den Schweden, Franzosen, Kaiserlichen und wieder den Franzosen in die Hände, welchen letztern im westfäl. Frieden das Besatzungsrecht bestätigt wurde. In den Kriegen zwischen Ludwig XIV. und Deutschland wurde die Stadt 1676 von den Deutschen erobert und im nymwegener Frieden ihnen zugesprochen, 1688 zwar abermals von den Franzosen genommen, im ryswijker Frieden von 1697 aber wieder an Deutschland zurückgegeben.

Dasselbe Spiel wiederholte sich 1734, wo die Franzosen die indeß sehr verfallene Festung mit leichter Mühe eroberten, sie aber 1735 wieder räumten. Im franz. Revolutionskriege wurde sie 1799 bombardirt, genommen und gänzlich geschleift. Im J. 1803 kam sie zu Baden.

Philister oder Philistäer, ein semitischer, kriegerischer Volksstamm, wohnten in den südwestlichen Ebenen Palästinas, das nach ihnen benannt wurde, an der Seeküste. Sie waren vom Zeitalter der Richter an mit den Israeliten im Kampfe und unterjochten sie 40 Jahre lang, bis Samuel ihre Herrschaft brach; indeß wiederholten sie unter Saul und Dapid und später ihre Einfälle. Zur Zeit der Makkabäer waren sie syr. Unterthanen. Nächst dem Baalzebub verehrten sie die Astarte und die Fischgottheiten Dagon und Atergatis. — In der burschikosen Sprache heißt Philister in engerer Bedeutung ein spießbürgerlich gesinnter Mensch; im Allgemeinen aber Jeder, der nicht Student ist.

Philistus, ein griech. Geschichtsschreiber um 350 v. Chr., aus Syrakus gebürtig, lebte in vertrauter Freundschaft mit dem jüngern Dionysius, und schrieb eine Geschichte Siciliens in elf Büchern und außerdem eine besondere Schrift in zwei Büchern, worin er die Ereignisse während der Herrschaft des jüngern Dionysius behandelte. Die noch vorhandenen Bruchstücke hat Göller in seiner Schrift „De situ et origine Syracusarum (Lpz. 1818) und Müller in „Historicorum graec. fragmenta" (Par. 1841) zusammengestellt.

Phillips (Georg), ordentlicher Professor der Rechte an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, geb. um 1803 in der Gegend von Danzig von protestantischen Altern, deren Vorfahren aus England stammten, studirte in Göttingen, habilitirte sich nachher in Berlin und folgte 1833 einem Rufe nach München. Schon 1825 gab er den „Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächs. Rechts" (Gött.), dem, nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in London, die „Engl. Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen" (Bd. 1, Berl. 1827) folgte. Bald nachdem er sich in Berlin habilitirt, kam auch sein Freund und Landsmann Jarcke (s. d.) nach Berlin, und besonders scheint es dem Einflusse dieses Mannes zugeschrieben werden zu müssen, wenn P. mit ihm zur katholischen Confession übertrat. Später knüpfte ein verwandtschaftliches Band das Verhältniß beider Freunde, welche Schwestern zu Frauen hatten, noch fester. Noch in Berlin hatte er seine „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts, mit Einschluß des Lehnrechts" (2 Bde., 1820; 2. Aufl., Berl. 1838—39) herausgegeben, worin er von der Ansicht ausgeht, daß das gesammte deutsche Recht in seiner ursprünglichen Gestalt sich in allen seinen Institutionen auf das Princip der Wehrhaftigkeit zurückführen lasse und sich auf dreifache Weise, als Vertheidigung der Person (Freiheit), als Vertheidigung anderer Personen (Vormundschaft) und als Vertheidigung von Sachen (Gewere), äußere. Auch von seiner „Deutschen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung" erschien der erste Band noch zu Berlin (1832; 3. Aufl., 1846), ein Buch, in welchem er die Verehrung der dunkelsten Jahrhunderte des deutschen Mittelalters und die Vertheidigung aller Anmaßungen der Kirche beinahe weiter als die meisten seiner Vorgänger getrieben hat, und in welchem es sich recht deutlich zeigte, wie eine beschränkte confessionelle Ansicht den klaren wissenschaftlichen Blick in der Auffassung der Geschichte trüben kann. Seine schriftstellerische Wirksamkeit im Gebiete der Rechtswissenschaft und ihrer Geschichte sollte in Folge seiner Übersiedelung nach München bald eine mehr praktische, auf das Leben der Gegenwart gerichtete Anwendung finden. Durch die neuesten Vorgänge im Gebiete des kirchlich-politischen Lebens fühlte er sich berufen und veranlaßt, als Vertheidiger seines neuen Glaubens und der in ihm beruhenden staatsrechtlichen Grundsätze, gegenüber allen naturgemäß fortschreitenden oder despotischen Bestrebungen, aufzutreten und im Kampf gegen das immer mehr überhandnehmende Sekten- und Parteiwesen, dem katholischen Deutschland Mittel und Gelegenheit in die Hände zu geben, von dem Standpunkte des Katholicismus aus die Begebenheiten und literarischen Erscheinungen des Tages zu beurtheilen. So entstanden die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland", die er in Verbindung mit Görres seit 1838 erscheinen läßt, eine Zeitschrift, die ihrer Tendenz nach mit fast allen in Geltung stehenden staatsrechtlichen Theorien und Verhältnissen in Widerstreit gerathen mußte, da sie sich zum letzten Endzweck gestellt hat, die Obergewalt der Kirche über den als eine blose Policeianstalt betrachteten Staat historisch und praktisch zu begrün-

den und auf diese Weise die kirchlich-politische Ordnung der Dinge im Sinne des römisch-katholischen Mittelalters wiederherzustellen, wobei es natürlicherweise nicht zu vermeiden war, daß P., als literarischer Vertreter einer in ausschließlicher Einseitigkeit verharrenden Partei, mit der ausgesprochenen, auf Vernichtung des trennenden Parteiwesens ausgehenden Richtung seines Journals in Widerspruch gerieth. Auch sonst ist P. während der jüngsten religiösen Wirren, in Verbindung mit den beiden Görres, Vater und Sohn, mit Döllinger, Windischmann, Moy und Ringseis, vielfach im Interesse des katholischen Princips und dessen erneuerter Verwirklichung im staatsbürgerlichen Leben thätig und wirksam gewesen. Von seinen neuesten Schriften erwähnen wir das „Kirchenrecht" (Bd. 1, Regensb. 1845) und die „Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte" (Münch. 1845).

Philo, ein Philosoph, aus Larissa, der Zeitgenosse Cicero's, lebte in Rom und gehörte der neuern Akademie an. Häufig wird er auch der Stifter der dritten Akademie genannt.

Philo, ein gelehrter jüd. Schriftsteller, wurde einige Jahre v. Chr. zu Alexandria geboren, wo er auch seine Bildung erhielt. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten seine Glaubensgenossen den Gebrauch der Allegorien von ihren ägypt. Nachbarn entlehnt; damit waren Platonische, Aristotelische und Pythagoräische Lehrsätze zu ihnen gekommen, welche sie unter den Bildern und Erzählungen ihrer heiligen Schriften als verborgenen Sinn wiederfanden. So fand auch P. vornehmlich Platonische Sätze in den allegorisch gedeuteten Mosaischen Schriften. Wahrscheinlich folgte er darin dem Beispiele der Essener und Therapeuten, von denen er stets mit großer Achtung spricht, wiewol er ihre Lebensweise nicht annahm. Als gleich ewige Principien sah er Gott und die Materie an. Die Erkenntniß Gottes gründet er auf innere Anschauung. Seine Schriftauslegung ist mystisch; bald verflüchtigt er Facta zu Gedanken, bald schmelzt er Gedanken in Facta um. Auch machte er sich mit den öffentlichen Angelegenheiten bekannt, weshalb er von seinen Landsleuten 42 n. Chr. an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde, um die Juden gegen Apion's u. A. Beschuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ aber die Gesandtschaft nicht vor sich und P. kam sogar in Lebensgefahr. Er faßte nun eine von großer Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit zeugende Rechtfertigungsschrift der Juden ab, die nach Caligula's Tode im Senate vorgelesen wurde. Unwahrscheinlich sind die Angaben, daß P. unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christlichen Glauben angenommen, diesem aber, gewisser Kränkungen wegen, wieder entsagt habe. Die auf uns gekommenen Schriften P.'s wurden von Morel (Genf 1613), Thom. Mangey (2 Bde., Lond. 1742, Fol.), Pfeifer (5 Bde., Erl. 1785—92) und Richter in der „Bibliotheca sacra" (Lpz. 1828) herausgegeben. Sie sind sehr wichtig für Den, der den damaligen Zustand der Philosophie in Alexandria kennen lernen will. Über P.'s Philosophie, Theologie und deren Verhältniß zum Christenthum verbreiten sich die lat. Abhandlungen von Großmann und Scheffer, Grörer's „P. und die alexandrin. Theosophie" (Stuttg. 1835) und Dähne's „Geschichtliche Darstellung der jüd.-alexandrin. Religionsphilosophie" (2 Abth., Halle 1834—35).

Philo aus Byblos in Phönizien, ein Grammatiker, der zu Ende des 1. Jahrh. n. Chr. lebte, verfertigte außer einigen andern historischen Schriften eine griech. Übersetzung der „Phöniz. Geschichte" des Sanchuniathon in neun Büchern, von der sich jedoch nur das erste Buch und auch dieses in einem sehr verderbten Zustande, in der „Praeparatio evangelica" des Eusebius (s. d.) erhalten hat. Zwar machte im J. 1835 ein gewisser Wagenfeld in Bremen bekannt, daß er eine vollständige Handschrift dieser Übersetzung aus dem Kloster Santa-Maria de Merinhao in der portug. Provinz Entre Duero e Minho durch den Obersten Pereiro erlangt habe, die er bald darauf auch theils zugleich mit einer lat. Übersetzung (Brem. 1837), theils in einer deutschen Übertragung (Lüb. 1837) herausgab; allein es ist ziemlich bis zur Evidenz erwiesen worden, daß das Ganze auf einem literarischen Betrug beruht. (S. Sanchuniathon.) — Ein anderer Philo, aus Byzanz, lebte um 150 v. Chr. und schrieb außer einigen Werken über Mechanik namentlich eine Schrift „Über die sieben Wunderwerke der alten Welt, welche zuletzt von Orelli unter dem Titel „Philonis Byzantini libellus de septem orbis spectaculis" (Lpz. 1816) herausgegeben worden ist.

Philochorus, ein berühmter griech. Geschichtschreiber, aus Athen gebürtig, lebte um 300 v. Chr. und schrieb unter dem Titel „Atthis" ein umfassendes Werk über die Geschichte

Athens und Attikas von den ältesten Zeiten an, welches nach den Jahren der Könige und Archonten geordnet war und bei aller Dürftigkeit und Trockenheit der Darstellung wegen seines überaus reichhaltigen Stoffs einen großen Werth hatte und den folgenden Geschichtschreibern als Quelle diente. Die Bruchstücke sind von Lenz und Siebelis (Lpz. 1811) und von Müller in „Historicorum graec. fragmenta" (Par. 1841) gesammelt und erläutert worden.

Philodēmus, aus Gadara in Syrien, ein epikureischer Philosoph, Zeitgenosse des Cicero und Atticus, die ihn wegen seines Dichtertalents schätzten, schrieb in griech. Sprache außer mehren kleinern Gedichten, die sich in der Anthologie (s. d.) befinden, und einigen moralischen Abhandlungen namentlich zwei größere Werke, die man erst in neuerer Zeit zu Herculanum aufgefunden hat, das eine „Über Rhetorik", zuerst bekannt gemacht in den „Antiquitates herculanenses" (Bd. 5) und in den „Volumina herculanensia" (Bd. 2, Orf. 1825), zuletzt bearbeitet von Gros unter dem Titel „Philodemi rhetorica" (Par. 1840), das andere „Über die Musik", welches aus Rosini's „Volumina herculanensia" (Bd. 1, Neap. 1793, Fol.) von Murr (Strasb. 1804) und von demselben in einer deutschen Übersetzung (Berl. 1806, 4.) herausgegeben wurde.

Philoktētes, der Sohn des Pöas und der Demonassa, ein trefflicher Bogenschütze, führte die Bewohner von Methone, Thaumakia, Meliböa und Olizon gegen Ilios. Jedoch ließ ihn das Heer unterwegs auf Lemnos zurück, weil er an einer durch Schlangenbiß erhaltenen Wunde krank darniederlag. Bald aber war dasselbe seiner benöthigt. Er selbst kehrte zuletzt glücklich in seine Heimat zurück. Nur so viel erzählt Homer von ihm. Spätere Dichter haben dieses mannichfach erweitert und verändert. Auf dem Zuge gegen Ilios, heißt es, wurde er auf der kleinen Insel Chryse unweit Lemnos von einer tempelhütenden Schlange in den Fuß gebissen. Die Wunde eiterte heftig und verbreitete einen so unerträglichen Geruch, daß ihn die Griechen auf des Odysseus Rath an der Küste von Lemnos aussetzten. Hier verlebte er unter großen Drangsalen neun Jahre; im zehnten endlich erschienen Odysseus und Diomedes oder Neoptolemos (nach Sophokles) als Gesandte bei ihm, um ihn abzuholen, weil ohne ihn Ilios nicht erobert werden könne. P. nämlich war im Besitz des Bogens und der Pfeile des Herakles, welche nach dem Ausspruche des Sehers Helenos zur Eroberung von Ilios durchaus nöthig waren. Endlich entschloß er sich, Jenen zu folgen. Nach seiner Ankunft bei dem Heere der Griechen versank er durch Apollon in tiefen Schlaf; während desselben schnitt Machaon die Wunde aus und heilte sie. Nun erlegte P. den Paris und Ilios wurde erobert. Auf seiner Heimkehr, nach Spätern, nach Italien verschlagen, baute er Petelia in Lucanien und Krimissa bei Kroton. In einem Kampfe gegen die frühern Einwohner fiel er. Die Geschichte des P., namentlich seine Leiden, hat Sophokles in dem nach P. benannten und noch vorhandenen Trauerspiele dargestellt. Von dem gleichnamigen Stück des Euripides sind nur Fragmente vorhanden.

Philoläus war einer der vorzüglichsten Schüler des Pythagoras. Seine für uns verlorenen Werke über die Naturlehre standen bei den Alten in so hohem Rufe, daß Platon ein Manuscript desselben für 100 Minen kaufte. Seine Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne wurde von seinen ersten Nachfolgern angenommen, aber wahrscheinlich, weil sie nur als Meinung ohne Beweise aufgestellt war, später wieder vergessen. Nicetas von Syrakus verband damit die Lehre von der Bewegung der Erde um ihre Achse, wie Cicero in seinen „Academicae quaestiones" erzählt, und namentlich diese Stelle soll den Copernikus auf die Entdeckung des wahren Weltsystems geleitet haben.

Philologie. Mit dem im Verlaufe der Zeit ziemlich schwankend gewordenen Begriffe dieses Namens, der seiner Zusammensetzung nach die Sprache als wesentlichen Bestandtheil einschließt und bereits im Alterthume sowol die Liebe zu Sprachen und Literatur überhaupt als auch die dadurch hervorgerufene gelehrte Beschäftigung mit diesen Gegenständen ausdrückt, wird im Allgemeinen jetzt das Studium einer fremden oder fremd gewordenen Sprache bezeichnet, welche man auf dem Wege wissenschaftlicher Begründung nach allen ihren Gestaltungen und Verzweigungen erlernt hat und allseitig zu deuten oder für wissenschaftliche Zwecke zu verwenden versteht. Eine fremde Sprache wird nämlich vorausgesetzt, weil das Bedürfniß einer förmlich kunstgemäßen Behandlung der durch den täglichen Gebrauch erlernten Muttersprache doch nur in einzelnen Fällen sich herausstellt. Schon an

sich ist die Kenntniß einer solchen Sprache von hohem Werth, da man durch dieselbe zur klaren Einsicht in die Gesetze des Anschauens, Denkens, Urtheilens und Empfindens, wie sie sich im menschlichen Geiste ausgeprägt haben, gelangt; dieser Werth wird aber noch gesteigert, wenn die darin mitgetheilten geistigen Producte nicht blos in ihrer Form als vollendet erscheinen, sondern auch dem Inhalte nach Edles und Erhabenes darbieten und die gesammte höhere oder geistige Thätigkeit eines Volks in einem schönen Bilde uns vor Augen stellen. Nun wird zwar durch den Ausdruck Philologie ursprünglich auf kein bestimmtes und gleichsam bevorzugtes Volk hingewiesen; allein man hat dieselbe doch fast ausschließlich auf die beiden gebildetsten Völker des Alterthums, die Griechen und Römer, mit Ausnahme aller übrigen alten und neuern Völker, eingeschränkt und ihr den Namen der classischen Philologie oder, nach einseitiger Fassung seit dem Mittelalter, der Humaniora (s. Humanität) beigelegt. Dadurch wird zugleich auf ihren Unterschied von der Linguistik (s. d.) hingewiesen, die dem Wortverstande und der logischen Bedeutung nach zwar den allgemeinen Gattungsbegriff ausmacht, im engern Sinne aber das Studium der neuern Sprachen umfaßt, wie die Orientalistik das der morgenländischen. Jene Beschränkung beruht jedoch nicht etwa auf hergebrachter Täuschung oder Willkür, sondern hat ihren guten Grund in der unumstößlichen Wahrheit, daß diese beiden Hauptvölker, weil sie die meisten solcher Eigenschaften entwickelten, welche die Basis eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen, vor allen andern Völkern und Staaten dem Ideale der Menschheit am nächsten kamen und deshalb vorzugsweise die Ehre einer besondern Wissenschaft verdienen. Denn bei ihnen, vorzüglich bei den Griechen, finden wir trotz der Verschiedenheit der Stämme, des Klimas und der Zeiten das wenigste Individuelle, während bei andern Nationen, wie bei den nordischen, der Nationalcharakter oft mit den widersprechendsten Eigenthümlichkeiten hervortritt; bei ihnen steht Alles der menschlichen Natur, sofern sie in der Anlage gegeben ist, ungleich näher und namentlich sind ihre schriftlichen Erzeugnisse wie ihre Werke der Kunst, weil sie sich ebenfalls am strengsten an die Natur anschließen, reine und ungetrübte Muster für alle Zeiten geworden. An dieser geistigen Errungenschaft der alten Welt haben sich daher die spätern Nationen als an einem absoluten Vorbilde wieder zu erheben gesucht, sowie die europ. Civilisation von dorther unbestritten ihren Ausgangspunkt genommen hat und auch von dorther nur in Zukunft die sicherste Grundlage höherer Gesittigung und gelehrter Bildung erhalten kann.

Wir betrachten daher die Philologie hier nicht als blose Sprachkenntniß, sondern in ihrer höhern Potenz als die Wissenschaft, welche die Erforschung und Aufklärung des classischen Alterthums nach allen Seiten hin sich zur wichtigen Aufgabe gemacht hat und ein zwar vielfach gegliedertes, aber wohlgeordnetes Ganze bildet. Da sie gleich allen übrigen Wissenschaften einer steten Fortbildung und Verbesserung fähig ist und bedarf, so hat sie auch, sowie ihr Bedürfniß gleich von den ersten Anfängen an ein sehr mannichfaches war, in früherer und besonders in neuester Zeit zugleich mit dem gewaltigen Umschwunge der meisten Theile des menschlichen Wissens eine so vielseitige und verschiedenartige, ja oft ganz entgegengesetzte Behandlung und Anwendung erfahren, daß erst aus den mancherlei Phasen, denen sie in ihrem Entwickelungsgange bei den verschiedenen Völkern unterworfen war, ihr Umfang und Zweck, sowie der Standpunkt, den sie dermalen einnimmt, gehörig erkannt und gewürdigt werden kann. Die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Zeiträume, welche sie durchlaufen hat, normiren sich nach der gewöhnlichen Eintheilung der ganzen Summe der historischen Begebenheiten in die alte, mittlere und neue Zeit, sodaß die erste Periode von der frühesten Zeit bis in das 4. Jahrh. n. Chr., wobei das Alexandrinische Zeitalter gewissermaßen einen selbständigen Abschnitt bildet, die zweite Periode von da bis in das 15. Jahrh., die dritte endlich bis auf die gegenwärtige Umgestaltung und Blüte derselben sich erstrecken würde. Die ersten Spuren der Betreibung der Philologie zeigen sich unter den Griechen schon zu den Zeiten des Solon und der Pisistratiden bei der Sammlung und Sichtung der Homerischen Gesänge, weiterhin in dem, namentlich auch auf das Wesen der Sprache gerichteten Forschungsgeiste der Sophisten und in der vielumfassenden Gelehrsamkeit des Aristoteles; aber die Erhebung zur Wissenschaftlichkeit und mehr geregelten Methodik beginnt erst mit dem 3. Jahrh. v. Chr. in Alexandria unter den Ptolemäern und zu Pergamus un-

ter den Attalern, dem eigentlichen Zeitalter der classischen Reproduction. Hier vereinigte sich mit der Gründung von Bibliotheken und Museen, geschützt und unterstützt von einer liberalen Regierung, eine große Anzahl Grammatiker und Sprachforscher, die eine kritische und exegetische Behandlung der altgriech. Schriftsteller, besonders des Homer, und überhaupt eine wissenschaftliche Betreibung der durch die Verpflanzung ins Morgenland fremdartig gewordenen altgriech. Sprache und Literatur einführten und unter denen der vielseitigste, Eratosthenes (s. d.), zuerst den auszeichnenden Namen „Philolog" erhalten haben soll. (S. Alexandria und Alexandrinische Schule.) Doch nicht blos hier, sondern auch in dem eigentlichen Griechenland, vorzüglich in Athen und auf Rhodus, dann in Unteritalien und Syrakus begegnen uns ähnliche Bestrebungen, und wir sehen hier in einer Reihe von Grammatikern, Scholiasten und Lexikographen die Liebe zur alten Sprache, oft freilich in sehr verkümmerter Weise, bis in die spätesten Zeiten fortbestehen. (S. Griechische Literatur.) Einer etwas weitern Entwickelung erfreute sich die Philologie in Rom, als das Studium der griech. Sprache zur Vervollkommnung der lat. Sprache und Literatur gebraucht und schon zu schwachen Versuchen für den Jugendunterricht benutzt wurde. Diese gelehrte Thätigkeit zeigte sich bei Varro (s. d.), später in erhöhtem Grade bei Quinctilianus (s. d.) und Gellius (s. d.), und erreichte in Marcianus Capella (s. d.) beim Untergange des Reichs ihren Höhepunkt. Allein man kam nicht über ein einseitiges und mechanisches Ausbeuten des formalen und realen Sprachstoffs hinaus und begnügte sich mit dem blosen Sammeln eines gewissen Materials oder erging sich in philosophischen Spitzfindigkeiten über die Sprachgesetze, ohne in das positive Wesen der Sprache selbst einzudringen. (S. Römische Literatur.) Vgl. Gräfenhan, „Geschichte der classischen Philologie im Alterthume" (3 Bde., Bonn 1843—46).

Aber alle diese, wenn auch nur mangelhaften Bemühungen der Griechen und Römer für die Ausbildung der Sprachstudien wurden in den dunkeln und schlaffen Zeiten des Mittelalters meist wieder begraben. Obgleich nämlich vor Allem das Studium der lat. Sprache nach dem Umsturze des weström. Reichs auch auf die german. Völker überging, so theilte es sich doch nicht dem Gesammtvolke mit, sondern blieb fast alleiniges Besitzthum des Klerus und war auch bei diesem lediglich auf eine todte Einübung zum Zwecke der Kirche berechnet. Daraus mußte zuletzt eine völlige Entartung der alten Sprache entstehen, die wir unter dem abschreckenden Namen des Mönchslatein (s. d.) kennen. Zwar wurden die Benedictiner (s. d.) durch ihre Ordensregel zum Abschreiben und Sammeln der alten Classiker angehalten, wodurch sie wenigstens zur Erhaltung dieser Schätze beitrugen und einen indirecten Einfluß auf die spätere Verallgemeinerung derselben übten, und Karl der Große stiftete mit einigen seiner gelehrten Freunde mehre lat. Schulen; allein es waren dies nur vorübergehende Lichtpunkte. Ebenso wenig vermochten zwei andere erfreulichere Erscheinungen, wir meinen die seit dem 7. Jahrh. verbreiteten, leider aber für das Abendland größtentheils verschlossenen höhern Sprachstudien der Araber (s. Arabische Sprache und Literatur) und die im 11. und 12. Jahrh. auf den juridischen und medicinischen Facultätsschulen Italiens und Frankreichs angeordnete Erklärung der röm. Rechtsbücher und der Werke der griech. und röm. Ärzte, den reißenden Strom der Barbarei zurückzudrängen. Demnach beginnt die Philologie des modernen christlichen Europas und ihre allmälige Ausbildung zur Wissenschaft erst mit dem 14. und 15. Jahrh., als in Italien die zwei größten Nationalschriftsteller, Petrarca (s. d.) und Boccaccio (s. d.), von dem edelsten Eifer für das classische Alterthum entflammt, durch Beispiel und Lehre auch unter ihren Landsleuten ein neues und kräftiges Studium desselben anregten und mehre aus Konstantinopel dorthin geflüchtete Griechen, wie Chrysoloras (s. d.), Gaza (s. d.) und Laskaris (s. d.), zugleich den Anbau der griech. Sprache und Literatur versuchten. In diesem Zeitalter, das man mit vollem Rechte das Zeitalter der Wiedergeburt oder des Wiederauflebens der Wissenschaften zu nennen pflegt, wurden fast in allen größern Städten Italiens Hörsäle für die altclassische Literatur eröffnet und selbst die Leiter der Republiken und Oberhäupter der fürstlichen Familien suchten Ruhm und Ehre in der Förderung dieser Studien. So gründete Cosimo dei Medici (s. d.) in Florenz die berühmte Platonische Akademie, sein Enkel Lorenzo zog die ausgezeichnetsten Gelehrten in jene Stadt, wo er die reichsten Schätze für Wissenschaft und

Kunst zusammengebracht hatte, und in Venedig bildete Aldus Manutius (s. d.) einen Kreis von Männern, die mit warmer Begeisterung für die Ausbreitung der classischen Gelehrsamkeit wirkten, während die dort neueingeführte Buchdruckerkunst für denselben Zweck ausschließlich thätig war. Die dadurch bewirkte Vervielfältigung der alten Classiker ebenso wie das allgemeine Erwachen des Triebs nach höherer Bildung hatte das Studium der alten Sprachen aus den engen Kreisen der Kirche und Theologie unter die gebildetern Classen der menschlichen Gesellschaft gebracht. Man legte besonders auf glückliche Nachbildung echtröm. Schreibart und Eleganz einen hohen Werth, sodaß mehre damalige Gelehrte, wie Laur. Valla (s. d.), Nic. Perotti, Hermolaus Barbarus, Phil. Beroaldus, Marsilius Ficinus und Politianus, noch Spätern zum Vorbild dienten.

Mit derselben Schnelligkeit, mit der sich diese neuen Sprachstudien in Italien ausgebreitet und namentlich auf den gelehrten Bildungsanstalten festgesetzt hatten, kamen sie auch nach Frankreich, den Niederlanden und Deutschland, wo zugleich eine Reform des Schulwesens wohlthätig einwirkte, hierauf nach Großbritannien, Dänemark, Spanien und Portugal, und wurden überall von dem mit den Universitäten (s. d.) erwachsenden Gelehrtenstande freudig aufgenommen, sowie die Betreibung derselben in der Erfindung der Buchdruckerkunst (s. d.) eine außerordentliche Erleichterung und Unterstützung fand. In ihrer fortschreitenden Umbildung trugen diese Studien schon die Keime zur spätern wissenschaftlichen Philologie in sich, weil man jetzt im Gegensatze zum frühern Mechanismus mit einer mehr plangemäßen und rationalen Erlernung der alten Sprachen den Anfang machte und dabei schon unverkennbar das Ziel im Auge hatte, den in denselben enthaltenen wissenschaftlichen Stoff für gelehrte Zwecke auszubeuten. Da man an den alten Classikern außer der Vortrefflichkeit des Inhalts ganz besonders die Schönheit der Darstellung und die Kunstform bewunderte, so trachtete man auch zunächst nach Aneignung dieser Vorzüge in eigenen Productionen und nahm dabei, da unter der nachhaltigen Rückwirkung des Mittelalters die lat. Sprache allein Eingang gefunden hatte, außer einigen andern vorzüglichen Prosaikern und Dichtern des Augusteischen Zeitalters besonders die Schriften des Cicero als Typus. Mit dieser zuvörderst aus bloser Verehrung der Sprache hervorgegangenen Nachahmung verband man bald auch den praktischen Zweck, die alten Schriftsteller nach ihrem realen Stoffe zur Bereicherung der einheimischen Gelehrsamkeit und namentlich zur theoretischen Entwickelung und Fortbildung der Facultätswissenschaften, der Jurisprudenz, Medicin, Theologie, später auch der Geschichte, Mathematik und Philosophie zu benutzen. Dadurch wurde einmal das Studium der alten Sprachen zum Hauptbildungsmittel des zu den Universitätsstudien vorbereitenden Gymnasiums erhoben, dann aber auch der erste Anstoß zur Begründung des realen Theils der Philologie gegeben. Am ungenügendsten und kaum bemerkbar blieb in dieser Zeit die Anwendung dieser Studien auf die Theologie, und was beim Eintritt des 16. Jahrh. einige Deutsche, wie Rud. Agricola (s. d.), Celtes (s. d.), Reuchlin (s. d.) und Erasmus (s. d.), in dieser Hinsicht vorbereiteten, konnte erst durch die Kirchenreformation zur Vollendung gebracht werden, die, selbst ein Ausfluß der durch die wissenschaftlichen Sprachstudien errungenen geistigen Freiheit, nun auch in der Erhaltung und Verbreitung derselben im Volke die mächtigste Stütze für die neue Lehre suchte und auch wirklich fand. Das Studium der alten Sprachen wurde daher ein unerlaßliches Erfoderniß für alle Facultätsstudien, besonders für die Theologie, weil man mit richtiger Berechnung durch eine streng grammatische Erklärung der schriftlichen Religionsquellen die Reinheit und Unverfälschtheit derselben zu sichern glaubte. Auch die damals freilich nur im Entstehen begriffene Nationalliteratur wirkte mit ein, obwol diese Einwirkung eine schwache und mehr zufällige blieb, bis man im 17. Jahrh. mit Bewußtsein und Kunstsinn das Antike auf die schöne Literatur überzutragen begann. Vgl. Erhard, „Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland bis zum Anfang der Reformation" (3 Bde., Magdeb. 1827—32).

Die eigentlich wissenschaftliche Ausbildung der Philologie tritt seit dem 16. Jahrh. in dem Streben hervor, grammatikalisch und lexikalisch den Sprachstoff zusammenzustellen und zu ordnen und so zur Erklärung der alten Schriftsteller selbst zu verwenden. Bald darauf folgte die Periode des Realismus oder das Sammeln des in den alten Schriftstellern

enthaltenen sachlichen oder gelehrten Stoffs, insofern dieser sich besonders auf Geschichte, Geographie, Mythologie und die Antiquitäten erstreckte. Es bestand dieses Streben anfangs zwar nur in massenhaften Aufspeicherungen von allerhand Notizen, ohne ordnenden Geist, allein gerade diese Aufhäufung trug die Nothwendigkeit einer Zertheilung und Sichtung dieser Realien in sich, ohne daß man jedoch einen schärfen Unterschied der realen und formalen Philologie erkannte, welcher sich erst seit dem 18. Jahrh. in der Hinneigung zur kritischen Prüfung, wie in den übrigen Wissenschaften, so auch hier geltend machte. Dadurch wurde zuletzt die Gestaltung der philologischen Wissenschaften und die Erhebung derselben zu einem selbständigen und großartigen Gebäude im 19. Jahrh. herbeigeführt. Einige Länder vermochten jedoch nie über die grammatische Behandlung der Sprache hinauszukommen, wie Spanien und Portugal, wo sie im 16. Jahrh. in Vives, Achilles Statius, Ciaccónius und Sanctius einige tüchtige Vertreter fand. Auch in Italien wurde das Aufsuchen von Sprachfeinheiten für den stilistischen Gebrauch zur Hauptsache gemacht, was eine mehr elegante als gründliche Erklärung der Classiker zur Folge hatte, wie wir an Paulus Manutius, Victorius, Ursinus, Gyraldus und in hervorstechender Weise an Muret (s. d.) sehen, bis in späterer Zeit durch Lagomarsini (s. d.), Garatoni, Fea (s. d.) und Mai (s. d.) auch das kritische Element Beachtung fand; doch gelangte die schon frühzeitig durch Nizolius (s. d.) wacker begonnene Lexikographie durch Facciolati (s. d.) und Forcellini (s. d.) bis zu einem gewissen Glanzpunkte. Mit einzelnen Untersuchungen über alte Geschichte und Kunst, wozu mehr die Localverhältnisse auffoderten, beschäftigten sich seit dem 16. Jahrh. Sigonius (s. d.) und Robortellus, seitdem bis auf die Gegenwart Fabretti, Maffei, Corsini, Passeri, Marini, Visconti, Ferrari, Morelli, Piranesi, Borghesi, Sestini, Canina, Fea, Micali, Vermiglioni, Nibby, Garzetti, Inghirami, Gervasio, Guattani und viele Andere. Schnell und glänzend dagegen entwickelte sich die Philologie in Frankreich, wo man sich seit dem 16. Jahrh. durch eine grammatisch-sachliche, mit dem angestrengtesten Eifer betriebene Behandlung der alten Schriftsteller eine Art von Polyhistorie zu erwerben suchte, die wir noch jetzt in den umfangreichen Arbeiten des Budäus (s. d.) und des Rob. und Heinr. Stephanus (s. d.), in den gelehrten Commentaren des Turnebus (s. d.), Brodäus, Lambinus (s. d.) u. A., ebenso in den antiquarischen Sammlungen der beiden Scaliger (s. d.), des Casaubonus (s. d.) und Salmasius (s. d.) bewundern; selbst Staatsmänner, wie de Thou, Cujacius, Brissonius, Hotoman und Pithou, gewannen der Philologie durch ihre Anwendung auf die Rechtswissenschaft eine praktische Seite ab und veranlaßten eine Spaltung jener in mehre Fächer, die von Petavius, Gassendi, Menage, Valesius, Dufresne, Petitus, André Dacier und dessen Gattin, Anna Dacier, Huet, Hardouin, Mabillon, Montfaucon, Caylus, Fréret, d'Anville, J. J. Barthelemy, Gosselin, Brunck und in neuester Zeit in noch weiterer Ausdehnung von Saint-Croix, Matter, Villoison, Raoul-Rochette, Boissonade, Quatremère de Quincy, Courier, Letronne, Gail, J. F. Champollion, J. J. Champollion-Figeac, Clavier, Pouqueville, Millin, Mionnet, Belin de Bally, Sylvestre de Sacy, Cousin, Dubois-Maisonneuve, Lesage, Simonde de Sismondi, Pastoret, Duruy, Levesque und Gailhabaud bearbeitet worden sind. Auch die für das Studium alter Denkmäler vorzugsweise schon im J. 1663 gestiftete Académie des inscriptions, sowie die vielfachen antiquarischen Bereicherungen, welche die Expeditionen der Franzosen nach Ägypten, später nach Morea, die Besitznahme von Algier und die Reiseunternehmungen Einzelner gewährten, haben nicht wenig auf diese Richtung eingewirkt. (S. Französische Literatur.) In dem letzten Decennium ist bei der Verbesserung des Secundairunterrichts durch Cousin und Villemain auch das grammatische Element der alten Literatur in den höhern Bildungsanstalten verschieden berücksichtigt worden; gelehrte Schätze wurden auf Kosten der Regierung in fernen Ländern aufgesucht, wohin namentlich die unlängst von Minas in dem Kloster des Bergs Athos entdeckten griech. Fabeln des Babrius gehören; aus Didot's Officin sind großartige Sammlungen der lat. Classiker unter Panckoucke's und Egger's Leitung hervorgegangen und eine ähnliche typographisch prachtvolle Sammlung der griech. Schriftsteller mit lat. Übersetzung, die meist von deutschen Gelehrten besorgt wird und in kritischer Hinsicht manche Vorzüge hat, sowie die treffliche Umarbeitung des Stephan'schen griech. Thesaurus nehmen einen raschen und erwünschten Fortgang. Überhaupt

entwickeln die gegenwärtig in Paris lebenden Philologen, zum Theil Ausländer, namentlich Karl Bened. Hase (s. d.), E. Miller, Havet, die Gebrüder Müller, Egger, Fix, Sinner, Dübner, Henschel und Gros eine recht rege und erfreuliche schriftstellerische Thätigkeit, die in der 1845 gegründeten „Revue de philologie, de littérature et de histoire ancienne" die vereinzelten Kräfte zu concentriren sucht und zugleich raisonnirende Berichte über die wichtigsten Erscheinungen des Auslandes gibt.

In den Niederlanden zog sich die Philologie seit dem 16. Jahrh., auf zunftgemäße Weise betrieben, lediglich auf die Universitäten zurück, und als J. Scaliger (s. d.), dem bald Dousa, Grotius (s. d.) und Meursius (s. d.) folgten, dieselbe den engen Grenzen der Schule zu entziehen suchten, entstand jener stupende Sammlerfleiß, der im Aufstapeln grammatisch-lexikalischer und antiquarischer Vorräthe und im Aufhäufen von Phrasen und nichtssagenden Parallelstellen sein Heil suchte, dabei aber eine leblose und ungenießbare Masse blieb. Nur Perizonius (s. d.) machte durch seinen mehr geläuterten Geschmack und durch Zuziehung der Kritik eine ehrenvolle Ausnahme, besonders in seinen historischen Untersuchungen. Im Allgemeinen aber artete die einmal angenommene Manier geistloser Bearbeitung im 17. Jahrh. in der damals blühenden Republik Holland unter Nic. Heinsius (s. d.), Fr. Gronov (s. d.), Grävius (s. d.), Cuper, Almeloveen u. A. in eine solche Verkünstelung aus, daß man sie vorzugsweise die holländ. Philologie nannte, die als stereotyper Charakter auch in den folgenden Jahrhunderten an Pet. Burmann (s. d.), Drakenborch (s. d.), Duker (s. d.), d'Orville (s. d.), Oudendorp (s. d.), Wesseling (s. d.), Clericus u. s. w. hervortritt und selbst dann nicht aufgegeben wurde, als Hemsterhuis (s. d.) der bis dahin ganz vernachlässigten griech. Literatur Eingang und Ansehen zu verschaffen wußte. Und so kam es, daß selbst die Schüler und Anhänger des Letztern, Valckenaer (s. d.), Ruhnken (s. d.), Lennep, Pierson, Koen, Luzac, Wyttenbach (s. d.) und Sluiter, nicht ganz den einmal betretenen Weg verließen. Wenn daher später Thorbecke, Phil. van Heusde, van Linden, Groen van Prieſterer, Hamaker, Geel, Peerlkamp, Wichers, Baguet, Cobet, Suringar, Ekker, Engelbregt, Karsten, van Limburg-Brouwer, J. C. L. van Heusde, Dav. Jac. van Lennep, Hulleman und Janssen in einer vielseitigern Behandlung einzelner Partien des Alterthums einen Schritt weiter gethan haben, so ist dies wol mehr der wissenschaftlichen Regsamkeit des übrigen gebildeten Europa zuzuschreiben. Für die Hebung der philologischen Studien wirkte in der letztern Zeit vorzüglich die von Bake (s. d.) u. A. wieder aufgenommene Bibliotheca critica nova, die aber leider bei den innern Zerwürfnissen des Landes 1831 wieder einging und seit 1837 in den Symbolae literariae eine Art von Regeneration erhalten zu haben scheint. (S. Niederländische Literatur.) Unbedeutender waren die Fortschritte in Dänemark, obgleich in neuer und neuester Zeit Thorlacius, Brönd sted (s. d.), Petersen und Bojesen um Mythologie, Kunst und Literatur, Bloch (s. d.) und Madvig um das Studium der griech. und lat. Grammatik, Ingerslev und Henrichsen um Interpretation und Kritik sich verdient gemacht haben. (S. Dänische Literatur.)

Einen höhern Aufschwung nahm die Philologie in Großbritannien, namentlich in England, seit dem Anfange des 18. Jahrh., nachdem die Sprachstudien daselbst schon früher eine große Selbständigkeit auf den Gelehrtenschulen behauptet hatten und im 16. Jahrh. durch Linacre und Buchanan, im 17. Jahrh. durch Pearson, Gataker, Stanley, Dodwell, Sam. Clarke (s. d.), Barnes, Gale, Hudson und Ruddiman mit vieler Akribie und einem gesunden Takte für die praktische Anwendung gepflegt worden waren. Doch nahm diese Sprachforschung sehr bald eine streng grammatisch-kritische Richtung an, die bei den Dichtern zugleich die Sicherstellung der prosodischen Regeln und metrischen Gesetze, mit genauester Beobachtung der Einzelheiten, in ihren Bereich zog, dadurch aber, daß sie das grammatische Regelwerk zu scharf abgrenzte, der Conjecturalkritik einen freien Spielraum überließ, indem man nun alle für jene Satzungen und den dadurch gewonnenen Sinn nicht geeignete Lesarten mit Keckheit verwarf. Diese von dem großen Rich. Bentley (s. d.) zuerst vorgezeichnete Richtung wurde dann von Davis, Wasse, Taylor, Markland, Dawes, Toup, Tyrwhitt und vielen Andern mit gleicher Confidenz, aber nicht mit gleichem Geiste, von Einigen, wie von Wakefield, sogar bis zum frevelnden Leichtsinn, weiter verfolgt, bis zu Anfange dieses Jahrhunderts Porson (s. d.) einen gemäßigtern Weg einschlug, dem sich

Monk, Elmsley, Dobree, Gaisford und Blomfield anschlossen. Übrigens hatte sich schon im 18. Jahrh. die reale Philologie ziemlich scharf von der formalen in historische und antiquarische Specialstudien gespalten, wie sie von Middleton, Wood, Chandler und Chishull begonnen, später von Gibbon, Gillies, Stuart, Revett, Mitford, Adam, Cooke, Dodwell, Rennell, Donaldson, Clinton, Leake, Dunlop, Fellows, Hamilton, Ainsworth, Thirwall, Finlay und Arnold fortgesetzt wurden, und es verdient hier noch besonders hervorgehoben zu werden, daß der gesammte reale Stoff von W. Smith seit 1842 zu London in einer Reihe encyklopädischer Werke, worin selbst die neuesten Forschungen deutscher Gelehrten berücksichtigt sind, in sehr brauchbarer Weise verarbeitet wird. Zur Besprechung und Beurtheilung der philologischen Erscheinungen dient jetzt das Classical Museum, welches seit 1843 an die Stelle des Museum criticum Cantabrigiense getreten ist.

In mehren andern Ländern hat sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Philologie auf einzelne Individuen in den Universitäts- und Hauptstädten beschränkt, ohne tiefer ins Leben einzudringen. So haben in Östreich zu Wien und Prag Eckhel (s. d.) für Numismatik, Steinbüchel für Archäologie, Lorella und Titze für Interpretation und Endlicher für die lat. Grammatiker; in Rußland zu Petersburg Bayer, Köhler, Frähn (s. d.), Gräfe und der Cultusminister Uwarow für Geschichte, Münzkunde, Erklärung und vergleichende Grammatik, zu Moskau früher Matthäi für Bereicherung der griech. Literatur mit vorher ungedruckten Werken, zu Wilna Groddeck für griech. Literaturgeschichte, zu Kiew Neukirch und zu Dorpat Morgenstern und Neue für geschmackvolle Erläuterung einzelner Theile der Alterthumswissenschaft nicht Unerhebliches geleistet. In dem neuen Königreiche Griechenland ist seit der Gründung der Universität zu Athen im J. 1837 durch Roß (s. d.) und Ulrichs die wissenschaftliche Philologie in Anregung und Aufnahme gebracht worden, und es sind vor und nach dieser Zeit geborene Griechen, wie Pittakis und Rangawis, Darwaris und Asopios für die Bearbeitung der alten Classiker, Gennadios für Grammatik, Byzantios für Lexikographie, Kontogonis für Mythologie, Gasis und Alexandridis für altgriech. und Typaldos für ind. Literatur in Schriften thätig gewesen. Auch haben sich mehre Griechen außerhalb ihres Vaterlands, zum Theil schon in früherer Zeit, wie Neophytos Dukas, Negris, Minas, vor Allen aber Koraïs (s. d.) um Ausbildung der classischen Philologie nicht geringe Verdienste erworben. Selbst in den nordamerikanischen Freistaaten hat die alte Literatur in jüngster Zeit Verehrer und Vertheidiger gefunden und es mag hier mehr als Seltenheit erwähnt werden, daß zu Neuyork und Boston von einheimischen Philologen einige lat. Schulschriftsteller herausgegeben worden sind.

In keinem Lande aber wurden die philologischen Wissenschaften mit so großer Liebe, so beharrlichem Eifer und so glücklichem Erfolge genährt und gehoben als in Deutschland. Der in Italien und Frankreich gebildete Rud. Agricola (s. d.) suchte zuerst, und zwar von Heidelberg aus, den classischen Studien eine sehr hohe Achtung zu verschaffen, die sich auch bald in der Gründung mehrer lat. Schulen öffentlich aussprach. Luther (s. d.), Melanchthon (s. d.) und Camerarius (s. d.), durchdrungen von dem großen Werthe der alten Sprachen und im Vorgefühle von der Bedeutsamkeit derselben für die allgemeine Volksbildung, suchten ihnen auf den Universitäten zu Wittenberg und Leipzig eine bleibende Stätte zu verschaffen, und bald sehen wir, besonders im protestantischen Deutschland, nicht nur durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer auftreten, wie G. Fabricius (s. d.), Caselius, Xylander, Hieron. Wolf, Rhodomann, Sylburg und Rittershus, sondern auch aus der Schule des Melanchthon und Camerarius treffliche Jugendlehrer hervorgehen. Obgleich nun das starke Übergewicht der theologischen Wissenschaften und das dadurch erzeugte abhängige Verhältniß der Philologie einen raschen Fortschritt der letztern hinderte, fehlte es ihr dennoch im 17. Jahrh. nicht an würdigen Vertretern, wie Taubmann, Borrichius, Gruter, Lindenbrog, Kasp. Barth, Freinsheim, Gudius, Scheffer, Spanheim, Reinesius, Cellarius, Weller und Balde. Leider aber führten die Unruhen und Wirren des Dreißigjährigen Kriegs einen stagnirenden Zustand fast aller Wissenschaften herbei, und als man nach wiederhergestellter Ruhe anfing, in der ganzen Literatur dem Auslande zu huldigen, wurde auch die deutsche Philologie nach dem Zuschnitte der holländischen geformt und sogar die verwäs-

serte Erklärungsweise eines Minelli (s. d.) fand unter mancherlei Modificationen Nachbildung und Anklang. (S. Eselsbrücken.) Doch siegte bald der gesunde Sinn und bessere Geschmack der Deutschen, und Männer, wie Kortte und Joh. M. und Jak. Fr. Heusinger (s. d.) suchten durch sorgfältige Behandlung des lat. Sprachgebrauchs jenen Schandfleck zu tilgen, während J. A. Fabricius (s. d.) mit wahrhaft eisernem Fleiße die alte Literaturgeschichte nach einem großartigen Plane bearbeitete. Seit der Mitte des 18. Jahrh. bemerken wir namentlich drei neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Philologie, nämlich das Erwachen des grammatisch-kritischen Sprachstudiums in der Weise, wie es in England vorher einen hohen Grad der Vollendung erreicht hatte, sodann eine mehr systematische Behandlung des bisher ganz zerrissenen antiquarischen Theils der Philologie, die in dem schon früher durch Leibnitz und Wolf, später durch Kant geweckten Studium der Philosophie zunächst ihren Grund hatte, endlich das durch die Ausbildung der Nationalliteratur nothwendig bedingte ernstere Studium der Muttersprache im Allgemeinen und der metrischen, rhetorischen und ästhetischen Gesetze insbesondere. Wenn das philosophische Studium mehr Klarheit und Zusammenhang in die bisher vereinzelten Disciplinen der Alterthumswissenschaft bringen mußte, so war doch der riesenhafte Fortschritt der Nationalliteratur noch weit entscheidender. Denn die freiere Nachbildung der antiken Metrik und die geistreiche Anwendung des Geschmacks und der Darstellungsart der Alten auf die deutsche Poesie, wie sie von Klopstock versucht wurde, noch mehr aber die Deduction der ästhetischen und literarischen Kunstkritik aus den Gesetzen des Alterthums, deren Nothwendigkeit und Richtigkeit Lessing (s. d.) bis zur Evidenz nachwies, ferner das Anlehnen an das Classisch-Antike in den Dichtungen Herder's, Wieland's, Schiller's und Goethe's, sowie die vollendete Übersetzungskunst fremder Werke durch Voß, Solger, Schlegel u. A.; Alles dies mußte auf die Ausbildung der classischen Philologie um so stärker zurückwirken, je mehr ein tieferes Eindringen in die Sprachwissenschaft und in die antike Denkweise dazu erfodert wurde. Hierzu kam, daß die Philologie durch die Belebung des Studiums der hebr. Sprache und Ausdehnung desselben auf den gesammten semitisch-oriental. Sprachstamm, das im 18. Jahrh. von Holland aus über Deutschland sich verbreitete, und durch die gründlichere Erlernung mehrer neuern Sprachen auch äußerlich ein größeres Feld gewann. Eine weitere Ausführung des hier Angedeuteten gibt außer Eichhorn und Wachler in den bekannten Werken (s. Literargeschichte) besonders Heeren in der „Geschichte der classischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften" (2 Bde., Gött. 1797—1801).

So hat sich die Idee der Philologie in Deutschland erst allmälig zu einem umfassenden und bestimmten Begriffe ausgebildet. Die Entwickelung derselben in neuester Zeit steht mit dem wissenschaftlichen Leben überhaupt in enger Wechselwirkung und bietet zwei Hauptrichtungen dar. Zuerst schlug man nämlich auch hier, wie in andern Ländern, den grammatisch-kritischen Weg in der Sprachforschung und Erklärung ein, besonders seitdem Joh. Aug. Ernesti (s. d.) für die lat. Sprache ein streng abgemessenes grammatisch-rhetorisches System aufgestellt hatte. Auch dem Studium der griech. Sprache durch die rühmlichen Leistungen eines Reiske (s. d.), Joh. Friedr. Fischer und Morus (s. d.) gefördert, wurde durch Fr. Wolfg. Reiz (s. d.) eine tiefere Begründung zu Theil, dem bald Andere, wie Schütz (s. d.), Joh. Gottl. Schneider (s. d.), Chr. Dan. Beck (s. d.), Bast und Schäfer (s. d.), meist mit Hinneigung zur holländ. Sammlermanier, folgten. Ihre Spitze aber erreichte die von Reiz nur angedeutete grammatisch-kritische Richtung in Gottfr. Hermann (s. d.), der, das Ungenügende der bisher fast blos empirischen Behandlung der Grammatik erkennend, mit seltenem, oft an Dialektik anstreifendem Scharfsinne und mit der größten Festigkeit die Sprachgesetze auf die innersten Denkformen des menschlichen Geistes in durchgreifender Weise zurückführte. Diese rationale Methode wurde maßgebend für den Sprachunterricht auf den Gelehrtenschulen, besonders durch die für diesen Zweck von Phil. Buttmann (s. d.), A. Matthiä (s. d.), Fr. Thiersch (s. d.) und Fr. Passow (s. d.) bearbeiteten grammatikalischen und lexikalischen Hülfsmittel, während Andere, wie Näke (s. d.), Lobeck (s. d.), Seidler, Aug. Meineke (s. d.), Ludw. und Wilh. Dindorf (s. d.), und in sehr pikanter Weise Reisig (s. d.) die bereits gewonnenen Resultate einer neuen Prüfung zu unterwerfen oder zu erweitern suchten. Dabei darf freilich nicht verschwiegen wer-

den, daß der subjectiven Texteskritik ein sehr weites Terrain, auf dem man sich häufig muthwillig herumtummelte, eingeräumt, und daß der Realgehalt der Philologie, wenn auch nicht absichtlich verschmäht, doch beeinträchtigt und in den Hintergrund gedrängt wurde. In dem Satze, den Hermann selbst aufstellte, daß die Sprache nicht in gleicher Reihe mit dem übrigen Inhalte der Alterthumswissenschaft stehe, sondern vorzüglicher sei als der letztere, weil sie sich zu demselben verhalte, wie die Seele zum Körper, ja ein Abbild, eine Verkörperung des Geistes sei, glaubte man nämlich eine Paralysirung des eigentlich realen Theils der Philologie, der alten Kunst u. s. w. wahrzunehmen und suchte nun diesen Conflict durch einen zweiten Entwickelungsweg, durch die Realforschung, auszugleichen. Den ersten Stein zu diesem Baue hatte eigentlich schon Joh. Matth. Gesner (s. d.) im J. 1757 durch Classificirung des Realstoffes in den bekannten „Primae lineae isagoges in eruditionem universalem" gelegt und diese Richtung wurde theils durch die im Auslande längst bethätigte Vorliebe für historische und antiquarische Untersuchungen, theils durch die ästhetisch-kritischen Bestrebungen Lessing's, theils endlich durch Winckelmann's (s. d.) Erforschung und Darstellung der antiken Kunstwelt gehoben, bis Chr. Gottl. Heyne (s. d.) das ganze Ensemble mythologischer, historischer, literarischer und kunstgeschichtlicher Gegenstände mit ordnender Hand vereinigte und für die Erklärung der alten Schriftsteller benutzte. Trotz des Mangels grammatischer Gründlichkeit und Schärfe und eines richtigen ästhetischen Urtheils gebührt ihm doch das Verdienst, daß er zuerst auf den Werth dieser Studien nachdrücklich hinwies. Nach mehren Seiten hin wurde diese Richtung von Meiners (s. d.), Tiedemann, Heeren (s. d.), J. G. Schneider (s. d.), Joh. Gottfr. Gurlitt (s. d.), Manso (s. d.), Beckmann, Eichstädt (s. d.) und vielen Andern mit Glück versucht, von Einigen sogar, wie von K. A. Böttiger (s. d.) für moderne Verhältnisse in ansprechender Vergleichung verwendet, während J. H. Voß (s. d.) eine chronologische Ordnung nach Zeitaltern und Schriftstellern unternahm und Fr. Jacobs (s. d.) viele Theile zu großartigen Gemälden der politischen, sittlichen und religiösen Zustände des antiken Lebens und der gesammten griech.-röm. Weltanschauung verarbeitete. Die so immer mehr divergirende formale und reale Philologie erhob Fr. Aug. Wolf (s. d.) zur Selbständigkeit wie zur Einheit, indem er sie in einem Organismus zusammenfaßte, den er „Alterthumswissenschaft" nannte, in welchem jedem dem Alterthume dienlichen Fachwerk seine ihm gebührende Stelle und sein Recht angewiesen wurde. Er bestimmte nämlich sechs formale und achtzehn reale Disciplinen und setzte ihnen das Ziel, daß sie durch allseitiges und gründliches Einführen in die Erkenntniß der alten Welt und in die Ausbeutung ihrer Literatur nach Inhalt und Form uns zur Kenntniß des ethischen Menschen im Alterthume, zur Anschauung seiner gesammten geistigen, sittlichen und bürgerlichen Ausbildung und Thätigkeit, überhaupt zum Erfassen der griech. und röm. Nationalität verhelfen und so das Mittel gewähren sollten, an dieser Erkenntniß unsere Seelenkräfte zu erwecken, zu erziehen und für die edelsten Bestrebungen zu verfeinern. Zur Verwirklichung dieser erhabenen Idee trug Wolf selbst durch seine Vorträge und in weiterer Ausdehnung durch seine Schriften bei, in denen er zugleich für eine bessere grammatisch-sachliche Interpretation sorgte und eine auf historisch-diplomatischem Grunde ruhende höhere und niedere Kritik ins Leben rief, woran er selbst in seinen Untersuchungen über Homer, die zunächst von Spohn (s. d.) weiter fortgeführt wurden, und über mehre Reden des Cicero den glänzendsten Beleg gab. Diese Kritik, welche die Feststellung des Textes nicht von dem individuellen Gefühle und Geschmack oder von allerhand Wahrscheinlichkeiten, sondern von der gewissenhaften Benutzung der handschriftlichen Mittel abhängig macht, wurde vor Allem von Imm. Bekker (s. d.) mit dem glücklichsten Erfolge gehandhabt, sowie Wolf's Grundsätze der Interpretation zunächst an seinen Schülern Ludw. Friedr. Heindorf, Spalding (s. d.) und, freilich in affectirter Nachahmung, bei Ludw. Walch in trefflicher Ausführung sich finden. Dadurch aber, daß er die Realien auf die höchste Stufe seines Systems stellte und in ihnen das vorzüglichste Mittel zur Erreichung des von ihm angegebenen Zwecks erkannte, hat er auch auf die neueste Gestaltung derselben am mächtigsten eingewirkt. Fast zu gleicher Zeit mit Wolf, jedoch ganz unabhängig, hatte sich auch Friedr. Creuzer (s. d.) in ähnlicher Weise mit der Frage über Umfang und Zweck

der Alterthumsstudien beschäftigt und in seinen antiquarischen, besonders mythologisch-symbolischen Forschungen über die Religionen der alten Völker eine neue Anschauungsform in die Alterthumskunde gebracht, die aber an J. H. Voß (s. d.) einen heftigen Gegner fand. Unmittelbar aus Wolf's Schule ging Aug. Böckh (s. d.) hervor, der, angeregt durch die von B. G. Niebuhr (s. d.) begründete historische Kritik, die historische Forschung auch auf die gesammte griech. Alterthumskunde ausdehnte, über eine Menge einzelner Disciplinen derselben, über Geographie und Geschichte mit ihren verschiedenen Verzweigungen, über Staatshaushalt, Staatsverfassung, Gerichtswesen, Mythologie, Archäologie, Epigraphik und Numismatik in gediegenen Schriften sich verbreitete und so ein großartiges System des Ausbaues der Alterthumskunde errichtete, das bald auch auf die Bearbeitung der röm. Alterthümer überging und zur gegenwärtigen Vervollkommnung der Philologie wesentlich mit beigetragen hat. Kaum hatten diese Studien durch seinen genialen Schüler Otfr. Müller (s. d.) einen neuen Sieg errungen, so wurde Böckh mit G. Hermann in einen gelehrten Streit verwickelt, der zwar zunächst von der Behandlung der griech. Inschriften ausging, sehr bald aber die Lebensfrage über Werth, Stellung und Betrieb der realen und formalen Philologie berührte, und als auch Otfr. Müller, Mor. Herm. Ed. Meier (s. d.) und F. G. Welcker (s. d.) in der Sache Partei ergriffen, eine ziemlich scharfe Richtung nahm. Dieser Streit, den wir nur als historisches Moment hier berühren, hat jedenfalls zur Aufklärung der streitigen Punkte beigetragen, und so viel steht wol fest, daß die wahre Erkenntniß des Alterthums nur durch eine gründliche grammatische Sprachforschung und durch Aufsuchung und Sichtung des Stoffes auf analytisch-empirischem Wege, wie dies die Forschungen Wilh. Adolf Becker's (s. d.) und Karl Friedr. Hermann's (s. d.) bewähren, nicht aber durch gewisse philosophische Combinationen, wie sie etwa die Hegel'sche Philosophie bietet, gewonnen werden kann. Eine völlige Einigung dieser beiden Richtungen aber scheint in der nächsten Zukunft noch nicht in Aussicht zu stehen, da nicht nur der große Aufschwung in der oriental. Literatur, besonders das rege und lebendige Studium des Sanskrit, welches von A. W. von Schlegel, Wilh. von Humboldt, Bopp (s. d.), Pott (s. d.) u. A. zu einem großartigen System von Sprachvergleichungen ausgedehnt worden ist, deren Resultat für die griech. und lat. Sprache freilich noch problematisch ist, sondern auch die historischen Forschungen über die german. Sprache von Jak. Ludw. und Wilh. Karl Grimm (s. d.), Karl Lachmann (s. d.), Eberh. Gottl. Graff (s. d.), Mor. Haupt (s. d.) u. A., sowie die philosophische Spracherörterung von Schmitthenner (s. d.), Karl Ferd. Becker (s. d.) und L. Lersch eine neue große Bewegung hervorgebracht haben.

In mehr empfindlicher und gefahrdrohender Weise influenzirte der Kampf jener beiden Richtungen die Gymnasien, wo man schon seit dem Ende des 18. Jahrh. mit dem hereinbrechenden Philanthropinismus (s. d.) über das Zuviel und Zuwenig wissenschaftlicher Gegenstände, die mit in den Lehrplan aufgenommen wurden, stritt; und als nun in neuester Zeit durch das Drängen Klumpp's (s. d.) u. A. auf einigen Gymnasien eine Erweiterung des realen Theils, ohne Beeinträchtigung des formalen, eingetreten war, erheben sich einige anklagende Stimmen von Ärzten, besonders Lorinser's (s. d.) und neuerdings Dieffenbach's, die auf die frühzeitige Aufreibung der Jugendkraft durch die vielfache Beschäftigung und übermäßige Anspannung nachdrücklich hinwiesen. (S. Gymnasium.) Im Allgemeinen sind aber die meisten Gymnasien sehr bald zu einer klaren Einsicht gelangt und haben mehr als die Universitäten das Extrem auf beiden Seiten zu vermeiden gewußt, weil die praktische Richtung ihnen die rechte Mitte vorzeichnete. Jener Kampf hat dennoch das Gute gehabt, daß die methodische Behandlung der Sprachen zu einer außerordentlichen Vervollkommnung gediehen ist, daß man den Werth der Realwissenschaften in einer geeigneten Auswahl für die Jugendbildung richtig erkannt und die beiden Arten von Bildungsmitteln in ein harmonisches Ganze verschmolzen hat. In diesem eklektischen Verfahren der Gymnasien haben Einige eine besondere dritte Richtung der Philologie, die didaktisch-pädagogische, erkennen wollen. Weit unerfreulicher mußte dagegen die gegen die philologischen Studien auf den Gymnasien in der jüngsten Zeit erhobene Beschuldigung sein, zumal da sie die Lehrer zum Theil selbst mit betraf, daß durch sie das sittliche und religiöse Princip gefährdet werde. Diese schleichende Verleumdung, die nur mit Verachtung zurückgewiesen werden

sollte, hat zu einigen trefflichen Schriften, worin das Alterthum auch in dieser Hinsicht in Schutz genommen wird, Veranlassung gegeben. Wir erwähnen hier die von Fr. Ellendt, „Über das religiös-sittliche Bewußtsein der Philologen und Schulmänner" (Eisleb. 1843), von Mezger, „Über die Benutzung der alten Classiker für die religiös-sittliche Bildung" (Augsb. 1844) und L. Döderlein, „Reden und Aufsätze, ein Beitrag zur Gymnasialpädagogik und Philologie" (Erl. 1843). Vgl. Gotthold, „F. A. Wolf, die Philologen und die Gymnasien" (Königsb. 1843) und Freese, „Der Philolog, eine Skizze" (Stargard 1841).

Über die Anordnung und Eintheilung der gesammten, zur Philologie gehörigen Disciplinen hat man sich seit Wolf, der den ersten Versuch machte, wie wir oben sahen, bis jetzt noch nicht zu einigen vermocht. Wir theilen hier eine vergleichende Analyse der verschiedenen Theorien mit. Wolf selbst gibt in der „Darstellung der Alterthumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth" im „Museum der Alterthumswissenschaft" (Bd. 1, Berl. 1807; wieder abgedruckt von Hoffmann, Lpz. 1833) folgende: I. Quellen der Alterthumswissenschaft: schriftliche Denkmäler, Kunstdenkmäler, Überbleibsel gemischter Art. II. Organon der Alterthumswissenschaft: Grammatik oder Philosophie und Geschichte der Sprache; Hermeneutik; Kritik; Kunst der Composition. III. Die einzelnen Doctrinen der Alterthumswissenschaft, und zwar 1) Doctrinen, die vorzugsweise aus den schriftlichen Denkmälern des Alterthums geschöpft werden: Erdkunde; Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften, Chronologie und historischer Kritik; Alterthümer; Mythologie; äußere und innere Geschichte der gelehrten Aufklärung. 2) Diejenigen Doctrinen, welche hauptsächlich aus den übriggebliebenen künstlerischen Werken gezogen werden, oder Archäologie: die alte Kunst im Allgemeinen, und zwar Aufzählung des Erhaltenen, Kunstlehre und Geschichte der Kunst; die einzelnen Künste, Baukunst. 3) Diejenigen Doctrinen, welche sich auf die Überreste gemischter Art beziehen, Numismatik und Epigraphik. Ein Mittelglied zwischen 1 und 2 bilden bei ihm die mimetischen Künste. Dem Ganzen voran geht eine Begriffsbestimmung der Alterthumswissenschaft und den Beschluß machen eine Geschichte der Philologie nebst der allgemeinen philologischen und antiquarischen Bücherkunde und Angabe von dem Zwecke des Studiums. Vgl. Wolf, „Vorlesung über die Encyklopädie der Alterthumswissenschaft", herausgegeben von Gürtler (Lpz. 1831) und dessen „Encyklopädie der Philologie", herausgegeben von Stockmann (Lpz. 1830). Böckh scheidet zuerst zwei Hauptmassen des Ganzen und nimmt als formalen Theil die Hermeneutik und Kritik an; als materialen Theil die politische Geschichte, nebst Chronologie und Geographie, und das Staatsleben der Alten, das Privatleben, Cultus und Kunst, das Wissen der Alten nebst der Geschichte der Literatur und Sprache. Eine weitere Gliederung, die eine Berichtigung und Fortbildung der Wolf'schen sein sollte, aber vielen Widerspruch erfahren hat, gab G. Bernhardy in den „Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie" (Halle 1832): I. Elemente der Philologie: Hermeneutik, welche zugleich die antike Ästhetik umfaßt, und Kritik. II. Organon der Philologie, die Grammatik, und zwar 1) Allgemeine (vergleichende) Grammatik; 2) Philosophische Grammatik; 3) Besondere, philologische Grammatik; Einleitung dazu, Geschichte beider Sprachen, und als Anhang die Lexikographie; 4) die antike Composition in Vers und Prosa; dabei die Geschichte und Theorie der griech. und lat. Composition bei den Neuern. III. Reale Wissenschaften der Philologie: 1) Die antike Literaturgeschichte, und zwar äußere und innere. 2) Die Geographie der Alten, und zwar die geographische Kenntniß der Alten und die materielle Beschreibung des physischen Daseins der Alten. 3) Die Geschichte der Alten, und zwar die Staatengeschichte, deren Hülfswissenschaft die Chronologie ist, und die Antiquitäten, welche in Staats- und Privatalterthümer zerfallen. 4) Das Wissen der Alten, namentlich die Mythologie. IV. Beiwerke der Philologie: 1) Die Kunst der Alten und als ein Theil derselben die Kunstmythologie, und als subsidiaire Theile der Archäologie die Numismatik und Epigraphik. 2) Literaturgeschichte der Philologie. Durch größere Vereinfachung empfiehlt sich die von A. Matthiä in der „Encyklopädie und Methodologie der Philologie" (Lpz. 1835) vorgeschlagene Eintheilung in einen theoretischen und praktischen Theil. Der theoretische Theil soll die Sprachkunde in ihrem ganzen Umfange, in lexikalischer, etymologischer, syntaktischer und rhythmischer Hinsicht, und die Alterthumskunde, bestehend in Geographie und Geschichte, in den eigentlichen Alterthümern und in Denk-

mälern, der praktische Theil die Hermeneutik und Kritik umfassen. Die neueste Eintheilung, die fast noch mehr als die von Wolf und Bernhardy ins Einzelne eingeht, ist von Reichardt in der „Gliederung der Philologie" (Tüb. 1846) aufgestellt worden. Vgl. Mützell, „Andeutungen über das Wesen und die Berechtigung der Philologie als Wissenschaft" (Berl. 1835). Man sieht, daß die meisten Elemente schon in früherer Zeit, nur zerstreut und vereinzelt nach subjectiver Neigung, und nicht zusammengefaßt zu einer bewußten Einheit mittels einer das Ganze beherrschenden und durchdringenden Idee, vorhanden waren, daß aber auch jetzt noch der Zwiespalt der Theorien nicht beseitigt ist, der erst in der weitern Ausbildung und Befestigung der einzelnen Disciplinen seine Erledigung finden dürfte. Der auch in neuester Zeit oft verkannte Werth dieser Studien selbst, dessen Auseinandersetzung weiter nicht hierher gehört, ist in einzelnen trefflichen Schriften besonders behandelt und hervorgehoben worden, namentlich von Rauchenstein in den „Bemerkungen über den Werth der Alterthumsstudien" (Aarau 1825), von Fr. Roth in den „Bemerkungen über die fortdauernde Abhängigkeit unserer Bildung von der classischen Gelehrsamkeit" (Nürnb. 1826) und von Zell in den „Betrachtungen über die Wichtigkeit und Bedeutung des Studiums der classischen Literatur und Alterthumskunde für die Bildung unserer Zeit" in dessen „Ferienschriften" (Bd. 3, Freiburg 1833). Eine vollständige Behandlung der Philologie nach ihrem ganzen Umfange ist von C. G. Haupt in der „Allgemeinen wissenschaftlichen Alterthumskunde" (Bd. 1, Altona 1839) begonnen worden, und S. F. W. Hoffmann's „Alterthumswissenschaft" (Lpz. 1834) enthält eine nicht unbrauchbare Zusammenstellung des bis dahin Vorhandenen. Als das gründlichste und umfassendste Werk aber nennen wir die von einer großen Anzahl anerkannter Gelehrten unter Pauly's, jetzt Walz's Redaction bearbeitete „Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft in alphabetischer Ordnung" (Bd. 1—4, Stuttg. 1839—46).

Trotz jenes Widerstreites über das Princip der Eintheilung und der fortdauernden Gährungen und Kämpfe über den Betrieb der einzelnen Theile bleibt es eine höchst erfreuliche Erscheinung, daß alle Fächer der Philologie ohne Ausnahme mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit, mit Scharfsinn und dem unverdrossensten Eifer bearbeitet worden sind. Da in der geschichtlichen Entwickelung der Philologie in Deutschland nur die einzelnen besondern Richtungen mit Benennung Derer, die sie begründeten oder zunächst weiter ausbildeten, angegeben werden konnten, stellen wir am Schlusse in kurzer Übersicht die namhaftesten Leistungen der Deutschen zusammen, ohne dabei auf Vollständigkeit oder genaue chronologische Ordnung Anspruch zu machen. Für Interpretation und Kritik der griech. und lat. Schriftsteller nach allen Seiten, außer den bereits genannten, waren und sind zum großen Theile noch thätig: Erfurdt, Sturz, Ahlwardt (s. d.), Martyni-Laguna (s. d.), K. Beier, Ehrenfr. Rost (s. d.), Weichert (s. d.), Bremi, Fr. Ast (s. d.), Huschke, Moser, Val. Franke, Heinrich (s. d.), Gernhard (s. d.), Siebelis, Ad. Gottl. Lange, Dissen (s. d.), Fr. Wilh. Döring (s. d.), Bothe, Orelli (s. d.), Stallbaum (s. d.), L. Döderlein, Nobbe (s. d.), Poppo (s. d.), Greg. Wilh. Nitzsch (s. d.), Ritschl (s. d.), Schömann, Göller, Frotscher, Ellendt, Zumpt (s. d.), Bähr (s. d.), Joh. Chr. Jahn (s. d.), Wömel, Göttling (s. d.), Wilh. Krüger, K. E. Chr. Schneider, Held, W. Fabri, K. L. Roth, Chr. Gottl. Herzog, Benecke, W. E. Weber (s. d.), J. H. C. Schubart, Walz, K. G. Jacob, Chr. und Nik. Bach, K. Kirchner, Phil. Wagner, Kühner, Wunder, Baiter, Wüstemann, Grauert, G. A. und Herm. Sauppe, Winckelmann, Klotz, Schneidewin, A. Westermann (s. d.), Bergk, Fr. Franke, M. Döring, Funkhänel, Otto Jahn, Stahr, Moritz Seyffert, Geist, Nägelsbach, Kayser, Karl und F. S. Lehrs, Köchly, Fittbogen, Koch, Seiler, Jacobitz, K. Sintenis, G. Kramer u. s. w. Unter den zahlreichen Bearbeitungen einzelner Fächer erwähnen wir die der allgemeinen philosophischen Sprachlehre von W. von Humboldt, Bopp, Schmitthenner, Graff, K. Hoffmeister, K. F. Becker und L. Lersch; die der griech. Grammatik von Buttmann, Matthiä, Ch. F. Rost (s. d.), Kühner, K. W. Krüger und Mehlhorn; die der Dialekte von K. L. Struve, A. Giese und H. L. Ahrens; der Partikeln von J. A. Hartung und N. Klotz; der Lexikographie von Fr. Passow, Jacobitz und Seiler, Pape; die der lat. Grammatik von Konr. Schneider, K. A. Zumpt, Ramshorn, O. Schulz, K. Reisig, Billroth, W. Weißenborn, G. T. A. Krüger; der Partikeln von Hand; der Syno-

nymik von L. Döderlein; des Stils von Hand, Heinichen und Nägelsbach; der Lexikographie von K. Schwenck, W. Freund, F. Kärcher, G. Mühlmann; für Tacitus von Böttticher, für Quinctilian von Bonnel; die der griech. Geographie und Geschichte von Mannert (s. d.), J. C. F. Manso, F. A. Ukert (s. d.), H. Bobrik, Schlosser (s. d.), Bredow (s. d.), Dahlmann (s. d.), Droysen, K. O. Müller, Brückner und L. Flathe; die der röm. Geographie und Geschichte von Niebuhr, Wachsmuth (s. d.), P. von Kobbe, F. Kortüm, G. F. Grotefend, L. von Vincke, W. Drumann, K. Höck; der technischen und historischen Chronologie von L. Ideler (s. d.), C. Peter und J. M. Schulz; die der griech. Staatsalterthümer von Hüllmann, K. F. Hermann, F. Kortüm, A. Böckh; des attischen Gerichtswesens von A. W. Heffter, M. H. E. Meier, G. F. Schömann, E. Platner, Einzelnes von Tittmann und Hudtwalcker; des Cultuswesens von K. O. Müller, M. H. E. Meier, J. H. Krause; der Privatalterthümer von W. A. Becker und Th. Panofka (s. d.); die der röm. Alterthümer von F. Platner, Creuzer, W. A. Becker, Hüllmann, P. F. Huschke, J. Rubino, K. W. Göttling; des Privat- und Criminalrechts von Rein; des Cultuswesens von J. A. Ambrosch; die der Mythologie von Creuzer, Voß, Hermann, Schwenck, F. Ch. Bauer, K. O. Müller, Ph. Buttmann, Lobeck, J. S. C. Schweigger, Hartung, Preller, M. W. Heffter; die der griech. und röm. Literaturgeschichte von S. F. W. Hoffmann, Gräfse, Bernhardy, K. O. Müller, F. Bähr, F. G. Welcker, Ulrici, Bode, Gruppe; der Geschichte der Beredtsamkeit von A. Westermann; der alten Philosophie von H. Ritter, Ch. A. Brandis, E. Zeller und K. F. Hermann; der Archäologie von H. Meyer, Böttiger, Fr. Thiersch, K. O. Müller, A. Hirt, Th. Panofka, K. Levezow (s. d.), F. Kugler, C. Schnaase, Otto Jahn und E. Müller; der Gewichte, Münzen und Maße von A. Böckh; der Epigraphik von Böckh, F. G. Welcker (s. d.), Osann (s. d.), Orelli, Keil, J. Franz; der Paläographie von Kopp; der Baukunst von A. Hirt, Hübsch, Genelli, Stieglitz, Rosenthal, K. Böttticher, J. A. Romberg, F. Steger, J. H. Strack; der Sculptur von E. Gerhard (s. d.) und Th. Panofka; der Steinschneidekunst von Creuzer und E. W. H. Tölken; der Malerei und Mosaik von Hirt, Nilson, Semper, R. Wiegmann, John, Knirim, G. Kramer, O. Jahn, M. von Minutoli und Klaproth.

Noch erwähnen wir einige Beförderungsmittel und besondere Institute für die philologischen Wissenschaften. Philologische Zeitschriften wurden in Deutschland schon in frühern Zeiten unter verschiedenen Namen, freilich in beschränkterer Weise gegründet, haben sich aber bei der raschen Zunahme der Literatur in neuester Zeit sehr vermehrt, einige mit Verfolgung specieller Zwecke. Die bekanntesten sind gegenwärtig außer den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, den Göttinger und Münchner Gelehrten Anzeigen, der Jena'schen Allgemeinen Literaturzeitung und den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, welche insgesammt auch andere Zweige der Literatur umfassen, besonders Jahn's „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" nebst dem „Archiv", seit 1826 bestehend, das von Böckh, Niebuhr und Brandis 1827 begründete, zuletzt von Welcker und Ritschl redigirte „Rheinische Museum für Philologie", die „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft", das „Museum des Rheinisch-Westphälischen Schulmännervereins" und der in diesem Jahre von Schneidewin gestiftete „Philologus oder Zeitschrift für das classische Alterthum". Eine sehr gute Übersicht der neuesten Erscheinungen gewährt Mühlmann's und Jenicke's „Repertorium der classischen Philologie und der auf dieselbe sich beziehenden pädagogischen Schriften" (2 Bde., Lpz. 1844—46). — Das erste philologische Seminar gründete schon im J. 1737 Joh. Matth. Gesner auf der Universität zu Göttingen, als die Philologie selbst zu größerer Unabhängigkeit gekommen war, und dieses Beispiel fand dann zunächst 1774 in Erlangen Nachahmung, 1777 in Kiel, 1787 in Halle, 1807 in Heidelberg, 1809 in Leipzig, 1810 in Berlin und Königsberg, 1812 in Marburg, 1813 in Breslau, und so allmälig in Jena, Bonn, Greifswalde, Gießen, München und Rostock, außerhalb Deutschland nur in Dorpat. Mit den meisten derselben sind außerordentliche Vergünstigungen für die Theilnehmer, deren Zahl in der Regel nicht über zwölf geht, verbunden. Auch haben einige außer den gewöhnlichen Interpretations- und Disputirübungen, die von einem oder abwechselnd mehren Professoren geleitet werden, noch den besondern Zweck der praktischen Vorbereitung für den höhern Schulstand. Vgl. Beck, „De consiliis et rationibus seminarii philologici"

(Lpz. 1809). Außerdem aber gibt es fast auf jeder Universität noch ähnliche Gesellschaften, die den Namen der kritischen, lateinischen u. s. w. führen, und bekannt ist besonders die von Hermann in Leipzig gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gestiftete sogenannte Griechische Gesellschaft. — Die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner wurden bei der Feier des Jubiläums der Universität Göttingen im J. 1837 von Fr. Thiersch zuerst in Anregung gebracht, und da mehre gleichgesinnte Männer diesen Vorschlag mit Wärme ergriffen und die Einleitungen dazu trafen, so trat auch schon im Herbste 1838 die erste Versammlung in Nürnberg zusammen und wurde seitdem alle Jahre bei fast jedesmal steigender Zahl der Mitglieder zu Manheim, Gotha, Bonn, Ulm, Cassel, Dresden, Darmstadt und Jena wiederholt. Die drei dazu bestimmten Tage sind rein wissenschaftlichen, methodologischen und pädagogischen Vorträgen und Besprechungen gewidmet und sämmtliche Verhandlungen und Vorträge werden dann dem Drucke übergeben. Ein ähnliches, jedoch mehr praktisches Ziel verfolgen die Versammlungen der norddeutschen Schulmänner, die seit 1834 zum ersten Male sich constituirten, dann 1838 in Schwerin, 1839 in Altona und 1840 in Lübeck stattfanden.

Philomēle, die Tochter Pandion's, Königs von Athen, war die Schwester der Prokne, die mit dem thraz. Fürsten Tereus vermählt war, dem sie den Itys gebar. Als Letzterer herangewachsen war und Tereus nach Athen reiste, bat ihn Prokne, ihre Schwester P. von dort mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er sie und schnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. P. aber that es der Schwester durch ein Gewebe kund, worauf Beide aus Rache den Itys schlachteten und dem Vater auftischten. Dieser, die Überbleibsel seines Sohns erkennend, verfolgte die Schwestern, die von den Göttern verwandelt wurden. Prokne wurde zur Nachtigall, P. zur Schwalbe, und jene mit beständiger, diese mit halber Schlaflosigkeit bestraft. Erst eine spätere Verwechselung machte die P. zur Nachtigall und die Prokne zur Schwalbe.

Philomēlos, der Sohn des Jasion und der Demeter, Bruder des Plutos, lehrte zuerst Rinder an den Wagen spannen und wurde deshalb als Bootes von seiner Mutter unter die Sterne versetzt.

Philopömen, der letzte große Feldherr und Staatsmann Griechenlands, der Edelste und Kräftigste seiner tief gesunkenen Nation, geb. 253 v. Chr. zu Megalopolis in Arkadien, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und nahm noch sehr jung an dem Kampfe gegen den Spartanerkönig Kleomenes III. Theil, in welchem er die bei Nacht überfallenen Bewohner von Megalopolis mit der äußersten Lebensgefahr nach Messene brachte. Nachdem er hierauf eine Zeit lang unter dem macedon. Könige Antigonus gedient hatte, erhielt er von den Achäern in Folge seiner schon damals anerkannten Tüchtigkeit den Befehl über die Reiterei und wurde nach dem Tode des Aratus im J. 210 v. Chr. als Oberfeldherr an die Spitze des Achäischen Bundes gestellt. (S. Achäer.) Von jetzt an entwickelte er eine außerordentliche Kenntniß und Thätigkeit in der Verbesserung des Kriegswesens der Achäer, und die erste Frucht seiner Anstrengungen war, daß er bei Mantinea 207 v. Chr. mit seiner Phalanx die Spartaner vollständig schlug und den König Machanides mit eigener Hand tödtete. Als Sparta später von den Ätoliern erobert und der Tyrann Nabis gestürzt worden war, benutzte P. diesen günstigen Augenblick, die Spartaner 191 v. Chr. zur Vereinigung mit dem Achäischen Bunde zu bewegen. Nur mit Widerwillen nahm Sparta, sowie Messenien, das ebenfalls zum Beitritt gezwungen worden war, die Verfassung der achäischen Demokratie an. Nicht ohne Mitwissen der Römer, welche das mächtige Achaja zu demüthigen suchten, fielen daher die von Parteien aufgewiegelten Messener 182 v. Chr. vom Bunde ab. Sofort sammelte der 70jährige P. seine Söldnertruppen und eine aus dem Kerne des Volks gebildete Reiterschar, wurde aber in einem Thale bei Korone von den Messenern überfallen und nach der tapfersten Gegenwehr überwältigt. Er selbst, von einer langen Krankheit kaum genesen, stürzte mit seinem Pferde und erhielt eine Wunde am Kopfe. In diesem halbtodten Zustande brachte man ihn nach Messene und überschickte ihm am andern Morgen den Giftbecher, den er unerschrocken leerte. Die Achäer eroberten bald darauf unter ihrem neuen Anführer Messene, bestraften die Urheber des Mordes und bestatteten die Asche des gefeierten Helden in seiner Vaterstadt unter großer Feierlichkeit, wobei der junge Polybius die Urne

trug. Viele Städte Griechenlands errichteten ihm Bildsäulen. Sein Leben hat Plutarch ziemlich ausführlich beschrieben.

Philosophie. Der Versuch, den Begriff der Philosophie zu bestimmen und von ihm aus das Ganze der philosophischen Wissenschaften zu überschauen, unterliegt eigenthümlichen Schwierigkeiten. Der Wortbedeutung nach heißt Philosophie Liebe zur Weisheit, Streben nach wahrer Erkenntniß, und Pythagoras soll der Erste gewesen sein, welcher statt des Namens eines Weisen sich den bescheidenern eines Freundes der Weisheit beigelegt hat. Schon bei den Griechen erhielt das Wort Bürgerrecht im wissenschaftlichen Verkehr und wanderte von ihnen zu den Römern und den abendländischen Völkern; aber so unverkennbar auch philosophische Bestrebungen in allen Perioden höherer geistiger Regsamkeit sich geltend gemacht haben und einen so wichtigen Theil der wissenschaftlichen Bemühungen überhaupt sie bilden, so ist doch der Begriff der Philosophie je nach der Verschiedenheit der philosophischen Systeme sehr verschieden bestimmt worden. Irgend ein Wissen, ein Ganzes der Erkenntniß sucht jede Wissenschaft zu erreichen und darzustellen; hierin liegt also das die Philosophie von andern Wissenschaften unterscheidende Merkmal nicht. Vielmehr erklärt sich daraus die Thatsache, daß die ersten Anfänge der wissenschaftlichen und philosophischen Cultur noch keine so strenge Sonderung der Philosophie von den übrigen Wissenschaften zu erkennen geben, wie die spätere Zeit; namentlich fließen anfangs die philosophischen Versuche mit den ersten Anfängen der Naturkenntniß und Naturerklärung einerseits, andererseits mit religiösen Lehren und Vorschriften vielfach zusammen. Der nächste Grund einer Trennung der verschiedenen Zweige des Wissens liegt nun jedenfalls in der Verschiedenheit der Objecte der Erkenntniß und in der nach der Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit dieser Gegenstände sich richtenden Abgrenzung einzelner Gebiete. Aber selbst ein flüchtiger Blick auf den in der Geschichte thatsächlich vorliegenden Umfang der philosophischen Bestrebungen lehrt, daß in der Eigenthümlichkeit der Objecte der Erkenntniß ebenfalls nicht der entscheidende Grund der Absonderung der Philosophie von den übrigen Wissenschaften liegen konnte. Die Philosophie hat von jeher darauf Anspruch gemacht, nicht an einen oder mehre Gegenstände der Erkenntniß gebunden zu sein; was irgend Gegenstand der Erkenntniß werden konnte, hat sie in den Umkreis ihrer Untersuchungen gezogen; und wenn einzelne Gebiete, z. B. die Psychologie, der Philosophie ausschließend anzugehören scheinen, so erschöpft doch einestheils die besondere Aufgabe der Psychologie nicht den Umfang der Philosophie, anderntheils würde sich ebensowol eine philosophische, als eine unphilosophische Behandlung dieses Gebiets der Forschung denken lassen. Will man also den Begriff der Philosophie in der Allgemeinheit fassen, in welcher die Gesammtheit aller philosophischen Versuche als historische Thatsache ihn darstellt, so kann derselbe weder auf einen bestimmten Gegenstand, noch auf den Inhalt der von diesem oder jenem Systeme behaupteten Erkenntniß beschränkt werden. Das Eigenthümliche der Philosophie liegt vielmehr in der Art der Untersuchung irgend welcher Gegenstände; der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat längst darüber entschieden, daß philosophiren einen Gegenstand *denkend* untersuchen heißt, und alle Philosophie macht darauf Anspruch, *denkende* Erkenntniß desjenigen Objects zu sein, welches gewisse Begriffe und Begriffsreihen bezeichnen. Philosophische Versuche werden daher überall beginnen, wo in den durch die innere oder äußere Erfahrung dargebotenen Begriffen und Vorstellungsweisen das Bedürfniß einer ordnenden, berichtigenden, ergänzenden, erweiternden Gedankenbewegung sich aufdringt; Philosophie selbst würde Erkenntniß in Begriffen und durch Begriffe sein. Alle Wissenschaften, die sich nicht blos damit begnügen, den bunten und ungeordneten Erfahrungsstoff, roh und unverarbeitet, wie er sich aufdringt, aufzufassen, werden daher mehr oder weniger philosophische Elemente voraussetzen und in sich aufnehmen, und da alles Wissen in Begriffen besteht, so hat Das, was die Untersuchung irgend eines Objects zur eigentlich wissenschaftlichen macht, immer einen mehr oder weniger ausgebildeten philosophischen Charakter. Deshalb ist die Philosophie *allgemeine* Wissenschaft, und das besagt ungefähr die alte Definition, daß sie die Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge sei. So wie sich keine Wissenschaft dem Einflusse der Philosophie entziehen kann, vielmehr alle zur Philosophie hinstreben und Erkenntnisse, die einer philosophischen Behandlung unzugänglich wären, kaum noch auf den Namen der Wissenschaft Anspruch machen könnten, so erhält auch

die Philosophie umgekehrt ihren Nahrungsstoff aus allen übrigen Gebieten des Wissens. Die Veranlassung, daß trotz dieses innigen Zusammenhanges sich die Philosophie als eine besondere Wissenschaft von den übrigen ausgesondert hat, kann also nur darin liegen, daß der unabhängig von der Philosophie sich erzeugende Gedankenstoff und die in ihm enthaltene Erkenntniß sich als lückenhaft und unzureichend erweist und zugleich aus der Masse der übrigen Begriffe eine Anzahl von Begriffen sich hervorheben und als herrschende Mittelpunkte des Gedankenkreises ankündigen, deren Beschaffenheit und Geltung von entscheidendem Einfluß auf die Gesammtheit alles Dessen ist, was durch sie gedacht und erkannt wird. Dergleichen Begriffe, die in der Auffassung der gegebenen Erscheinungswelt sich unwillkürlich aufdringen, und welche gleichsam die Aren bilden, um die sich die Reflexion bewegt, sind nun, unabhängig von der Mannichfaltigkeit des Besondern, was sie umfassen, einer abgesonderten Untersuchung zugänglich, und, falls sich in ihnen Dunkelheiten und Lücken, oder in ihren Verhältnissen zueinander Schwierigkeiten, vielleicht sogar Widersprüche finden, bedürftig, und ein Denken, welches sich der Bestimmung solcher Begriffe und Begriffsreihen, der Begründung ihres Zusammenhanges, der Nachweisung ihrer gegenseitigen Abhängigkeit hingibt, wird vorzugsweise ein philosophirendes genannt. Die Philosophie erscheint somit als eine Wissenschaft, welche über den übrigen Wissenschaften steht, indem sie ihnen die obersten Gründe der Entscheidung, die höchsten Beziehungspunkte, die letzten Grundlagen darbietet; daher man sie auch ganz kurz als die Wissenschaft der Principien bezeichnen kann. Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß in allen Wissenschaften Begriffe vorkommen, auf welche das Gesagte seine Anwendung findet und deren Untersuchung daher der Philosophie anheimfällt. So setzen die Naturwissenschaften die Begriffe des Seins und des Werdens, des Dinges und seiner Eigenschaften, der Ursache und Wirkung, der Materie und der Kraft voraus, um die Gesetze zu bestimmen, nach welchen die vorausgesetzten Kräfte an den materiellen Dingen mannichfaltige und veränderliche Eigenschaften hervorrufen. Die Mathematik betrachtet Raum und Zahl als gegeben, um, ohne Frage danach, was der Raum und die Zahl sein mögen, die Verhältnisse der Raum- und Zahlgrößen zu bestimmen. Ebenso bedienen sich die Theologie, die Jurisprudenz u. s. w. fortwährend einer Anzahl von Grundbestimmungen, ohne als blos historische und empirische Disciplinen ihre Berechtigung genauer in Frage zu ziehen; ja selbst im gewöhnlichen Leben leiten uns fortwährend gewisse Unterscheidungen zwischen wahr und falsch, und die Motive des menschlichen Handelns stützen sich stillschweigend auf die Begriffe des Nützlichen, Angenehmen, Ehrenvollen, Erlaubten, Guten u. s. w., ohne daß darum alle diese Unterscheidungen einer tiefern Begründung und genauern Abgrenzung unterworfen würden. Es liegt in dem Gesagten, was auch die Geschichte vollkommen bestätigt, daß es für die Philosophie nicht blos einen, sondern viele Ausgangspunkte gibt, daß die Motive des philosophischen Denkens in dem menschlichen Gedanken- und Erfahrungskreise mannichfaltig zerstreut liegen, und daß die Vereinigung derselben unter gewisse gemeinschaftliche Gesichtspunkte selbst schon ein Product des philosophischen Denkens ist. Wenn man daher die Philosophie bald als die Wissenschaft der Ideen, bald als die des Absoluten, bald als die von der Möglichkeit und den Grenzen des Wissens überhaupt (Wissenschaftslehre), bald als die Wissenschaft von den letzten Gründen des Wissens und Handelns definirt hat, so gründen sich diese Definitionen entweder auf gewisse einseitige Auffassungen ihrer Aufgabe, oder sie lassen sich auf das oben kurz Angedeutete zurückführen. Daß man aber die darin liegende einfache und natürliche Ansicht von dem Wesen der Philosophie, die sich schon bei Platon und Aristoteles deutlich ausgeprägt findet, vielfach verkannt, daß man das philosophische Wissen bald in einer Gedankenwelt gesucht hat, die mit der wirklichen Erfahrungswelt in gar keiner Beziehung stehe, bald aber jede Gedankenbewegung, welche die Erfahrung überschreitet, für leere Hirngespinnste und unnütze Träumereien erklärt hat, ist, abgesehen von individuellen Ursachen, in der Schwierigkeit begründet, auch nur die Probleme der Philosophie vollständig und genau zu bestimmen, in der noch größern, durch ihre Auflösung ein zusammenhängendes Ganze durchaus zusammenstimmender Gedanken zu gewinnen, endlich bisweilen selbst in der Muthlosigkeit, die aus dem Anblicke mislungener Denkversuche wol entstehen kann und bald der Schwärmerei, bald der Verzichtleistung auf alles eigentliche speculative Wissen zugeführt hat.

Besteht die Philosophie nicht in einer einzigen von einem einzigen Punkte auslaufenden Gedankenreihe, sondern in einem Gewebe mehrer sich durchkreuzender Begriffs- und Gedankenreihen, so erklärt sich daraus, daß sie sich in einer Mehrheit philosophischer Wissenschaften zu gliedern gesucht hat. Die Grenzen und das Verhältniß der letztern zueinander sind jedoch, je nach der Verschiedenheit der Systeme, sehr verschieden bestimmt worden; ja für die letzten ist gerade die Art, wie sie die Theilung, Rangordnung und Abhängigkeit der einzelnen Disciplinen bestimmt haben, vorzugsweise bezeichnend. Die Erinnerung an die Namen Logik (s. d.), Metaphysik (s. d.), Psychologie (s. d.), Naturphilosophie (s. d.), Religionsphilosophie (s. d.), Ästhetik (s. d.), Ethik (s. d.), Naturrecht (s. d.) genügt, um die Zerlegung der Philosophie in eine Mehrheit specieller Untersuchungen erkennen zu lassen, und ein Blick auf die Aufgaben der Politik (s. d.), der Pädagogik (s. Erziehung), der Philosophie der Geschichte, der Sprache u. s. w. zeigt wenigstens mannichfaltige Verlängerungen und Verknüpfungen solcher Untersuchungen, deren Principien von jenen philosophischen Disciplinen wenigstens zum Theil erwartet werden. Über die Gründe einer solchen oder andern Eintheilung und Begrenzung der philosophischen Disciplinen läßt sich ohne genauere Bestimmungen über die Natur der philosophischen Probleme keine feste Entscheidung gewinnen; ein bequemes Hülfsmittel einer allgemeinen Orientirung bietet aber die schon bei den Griechen seit Platon ganz ungesucht hervorgetretene Unterscheidung der Dialektik, Physik und Ethik dar, eine Unterscheidung, die sich trotz vieler Versuche, die Gesammtheit aller philosophischen Untersuchungen einem einzigen Principe unterzuordnen, immer wieder geltend gemacht hat, und welcher im Wesentlichen die Unterscheidung der Neuern zwischen Logik, theoretischer und praktischer Philosophie entspricht. Aristoteles unterschied Physik und Ethik nach den Zwecken, welche der Philosophirende verfolgt, je nachdem diese im Gebiete der blosen Erkenntniß oder des handelnden Lebens liegen; andere, namentlich Kant, führten diesen Unterschied auf die Verschiedenheit der Seelenvermögen zurück, denen gewisse entweder theoretische oder praktische Begriffe inwohnen sollten. Einfacher ist es jedenfalls, den Grund in der Verschiedenheit der Begriffe selbst zu suchen. Die eine Hauptclasse der Begriffe ist nämlich so beschaffen, daß sie mit einem Anspruch auf die Erkenntniß Dessen auftreten, was sie bezeichnen; sie sind Erkenntnißbegriffe und aus ihrer Untersuchung geht die Physik im Sinne der Alten, die Metaphysik in dem der Neuern mit ihren Verzweigungen in das Detail der Erscheinungswelt hervor. Die Begriffe der andern Hauptclasse entscheiden nicht darüber, was die Dinge und die Erscheinungen sind, sondern sie enthalten gewisse Entscheidungen über den Werth oder Unwerth Dessen, was durch sie gedacht wird, mag dies nun eine äußere Sache oder ein innerer Zustand und eine Äußerung desselben im Wollen und Handeln, ein Wirkliches oder im blosen Bilde Gedachtes sein. Hierher gehören vor Allem die Begriffe des Schönen und Guten sammt ihren Gegentheilen; in der nach ihnen stattfindenden Beurtheilung wird der Gegenstand so, wie er vorliegt, ohne Frage nach seinem Ursprunge und den Bedingungen seiner Existenz, einer Kritik unterworfen; praktisch werden diese Begriffe als Gründe des Vorziehens und Verwerfens und als Motive des Thuns und Lassens, und die letzten und absoluten Maßstäbe einer solchen Wahl in Begriffen zu bestimmen, ist die Aufgabe der ästhetisch-praktischen, von theoretischer Voraussetzung ganz unabhängigen Untersuchungen. Beide Reihen der Untersuchung, deren Trennung oft der Umstand zu erschweren scheint, daß ihre Veranlassungen nicht isolirt, sondern in vielfältiger Verwebung der Reflexion sich aufdringen, haben Das miteinander gemein, daß sie sich auf Begriffe beziehen, von Begriffen zu Begriffen fortschreiten und ihre Resultate nur in Begriffen aussprechen können. Sie führen daher gemeinschaftlich auf die Frage, ob es für das Verfahren mit Begriffen überhaupt eine Gesetzmäßigkeit gebe, deren Beobachtung eine innere Bürgschaft für die Richtigkeit einer Untersuchung, deren Verletzung hinreichend sichere Merkmale ihrer Verwerflichkeit darbiete, und die Beantwortung dieser Frage, insoweit sie unabhängig von dem besondern Inhalte der Begriffe möglich ist, führt zur Dialektik oder Logik, welche somit als eine allgemeine Propädeutik alles wissenschaftlichen Verfahrens überhaupt betrachtet werden kann. Die hiermit bezeichneten Hauptgebiete der Philosophie sind jedoch weder in allen Systemen mit gleicher Sorgfalt bearbeitet worden, noch sind die letztern über ihre Geltung und Bedeutung durchaus einverstanden. Außerdem finden sich innerhalb der Philosophie noch eine Anzahl anderer

principieller Gegensätze, die man gewöhnlich durch die Ausdrücke Empirismus (s. d.), Rationalismus (s. d.), Idealismus (s. d.), Realismus (s. d.), Materialismus (s. Materie), Sensualismus (s. d.), Spiritualismus (s. d.), Dogmatismus (s. d.), Kriticismus (s. d.), Skepticismus (s. d.), Pantheismus (s. d.), Theismus (s. d.) u. s. w. nur sehr ungenügend bezeichnet, da die Bedeutung dieser Worte durch den speciellen Charakter der einzelnen Systeme vielfach modificirt wird.

Will man sich, abgesehen von solchen äußerlichen Bezeichnungen, über den Entwickelungsgang der Philosophie und ihre verschiedenen Richtungen orientiren, so dient dazu das Studium der Geschichte der Philosophie. Die ersten fragmentarischen Anfänge derselben lassen sich fast überall nur schwer von mythischen Traditionen über den Ursprung der Welt und dem gnomischen und poetischen Ausdruck alterthümlicher Lebensweisheit unterscheiden, und viele Völker sind nie dazu gelangt, aus dieser Hülle des Mythus und der Dichtung sich an das Licht des Gedankens hervorzuarbeiten. So namentlich die Orientalen. Wie wichtig auch für die allgemeine Culturgeschichte die ältesten Philosopheme der Indier, der Chinesen, Perser und Ägypter sind, so zeigen sie doch zum größten Theil ein entschiedenes Übergewicht phantastischer Anschauungen über das reflectirende Denken, und obwol gewisse Grundtypen philosophischer Gegensätze auch in ihnen sich erkennen lassen, so haben sie doch auf den Entwickelungsgang der Philosophie bei den Culturvölkern des Occidents im Wesentlichen keinen Einfluß gehabt. Vgl. Windischmann, „Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte" (3 Abtheil., Bonn 1827—32). Das Volk, bei welchem zuerst das begriffsmäßige Denken als das einzige und wesentliche Instrument des wissenschaftlichen Verfahrens mit Klarheit erkannt und geübt wurde, sind die Griechen, deren philosophische Versuche sich nicht nur auf die drei Hauptgebiete der Dialektik, Physik und Ethik gleichmäßig erstreckten, sondern auch innerhalb der beiden letztern die wesentlichen Grundverschiedenheiten philosophischer Denkweisen fast vollständig repräsentiren. (S. Griechische Philosophie.) Für das Verhältniß der griech. Philosophie zur neuern ist es charakteristisch, daß jene von einem unbefangenen Vertrauen zu der Kraft und Macht des Denkens ausging, die Dinge zu erkennen, wie sie sind, und daher bis auf Aristoteles herab eine durchaus objective Richtung hat. Der Zweifel, ob es überhaupt möglich sei, durch das Denken das Wesen der Dinge zu erkennen, oder wenigstens die Frage nach den Kennzeichen (Kriterien) wahrer Erkenntniß, tritt erst nach Aristoteles in der jüngern Akademie hervor und die Streitigkeiten dieser mit der Stoa sind eine Art Vorspiel der Untersuchung über die Möglichkeit der Erkenntniß überhaupt, welche der neuern Philosophie von Cartesius bis Kant eine vorherrschend subjective Richtung gaben. Für das Alterthum waren diese Streitigkeiten nur das Symptom eines beginnenden Verfalls, der zuletzt zu dem Skepticismus einerseits, zur Schwärmerei andererseits führte. Die Römer, welche in Folge äußerer Berührungen seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. von griech. Philosophie Notiz zu nehmen anfingen, waren, trotz der Bemühungen des Cicero (s. d.), das Verständniß griech. Systeme seinen Landsleuten zu eröffnen, wenig geeignet, der Speculation einen neuen Schwung zu geben; aus praktischem Interesse neigten sie sich vorzugsweise den Lehren des Epikur und der Stoa zu, und was der Dichter Lucretius (s. d.), Seneca (s. d.), der Kaiser Marcus Aurelius (s. Antonieus, der Philosoph) u. A. für die Philosophie leisteten, ist entweder Reproduction früherer Systeme oder Ausdruck eines, wenn auch achtungswerthen, doch nur individuellen ethischen Bedürfnisses. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. war die Philosophie schon zum größten Theile Sache der bloßen Gelehrsamkeit geworden, oder einem principlosen Eklekticismus anheimgefallen, der sich einer unklaren Vermischung Pythagoräischer und Platonischer Lehren hingab und an einer allegorischspielenden Mystik Gefallen fand. Unterdessen war das Christenthum in die Welt getreten und drohte dem in sich selbst zerfallenden Heidenthum den Untergang; zwar konnte es sich weder gegen das Eindringen oriental. Gnosis (s. d.), noch gegen griech. Cultur und Wissenschaft abschließen; aber sein Stützpunkt, der Begriff einer göttlichen Offenbarung, erlaubte ihm nicht, menschliche Weisheit und Wissenschaft für ebenbürtig zu erklären; nur als Vorbereitung für die geoffenbarte Religion konnte und wollte es im günstigsten Falle die alte Philosophie gelten lassen. Der großartigste, obwol fruchtlose Reactionsversuch des Heidenthums gegen das Christenthum war der alexandrin. Neoplatonismus (s. Neuplatoniker);

oriental. Anschauungen mit Platonischen und Aristotelischen Lehren in Eins verschmelzend, setzte er der christlichen Offenbarung eine speculative Intuition entgegen; aber er verlor sich bald in ein phantastisches Spiel, in eine Apologie des Aberglaubens, und nachdem er mit der Anerkennung der christlichen Kirche seine politische Stütze verloren hatte, sank er zugleich mit dem Heidenthume. Für die Philosophie hatte die Erhebung des Christenthums zunächst die Folge, daß von den christlichen Lehrern, auch von denen, welche sich den Einflüssen der antiken Wissenschaft nicht entziehen konnten oder wollten, alle philosophischen Probleme lediglich von Seiten ihres Verhältnisses zum christlichen Glauben aufgefaßt wurden, und da sich das Christenthum schon längst sehr bestimmt als ein System von Dogmen auszubilden angefangen hatte, so mußte unter seiner Herrschaft die alte Unbefangenheit, die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung verkümmern. Dieser Geist der Kirche, die sich bald als Hierarchie ausbildete, wirkte mit dem Umsturz des röm. Reichs und der Überschwemmung des Occidents durch naturkräftige, aber rohe Völker zusammen, um die alte Cultur und mit ihr die Philosophie vergessen zu machen; christliche Kirchenväter, wie Tertullian, Päpste, wie Gregor der Große, verwarfen alle Wissenschaft und Kunst als Weltweisheit (scientia saecularis) und Jahrhunderte bedeckt eine tiefe Nacht der Unwissenheit, die von den dürftigen Überlieferungen einer frühern Cultur nur kümmerlich erhellt und von Namen, wie z. B. Alcuin im 8., Joh. Scotus Erigena im 9. Jahrh., nur spärlich unterbrochen wird. Indessen hatten Regenten wie Karl der Große und Alfred der Große für die Wiedereinführung eines regelmäßigen Unterrichts in Schulen, die mit Klöstern und Bischofssitzen verbunden waren, gesorgt, und so entstand allmälig im 10. und 11. Jahrh. die sogenannte Scholastik (s. d.), d. h. die Philosophie des Mittelalters, welche die nach und nach entstehenden Universitäten beherrschte und sich von der Kirche beherrschen ließ. Diese Unterthänigkeit unter die Kirche war in den Jahrhunderten der unbedingten Herrschaft des röm. Stuhls die Bedingung ihrer Existenz; sie durfte sich keine andere Aufgabe setzen, als die Gesammtheit der Dogmen dialektisch zu verarbeiten und in ein System zu bringen, und diese materielle Beschränkung wurde ihr durch das gänzliche Darniederliegen der Naturwissenschaften erleichtert. Der Gedankenkreis der Scholastik wurde aber nicht blos erweitert, sondern allmälig auch erschüttert, als seit dem 12. Jahrh. durch den Verkehr mit Konstantinopel und durch Vermittelung der Araber, die von dem 9.—13. Jahrh. die reichsten Depositaire der Gelehrsamkeit waren (s. Arabische Literatur und Sprache; vgl. Schmölder, „Essai sur les écoles philosophiques chez les Arabes", Par. 1843, und H. Ritter, „Über unsere Kenntniß der arab. Philosophie", Gött. 1844), die vollständigen Schriften des Aristoteles (s. d. und Peripatetische Philosophie) bekannter zu werden anfingen. Jetzt traten im 13. Jahrh. die Heroen der Scholastik, Albert der Große (s. d.), Thomas von Aquino (s. d.), Duns Scotus (s. d.), auf; bald darauf erhob aber auch der Nominalismus (s. d.) sein Haupt, und die für die Autorität der Kirche gefährliche Lehre, es könne etwas philosophisch wahr aber theologisch falsch sein und umgekehrt, machte die Fundamente des unbedingten Glaubens wankend. Das 15. und 16. Jahrh. brachte nach der Eroberung von Konstantinopel die Periode der sogenannten restauratio literarum, die Wiedererweckung des Studiums des classischen Alterthums; die Behauptung, die Philosophie Platon's stimme mehr mit dem Christenthum überein, als die des Aristoteles, erschütterte das Ansehen des letztern; über den wahren Sinn seiner Lehre entbrannten heftige Streitigkeiten; die Reformation zerbrach die Fesseln Roms; von allen Seiten erfolgten bittere und heftige Angriffe auf die Scholastik; der Drang, statt unfruchtbaren Wortstreits über göttliche Mysterien die gesetzmäßige Ordnung der Natur zu erkennen, führte durch manche wunderliche Umwege magischer und mystischer Träumereien endlich zu den lichten Gedanken eines Copernicus und Galilei; das Mittelalter und mit ihm die mittelalterliche Philosophie eilten ihrem Ende entgegen.

So beginnt mit dem 16. und 17. Jahrh. die neuere Philosophie, bedingt durch die Emancipation von hergebrachten Autoritäten, auf der einen Seite in Baco von Verulam (s. d.), auf die Naturforschung hinweisend, auf der andern in Descartes (s. d.), die allgemeinen Bedingungen der Erkenntniß erforschend. Es war von großem Einflusse auf die Richtung der neuern Philosophie, daß Descartes das Selbstbewußtsein als den einzig sichern Stützpunkt alles Wissens geltend gemacht hatte; die einfache Bemerkung, daß alles Wissen

nur in dem Wissenden und für ihn vorhanden ist, lenkte die Aufmerksamkeit der Denker von den Objecten der Erkenntniß auf den Ursprung und die Grenzen derselben; und obwol die objective Richtung der Philosophie in Spinoza (s. d.) und Leibnitz (s. d.) ihre Repräsentanten fand, so bildete doch zu diesem mit den Nachwirkungen der Scholastik reichlich versetzten philosophischen Dogmatismus einen sehr mächtigen Gegensatz die namentlich bei Locke (s. d.) hervortretende psychologisirende Richtung der Philosophie, die in dem Kriticismus Kant's den bestimmtesten und umfassendsten Ausdruck fand. (S. Deutsche Philosophie.) Im Allgemeinen sind außer den ältern Werken von Brucker (s. d.) und Buhle (s. d.) und einer Menge kleinerer Lehrbücher zu vergleichen Tennemann, „Geschichte der Philosophie" (11 Bde., Lpz. 1798—1819); Degérando, „Histoire comparée des systèmes de la philosophie" (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1822; deutsch von Tennemann, Marb. 1806); Tiedemann, „Geist der speculativen Philosophie" (7 Bde., Marb. 1791—97); Reinhold, „Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie" (2 Theile in 3 Bden., Gotha 1828—30); Derselbe, „Lehrbuch zur Geschichte der Philosophie" (3. Aufl., 2 Bde., Jena 1845); Ritter, „Geschichte der Philosophie" (Bd. 1—8, Hamb. 1829—45); Hegel, „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie" (3 Bde.); Marbach, „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie" (Bd. 1 und 2, Lpz. 1838—41); Erdmann, „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie" (Bd. 1 und 2, Riga 1836 fg.). Man hat in neuerer Zeit oft den Versuch gemacht, die Geschichte der Philosophie a priori zu construiren, d. h. man hat angenommen, daß der Begriff und die Aufgabe der Philosophie als eine immanent wirkende Causalität eine bestimmte Entwickelungsreihe und somit eine bestimmte Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme hervorbringe, sodaß aus dem Begriffe der Philosophie auch die historische Reihenfolge ihrer Gestaltungen gefunden werden könne. Daß es nun für die Wandelungen der Philosophie einen ursachlichen Zusammenhang gebe, versteht sich zwar von selbst; aber es ist ein großer Irrthum, diese Ursachlichkeit als eine streng immanente aufzufassen, da gerade die Philosophie wegen ihrer Vielseitigkeit von der Ausbildung der übrigen Wissenschaften, von dem religiösen und politischen Bildungszustande der Nationen, selbst von vorübergehenden Zeitereignissen und der Individualität ihrer Bearbeiter mehr abhängt, als irgend eine andere Wissenschaft. Ihre Geschichte zeigt auch durchaus nicht eine geradeaus fortschreitende Entwickelungsreihe; sie ist vielfältig Ablenkungen von ihrem Ziele, langen Perioden der Stagnation, selbst Rückschritten und Verwirrungen ausgesetzt gewesen, und gerade die Perioden, wo spätere Lehrmeinungen sich auf frühere gestützt und aus ihnen sich mit einer gewissen innern Nothwendigkeit entwickelt haben, trugen nicht immer die reifsten Früchte. Oft hat gerade die entschiedenste Opposition gegen bisherige Lehrformen eine neue Ära begonnen. Vergleicht man die Philosophie mit andern Gebieten des Wissens, namentlich mit der Mathematik und den Naturwissenschaften, so muß es auffallen, daß die letztern sich schon längst von ihrer Geschichte emancipirt haben; das Studium der Wissenschaft selbst und das ihrer Geschichte sind fast zwei verschiedene Dinge geworden, während das Studium der Philosophie nach der Meinung Vieler an dem Studium ihrer Geschichte haftet, zum Theil mit ihm zusammenfällt. Schon daraus würde man, abgesehen von dem fortwährenden Streite der Systeme, schließen dürfen, daß die Philosophie immer noch eine werdende Wissenschaft ist, ohne daß man ihr deshalb einen Vorwurf wird machen wollen, wenn man die Schwierigkeit und verwickelte Natur ihrer Probleme, die Unsicherheit ihrer Methoden und den Mangel eines so bestimmten und unzweideutigen Zeichensystems in Anschlag bringt, wie sich z. B. die Mathematik geschaffen hat. Eben darum, weil das philosophische Wissen nicht ein Wissen außer dem übrigen Wissen ist, kann sich die Philosophie nur im Zusammenhange mit dem übrigen Wissen vollenden; immer aber wird der Versuch einer Ergänzung des letztern durch Philosophie unvermeidlich sein, wenn nicht eine allgemeine geistige Erschlaffung gegen die Bedeutung und den Zusammenhang der Gedanken stumpf macht. Die genaue und unauflösliche Verknüpfung der Philosophie mit der Gesammtheit der wichtigsten Interessen des Einzelnen und der Gesellschaft soll den Gegensatz und die Verschiedenheit philosophischer Meinungen nicht als gleichgültig erscheinen, sondern vielmehr die Ansicht festhalten lassen, welche die Alten von der Philosophie hatten, daß nur dasjenige Wissen und Wollen innere Haltbarkeit und wah-

ren Werth habe, welches auf einer wahrhaft philosophischen Durchbildung des Gedankenkreises beruht.

Philosträtus (Flavius), der Ältere, aus Lemnos, ein bekannter griech. Sophist und Rhetor, lebte zu Ende des 2. bis in die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. als Lehrer der Beredtsamkeit in Athen, später in Rom, und verfaßte mehre Schriften, die bei allem Mangel an Einfachheit in der Darstellung und an Reinheit der Sprache dennoch ihres Inhalts wegen nicht ohne Werth sind. Dahin gehören die auf Verlangen der Kaiserin Julia verfertigte Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana, gewöhnlich „Vita Apollonii" genannt; ferner die „Heroica", eine mythologische Geschichte der Helden des trojan. Kriegs, in dialogischer Form; dann die „Imagines", welche die Erläuterung einer Gemäldesammlung zu Neapel enthalten; endlich die „Vitae sophistarum" oder Biographien mehrer Sophisten, und eine Anzahl von Briefen. Unter den Ausgaben sämmtlicher Werke ist außer den frühern von Morel (Par. 1608, Fol.) und Olearius (Lpz. 1709, Fol.) besonders die neue in kritischer wie in exegetischer Hinsicht gleich vorzügliche Bearbeitung von Kayser (Bd. 1 und 2, Zür. 1844—45, 4.) zu erwähnen. Auch besitzen wir gute Ausgaben einzelner Schriften, namentlich der „Heroica" von Boissonade (Par. 1806) und der „Imagines", zugleich mit des Kallistratus „Statuae" von Jacobs und Welcker (Lpz. 1825), deutsche Übersetzungen der Gesammtwerke von Seybold (2 Bde., Lemgo 1776) und von Jacobs und Lindau (Stuttg. 1828 fg.). Vgl. Goethe, „P.'s Gemälde" in seinen „Werken" (Bd. 39, Ausgabe letzter Hand). — Zu unterscheiden von diesem ist der jüngere Philostratus, ein Schwestersohn des Vorigen, ebenfalls Lehrer der Beredtsamkeit, gest. 264 n. Chr., welcher bei dem Kaiser Caracalla in Gunst stand und zu den Gemäldebeschreibungen seines Oheims unter dem gleichen Titel „Imagines" 18 neue hinzufügte, die zugleich mit den Erklärungen der „Statuae" von Kallistratus, einem etwas jüngern Sophisten, in den vorher angeführten Ausgaben enthalten sind. Vgl. Nehfues, „Über den jüngern P. und seine Gemäldebeschreibung" (Tüb. 1799).

Philoxĕnus, ein mehr durch sein Schicksal als durch seine Leistungen bekannter griech. Dithyrambendichter im 4. Jahrh. v. Chr., von der Insel Kythera gebürtig, war seiner überaus heitern Laune wegen am Hofe des ältern Dionysius (s. d.) zu Syrakus sehr beliebt, wurde aber von diesem eiteln Tyrannen, der als erster Dichter zu glänzen wünschte, zu den Steinbrüchen verdammt, weil er ein ihm zur Einsicht übergebenes Trauerspiel desselben für ein elendes Machwerk erklärt hatte. Später erhielt er seine Freiheit wieder und erschien hierauf vor Dionysius, als dieser gerade neue Gedichte von sich vorlas und alle Anwesenden schmeichelnd ihm Beifall zollten. Da sprang P. allein auf und rief: „Schicke mich in die Steinbrüche zurück, denn weit lieber will ich dort mein Leben zubringen, als hier so schlechte Gedichte anhören". Übrigens war er im Alterthume wegen seiner großen Gefräßigkeit übel berüchtigt, die ihm auch den Tod zuzog. Er starb nämlich an dem übermäßigen Genusse eines sogenannten Meerpolypen von ungeheurer Größe, dessen übriggebliebenen Kopf er, als er schon sein Ende fühlte, mit den Worten verlangte: „Nun, so laßt mich auch diesen noch verzehren, da ich einmal sterben muß". Die Bruchstücke desselben sind gesammelt von Bippart in „Philoxeni, Timothei, Telestis dithyrambographorum reliquiae" (Lpz. 1843) und Schmidt in der „Diatribe in dithyrambum poetarumque dithyrambicorum reliquias" (Berl. 1845). Vgl. Berglein, „De Philoxeno dithyramborum poeta" (Gött. 1843). — Auch gab es mehre griech. Grammatiker dieses Namens, die sich mit der Kritik des Homer u. s. w. beschäftigten.

Philtrum, s. Liebestrank.

Phineus, der Sohn des Belos und der Anchinoë, Bruder des Ägyptos, Danaos und Kepheus, Oheim und zugleich Verlobter der Andromeda, wollte den Perseus (s. d.), als dieser Letztere befreit hatte, hinterlistig ermorden, wurde aber selbst vom Perseus in Stein verwandelt. — Phineus, der Sohn des phöniz. Königs Agenor, König zu Salmydessos in Thrazien, ein berühmter, aber blinder Seher, wurde von den Harpyien (s. d.) auf Befehl der Götter schrecklich gepeinigt, weil er seine Söhne aus erster Ehe auf Anstiften seiner zweiten Gattin, der Idäa, der Tochter des Dardanos, die jene der Unkeuschheit gegen sich beschuldigte, geblendet hatte. So oft P. nämlich speisen wollte, kamen die Harpyien

herbeigeflogen, raubten den größten Theil der Speisen und besudelten dann den Rest. Also trafen die Argonauten den P. Diesen versprach er unter der Bedingung, daß sie ihn von seinen Peinigerinnen befreiten, sie über ihre weitere Fahrt zu belehren. Sogleich wurden die Harpyien, die sich gerade einfanden, von den Argonauten Zetes und Kalais, die auch beflügelt waren, angegriffen und verfolgt, und P. von ihnen befreit.

Phiole ist in ältern chemischen und alchymistischen Schriften der jetzt außer Gebrauch gekommene Name für ein gläsernes Gefäß mit langem, engem Halse und Mundloch, aber weitem, rundem Bauche.

Phlegëthon, d. i. der Flammende, ein mythischer Strom der Unterwelt, war ein Sohn des Kocytos, gewöhnlich Pyriphlegethon genannt, und bestand nicht aus Wasser, sondern aus Feuer.

Phlegma heißt in der Sprache der ältern Chemiker die beim Destilliren wasserhaltiger geistiger Flüssigkeiten nach Verdampfung des Spiritus zurückbleibende wässerige Feuchtigkeit, und bei den alten Medicinern überhaupt jede wässerige Feuchtigkeit, besonders im Geblüte, daher phlegmatisches Temperament.

Phlegmasie wird in der Medicin in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Bald bezeichnet dieses Wort Entzündung (s. d.) im Allgemeinen, bald nur eine auf einen kleinern Raum beschränkte und von Ödem (s. d.) begleitete Entzündung, bald auch nur mit Rücksicht auf dieses letzte Symptom ödematöse Anschwellung der Füße. In ähnlicher Art wird das Wort Phlegmone angewendet, womit man in engerm Sinne Hautentzündung ohne Rücksicht auf die ursächlichen Verhältnisse, den Verlauf und den wahrscheinlichen Ausgang derselben benennt.

Phlegon aus Tralles in Lydien, daher gewöhnlich Trallianus genannt, ein späterer griech. Schriftsteller, lebte als Freigelassener des Hadrianus in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. und verfaßte außer einigen andern Schriften „Wunderbare Geschichten", welche die große Leichtgläubigkeit des Erzählers selbst beweisen, und eine Abhandlung „De macrobiis" oder über solche Leute, die ein sehr hohes Alter erreicht haben. Gute Ausgaben besorgten Franz (Halle 1775; 2. Aufl., 1822) und Westermann in den „Paradoxographi sive scriptores rerum mirabilium graeci" (Braunschw. 1839).

Phlegyas, der Sohn des Ares und der Chryse, König der Gegend von Orchomenos in Böotien, die er nach sich Phlegyantis nannte, war Vater des Ixion und der Koronis, die von Apollon Mutter des Asklepios wurde. Darüber erzürnt, zündete P. den Tempel des Gottes zu Delphi an, wurde aber dafür von dessen Pfeilen getödtet und mußte dann noch in der Unterwelt büßen. Einer andern Sage nach war er kinderlos und wurde von Nykteus und Lykos erschlagen.

Phlius, eine uralte Stadt im Peloponnes, zwischen Sicyon und Argolis, in einer fruchtbaren, vom Asopus bewässerten Ebene, bildete früher mit ihrem Gebiete Phliasia einen kleinen unabhängigen Staat, wurde dann nach dem Frieden des Antalkidas um 385 v. Chr. durch Spartas Übergewicht genöthigt, eine aristokratische Verfassung anzunehmen und schloß sich zuletzt dem erneuerten Achäischen Bunde an, welcher zwar der macedon. Herrschaft, aber nicht der Römermacht zu widerstehen vermochte. Die bedeutenden Überreste der alten Stadt, die sich noch jetzt unter dem Namen Staphyliki in der Nähe des Asopus amphitheatralisch erheben, sind von Leake in seinen „Travels in the Morea" (Bd. 3, Lond. 1830) und von Roß in seinen „Reisen und Reiserouten in Griechenland" (Bd. 1, Berl. 1841) beschrieben worden.

Phlogiston hieß bei den Chemikern der Stahl'schen Schule der hypothetische Stoff, von dem man annahm, daß er bei der Verbrennung entweiche. Die Metalle waren daher Verbindungen der Kalke oder Oxyde mit Phlogiston, während jetzt umgekehrt das Oxyd Verbindung des Metalls mit Sauerstoff ist. Diese letztere, von Lavoisier zuerst aufgestellte Ansicht gab der neuern Schule den Namen der antiphlogistischen. Die ältere Theorie ist die Umkehrung der neuern, enthält aber schon viele wesentliche Theile derselben.

Phöbe, die Tochter des Uranos und der Gäa, durch Köos Mutter der Asteria und Leto, war nach der Themis und vor Apollon Vorsteherin des delphischen Orakels. — Phöbe hieß auch die Tochter des Tyndareus und der Leda, Schwester der Klytämnestra.

— Als später Apollon Phöbos zum Sonnengott wurde, nannte man P. die Artemis als Mondgöttin.

Phöbos, d. h. der Leuchtende oder Strahlende, ist ein altes, schon von Homer häufig gebrauchtes Beiwort des Apollon (s. d.), das sich in der frühern Zeit jedenfalls nur auf die strahlende Jugendschönheit des Gottes, später aber, als Apollon mit dem Sonnengott oder Helios identificirt wurde, auf den Glanz desselben bezog.

Phocion, einer der edelsten und uneigennützigsten athen. Feldherren, ein Mann von wahrer Charaktergröße und erhabener Gesinnung, der Demokratie zwar nicht hold, aber durchaus rechtlich und wohlwollend, genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und bildete sich durch den Umgang und Unterricht des Platon und Xenokrates. Seine vorzüglichste Thätigkeit entwickelte er zur Zeit Philipp's und Alexander's von Macedonien, deren feindseligen Planen er mit Klugheit entgegenwirkte. Nachdem er nämlich unter Chabrias seine kriegerische Laufbahn eröffnet und 377 v. Chr. wesentlich zum Seesiege bei Naxos beigetragen hatte, erfocht er in Euböa einen glänzenden Sieg über Philipp und zwang ihn zuletzt sogar zum Rückzuge aus dem Peloponnes. Trotz dieser glücklichen Erfolge rieth er, mit richtiger Berechnung der Kräfte Griechenlands und dessen damaligen Zustandes, dennoch stets zum Frieden und suchte ein besseres Verhältniß zwischen beiden Staaten herzustellen. Deshalb gewann er auch nachher Alexander's Hochachtung, und es glückte ihm sogar, den Zorn desselben nach der Zerstörung Thebens zu mildern und die Auslieferung mehrer Patrioten zu verhindern. Als nun die Griechen nach Alexander's Tode von neuem den Kampf für ihre Unabhängigkeit begannen, übernahm er, obgleich ihm das ganze Unternehmen unzeitig und bedenklich erschien, als er nichts mehr ändern konnte, den Befehl über das Heer. Anfangs gewannen die Athener einige Vortheile, doch wurden sie durch Antipater's (s. d.) Übermacht bald hart bedrängt. Bei der selbst für die Hauptstadt Athen steigenden Gefahr ging P.'s alleiniges Bestreben dahin, einen Frieden unter wenigstens leidlichen Bedingungen zu erlangen. Zum Theil gelang ihm dies auch, und er verwendete nun sein ganzes Ansehen dazu, den schwerlastenden Druck seines Vaterlands zu erleichtern. Allein statt des Dankes erntete er Haß und Verfolgung; man beschuldigte ihn des Verraths und er sah sich endlich genöthigt, zum Polysperchon nach Phocis zu flüchten. Dieser lieferte ihn den Athenern aus, worauf er zum Schierlingstranke verurtheilt wurde, den er, ohne sich vertheidigen zu lassen, mit der größten Ruhe zu sich nahm. Noch kurz vor seinem Ende sprach er zu einem Freunde, der ihn an seinen abwesenden Sohn erinnerte, die herrlichen Worte: „Sage meinem Sohne, daß er das von den Athenern mir angethane Unrecht vergessen solle". Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Grenze geworfen, von einigen Freunden aber nach Eleusis gebracht und verbrannt. Bald indeß ehrte ganz Athen seine Asche durch Denksäulen. Sein Leben und Wirken haben unter den Alten Plutarch und Cornelius Nepos geschildert. Vgl. Heyne's Abhandlung „Res a Phocione in republica Atheniensium gestae" in dessen „Opuscula" (Bd. 3).

Phocis, eine Landschaft in dem eigentlichen Griechenland oder Hellas, von ungefähr 36 □M., deren Grenzen westlich die ozolischen Lokrer, nördlich Doris, östlich die opuntischen Lokrer und südlich der Meerbusen von Korinth bildeten, wird größtentheils von Gebirgen durchzogen, deren beträchtlichstes der Parnaß (s. d.) mit dem Orakelorte Delphi ist, und bietet daher, außer der krissäischen, nur wenige Flächen dar. (S. Krissa und Kirrha.) Der Hauptfluß ist der Kephisos (s. d.). Die ältesten Bewohner waren die Leleger, untermischt mit Pelasgern und Thrgziern, aus denen allmälig die Phocenser erwuchsen, welche der Sage nach von einem alten Aolier Phokos, der das Land beherrschte, den Namen erhielten. Später vereinigten sie sich zu einem freien Bundesstaate, nahmen an dem pers. und peloponnes. Kriege Theil, in welchem letztern sie die Partei der Spartaner ergriffen. Unter dem macedon. Könige Philippus II. (s. d.) wurden sie, weil sie sich den Beschlüssen der Amphiktyonen widersetzten, die ihnen wegen Benutzung eines zum Tempelgebiet von Delphi gehörigen Landstrichs auferlegte Geldbuße zu bezahlen, in einen zehnjährigen Krieg von 355—346 v. Chr. verwickelt, den man gewöhnlich den heiligen oder phocischen Krieg nennt. Nach der Schlacht bei Chäronea im J. 338 v. Chr. theilten sie das Schicksal des übri-

gen Griechenlands. Unter den Römern wurde P. zur Provinz Achaja (s. d.) gezogen. In dem jetzigen Königreiche Griechenland macht es zugleich mit Lokris ein vereinigtes Departement aus, mit der Hauptstadt Salona, wo die Griechen 1823 einen Sieg erfochten. Vgl. Thisquen, „Phocaica" (Bonn 1843).

Phocylides, ein griech. Gnomendichter im 6. Jahrh. v. Chr., aus Milet oder Chios gebürtig, wurde früher gewöhnlich für den Verfasser eines Sittengedichts gehalten, welches aber der Sprache und dem Inhalte nach der spätern christlichen Zeit, vielleicht dem 4. Jahrh. angehört. Correcte Abdrücke davon finden sich in den Sammlungen der „Poetae graeci gnomici" von Brunck (neue Ausg., Lpz. 1817) und Boissonade (Par. 1823), und in Gaisford's „Poetae graeci minores" (neue Ausg., Lpz. 1823). Eine besondere Bearbeitung mit deutscher metrischer Übersetzung lieferte Stickel (Mainz 1831).

Phokos, der Sohn des Äakos und der Nereïde Psamathe, Gemahl der Asteria oder Asterodia, Vater des Krissos und Panopeus, wurde von seinen Halbbrüdern Telamon und Peleus, welche von ihrer Mutter Endeïs dazu angereizt worden waren, beim Diskuswerfen getödtet. Obgleich sie seinen Leichnam verbargen, kam das Verbrechen doch an den Tag, und sie mußten Ägina verlassen. Auch seine Söhne wanderten aus und gingen nach Phocis. — Phokos, der Sohn des Ornytion oder Poseidon, wanderte aus Korinth nach Tithorea aus, und gab der Gegend um Tithorea und den Parnaß den Namen Phocis (s. d.).

Pholos, ein Centaur, der Sohn des Seilenos und einer malischen Nymphe, bewirthete den Herakles auf seinem Zuge gegen den erymanthischen Eber, fürchtete sich aber dabei, als Herakles um Wein bat, das gemeinschaftliche Weinfaß der Centauren zu öffnen. Als Herakles dieses selbst that, drangen die Centauren auf ihn ein, und nun entspann sich jener berühmte Kampf, in welchem die Centauren in die Flucht geschlagen wurden. P. fand seinen Tod, indem er sich den aus dem Leichnam eines Centauren gezogenen Pfeil auf den Fuß fallen ließ, und wurde dann vom Herakles auf seiner Rückkehr bestattet.

Phonetische Schrift, s. Hieroglyphen.

Phönix heißt der mythische Vogel der alten Ägypter, welcher an Größe dem Adler gleichen, theils golden, theils roth gefiedert sein sollte, und von dem man erzählte, daß er nur alle 500 Jahre, beim Tode seines Vaters aus Arabien nach Ägypten komme, seinen Vater, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, in den Tempel der Sonne bringe und daselbst begrabe. Nach einer andern Sage sollte er sich selbst, wenn sein Tod herannahe, ein Nest von Myrrhen und köstlichem Kraute bereiten und sich in demselben verbrennen, alsdann aber verjüngt aus seiner Asche wieder hervorgehen oder auch ein Wurm aus der Asche entstehen, aus dem, vom Sonnenstrahl erwärmt, ein neuer Phönix sich bilde. Nach neuern mythologischen Forschungen war der Phönix das Symbol einer Periode von 500 Jahren. Später kam der Phönix als Symbol der Verewigung auch in den christlichen Sagenkreis, und wurde ein Emblem des byzantin. Reichs, das die ewige Dauer desselben, seine glückliche Verjüngung und den unsterblichen Ruhm der Kaiser bezeichnen sollte. Vgl. Métral, „Le Phénix, ou l'oiseau du soleil" (Par. 1824).

Phönizien begriff diejenige Küstenstrecke des heutigen Syriens, welche im Südwesten des alten eigentlichen Syriens und im Norden Palästinas, zwischen dem Libanon und dem Mittelländischen Meere, mit einem Flächenraum von nicht viel mehr als 200 □M. sich erstreckte. Die Bewohner dieses Landes, ein semitisches Volk, das eine von dem Hebräischen nur wenig verschiedene Sprache redete, wohnten in den ältesten Zeiten am pers. Meerbusen, von wo sie sehr zeitig in das angegebene Land einwanderten. Schon früh wendeten sie sich, durch die Lage und die wenig zum Ackerbau geeignete Natur ihres Landes aufgefodert, der Schiffahrt, dem Handel und Gewerbfleiß zu, und entwickelten diese Thätigkeiten in dem Grade, daß ihre welthistorische Bedeutung darin liegt, indem sie das älteste Handels- und Fabrikvolk der Erde sind. P. bildete nie einen Staat, sondern ein Aggregat von Städten, die unabhängig für sich bestanden, nur zeitweilig miteinander durch Bündnisse vereinigt, oder noch öfter von den mächtigern unter ihnen in ein Abhängigkeitsverhältniß gebracht waren. Dies war vorzüglich mit den Städten Sidon und Tyrus der Fall, welche nacheinander eine Art Oberherrschaft ausübten, und überhaupt den Mittelpunkt der phöniz. Geschichte bilden. Neben ihnen waren die bedeutendsten Städte: Tripolis, das heutige Tarablus; Aradus,

dem heutigen Tartus gegenüber, auf einer jetzt verlassenen Insel; Berytus, das heutige Beirut; Byblus, das heutige Dscheble; und Acco oder Acca (s. d.), das heutige Saint-Jean-d'Acre. In den einzelnen Städten, deren jede ihre besondere Verfassung behielt, trifft man Könige und Suffeten an der Spitze der Staatsgewalt, die jedoch nicht nach asiat. Weise eine unbeschränkte Herrschaft führten, sondern durch aristokratische Magistrate eingeschränkt und bald erblich, bald lebenslänglich, bald für eine gewisse Zeit gewählt waren. Anfänglich war Sidon die mächtigste Stadt und der Hauptsitz des Handels und der Industrie des Landes, und schon zu Joseph's Zeit, wo es landeinwärts noch von lauter Nomadenvölkern umgeben war, war es in dieser Beziehung berühmt und besaß eine entwickelte Cultur, die bald auf die benachbarten Küstenländer ihren Einfluß zu äußern begann, wie die Sage von der Wanderung des Kadmus (s. d.) nach Griechenland beweist. Ebenso rühmt später Homer Sidon wegen seiner künstlichen Arbeiten vor allen Städten. Frühzeitig gründete es Colonien an andern Punkten des Landes, unter andern Tyrus, und erhob sich, nachdem im benachbarten Palästina und Syrien eine höhere Cultur sich entwickelte, zu einer immer höhern Blüte des Handels und der Industrie. Um diese Zeit fing auch Tyrus an, sich zu heben, das nach und nach Sidon überflügelte, es mit den übrigen Städten seiner Herrschaft unterwarf und im 11. Jahrh. v. Chr. die glänzendste Stadt Vorderasiens war. Tyrus war damals, als sein König Hiram ein Bündniß mit David und Salomo schloß, durch das die Eroberungen der Juden dem phöniz. Handel zu Gute kamen, und als tyrische Baumeister den Bau des salomonischen Tempels leiteten, der Haupthandelsplatz der Erde, dessen Industrie die fremden Länder mit den kostbarsten Fabrikaten der damaligen Zeiten versorgte, und dessen Seehandel sich vom Rothen Meere aus bis zum unbekannten Lande Ophir und über den östlichen Theil des Mittelländischen Meers erstreckte, während der Landhandel über Tadmor oder Palmyra und Thapsakus ins Innere Asiens hineinging. Später erhob sich der Handel der Tyrier noch mehr und breitete sich über das ganze Mittelländische Meer aus, wo sie durch Colonisation sich an den Küsten niederzulassen anfingen. Zuerst siedelten sie sich in Cypern an, breiteten sich auf den griech. Inseln aus, wo sie Bergbau betrieben, und legten dann auch auf Sicilien, Sardinien, Corsica, Nordafrika und Spanien Colonien an, von denen Panormus, das heutige Palermo, und Lilybäum in Sicilien, das durch Dido (s. d.) um 880 v. Chr. gegründete Karthago (s. d.), Utica (s. d.) und Adrumetum in Nordafrika, sowie Gades, das heutige Cadix (s. d.), und Tarteſſus in Andalusien die berühmtesten waren. Bei der Ausbreitung des assyr. und babylon. Reichs und den innern Zerwürfnissen, die durch Tyrus Tyrannei unter den phöniz. Städten entstanden, kam auch P. in eine schlimme Lage. Salmanasser, durch diese Wirren herbeigerufen, zwang um 730 auch die phöniz. Städte, ihn als Oberherrn anzuerkennen. Alle thaten dies und gaben ihm ihre Schiffe; nur die Tyrier widersetzten sich ihm tapfer und zogen sich zum großen Theil, als ihre Stadt endlich seinen Angriffen erlag, auf die vor ihrer Stadt gelegene Insel zurück, wo sie Neutyrus begründeten, das von nun an der Sitz der tyrischen Herrschaft wurde. Zwar wurden die Tyrier auch hier fünf Jahre hintereinander von den Assyrern angegriffen, allein vergeblich, sodaß die letztern endlich unverrichteter Sache abziehen mußten. Tyrus blühte nun von neuem wieder auf und erreichte gerade nun den höchsten Grad seines Reichthums. Aus dem übrigen P. und aus Arabien bezog es die Matrosen zur Bemannung seiner großen Flotte, und in Nordafrika, in Arabien und in Persien warb es Söldner, aus denen es sein Landheer bildete. Neue Gefahr bedrohte Tyrus im Anfange des 6. Jahrh. v. Chr. durch Nebukadnezar. Auch diesmal huldigten wieder alle phöniz. Städte dem Eroberer bis auf die Tyrier, die sich wieder auf ihre Inselstadt zurückzogen und während Alttyrus in die Gewalt Nebukadnezar's fiel, der alle Einwohner in die Gefangenschaft nach Babylonien schleppen ließ, 13 Jahre dem babylon. Heere widerstanden und so ihre Unabhängigkeit behaupteten. Als später Cyrus ganz Vorderasien der pers. Herrschaft unterwarf, unterwarfen sich ihm auch die phöniz. Städte freiwillig, wie es scheint unter gewissen Bedingungen. Sie waren nämlich zur Leistung gewisser Abgaben und zur Stellung von Schiffen zum Seedienste verpflichtet, wie sie denn überhaupt mit den kleinasiat. Griechen den Kern der pers. Seemacht bildeten; in ihren innern Verhältnissen aber blieben sie ganz frei. Sie behielten

ihre politischen Einrichtungen, ihre eigene Verwaltung und ordneten auf einem Congreß zu Tyrus ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Doch war diese Freiheit zum Theil illusorisch, da sich die pers. Satrapen und Heerführer willkürliche Bedrückungen und große Übergriffe erlaubten, besonders in Sidon, das jetzt wieder über Tyrus emporzublühen und von neuem der Mittelpunkt des phöniz. Handels zu werden anfing. Daher kam es auch, daß die Phönizier, von Sidon angeregt, an der großen Empörung Theil nahmen, die um die Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. in Ägypten gegen die pers. Herrschaft ausbrach, jedoch unglücklich endete. Alle phöniz. Städte unterwarfen sich deshalb freiwillig bei Annäherung des pers. Heers, bis auf die Sidonier, die ihre Schiffe verbrannten, sich in ihre Stadt, entschlossen zum äußersten Widerstande, einschlossen, und als dieselbe durch Verrath eines verbündeten Fürsten in die Gewalt des Perserkönigs kam, der sogleich die edelsten Bürger ermorden ließ, sie anzündeten und sich mit ihren Schätzen verbrannten. Zwar wurde Sidon wieder aufgebaut und bald wieder bevölkert und blühend; allein Tyrus erhielt durch jene Katastrophe von neuem das Übergewicht in Handel und Industrie und blieb der Sitz des Welthandels bis auf Alexander den Großen, dem, als alle phöniz. Städte um 333 v. Chr. sich ihm freiwillig unterwarfen, das einzige Tyrus, das damals lediglich aus der Inselstadt noch bestand, Widerstand leistete. Erst nach einer siebenmonatlichen Belagerung und Aufbietung seiner ganzen Kriegskunst vermochte Alexander die mit dem ausdauerndsten Muthe vertheidigte Stadt einzunehmen. Aus Rache dafür ließ er alle Tyrier, die nicht ermordet waren und in seine Hände fielen, als Sklaven verkaufen. Zwar erhob sich die Stadt nochmals aus ihren Trümmern; allein der Welthandel hatte unterdeß im neugegründeten Alexandrien einen andern Mittelpunkt gefunden, und P. verlor damit seine welthistorische Bedeutung, sowie seine übrige Selbständigkeit, da es ein Theil des Reichs Alexander's des Großen wurde, dessen Schicksal, sowie das der übrigen Reiche, denen es später anheimfiel, es von nun an theilte.

Was nun den Handel und die Schiffahrt der Phönizier betrifft, so ist der Umfang beider häufig übertrieben worden. Zwar sind die Phönizier unter allen Völkern des Westens der alten Welt das erste seefahrende Volk gewesen, welches die hohe See beschiffte, und haben zuerst, sich der Ruder und Segel bedienend und der Leitung der Gestirne folgend, eine Schiffahrtskunst entwickelt; allein bis nach Spanien sind sie vor dem 9. Jahrh. v. Chr. nicht gekommen, und auch nach den Kassiteriden oder Zinninseln, dem heutigen Großbritannien, sind sie erst in späterer Zeit, um Zinn zu holen, geschifft. Die Erzählungen von ihren Fahrten nach der Ostsee und um Afrika herum sind wol ins Reich der Fabeln zu zählen; denn den damals so kostbaren Bernstein holten sie gewiß nicht aus den Ostseeländern, sondern erhielten ihn von andern Völkern, die schon in der ältesten Zeit auf dem Landwege mit den Ostseeländern in Handelsverkehr standen. Wie weit ihre Fahrten auf dem Rothen Meere gingen, ist unsicher, da über das Land Ophir nichts Gewisses zu ermitteln ist. Die wichtigsten Waaren, mit denen sich ihr Handel beschäftigte, waren außer ihren eigenen Fabrikaten Eisen, Zinn, edle Metalle, Bernstein, Elfenbein, Wolle, Pferde, Getreide, Wein, Weihrauch, Zimmet, Ebenholz und Sklaven. Die Industrie der Phönizier war sehr mannichfaltig und für ihre Zeit vorangeschritten. Die wichtigsten Erzeugnisse derselben waren Glas und die schönste Purpurfarbe, welches beides sie erfunden haben sollen, Metallarbeiten aller Art, Weberei, Stickerei und Färberei von verschiedenartigen Stoffen, insbesondere der sidonischen Leinwand, Verfertigung von Bildwerken und Ornamenten, von Geräthschaften aus Elfenbein, Ebenholz und Bernstein. Auch in der geistigen Bildung nahmen die Phönizier für ihre Zeit einen hohen Rang ein. Das Alterthum schrieb ihnen die Erfindung der Rechenkunst und der Buchstabenschrift zu, und gewiß ist es, daß die Griechen, und durch diese die übrigen Westeuropäer, diese von ihnen erhalten haben. Auch Schriftsteller besaßen sie, von denen Sanchuniathon (s. d.) für uns der bekannteste ist, der eine phöniz. Urgeschichte schrieb, von der nur geringe Überbleibsel in griech. Übersetzung sich erhalten haben. Ihre Religion war ein Natur-, insbesondere Sternendienst sehr orgiastischer Natur, der mit den gröbsten Ausschweifungen verbunden war. Der Sonnengott, Baal (s. d.) genannt, und Astarte (s. d.), eine andere Sterngöttin, waren die Hauptgötter, denen, sowie den andern Gottheiten, wie dem sogenannten phöniz. Hercules, dem Melkarth, der in Tyrus verehrt wurde, Bilder errichtet und Menschenopfer gebracht wurden.

Phorbas, ein Sohn des Lapithes und der Orsinome, wurde von den Rhodiern zu Hülfe gerufen, um das Land von Schlangen zu reinigen, erhielt dafür bei ihnen Heroendienst und wurde als Ophiuchos unter die Sterne versetzt. Nach einer andern Sage kam er aus Thessalien nach Olenos, von wo ihn der König von Elis, Alektor, gegen Pelops zu Hülfe rief und die Herrschaft mit ihm theilte. Hier heirathete er die Schwester des Alektor, Hyrmine, und zeugte mit ihr den Augeias und Aktor. Auch soll er mit den Phlegyern den delphischen Tempel geplündert und in Brand gesteckt haben, dafür aber von Apollon getödtet worden sein. — Phorbas hieß auch der König von Lesbos, der Vater der Diomede, die Achilles zur Beischläferin nahm.

Phorkos, Phorkys oder Phorkyn ist bei Homer ein über das Meer herrschender Greis und Vater der Thoosa, dem ein Hafen auf Ithaka geweiht war. Später ist er ein Sohn des Uranos und der Gäa, Bruder des Thaumas, Nereus, der Eurybia und Keto. Mit Letzterer zeugte er die Gräen und Gorgonen, den hesperischen Drachen, und mit der Hekate die Skylla. — Phorkos, der Sohn des Phänops, Führer der Phrygier und Bundesgenosse der Trojaner, wurde von Aas erlegt.

Phorometrie ist die Benennung eines Zweigs der höhern Mechanik, welcher sich damit beschäftigt, die Tragfähigkeit eines Körpers, d. h. seinen Widerstand gegen den senkrecht auf ihn wirkenden Druck zu ermitteln und zu berechnen. Von besonderer Wichtigkeit ist dieser Theil der Mechanik in der Baukunst. — Phorometer heißt in der Landwirthschaft ein Ertragfähigkeitsmesser. — Phoronomie ist die Lehre von der Bewegung und ihren Gesetzen.

Phoroneus, der Sohn des Inachos und der Nymphe Melia, Beherrscher des Peloponnes, Gemahl der Nymphe Laodike oder Kerdo, Vater des Apis und der Niobe, opferte der Sage nach zuerst der Here und vereinigte die in Wäldern und Höhlen zerstreuten Menschen in gemeinschaftliche Wohnorte. Auch wird ihm die Erfindung des Feuers zugeschrieben. Von ihm stammen die mythischen Könige von Argos ab, bis sie von Danaos verdrängt wurden. Auch wurden ihm in Argos, wo man sein Grab zeigte, Todtenopfer dargebracht.

Phosphor, ein einfacher, von Brandt in Hamburg 1669 zufällig im Harn entdeckter, von Kunkel 1674 ebenfalls aus demselben dargestellter Stoff, wurde erst vollständiger bekannt und untersucht, seit Jahn und Scheele gezeigt hatten, daß man ihn in großer Menge aus Knochen gewinnen könne. In beiden ist er als Phosphorsäure und zwar in den Knochen in Verbindung mit Kalk enthalten. Man stellt ihn daher dar, indem man aus den weißgebrannten Knochen durch Schwefelsäure den Kalk abscheidet und die Phosphorsäure mit Kohle vermischt erhitzt, den überdestillirenden Phosphor aber, dessen Dämpfe sich an der Luft entzünden würden, unter Wasser auffängt, dann umschmilzt und in gläserne Röhren gießt, in denen er zu Stäbchen erstarrt. Diese werden mit Wasser in Blechbüchsen gethan und kommen so in den Handel. Der Phosphor ist ein gelblichweißer, wachsartiger, leicht schmelzbarer und äußerst leicht, selbst schon durch Reiben entzündlicher Körper, der auch in Auflösungen im Dunkeln mit weißlichem Lichte leuchtet. An der Luft und im Wasser überzieht er sich mit weißen und rothen Überzügen (Phosphoroxyden). Durch langsame Oxydation an der Luft verwandelt er sich in eine syrupartige Säure (phosphorige Säure), welche die Eigenschaft hat, edle Metalle aus ihren Auflösungen zu reduciren und daher gegenwärtig benutzt wird, um nichtmetallische Gegenstände, die man galvanoplastisch copiren will, mit einem feinen Silberhäutchen zu überziehen, indem man sie erst mit phosphoriger Säure und dann mit Silberlösung oder umgekehrt behandelt. Angezündet verbrennt der Phosphor mit sehr lebhafter Flamme bei hinreichendem Luftzutritt zu Phosphorsäure, die sich auch aus den natürlich vorkommenden phosphorsauren Salzen (phosphorsaurem Kalk in den Knochen und dem Apatit, phosphorsaurem Eisen als Wiesenerz, phosphorsaurem Blei als Grünbleierz u. s. w.) darstellen läßt und gewöhnlich wasserhaltig als durchsichtige, farblose, dem Eise ähnliche, sehr saure Masse gewonnen wird. Dieselbe wird in der Medicin gebraucht und auch zu chemischen Arbeiten. Beim Faulen phosphorhaltiger thierischer Stoffe, z. B. der im Gehirn und in der Nervensubstanz enthaltenen Fette, des Eiweißes u. s. w., und bei Zersetzung der Verbindungen des Phosphors mit Metallen in Wasser entwickelt sich ein Gas, Phosphorwasserstoffgas, welches unter gewissen Umständen die Eigenschaft hat, sich von selbst zu entzünden, so wie es an die Luft kommt, und dem vielleicht die Erschei-

nung der Irrlichter zuzuschreiben ist. Der Phosphor selbst wird auch in Substanz in der Medicin angewendet; er wirkt äußerst giftig, ist in allen Ölen, Äther und Alkohol auflöslich, aber nicht in Wasser. Neuerdings hat seine Anwendung zu den sogenannten Reibfeuerzeugen eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen; die Masse, womit die Enden der Reibzündhölzchen und Reibzündschwämme versehen sind, besteht aus gummigen, harzigen und färbenden Substanzen und etwas Phosphor. Die Bearbeitung erfodert Vorsicht, um Entzündungen zu vermeiden. Man hat jedoch, in Wien, Nürnberg und Frankreich, die traurige Beobachtung gemacht, daß die Arbeiter solcher Fabriken in Folge steter Einwirkung der Phosphordämpfe häufig Knochenfraß der Gesichtsknochen bekommen, und man sammelt jetzt Beobachtungen und stellt Versuche an, um die Bedingungen zu ermitteln, unter denen sich dieser Übelstand vermeiden läßt. Da der Phosphor nur bei Luftzutritt brennt, so ist luftdichte Verpackung die einfache Bedingung der Gefahrlosigkeit für Transport solcher Reibzündwaaren; deshalb hat man sie auch neuerdings fast überall, wo man sie früher verboten hatte, wieder freigegeben.

Phosphorescenz nennt man das bis jetzt noch nicht vollständig erklärte Vermögen gewisser Körper, im Dunkeln ohne auffallende Temperaturerhöhung und ohne Flamme zu leuchten. Alle drei Naturreiche bieten Beispiele von Phosphorescenz dar. Von den mineralischen Körpern haben sowol mehre in der Natur vorkommende Körper, wie auch mehre Kunstproducte die Eigenschaft zu phosphoresciren; so mehre Arten von Diamanten, viele Flußspathe, der sogenannte bologneser Leuchtstein (mit Traganthschleim zur Paste geformtes und geglühtes Schwerspathpulver), der Cantonsche Phosphor (Austerschalen mit Schwefel geglüht), der Antimonphosphor (Austerschalen mit Schwefelspießglanz geglüht) und der Balduinsche Phosphor (wasserfreier salpetersaurer Kalk). Doch haben alle die genannten Gegenstände nur Phosphorescenz durch Insolation, d. h. sie müssen, um im Dunkeln zu leuchten, zuvor dem Sonnenlichte ausgesetzt gewesen sein. Unter den Pflanzen zeigen diese Eigenschaft einige Schwämme schon im lebenden Zustande, mehre andere Vegetabilien erst im abgestorbenen, so namentlich das faule Holz, und es scheint beim Holze die Phosphorescenz weder auf eine bestimmte Art, noch auf einen einzelnen Theil des Baums eingeschränkt zu sein; denn man hat Holz von den verschiedensten Baumarten und die verschiedensten Theile der Bäume leuchtend gesehen. Vorzüglich scheinen jedoch Erlen und Weiden, Tannen und Fichten dazu befähigt. Im Thierreiche hat man Phosphorescenz lebender Thiere nur bei niedern Classen, namentlich bei Würmern und Insekten, beobachtet. Am bekanntesten in dieser Beziehung ist das sogenannte Johanniswürmchen. (S. Glühwurm.) Auch das Leuchten des Meers wird in den meisten Fällen durch eine Unzahl theils größerer, theils mikroskopisch kleiner Meeresgeschöpfe bedingt. Im abgestorbenen Zustande beobachtet man die Phosphorescenz am häufigsten bei Seefischen, denen sie ohne Unterschied zuzukommen scheint, während sie bei Fischen des süßen Wassers nur selten, noch seltener bei Leichnamen von Vögeln oder vierfüßigen Thieren beobachtet worden ist. Vgl. Heinrich, „Die Phosphorescenz der Körper" (5 Abhandl., Nürnb. 1811—20).

Phosphorus, s. Lucifer.

Photinus, der Verfechter einer heterodoxen Ansicht im Arianischen Streite, stammte aus Ancyra in Galatien und wurde später Bischof von Sirmium in Pannonien. Hatte schon sein Lehrer, Marcellus von Ancyra, die Homousie des Logos in Ausdrücken vertheidigt, welche die persönliche Unterscheidung in der Trias aufzuheben schienen, so gerieth P. in offenen Sabellianismus, indem er den Logos für eine in Gott verborgene Kraft erklärte, die im Menschen Jesus mehr als in allen frühern Propheten gewirkt habe, aber nach dem Siege des Gottesreichs von ihm wieder weichen solle. Diese Lehre wurde zu Antiochien 345, sowie zu Mailand 346 verdammt und P. endlich selbst auf dem ersten Concil zu Sirmium im J. 351 seines Amts entsetzt. Seine Gegner nannten ihn spottweise Skotinus, d. h. Finsterling. Vgl. Klose, „Geschichte und Lehre des Marcellus und P." (Hamb. 1837).

Photius, ein durch Gelehrsamkeit und Bildung ausgezeichneter Patriarch von Konstantinopel, welcher die Trennung der griech. und röm. Kirche herbeiführte, wurde anfangs Hauptmann der Garden, dann unter Kaiser Michael III. Staatssecretair und gelangte, nachdem er als Laie alle priesterliche Würden in wenigen Tagen durchlaufen hatte, im J. 857

an die Stelle des vertriebenen Patriarchen Ignatius. Der Papst Nikolaus I. aber sprach 862 seine Absetzung und die Zurückberufung des Ignatius feierlich aus. Zwar berief nun P., um sich zu rächen, eine Kirchenversammlung zu Konstantinopel, auf der er den Papst absetzte und excommunicirte und zugleich die röm. Kirche der Ketzerei beschuldigte; nichtsdestoweniger mußte er 867 nach Ermordung des Kaisers Michael in ein Kloster wandern und den Kirchenbann erdulden. Auch dieser Wechsel war nicht von langer Dauer, denn Ignatius gerieth wegen der Gerichtsbarkeit der neubekehrten Bulgaren mit dem röm. Hofe in einen heftigen Streit, und mit Benutzung dieses Umstandes kehrte nun P. schnell nach Konstantinopel zurück, wo er sich die Gunst des neuen Kaisers Basilius zu verschaffen wußte. Durch den Tod des Ignatius begünstigt, nahm er 877 mit kraftvoller Hand seine Würde zurück, in der ihn auch der Papst bestätigte. Als sich aber der Papst auch jetzt in seiner Absicht, Bulgarien für den röm. Sitz zu gewinnen, getäuscht sah, wiederholte er das früher über P. verhängte Anathema. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Leo wurde P. von neuem abgesetzt und in ein armen. Kloster verwiesen, wo er 892 sein Leben beschloß. Seiner gelehrten Thätigkeit verdankt die Literatur zwei höchst wichtige Werke, nämlich das „Myriobiblon", auch „Bibliotheca" betitelt, worin uns Urtheile und Auszüge von fast dreihundert verschiedenen griech. Prosaikern, deren vollständige Schriften zum großen Theil verloren gegangen sind, mitgetheilt werden, und ein griech. „Lexicon". Ausgaben der „Bibliotheca" besitzen wir von Höschel (Augsb. 1601, Fol.), von A. Shott, zugleich mit lat. Übersetzung (Genf 1611, Fol.; neuer Abdruck, Rouen 1653, Fol.) und von J. Bekker (2 Bde., Berl. 1824, 4.); das „Lexicon" wurde zuerst von G. Hermann nach zwei Abschriften (Lpz. 1808, 4.), später von Porson aus der einzigen Handschrift, die früher Gale besaß (Lond. 1822; vermehrter Abdruck, 2 Bde., Lpz. 1823), bekannt gemacht. Außerdem erwähnen wir seinen „Nomokanon", eine für die Kirchengeschichte nicht unwichtige Sammlung kaiserlicher Gesetze und gottesdienstlicher Bestimmungen, herausgegeben von Justellus (Par. 1615, 4.) und in Voellus' „Bibliotheca juris canon. veteris" (Bd. 2, Par. 1661, Fol.), seine sehr zahlreichen „Briefe" (Lond. 1651, Fol.) und seine Schrift „De consolatione", herausgegeben von Rittershusius (Nürnb. 1601). Einige andere Abhandlungen und Bruchstücke hat A. Mai in der „Scriptorum veterum nova collectio e vatican. codicibus edita" (Bd. 1 und 2, Rom 1825—27, 4.) der Vergessenheit zu entreißen gesucht.

Photographien, s. Lichtbilder.

Photometrie heißt die Lehre von der Abmessung des Lichts. Bouguer hat sie zuerst wissenschaftlich behandelt, noch vollständiger Lambert (1760). Zur Abmessung der Intensitäten des Lichts leuchtender Körper dient das Photometer. Unter den verschiedenen Arten ist das sogenannte Rumford'sche, das eigentlich schon Lambert angegeben hatte, das einfachste. Dasselbe besteht im Wesentlichen aus einer vertical stehenden weißen, mit Papier überzogenen Fläche, vor welcher in der Entfernung von einigen Zollen ein etwa ½ Z. dicker cylindrischer Stab oder sonstiger schmaler Körper steht. Will man den Glanz zweier Lichter miteinander vergleichen, so stellt man sie so hinter den Stab, daß derselbe zwei Schatten auf die weiße Fläche wirft, von denen jeder nur von dem einen Lichte beleuchtet wird, und entfernt dann die eine oder die andere Lichtquelle so weit vom Stabe, bis beide Schatten gleich dunkel erscheinen. In diesem Falle verhalten sich die Lichtstärken wie die Quadrate der Abstände der leuchtenden Körper von der Fläche. Bouguer und Ritchie bestimmten die Lichtstärke zweier leuchtender Körper durch die Stärke der Beleuchtung, die dadurch einer weißen Fläche zu Theil wird. Wollaston schlug vor, das Sonnenlicht von einer kleinen spiegelnden Glaskugel zurückwerfen zu lassen und dieses mit dem bloßen Auge oder mit dem Fernrohre beobachtete Bild mit dem Bilde einer Lichtflamme zu vergleichen, ein Verfahren, das zur Vergleichung der Sonne mit einem Sterne diente. Lampadius maß die Lichtstärke nach der Dicke der Körper, z. B. Hornscheiben, die das zu prüfende Licht nicht mehr in einer vom Auge bemerkbaren Quantität durchlassen, Leslie nach seiner erwärmenden Kraft, Saussure und Landriani endlich nach seinen chemischen Wirkungen. Leslie's Photometer ist eigentlich ein Differentialthermometer, den Ritchie verbesserte.

Photophobie, s. Lichtscheu.

Phraates heißen mehre Könige von Parthien (s. d.) aus dem Geschlecht der Arsa-

ciden (s. d.); der bekannteste unter ihnen ist P. IV., der nach dem Tode seines Bruders Pacorus und seines Vaters Orodes' I. im J. 36 v. Chr. den Triumvir Antonius (s. d.) schlug, im J. 20, um die Freundschaft des Augustus zu gewinnen, ihm die Feldzeichen des Crassus und Antonius und die noch unter den Parthern lebenden röm. Gefangenen auslieferte und bis 4 n. Chr. regierte.

Phraseologie (griech.) heißt theils die Lehre von den Redensarten oder Phrasen einer Sprache, theils eine Sammlung solcher Redensarten. Sowie nämlich jede Sprache in gewissen Wortfügungen, Wendungen u. s. w. einen eigenthümlichen Charakter zeigt, so besitzt sie auch gewisse Redensarten oder Arten des Ausdrucks, die ihr ausschließend angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden können. Schon in frühern Zeiten hat man daher besonders von der griech. und lat. Sprache, als man diese in den Schulen zu lehren anfing, solche Sammlungen, unter dem Titel „Phraseologia graeca" oder „Phraseologia latina", veranstaltet. Übrigens bezeichnet man mit dem Ausdruck Phrase sehr häufig im verächtlichen Sinne eine hohle oder nichtssagende, obwol schön klingende Redensart.

Phratrien hießen in Athen gewisse uralte Volksabtheilungen, die sich auf Stamm- oder Familienverwandtschaft gründeten, übrigens aber mehr religiöser und privatrechtlicher als politischer Art waren. Jede einzelne Phratrie bestand aus 30 Geschlechtern und die Gesammtzahl derselben, die sich auf zwölf belief, scheint auch durch Klisthenes (s. d.) keine Veränderung erlitten zu haben. Die neugeborenen Kinder wurden in bestimmte Phratrienverzeichnisse eingetragen, um über die Echtheit und Rechtmäßigkeit des angeborenen Bürgerthums zu wachen. Die Angelegenheiten wurden von Phratriarchen verwaltet und es gehörte zu den besondern Familienpflichten der Phratoren, bei einem vorgefallenen Mord die Verwandten des Ermordeten, welche die Sache vor Gericht betrieben, zu unterstützen und, wenn der Getödtete ohne Verwandten war, den Todtschlag zu sühnen. Entsprechend war bei den Römern die Curie (s. d.). Vgl. Buttmann, „Über die Phratrien" in den historisch-philolog. Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften (1818—19).

Phrenesie nannte man früher eine heftige mit Delirium verbundene Gehirnaffection oder auch das Delirium allein.

Phrenologie ist der von Gall's (s. d.) Anhängern der Lehre desselben beigelegte wissenschaftliche Name, der eigentlich Seelen-, Gemüths- oder Verstandeslehre bezeichnet, gewöhnlich aber mit Schädellehre (s. d.) gleichbedeutend gebraucht wird.

Phrixos, der Sohn des Athamas und der Nephele, ein Enkel des Äolos und Bruder der Helle (s. d.), ist bekannt durch die Flucht nach Kolchis auf jenem Widder mit goldenem Vließe. (S. Argonauten.)

Phrygien, eine Landschaft in Kleinasien, hatte im Alterthume nicht zu allen Zeiten denselben Umfang und dieselbe Eintheilung. Die Phrygier nämlich, welche wahrscheinlich von den alten thraz. und macedon. Brygen abstammten, ließen sich in verschiedenen Stämmen ursprünglich bei Nicäa am Flusse Sangarius nieder und breiteten sich von da allmälig weiter in das Innere aus, sodaß zur Zeit der Perser nördlich Paphlagonien, östlich der Fluß Halys, Kappadocien und Lykaonien, südlich das Taurusgebirge die Grenze ihrer Wohnsitze bildeten und der ganze Landstrich den Namen Großphrygien erhielt. Ein anderer Theil dehnte sich aber ebenfalls schon frühzeitig bis an den Hellespont und an die Südküste der Propontis aus, wurde von jenem durch die Landschaft Mysien getrennt und Phrygien am Hellespont, später, auf das Gebiet von Troas beschränkt, Kleinphrygien genannt. Was die Geschichte dieser Nation anlangt, so hatte sie anfangs eigene Könige, deren bekannte Namen Gordius (s. Gordium) und Midas (s. d.) jedoch der blosen Mythe anheimfallen. Sie litt seit 640 v. Chr. durch die wiederholten Einfälle der Kimmerier (s. d.), wurde hierauf von Krösus (s. d.), dann von dem ältern Cyrus (s. d.) erobert und theilte zuletzt die Schicksale der aus Alexander's großer Monarchie entstandenen kleinern Reiche. Der größte Theil des Landes wurde 130 v. Chr. als röm. Provinz zu Asia propria geschlagen. Übrigens bietet der religiöse Cultus der Phrygier, der, wie die Feier der Cybele (s. d.), selbst auf die Griechen und Römer nicht ohne Einfluß blieb, manches Eigenthümliche dar. Auch zeichneten sie sich, obgleich sie bei den Alten im Rufe der Trägheit und Dummheit standen, in einigen Künsten, besonders in der Weberei und Goldstickerei und im Flötenspiele

aus. Die phrygische Tonart war von heftigem, kriegerischem Charakter, obgleich man jetzt darunter mehr eine weiche, klagende Tonart versteht. (S. Ton.)

Phryne, eine der berühmtesten griech. Hetären (s. d.), deren wahrer Name Mnesarete gewesen sein soll, war aus Thespiä in Böotien gebürtig, wo sie durch einen Handel mit Kapern dürftig sich nährte. Schon in der ersten Blüte ihrer Jugend kam sie nach Athen, wo sie die Entfaltung ihrer Reize zu einem einträglichen Gewerbe benutzte. Bald wurden der Bildhauer Praxiteles (s. d.) und der Redner Hyperides (s. d.) ihre Verehrer, von denen Jener ihre Schönheit durch seine Kunst verherrlichte, Dieser durch die kühne Enthüllung ihrer Reize den Richtern, vor denen der verschmähte Euthias sie des Atheismus beschuldigt hatte, ein günstiges Urtheil abzugewinnen wußte. Dieses Ereigniß entschied für ihren Ruhm, denn von jetzt an verhüllte sie ihre Schönheit und verlieh ihre Gunstbezeigungen nur um einen hohen Preis, und wenn sie einst zu Eleusis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer stieg, so geschah dies vielleicht nur, um ihren Reizen eine neue Wendung zu geben. Bisher hatte sie es für unmöglich gehalten, daß ein Sterblicher die freiwillige Anerbietung ihrer Reize verschmähen könne. Doch fand sie einen solchen in dem durch seine strenge Tugend bekannten Philosophen Xenokrates (s. d.), an dessen Standhaftigkeit alle Versuche der Verführung, die sie in Folge einer Wette machte, scheiterten, sodaß sie bei ihrer Rückkehr von ihm die Äußerung that, sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule. Selbst noch im Alter sah sie einen Kreis von Anbetern um sich, die den eitlen Ruhm, ihre Gunst genossen zu haben, mit schweren Summen bezahlten. Vgl. F. Jacobs, „Phryne", in dessen „Vermischten Schriften" (Bd. 4, Lpz. 1830).

Phrynichus aus Athen, der Schüler und Nachfolger des Thespis (s. d.), einer der ersten Begründer der tragischen Kunst bei den Griechen, gewann bereits 511 v. Chr. zum ersten Male den Siegespreis im Trauerspiele. Noch einmal erscheint er 476 v. Chr. als Sieger auf der Bühne. Er starb im hohen Alter vielleicht zu Syrakus am Hofe des Hiero. Den scenischen Apparat vervollkommnete er durch Einführung von Frauenmasken, und seine Chorlieder, über die sich selbst Aristophanes lobend ausspricht, wurden noch lange Zeit im Munde des Volks gehört, als seine Trauerspiele durch das Auftreten des Äschylus und Sophokles in Vergessenheit gekommen waren. Unter den einzelnen Stücken, die sämmtlich verloren gegangen sind, erwähnen die Alten „Die Phönissen" besonders und die „Einnahme von Milet", bei deren Aufführung kein Zuschauer sich der Thränen enthalten konnte, obgleich der Dichter selbst deshalb hart bestraft wurde, weil er einheimisches Unglück dargestellt hatte. Vgl. Hoffmann, „Über Phrynichus" in Jahn's „Archiv für Philologie und Pädagogik" (1830) und Otfr. Müller, „De Phrynichi Phoenissis" (Gött. 1835). — Außer Diesem gab es auch einen Lustspieldichter gleiches Namens, einen Zeitgenossen und Nebenbuhler des Aristophanes, und einen treulosen athen. Feldherrn, Gegner des Alcibiades, der die Schreckensherrschaft der Vierhundert herbeiführte und endlich unter den Dolchen der Demokraten fiel. — Bekannter aber ist der spätere griech. Grammatiker und Sophist Phrynichus, mit dem Beinamen Arabius, der aus Bithynien gebürtig war und um 180 n. Chr. ein großes rhetorisches Werk in 37 Büchern, woraus Bekker in den „Anecdota graeca" (Bd. 1, Berl. 1814) Einiges mitgetheilt hat, und die „Eclogae nominum et verborum atticor." verfaßte, die Pauw (Utr. 1739, 4.) und Lobeck (Lpz. 1820) herausgaben.

Phthiötis hieß der südlichste Haupttheil von Thessalien (s. d.), zwischen dem Malischen Meerbusen (s. Malea) und dem Gebirge Pindus, mit der alten Stadt Phthia, dem Geburtsorte des Achilles. Die Bewohner dieser Gegend, ursprünglich Achäer, wurden zum Unterschiede Phthioten genannt.

Phylarchus, ein namhafter griech. Geschichtschreiber, lebte gegen das Ende des 3. Jahrh. v. Chr. unter der Regierung des Ptolemäus Euergetes und Philopator und schrieb ein Geschichtswerk in 28 Büchern, welches die Begebenheiten bis zum Tode des Ptolemäus Euergetes umfaßte, leider aber bis auf einige Bruchstücke, die von Lucht (Lpz. 1836) und Brückner (Bresl. 1839) gesammelt und erläutert worden sind, verloren gegangen ist. Vgl. Thoms, „De Phylarchi vita et scriptis" (Greifsw. 1835).

Phyle, eigentlich die Vereinigung Einzelner zu einer Gemeinde, wurde, ähnlich dem röm. Tribus (s. d.), eine uralte kastenartige Stammeintheilung von Attika genannt, wovon

die einzelnen Gemeinden oder Demen (s. Demos) wieder die Unterabtheilungen bildeten. Seit der frühesten Zeit war das Volk in vier solcher Phylen oder Stämme geschieden, deren Namen zu verschiedenen Malen wechseln, bis Klisthenes (s. d.) nach Vertreibung der Pisistratiden an die Spitze der Staatsverwaltung sich stellte und das Volk durch Vermehrung der Zahl dieser Stämme bis auf zehn zu gewinnen suchte. Diese zehn Stämme erhielten von den attischen Heroen Erechtheus, Ageus, Pandion, Leos, Akamas, Oneus, Kekrops, Hippothoon, Ajax und Antiochus ihre Benennung und dienten zur Eintheilung der freien Bewohner Attikas oder der athen. Bürger während der beiden glorreichsten Jahrhunderte der Geschichte von Athen. Unter der macedon. Herrschaft kamen noch zwei neue Stämme hinzu, die erst Antigonis und Demetrias hießen, bald aber mit den Namen Attalis und Ptolemais vertauscht wurden, und ein dreizehnter Stamm endlich wurde zu Ehren des Kaisers Hadrian unter dessen Namen errichtet. Jede Phyle hatte ihre eigenen Heiligthümer, eigene Ländereien und eine eigene Kasse mit besondern Beamten, und beschäftigte sich theils mit Besprechung von Communalangelegenheiten, theils mit der Wahl von Beamten. Vgl. Kutorga, „De antiquissimis tribubus atticis" (Dorpat 1832).

Phyleus, der Sohn des Augeas, wurde von diesem als ein Freund des Herakles aus Ephyra verwiesen und ging nach Dulichion. Herakles aber gab ihm den Thron seines getödteten Vaters zurück, allein P. überließ diesen seinem Bruder Agasthenes. Mit der Ktimene, der Schwester des Odysseus, oder der Timandra zeugte er den Meges.

Physharmonica nannte Ant. Hankel in Wien das von ihm 1821 erfundene Tasteninstrument, bei welchem sich die Töne durch Metallzungen erzeugen, die mittels des durch ein Pedal angesammelten Windes zum Klingen gebracht werden. Das Instrument ist klein und von gefälliger Form, der Ton orgelähnlich und sehr angenehm, auch mittels des schwächern oder stärkern Drucks beim Spiele nach allen Graden zu modificiren. Dessenungeachtet hat dasselbe wenig Verbreitung gefunden.

Physik oder Naturlehre würde zwar der Wortbedeutung nach die Lehre von der Natur überhaupt bezeichnen, indeß braucht man beide Worte gegenwärtig nur in einem engern Sinne, indem man darunter die Wissenschaft versteht, welche die Gesetze und Ursachen der Naturerscheinungen kennen lehrt, so weit sie nicht von organischen oder chemischen Grundkräften abhängen. Die Wege zur Erforschung dieser Gesetze und Ursachen sind einerseits Beobachtung und Versuche (Experimentalphysik), andererseits wissenschaftliche Zusammenfassung des durch jene Gefundenen und Unterordnung desselben unter allgemeine Gesichtspunkte mit Hülfe von Hypothesen und mathematischen Berechnungen (theoretische Physik, oder bei überwiegender mathematischer Behandlung mathematische Physik). Am zweckmäßigsten ist es, beide Wege zu verbinden, damit nicht einerseits die Erfahrungen isolirt und unverständlich bleiben, andererseits aber auch nicht in Hypothesen und Berechnungen zu weit gegangen werde, ohne die Gewißheit, daß man dabei nicht über die erfahrungsmäßige Basis hinausgerathe. Erst der neuern Zeit gebührt das Verdienst, die Vereinigung beider Behandlungsweisen in Gang gebracht zu haben. Dagegen ist die sogenannte naturphilosophische Behandlungsart der Physik, bei welcher meist nach Analogien Schlüsse von einer Naturerscheinung auf die andere gemacht und die Erscheinungen selbst nach gewissen philosophischen Voraussetzungen geordnet und gegeneinander gestellt werden, bei den Physikern von Fach mit Recht in Miscredit gekommen, da sie nicht vermocht hat, klare Vorstellungen über die Naturerscheinungen zu entwickeln. Da diese naturphilosophische Ansicht Manches als bloße Kraftäußerung erklärt, dem die andere Ansicht ein materielles Substrat unterlegt, so hat man sie auch öfters als dynamische Ansicht jener als der mechanischen entgegengesetzt; doch gibt es auch eine wahrhaft philosophisch-dynamische Behandlungsart, welche mit mathematischer Schärfe wohl vereinbar ist. Gewöhnlich theilt man die Physik in zwei Hauptzweige: 1) Die mechanische Physik im engern Sinne, die es mit den Erscheinungen und Kräften in den gasförmigen, tropfbar-flüssigen und festen Körpern zu thun hat und demnach von dem Falle, Schwerpunkt, Pendel, den Capillaritätserscheinungen, dem Druck und der Bewegung der tropfbaren und luftförmigen Flüssigkeiten (Hydraulik, Aërostatik und Aërodynamik), dem Barometer und dem Schalle (Akustik) handelt; und 2) die Lehre von den Imponderabilien (s. d.) oder den unwäg-

baren Stoffen, Elektricität, Galvanismus, Magnetismus, Elektromagnetismus, Licht (Optik) und Wärme. Ihnen wird noch die Meteorologie (s. d.) beigeordnet, welche jedoch eigentlich nur eine auf die zusammengesetzten Erscheinungen in unserer Atmosphäre angewendete Physik ist.

Schon die Ägypter, Chaldäer und Phönizier waren wegen ihrer mechanischen, chemischen, astronomischen und physikalischen Kenntnisse bekannt. Bei den Griechen war es Thales, der zuerst die Physik von Allegorie und Fabel trennte. Man fragte vor Allem nach dem Ersten in der Natur und erklärte darnach besonders die Himmelserscheinungen. Die sogenannte Meteorologie (denn selbst die Himmelskörper wurden lange als Meteore angesehen) war hier noch ungetrennt von einer philosophischen Speculation, die häufig sich auf voreilige Analogien stützte. Pythagoras machte gewisse Einheiten (Monaden) zur Grundursache der Erscheinungen der Körperwelt; indeß hatte seine Schule doch bereits dunkle Begriffe von der Kopernikanischen Weltordnung. Des Leucippus und Demokrit atomistische Ansichten zeigen eine sehr nahe Verwandtschaft mit den Grundideen der heutigen atomistischen Naturphilosophie. Daß aber die Griechen, trotz ihres Hanges zu willkürlichen Speculationen, dennoch die Beobachtung nicht ganz vernachlässigten, beweisen, außer den naturgeschichtlichen Schriften des Aristoteles, namentlich des Theophrast und Hippokrates Werke. Unter den Römern sind Lucrez durch sein Gedicht „De rerum natura", Lucius Seneca durch seine „Quaestiones naturales", namentlich aber Plinius der Ältere durch seine „Historia naturalis" bekannt. Im Mittelalter versank auch die Naturlehre in eine tiefe Finsterniß, die durch den Nebel der scholastischen Philosophie noch undurchdringlicher wurde. Nur bei den Arabern erhielt sich dieser Zweig der Naturwissenschaften. Im Abendlande war Roger Baco (s. d.), gest. 1294, der einzige namhafte Physiker des ganzen Mittelalters. Erst mit dem großen Baco von Verulam (s. d.), gest. 1626, begann die Zeit einer neuen, besonders auf Beobachtung gegründeten Forschung. Fast gleichzeitig entdeckte Galilei die wahren Gesetze des Falls und des Pendels. Torricelli erfand das Barometer. Kepler lehrte die Gesetze des Laufs der Himmelskörper und begründete durch glückliche Anwendung der Geometrie das Gebäude der optischen Wissenschaften. Otto von Guericke erfand die Luftpumpe. Nach solchen Vorarbeiten war es Descartes leichter, die vielfach erschütterte scholastisch-Aristotelische Physik völlig zu stürzen. Während er dahin strebte, der Naturwissenschaft eine zuverlässigere metaphysische Basis anzuweisen, war die Experimentalphysik so glücklich, an Boyle und Hook in England, an Borelli und Grimaldi in Italien, an Pascal, Mariotte und Picard in Frankreich eifrige Schüler zu finden, und so entstanden um 1650 die londoner Societät, von deren ersten Mitgliedern wir nur Wallis, Wren und Huyghens nennen, die pariser Akademie der Wissenschaften und die florent. Accademia del cimento, deren ernste Bestrebungen zur Förderung der Naturwissenschaften unendlich viel beigetragen haben. Endlich erschien Newton, gest. 1726, welcher durch seine „Philosophiae naturalis principia mathematica" der Begründer der neuern Physik in ihrem eigenthümlichen Glanze wurde. Hinsichtlich Dessen, was seit dieser Zeit auf dem unermeßlichen Gebiete der Physik weiter geschehen ist, müssen wir uns begnügen, im Allgemeinen an die Verbesserung der in unvollkommener Gestalt schon früher bekannt gewesenen Thermometer, an die Entdeckung der Gasarten, die Erweiterung der Lehre von der Elektricität, besonders durch die Erfindung der Blitzableiter und des Galvanismus, die Polarisation des Lichts, die Nachweisung der Verwandtschaft zwischen Elektricität und Magnetismus u. s. w., zu erinnern, und Namen wie die eines Benj. Franklin, gest. 1790, Jos. Priestley, gest. 1804, Jos. Black, gest. 1799, Aloys Galvani, gest. 1788, Lichtenberg, gest. 1799, Jerem. Benj. Richter, gest. 1808, Joh. Wilh. Ritter, gest. 1810, Cavendish, gest. 1812, Malus, gest. 1812, Volta, gest. 1827, Davy, gest. 1829, André Marie Ampère, gest. 1836, und unter den Lebenden eines Örsted, Biot, Faraday, Brewster, Gay-Lussac, Fechner, Pfaff, Dove, Seebeck, de Larive, Regnault, Gauß, Weber, Poggendorf neben vielen Andern in das Gedächtniß zurückzurufen. Der Nutzen der Physik springt von selbst in die Augen, da wir zu unsern Bedürfnissen, Bequemlichkeiten und Vergnügungen und zur Abwendung von Gefahren die Kenntniß der Eigenschaften und Wirkungen der Naturkörper nicht entbehren können. Vorzüglich aber ist es eine richtige und würdige Naturforschung,

welche das finstere Gebäude des Aberglaubens stürzt und die schönsten Beweise von dem Dasein einer weisen Weltregierung liefert. Aus der reichen Literatur der Physik nennen wir das „Wörterbuch der Physik" von Gehler (neue Aufl., 11 Bde., Lpz. 1825—45); „Handwörterbuch der Chemie und Physik" von August, Barentin, Dove u. s. w. (Bd. 1 und 2, Berl. 1842 fg.); Baumgartner, „Die Naturlehre u. s. w." (8. Aufl., Wien 1844—45); Biot, „Lehrbuch der Experimentalphysik", bearbeitet von Fechner (5 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1829); Brandes, „Vorlesungen über die Naturlehre" (3 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1843—44); Pouillet, „Physik", bearbeitet von J. Müller (2 Bde., 2. Aufl., Braunschw. 1845); J. Müller, „Grundriß der Physik und Meteorologie" (Braunsch. 1846); Götz, „Elemente der Physik nach mathematischen Principien" (Lpz. 1846), und Buff, „Grundzüge der Experimentalphysik" (Heidelb. 1846); von populairen kleinern Lehrbüchern das von Scholz (Wien 1832) und für Schulen die sehr gute Bearbeitung August's von Fischer's „Mechanischer Naturlehre im Auszuge" (2. Aufl., Berl. 1840). Die wichtigsten Journale für Physik sind „Poggendorf's Annalen", die früher von Gilbert herausgegeben wurden, und die „Annales de chimie et de physique", und die besten Sammelwerke für die neuen Fortschritte Fechner's „Repertorium der Physik" (3 Bde., Lpz. 1832) und das durch Dove und andere berliner Physiker besorgte „Repertorium der Physik" (Bd. 1—6, Berl. 1837 fg.).

Physikalische oder **Physische Geographie**, s. Geographie.

Physikotheologie wurde früher überhaupt die natürliche Theologie im Gegensatze zur geoffenbarten und positiven genannt. Im engern Sinne wird darunter jetzt fast ausschließend der Versuch verstanden, durch die Ordnung, Schönheit und Zweckmäßigkeit der vorliegenden Natur den Glauben an einen weisen, nach Zwecken wirkenden Urheber derselben zu begründen; daher der Name physikotheologischer Beweis für das Dasein Gottes. (S. Teleologie.) Das Ansehen, in welchem dieser Beweis in frühern Zeiten stand wo ihn namentlich die Engländer und unter den Deutschen Reimarus (s. d.) ausgebildet hatten, wurde zuerst durch Kant erschüttert, indem dieser bemerkte, daß er nicht auf einen Weltschöpfer, sondern höchstens auf einen Weltbaumeister führe; überdies gab er durch die Art, wie er den Begriff des Naturzwecks auffaßte, Veranlassung zu der irrigen Ansicht, als streite die Zweckmäßigkeit der Natur mit der Gesetzmäßigkeit derselben. Die spätern idealistischen Systeme ließen den strengen Begriff des Zwecks, der ohne eine Rückbeziehung auf eine den Zweck als solchen denkende und wollende Intelligenz seine wahre Bedeutung verliert, ganz fallen; sie nahmen eine nicht beabsichtigte, nicht vom Zwecke ausgehende, sondern nur zum Zwecke treffende (immanente) Zweckmäßigkeit an, und somit verschwand der eigentlich physikotheologische Beweis. Mit der Reaction gegen den Idealismus dieser Systeme hat sich aber z. B. bei Herbart, Trendelenburg u. A. auch die Beobachtung der teleologischen Naturbetrachtung wieder geltend gemacht; namentlich hat in England der Graf von Bridgewater (s. d.) Veranlassung zu einer Reihe ausgezeichneter, die Natur aus diesem Gesichtspunkte betrachtender Werke gegeben.

Physiognomie nennt man nicht sowol den ganzen Complex der äußern Erscheinung eines beseelten Wesens, welcher einen Schluß auf das Innere desselben gestattet (Gestalt, Geberden, Gang u. s. w.), als vielmehr speciell die eigenthümliche Form und Bewegung des Gesichts. Hierher gehören die Gesichtsbildung, die sich am schärfsten im Profil darstellt, die Gesichtszüge, endlich das Mienenspiel (s. Miene), mag es nun nur vorübergehend oder habituell geworden sein. Die Kunst, aus der Gesichtsbildung und den Bewegungen der Gesichtszüge einen Schluß auf die Gemüthsart und den Charakter zu machen, nennt man daher Physiognomik; ihr liegt die allgemeine, durch die Erfahrung innerhalb gewisser Grenzen allerdings bestätigte Voraussetzung zu Grunde, daß das Geistige in dem Leiblichen nach unbekannten Naturgesetzen einen Ausdruck finde. Schon die Formen des Thierreichs tragen verschiedene, dem aufmerksamen Beobachter verständliche Charaktere an sich. Die Kopfbildung des Wolfes, des Fuchses, des Löwen drückt jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberische Tücke, dem Fuchse List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei; ja man stellt diese Thiere sogar als Bilder der angezeigten Eigenschaften auf, und diese Thiersymbolik ist nicht willkürlich, sondern reicht bis in die ältesten Zeiten und ist überall verbreitet, wie der Glaube an die ursprüngliche Verwandtschaft des Geistigen und

Natürlichen. Daher legt man auch den Thieren eine Physiognomie im weitern Sinne, als einen Ausdruck des Gesammtcharakters einer Thierclasse, bei. Hierauf beruhten die Untersuchungen über die menschliche Physiognomie, die der Neapolitaner Bapt. della Porta (gest. 1615) anstellte, welcher Thierköpfe, mit gewissen Menschengesichtern verglichen, darstellen ließ. Dieselbe Idee wurde später von W. Tischbein weit vollendeter ausgeführt und in neuerer Zeit namentlich von den Franzosen zu höchst ergötzlichen satirischen Darstellungen benutzt. Am ausdrucksvollsten und ausdrucksfähigsten ist aber das menschliche Gesicht. Da jedoch die Naturgesetze, nach welchen sich bestimmte Denkweisen, Gefühle, Begehrungen, Neigungen Affecte und Charaktereigenschaften in dem menschlichen Antlitze entweder vorübergehend ausprägen, oder ihm oft tiefe, unauslöschliche Züge eingraben, zur Zeit noch unbekannt sind, und alle Schlüsse, welche man in dieser Beziehung von dem Äußern auf das Innere macht, nur auf ziemlich unvollständigen Inductionen beruhen, so ist der Physiognom immer in Gefahr, in dem einzelnen Falle sich zu irren; und obwol es nicht geleugnet werden kann, daß es kluge und dumme, verschmitzte und offene Gesichter gibt, so ist es doch nicht immer sicher, von einem dummen Gesichte in dem einzelnen Falle auf Dummheit, von einem verschmitzten auf Verschmitztheit u. s. w. zu schließen. Daher ist es der Physiognomik, so unzweifelhaft der Grundgedanke ist, auf dem sie ruht, doch noch nicht gelungen, sich in ein wissenschaftlich haltbares Detail auszubreiten. Nachdem die physiognomischen Versuche des Thomas Campanella (s. d.) ziemlich in Vergessenheit gerathen waren, erregte Lavater (s. d.) ein großes, aber bald vorübergehendes Interesse für die Physiognomik. Vgl. Thomper, „Über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge" (aus dem Holländischen von Sömmerring, Berl. 1792, 4.); Maaß, „Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie" (Lpz. 1791), und J. Cross, „An attempt to establish physiognomy upon scientifical principles" (Glasg. 1817). Beispiele, mit welcher Zuversicht man vom Standpunkte eines angeblich absoluten Wissens aus die Physiognomien und ihre Bedeutungen a priori ableiten zu können meinte, geben manche Schriften aus der Schelling'schen und Hegel'schen Schule, z. B. Sihler's „Symbolik des Antlitzes" (Berl. 1829). Die Anhänger der Schädellehre (s. d.) haben häufig versucht, die Physiognomik mit der Kranioskopie in Verbindung zu setzen.

Physiokratisches System heißt das staatswirthschaftliche System, welches zuerst in Frankreich von Franç. Quesnay (s. d.) auf die Bahn gebracht wurde, eine Verbesserung des Looses der Landbewohner bezweckte und eine Reihe von Jahren die Blicke Europas auf sich zog. Nach dem Erscheinen von Quesnay's „Tableau économique" (1758) bildete sich eine eigene Schule staatswirthschaftlicher Philosophen unter dem Namen der Physiokraten oder Ökonomisten. Unter den Franzosen waren es vorzüglich Dupont, Baudeau, Letrosne, de Larivière und der ältere Mirabeau, unter den Deutschen Iselin, Schlettwein, Springer, Mauvillon, Schmalz und Krug, welche zur Verbreitung dieses Systems beitrugen. Als ein Revenant des physiokratischen Systems hat sich neuerdings Arnd gezeigt, der in seiner „Naturgemäßen Volkswirthschaft" (Hanau 1845) alle Abgaben auf die Grundsteuer zurückführen will. Erst unter Ludwig XVI. kamen verschiedene Anhänger dieses Systems, wie z. B. der Minister Turgot, in die Verwaltung. Nachher sank dasselbe wieder in seinem Ansehen, bis es während der Revolution ein entschiedenes Übergewicht in der Nationalversammlung bekam, welches es mehre Jahre hindurch behauptete. In Deutschland versuchte zuerst der Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Baden das physiokratische System, worüber er auch Einiges schrieb. Auch Kaiser Joseph II. und sein Bruder, der Großherzog Leopold von Toscana, waren diesem Systeme im Ganzen ergeben. Die Hauptgrundsätze des physiokratischen Systems sind folgende: 1) Die Erde ist die einzige Quelle des Nationaleinkommens und Wohlstandes; nur die Arbeit Derer, welche die Naturkräfte unmittelbar benutzen und verstärken, wie Landeigenthümer, Fischer, Hirten und Bergleute, bringt wahre Güter hervor; alle übrigen Arbeiter bringen nichts hervor, was den Reichthum vermehren könnte. 2) Alle Staatsbürger sind daher in productive, welche den Boden bauen und benutzen und den Reichthum vermehren, und unproductive Staatsbürger getheilt, wie Gelehrte, Künstler, Handwerker, Kaufleute u. s. w., die sämmtlich mit Erzeugnissen der Erde ernährt werden müssen, ohne bei deren Hervorbringung unmittelbar mitgewirkt zu haben. 3) Die nothwendige Bedingung des Wohlbefindens beider Classen ist unbedingte Freiheit aller Gewerbe,

des Handels, der Ein- und Ausfuhr. 4) Es darf, da aller Reichthum blos aus dem Boden hervorgeht, auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom Grund und Boden, stattfinden, und diese Abgabe muß auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden. Die Unhaltbarkeit dieses Systems erhellt aber aus folgenden Sätzen: 1) Der Reichthum besteht nicht in den rohen Erzeugnissen allein, sondern in allen den Dingen, welche die Bedürfnisse der Menschen befriedigen und daher einen Werth haben. Die Erde ist zwar die Mutter aller unserer Sachbedürfnisse, aber wir erhalten ihre Gaben nur als Grundstoff zur weitern Veredelung; wenige Erzeugnisse des Bodens lassen sich ohne weitere Bereitung gebrauchen, und jede Arbeit, welche, auf die Veredelung solcher Erzeugnisse verwendet, deren Brauchbarkeit vermehrt, ist auf dieselbe Weise productiv wie die Arbeit, welche auf den Boden verwendet wird. 2) Die Natur ist nicht blos wirksam bei Erzielung roher Producte, sondern leistet Jedem Hülfe, der sie zu nutzen versteht. Das Wasser, welches die Mühle treibt, das Feuer in den Dampfmaschinen und selbst das Genie des Künstlers, was ist es Anderes als die Natur, welche mit produciren hilft? Sowie sich der Grundeigenthümer ein Stück des Bodens zuzueignen und damit zu wuchern versteht, indem er sich etwas für die Benutzung der Production, welche sein Grundstück enthält, als Rente bezahlen läßt, so weiß auch der Manufacturist sich eine Naturkraft zuzueignen und ihre Anwendung oft lange Zeit als Geheimniß zu bewahren, sodaß er davon noch weit höhern Gewinn zu ziehen vermag als der Grundherr von seinem Acker. Verdient doch der Handarbeiter schon einen größern Lohn, als die Quantität der rohen zu seinem Leben bedürftigen Producte kostet; um wie viel größer wird also der Gewinn der künstlichen Arbeit sein. Und so ist es denn die Landarbeit keineswegs allein, welche einen reinen Ertrag gewährt. 3) Es ist eine alle sonstige Abgaben ausschließende, einzige Grundsteuer in der Wirklichkeit nicht ausführbar. Sollte der ganze Steuerbetrag von dem Grundertrage aufgebracht werden, so würde zwar in einem ganz abgesonderten, geschlossenen Handelsstaate durch die Preiserhöhung der rohen Erzeugnisse auch der übrige Theil der Nation einen Beitrag dazu entrichten; aber der Landwirth und die Grundbesitzer würden doch immer den Vorschuß zu leisten haben, was für sie ausnehmend drückend wäre. In einem Staate aber, welcher aus seinem Verkehr mit den Nachbarn nicht herausgerissen werden kann, muß der gänzliche Verfall der Landwirthschaft die Folge davon sein, wenn sämmtliche Staatsabgaben auf den Grundertrag gelegt werden, weil alsdann die übrigen Volksclassen ihren Bedarf an rohen Naturerzeugnissen lieber billiger vom Auslande beziehen werden. (S. Grundsteuer.) Trotz dieser wesentlichen Mängel des physiokratischen Systems, welches der ältere Mirabeau nicht mit Unrecht einen prächtigen Palast ohne Treppe nannte, läßt sich nicht leugnen, daß die Verbreitung desselben der Wissenschaft der Nationalökonomie wahrhaft förderlich gewesen, indem dadurch die Fehler des Mercantilsystems (s. d.) in ihr volles Licht gestellt und die heilsamen Wirkungen deutlich gezeigt worden sind, welche überall aus der Freiheit der Gewerbe für den Nationalwohlstand hervorgehen.

Physiologie, eigentlich die Lehre von der Natur und insofern gleichbedeutend mit Physik (s. d.), bezeichnet im engern Sinne die Lehre von der Entstehung, dem Wesen, der Beschaffenheit und den Verrichtungen der organischen Körper im regelmäßigen Zustande, während die Physik die anorganische Seite der Natur als ihren Vorwurf betrachtet. In noch engerm Sinne ist die Physiologie die Lehre vom menschlichen Organismus. Da der Begriff eines Organismus stets den des Lebens (s. d.) in sich schließt, so gehört auch die Lehre vom Leben dem Reiche der Physiologie an, und da die Erklärung des Lebens von jeher eine sehr verschiedene war, so mußte sich nach dieser auch die Definition von Physiologie modificiren. In Hinsicht auf ihre Stellung unter den medicinischen Wissenschaften erfodert die Physiologie das vorgängige Studium der Naturkunde im Allgemeinen, der Physik, Mathematik, Chemie, Anthropologie, Psychologie und Anatomie, wiewol die letztern drei schon als Unterabtheilungen derselben betrachtet werden können, und bildet sonach den Schluß der Wissenschaften, welche sich mit dem regelmäßigen Zustande der natürlichen Dinge beschäftigen. Jedoch ist zum Studium dieser Disciplin die Kenntniß der Pathologie und die Beobachtung pathologischer Zustände und Vorgänge unerlaßlich, weil oft aus diesen erst physiologische Resultate sich folgern lassen. Da die Physiologie, obgleich selbst ein unendliches Feld für Forschung und Beobachtung darbietend, doch nur als Mittel zum Zweck den

medicinischen Wissenschaften sich anreiht, so war auch von jeher ihr Entwickelungsgang mit dem der Medicin im Ganzen eng verbunden, und physiologische Grundsätze waren es stets, auf denen die medicinischen Systeme erbaut wurden. Je unzureichender daher die physiologischen Kenntnisse waren, um so mangelhafter mußten diese Systeme ausfallen; am unhaltbarsten aber erwiesen sich stets diejenigen, deren Basis nicht eine beobachtete Thatsache, sondern eine Hypothese war. So war die Hippokratische Medicin (s. Hippokrates), von nur geringen physiologischen Kenntnissen unterstützt, dennoch so vorzüglich, weil sie sich auf unbefangene Naturbeobachtung gründete, während sie sich nachher mehr und mehr in sophistische Trugschlüsse verlor, bis Galenus (s. d.) mit umfassender Kenntniß des bis dahin Entdeckten seinem medicinischen Systeme eine physiologische Unterlage gab, auf welcher es sich bis zu Ende des Mittelalters erhielt. In dieser langen Zeit hatte allmälig die Vermehrung der anatomischen und chemischen Erkenntniß eine neue Epoche der Physiologen vorbereitet. Doch auch dem Reformator der Medicin, Paracelsus (s. d.), und seinen Nachfolgern, van Helmont (s. d.) und Sylvius (s. d.), gelang es nicht, sich von Speculationen freizuhalten, deren Frucht das iatrochemische System war (s. Iatrochemiker), und sogar Harvey's (s. d.) folgenreiche Entdeckung des Blutumlaufes führte in der unmittelbar darauf folgenden Zeit zu den Irrthümern der Iatromathematiker (s. d.), denen jedoch Stahl (s. d.) sich mit seinem die unerkannte Ursache des Lebens in einem geistigen Principe suchenden Systeme gegenüberstellte. In eine neue Phase trat die Physiologie durch den großen Haller (s. d.), welcher nicht nur durch seine Lehre von der Irritabilität (s. d.) künftigen Entwickelungen vorarbeitete, sondern auch mit rastloser Forschung die verborgenen Wahrheiten der Natur an das Licht zog. Diesem letztern Verdienste in Verbindung mit den Fortschritten aller Naturwissenschaften und mit der scharfen Kritik der Kant'schen Philosophie ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß nun die Unzulänglichkeit der Speculation immer mehr erkannt, die Physiologie aber von leeren und unhaltbaren Hypothesen gereinigt und auf positive Unterlagen verpflanzt wurde. Gab auch dieser Standpunkt wieder Veranlassung zu einseitigern extremen Auffassungen der Physiologie, direct durch die destructive Art der erwähnten philosophischen Weltanschauung in materiellen an die frühern mechanischen erinnernden Systemen und indirect durch die jener sich entgegenstellende, aus sich selbst schaffende Philosophie F. H. Jacobi's (s. d.) in den poetisch-mystischen Erscheinungen der damaligen Medicin, so suchte nun im Anfange des 19. Jahrh. die Naturphilosophie Schelling's (s. d.) diese Extreme auszugleichen und die Anerkennung eines höhern, nur aus seinen Wirkungen, nicht in seinem Wesen erkennbaren und die Erscheinungen des organischen Lebens regelnden Princips mit einer streng die Skepsis handhabenden und die Beobachtung bis an ihre äußersten Grenzen führenden Planmäßigkeit zu verbinden. Inwieweit diese Verbindung schon jetzt gelungen ist und noch gelingen wird und welchen Werth die durch sie erlangten Resultate haben, ist der Entscheidung der Nachwelt zu überlassen, gewiß aber ist, daß noch zu keiner Zeit der Fleiß der Physiologen solche Entdeckungen zu Tage förderte wie gegenwärtig. Wir erwähnen nur unter den Franzosen Bichat, L. Dumas Richerand, Fodéré, Chaussier, Cuvier, Broussais, Dupuytren, Fourcroy, Vauquelin, Magendie, Prevost u. A.; in England Abernethy, Lawrence, E. Home, Brewster, C. Bell, Nicolls, Brodie, A. Cooper, Westrumb, Shaw u. A.; den Amerikaner Marshall, und unter den Deutschen Blumenbach, Hildebrandt, die Gebrüder Treviranus, Rudolphi, Sömmerring, Weisberg, Alex. von Humboldt, Ph. F. von Walther, Döllinger, die Gebrüder Weber, Carus, Ehrenberg, von Baer, R. Wagner, Rathke, Burdach, Tiedemann, Gmelin, Purkinje, Joh. Müller, Valentin u. A. Vgl. Pierer, „Anatomisch-physiologisches Realwörterbuch" (8 Bde., Lpz. und Altenb. 1816—29); Burdach, „Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft" (6 Bde., Lpz. 1826—40), und J. Müller, „Handbuch der Physiologie des Menschen" (2 Bde., 3. Aufl., Kobl. 1837—40).

Phytochemie, Phytologie und **Phytonomie**, s. Pflanzen.

Piacenza, das alte Placentia (franz. Plaisance), ein mit dem Herzogthum Parma (s. d.) vereinigtes Herzogthum im obern Italien, wird vom Po und den Apenninen begrenzt und hat gegen 188000 E. Die gleichnamige Hauptstadt am Po, mit 31000 E., ist befestigt und mit einer starken Citadelle versehen, in welcher Östreich das Besatzungsrecht hat. Sie ist der Sitz eines Bischofs, gut gebaut, reich an Kirchen und Klöstern, unter denen besonders

die Kathedrale mit gemalter Kuppel sich auszeichnet, und hat breite, gerade Straßen und schöne öffentliche Plätze, von denen der Marktplatz mit den Statuen Aless. Farnese's und seines Sohnes Ranuccio geziert ist, ein Gymnasium, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek von 36000 Bänden und mehre Hospitäler. Die Stadt wurde insbesondere als Vormauer gegen Hannibal, 218 v. Chr., von den Römern erbaut, dann von den Galliern fast ganz zerstört, von den Römern aber wieder aufgebaut und befestigt. Im Mittelalter, wo hier 1095 und 1132 Kirchenversammlungen gehalten wurden, wurde sie abwechselnd von verschiedenen Geschlechtern ihres hohen Adels beherrscht und kam dann an die Viscontis und zuletzt an das Haus Farnese, worauf es das Schicksal Parmas theilte.

Piacenza (Herzog von), s. Lebrun (Charl. Franç.).

Piano heißt in der Musik (im Gegensatze von Forte, d. h. stark) schwach oder mit schwachem und Pianissimo mit noch schwächerm Tone. Bei dem Wechsel des Piano und Forte ist die größte Übereinstimmung aller Instrumentisten erfoderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen soll.

Pianoforte oder Fortepiano, ein Tastinstrument, dessen Saiten über mehre auf dem Resonanzboden aufstehende Stege gespannt, durch kleine belederte Hämmer mittels der Tasten in Schwingung gesetzt und, wo ein Nachhallen nicht beabsichtigt wird, nach Berührung der Taste sogleich wieder mittels lederner Dämpfer gedämpft werden. Das Pianoforte hat über das Clavier den Sieg davongetragen, hauptsächlich durch Fülle, Stärke und Dauer des Tons. Die Stärke des Tons hat man noch dadurch vermehrt, daß man die Zahl der Saiten für jeden Ton vermehrt hat. Gewöhnlich sind jetzt die Pianofortes dreichörig, d. h. für jeden Ton sind drei Saiten vorhanden, und die Hämmerchen schlagen gewöhnlich von unten an die Saiten. Theils eine Veränderung, theils eine Verlängerung des Tons wird hervorgebracht durch die Züge, deren man aber gegenwärtig nur wenige anzubringen pflegt. Die wesentlichsten darunter sind: 1) der Zug, durch welchen die Dämpfer gehoben werden, bezeichnet durch Ped. (Pedale) oder ⊕, während das Fallenlassen der Dämpfer durch einen Stern angedeutet wird; sodann 2) die Verschiebung, bezeichnet durch a una chorda, weil hier der Hammer nur eine Saite berührt, was einen sehr sanften Ton hervorbringt. Früher vertrat das Clavier die Stelle des Pianoforte, mit welchem es den Vorzug theilt, daß ein einziger Spieler auf demselben eine volle Harmonie hervorbringen und die schnellsten und schwierigsten Tonfolgen durch eine leichte Mechanik ausführen kann. Dem Clavier steht es in dem Punkte nach, daß bei diesem der Anschlag der Finger auf die Bildung des Tons größern Einfluß hat, während die Töne bei dem Pianoforte gleichsam fertig und bereit liegen; doch kann auch hier durch guten Anschlag noch sehr viel für den Ton gethan werden. Ihrer Gestalt nach sind die Pianofortes entweder und zwar zumeist tafelförmig oder flügelförmig. Erstere sind gewöhnlich schwächer im Tone, die letztern zerfallen wieder in lange Flügel und Stutze. Den langen Flügeln wird als Concertinstrumenten der größte Umfang und die größte Stärke gegeben. Der gewöhnliche Tonumfang der Pianofortes ist $6\frac{1}{2}$ Octaven von dem tiefen Contra-C ausgehend. Auch hat man Pianofortes in aufrechtstehender Form gebaut, die aber wenig in Gebrauch gekommen sind. Erfunden wurde das Pianoforte in Dresden um 1717 von Chr. Gottlieb Schröder aus Hohenstein in Sachsen, doch erhielt es erst allmälig durch Verbesserungen den Grad der Vollkommenheit, durch welche es gegenwärtig bei allen musikalischen Unterhaltungen eine so bedeutende Rolle spielt. An Stärke und Festigkeit zeichnen sich die engl. Pianofortes vor allen andern aus; sie sind aber schwerer zu behandeln und sehr kostbar. Unter den deutschen Fortepianos nehmen die wiener und leipziger den ersten Rang ein und zwar in Wien die von Streicher, Stein, Bösendörfer, Tomaschek, in Leipzig die aus den Fabriken von Breitkopf und Härtel und Schambach und Meerhaut; auch die Instrumente von Irmler und von Ziegler in Leipzig, sowie die von Rosenkranz in Dresden, wo die tafelförmigen vorzüglich beachtenswerth sind, verdienen Erwähnung. — Die berühmtesten Pianofortesch ulen sind die von Löhlein, nachher durch A. E. Müller und zuletzt von Czerny herausgegeben, Adam, Hummel, Kalkbrenner und endlich und hauptsächlich die von Czerny.

Piaristen, Väter der frommen Schulen (scholarum piarum), in Polen Piaren, heißen die Glieder eines geistlichen Ordens, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden

der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, noch ein viertes beobachtet, vermöge dessen er sich dem unentgeltlichen Unterrichte der Jugend widmet. Dieser Orden wurde im Anfange des 17. Jahrh. von dem span. Edelmann Jos. Casalanza, gest. 1648 zu Rom gestiftet, 1621 vom Papst bestätigt und 1690 durch die wichtigsten Privilegien der Bettelorden belohnt. Die Piaristen sind regulirte Weltgeistliche wie die Jesuiten, mit denen sie nicht nur die Tracht, sondern auch den Zweck, zum Vortheil ihrer Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, gemein haben. Sie verbreiteten sich bald, besonders in den östr. Staaten, und haben eine der jesuitischen ähnliche Ordensverfassung, ohne sich den Vorwurf der Einmischung in politische Händel zuzuziehen. Vielmehr verdanken sie ihren gemeinnützigen Bemühungen um das Schulwesen die Fortdauer und Blüte ihres Ordens. Noch gegenwärtig stehen viele Gymnasien und Volksschulen in Ungarn und Polen unter ihrer Leitung; auch in Böhmen, Mähren, Schlesien und Östreich haben sie ansehnliche Collegien; doch ist ihre Ordensverfassung, soweit sie in das öffentliche Schulwesen eingreift, den Zwecken des Staats angepaßt worden. Vgl. (Seyfert) „Ordensregeln der Piaristen" (2 Bde., Halle 1783).

Piasecki (Pawel), lat. Piasecius, einer der besten poln. Geschichtschreiber, geb. 1585, widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt auf den Akademien zu Krakau und Prag, dann in Rom seine Ausbildung. König Sigismund III. zog ihn an seinen Hof, wendete ihm seine Gunst zu und benutzte ihn eine Zeit lang bei seinem Correspondenzen. Nach und nach erstieg P. die höhern geistlichen Würden in Polen, bis er 1643 Bischof von Przemysl wurde. Er starb 1649. Durch seine Geistesbildung, seine Gelehrsamkeit, seine Toleranz, seine tiefchristliche Milde ragte er über die poln. Geistlichen seiner Zeit hervor. Sein sehr geschätztes „Chronicon gestorum in Europa singularium" (Krak. 1645 und 1648) enthält eine sehr freimüthige, unparteiische, besonders in Rücksicht auf Polen genaue Geschichte Europas vom J. 1592—1645.

Piast, der Stammvater der ältesten poln. Herrscherfamilie, wurde der Sage nach um die Mitte des 9. Jahrh. aus niedrigem Stande in Kruszwice am Goplosee zum Herzoge von Polen erhoben. Unter seinen Nachfolgern, den Piasten, welche Polen über fünf Jahrhunderte beherrschten, sind die berühmtesten Mieczyslaw I. (s. d.) Boleslaw Chrobry, Wladislaw IV. (s. d.) und Kasimir III. (s. d.). Dadurch, daß die piastischen Herzoge ihr Land vielfach unter ihre Söhne theilten, entstanden mehre Linien der Piasten. Auf dem poln. Throne starb die männliche Linie mit Kasimir III. aus, die weibliche mit Hedwig (s. d.). In Mazowien (s. d.) regierten die Piasten als souveraine Herzoge noch bis 1528. Am längsten erhielt sich der piastische Stamm in Schlesien mehrfach verzweigt, doch durch die Verwandtschaft mit deutschen Familien fast ganz germanisirt, in den Herzogen von Schweidnitz, Öls, Glogau, Oppeln, Teschen und Liegnitz, welche der Reihe nach ausstarben. Mit George Wilhelm, Herzoge von Liegnitz, erlosch 1675 der piastische Stamm gänzlich.

Piaster ist eine ursprünglich span. Silbermünze von der Größe eines Reichsthalers, welche seit der Mitte des 16. Jahrh. allgemeine Verbreitung erhielt und vielfache Nachahmung fand. Der span. Piaster galt 8 Realen und hatte also den Werth eines Conv. Species. Der ital. Piaster, namentlich der der Päpste Clemens' XI. und XII., ist eine Nachahmung des span. Piaster, und galt 10 Paoli, der halbe 5 Paoli und der Viertelpiaster, auch Piastrino genannt, namentlich in Toscana, 2½ Paolo oder 10 Ngr. In Italien wurden, wie auch in Spanien, die ältern Piaster gegen die neuern erhöht, sodaß ein Unterschied im Werthe von ½—1 Paolo entstand. Daher rühren die verschiedenen Werthangaben. — Der türk. Piaster ist keine Nachahmung des spanischen, sondern eine selbständige Münze, die dem alten Reichsgulden gleichkam. Sie wird nur in Silber ausgeprägt und ist meist ein Loth schwer, allein in der neuern Zeit selten von feinerm Gehalt als zehnlöthig und sonach im Werthe gleich 21 Ngr. Der einheimische Name ist Grusch; der Piaster hat 40 Para oder 120 Asper.

Piave, ein Küstenfluß des Adriatischen Meers im lombard.-venetian. Königreiche, entspringt auf den tiroler Alpen, berührt die Orte Pieve di Cadore, Belluno und das Gebiet von Feltre und Treviso, wird von Noventa an schiffbar, nimmt den Cordevole und den Piavesskanal auf und theilt sich in zwei Arme, von denen der Hauptarm bei Porto di Cor-

telazzo, der andere mehr südwestlich, ins Adriatische Meer sich ergießt. An der Piave fand am 8. Mai 1809 ein Gefecht zwischen den Franzosen und Italienern unter dem Vicekönig Eugen und den Östreichern unter Erzherzog Johann statt, das trotz der tapfern Gegenwehr der Östreicher mit deren Rückzuge endigte.

Piazzi (Giuseppe), Astronom, geb. zu Ponte im Veltlin am 16. Juli 1746, trat 1764 zu Mailand in den Orden der Theatiner, studirte zu Mailand, Turin, Rom, Genua und wurde 1770 Professor der Mathematik an der neuerrichteten Universität zu Malta. Nach der Aufhebung derselben ging er nach Rom, dann nach Ravenna, wurde darauf Prediger in Cremona und endlich Professor der Dogmatik an der Anstalt San-Andrea della Valle zu Rom, wo er den Pater Chiaramonti (nachher Papst Pius VII.) zum Collegen hatte. Im J. 1781 nahm er die Professur der Astronomie und höhern Mathematik zu Palermo an, wo er den Vicekönig, Fürsten Caramanico, für die Anlegung einer Sternwarte gewann, die seit 1789 unter seiner Leitung erbaut und deren erster Director er wurde, nachdem er vorher behufs des Ankaufs astronomischer Instrumente nach England und Frankreich gereist war. Die ersten Resultate seiner Beobachtungen seit 1791 machte er 1792 bekannt; bald darauf begann er sein Sternverzeichniß. Am 1. Jan. 1801 entdeckte er den Planeten Ceres. Einen Ruf nach Bologna als Director der dasigen Sternwarte lehnte er ab und gab 1803 als Resultat seiner zehnjährigen Fixsternbeobachtungen sein erstes Sternverzeichniß heraus, das, 6784 Sterne enthaltend, alle bisherigen an Ausdehnung und Genauigkeit weit übertraf. Im J. 1814 vollendete er sein zweites, 7646 Sterne enthaltendes Sternverzeichniß. Außerdem beschäftigte er sich noch mit Verbesserung des Maß- und Gewichtssystems. Im J. 1817 berief ihn der König nach Neapel, um den Plan des neuen daselbst zu errichtenden Observatoriums zu prüfen, und ernannte ihn zum Generaldirector der Sternwarten von Neapel und Palermo. In den letzten Jahren überließ er die unmittelbare Führung seines eigentlichen astronomischen Geschäfts seinem Zögling Cacciatore, und widmete seine Muße den Arbeiten einer Commission zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in Sicilien. Er starb zu Neapel am 22. Juli 1826. Unter seinen Werken sind nächst seinem Sternkatalog, als dem wichtigsten, die „Lezioni elementari di astronomia" (2 Bde., Palermo 1817; deutsch von Westphal, Berl. 1822) zu erwähnen.

Pic, so viel als hoher, spitzer Berg. Bekannt sind besonders der Pic auf Teneriffa, einer der Canarischen Inseln (s. d.), und mehre Pics der Pyrenäen (s. d.).

Picard (Louis Benoît), ein überaus fruchtbarer Lustspieldichter, geb. am 29. Juli 1769 zu Paris, sollte Jurist oder Arzt werden, wurde aber durch eine unwiderstehliche Neigung und seine Verbindung mit Fiévée zum Theater hingezogen. Sein erstes Lustspiel „Le badinage dangereux" (1789) fand Aufmunterung und Beifall, obgleich er es ebenso wenig wie sein „Le masque" (1790) des Drucks für würdig gehalten hatte. Seinen literarischen Ruf begründete er durch seine Komödie „Encore des Ménechmes" (1791) und seine komische Oper „Les visitandines" (1792), welches letztere Stück 1825 unter dem Titel „Pensionnat des jeunes demoiselles" dem Publicum wieder vorgeführt wurde. Zu den reifsten Erzeugnissen seiner Feder gehören „Médiocre et Rampant ou le moyen de parvenir" (1797) und „Les marionnettes" (1807). Im Allgemeinen haben seine Stücke, von denen er viele mit andern Schriftstellern, wie Duval, Barré, Waflard, Mazères u. A., gemeinschaftlich gearbeitet, ihrer frischen und natürlichen Lustigkeit wegen nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland, wo Iffland, Th. Hell u. A. mehre übersetzten, gefallen; die Kritik hat nur den lebendigen Dialog und die Bühnengewandtheit des Verfassers zu loben, während sich der Dichter, was seine Lebensanschauung betrifft, nirgend über die Sphäre des Gewöhnlichen erhebt. Im J. 1797 betrat P. selbst die Bühne und blieb dem Schauspielerstande bis 1807 treu, indem er von 1801 an die Direction des Theaters Louvois (später Odéon genannt) übernahm. Nachdem er 1807 Mitglied des Instituts geworden, übertrug ihm Napoleon die Administration der großen Oper, die er 1816 an seinen Freund und Mitarbeiter Chéron abtrat. Als 1818 das Odéon, das er nach seinem Rücktritt von der Oper wieder übernommen hatte, abbrannte, wurde ihm das Theater Favart überlassen, dem er im Wetteifer mit dem Théâtre français zu einem bedeutenden Aufschwung verhalf. Außer seinen dramatischen Leistungen haben wir von P. auch eine Reihe von Romanen, denen

ein tieferer Gehalt abgeht. Wir bemerken davon „Aventures d'Eugène de Senneville et de Guillaume Delorme" (4 Bde., Par. 1813), „L'exalté ou l'histoire de Gabr. Désodry sous l'ancien régime, pendant la révolution et sous l'empire" (4 Bde., Par. 1824), „Le Gilblas de la révolution" (5 Bde., Par. 1824) und endlich die mit Droz gemeinschaftlich herausgegebenen „Mémoires de Fauvel" (4 Bde., Par. 1822). Einen Theil seiner gesammten Werke hat er zuerst in seinem „Théâtre" (5 Bde., Par. 1812) und dann in den „Oeuvres" (10 Bde., Par. 1821—22) zusammengestellt. Die Zahl der dramatischen Stücke beläuft sich auf etwa achtzig. P. starb am 31. Dec. 1828.

Picarden, s. Adamiten.

Picardie, eine der ehemaligen 32 großen Provinzen Frankreichs, im nordöstlichen Theile desselben, begrenzt von der Champagne, den Niederlanden, der Normandie, Isle de France und dem Meere, ist gegenwärtig unter die Departements Pas de Calais, Somme, Oise und Aisne vertheilt. Sie hat größtentheils ebenen Boden und wird von der Somme, Oise, Canche, Authie, Lys, Aa, Deule und Scarpe durchflossen, trägt Getreide und andere Feldfrüchte, etwas Wein und hat auch an manchen Stellen Steinkohlen. Die Hauptstadt war Amiens. Dazu gehörte auch die Grafschaft Ponthieu mit der Hauptstadt Abbeville. Sie kam frühzeitig unter die Herrschaft der Franken, deren Könige zuerst in Amiens residirten. Philipp von Elsaß, Graf von Flandern, erhielt die Grafschaft P. mit seiner Gemahlin Elisabeth zum Brautschatze; doch nach seinem und seiner Verwandten Tode fiel sie an Frankreich zurück, mit welchem sie fortan ununterbrochen vereinigt blieb.

Picart (Bernard), Zeichner und Kupferstecher, geb. am 11. Juni 1673 in Paris, war der Sohn des unter dem Namen le Romain, d. i. der Römer, in denselbigen Branchen berühmten Etienne P., der 1632 in Paris geboren wurde und 1721 starb. Er studirte unter Seb. Leclerc Perspective und Architektur, in der Composition aber war van Schuppen sein Vorbild. Vorzüglich groß war seine Gewandtheit in der Nachahmung der Manier anderer Meister, und seine Rembrandt, Guido Reni u. A. nachgebildeten Arbeiten täuschten oft die gründlichsten Kenner. Ein eifriger Protestant, verließ er 1710, wo er sich bereits einen großen Ruf als Künstler erworben hatte, mit seinem Vater sein gegen seine Glaubensverwandten unduldsames Vaterland und begab sich nach Amsterdam, wo er reichliche Beschäftigung durch die dortigen Buchhändler erhielt, die sein Talent zur Verzierung ihrer Verlagswerke in Anspruch nahmen. Hierdurch litten jedoch die fleißige Ausführung seiner Arbeiten und sein Künstlerberuf schon bei seinem Leben dermaßen, daß bereits damals Kenner nur seine ältern Arbeiten schätzten. Zu dem Besten, was er lieferte, gehören die Bildnisse seines Vaters, des Roger de Piles und des Prinzen Eugen; ferner sein Kindermord und die von Poussin und Lesueur nachgestochene Darstellung der Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt. Am bekanntesten wurde er aber durch die trefflich gearbeiteten Kupfer zu dem „Traité des cérémonies religieuses de toutes les nations" (11 Bde., Amst. 1725—43, Fol.). Im Ganzen sind P.'s Figuren sauber und elegant und meist mit viel Geist gezeichnet; dem Ausdruck der Köpfe schadete er aber oft durch zu viele Punkte, und seine Gewänder sind zuweilen steif. Er starb zu Amsterdam am 8. Mai 1733.

Piccini (Nicolo), einer der berühmtesten ital. Componisten, geb. 1728 zu Bari im Königreich Neapel, besuchte von seinem zwölften Jahre an das Conservatorium di Santo-Onofrio, an dessen Spitze damals der berühmte Leo stand. Nach zwölfjährigen Studien daselbst setzte er mehre Opern, die mit großem Beifall aufgenommen wurden, in Musik. Immer mehr entwickelte sich sein Genie, das in der „Zenobia" (1756) zur ernsten Gattung sich erhob. Im J. 1758 wurde er nach Rom berufen, um „Alessandro nell' Indie" zu componiren, und 1760 erschien seine berühmte Oper „Cecchina" oder „La buona figliuola", die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens einen unerhörten Beifall erhielt. In der ernsthaften Gattung erlangte seine „Olimpiade" (1761) den glänzendsten Beifall. Er war der gepriesenste und bewundertste Componist Italiens. Funfzehn Jahre fuhr er fort, für Neapel und Rom zu arbeiten, und in beiden Städten war und blieb er der Liebling des Publicums. Endlich trat ihm Anfossi als Nebenbuhler entgegen, und P. mußte es sehen, wie eine Oper von ihm durchfiel. Sofort reiste er nach Neapel, erkrankte daselbst und be-

schloß nun, sich fortan blos den Theatern in Neapel zu widmen. Um das J. 1775 ließ der franz. Hof ihm Anerbietungen machen, die durch Ludwig's XV. Tod zwar unterbrochen, bald aber von Seiten Ludwig's XVI. erneuert wurden. P., der damals in Neapel des höchsten Ansehens genoß und bereits außer unzähligen einzelnen Musikstücken, Oratorien, Cantaten, Kirchenmusiken, 133 Opern componirt hatte, folgte unter sehr vortheilhaften Bedingungen dem Rufe und kam 1776 mit seiner Gattin, der trefflichen Sängerin Vincenza Sibilla, mit der er sich 1756 verheirathet hatte, und seinem ältesten Sohne in Paris an. Bei seiner völligen Unbekanntschaft mit der franz. Sprache übernahm es Marmontel, ihn darin zu unterrichten. Unter Anleitung desselben gelang es ihm, in Jahresfrist die Composition des „Roland" von Quinault zu Stande zu bringen. Aber neue Widerwärtigkeiten drohten ihm auch hier. Gluck (s. d.) und dessen zahlreiche Anhänger waren ihm entgegen; der „Roland" war von ihnen im voraus verurtheilt und sein Fall schien unvermeidlich. P. selbst war darauf gefaßt; um so mehr überraschte ihn der glückliche Erfolg. Mit Gluck söhnte er sich aus; doch der Krieg zwischen ihren Anhängern (den Gluckisten und Piccinisten) dauerte fort. Man beschloß, P. mit Gluck in Parallele zu bringen und übertrug Beiden denselben Gegenstand, die „Iphigenie in Tauris". P. wurde in diesem Wettkampf überwunden. Bald nachher verließ zwar Gluck Frankreich; doch Sacchini erschien und es entstanden neue Rivalitäten. P. fuhr inzwischen in seinen Compositionen fort. Auf seinen „Atys" ließ er 1783 die „Didon" folgen, die man allgemein für sein Meisterwerk hielt. Dabei stand er seit 1782 der Singschule vor. Erst als er in Folge der Revolution seinen Gehalt verloren, kehrte er nach Italien zurück, wo ihm der König von Neapel 1791 ein Jahrgeld bewilligte. Man gab hier den „Alessandro" wieder mit demselben Beifall, den er bei seiner ersten Erscheinung erhalten hatte. Bald jedoch änderte sich P.'s günstige Lage. Er hatte revolutionaire Gesinnungen zu erkennen gegeben und deshalb verfolgt, gerieth er in eine sehr traurige Lage, bis ihm der berühmte Sänger David 1798 in Venedig Beschäftigung verschaffte. Hier schrieb er seine „Griselda" und seinen „Servo padrone". Als er nach neun Monaten nach Neapel zurückkehrte, erhielt er wieder Hausarrest und kam dadurch von neuem in drückende Verhältnisse, bis ihm endlich der franz. Gesandte Pässe nach Frankreich verschaffte, wo er zwar ehrenvoll aufgenommen wurde, aber fast verhungern mußte. Endlich wirkten ihm seine Freunde eine Stelle am Conservatorium mit 5000 Francs Gehalt aus. Die überstandenen Kümmernisse hatten aber seine Kräfte erschöpft; er starb zu Passy am 7. Mai 1800. Sein Vorzug besteht in einem reinen Gesang und ausdruckvollen Melodien, welche über die Harmonie herrschten. Dies war es, wodurch er der ital. Musik in Frankreich ein so großes Übergewicht verschaffte. — Sein Sohn Louis P. hat ebenfalls viele Opern für das Theater Feydeau in Paris und die Opera buffa componirt, die mit Beifall aufgenommen wurden.

Piccoloflöte oder Pickolflöte, s. Flöte.

Piccolomini, eines der ältesten und berühmtesten Geschlechter Italiens, stammte aus Rom, ließ sich aber nachmals in Siena nieder und kam in den Besitz des Herzogthums Amalfi (s. d.). Die berühmtesten Glieder dieses Geschlechts waren: 1) Aneas Sylvius Bartholomäus P., der unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg und einer der gelehrtesten Päpste war. Er wurde zu Corsini in Siena 1405 geboren und war bereits Secretair auf dem baseler Concilium, wie er denn überhaupt mehre diplomatische Sendungen überkam. Im J. 1442 wurde er Kaiser Friedrich's III. Geh. Secretair, sodann Cardinalbischof von Siena und 1458 Papst. Er hatte auf dem Concilium zu Basel die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigt, als Papst widerrief er alle seine vorher zur Schmälerung des päpstlichen Ansehens gethanen Äußerungen. Sein wichtigster Plan, eine allgemeine Verbindung der europ. Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so eifrig verfolgte, daß er ein kleines von ihm zusammengebrachtes Heer sogar in eigener Person anführen wollte, wurde durch seinen Tod, der zu Ancona 1464 erfolgte, vereitelt. P. war ein glücklicher Dichter und schrieb unter Anderm das Leben Friedrich's III. und eine Geschichte Böhmens. — 2) Octavio P., Herzog von Amalfi, geb. 1599, trat sehr jung in Mailand in span. Kriegsdienste und kam mit einem Regimente, das der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland. In der Schlacht bei Lützen soll er das Reiterregiment befehligt haben,

durch welches Gustav Adolf seinen Tod fand. Im J. 1634 wurde er von Wallenstein, der sich gegen den Kaiser wendete, zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt, mit dem Auftrage, die salzburg. Pässe zu besetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu versperren, und mit der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebenen Obersten abzusetzen. In Verein mit mehren andern das Vertrauen Wallenstein's genießenden Generalen gab er dem Kaiser Nachricht von dessen Planen und erhielt, nachdem er sogar heimlich nach Wien geeilt, den Befehl, den Herzog von Friedland todt oder lebendig zu fangen. Auch fing man die Boten des Herzogs auf, welche in Wien den Kaiser um eine strenge Untersuchung bitten sollten. Zur Belohnung für die Ausführung des übernommenen Auftrags erhielten nach Wallenstein's Tode P. und Gallas einen Theil von dessen Gütern. Nach der Schlacht bei Nördlingen am 7. Sept. 1634, in welcher die Schweden sehr geschwächt worden waren, drang P. mit Isolani durch Würtemberg bis über den Main. Im folgenden Jahre wurde er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzosen zu Hülfe geschickt und befreite die Niederlande von den Franzosen. Weniger glücklich kämpfte er gegen die Holländer. Seine fernern glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, besonders die Eroberung von Hörter im J. 1640, die Gefangennehmung des schwed. Obersten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz im J. 1641 und der Entsatz der Stadt Freiberg in Sachsen, welche die Schweden einige Monate belagert hatten, im J. 1643, bewogen den König Philipp IV. von Spanien, sich ihn von dem Kaiser zum Feldherrn zu erbitten. Auch als span. General war P. gegen die Franzosen und Holländer in den Niederlanden glücklich. Als 1648 die Schweden siegreich vordrangen, wurde er vom Kaiser zurückberufen und zum Marschall ernannt. Der noch in demselben Jahre abgeschlossene westfäl. Friede setzte jedoch seinen Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen wurde er 1649 als kaiserlicher Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg gesendet, welcher die Vollstreckung des Friedens zum Zwecke hatte, und darauf, aller Hindernisse ungeachtet, zur Belohnung seiner Verdienste in den Reichsfürstenstand erhoben. Schon vorher hatte der König von Spanien das von P.'s Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi ihm wieder in Lehn gegeben. Er starb zu Wien 1656. Seinen Feldherrnruhm verdunkelt sein grausamer Befehl gegen die im J. 1640 gefangenen Hessen und Lüneburger. Sein Sohn Max in Schiller's „Wallerstein" ist eine poetische Fiction. Da er kinderlos war, so erbten seine Güter die Nachkommen seines Bruders Aneas P., die auf der Herrschaft Nachod in Böhmen ihren Sitz nahmen.

Picēnum, eine Landschaft des alten Mittelitaliens, der südwestlichste Theil des jetzigen Kirchenstaats und der nordöstlichste des Königreichs Neapel, zwischen dem Apennin und dem Adriatischen Meere gelegen, an welches es von der Mündung des Flusses Äsinus (jetzt Esino) bis zu der des Flusses Aternus (jetzt Aterno oder Pescara) reichte, gegen Norden und Westen durch Umbrien, gegen Süden, wo das Land den Namen des Gebiets der Prätutier (das jetzige Abruzzo ulteriore primo) führte, durch Sabiner, Vestiner und Marruciner begrenzt. Umbrer bewohnten es in ältester Zeit; sie wurden von Sabinern überwunden, deren Schar der Sage nach der dem Mars geheiligte Specht (picus) voranflog, daher der Name des Landes und des Volks, Picentes, das sich, wie es scheint, noch weiter nördlich über den Landstrich Umbriens verbreitete, der nachher von den senonischen Galliern (s. Gallien) genommen und nach deren Besiegung von den Römern wieder zu Umbrien gerechnet wurde. Mit den Senonen und darauf mit Pyrrhus hatten auch die Picenter gegen Rom gekämpft. Im J. 268 v. Chr. wurden sie durch den röm. Consul Publius Sempronius überwunden und traten in das Verhältniß der Bundesgenossen; ein großer Theil von ihnen wurde aber in das südlichste Campanien an den Salernitanischen Meerbusen verpflanzt, wo die Stadt Picentia der Hauptort dieser Picentiner war. In der Hauptstadt der eigentlichen Picenter, Asculum, kam im J. 91 v. Chr. durch Ermordung des röm. Proconsuls Quintus Servilius und seiner Römer der Bundesgenossenkrieg zum Ausbruch. Im J. 89 wurde Asculum von den Römern genommen. Das röm. Bürgerrecht wurde auch den Picentern wie nach und nach allen Bewohnern Italiens zu Theil, dessen fünfte Region ihr Land nach der Eintheilung des Augustus bildete. Unter den Städten P.s sind, außer Asculum (Ascoli) am Truentus (Tronto), Aurimum (Osimo) und Interamna Teramo) im Innern, die an der Küste gelegenen Ancon oder Ancona, von syrakusan. Griechen um 400 v. Chr. ge-

gründet, Hadria (Atri) am Flusse Matrinus (Trontino), von illyr. Liburnern angelegt, beides bedeutende Handelsstädte, und zwischen ihnen Cupra mit einem berühmten Tempel der tyrrhenisch-pelasgischen Here zu bemerken.

Pichegru (Charl.), General der franz. Republik, wurde 1761 zu Arbois in der Franche-Comté in niederm Stande geboren. Er trat in das von Mönchen geleitete Collége seiner Vaterstadt und machte so bedeutende Fortschritte, namentlich in der Mathematik, daß ihn der Pater Pérault mit sich auf die Militairschule nach Brienne nahm. Hier stieg er alsbald zum Repetitor und wurde als solcher auch der Lehrer des jungen Napoleon, der ihn schon damals haßte. Auf Pérault's Anrathen verließ P. die pädagogische Laufbahn und trat in ein Artillerieregiment, in welchem er allmälig die untern Grade durchlief und ungeachtet seiner bürgerlichen Geburt beim Ausbruche der Revolution nahe daran war, Lieutenant zu werden. Indessen gab er sich mit Leidenschaft der politischen Bewegung hin und übernahm sogar die Leitung des demokratischen Clubs zu Besançon. Im J. 1792 trat er an die Spitze eines freiwilligen Bataillons aus dem Garddepartement und führte dasselbe wohlorganisirt der Rheinarmee zu. Hier gelangte er in kurzer Zeit in den Generalstab; er stieg zum Brigadegeneral und wurde schon 1793 Divisionsgeneral. Im Verein mit Hoche (s. d.), der den Oberbefehl führte, eroberte er im Dec. 1793 die Linien von Hagenau, entsetzte Landau und nahm Lauterburg. P. maß sich jedoch diese Erfolge allein bei, schmeichelte der Jakobinerpartei und erhielt nach Hoche's Entfernung durch Saint-Just den Oberbefehl über die vereinigte Nordarmee, von welcher Jourdan (s. d.) mit der Maas- und Sambrearmee den rechten Flügel bildete. Dem ursprünglichen Plane des Wohlfahrtsausschusses gemäß begann P. im März 1794 den Angriff auf das feindliche Centrum, welches unter dem Prinzen von Sachsen-Koburg in der Gegend von Landrecies stand. Die Niederlage, welche er erlitt, bestimmte ihn, im Verein mit Carnot den Operationsplan zu ändern. Während der rechte franz. Flügel verstärkt gegen die Sambre vordringen mußte, schickte P. den linken mit den Untergeneralen Souham und Moreau nach Westflandern an die Lys vor. Dieselben belagerten hier Menin und Courtray und schlugen den östr. General Clerfayt am 29. Apr. bei Moucron, sodaß Letzterer seine Stellung zu Thielt nehmen mußte. Am 10. Mai erlitt Clerfayt eine abermalige Niederlage bei Courtray und wurde in seine frühere Stellung zurückgetrieben. Am 18. Mai endlich brachte der linke franz. Flügel, oder die eigentliche Nordarmee, die ganze vereinigte Armee York's und des Prinzen von Sachsen-Koburg bei Turcoing zur Flucht. P. erschien erst, als der Sieg schon entschieden war. Er drang nun auf Ypern vor, lockte damit Clerfayt aus der Stellung bei Thielt und schlug denselben, ehe der Prinz von Sachsen-Koburg zu Hülfe eilen konnte, am 13. Juni, besonders durch Macdonald's Tapferkeit, in der Nähe von Ypern, das in seine Hände fiel. Ganz Westflandern war hiermit in der Gewalt der Franzosen. Nachdem sich auch Jourdan durch die Siege bei Charleroi und Fleurus Bahn gebrochen, ging P. über die Schelde, um den vereinzelten Clerfayt vollends aufzureiben, wovon ihn jedoch der Befehl des Wohlfahrtsausschusses abhielt, sich nach der Küste zu wenden. Er ließ Moreau mit einem Theil der Armee vor Nieuport und Ecluse zurück, nahm mit dem andern Brügge, Ostende, Gent und rückte am 10. Juli in Brüssel ein, wo einige Tage später auch die Maas- und Sambrearmee eintraf. Während Jourdan von hier aus seinen Marsch nach der Maas gegen die Östreicher nahm, setzte sich P. nach Antwerpen in Bewegung. Seine Operationen wurden durch die Krisis, welche der Sturz Robespierre's veranlaßte, sehr gehemmt. Auch mußte er die Eroberung von Landrecies, Quesnoy, Valenciennes, Condé und mehrer anderer Plätze abwarten, die erst gegen Ende des August völlig in die Gewalt der Franzosen gelangten. Er hatte Befehl erhalten, die feindliche Besatzung niederzuhauen, was jedoch nicht geschah. Zu Anfange des Sept. endlich rückte er gegen die Küste vor, wobei sich die Holländer von den Engländern trennten, um ihre Hauptplätze zu decken. Um so leichter vermochte P. nun die Engländer über die Maas zurückzudrängen, deren Ufer er am 18. Sept. selbst erreichte. Schon am folgenden Tage begann er über den Fluß zu setzen, griff alle Werke zwischen der Maas und dem Waal an und warf die Engländer nach Nymwegen zurück, das am 8. Nov. ebenfalls in seine Gewalt fiel. Nach kurzer Ruhe setzte er, vom Wohlfahrtsausschusse gedrängt, den Siegeslauf fort, indem er bei starker Kälte am 28. Dec. seine Artillerie über die gefrorne Maas schaffte

und den Holländern die Insel Bommel und zugleich Breda und Grave entriß. Nachdem auch der Waal zugefroren, wagte P. seit dem 8. Jan. 1795 auf verschiedenen Punkten den Übergang und beendete die Operation mit der Besitznahme der holländ. Städte und Provinzen. Mit diesem Feldzuge, in welchem er Kühnheit, Geist und Kenntnisse an den Tag gelegt, an dessen Erfolgen aber auch Carnot, Jourdan und die Uneinigkeit der Verbündeten ihren Antheil hatten, war die ruhmvolle Laufbahn P.'s geschlossen. Der Convent übergab ihm jetzt den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee. Ehe er sich auf den neuen Schauplatz verfügte, reiste er nach Paris, wo ihn der bedrängte Convent in dem Aufstande der Jakobiner vom 2. Apr. 1795 zum General der bewaffneten Macht für die Dauer der Gefahr ernannte. Der Zwischenfall klärte ihn über die allgemeine Anarchie, die Ohnmacht der Regierung und die Erschlaffung aller Triebfedern der öffentlichen Verhältnisse auf und erfüllte ihn mit Verdruß und Unwillen. In dieser Stimmung traf er am Rhein ein, wo er auch das Heer in einem der Staatslage entsprechenden Zustande fand. Bald nach seiner Ankunft ließ ihm der Prinz Condé, in der Voraussetzung, daß er den Aufwand und die Frauen liebe, aber keine Mittel besitze, durch Fauche-Borel (s. d.), einen Agenten der Bourbons, Eröffnungen machen, auf welche er sogleich einging. Gegen große Versprechungen, die seinen Ehrgeiz und seine Armuth bestachen, erklärte sich P. geneigt, die Bourbons auf den franz. Thron zurückzuführen. Condé verlangte, er solle die weiße Fahne aufpflanzen, Hüningen ausliefern und mit ihm nach Paris marschiren; P. hingegen wollte mit einem Elitecorps über den Rhein setzen, das Emigrantenheer an sich ziehen und an der Spitze der Truppen auf Paris losgehen. In jedem Falle blieb ihm so die Möglichkeit, sich entweder für die Republik oder für die Bourbons zu entscheiden. Während man auf P.'s Andringen das Cabinet von Wien ins Geheimniß zog, überschritt das franz. Heer gegen den Willen des Oberfeldherrn den Rhein, wurde aber von Wurmser und Clerfayt im Oct. mehrfach geschlagen und zurückgedrängt. Im Nov. behauptete Jourdan nur noch Düsseldorf auf dem rechten Ufer, und P. hielt sich in den Linien von Germersheim. Der Verrath lag zu Tage; allein das noch schwache Directorium wagte nicht, den Verräther zur Rechenschaft zu ziehen. Als jedoch der von den Bourbons abgefallene Unterhändler Montgaillard den Briefwechsel P.'s mit Condé auslieferte, nahm ihm das Directorium zu Anfange des J. 1796 das Commando und trug ihm den Gesandtschaftsposten in Schweden an. P. zog sich in die erkaufte Abtei Belleveaux bei Arbois zurück und lebte hier in ziemlich dürftigen Verhältnissen. Im März 1797 trat er als Abgeordneter seines Departements in den Rath der Fünfhundert, erhielt sogleich die Präsidentschaft und machte sich zum Mittelpunkte der Plane, welche eine Revolution zu Gunsten der Bourbons bezweckten. Das Directorium (s. d.) kam indessen den Verschwörern durch den Gewaltstreich vom 18. Fructidor zuvor. Auch P. wurde verhaftet, mit vielen seiner Genossen zur Deportation verurtheilt und nach Cayenne in Guyana geschafft. Seine starke Natur bewahrte ihn hier vor dem Schicksale der Meisten, die in den Einöden von Sinamari erlagen. Nach acht Monaten gelang es ihm, auf einem kleinen Fahrzeuge, mit sieben Andern, darunter Willot, Delarue, Barthelemy und Aubri, nach Paramaribo, dem Hauptorte der holländ. Niederlassung in Surinam, zu entkommen. Von hier gelangte er nach England, wo er nun offen die Sache der Bourbons ergriff und den Auftrag erhielt, sich zur russ.-östr. Armee nach Deutschland zu begeben. Nach der Niederlage Korsakow's bei Zürich kehrte er jedoch nach England zurück und verband sich endlich hier mit George Cadoudal (s. d.) und andern Franzosen, den Bourbons den Weg zum Throne durch die Ermordung des ersten Consuls Bonaparte zu bahnen. Nicht ohne höhere Unterstützung gelangten die Verschworenen nach Paris, wo P. im Jan. 1804 auch Moreau (s. d.), aber wol vergebens, Anträge machte. Bald gerieth die Policei den Verschwörern auf die Spur, und P. sah sich genöthigt, in dem Hause eines Freundes, des Kaufmanns Leblanc, Zuflucht zu suchen, der ihn aber für 300000 Francs verrieth. In der Nacht vom 28. Febr. wurde er von Gendarmen im Schlafe überrascht und nach heftiger Gegenwehr gebunden und in den Temple gesetzt. Vor der Specialcommission, welche die Untersuchung gegen das Complot führte, bekannte er offen sein Verbrechen, leugnete aber durchaus, Moreau über den Mordplan selbst Mittheilungen gemacht zu haben. Noch ehe das Urtheil gesprochen, fand man P. am Morgen des 6. Apr. 1804 erdrosselt auf seinem Bett im Gefängnisse liegen. Wahrscheinlich hatte er sich selbst

mit einem Halstuche erwürgt. Die Royalisten behaupteten, Bonaparte habe P. erst zur Erlangung von Geständnissen gegen Moreau foltern, dann ermorden lassen, was jedoch ebenso unwahrscheinlich als gänzlich unerwiesen ist. Die Bourbons errichteten P. während der Restauration als dem Märtyrer ihrer Sache mehre Bildsäulen, die das Volk in der Julirevolution von 1830 zertrümmerte. Nach dem 18. Fructidor veröffentlichte das Directorium die von Montgaillard ausgelieferten Papiere, sowie den spätern Briefwechsel P.'s mit Condé, der mit der Gefangennahme des Generals Klinglin in Moreau's Hände gefallen, von demselben aber längere Zeit zurückbehalten worden war. Außerdem vgl. Montgaillard, „Mémoire concernant la trahison de P. dans les années III, IV et V" (Par. 1804).

Pichler (Joh. Ant.), der berühmteste Steinschneider des 18. Jahrh., geb. am 12. Apr. 1697 zu Brixen in Tirol, war ursprünglich dem Handelsstande bestimmt, ging aber dann als Graveur nach Neapel, wo er sich auf das Graviren in Stein beschränkte. Seit 1750 lebte er in Rom, wo er 1779 starb. Mehre seiner Arbeiten reihen sich an die schönsten Muster dieses Faches aus dem Alterthum. — Sein Sohn, Joh. von P., der als Steinschneider mit dem Vater fast gleiche Auszeichnung sich erwarb, geb. zu Neapel 1734, bildete sich unter Jenes Leitung durch das Studium der Antiken. Als er bei der Anwesenheit Kaiser Joseph's II. in Rom im J. 1769 dessen Bild, über Tische, in einen Siegelring geschnitten hatte, suchte ihn dieser für Wien zu gewinnen, und ernannte ihn, da P. nicht darauf einging, zu seinem Hofgraveur und erhob ihn in den Adelstand. Auf gleiche Weise lehnte P. die ihm von England aus gemachten Anträge ab. Er starb zu Rom 1791, und seine Büste wurde im Pantheon aufgestellt. Nächst der Kunst des Steinschneidens zeichnete sich P. als Pastellmaler aus. Auch die von ihm gearbeitete Sammlung von Kupferstichen nach den besten Gemälden Rafael's im Vatican und seine Auswahl geschnittener Steine und Cameen erwarben ihm den Beifall der Kenner. — Zwei Stiefbrüder des Letztern, Ant. und Joh. Jos. P., von denen der eine in Rom, der andere in Wien sich niederließ, erwarben sich ebenfalls Ruf als Steinschneider. — Joh. Pet. P., dessen Kupferstiche sich den besten englischen zur Seite stellen lassen, wurde zu Botzen 1765 geboren und bildete sich hier durch den Unterricht des Malers Joh. Ant. Cusset zum guten Zeichner. Hierauf besuchte er die Akademie der bildenden Künste zu Wien. Später widmete er sich der Kupferstechkunst und bald ausschließend der Schabkunst. Nach Jakobe's, seines Schwiegervaters, Tode versah er dessen Stelle als Professor der Schabkunst, starb aber schon 1806 in Folge seines unordentlichen Lebens und seines Hanges zum Trunke. Er hat eine sehr bedeutende Anzahl Blätter gestochen, die in guten Abdrücken in bedeutendem Preise stehen.

Pichler (Karoline), eine der bedeutendsten unter den deutschen Schriftstellerinnen, geb. zu Wien am 7. Sept. 1769, war die Tochter des Hofraths und Geh. Referendars Franz von Greiner und der Karoline von Hieronymus, deren sich Maria Theresia als einer Waise angenommen, sie erzogen und zu ihrer Vorleserin erwählt hatte. In dem Hause ihrer Ältern, welches allen ausgezeichneten Fremden und den berühmtesten Gelehrten und Künstlern als Berührungspunkt diente, genoß Karoline eine sehr gewählte Erziehung. Mit ihrem jüngern Bruder theilte sie selbst den Unterricht im Lateinischen. In dem Kreise junger gebildeter Männer, der sich um ihren Bruder gesammelt hatte, lernte sie auch den nachmaligen Regierungsrath Andr. Pichler kennen, der sich mit ihr 1796 vermählte. Die Ehe war sehr glücklich. Karolinens Mutter hatte über dem Bestreben, die Tochter geistig auszubilden, nicht verabsäumt, sie zugleich mit Ernst zur Häuslichkeit als der vorzüglichsten Bestimmung des Weibes, anzuhalten. Der tägliche Umgang mit Haschka, Alxinger, Denis, Mastalier, Ratschky und vielen andern Dichtern und Literaten hatte sie schon in früher Jugend mit den vorzüglichsten Erscheinungen der schönen Literatur vertraut gemacht. Bereits vor ihrer Verheirathung hatte sie sich als Dichterin versucht, doch war es ihr, einige kleine Gedichte in Almanachen abgerechnet, nicht in den Sinn gekommen, öffentlich als solche aufzutreten. Erst durch ihren Gatten ließ sie sich bewegen, die unter ihren Papieren vorgefundenen „Gleichnisse" im Druck erscheinen zu lassen (Wien 1800). Von mehren Seiten und zum Theil von den ausgezeichnetsten Männern ihres Talents wegen belobt, schrieb sie den Roman „Olivier", der zuerst anonym im „Östr. Taschenkalender" aufs J. 1802 erschien (neue Aufl., 2 Bde., Wien 1812). Ihm folgten „Idyllen" (Wien 1803), meist Jugendarbeiten; der Roman „Leonore"

(2 Bde., Wien 1804) und „Ruth, ein biblisches Gemälde in drei Idyllen" (Wien 1805). Hormayr war es, der sie in das Gebiet der Geschichte ihres Vaterlandes einführte. Gibbon's schneidende Urtheile in seiner „Geschichte des Verfalls des röm. Reichs" über die christliche Religion gaben ihr Veranlassung zu dem vorzüglichsten ihrer Werke, dem „Agathokles" (3 Bde., Wien 1808), worin sie den wohlthätigen und beglückenden Einfluß des Christenthums auf die Veredelung der Menschheit darzustellen versuchte. Die von Hormayr anempfohlene Richtung, durch vorzugsweise Anwendung der Poesie und der bildenden Künste auf vaterländische Gegenstände die Geschichte zu populariſiren, welche bei ihr mit dem durch die Zeitereignisse lebhaft erwachten Vaterlandsgefühl zusammenfiel, verfolgte sie in den „Grafen von Hohenberg" (2 Bde., Lpz. 1811); auch in mehren ihrer, sonst schwachen, dramatischen Arbeiten, unter Anderm in dem historischen Schauspiele „Ferdinand II." (Wien 1816). Dieselbe Richtung haben ihre Romane „Die Belagerung Wiens von 1683" (3 Bde., Wien 1824), „Die Schweden in Prag" (Wien 1827) und „Die Wiedereroberung von Ofen" (2 Bde., Wien 1829), sowie „Henriette von England" (Wien 1832) und „Friedrich der Streitbare" (4 Bde., Wien 1831), in denen das historische Material mit vielem Kunstgeschick verarbeitet ist. Auch die „Frauenwürde" (4 Bde., Wien 1808) und die „Nebenbuhler" (2 Bde., Wien 1821) fanden vielen Beifall und verdienen ihn durch die edle Ruhe und Würde der Darstellung und das Anziehende und lehrreich Bedeutende des Stoffs. Ihre letzte Schrift waren die „Zeitbilder" (2 Bde., Wien 1840). Die Ausgabe ihrer „Sämmtlichen Werke" (Wien 1820—45) umfaßt 60 Bände; eine Ergänzung derselben bilden die nach dem Tode der Verfasserin erschienenen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (4 Bde., Wien 1844), welche zwar viel Interessantes enthalten, zum Theil aber auch an geschwätziger Breite leiden, wie denn auch ihre Romane bei allen, besonders sittlichen Vorzügen von diesem Fehler und mancher Flachheit nicht frei sind. Sie starb in Wien am 9. Juli 1843.

Pickelhäring, s. Hanswurst.

Pico (Johann), Graf von Mirandola, Fürst von Concordia, einer der gelehrtesten, aber zugleich sonderbarsten Männer, zur Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften in Italien, geb. 1463, stammte mütterlicherseits aus dem edeln Geschlechte Bojardo. Früh schon zeigte er außerordentliche Proben von Fassungskraft und Gedächtniß. Dem geistlichen Stande bestimmt, begab er sich in einem Alter von 14 Jahren nach Bologna, um das kanonische Recht zu studiren. Nach zwei Jahren indeß zog ihn seine Neigung zur Philosophie und zu den Geheimnissen der Natur. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiste er Italien und Frankreich, wo er die berühmtesten Schulen besuchte und die ausgezeichnetsten Lehrer hörte. Nach sieben Jahren des anhaltendsten Fleißes ging er nach Rom und machte im J. 1486 nicht ohne Ruhmsucht 900 Thesen aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen bekannt (neuer Abdruck, Köln 1619), die er öffentlich zu vertheidigen sich erbot. Er foderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, sich mit ihm zu messen, und erbot sich sogar, den Fremden die Reisekosten zu ersetzen. Allein Niemand wagte zu erscheinen. Dagegen suchte man die Rechtgläubigkeit dieser Thesen verdächtig zu machen. P. schlug diese Angriffe durch seine in Frankreich geschriebene „Apologia" zurück, ein Werk voll gründlicher Gelehrsamkeit. Um seinen Feinden, die mit Anklagen nicht abließen, jeden Anlaß dazu zu nehmen, entschloß er sich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüsse nicht unempfindlich war, die strengste Lebensweise zu befolgen und sich ausschließend mit den Wissenschaften zu beschäftigen. In Folge dieses Entschlusses warf er fünf Bücher ital. Liebesgedichte ins Feuer, deren Verlust allerdings zu bedauern ist, und es hat sich in dieser Gattung von ihm nichts erhalten als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neuplatoniker darstellt. Zunächst widmete er sich nun dem Studium der biblischen Literatur; die erste Frucht desselben war der „Heptaplus", eine mystische Auslegung der Schöpfungsgeschichte, in welcher er auch Platon's Lehre auf Moses zurückführte. Zwei Jahre darauf gab er sein Werk „De Ente et Uno" heraus. Bis an seinen Tod arbeitete er an dem Unternehmen, die Lehren des Platon und Aristoteles zu vereinigen. Er lebte im Umgange mit den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, meist auf seinem Landgute bei Florenz, das ihm Lorenzo von Medici geschenkt hatte, und war mit großen

literarischen Arbeiten beschäftigt, zu denen sein Werk gegen die Astrologie als eine Vorarbeit anzusehen ist, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz starb. Von seinen Zeitgenossen wird P. als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Genie gepriesen; gewöhnlich nannte man ihn nur den Phönix. Noch mehr als er, wendete sich sein Neffe, Joh. Franz Pico von M., gest. 1533, dem Mysticismus zu. Beider Werke erschienen zusammengedruckt zu Basel 1573 und 1601 (2 Bde., Fol.).

Picten (Picti) heißen seit dem 11. Jahrh. n. Chr. die keltischen Bewohner von Caledonia (s. d.), die sich, in Verbindung mit den aus Irland eingewanderten Scoten durch ihre Einfälle in das röm. Britannien furchtbar machten, und, nachdem die Römer das Land aufgegeben, die Herbeirufung der Sachsen durch die Briten veranlaßten. Bei der zunehmenden Macht der Scoten hielten sie sich im nördlichen schot. Hochland, wo ihr Reich im J. 839 durch jene zerstört wurde. Damit verschwindet auch ihr Name, der schwerlich aus dem Lateinischen (von pingere, d. i. malen) von der allerdings auch bei andern keltischen Völkern, wie den Briten, üblichen Sitte des Tätowirens abzuleiten, sondern wie der der gallischen Pictones oder Pictavii (im heutigen Poitou) ein ursprünglich keltischer ist.

Pictet (Marcus August), Naturforscher, geb. zu Genf 1752, gehörte einer alten und vornehmen Familie an, war Schüler, Freund und Reisebegleiter des berühmten Saussure, dem er auch 1786 als Professor und später als Präsident der Akademie zu Genf nachfolgte. An den politischen Unruhen seiner Vaterstadt nahm er nur indirect Theil, unterhandelte aber 1798 im Auftrage derselben wegen des Anschlusses an Frankreich, und wurde dann Mitglied des Rathes der Funfzehn. Im J. 1802 trat er in das Tribunat, als dessen Secretair er seit 1803 für größere Handelsfreiheit, Anlegung von Kunststraßen und Kanälen wirkte. Er stimmte für Napoleon's lebenslängliches Consulat, wurde von diesem 1807 zu einem der 15 Generalinspectoren des öffentlichen Unterrichts erhoben und stiftete in dieser Stellung viel Gutes. Er starb zu Genf am 18. Apr. 1825. P. war ein ebenso einsichtsvoller und redlicher Staatsdiener als tüchtiger Gelehrter; er hat Vieles und Wichtiges im Gebiete der Physik, zumal der Alpen, der Mathematik und Ökonomie geleistet und ist Begründer der seit 1816 als „Bibliothèque universelle" bestehenden achtbaren Zeitschrift, die er seit 1796 in Verbindung mit seinem Bruder Charl. P. unter dem Titel „Bibliothèque britannique" herausgab. Seine Werke bestehen zum großen Theil in Abhandlungen, die in Gesellschaftsschriften zerstreut sind. — Sein jüngerer Bruder, Charl. P. de Rochemont, ein geschätzter Agronom und Diplomatiker, starb zu Genf am 27. Dec. 1824.

Picus, ein altital. weissagender Waldgott, wurde von den Lateinern als Sohn des Saturnus und ältester König zu Laurentum und als Vater des Faunus betrachtet. Die dichterische Sage erzählte, er sei ein schöner Jüngling gewesen und habe die Nymphe Canens, d. i. die weissagende, zur Gattin erlangt; auf der Jagd sei er in den Bereich der Circe gekommen, die ihn, da er ihre Liebe verschmäht, in einen Vogel, der nun seinen Namen trug, den Specht (picus), verwandelt habe; Canens aber habe sich in Gram verzehrt und sei in Luft zerflossen. Der Specht selbst aber, dem Mars geheiligt, galt bei den Aboriginern, bei den Umbrern, Sabinern, Lateinern und Römern als weissagender Vogel; der Laut seines Gehackes, seine Stimme und sein Flug waren bedeutsame Augurien.

Piedestal heißt jeder einfache oder verzierte Untersatz, mittels dessen man Säulen, Statuen, Trophäen, Vasen u. s. w. eine etwas erhöhte Stellung gibt, um sie mehr hervorzuheben. Das Piedestal ist ein kurzer vierseitiger, oft auch runder oder vielseitiger Pfeiler mit einem Fußgesims und einer gegliederten Deckplatte. In den besten Zeiten der Kunst setzte man die Säulen stumpf oder mit einem Fußgesims versehen auf den Boden des Tempels oder Gebäudes, welcher indessen gegen das umgebende Erdreich stets mittels einer oder mehrer Stufen erhoben war; später, als man höhere Säulen brauchte und doch deren Dicke nicht vermehren wollte, erfand man das Piedestal, welches aber stets der Säule ein mageres und gebrechliches Ansehen gibt, sobald nicht eine Wand dahinter liegt, wie z. B. bei Bogenstellungen zwischen Säulen. Sehr anwendbar sind indessen die Piedestals, sobald mehre Ordnungen übereinanderstehen, für die obern, indem dadurch der Fuß der Säule, welche sich außerdem bei der Ansicht hinter den vorragenden Kranzgesims verstecken würde, hervorgehoben und sichtbar wird. (S. Säule.)

Piek heißt die unterste, im Hinterschiffe gelegene Abtheilung; auf Kriegsschiffen liegt sie noch unter der Kajüte des Constablers, der in ihr das Ladezeug verwahrt.

Piemont, ein ital. Fürstenthum, welches eine Provinz des sardin. Staats bildet, hat in seiner jetzigen Vereinigung mit dem sardin. Antheile des ehemaligen Herzogthums Mailand (150 □M. mit 810000 E.) und dem Herzogthume Montferrat (50 □M. mit 180000 E.) einen Flächeninhalt von 550 □M. mit 2,840000 E. Es ist im Norden von Wallis und Savoyen, im Westen von Frankreich, im Süden von Nizza und Genua begrenzt; im Osten stoßen an dasselbe die dazugeschlagenen Theile von Mailand und Montferrat. Den Namen hat es von seiner Lage am Fuße hoher Gebirge. Auf der Nord- und Westseite ist es von den höchsten Alpen eingeschlossen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Gegen Wallis sind die penninischen Alpen und gegen Savoyen und Frankreich die grajischen und cottischen; gegen Süden an der Grenze von Nizza und Genua ziehen sich die Meeralpen hin. Der Hauptfluß ist der Po, der alle andern Flüsse des Landes aufnimmt. In der Mitte des Landes, die er durchfließt, und wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechseln, sind die fruchtbarsten und schönsten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Öl- und Obstbau blühen und Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Mais, Reis, Hanf, Kastanien, Obst, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern ital. Lande so stark und so gut betrieben als in P., wo jährlich für 22 Mill. Lire Seide gewonnen wird, welche meist roh aus dem Lande geht. Holz wird dem mittlern holzarmern Lande aus den waldreichen Gebirgen und Hügeln an den nördlichen, westlichen und südlichen Grenzen zugeflößt. Die Einwohner sind fleißig und erwerbsam und bekennen sich zur katholischen Kirche, bis auf ungefähr 22000 Waldenser, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen (Lucerna, Perosa, Clusone und San-Martino) bewohnen und sich durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. Außer Ackerbau, Viehzucht und Seidenbau beschäftigen sich die Einwohner mit Fabriken und Manufacturen, besonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele Tausend ziehen auch im übrigen Italien, in Frankreich und Deutschland, besonders als Kupferstich- und Galanteriehändler herum und kehren dann mit ihrem Verdienste in ihr Vaterland zurück. P. umfaßt verschiedene alte Markgrafschaften und Grafschaften; während der Herrschaft der Franzosen in Italien war es dem franz. Reiche, nach dem Sturze Napoleon's aber wurde es Sardinien (s. d.) einverleibt.

Pierer (Joh. Friedr.), der Begründer der Pierer'schen Verlagshandlung in Altenburg, geb. zu Altenburg am 22. Jan. 1767, bezog 1783 die Akademie zu Jena, um die Rechte zu studiren, wendete sich aber im folgenden Jahre dem Studium der Medicin zu, das er später in Erlangen fortsetzte. Nachdem er 1788 in Jena die medicinische Doctorwürde erlangt, besuchte er zu seiner weitern Ausbildung Berlin, Wien, Strasburg und Göttingen und ließ sich 1790 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Er erhielt daselbst 1792 das Landphysikat und erlangte bald eine verbreitete Praxis, die er jedoch seit 1794 größtentheils wieder aufgab. Im J. 1798 begann er die Herausgabe der „Medicinischen Nationalzeitung", an die sich 1800 die „Allgemeinen medicinischen Annalen des 19. Jahrh." als Fortsetzung anschlossen, die er seit 1821 mit Choulant unter dem Titel „Annalen der Medicin" bis zu seinem Tode fortsetzte, worauf sie Pabst übernahm. Nachdem er 1799 die heruntergekommene Richter'sche Druckerei angekauft, begründete er 1801 ein buchhändlerisches Etablissement unter der Firma „Literarisches Comptoir". Im J. 1806 begann er eine „Bibliotheca iatrica", enthaltend die Werke des Hippokrates (3 Bde.), erscheinen zu lassen, doch die Zeitumstände nöthigten ihn, diese Idee aufzugeben. Ebenso scheiterte an der Ungunst der Zeit ein 1810 von ihm entworfener Plan eines allgemeinen Vereins deutscher Ärzte. Im J. 1814 erhielt er statt des Landphysikats das Stadt- und Amtsphysikat und das Prädicat als Hofrath. Das Literarische Comptoir trat er 1816 an F. A. Brockhaus ab, übernahm es aber 1823 wieder als Literatur-Comptoir und überließ nachher die Leitung desselben seinem Sohne. Als Vorstand einer für den Zweck einer Regulirung des Medicinalwesens errichteten Commission arbeitete er 1823 und 1824 die umfassende Medicinalordnung für das Herzogthum Altenburg. Im J. 1826 wurde er zum Obermedicinalrath ernannt und consultirender Leibarzt des Herzogs. Sein Hauptwerk ist das von ihm im Verein mit mehren andern Mitarbeitern herausgegebene „Anatomisch-physiologische Realwörterbuch" (8 Bde., Altenb. 1816

—29). In der letztern Zeit seines Lebens nahm er vielen Antheil an dem von seinem Sohne redigirten „Encyklopädischen Wörterbuche". P. starb zu Altenburg am 21. Dec. 1832. — Sein vorerwähnter Sohn, Heinr. Aug. P., der des Vaters Geschäft noch gegenwärtig in erweitertem Umfange fortführt, studirte 1813 in Jena, als der Aufruf zum Kampfe für Deutschlands Freiheit auch ihn veranlaßte, den preuß. Fahnen zu folgen. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er Hauptmann der Freiwilligen Jäger; gegenwärtig ist er Major außer Dienst. Das von ihm mit großer Umsicht und sehr fleißig redigirte „Encyklopädische Wörterbuch" hat er in der zweiten Auflage in ein „Universal-Lexikon (Altenb. 1840 fg.) umgewandelt.

Pieriden, s. Musen.

Piĕros, der Sohn des Magnes, wurde der Vater des Hyakinthos von der Muse Klio. — Pieros, ein Autochthon, König von Emathia, zeugte mit der Euippe oder Antiope neun Töchter, die sich mit den Musen in einen Gesangwettkampf einließen, von diesen aber besiegt und zur Strafe in Vögel verwandelt wurden.

Pierrot, eine komische Maske auf dem franz. Theater, die Verschmelzung des Harlekin (s. d.) und Pulcinella (s. d.), ist wie dieser gekleidet und wie jener launig und witzig. Bei den Italienern ist der Pierrot der einfältige Diener.

Pietisten, auf Deutsch Frömmler, sind nach der Wortbedeutung Die, welche vor Andern ein lebhaftes Gefühl der pietas, d. i. der Ehrfurcht vor Gott, haben oder zu haben glauben, und dasselbe auf eine in die Augen fallende, ungewöhnliche Weise an den Tag legen, wie z. B. unter den Juden die Pharisäer und Essener, und in der christlichen Kirche die Ascheten. Das Wort ist aber erst zu Ende des 17. Jahrh. als Spitzname aufgekommen. Die Sache war diese. Die heftigen Glaubensstreitigkeiten, die nach Luther's Tode unter den Theologen ausbrachen und durch die Promulgation der Concordienformel im J. 1530 niedergeschlagen wurden, hatten der Theologie wieder eine ganz scholastische Form gegeben, deren Grundlage die Concordienformel war. In Schriften und Predigten war das strenge Festhalten aller dogmatischen Sätze und Formeln und stete Polemik gegen alle Abweichende das Vorherrschende und das praktische Christenthum wurde vernachlässigt. Diese scholastischen Theologen waren es, welche den Namen Pietisten als Spitznamen einigen jungen Docenten in Leipzig beilegten, die seit 1689 angefangen hatten, ascetische Vorlesungen über das Neue Testament (collegia philobiblica oder collegia pietatis) für Studirende und Bürger zu halten, und sich einer besonders andächtigen und eingezogenen Lebensweise befleißigten. Die Idee einer solchen Behandlung der Theologie kam von Spener (s. d.) her, der schon als Prediger in Frankfurt am Main besondere Andachtsversammlungen zur erbaulichen Anwendung der Bibel und der christlichen Religionslehre, bei denen er den Laien mitzusprechen erlaubte, seit 1670 in seinem Hause gehalten und durch seine Schriften das Bedürfniß einer Reform der protestantischen Kirche und Theologie zur Sprache gebracht hatte. Er verlangte echtes praktisches Christenthum und erklärte, nur ein wiedergeborener, selbst wirklich gebesserter Theolog könne zum Predigtamte fähig sein; die heilige Schrift müsse den symbolischen Büchern nicht nachgesetzt und sorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden; den Laien, die er vom geistlichen Priesterthume keineswegs ausschloß, müsse verstattet sein, einander aus der heiligen Schrift zu belehren und zu erwecken; man solle die Religion mehr praktisch üben als systematisch anbauen, die Mystiker fleißig lesen, und die Hoffnung besserer Zeiten, in denen eine allgemeiner verbreitete Frömmigkeit und die völlige Bekehrung der Juden bevorstehe, lebhaft unterhalten. Diese Gedanken fanden Beifall, auch in Kursachsen, nachdem Spener 1686 Oberhofprediger in Dresden geworden war, und in gleichem Geiste zu wirken fortfuhr. Dabei zeigten sich aber an manchen für diese neue gottselige Stimmung gewonnenen Seelen geistlicher Hochmuth, Abneigung gegen öffentlichen Gottesdienst und ein Geist des Separatismus, der die Kirche mit Unordnung bedrohte. Die Besorgniß wegen dieser Misbräuche reizte die Theologen der alten Schule zu Gegenwirkungen; noch mehr that dies der Parteigeist, den Spener's Geringschätzung der ältern in Dogmatik und Polemik üblichen Methode aufgeregt hatte. Die theologische Facultät zu Leipzig nöthigte jene jungen Docenten, ihre Vorlesungen einzustellen, und da Spener 1691 einem Rufe nach Berlin gefolgt war, Leipzig zu verlassen. Die Andachtsversammlungen wurden als ordnungs-

widrige Conventikel von der Regierung untersagt; Francke (s. d.), der vorzüglichste jener leipziger Docenten, mußte auch Erfurt, wo er sein Unternehmen fortgesetzt hatte, schnell verlassen, und Spener selbst sah sich von den kursächs. Theologen durch ihre Wortführer, Carpzov und Löscher, mit allen Waffen der Verketzerungssucht öffentlich angegriffen. In dieser Bedrängniß fanden die Pietisten durch die Vermittelung des Philosophen Thomasius (s. d.), der sie schon in Leipzig vertheidigt hatte, und unter Spener's Einfluß eine Zuflucht auf der 1695 gestifteten Universität zu Halle, wo Francke eine theologische Professur erhielt. Seitdem galten die Ausdrücke: Hallenser und Pietisten ziemlich gleich, denn die theologische Schule, die Spener's Ansichten verarbeitete und den Pietismus ausbildete, hatte vorzüglich in Halle ihren Sitz, und Francke's Stiftungen wurden ihre Pflanzschule.

Das Charakteristische des Pietismus beruhte auf dem praktischen Hauptgedanken, daß es dem Christen mehr gezieme, fromm als gelehrt zu sein, und daß man zur Beförderung der Frömmigkeit unter allen Ständen wirksamere Anstalten treffen müsse, als der öffentliche Gottesdienst, das Beichtwesen und die erschlaffte Kirchenzucht darböten. Die Pietisten hielten sich an den kirchlichen Lehrbegriff, bildeten darum auch keine besondere Sekte, sondern blieben in der Kirche, hoben aber zwei Dogmen als ihre Lieblingsdogmen heraus. Zuerst das Dogma von der Erbsünde. Es herrschte bei ihnen das stärkste Gefühl vor von der sittlichen Verdorbenheit des menschlichen Wesens, und der gänzlichen Kraftlosigkeit des Menschen zu allem Guten, und dieses Gefühl suchten sie immer lebendig zu erhalten. Ehe der Mensch wiedergeboren werden könne, müsse erst dieses Gefühl ihn zu einer „heilsamen Verzweiflung" treiben, worauf dann die „Gnade in seiner Seele zum Durchbruch komme". Es gezieme daher dem Menschen stete Traurigkeit über sein Sündenelend; und Tanz, Spiel und die Vergnügungen der Gesellschaft, durch welche ohnehin der Teufel die Herzen zu verführen trachte, müsse man meiden. Das andere Dogma, das bei ihnen über Alles hervortrat, war das von der Versöhnung des Zornes Gottes durch das Blut Christi. Indem sie ohne Unterlaß ihr religiöses Gefühl an dem Bilde des Heilandes nährten, auch nicht selten in ein süßliches Spiel mit seinem Blute und seinen Wunden verfielen, so wurde Gott ihrem Gefühle entfremdet und der Heiland, der durch sein Blut den Zorn Gottes gestillt habe, wurde der Hauptgegenstand ihrer Verehrung und Andacht, gleichsam der Gott der pietistischen Welt. Ob daher gleich die Pietisten sich um Beförderung des praktischen Christenthums unstreitige Verdienste erworben haben, so war doch diese einseitige Richtung, die sie nahmen, fehlerhaft, und ihre Geringschätzung der wissenschaftlichen Form der Theologie, ihr Verdammen der erlaubten Genüsse des Lebens und der Gesellschaft, ihre übertriebene Meinung von dem Werthe und der Nutzbarkeit ihrer Privatandachten und ihr geistlicher Stolz, nach welchem sie sich als die Erwählten des Herrn betrachteten und auf die Andern als Weltkinder herabsahen, verdienten Misbilligung. Auch fanden sich unter ihnen nicht wenige Betbrüder, Kopfhänger und Heuchler. Da durch sie der Friede in der protestantischen Kirche gestört wurde und ihr Hang zum Separatismus Unordnungen an einzelnen Orten erzeugte, so wurden die Privatversammlungen und das Polemisiren von den Kanzeln von den Obrigkeiten zwar verboten; doch mehr als dies wirkten dem Pietismus die Wolf'sche Philosophie und die theologische Aufklärung entgegen, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann. Der Pietismus verlor dadurch seine Kraft; doch wurde er nicht nur in der seit 1722 entstandenen Brüdergemeinde gepflegt und fortgepflanzt, sondern auch in den Missionsgesellschaften, sowie denn auch überall, besonders im Würtembergischen, einzelne Geistliche und kleine Gemeinden der pietistischen Richtung treu blieben. Zur Zeit des Napoleonischen Drucks nahm aber der Pietismus in Deutschland einen neuen Aufschwung. Zur Begeisterung des Volks für den heiligen Kampf rief man mit Recht die Innigkeit des religiösen Gefühls zu Hülfe, welchem sich besonders die in den Kampf ziehende Jugend gern hingab. Zur Einseitigkeit des Pietismus kam man aber dadurch, daß schon vorher die Meinung in den höhern Kreisen der Gesellschaft weit verbreitet worden war, daß die franz. Revolution eine Folge der theologischen Aufklärung (die man mit der Freigeisterei verwechselte) gewesen sei, und daß man zur Strenggläubigkeit der Vorfahren zurückkehren müsse, um den revolutionairen Geist zu ersticken. Da fand nun das pietistische Element in den höhern Kreisen der Gesellschaft mächtige Pflege, besonders in Preußen. Es entstanden die frommen Theegesellschaften, neue Conventikel, fromme Kassen,

um nach Vorgang der engl. Methodisten (s. d.) Tractätchen unter das Volk zu vertheilen. Nur Männer, die sich als „Fromme" darstellten, wurden in die geistlichen Ämter berufen, und die jungen Theologen bestrebten sich, Strenggläubigkeit und Frömmigkeit an den Tag zu legen. Schon träumte man davon, daß in kurzer Zeit das ganze protestantische Deutschland der frommen Richtung folgen werde. Doch die Sache hatte (ungefähr 1834) ihren Culminationspunkt erreicht. Die Gehässigkeiten, welche sich das Hauptorgan dieser Partei, die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung, erlaubte, wodurch sie ihre moralische Würde verlor, die plötzliche Veroffenbarung der unzüchtigen Mysterien in den frommen Conventikeln zu Königsberg (s. Mucker), die Störrigkeit der Pietisten, sich der evangelischen Union anzuschließen, die Entlarvung der Heuchelei des in der frommen Welt hochgefeierten Predigers Stephan (s. d.), die Auswanderungen der Pietisten nach Amerika mußten den Warnungen vor dem Pietismus ein mächtiges Gewicht geben. Doch ist der Kampf noch nicht beendigt, wie die Proteste gegen die pietistische Richtung in Preußen, die durch pietistische Conferenzen ins Leben gerufenen Versammlungen der protestantischen Freunde und die evangelische Conferenz in Berlin hinlänglich zeigen. So viel hat sich bis jetzt herausgestellt, daß, so sehr auch die Geistlichen sich der Strenggläubigkeit ergeben haben mögen, doch die gebildete Laienwelt dieser Richtung widerstrebt und eine gesunde Religiosität bewahrt.

Pigafetta (Antonio), der Gefährte Magellan's auf dessen Entdeckungsreise, stammte aus einer angesehenen Familie in Toscana und wurde gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Vicenza geboren. Von Jugend auf von dem Gedanken beseelt, einst einmal auf Entdeckungen neuer Länder auszugehen, widmete er sich mit großem Fleiße dem Studium der mathematischen Wissenschaften und der Seefahrtskunde. Als in Folge der von Alexander VI. gezogenen Demarcationslinie (s. d.) wegen der Molukken zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid eine Differenz eintrat, und Karl V. eine Expedition unter Magellan (s. d.) auszusenden beabsichtigte, um einen westlichen Weg nach jenen Inseln suchen zu lassen, erbat sich P., den der span. Botschafter in Rom mit nach Spanien genommen hatte, bei Karl V. die Erlaubniß, der Expedition folgen zu dürfen. Der Kaiser bewilligte das Gesuch, und P. schiffte sich am 20. Sept. 1519 mit der Expedition in San-Lucar ein. Von diesem Augenblick an begann er sein Tagebuch. Seine gesunde Leibesconstitution und ordentliche Lebensweise bewahrten ihn vor den Krankheiten, denen Viele von der Expedition unterlagen; und als Magellan nebst 55 der Seinen in dem unglücklichen Treffen bei Zahu auf den Philippinen das Leben verlor, stand P. ihm treu zur Seite und wurde schwer verwundet. Nach manchen Fährlichkeiten langte er am 8. Sept. 1522 mit 17 Begleitern in Sevilla wieder an. Nachdem er in Valladolid dem Kaiser mündlich Bericht über den Verlauf der Reise abgestattet, ging er nach Frankreich, wo ihn Franz I., und dann hierauf nach Italien, wo ihn Clemens VII. mit vieler Güte aufnahm. Auf des Letztern und des Großmeisters der Hospitaliten, Philipp von Villers, Ersuchen, verfaßte er, wahrscheinlich um 1524, eine Reisebeschreibung, die auf das dem Kaiser übergebene Tagebuch begründet, in Abschriften an den Papst und die Königin von Frankreich, Luise von Savoyen, geschickt wurde. Die erste Abschrift verbrannte 1527 bei der großen Feuersbrunst in Rom, die zweite wurde von Fabre und später von Ramusio, jedoch nur auszugsweise herausgegeben. Amoretti entdeckte in neuerer Zeit in der ambrosianischen Bibliothek eine vollständige, in verdorbenem Italienisch verfaßte Abschrift, die er in reines Italienisch und auch in das Französische übersetzt herausgab, indem er zugleich Copien eigenhändiger Seecharten P.'s und ein später richtig befundenes, von P. gesammeltes Wörterbuch der auf den Philippinen und Molukken herrschenden Sprachen hinzufügte. Wie alle Reisen jener Zeit enthält auch P.'s Reisebeschreibung neben dem Wahren viele sonderbare Fabeln und Irrthümer; doch hat sie für die Geschichte der Entdeckungen einen großen, neuerdings von Humboldt sehr hervorgehobenen Werth. P. war 1524 Ritter des Johanniterordens auf Rhodus und später Ordenscommandeur zu Novisa. Ort und Jahr seines Todes sind unbekannt.

Pigalle (Jean Bapt.), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 1714, der Sohn eines bei Hofe angestellten Zimmermanns, zeigte früh große Neigung zum Modelliren, machte aber dennoch sehr langsame Fortschritte. Nachdem er den Unterricht Lemoine's und Lemayne's genossen, wurde er von einigen Freunden, besonders dem ältern Cousiou, in den Stand ge-

setzt, Italien zu besuchen, wo er überaus fleißig arbeitete. Nach seiner Rückkehr hielt er sich einige Zeit in Lyon auf, wo er unter Anderm das Modell zur Statue des Mercur vollendete, das er mit nach Paris brachte, wo es allgemein bewundert wurde. Doch wollte es ihm anfangs nicht gelingen, die Aufmerksamkeit des Ministers und der Madame Pompadour auf sich zu ziehen. Im J. 1744 trat er in die Maler- und Bildhauerakademie. Nachdem er seinen Mercur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenstück eine Venus. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geschenkt und stehen jetzt in Sanssouci. Bei mancherlei manieristischen Mängeln, die besonders Winckelmann sehr scharf rügte, gehören sie doch zu den besten Arbeiten des 18. Jahrhunderts. Im J. 1756 erhielt er den Auftrag, das Grabmal des Marschalls von Sachsen auszuführen, welches die Thomaskirche in Strasburg schmückt. Es ist eine unleugbar große und poetische Conception; in der Ausführung ist besonders vortrefflich die Gestalt des Marschalls selbst, der von dem Tode herabgerufen in den Sarg mit großartiger Haltung die Stufen niedersteigt. Dieses Werk stellte ihn unter die ersten Meister, auch gab es Veranlassung, daß ihm das Denkmal übertragen wurde, welches Rheims 1765 Ludwig XV. errichten ließ. Es erfolgte nun seine Ernennung zum königlichen Bildhauer. Besonders ehrend war für ihn, daß Bouchardon ihm die Vollendung seiner Reiterstatue auf dem Platze Ludwig's XV. übergab. Seine Statue Voltaire's war von charakteristischer Ähnlichkeit, stellte aber den hagern Nacken so treu in seiner natürlichen Häßlichkeit dar, daß sie dadurch missfiel. Im J. 1780 arbeitete er an dem großen Denkmale für den Grafen Harcourt. Seine letzte allgemein bewunderte und durch Schönheit und Zartheit sich auszeichnende Arbeit war ein Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Er starb am 20. Aug. 1785 als Rector und Kanzler der Akademie. Als Künstler verdankte er Alles seinem fleißigen Studium; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pigault-Lebrun (Guill. Charl. Ant.), ein fruchtbarer franz. Romanschriftsteller, lange Zeit der Liebling des gewöhnlichen Leihbibliothekenpublicums, war am 8. Apr. 1753 zu Calais geboren. Sein Vater hatte ihn zur juristischen Laufbahn bestimmt, aber in Folge seiner Verheirathung mit der Schwester des Schauspielers Michot, überwarf er sich mit seiner Familie und suchte nun in der Verwaltung der Steuern ein Unterkommen. Als ihm die Revolution diese bescheidene Stellung raubte, sah er sich auf den Erwerb seiner fruchtbaren Feder angewiesen, bis er unter Napoleon wieder einen Posten in der Mauthverwaltung erhielt, dessen er während der Restauration aufs neue verlustig ging, angeblich weil er sich in seinen zahlreichen Romanen vielfacher Verletzung der Moral schuldig gemacht hatte. Er starb zu Laselle, in der Nähe von Saint-Germain en Laye, am 24. Juni 1835. So groß der Beifall war, welchen seine leichtfertigen Darstellungen bei der großen Menge fanden, so vollständig ist jetzt die Vergessenheit, in welche sie gefallen sind. Indem sie durchaus nur frivolen Richtungen der Zeit huldigen, haben sie mit dem Verschwinden derselben auch alle Bedeutung verloren, obgleich ihnen eine gewisse Leichtigkeit und Gefälligkeit der Composition nicht abgesprochen werden kann. Die bekanntesten seiner Romandichtungen sind „L'enfant du carneval" (1792); „Les barons de Felsheim" (1798); „Mon oncle Thomas" (1799); „La folie espagnole" (1799); „L'homme à projets" (1807); „L'égoisme ou nous le sommes tous" (1819); „Angélique et Jeanneton" (1799), und „Mr. Botte" (1802), von denen die drei letzten Werke in literarischer Beziehung wol noch am höchsten stehen dürften. Von seinen Bühnenstücken, unter denen wir nur „Les rivaux d'eux-mèmes" erwähnen, verlautet jetzt nichts mehr; auch seine „Histoire de la France" (8 Bde., Par. 1823—30), welche bis auf Heinrich IV. sich erstreckt, ist so ziemlich vergessen, obgleich er darin das gewöhnliche Material nicht ungeschickt verarbeitet hat. Einen Theil seiner Werke hat er selbst ins Spanische übersetzt und Das, was ihm einigermaßen bedeutend schien, in seinen „Oeuvres" (20 Bde., Par. 1821—24) zusammengestellt. Mit seinem Schwiegersohne, Vict. Augier, gab er eine „Voyage dans le midi de la France" (Par. 1826) heraus. Auch arbeitete er für verschiedene Zeitschriften. Vgl. „Vie et avanturis de P." (Par. 1836).

Pigmente oder Farbstoffe nennt man alle Körper, welche an sich gefärbt und fähig sind, andern eine Farbe zu ertheilen. Man kann sie in verschiedene Abtheilungen bringen, je nach dem verschiedenen Gesichtspunkte, aus dem man sie betrachtet. Nach der Farbe, die sie geben, fällt ihre Bezeichnung mit der Farbe (s. d.) zusammen. Nach ihren optischen Ei-

genschaften, von denen zum Theil ihre technische Anwendbarkeit abhängt, sind sie durchsichtige (Lasurfarben) und undurchsichtige (Deckfarben), glänzende und matte. Nach ihrem chemischen Verhalten, welches ebenfalls die technische Verwendung bedingt, hat man feuerfeste Farben, welche je nach dem Grade ihrer Feuerbeständigkeit und ihrer Fähigkeit sich mit Kieselerde zu verbinden, für Porzellanmalerei über und unter der Glasur, Glasmalerei u. s. w. passen; Lack- und Applicationsfarben, welche nur als Überzüge mechanisch auf der Unterlage haften, ohne mit ihr in Wechselwirkung zu treten, und dann, je nachdem sie mit Wasser und Gummi, oder Leim, oder Ölen, oder Wachs und Harzen als Bindemittel verbunden werden, Aquarell- oder Wasser-, Tusch-, Leim-, Öl-, enkaustische Farben genannt werden können; ferner chemische Pigmente, welche durch chemische Verwandtschaft sich mit der Unterlage verbinden, wie die in der echten Färberei und dem Zeuchdruck verwendeten Farbstoffe; auch die für Frescomalerei geschickten, d. h. des Auftragens mit frischem Kalk fähigen Pigmente sind zu erwähnen. Echt sind die Farben, wenn sie den Einwirkungen von Licht, Luft, Seife, schwachen Säuren und Alkalien widerstehen, unecht in dem Grade, als sie durch diese Einwirkungen verbleichen oder zerstört werden. Nach dem Ursprunge sind alle Farbstoffe 1) Animalische Farben, wie der Purpur der Alten, Cochenille, Kermes und Sepia, sämmtlich leicht zerstörbar und unecht, höchstens in Verbindung mit chemischen Beizen stabiler, wie die Cochenille, und in ihrer chemischen Natur wenig erforscht. 2) Vegetabilische Farbstoffe. Hier sind zu unterscheiden die allgemein verbreiteten und wahrscheinlich die Glieder einer großen Metamorphosenreihe bildenden Farben der Blätter und Blüten, deren Grundtypen das wachsähnliche Blattgrün, die rothen und blauen, vergänglichen, durch Säuren roth, durch Alkalien grün werdenden Farben der Blumenblätter, Beeren, Krautblätter u. s. w., das gelbe Anthoxanthin und das weiße Antholeucin bilden; ferner die sogenannten extractiven, meist gelben Farben vieler Wurzeln und Pflanzensäfte, z. B. des Rhabarbers, der Berberis u. s. w., in Wasser löslich, saurer Natur und von keinem großen Bestande; die stabileren meist rothen und gelben Farbstoffe mancher Hölzer, Wurzeln und Beeren, wie z. B. Krapp, Quercitron, Avignonbeeren, Safflor, Orleans u. s. w., die braunen gerbstoffhaltigen Farben des Katechu u. s. w., die durch eigenthümliche chemische Veränderlichkeit charakterisirten Farben des Campeche- und Brasilienholzes, die unter Einwirkung von Luft und Ammoniakdämpfen mittels eines Zersetzungsprocesses aus an sich wenig gefärbten Flechten entstehenden rothen und blauen Farben der Orseille und des Lackmus und endlich der in seinem chemischen Verhalten so eigene und charakteristische Indigo. Von allen diesen Pflanzen- und Thierfarben benutzt man die in Wasser löslichen oder mit Hülfe von Gummi und Leim zertheilbaren als Saft-, Aquarell- und Tuschfarben, die aber sämmtlich nicht decken. Diejenigen, welche der Verbindung mit Thonerde fähig sind, fällt man aus ihrer Auflösung durch Alaun, wodurch man gefärbte, unauflösliche, meist deckende, zum Theil aber auch äußerst feiner Zertheilung fähige Lackfarben erhält, wie den echten Carmin, die Krapplacke, den Kugellack u. s. w., welche in allen Arten der Wasser-, Öl- und Zimmermalerei vielfach angewendet sind. (S. auch Färben.) 3) Mineralfarben gibt es ohne Zahl; doch wird die Wahl unter ihnen durch ihre chemischen Eigenschaften beschränkt. Alle Porzellan- und Glasfarben gehören hieher; sie werden meist erst durch den Proceß der Verglasung zu der gewünschten Farbe und sehen vorher ganz anders aus. Im echten Zeuchdruck und der Färberei wendet man vorzüglich solche Farben an, welche sich aus ihren Bestandtheilen auf dem Zeuche selbst hervorbringen und aus Lösungen niederschlagen lassen, so Berlinerblau, Chromgelb, die verschiedenen Eisen- und Manganfarben. Als blose Applicationsdruckfarbe und in der Wasser- und Ölmalerei ist jede Mineralfarbe anwendbar, die bei entsprechend billigem Preise und für den Zweck unschädlicher Beschaffenheit, die gehörige Schönheit des Tons an der Luft beibehält, durch die gewöhnlichen Gasarten nicht leidet, sich in Wasser, Öl, Firniß u. s. w. gut vertheilen läßt. Es ist dabei zu bemerken, daß diese Farben um so weniger decken, je krystallinischer sie sind. Es gehören hierher Bleiweiß, Kremserweiß, Spanischweiß, Kreide, Tusche, Ruß, brauner, gelber und rother Oker, Pariserroth, Berlinerblau, Bergblau, Mineralblau, blauer Carmin, Kupfergrün, Berggrün, Schweinfurter Grün, Chromgelb, Neapelgelb u. s. w., auch die künstlichen Bronzen, Gold- und Silberfarben sind hierher zu rechnen. Besonders in Bezug auf Mineralfarben ist es policeilich wichtig, darauf zu sehen, daß zu Conditoreiwaaren, Papieren, Spiel-

waaren u. s. w. keine schädlichen Farben gewählt werden, wobei jedoch zu bemerken, daß eine in Verbindung mit Leim schädliche Farbe durch Verbindung mit Ölfirniß so unlöslich werden kann, daß sie unschädlich wird. Vgl. Stöckhardt, „Über die Zusammensetzung, Erkennung und Benutzung der Farben" (2. Aufl., Lpz. 1844). Die Darstellung der Mineralfarben, Lackfarben, Farbholzextracte u. s. w. geschieht gegenwärtig meist in besondern Fabriken, ja einzelne sind nur einzelnen Farben gewidmet, wie z. B. die große Zeltner'sche Ultramarinfabrik in Nürnberg, die Blaufarbenwerke für Kobaltfarben u. s. w. Der Handel mit Farben ist theils mit dem Droguenhandel verbunden, theils beschäftigt er Großhandelsgeschäfte.

Pilaster heißt in der Baukunst der aus einer Wand oder aus der Ecke von zwei Wänden hervortretende Pfeiler, welcher als Andeutung einer strebenden, tragenden Kraft in der Wand, oft auch blos als Unterbrechung der großen leeren Fläche gebraucht wird. Die Griechen bildeten ihn am consequentesten und gaben ihm ein besonderes, eigenthümlich durchgeführtes Capitäl, während ihn schon die Römer und die meisten Neuern mit demselben, nur flach behandelten Capitäl versahen, welches der im Übrigen herrschenden Säulenordnung zukam. Besonders oft findet man ihn in Verbindung mit Halbsäulen und Säulen zu rein decorativer Bereicherung des Effects angewendet.

Pilâtre de Rozier (Jean Franç.), ein durch die Art seines Todes berühmt gewordener franz. Physiker, geb. 1756 zu Metz, lernte als Apotheker und legte sich dann in Paris nebenbei mit Erfolg auf das Studium der Naturgeschichte, Mathematik und Physik. Er wurde Professor der Chemie in Rheims, kehrte jedoch bald nach Paris zurück, wo er Aufseher der Naturaliensammlung von Monsieur (Ludwig XVIII.) wurde. Er errichtete 1781 ein physikalisches Museum, studirte besonders die Wirkungen der Gase und Dämpfe, wobei ihm der Policeipräsident Lenoir, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, möglichen Vorschub that, und als bald darauf die ersten Versuche der Gebrüder Montgolfier (s. d.) in der Luftschifferei bekannt wurden, machte P. ebenfalls öffentlich bekannt, daß er gesonnen sei, mittels eines Luftballons sich in die Luft zu erheben. Obschon deshalb verlacht, stieg er doch am 15. Oct. 1783 bei dem Schlosse Muette, unweit Paris, in einer sogenannten Montgolfiere, begleitet von dem Marquis d'Arlande, in die Luft. Nachdem er im folgenden Jahre zu Lyon mit Montgolfier und bald darauf zu Versailles in Gegenwart des Hofes und des Königs Gustav III. von Schweden aufgestiegen war, faßte er den Plan, mit seinem Ballon nach England überzusetzen. Die Regierung wies dazu 40000 Francs an, und es ist kein Zweifel, daß das Vorhaben so gut wie Blanchard's (s. d.) gelungen sein würde, hätte P. nicht die Grille gehabt, die Verfahrungsart Montgolfier's bei Füllung des Ballons mit der von Charles erfundenen vereinen zu wollen: ein Beginnen, welches, nach Charles öffentlichem Ausspruch, eine Pulvertonne auf ein Kohlenfeuer setzen hieß. P. ließ sich indeß nicht abbringen und unternahm die Fahrt zu Boulogne am 14. Juni 1785 mit dem Physiker Romain. Kaum hatte der Ballon jedoch eine Höhe von 2—3000 Toisen erreicht, so entzündete er sich, und nach einer halben Stunde stürzten die beiden Unglücklichen in der Nähe des Thurmes von Croy zur Erde. P. war sogleich todt, Romain verschied nach wenigen Minuten. Vgl. Tournon de la Chapelle, „Vie et mémoires de P." (Par. 1786).

Pilātus (Pontius), bekannt durch die Leidensgeschichte Christi, war der sechste röm. Procurator in Judäa. Von der Unschuld Christi, wie aus seinem ganzen Benehmen hervorgeht, überzeugt und durch einen Traum seiner Gattin Portia oder Claudia Procula bewegt, ließ er sich doch durch die Drohungen der Juden einschüchtern, und sprach, statt der Wahrheit die Ehre zu geben, über Christus das Schuldig aus. Die unter seinem Namen in dem Evangelium des Nikodemus sich vorfindenden „Acta et citationes ad Tiberium" sind gleich jenem unecht. Der Sage nach soll er sich in der Verzweiflung über das an Christus begangene Unrecht das Leben selbst genommen haben, nach einer andern Angabe aber unter Nero enthauptet worden sein. Gewiß ist, daß er im J. 36 n. Chr. wegen seines despotischen Benehmens gegen die Juden abberufen wurde.

Pilger oder Pilgrim, vom lat. peregrinus, d. i. Fremder, nennt man vorzugsweise die aus Andacht nach fernen heiligen Orten Wallfahrtenden. (S. Procession.) Das Pilgerkleid bestand in einem braunen oder grauen Gewande; der Pilgerhut war

mit Meeresmuscheln geziert und hatte einen sehr breiten Rand; der Pilgerstab bestand aus einem langen, oben mit einem Knopfe, unten mit einer Spitze, an der Seite mit einer Kugel versehenen Stabe; die Pilgerflasche war ein ausgehöhlter Kürbis.

Pillau, eine befestigte Stadt in Ostpreußen auf einer das Frische Haff von der Ostsee trennenden Landzunge der Frischen Nehrung gegenüber gelegen, bildet den Vorhafen von Königsberg, Elbing und Braunsberg, und gilt für die zweite Seehafenstadt der Provinz. Sie hat 4000 E., die sich mit Schiffbau, Seehandel, Kaviarbereitung und Fischerei, besonders mit Störfang, beschäftigen, ein gut befestigtes Fort, einen Leuchtthurm und eine Navigationsschule. Die jetzige Stadt wurde an dem schon vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm befestigten Orte erst von König Friedrich Wilhelm I. im J. 1722 angelegt, 1807 sehr tapfer gegen die Franzosen vertheidigt, 1812 für die Dauer des Kriegs mit Rußland dem Kaiser Napoleon durch Vertrag eingeräumt, 1813 von den Russen belagert und nach dem Abzuge der Franzosen an Preußen zurückgegeben. Die Halbinsel, auf deren Spitze P. erbaut ist, heißt wegen der herrlichen Aussicht und eines schönen Buchenwaldes das Paradies.

Pillen nennt man die kugelförmigen Arzneikörper, welche aus sorgfältig gemischten und mittels eines Syrups oder einer andern zähen Substanz vereinigten Pulvern bestehen. In Pillenform können alle Arzneisubstanzen gebracht werden, welche entweder an und für sich, oder in Verbindung mit andern Zusätzen einen festen, formbaren Teig darzustellen vermögen. Die Pillen sind eine ebenso bequeme als allgemein gebräuchliche Arzneiform, lassen sich sehr gut nehmen, da sie den übeln Geruch und Geschmack mancher Arzneisubstanzen am besten verbergen, und finden besonders Anwendung in Fällen, in welchen die Arzneien nur langsam und allmälig wirken sollen, oder wenn dieselben von sehr heftiger Wirksamkeit sind und in anderer Gestalt den Magen und Darmkanal angreifen, wenn sie anhaltend gebraucht, lange aufbewahrt oder versendet werden sollen.

Pillnitz, ein königliches Lustschloß und Kammergut, der gewöhnliche Sommersitz des sächs. Hofes, liegt ungefähr 2¼ Stunden von Dresden in einer reizenden Gegend am rechten Elbufer. P. war in frühern Zeiten eine alte Burg. Im J. 1693 kaufte der Kurfürst Johann Georg IV. das alte Schloß von Heinrich von Bünau und schenkte es seiner Geliebten, der Gräfin von Rochlitz, nach deren Tode es an die Kammer fiel. August II. belehnte damit 1705 die Gräfin Cosel (s. d.). Nachher war es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowski. Bald aber bezog es August II. selbst und erweiterte es durch den Anbau von zwei neuen Flügeln. Seit 1788 erhielt das Ganze eine schönere Gestalt; doch gibt der verschiedenartige Stil der Gebäude demselben ein auffallendes Ansehen. Das alte Schloß, das den ehemaligen Venustempel enthielt, mit den Bildnissen schöner Frauen aus der Zeit August's II., brannte 1818 ab und wurde durch ein schöneres Gebäude ersetzt, das einen großen Speisesaal umschließt, der mit schönen Frescogemälden vom Professor Vogel in Dresden geziert ist. Hinter dem gleichnamigen Dorfe öffnet sich der pillnitzer Grund, in welchem der romantische Friedrichsweg nach dem Borsberge führt, welcher sich 933 F. über die Elbe erhebt. Ein Waldpfad führt auf den Schloßberg, wo man 1788 künstliche Burgruinen angelegt hat. Die Aussicht vom Borsberge wie vom Schloßberge ist vortrefflich.

Im Schlosse zu P. wurde vom 25.—27. Aug. 1791, zunächst wegen der poln. Angelegenheiten, jene denkwürdige Fürstenversammlung gehalten, bei welcher Kaiser Leopold II., Friedrich Wilhelm II. von Preußen und der Graf von Artois sich über die gegen die franz. Revolution zu ergreifenden Maßregeln unterredeten. Außerdem waren noch zugegen der nachmalige Kaiser Franz und der nachherige König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., der franz. Exminister Calonne und der Marquis Bouillé. Zwar war kein Offensivbündniß gegen Frankreich der Zweck dieser sogenannten pillnitzer Convention, doch beschloß man, jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution gemeinschaftlich entgegenzuwirken. Das am 25. Juli in Wien vorläufig geschlossene und zu Berlin am 17. Febr. 1792 definitiv abgeschlossene Schutzbündniß zwischen Preußen und Östreich wurde in P. nur besprochen. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten von Preußen und Östreich unterm 27. Aug. folgende Erklärung: „Daß Östreich und Preußen die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesses aller Souveraine in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde anerkannt werden,

deren Hülfe reclamirt worden, und daß sie demzufolge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit diesen Mächten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlage einer den Rechten der Souveraine und dem Besten der franz. Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig im gemeinsamen Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seien, sich in Activität zu setzen." Diese Erklärung, welche die Franzosen als den Grund einer Coalition Europas gegen Frankreich betrachteten, entfesselte zuerst alle Leidenschaften in Frankreich gegen das Ausland.

Pillory, s. Schandpfahl.

Pilo (Graf von), s. Olavides (Don Pablo).

Pilot oder Pilote, s. Lootse.

Pilote oder der Pilotenfisch (Centronotus ductor), aus der Familie der Makreelen, erreicht die Länge eines halben Fußes, ist oben schwarzbraun, unten goldfarbig und unter den Seeleuten sehr berühmt, weil er in allen Meeren als Begleiter größerer Haifische erscheint. Ob ihm hierdurch die Möglichkeit wird, Nahrung reichlicher und leichter zu erlangen, oder welche andere Ursache ihn veranlaßt, in so gefährlicher Nähe zu verweilen, ist unbekannt, die Thatsache aber darum dennoch völlig wahr. Er ist außerordentlich gefräßig, schnell und nicht leicht zu fangen, liefert aber ein wohlschmeckendes Gericht.

Pilpai, s. Bidpai.

Pilsen, die Hauptstadt des gleichnamigen böhm. Kreises, an der Mies, der Sitz eines erzbischöflichen Vicariats, hat eine schöne Kirche, eine philosophische Lehranstalt, ein Gymnasium, mehre Klöster und 9000 E., die wichtigen Handel mit Vieh, Leder, Federn und Pottasche treiben. Bei P. kam es im J. 976 zwischen Kaiser Otto III. und dem Herzoge Heinrich II. von Baiern zum Kampfe, aus welchem Letzterer als Sieger hervorging.

Pilze bilden eine sehr umfangreiche Classe unter den akotyledonischen Pflanzen. Sie sind von sehr einfachem Baue, ohne grüne Oberfläche und blattartige Ausbreitung, und haben keine Blüten, Befruchtungstheile und eigentliche Früchte, sondern sind statt derselben zum Behufe der Fortpflanzung mit Keimkörnern versehen. In chemischer Beziehung nähern sie sich dem thierischen Organismus, obgleich sie Farbestoffe und manche andere Bestandtheile eigentlicher Pflanzen enthalten. Das Leben steht in ihnen überhaupt auf einer mehr niedrigen Stufe, und daher ist ihre Existenz eine sehr ephemere, auch lassen sie große Mannichfaltigkeit der Gestaltung nicht gewahren, ebenso sind sie hinsichtlich der Fortpflanzung nicht auf eine oder einige Modalitäten beschränkt, sondern entstehen, wie man fast nicht ableugnen kann, oftmals durch sogenannte Urzeugung, d. h. nicht aus nothwendig vorher dagewesenen Keimkörnern, sondern durch Zusammentritt begünstigender Elemente, eines meist zersetzten oder fauligen Substratum, und einer feuchten Atmosphäre. Ehrenberg u. A. sind freilich dieser Annahme entgegen und nehmen überall, wo Pilze entstehen, an, daß Keimkörner, denen ein langes Leben beiwohnen müsse, vorhanden gewesen sind. Vgl. Ehrenberg, „De mycetogenesi" (1821). Ungeachtet dieses etwas zweifelhaften Ursprungs und der noch im Dunkeln liegenden Entwickelungsgeschichte des Keimkorns, behaupten die Pilze im Bau und in äußerer Gestalt soviel Regelmäßigkeit, daß man sie auf herkömmliche Weise in Ordnungen, Gattungen und Arten einzutheilen keine große Schwierigkeiten gefunden hat. Unter allen Zweigen der Botanik ist die Pilzkunde, ihres hohen Interesses ungeachtet, der jüngste, und wird von einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Forschern gepflegt; sie bietet aber auch mannichfaltige Schwierigkeiten, weil sie mannichfache Übung in mikroskopischer Beobachtung voraussetzt, weil sehr viele Pilzarten höchst vergänglich sind und nur einige Familien sich in kennbarem Zustande in Herbarien aufbewahren lassen. Die Pilze sind die niedrigsten und nebst gewissen Formen der Algen die einfachsten aller pflanzlichen Organismen. Man erkennt dieses vorzugsweise in der Ordnung der Staubpilze (Coniomycetes), die aus Kügelchen bestehen, einzeln oder nach verschiedener Ordnung aneinander-

gereiht, durch die Oberhaut der Pflanzen hindurchbrechen, und dann als bunter Anflug, wie z. B. der Rost an Getreidehalmen (Puccinia) und der Staubbrand (Uredo) an Pflanzenblättern, erscheinen, oder dunkle, aufgetriebene, etwas harte Flecke auf Blättern erzeugen (Xyloma), wie auf dem Ahorn u. s. w. Höher stehen die Fadenpilze (Byssoidei), die nicht blos aus Keimkörnern, sondern aus gefiederten Röhrchen bestehen, zwischen deren Gliedern die Keimkörner liegen, und die im faulen Holz, auf faulen Früchten, Blättern u. s. w. vorkommen. In der Familie der Bauchpilze (Gastromycetes) sind diese mit Keimkörnern verbundenen Fäden in einem besondern Behälter eingeschlossen, z. B. bei dem Bovist. Die ausgebildetsten Pilze tragen entweder die Keimkörner in feinen Schläuchen, oder sie stellen als Kernschwämme (Myelomyci) geschlossene Behälter dar, die nach bestimmter Anordnung die mit Keimkörnern erfüllten Schläuche tragen. Theils sind sie mit Wurzelballen, Knollen, Stiel und Schirm versehen und wurzeln dann in der Erde oder auf organischen Resten, theils sind sie aufsitzend und klein, wachsen auf absterbenden Rinden u. s. w. und bilden den Übergang von den Pilzen zu den Flechten (s. d.). Viele, meist der Gattung Agaricus angehörend, sind essbar und liefern eine Nahrung, die mit der aus dem Thierreich genommenen große Ähnlichkeit hat, indem sie sehr stickstoffhaltig ist und Eiweiß, Adipocire und Osmazom enthält. Zu ihnen gehört der Champignon (s. d.), der Tannling, den man im Herbste, der Pfifferling, den man den ganzen Sommer hindurch in hohen Wäldern findet; der Brätling, einer der kleinsten Schwämme u. s. w. Auch unter der Gattung Boletus gibt es einige eßbare Arten, z. B. den Steinpilz, der in luftigen Eichenwäldern gegen den Herbst hin wächst. Dagegen wirken mehre Agaricus- und Boletusarten, als Speise genossen, wenn auch nicht an allen Gegenden, als heftiges Gift. Hierher gehören der Pfefferschwamm, der nur in Kurland und Preußen genossen wird, in Deutschland aber als das stärkste drastische Mittel wirkt, und der Fliegenschwamm, der in mehren Gegenden Sibiriens zu Bereitung eines berauschenden Getränks benutzt wird, in Deutschland aber, zufällig genossen, erst tolle Lustigkeit, dann Betäubung und tiefen Schlaf hervorbringt. Da indeß alle Pilze schwer verdaulich sind und häufig mit giftigen zusammen wachsen, so muß man bei ihrem Genusse sehr vorsichtig sein. Im gemeinen Leben belegt man gewöhnlich die Pilze mit dem Namen der Schwämme (s. d.), die mehr thierische als pflanzliche Organismen sind und weit entfernt von den Pilzen stehen.

Pimenow (Stepan Stepanowitsch), russ. Collegienrath, Professor der Sculptur an der Akademie der Künste zu Petersburg, einer der genialsten neuern Bildhauer Rußlands, hat mit den Erzeugnissen seines Meisels viele Kron- und Privatgebäude in Petersburg geziert. Seine besten Arbeiten sind die kolossalen Statuen des heil. Wladimir und Alexander Newsky in der Kathedralkirche der kasanschen Mutter Gottes; die ebenfalls kolossalen Statuen Homer's und Platon's in der kaiserlichen Bibliothek; Apollon im Wagen stehend und die Rosse lenkend über dem Alexandrinischen Theater; die kolossalen Statuen zweier Krieger in slaw. Kleidung bei der Triumphpforte an der Narwaschen Barrière; die emblematischen Figuren der Flüsse Newa und Dniepr und die erst nach seinem Tode von seinem Sohne Nikolai Stepanowitsch P. beendigten Statuen des Gesetzes und der Gerechtigkeit auf dem Senatsgebäude. Er starb zu Petersburg am 3. Apr. 1833.

Pimpinelle oder Becherblume (Poterium sanguisorba) ist eine treffliche Futterpflanze, deren Anbau in mehren Theilen Frankreichs zur Blüte der Landgüter wesentlich beigetragen haben soll. Sie widersteht der größten Hitze wie der größten Kälte, duldet keine andere Pflanze neben sich, bleibt stets frisch und grün, liefert mehre Schnitte des Jahres, ist nährend und erfrischend und wird von den Thieren gern gefressen. Sie kann auch als Sallat, Gemüse und Suppenkraut gebraucht werden und hat arzneiliche Kräfte.

Pinakothek hieß bei den Römern der mit Statuen, Gemälden und andern Kunstsachen geschmückte Ort am Eingange in das Atrium; die neuere Zeit gebraucht es gleichbedeutend mit Gemälde- oder Kunstsammlung; vorzugsweise berühmt ist unter diesem Namen das vom Könige Ludwig von Baiern aufgeführte Prachtgebäude in München (s. d.).

Pincette (volsella) nennt man ein Instrument, dessen sich Ärzte, Botaniker, Künstler u. s. w. zum scharfen Anfassen irgend eines Gegenstandes bedienen. Je nach den anzufassenden Gegenständen gibt es auch eine Menge nach Material, Größe und Construction verschiedener Pincetten. Der Arzt bedient sich dieses Instruments vorzüglich bei Operatio-

nen, um zarte Theile zu fassen und emporzuheben, fremde Körper von geringerm Umfange oder auch andere Gegenstände, z. B. Knochensplitter, auszuziehen, oder bei Verbänden, um Verbandstücke leichter fassen und abnehmen zu können, und bei vielen andern Gelegenheiten, wo die Finger nicht gut angewendet werden können.

Pindar, der kühnste und erhabenste lyrische Dichter der Griechen, geb. um 520 v. Chr. zu Theben in Böotien, wurde sehr frühzeitig, besonders unter der Leitung der Korinna (s. d.), zur Musik und Poesie vorgebildet und erlangte einen so hohen Ruhm in seiner Kunst, daß sein Haus zu Theben bei der wiederholten Zerstörung der Stadt durch die Spartaner und durch Alexander den Großen aus Hochachtung gegen ihn verschont blieb. Sonst ist etwas Zuverlässiges über sein Leben nicht bekannt, obschon er ein ziemlich hohes Alter erreicht haben muß. Zum Gegenstand seiner lyrischen Dichtungen wählte er den Glanz und Ruhm der Sieger in den vier öffentlichen Spielen, und da diese die Stelle der eigentlichen Volksfeste vertraten, an denen selbst die angesehensten Männer Theil nahmen und um den Preis wetteiferten, so verherrlichte er dadurch zugleich den Nationalruhm, daher seine Gesänge bald über ganz Hellas und über die Grenzen seines Vaterlands hinaus sich verbreiteten. In denselben herrscht eine in Erfindung und Wendung neue und ungewöhnliche Sprache und wol durchgängig ein hoher schöpferischer Geist, sodaß ein fast gleicher Schwung der Phantasie erfodert wird, um dem oft kühnen und doch sichern Fluge des Sängers folgen zu können. Nicht aber etwa in gewaltsamen Sprüngen und hochtrabenden Redensarten offenbart sich sein Hymnus; dieser gleicht vielmehr einem kleinen und tiefen Strome, der in ruhiger Majestät dahinströmt und in seinen Fluten den Himmel und die Erde mit allen Herrlichkeiten abspiegelt; die Ode wird zum Epos, und wir sehen die Heroen der alten Welt in ihrer Kraft und Würde einherschreiten und glauben ihre Rede zu vernehmen. Mit Recht sind daher diese Dichtungen zu den schönsten und herrlichsten Erzeugnissen zu allen Zeiten gezählt worden, die das Alterthum uns überlassen hat. Wir besitzen noch 45 solcher Oden oder Siegeshymnen, die im dorischen Dialekte verfaßt und nach den vier feierlichen Wettkämpfen benannt sind, nämlich 14 auf olympische, 12 auf pythische, 11 auf nemeische und 8 auf isthmische Sieger, außerdem noch Bruchstücke aus andern Dichtgattungen, in denen sich P. ebenfalls versucht hat. Die Siegeshymnen sind nach der ersten Bekanntmachung durch Aldus (Ven. 1513) am besten bearbeitet worden von Erasm. Schmidt (Wittenb. 1616, 4.), von Heyne, (2 Bde., Gött. 1773; verbesserte Ausg., 3 Bde., 1797—99, dann Lpz. 1817 und zuletzt Lond. 1824), von Böckh (2 Bde., in 4 Abthl., Lpz. 1811—22, 4.), von F. Thiersch, zugleich mit deutscher metrischer Übersetzung (2 Bde., Lpz. 1820), von Ahlwardt, mit steter Opposition gegen Böckh (Lpz. 1820), von Dissen (2 Bde., Gotha und Erf. 1830; 2. Ausg., von Schneidewin verbessert, 1843 fg.) und von Bergk im „Corpus poetarum lyricorum" (Lpz. 1843). Die Bruchstücke sind in den meisten der vorher genannten Ausgaben, besonders aber von J. G. Schneider (Strasb. 1776, 4.) gesammelt und erläutert worden. Deutsche Übersetzungen lieferten außer Thiersch, dessen Übertragung zwar kunstvoll, aber ohne Vergleichung des Originals kaum verständlich ist, besonders Fähse (2 Bde., Penig 1804—6 und Lpz. 1824), Ganter (Donauesching. 1844) und Mommsen (Lpz. 1846), von den olympischen und pythischen Hymnen Gedicke (2 Bde., Berl. 1777—79) und Gurlitt (2 Bde., Hamb. 1809—16). Einzelne Oden sind von Solger, J. H. Voß, Manso, Conz und W. von Humboldt trefflich verdeutscht worden. Franz. Übertragungen gaben Tourlet (Par. 1818) und Muzac (Par. 1823). Griech.-lat. Lexika besitzen wir von Amil. Portus (Hanau 1606; neue verbesserte Ausg. von Huntingford, Lond. 1814 und 1821) und, zugleich zu Homer, von Damm (Berl. 1765, 4; neu bearbeitet von Duncan, Lond. 1827, und von Val. Ch. F. Rost, Lpz. 1831, 4.). Vgl. J. G. Schneider, „Versuch über P.'s Leben und Schriften" (Strasb. 1774) und Rauchenstein's treffliche Schrift „Zur Einleitung in P.'s Siegeslieder" (Aarau 1843).

Pindar (Peter), s. Wolcott (John).

Pindarees, d. i. Freibeuter, nannte man im brit. Ostindien die berittenen Räuberhorden, welche seit Zerstörung der Mahrattenmacht jährlich in das fruchtbare Gebiet der engl. Compagnie vordrangen, reiche Beute machten und nachdem sie Alles verheert, in ihre Gebirge zurückkehrten. Im Interesse der Compagnie beschloß endlich der brit. Generalgou-

verneur, Marquis Hastings, die Vernichtung dieser Räuber, deren Macht man auf 40000 Reiter schätzte. Auf allen Punkten im J. 1816 angegriffen, wurden sie besiegt und zerstreut, sodaß ihre Macht jetzt gänzlich gebrochen ist.

Pindemonte (Giovanni, Marchese), ein ital. Dichter, geb. 1751 zu Verona, zog schon auf der Schule zu Modena, namentlich durch seine improvisirten Verse, die Aufmerksamkeit auf sich. Seine Phantasie war zügellos; er arbeitete leicht, aber mit wenig Geschmack. Unter dem Namen Eschilo Acanzio ließ er eine metrische Übersetzung von Ovid's „Mitteln wider die Liebe" (Vicenza 1791) erscheinen. Als dramatischer Dichter trat er auf zu der Zeit, wo das ital. Theater auf einen Nachfolger Maffei's wartete. Seine Tragödien, die jetzt ziemlich vergessen sind, erhielten den Beifall der Menge, während Alfieri's (s. d.) Dichtungen gleichgültig aufgenommen wurden. Er bekleidete im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Amt eines Prätors der Republik Venedig. Genöthigt Venedig zu verlassen, lebte er einige Zeit in Paris, wo er die Aufmerksamkeit des ersten Consuls erregte, der ihn zum Mitglied des Gesetzgebenden Corps für Italien ernannte. Er starb 1812. Seine „Componimenti teatrali" erschienen 1804 (4 Bde., Mail.). — Sein Bruder, Ippolito P., geb. zu Verona 1753, hatte sich schon als Jüngling eine Stelle unter den bessern Dichtern Italiens erworben. Gebildet durch das Studium röm. und griech. Classiker durchreiste er Italien, Frankreich und England, und die verschiedentlichen Gemälde, welche der gesellschaftliche Zustand dieser Länder bot, hatten großen Einfluß auf die Richtung seines Geistes. Seine demokratische Gesinnung wurde aristokratisch, und den Freuden der Liebe entsagend versank er in Frömmelei. Die „Viaggi" und „Abaritte", ein ihm zugeschriebener Roman, enthalten Betrachtungen während seiner Reisen, und in der „Poesie campestri" spricht er mit Entzücken von Englands Landschaften und Sitten. Zu seinen besten Arbeiten gehören seine lyrischen Gedichte, vorzüglich die Episteln und Sermonen, die eine Tiefe der Gedanken und Innigkeit der Gefühle offenbaren, welche an engl. Muster erinnern, mit denen er sehr vertraut war. Abgesehen von seinen Übersetzungen aus Virgil, Ovid und Catull und der Übersetzung von Homer's „Odyssee" in Jamben sind unter seinen zahlreichen Werken hervorzuheben „La Fata Morgana", „Elogia di Gessner" und „Il colpo di martello". Sein „Arminio" (Verona, auch Pisa 1804) ist ein Trauerspiel mit Chören, die man eine Zeit lang als Stilmuster zu preisen pflegte. Er war Mitglied des ital. Instituts, lebte meist in Venedig und starb zu Verona am 13. Nov. 1828.

Pindus, eine große und rauhe Gebirgskette in Griechenland, das jetzige Agrapha-Gebirge, zwischen Thessalien und Epirus, läuft von Süden nach Norden und entwickelt aus sich die ceraunischen Gebirge, den Othrys und Öta. Über eine der nördlichen Spitzen, bei den Alten Lakmon, jetzt Mézzovo genannt, führt noch gegenwärtig eine alte Straße von Epirus nach Thessalien. Übrigens war auch hier, wie auf dem Helikon und Parnaß, der Sitz des Apollon und der Musen.

Pinel (Philipp), einer der einflußreichsten Gelehrten Frankreichs, für Seelenheilkunde und für die Irrenhäuser Das, was der Engländer Howard (s. d.) für die Gefängnisse war, wurde am 11. Apr. 1745 zu Saint-André bei Lavour im Tarndepartement geboren. Er studirte in Toulouse, wurde hier 1764 Doctor und setzte dann seine Studien in Montpellier fort, wo er, um seinen Unterhalt zu gewinnen, Unterricht in der Mathematik gab. Nachdem er sich 1778 nach Paris gewendet, wo er sich nun ausschließend der Medicin widmete, wurde er 1791 dirigirender Arzt an der Irrenanstalt zu Bicêtre und 1794 an der Salpetrière. Durch die rauhe und grausame Behandlung der Irren, wie sie damals fast überall noch Sitte war, mit Abscheu erfüllt, führte er eine menschlichere Behandlung derselben ein, er verband Strenge mit Schonung und war der Erste, welcher die psychische Behandlung der Irren in seinem Werke „Sur l'aliénation mentale" (Par. 1791; neue Aufl., 1809) mit Bestimmtheit aussprach, sowie er auch zu den Ersten gehört, die eine zweckmäßige Aufsicht und Policei in den Irrenhäusern, soweit es möglich war, wirklich ausführten. Auf die physische Behandlung der Irren hielt er weniger, namentlich war er gegen das Blutlassen. Überhaupt befolgte er die erwartende Methode. „Was die Kunst nicht vermag", pflegte er zu sagen, „vermag die Zeit." Seine Pathologie war auf die Condillac'sche Philosophie gebaut und hielt sich daher mehr an die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen, als daß sie ein tiefes

Eindringen in das Wesen der Krankheiten versuchte; jedoch machte seine „Nosographie philosophique" (Par. 1798; 6. Aufl., 1818), die auch den Preis erhalten hatte, Epoche in der franz. Medicin, weil sie einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abhalf. Eigentliche Lehrertalente gingen ihm ab; doch zog er in der Salpetrière, sowie als Professor der Pathologie an der medicinischen Schule eine Menge Schüler, unter die auch sein Nachfolger an der Salpetrière, Esquirol, gehörte. Er redigirte eine Zeit lang die „Gazette de santé", war Mitarbeiter an Fourcroy's „Médecine éclairée par les sciences physiques" und in Verbindung mit seinem Schüler Bricheteau Mitarbeiter an dem großen „Dictionnaire des sciences médicales". Auch besorgte er eine franz. Übersetzung von Cullen's „First lines of the practice of physic" (Par. 1785) und eine neue Ausgabe von Baglivi's Werken (Par. 1788). Von seinen Schriften nennen wir noch den „Discours sur la nécessité de rappeler l'enseignement de la médecine aux principes de l'observation" (Par. 1806). Auch als Mensch stand P. in allgemeiner Achtung. Er war es, der in den Tagen des Schreckens den unglücklichen Condorcet (s. d.) in seinem Hause verbarg. Stets wohlthätig, hat er keine Reichthümer gesammelt. Er starb zu Paris am 25. Oct. 1826. — Sein Sohn Scipion P., Arzt an der Anstalt zu Bicêtre, ist der Verfasser der mit Beifall aufgenommenen Schriften „Sur les causes physiques de l'aliénation mentale" (Par. 1826), „Sur les altérations de l'encéphale" (Par. 1821), „Physiologie de l'homme aliéné, appliquée à l'analyse de l'homme social" (Par. 1833) und „Du régime sanitaire des aliénés" (Par. 1836).

Pingré (Alex. Guy), einer der ausgezeichnetsten und thätigsten franz. Astronomen, geb. zu Paris am 4. Sept. 1711, erhielt seine Bildung im Orden zu Senlis und wurde 1735 Professor der Theologie. Wegen Theilnahme an den Jansenistischen Streitigkeiten verfolgt, mußte er seiner Professur der Theologie entsagen und sich 1745 mit der untersten Lehrerstelle in Rouen begnügen, bis durch Vermittelung des berühmten Wundarztes Lecat, der P.'s eigentliches Talent erkannte, ihm die Stelle als Astronom an der dasigen Akademie der Wissenschaften übertragen wurde. Schon 1750 ernannte ihn wegen seiner ausgezeichneten Beobachtungen die pariser Akademie zum Correspondenten. Jetzt wurden auch seine Ordensbrüder wieder aufmerksam auf ihn, riefen ihn zurück und ließen 1751 eine Sternwarte bauen, auf der er nun 40 Jahre lang seine Beobachtungen fortsetzte. Von 1754—57 gab er die ersten astronomischen Schifferkalender heraus, als deren Fortsetzung die besonders unter Lalande berühmt gewordene „Connaissance des temps" zu betrachten ist. Auch wurde er 1756 Mitglied der Akademie, deren Denkschriften er bis 1770 jährlich mit Abhandlungen bereicherte. Seit 1757 mit der Theorie und Berechnung der Kometen beschäftigt, berechnete er allein beinahe ebensoviel Kometenbahnen als alle übrige Astronomen Europas zusammen. Viel genauer als Lacaille bestimmte er für die zweite Ausgabe der „L'art de vérifier les dates" die Sonnen- und Mondfinsternisse auf 2000 Jahre. Sein Hauptwerk ist seine „Cométographie" (2 Bde., Par. 1783, 4.); seine „Histoire de l'astronomie du 17ième siècle" (Par. 1790) blieb unvollendet. Er starb am 1. Mai 1796.

Pinie oder Zirbelkiefer (Pinus pinea), ein Baum aus der Familie der Zapfentragenden mit 50—60 F. hohem astlosen Stamme, breiter, schirmförmiger Krone und 6 Z. langen dunkelgrünen Nadeln, wächst häufig in der Türkei, Italien und Spanien und wird selbst in dem welschen Tirol und in Mittelfrankreich mit Erfolg angepflanzt. Er bildet einen charakteristischen und daher in den meisten Bildern sich wiederholenden Schmuck der südlichen Landschaft, liefert ein schönes und sehr nützliches Holz und in ziemlich kugelrunden Zapfen die Zirbelnüsse, die drei Jahre zum Reifen brauchen, im Geschmacke ziemlich den Mandeln gleichen, in Italien manchen Speisen zugesetzt, in Deutschland nur zum Nachtische gegessen werden, und ehedem auch in der Medicin Anwendung fanden.

Pinke, s. Schiff.

Pinta, s. Maß und Gewicht.

Pinturicchio (Bernardino), eigentlich Betti, ein berühmter Maler der röm. Schule, war zu Perugia 1454 geboren und der Mitschüler Perugino's bei einem der ältern Maler der umbrischen Schule, später auch dessen Mitarbeiter, indem er Perugino's wie nachher auch Rafael's Compositionen in Farben ausführte. Seine letzten Werke zeigen ihn zu handwerksmäßiger Schnellarbeit herabgesunken. Er starb 1513, wie die Sage erzählt, aus

Ärger, daß er einen Schatz im Kloster des heil. Franciscus zu Siena, den die Mönche dadurch entdeckten, daß P. einen alten Kasten aus der Zelle, wo er arbeiten sollte, durchaus weggeschafft wissen wollte, nicht selbst gehoben hatte. Vielleicht gab zu dieser Sage die große Vorliebe P.'s für goldene Bordirungen und Franzen, die sich in seinen Gemälden zu erkennen gibt, die Veranlassung. In seinen frühern Arbeiten, z. B. in einem Altargemälde zu Perugia und einigen Fresken zu Rom, offenbart sich auf das schönste die sentimentale Innigkeit der umbrischen Schule; dagegen sind seine Fresken im Dome zu Siena (nach Rafael's Cartons) und im Dome zu Spello schon Zeugnisse abnehmender Tüchtigkeit.

Piombino, ein Fürstenthum, unter der Hoheit des Großherzogs von Toscana, mit der festen Stadt gleiches Namens, welche 4000 E. hat, im Gebiete von Siena, wird durch den Kanal Piombino von der Insel Elba getrennt, die zum größern Theile zu diesem Fürstenthume gehört. Es zählt auf etwa 6 □M. gegen 20000 E. und hat gegen 80000 Fl. Einkünfte. P. war ursprünglich ein Reichslehen und war seit Ende des 14. Jahrh. im Besitze der Familie Appiani. Als diese in männlicher Linie ausgestorben, überließ Kaiser Ferdinand II. dasselbe 1631 dem Könige Philipp IV. von Spanien, der es 1634 an Nicolo Ludovisi, den Gemahl einer Enkelin des letzten Appiani, überließ. Durch Verheirathung der Erbtochter kam nun P. 1681 an Hugo Buoncompagni, Herzog von Sora und Alcara. Da Anton Buoncompagni im span. Erbfolgekriege auf Seiten Frankreichs stand, so wurde das Lehen 1708 vom Kaiser eingezogen, nachher aber unter sardin. Hoheit an das Haus Buoncompagni zurückgegeben. Anton's Söhne stifteten die beiden noch blühenden Linien Buoncompagni-Ludovisi und Buoncompagni-Ludovisi-Ottoboni. Im J. 1801 trat der König beider Sicilien Ferdinand IV. den Stato degli Presidii nebst P., über welches er aber nur die Lehnshoheit besaß, an Frankreich ab. Der Kaiser Napoleon entzog der Familie Buoncompagni ihr ganzes Besitzthum und ertheilte am 18. März 1805 das Fürstenthum P. als ein franz. Reichslehn seiner Schwester Elisa Bacciochi (s. d.). Die wiener Congreßacte gab dem Hause Buoncompagni-Ludovisi 1815 das Fürstenthum P. nebst dem Antheile an Elba, unter der Lehns- und Landeshoheit des Großherzogs von Toscana, zurück, mit der Bedingung, daß der Großherzog den Fürsten für den Verlust seiner Hoheitsrechte entschädige. Der gegenwärtige Besitzer ist Anton Buoncompagni-Ludovisi, Fürst von P., Herzog von Sora und Alcara, geb. 1808.

Piombo (Fra Sebastiano del), ein berühmter Maler, war zu Venedig 1485 geboren und hieß nach seinem Familiennamen Luciani. Der Musik, welche er anfangs sehr liebte, entsagte er, um sich der Malerei unter Giovanni Bellini und dann unter Giorgione zu widmen. Als er für sich selbst zu malen anfing, war Portraitmalerei der Zweig, den er vorzüglich betrieb, und in welchem er auch später das Vorzüglichste leistete. Sein Ruf veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agostino Chigi, ihm die Verzierungen seines Hauses in Rom zu übertragen. Allgemein bewunderte man hier die Zartheit seines Pinsels, und Michel Angelo, der auf den wachsenden Ruhm Rafael's eifersüchtig zu werden schien, begann nun sich P.'s bei der Ausführung mehrer seiner Compositionen zu bedienen, indem er so mit seiner großartigen Erfindung die venet. Farbenschönheit verbunden zu sehen hoffte. Als Rafael seine berühmte Himmelfahrt gemalt hatte, wurde P. von Michel Angelo bewogen, durch eine Auferstehung des Lazarus Jenen wo möglich zu überbieten, und dieses Werk, welches ganze Gruppen von Michel Angelo's Erfindung enthält, wird für sein ausgezeichnetstes angesehen. Ebenso kann sein Märtyrertod der heil. Agatha den Werken der ersten Meister zur Seite gestellt werden. Wie dem aber auch sei, so bestand P.'s eigenes Verdienst doch nur in einzelnen Figuren und Portraits. Sein Pietro Aretino und Papst Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Ähnlichkeit und dem vollendetsten Colorit. Von Letzterm zum päpstlichen Siegelbewahrer ernannt, worauf auch sein Beiname, del Piombo, anspielt, indem das an die päpstliche Bulle gehängte Siegel in Blei (piombo) abgedruckt zu werden pflegte, sah er sich genöthigt, das geistliche Gewand zu nehmen. Seitdem beschäftigte er sich mit Dichtkunst, und malte nur noch zuweilen auf besondere Veranlassung ein Portrait, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici und den Papst Paul III. im Verscheiden. Er starb 1547. In der von ihm erfundenen eigenen Art, in Öl auf Stein zu malen, ist in St.-Peter in Montorio noch eine Geißelung vorhanden.

Pionniers bilden einen Theil des Ingenieurcorps (s. Ingenieure) und werden vorzugsweise dazu verwendet, entweder den Boden und die Localität überhaupt zur Vertheidigung geschickter zu machen, oder um die in gleicher Absicht vom Feinde getroffenen Maßregeln zu zerstören. Ihrem Dienste fällt daher besonders anheim das Aufwerfen der Feldschanzen nebst Ausführung der Überschwemmungen, Verhaue (s. d.), Barrikaden (s. d.) und sonstiger Vertheidigungsmittel, und im Festungskriege die Leitung der Tranchée-Arbeiten; ferner das Wegräumen der Verhaue und Barrikaden, das Zerstören der Dämme, welche eine Überschwemmung bewirken, das Sprengen oder Verbrennen von Brücken und die Einrichtung der Colonnenwege (s. Colonne), sowie die Ausbesserung besonders schlechter Stellen auf den gewöhnlichen Straßen.

Pipe, ein in Portugal und Spanien übliches Weinmaß, das bei Messung portug. und span. Weine auch in andern Ländern gebraucht wird. Die portug. Pipa oder Bota hält ungefähr 6⅓ preuß. Eimer, die span. nicht ganz 6 preuß. Eimer. Im londoner Zollhause rechnet man die Pipe Portwein zu 115, die Pipe Teneriffa zu 100, die Pipe Madeira zu 92 Gallons.

Pipin ist der Name dreier in der Geschichte der Franken (s. d.) berühmter Männer. — P. von Landen, einem Ort im damaligen Hasbengau, jetzt in der belg. Provinz Lüttich, der Sohn eines fränk. Edeln Karlmann, trug mit dem Bischof von Metz, Arnulf, am meisten dazu bei, daß es Chlotar II. 613 gelang, die fränk. Reiche zu vereinigen. Er verwaltete unter ihm und dessen Nachfolgern Dagobert I. (s. d.) und Siegbert das Amt eines Major Domus (s. d.) in Austrasien, in der That aber die Herrschaft über das ganze fränk. Land mit Kraft und Weisheit bis zu seinem Tode im J. 639. — Der Sohn seiner Tochter Begga und Ansegisil's, des Sohnes Arnulf's, war P. von Herstall an der Maas unweit Lüttich, der nach des Königs Dagobert II. Tode im J. 678 mit seinem Vetter Martin an die Spitze der Austrasier trat, die sich weigerten, Theoderich III. von Neustrien und Burgund und seinem gewaltthätigen Major Domus Ebroin zu gehorchen. Martin wurde durch List gefangen und getödtet; P. hielt sich. Zwar wurde er nach Ebroin's Ermordung im J. 682 von dem neustrischen neuen Major Domus Giselmar bei Namur geschlagen; im J. 687 aber überwand er bei Testri an der Somme, unweit Peronne, dessen Nachfolger Berchar, der auf der Flucht umkam, und wurde nun von Theoderich durch Vergleich als Major Domus in allen drei Reichen anerkannt. Unter dem Titel eines dux et princeps Francorum übte er die Herrschaft aus unter den Königen Theoderich, der 691, seinem Sohn Chlodwig, der 695, dessen Bruder Childebert III., der 711 starb, und Dagobert III., an deren Hof erst der ihm ergebene Nordbert und nach dessen Tode sein eigener Sohn Grimoald ihn vertrat. Er stellte die durch Ebroin verkommene Sitte der Volksversammlung des Märzfeldes (s. d.) wieder her, kämpfte 689 und 697 siegreich gegen die Friesen (s. d.), ebenso gegen Alemannen und Baiern, und starb kurz nach Grimoald's Tode im Dec. 714. — Sein anderer Sohn war Karl (s. d.), genannt Martell. Dieser theilte, ehe er starb, 741 die Verwaltung des Reichs unter seine Söhne, die er mit seiner ersten Gemahlin Rotrude erzeugt hatte, Karlmann und Pipin, der Kleine genannt, aber berühmt wegen gewaltiger Kraft des Körpers wie des Geistes. Der Erste erhielt Austrasien, der zweite Neustrien und Burgund; ihrem Bruder Grifo sollten einzelne Landschaften zu Theil werden. Doch nahmen jene ihn gefangen, unterdrückten den Aufstand Hunold's von Aquitanien (s. d.) und setzten auf den seit 737 erledigten fränk. Thron einen neuen, den letzten merovingischen Schattenkönig, Childerich III. Sie besiegten 743 am Lech den bair. Herzog Odilo, der wider ihren Willen ihre Schwester Chiltrud geheirathet hatte, und zwangen auch seine Bundesgenossen, die Alemannen, und die Sachsen, wie den aquitanischen Hunold im J. 745 zum Frieden. Im J. 747 erwählte Karlmann freiwillig den geistlichen Stand, übertrug seinem Bruder P. seine Länder und ging nach Rom, wo er vom Papst Zacharias geweiht, fortan in Montecasino als Mönch lebte. Grifo, dem P. die Freiheit gegeben, hatte die Sachsen unter die Waffen gerufen, die sich aber mit P. verglichen, als dieser gegen sie zog; auch die Baiern, zu denen er nun floh, und die Alemannen, die sich seiner annahmen, ergaben sich, als P. nahte, der die alemannische Herzogswürde aufhob, bei den Baiern Odilo's unmündigen Sohn Thassilo (s. d.) als Herzog, aber unter fränk. Oberhoheit einsetzte, und dem Grifo verzieh. Als P. so seine Macht befestigt hatte, beschloß er die

Königswürde selbst anzunehmen; Papst Zacharias hatte auf seine Anfrage erklärt, daß Der König zu heißen würdig sei, der die Regierung führe; auch die Lehnsleute und Geistlichen waren für ihn; und so wurde denn auf einem Reichstag zu Soissons im J. 752 P. zum König erwählt und mit seiner Gemahlin Bertrade von Bonifaz (s. d.) gesalbt, der abgesetzte Childerich aber in ein Kloster bei Saint-Omer, und dessen Sohn Theoderich in das Kloster Fontenelle in der Normandie geschickt. Gegen Aistulf, den König der Longobarden (s. d.), rief Papst Stephan II. P.'s Hülfe zu Pontyon im J. 753 persönlich an und salbte selbst ihn und seine Söhne in Saint-Denis noch einmal. P. zog im Frühjahre 754 nach Italien; Aistulf, in Pavia belagert, verstand sich zu Allem, brach aber seine Zusagen, sobald P. zurückgegangen war, und belagerte den Papst in Rom selbst. So kehrte denn P. 755 zurück und nöthigte ihn zur Aufhebung der Belagerung und Abtretung des Exarchats, das er an den Papst schenkte (Pipinische Schenkung), der nun im Namen der röm. Republik Patricius oder Statthalter wurde, während P. selbst das Patriciat über die Stadt Rom übernahm. Kriege mit dem aufrührerischen Herzog Waifar in Aquitanien, in denen den Arabern die Plätze, die sie noch im südlichen Frankreich hatten, entrissen wurden, und mit den Sachsen fallen noch in die spätern Jahre der auch für die innere Ordnung des Staats und Befestigung christlicher Bildung wichtigen Regierung P.'s, der 54 Jahre alt zu Paris am 24. Sept. 768 starb und den Thron seinen Söhnen Karl (s. Karl der Große) und Karlmann hinterließ.

Pippi (Giulio), s. Giulio Romano.

Pips, Pfipps oder Zipf ist eine Krankheit des Hühnerviehes, besonders der Hühner und Gänse, die in Verstopfung der Nasenlöcher, besonders der Drüsen in der Schleimhaut, und in Verhärtung der Zunge besteht. Der Pips zeigt sich in Folge schnellen Wechsels der Witterung, auf den Genuß frischer Getreidearten, warmen Brotes, heißen Futterbreis und eines unreinen, faulenden Getränkes oder auch bei Mangel an Getränk überhaupt. Bei den vom Pips befallenen Vögeln bildet sich im weitern Verlaufe der Krankheit auf der Zungenspitze eine über dieselbe hervorragende verhärtete, hornartige Haut, die weggeschnitten werden muß. Unter den Hühnern verursacht der Pips oft sehr großes Sterben. — Bei dem Menschen versteht man unter Pips einen katarrhalischen, mit Anschwellung der Halsdrüsen verbundenen Zustand.

Piquet nennt man diejenigen Truppenabtheilungen eines Feldlagers oder Bivouacs, welche bei einbrechender Dunkelheit zur Unterstützung der Feldwachen, und im Allgemeinen der Vorpostenlinie, in einer, durch die Beschaffenheit des Terrains bestimmten, kurzen Entfernung hinter den Feldwachen aufgestellt werden. Sie bestehen nach Erfodern aus Infanterie oder aus Cavalerie; Artillerie wird ihnen nur in besonders geeigneten Fällen beigegeben. Ihr Zweck ist die momentane Verstärkung eines angegriffenen Punktes, wodurch dem rascheren Vordringen des Angreifenden ein Ziel gesetzt wird. Sie erhalten sich durch Zwischenposten und Patrouillen (s. d.) in fortdauernder Verbindung mit den Feldwachen, und kehren gewöhnlich des Morgens in ihre frühere Stellung zurück, wenn nicht besondere Umstände eine fortdauernde Unterstützung der Vorpostenlinie nothwendig machen.

Piquetspiel oder Rummelpiquet, ein Spiel mit deutschen Karten, gewöhnlich zwischen Zweien, war früher sehr allgemein verbreitet und beliebt, ist aber jetzt ganz aus der Mode gekommen.

Piräeus, s. Athen.

Piräten, s. Seeräuberei.

Pirithoos, der Sohn des Irion oder des Zeus und der Dia, der Tochter des Deioneus, König der Lapithen in Thessalien, war der Gemahl der Hippodameia, mit der er den Polypoites zeugte. Bei seiner Vermählung fand jener berühmte Kampf der Lapithen (s. Lapithes) und Centauren statt, der die Vertreibung der letztern vom Pelion zur Folge hatte. Außerdem ist P. namentlich seines Freundschaftsbundes wegen mit Theseus (s. d.) bekannt. Er stand beim Raube der Helena (s. d.) dem Theseus bei, der dafür mit ihm in die Unterwelt hinabsteigen mußte, um von dort die Persephone zu entführen. Unterwegs ermüdet, setzten sie sich nieder, um auszuruhen, vermochten aber dann nicht wieder aufzustehen. Herakles wollte sie befreien, und mit dem Theseus gelang es ihm auch; P. aber mußte in der Unterwelt zurückbleiben. In ihrer sitzenden Stellung malte sie Polygnotos.

Pirkheimer (Wilibald), oder Pirkhaimer, ein berühmter nürnberger Rathsherr, stammte aus einem edeln und reichen Geschlechte der Reichsstadt Nürnberg und war 1470 zu Eichstädt geboren. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Musen, darauf bedacht, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, hatte ihn bereits mit der Welt bekannt gemacht, als er denselben, den Ritterdienst zu erlernen, in die Dienste des Bischofs von Eichstädt treten ließ, der, als einer der Aufseher des Schwäbischen Bundes, unaufhörlich von räuberischen Nachbarn befehdet wurde. Zwei Jahre verlebte nun P. in stetem Kriegsdienste, und gern wäre er dieser Beschäftigung auf einem größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn seine wissenschaftliche Bildung in Italien vollenden zu lassen. Sieben Jahre studirte er hierauf zu Padua und zu Pisa vorzugsweise die Rechtswissenschaften, zugleich aber alle Gegenstände der Kunst und Wissenschaften, die sich ihm darboten. Nach seiner Rückkunft erhielt er sogleich die Anwartschaft auf eine Senatorstelle und wurde sodann, da er mit gründlicher Kenntniß der Rechte seine Sitten und große Beredtsamkeit verband, zu verschiedenen Gesandtschaften auf Reichstage und an Fürsten gebraucht. Im J. 1499 vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnberger Truppen in dem unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Sowol Maximilian I. wie Karl V. erkannten seinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geschäften mehre Jahre gewirkt und genützt hatte, zog er sich von denselben zurück und widmete seine Muße den Wissenschaften und seinen Freunden, unter denen er auch Konr. Celtes und Albr. Dürer zählte. Nur noch von Zeit zu Zeit nahm er an den Staatsangelegenheiten Theil. Er starb 1530. Ihm verdankt namentlich auch die nürnberger Typographie ihren hohen Aufschwung; auch förderte er mit Eifer die Reformation. Unter seinen Schriften (herausgegeben von Goldast, Frankf. 1610, Fol.), welche hauptsächlich in historischen und politischen Aufsätzen und Gedichten satirischen Inhalts bestehen, sind besonders seine Briefe an Zeitgenossen bemerkenswerth und lehrreich. Seine „Historia belli Suitensis" wurde von Münch übersetzt und mit P.'s Biographie begleitet (Bas. 1826). Vgl. Mayer, „P.'s Aufenthalt zu Neunhof, von ihm selbst geschildert, nebst Beiträgen zu dem Leben seiner Schwestern und Töchter" (Nürnb. 1828) und „Zum Andenken W. P.'s" (Nürnb. 1828).

Pirmasens, eine Stadt in der bair. Pfalz, ehemals die Hauptstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, mit einem Schloß und etwa 5000 E., ist durch den Sieg merkwürdig, den die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig am 14. Sept. 1793 über die Franzosen unter Moreau hier erfochten. Die letztern wurden bis an die Saar zurückgeworfen und hierauf sogar die Weissenburger Linien, eine für unüberwindlich gehaltene Verschanzung der Franzosen zwischen Weissenburg und Lauterburg, durch die vereinten Kräfte der Östreicher und Preußen am 13. Oct. erstürmt.

Pirna, eine Stadt im meißner Kreise des Königreichs Sachsen, zum Kreisdirectionsbezirk Dresden gehörig, mit der Irrenanstalt auf dem Sonnenstein (s. d.), liegt am linken Ufer der Elbe, in die hier die Gottleuba einmündet, in einer herrlichen Gegend, ist im Ganzen gut und massiv gebaut und zählt 5900 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich nächst dem Schlosse auf dem Sonnenstein aus das Rathhaus, die schöne Hauptkirche, erbaut 1502—46, mit buntgemalten Fensterscheiben, und die Kloster- oder Spitalkirche, welche zu dem daselbst 1301 gestifteten Dominicanerkloster gehörte, 1686 abgebrochen und in bessern Stand gesetzt wurde. An die Stelle des ehemaligen Lyceum sind eine Knaben- und Mädchenschule, eine Armen- und Fabrikschule getreten; auch hat die Stadt ein Waisenhaus (seit 1814), ein gut fundirtes Hospital und andere wohlthätige Anstalten. Eine Steingutfabrik beschäftigt viele Menschen, und neben einigen andern Fabriken, geben Schiffahrt und Handel mit Holz, Kalk und Sandstein die Hauptnahrungszweige. Übrigens wird der sogenannte pirnaische Sandstein nicht nur in der nächsten Umgebung von P., sondern auch mehre Stunden weit von der Stadt am linken und rechten Elbufer bei Liebethal, Cotta, Postelwitz u. s. w. gebrochen. In dem an die Stadt sich anschließenden Flecken Hausberg besteht seit 1828 eine katholische Kirche nebst Schule. P. war in frühester Zeit böhm. Lehn, wurde wiederholt verpfändet und wieder eingelöst, bis es seit 1404 bei Sachsen verblieb. Schon in sehr früher Zeit hatte es Stapelgerechtigkeit erlangt, was dazu beitrug, daß es sich im Mit-

telalter zu einer der ansehnlichsten Städte Sachsens erhob. Durch Krieg und Pest sank sie in der Folge von ihrer Höhe herab. Entsetzliche Leiden hatte sie im Dreißigjährigen Kriege durch die Schweden unter Banér im J. 1639 zu erdulden. Auch litt sie bedeutend im Siebenjährigen Kriege, wo in der Nähe die sächs. Armee von den Preußen gefangen wurde, sowie im Kriege 1813.

Pirnaischer Mönch (Monachus Pirnensis) ist der von den Geschichtschreibern allgemein angenommene Name für den Mönch Johann Lindner (lat. Tilianus) im Kloster zu Pirna, von dem wir unter dem Titel „Onomasticon" eine Art historisch-geographischen Lexikons besitzen. Er war der Sohn eines Schneiders aus Mönchsberg in Franken und sein Werk, das im Originalmanuscript 16 Buch Papier umfaßt, ist in den J. 1480—1530 niedergeschrieben. Es ist in deutscher Sprache abgefaßt und gibt aus gedruckten Werken und mündlichen Überlieferungen zwar manches Märchen, ist aber da, wo der Verfasser über ihm näher liegende Gegenstände als Zeitgenosse und Augenzeuge berichtet, eine sehr wichtige Quelle für die sächs. Geschichte. Nur durch einen Zufall entging das Originalmanuscript, von dem man keine Abschrift kennt, dem Untergange. Durch die Schweden im Dreißigjährigen Kriege vom Rathhause zu Pirna herabgeworfen, war es einem Krämer in die Hände gefallen, der bereits Düten davon zu machen angefangen hatte, als ein Landgeistlicher dasselbe an sich brachte und es dem Historiographen Knauth überließ, durch den es an die leipziger Stadtbibliothek kam, wo es gegenwärtig aufbewahrt wird. Einen Auszug daraus mit besonderer Rücksicht auf sächs. Geschichte lieferte Mencken in den „Scriptores rerum german." (Bd. 2).

Piroguen oder Pirogen heißen die aus einem Baumstamme gearbeiteten und unter dem Namen Canot (s. d.) bekanntern Fahrzeuge der Indianer. An der Küste von Labrador werden sie sehr künstlich aus einem leichten Holzgestelle, das mit Seekalbfellen überzogen wird, gefertigt und zum Fischfange benutzt. Sie fassen oft nur einen Mann. Die malaiische Proa ist eine eigenthümliche Gattung der Pirogue. Ihre eine Seite nämlich ist länglichrund und dicht am Borde steht der Mast; die andere Seite dagegen ist vollkommen gerade und bleibt allemal vom Winde abgekehrt, sodaß man nur durch Umwenden des Segels hin und wieder fährt, und Vorder- und Hintertheil des Fahrzeugs wechselt. Sie sind wegen ihrer Schnelle berühmt.

Pirol (Oriolus galbula), einer der schönsten einheimischen Vögel, aus der Gruppe der Raben, lebt im südlichern Europa, kommt zu uns als Zugvogel im Mai, weshalb man ihn auch den Pfingstvogel nennt. Er baut dann im Fliegen ein ziemlich künstliches Nest aus Grashalmen, ist unruhig, zänkisch, sehr scheu und daher schwer zu schießen und zu fangen. Er frißt Insekten, aber vorzüglich gern Kirschen, Weinbeeren und Feigen, und zieht im Aug. von dannen. Die Männchen sind von hoch citronengelber Farbe und schwarz auf Rücken und Flügeln, die Weibchen gelblich olivengrün. Die erstern zeichnen sich aus durch starken, flötenden Gesang, und können als Zimmervögel gehalten werden.

Piron (Alexis), franz. Dichter, geb. zu Dijon am 9. Juli 1689, war der Sohn des Apothekers Aimé P., dessen Dichtungen im burgund. Dialekte oft mit den trefflichen „Noëls bourguignons" von Lamonnoye genannt werden. Vergebens bemühte sich sein Vater, dem Sohne eine solide Bildung zu geben, den sein lebhafter Geist von einem tollen Streiche zum andern trieb. Nur in seiner entschiedenen Liebe für die Poesie zeigte er von früh an Beharrlichkeit. Ein höchst unanständiges Gedicht, das er im Taumel einer Orgie auf das Papier geworfen hatte, nöthigte ihn, aus seiner Vaterstadt zu fliehen; er ging nach Paris und verlebte dort die ersten neun Jahre in Dürftigkeit, indem er sich durch seine schöne Handschrift zu ernähren suchte. Allmälig machten ihn seine treffenden Epigramme bekannt, und er wurde nun ein Glied der guten Gesellschaft, in der er durch Geist und Heiterkeit glänzte. So gehörte er mit Crébillon, Collé, Gallet und Gresset zu den beliebtesten Mitgliedern der Zusammenkünfte des Caveau, von wo aus seine humoristischen Episteln, seine zum Theil an das Schlüpfrige streifenden Erzählungen und andere poetische Kleinigkeiten seiner Feder in das größere Publicum gelangten. Als Bühnendichter begann er mit Arbeiten für kleine Theater, und lange Zeit arbeitete er für Francisque, den Unternehmer der komischen Oper, der nur Monodramen spielen durfte, weil alle andern Privilegien vergeben waren. P.'s größere Stücke, z. B. „L'école des pères" (1728; zuerst unter dem Titel „Les fils ingrats")

und „Gustave Vasa" (1733) fanden nur mäßigen Beifall und sein „Callisthène" (1730) wurde so entschieden mißfällig aufgenommen, daß er sich für diese Ungunst durch seine Satire „La calotte du public" schadlos zu halten suchte. Erst seine „Métromanie" (1738) wurde als ein wahres Meisterwerk begrüßt. In der That ist diese Dichtung, in welcher P. seine dichterische Leidenschaft selber zum Gegenstande der Darstellung macht, allein im Stande, ihm einen unvergänglichen Namen zu sichern. Dessenungeachtet wies ihn die Akademie zurück, als er sich 1753 um eine erledigte Stelle bewarb. Aus Rache wählte er nun die Akademie und die Akademiker, die er „Les Invalides du Bel-Esprit" nannte, zum Gegenstande seiner Satire und verfaßte sich unter Anderm die Grabschrift:

Ci-gît Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien.

(Hier liegt P., der nichts war, nicht einmal Akademiker.)

Er starb am 21. Jan. 1773. In seinen „Oeuvres" (7 Bde., Par. 1776), deren Besorgung er durch testamentarische Verfügung Rigoley de Juvigny überließ, hat Manches Aufnahme gefunden, was man besser der Vergessenheit überlassen hätte.

Pirouette, eigentlich ein kleiner Kreisel, heißt in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf einem Fuße, und in der Reitkunst das schnelle, sehr enge Herumwerfen des Pferdes, sodaß es mit dem Kopfe auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweife war; daher **Pirouettiren**, im Kreise drehen.

Pisa, eine der ältesten und schönsten Städte Italiens, die Hauptstadt des zum Großherzogthum Toscana gehörigen **Gebiets von Pisa**, liegt in einer reizenden, fruchtbaren Ebene, eine Meile vom Meere, am Arno, über welchen drei Brücken führen, darunter die schöne Ponte Marmo. Sie hat breite, gerade und gut gepflasterte Straßen und schöne große Plätze. Unter den 80 kirchlichen Gebäuden zeichnet sich der im 11. Jahrh. von einem griech. Architekten erbaute Dom durch sein von 74 Säulen getragenes Gewölbe, durch herrliche Gemälde und schöne bunte Fenster aus. Neben ihm steht der berühmte, im 12. Jahrh. von einem Deutschen, Namens Wilhelm, erbaute schiefe Thurm, dessen höchster Punkt, wenn man ein Bleiloth herabläßt, an der Grundmauer eine Abweichung von 15 F. ergibt. Er ist rund, ganz von Marmor, besteht bei einer Höhe von 168 F. aus sieben Stockwerken und ist oben platt und mit einer Galerie umgeben. Nach der Meinung Einiger ist der Thurm absichtlich schief gebaut; nach den neuesten Untersuchungen scheint er jedoch, wie andere Gebäude in P., nach der Meeresseite hin sich gesenkt zu haben. Daß er dessenungeachtet keine Risse bekommen, rührt von der außerordentlich guten Verbindung seiner Materialien her. Dem Dome gegenüber liegt das 1152 von Dioti Salvi erbaute Battisterio, oder die Kirche des heil. Johannes, eine runde, von herrlichen Säulen getragene Kuppel mit ungemein starkem vielfältigen Echo und einer Kanzel, die eines der größten Meisterwerke Nicola Pisano's ist. Zwischen beiden breitet sich das Campo santo aus, ein alter, seit früher Zeit zum Begräbnisse großer und verdienter Bürger der Republik bestimmte Kirchhof, dessen Erde die Pisaner 1228 auf Schiffen aus Jerusalem holten. Er ist von goth. Hallen eingefaßt, die der Baumeister Giovanni Pisano um 1283 vollendete und deren Wände mit Frescogemälden von Giotto, Buffalmaco, Laurati, Antonio Veneziano, Spinello, Memmi, Orgagna u. A. geschmückt sind, die aber alle durch die unübertrefflichen Schildereien Benozzo Gozzoli's verdunkelt werden. Ihr Anblick entzündete den Funken des Kunstgenies Leonardo's, Rafael's und Michel Angelo's. Vgl. Ippolito Pindemonte, „Lettere pittoriche sul Campo santo di P." (Pisa 1810); Carlo Lasinio, „Pitture al fresco del Campo" (Pisa 1812) und Paolo Lasinio, „Pitture al fresco del Campo santo" (Flor. 1832). Von den übrigen Gebäuden zeichnen sich aus die in zierlich goth. Geschmack gebaute Kirche Madonna della Spina, der Palast des einst hier residirenden Ritterordens des heil. Stephan mit der Kirche, deren Orgel eine der größten in Italien ist, der Palast des Großherzogs und der Palast Lanfranchi, wo Lord Byron eine Zeit lang wohnte. Auch zeigt man den Hungerthurm, in welchem Ugolino Gherardesca 1288 mit seinen Kindern umkam; indeß ist der ursprüngliche gewiß nicht mehr vorhanden. Die Universität zu P., angeblich 1330 gestiftet, wurde durch Cosmo I. von Medici erneuert und stand in frühern Zeiten in hohem Rufe. Sie hat eine Bibliothek von 60000 Bänden, einen botanischen Garten, eine Sammlung physikalischer

Instrumente und eine Sternwarte; auch stehen mit ihr mehre Collegien, namentlich ein physikalisch-medicinisches, eine Accademia italiana und mehre Kunstsammlungen in Verbindung. Nahe bei der Stadt befindet sich die landwirthschaftliche Anstalt San-Rossore mit großer Stuterei und Kameelzucht (200 Stück). Die Stadt ist gegen früher sehr verödet und statt der 150000 E., die sie im 13. Jahrh. gezählt haben soll, hat sie jetzt kaum 22000. Vier Miglien von P. entfernt, am Fuße des Berges San-Giuliano, liegen die schon zu Plinius' Zeit bekannten pisanischen Bäder, 36 Quellen, die reich an kohlensaurem Gas und vitriol- wie auch salzsaurem Natrum, besonders in rheumatischen und gichtischen Krankheiten und gegen Leberleiden und Nervenschwäche innerlich und äußerlich angewendet werden. In der weitern Umgegend von P. ist das große Kloster Certosa di Calci sehenswerth. Handel und Gewerbe der Pisaner, obwol jetzt durch eine nach Livorno geführte Eisenbahn unterstützt, sind noch immer sehr unbedeutend. Doch ist die Umgegend von P. gut angebaut, ergiebig an gutem Öl und reich an schönem Marmor. Vgl. Morrona, „P. illustrata nelle arti del disegno" (3 Bde., Livorno 1812), und Desselben „Pregi di P." (Livorno 1816).

P. hatte schon frühzeitig im Mittelalter sich durch den kräftigen Freiheitssinn und thätigen Handelsgeist seiner Bürger zu einer mächtigen Republik erhoben, deren Gebiet die ganze damals angebaute, sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis Piombino umfaßte. Im Kampfe mit den Sarazenen eroberte es Sardinien, Corsica und die Balearen; es gründete Colonien in der Levante und behauptete seine Herrschaft auf dem Meere gegen Genua. Als eifrige Ghibellinen dem Kaiser treu ergeben, geriethen die Pisaner mit den guelfisch gesinnten Städten Florenz, Lucca und Siena in blutige Fehden, die sie jedoch lange Zeit siegreich bestanden. Von Genua aber aufs neue angegriffen und in der Seeschlacht bei Molara 1288 völlig besiegt, verlor P., da seine übrigen Feinde mit Genua sich verbanden, in den folgenden Kämpfen alle seine Besitzungen. Es war dem Untergange nahe, als Ugolino Gherardesca (s. d.), das Haupt der Guelfenpartei, die Herrschaft an sich riß. Neue Kräfte gewann P. unter den hiernächst auftretenden ghibellinischen Herrschern, besonders unter Ugoccione. Doch von innern Parteiungen und neuen Kriegen, in denen es seine alte Tapferkeit bewährte, erschöpft, trat es endlich unter Mailands Schutz und wurde darauf dem Herzoge Galeazzo Visconti verkauft und von dessen Sohne 1406 den Florentinern, den geschwornen Feinden P.s, abgetreten. Durch Hunger wurde die Stadt zur Übergabe gezwungen und durch Gewalt in Gehorsam erhalten. Als aber 1494 Karl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob sich auch P. unter Simon Orlandi, nahm den König von Frankreich zum Schutzherrn an und erkämpfte sich mit dessen Hülfe in einem 15jährigen Kriege seine Selbständigkeit und eine neue Verfassung. Doch fortwährend reizte es, als ein wichtiger Stützpunkt der Macht in Italien, die Eifersucht und Herrschbegierde der benachbarten Staaten. Florenz bemächtigte sich des Gebiets von P. und begann am 31. Juli 1499 die Stadt zu belagern. Aber die Anstrengungen der Florentiner scheiterten an dem Muthe und der Tapferkeit der pisan. Männer und Frauen, und ebenso kräftig widerstand die neubefestigte Stadt dem Eroberungsversuche Ludwig's XII. von Frankreich und zwei neuen Belagerungen der Florentiner im J. 1504 und 1505. Erst am 8. Juni 1509 gelang es den letztern, durch Hunger, unter der Bedingung völliger Amnestie, sich der Stadt zu bemeistern. Seitdem blieb P. bei Toscana. Vgl. Treitschke, „Geschichte der 15jährigen Freiheit von P." (Lpz. 1814).

Pisander, griech. Peisandros, ist der Name zweier Helden im heroischen Zeitalter, von denen der eine, ein Trojaner von Geburt und Sohn des Antimachus, von Agamemnon getödtet wurde, der andere ein Anführer der Myrmidonen war. Historisch bekannter aber und zugleich wichtiger ist der Spartaner Pisander, der Schwager des Agesilaus, welcher zu der Zeit, als die eifersüchtigen Perser im Vereine mit vielen griech. Staaten bald nach dem peloponnes. Kriege das mächtig gewordene Sparta zu demüthigen suchten, auf dem Kriegsschauplatze auftrat. Von Agesilaus hatte er nämlich den Oberbefehl über die Flotte erhalten, erlitt aber, als es bei Knidos (s. d.) zur Schlacht kam, durch die vereinigte pers.-hellen. Flotte unter Konon (s. d.) und Pharnabazus (s. d.) eine völlige Niederlage und verlor selbst dabei sein Leben.

Pisang, richtiger Banane, heißen krautartige Gewächse aus der Familie der Musaceen mit dreijähriger, bisweilen ausdauernder Wurzel, aus welcher mehre weiche, saftige,

6—20 F. hohe, aus den Scheiden der Blattstiele bestehende Stämme emporschießen. Die Blätter sind nicht selten halb so lang wie der Stamm, schön grün, seidenartig glänzend und ein Schmuck der tropischen Landschaft. Zwischen denselben entwickeln sich die von rothen oder violettblauen Scheiden umgebenen Blütenkolben. Die reifen Früchte sind mehr oder weniger cylindrisch, bisweilen eckig, entfernt den Gurken ähnlich, allein von außerordentlich wechselnder Beschaffenheit, indem die Bananen durch Cultur in zahllose Spielarten zerfallen sind, die jedoch alle von zwei botanisch verschiedenen Arten (Musa paradisiaca und Musa sapientum) herstammen. Wild wird zwar keine derselben angetroffen, allein es ist sehr wahrscheinlich, daß beide eigentlich dem ind. Archipel angehört haben. Von dort sind sie schon in den frühesten Zeiten über alle tropische Länder der östlichen Halbkugel verbreitet worden, denn man fand sie bei Entdeckung Polynesiens auf allen großen, seit Jahrtausenden von jeder Verbindung abgeschnittenen Inseln. Nach Amerika müssen sie sehr bald nach der Entdeckung gebracht worden sein, denn schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. waren sie ein wesentliches Nahrungsmittel der Bevölkerung. Gegenwärtig sind sie dort bis in die äußersten Tiefen der Urwälder verbreitet; sie begleiten den seinen Wohnsitz oft wechselnden Inder, bilden in der Nähe der Städte und in großen Pflanzungen vereint den Reichthum vieler Grundbesitzer und sind für die Bevölkerung aller Classen und aller Farben in allen tropischen Ländern ein wahrer Stab des Lebens. Humboldt berechnet, wie ein kleines Feld, mit den keine Cultur verlangenden Bananen bepflanzt, genügt, eine zahlreiche Familie das ganze Jahr hindurch mit reichlicher und gesunder Nahrung zu versehen. Nur die Früchte der kleinen Banane (Musa sapientum) sind roh und wie Obst eßbar; diejenigen der andern Art, welcher Varietät sie auch angehören mögen, müssen bereitet werden. Den tropischen Ländern ersetzt die Banane das Brot vollständig, dient aber auch als Gemüse, je nachdem sie im unreifen oder reifen Zustande zubereitet wird. Die bei uns mit Mühe in Treibhäusern erlangten Bananen sind schlecht und schmacklos. Die nördlichsten Länder Europas für die Cultur der Bananen sind Sicilien, Andalusien und die griech. Inseln.

Pisano (Nicola), Bildhauer und Architekt, geb. ums J. 1200, lebte und wirkte meist in seiner Vaterstadt Pisa und starb nach 1266. Die ital. Kunstgeschichte beginnt mit ihm eine neue Ära, indem nach Jahrhunderten der Roheit und Verarmung in der Sculptur seine Werke eine plötzliche neue Entwickelung zu antiker Freiheit und Schönheit der Form darstellen, die dann im 14. Jahrh. von neuem verloren ging, um erst im 15. mit den großen Florentinern wieder zu erwachen. Das Außerordentliche einer solchen isolirten kunstgeschichtlichen Erscheinung hat von jeher verschiedene Erklärungen hervorgerufen; von seinen Lehrern, byzantin. Bildhauern wie es heißt, konnte P. seinen neuen Stil nicht erlernen, weil dieselben schon einer völligen Leblosigkeit der Darstellung anheimgefallen waren; um so wahrscheinlicher ist es, daß er nach aufgefundenen Antiken, zumal Sarkophagen, studirt und von denselben seine Darstellungsweise entnommen habe. Neuerdings hat jedoch Kugler in seiner „Kunstgeschichte" dargethan, daß P. in seinem frühesten Werke, einem Relief an der Façade des Doms zu Lucca vom J. 1233, viel weniger an die Antike als an den damaligen höchst entwickelten und edeln Stil der deutschen Sculptur erinnere, welcher ihm durch wandernde nord. Künstler bekannt geworden sein mag. Völlig von der Antike eingenommen, erscheint er erst in den berühmten Reliefs an der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa; hier ist die Form nach antikem Princip um ihrer selbst und ihrer eigenen Schönheit willen behandelt. Aus seiner spätern Zeit ist die Kanzel des Doms zu Siena und der prachtvolle Sarkophag des heil. Dominicus in Bologna; außerdem wird er als Architekt mehrer Kirchen in Pisa, Pistoja, Volterra u. s. w. genannt. — Sein Sohn und Schüler Giovanni P., geb. um 1240, gest. 1320, wurde als Bildhauer und Architekt einer der wichtigsten Repräsentanten des seit Ende des 13. Jahrh. in Italien überwiegend gewordenen german. Stils. Von ihm wurde das berühmte Campo santo in Pisa angelegt; er arbeitete die Grabmäler Urban's IV., Martin's IV. und Benedict's XI. in der Kirche zu Perugia, baute die Vorderseite des Doms zu Siena und führte mehre andere Bauwerke aus in Neapel, Orvieto und Pistoja. Für die bischöfliche Kirche zu Arezzo arbeitete er die mit ausgehauenen Figuren, Laubwerk, Musiv- und Schmelzarbeit gezierte marmorne Tafel des Hochaltars, welche 30000 Goldgulden kostete, für Florenz das Taufgefäß in der Kirche zu St.-Johannes, für die Kirche des heil. Do-

minicus zu Bologna den Hochaltar und in seiner Vaterstadt die Kanzeln des Doms und der Kirche auf Campo santo. — Andrea P., geb. 1280, gest. 1345, Bildhauer und Architekt, Giotto's Freund, arbeitete in Florenz die Statuen am Glockenthurm des Doms und die schöne ältere Bronzethür des dortigen Baptisteriums, Werke, worin der german. Stil sich streng und kräftig ausspricht. — Minder bedeutend waren seine Söhne Nino und Tommaso P. — Victor P., genannt Pisanello, ein Maler, geb. 1368 zu San-Vigilio sul Lago im Veronesischen, stand am päpstlichen Hofe in großem Ansehen und starb 1448. Was sich von seinen Malereien in Rom, Venedig, Verona und Pistoja erhalten hat, beurkundet ihn als einen erfahrenen Meister. Doch berühmter wurde er dadurch, daß er zuerst oder als einer der Ersten Schaumünzen, meist aus Bildnissen, mit gut erfundenen und ausgeführten symbolischen Rückseiten bestehend, modellirte, in Formen abdruckte und in Metall goß. Besonders die Köpfe dieser meist zwischen 1429 und 1448 gefertigten Stücke gehören zum Trefflichsten in ihrer Art.

Pischauer, von den Engländern Peshawer geschrieben, ist der Name einer zum Königreich Lahore (s. d.) oder dem Staate der Sikhs (s. d.) gehörigen Provinz und Stadt in derselben. Jene, die Provinz, liegt auf dem rechten Ufer des obern Indus am Ostrande des Tafellandes von Iran, und begreift das untere Thal des Kabulflusses von den Kheiberpässen an bis zu dessen Mündung in den Indus, Attock gegenüber. Dieses Thal ist eine der ergiebigsten und schönsten Landschaften des östlichen Afghanistan (s. d.), zu dem es in geographischer Hinsicht eigentlich zu rechnen ist, wie es auch in politischer Hinsicht dazu gehörte, bis Rundschit Singh (s. d.) König von Lahore, es eroberte und mit dem Sikhstaate vereinigte. In dieser Provinz verschmilzt sich europ. Natur mit indischer, und obwol 3000 F. über dem Meere erhaben, gedeihen in der Thalebene doch das Zuckerrohr und andere Tropengewächse. Die Masse der Einwohner besteht aus mohammedan. Tadschiks und Hindkis; weit geringer an Zahl sind die Sikhs, die Herrscher des Landes, und die zurückgebliebenen Afghanen. Die Hauptstadt Pischauer liegt mitten in der Ebene der Provinz. Die vorzüglichsten Gebäude derselben sind der Bala-Hissar oder das Schloß, ein großes Gebäude mit schönen Gärten, in welchem sonst die Könige von Kabul häufig ihren Aufenthalt nahmen, und das Karavanserai. Vor den innern Unruhen und den Kriegen, welche das Land in neuester Zeit zerrütteten, war P durch Handel und Ackerbau blühend, besaß eine berühmte und stark besuchte mohammedan. Schule und zählte 100000 E., während es gegenwärtig kaum noch 70000 zählt.

Pisé ist diejenige wohlfeile und besonders für unbemittelte Landbewohner sich eignende Bauart, wo auf ein em etwa drei Fuß hohen steinernen Sockel zwischen hölzernen, aus Pfählen und Bretern bestehenden Formen Erde ohne alle Vorbereitung, so wie sie feucht, etwa einen Fuß tief angeworfen wird, eingestampft und so Gebäude aus einem Stück verfertigt werden. Die Stärke der Mauern hängt von der Höhe des Baues ab. In die Fenster- und Thüröffnungen werden nach hinlänglichem Austrocknen der Wände Einfassungen aus Bohlen festgemauert, welche das Gebälk und die Breterbekleidung gemeinschaftlich vertreten. Zum Pisébau eignet sich jede Erdart, in welcher sich bei nasser Witterung Fahrgeleise bilden, und die auch bei darauf folgender trockner Witterung stehen bleiben; doch darf sie nicht zu viele und nicht zu große Steine enthalten. Der fette Thon und Lehm ist nur mit Kies und Sand vermengt brauchbar. Mit vegetabilischen Theilen darf die Bauerde nicht vermengt sein. Die Vorzüge dieser Bauart bestehen in ihrer Wohlfeilheit, Feuerfestigkeit, Trockenheit, Warmhaltung und daß ihr selbst heftige Erderschütterungen wenig schaden. Reparaturen kommen beim Erdbau gar nicht vor. Stellen sich bei ihm die Gebrechen des Alters ein, so muß zum Neubau geschritten werden. Das alte Gebäude gibt dann noch ein treffliches Düngungsmittel. Der Pisébau war schon den alten Römern bekannt. So erzählt Plinius, daß in Spanien und Afrika Mauern aus Erde aufgeführt wurden, die man Formenwände nenne, und daß diese mehre Zeitalter von Regen, Sturm und Feuer unbeschädigt beständen, fester als Bruchsteinmauern. In neuerer Zeit haben hauptsächlich der Professor Conitereaux und die Baumeister Wimpf und Wölfer den Pisébau wieder in Vorschlag gebracht. Vgl. Wimpf, „Der Pisébau" (Weilburg 1837—38) und Wölfer, „Der verbesserte Pisébau" (Weim. 1835).

Pisidien, eine Landschaft in Kleinasien, begriff die Gebirgsgegend am nördlichen Abhange des Taurus und wurde in frühester Zeit als ein bloser Theil von Pamphylien (s. d.) betrachtet. Die Bewohner dieses Landes, die Pisidier, waren zwar kühn und tapfer, aber auch überaus räuberisch und deshalb von ihren Nachbarn gefürchtet.

Pisisträtus oder Peisistratos, der bekannte Machthaber von Athen, genoß schon von Seiten der Geburt große Vorzüge, da er aus einem alten edlen Geschlechte stammte, von seiner Mutter her mit Solon verwandt war und von seinem Vater Hippokrates ein bedeutendes Vermögen ererbt hatte, wurde aber noch mehr von der Natur durch ungemeine Fassungskraft, durch einen klaren Verstand und rednerisches Talent unterstützt. Sehr bald entwickelte sich jedoch in ihm ein unbegrenzter Ehrgeiz und ein ungemessenes Streben nach Herrschaft. Gleich bei seinem Eintritt in das öffentliche Leben suchte er daher durch Herablassung und schrankenlose Freigebigkeit, sowie durch Vorspiegelung bürgerlicher Freiheit und demokratischer Verfassung die niedere Volksclasse für sich zu gewinnen und, als ihm dies gelungen war, seine weiteren Pläne mittels einer List in Ausführung zu bringen. Mit leichten Wunden bedeckt, die er sich selbst zugefügt hatte, erschien er nämlich einst auf dem Marktplatze, rief seine Mitbürger zum Schutz gegen die Verfolgungen vorgeblicher Feinde auf und erschlich sich auf diese Weise eine Leibwache von Keulenträgern. Vergeblich waren Solon's (s. d.) Bemühungen, die Eintracht zwischen den damaligen Parteien herzustellen und das Unternehmen des P. zu vereiteln. Mit Hülfe jener Leibwache besetzte P. die Burg von Athen, entwaffnete die Menge und machte sich 561 v. Chr. zum Oberherrn der Stadt. Dabei wußte er jeden Schein der Tyrannei zu vermeiden, erhielt die bestehenden Gesetze des Solon in ihrer Kraft und Würde aufrecht und bewies gegen den Gesetzgeber selbst die größte Hochachtung, vermochte aber dennoch nicht dessen Auswanderung zu verhindern. Indeß war des P. Obergewalt noch lange nicht gesichert, denn während Solon's Abwesenheit hatte sich der Parteienkampf erneuert und ein gewisser Lykurgus, der Vertreter des Adels, sowie Megakles, aus der mächtigen Familie der Alkmäoniden und Eidam des Königs Klisthenes von Sicyon, das Oberhaupt der Begüterten und Reichen, standen an der Spitze der Bewegung. Ihre Anschläge gewannen einen glücklichen Erfolg und P. war genöthigt, auszuwandern. Als hierauf Lykurgus und Megakles sich entzweiten, näherte sich der Letztere in seiner Bedrängniß dem P., vermählte ihm seine Tochter und verhalf ihm selbst nun wieder zur Herrschaft. Allein da P. größere Hinneigung zu seinen schon erwachsenen Söhnen als zu seiner jungen Gattin zeigte, so währte das freundschaftliche Verhältniß mit Megakles nur kurze Zeit und er mußte Athen abermals verlassen. Er flüchtete nach Eretria auf Euböa, verweilte hier bis ins elfte Jahr seiner Verbannung, zog dann Geld und Hülfsvölker von mehren Seiten, besonders von Theben, Argos und Naxos zusammen und kehrte mit dieser Macht nach Attika zurück, eroberte Marathon und schlug 538 v. Chr. die entgegenrückenden Athener in die Flucht. Jetzt befestigte sich P. von neuem in der Herrschaft von Athen und behauptete dieselbe ohne Störung bis an seinen Tod, welcher 528 v. Chr. erfolgte. Es ist nicht zu verkennen, daß P. seine Gewalt nicht mit despotischem Drucke, sondern mit Milde und Gerechtigkeit übte, daß er die Staatseinkünfte ohne übermäßige Belastung des Einzelnen vermehrte und diese größtentheils auf Errichtung prachtvoller öffentlicher Gebäude verwendete, daß er den materiellen Wohlstand durch den Anbau von Kornfeldern und Olivenpflanzungen förderte und auch die geistige Bildung der Athener durch Anlegung von Bibliotheken und durch die Sammlung der Homerischen Gesänge (s. Homer) zu heben sich bestrebte. So genoß Athen mehr als je unter seiner Herrschaft die Segnungen eines langen Friedens und er selbst konnte seinen Söhnen Hippias (s. d.), Hipparchus (s. d.) und Thessalus, die man gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen der Pisistratiden, d. h. der Nachkommen des P., bezeichnet, den ruhigen Besitz derselben hinterlassen.

Piso ist der Name einer Familie des röm. plebejischen Geschlechts der Calpurnier (s. Calpurnius), die zuerst im zweiten pun. Kriege hervortritt, wo ein Cajus Piso 216 v. Chr. bei Cannä gefangen wurde, der dann 211 die Prätur bekleidete. — Sein gleichnamiger Sohn, der im J. 180 Consul war, adoptirte den Lucius Cäsonius, der dann Lucius P. Cäsoninus hieß, 154 als Prätor in Spanien, 148 als Consul in Asien Krieg führte,

und von dem fortan dieser Zweig der Familie den Zunamen Cäsoninus trug. — Sein ebenfalls gleichnamiger Sohn war 112 Consul und fiel 107 als Legat des Consuls Lucius Cassius in Gallien mit diesem gegen die Tiguriner. Des Letztern Enkel, desselben Namens, bekleidete 61 die Prätur, verheirathete seine Tochter Calpurnia (s. d.) 59 an Julius Cäsar, und erhielt durch den Einfluß des Letztern mit Aulus Gabinius das Consulat im J. 58, als Clodius (s. d.) Volkstribun war. Den Clodius begünstigte er namentlich in seinem Verfahren gegen Cicero; daher war ihm dieser verfeindet und griff ihn im J. 55 in einer noch erhaltenen Rede im Senat wegen schmählicher Verwaltung der Provinz Macedonien auf das heftigste an. Im J. 49, nachdem er 50 Censor gewesen war, suchte er die aristokratische Partei vergebens zu einem friedlichen Vergleiche mit Cäsar zu stimmen, ebenso vergebens waren seine Bemühungen, nach Cäsar's Ermordung im J. 44 den Frieden zu erhalten. — Sein Sohn Lucius Calpurnius P. Cäsoninus, Consul 15 v. Chr., begünstigt von Augustus und Tiberius, der ihm die Präfectur der Stadt übertrug, die er mit vorzüglicher Tüchtigkeit verwaltete, starb 80 Jahre alt im J. 32 n. Chr. Er ist vermuthlich der P., an den und dessen Söhne Horatius seine „Epistel über die Dichtkunst" richtete. — Lucius Calpurnius P., der wegen seiner Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit den ehrenden Beinamen Frugi, d. i. der Brave oder Biedere, erhielt, der diesem Zweige der Familie verblieb, gab als Volkstribun im J. 149 v. Chr. das erste Gesetz gegen Erpressungen (lex Calpurnia repetundarum), in deren Folge die erste Quaestio perpetua eingerichtet wurde. Als Consul kämpfte er 133 gegen die Sklaven in Sicilien; durch seine für uns verlorene Geschichte Roms bis auf seine Zeiten gehört er zu den röm. Annalisten; sein Enkel Cajus, der erste Gatte der Tochter Cicero's, Tullia, starb, nachdem er die Quästur bekleidet hatte, sehr jung im J. 57. — Durch Adoption gehörte dem Zweige der Frugi an Lucius Calpurnius P. Frugi Licinianus, den Galba zu seinem Nachfolger erkor und adoptirte und der mit ihm durch Otho im J. 69 n. Chr. ermordet wurde. — Zu andern Zweigen der Familie gehörten Cajus Calpurnius P., der im J. 67 v. Chr. als Consul und Führer der aristokratischen Partei sich dem Gesetz, durch welches Gabinius (s. d.) dem Pompejus für den Seeräuberkrieg ungemessene Macht übertrug, vergebens entgegenstellte; Cnejus Calpurnius P., der im J. 65 an der ersten nicht zum Ausbruch gelangten Verschwörung des Catilina (s. d.) Antheil nahm, und im folgenden Jahre als Quästor in Spanien erschlagen wurde; Cnejus Calpurnius P., der als unbeugsamer Anhänger der Aristokratie bis 46 v. Chr. gegen Cäsar focht, später sich an Brutus und Cassius anschloß, von Augustus begnadigt wurde und 23 v. Chr. das Consulat bekleidete; sein Sohn Cnejus, der im J. 7 v. Chr. mit Tiberius Consul war, welcher ihm als Kaiser die Verwaltung von Syrien gab. Germanicus (s. d.), der mit der Leitung des Orients beauftragt war und mit dem er in Streitigkeiten kam, wurde von ihm, vermuthlich auf Antrieb des Tiberius, im J. 19 n. Chr. zu Antiochia vergiftet. Hierauf mußte er dem Cajus Sentius, dem des Germanicus Gefolge die Provinz übertrug, weichen, und ging nach Rom. Hier tödtete er sich im J. 20 n. Chr., als er sah, daß Tiberius, dem Ingrimm des Volks, das den Tod des Mörders verlangte, weichend, ihn aufgab und dem Senate die Untersuchung übertrug; auch seine Gemahlin Munatia Plancina, die an dem Verbrechen Theil genommen, tödtete sich, als sie noch im J. 33 auf Tiberius' Befehl wegen desselben angeklagt wurde. — Cajus Calpurnius P. versuchte im J. 65 n. Chr. eine Verschwörung gegen Nero, die aber entdeckt wurde. P. tödtete sich selbst, die zahlreichen Theilnehmer, zu denen auch Fenius Rufus, einer der prätorianischen Präfecten, Seneca, Lucanus u. A. gehörten, wurden von Nero auf das grausamste verfolgt und bestraft. — Mit Unrecht, wie es scheint, wird der Lucius Calpurnius Bestia zu der Familie der Pisonen gerechnet, der im J. 111 als Consul sich von Jugurtha (s. d.) bestechen ließ und deshalb in Rom 110 auf Antrag des Tribunen Manilius belangt und verurtheilt wurde, und im J. 90, als der Tribun Quintus Varius antrug, die Urheber des Bundesgenossenkriegs zu belangen, sich einer zweiten Verurtheilung durch freiwilliges Exil entzog.

Pistacien oder grüne Mandeln heißen die angenehm öligsüß schmeckenden Samenkerne der echten Pistacie (Pistacia vera), eines in Indien und Kleinasien einheimischen, in Südeuropa zum Theil verwilderten Baumes. Sie haben mit den Mandeln und Pinien gleiche Eigenschaften und fast gleichen Geschmack, werden aber leicht ranzig und deshalb

selten versendet. Wegen der grünen Farbe bedient man sich ihrer in den Apotheken, um Morsellen, und im Haushalte, um Crêmes damit zu zieren.

Pistill (Pistillum, d. i. Stempel) heißen in der botanischen Kunstsprache die weiblichen Geschlechtsorgane der Pflanzen. Sie sind in einer Blüte in einfacher oder mehrfacher Zahl, je nach den Familien, vorhanden, und stehen in regelmäßig gebauten Blumen in der Mitte, über oder unter der Blumenkrone. Der unterste Theil des Pistills, der Fruchtknoten (Germen), richtiger der Eierstock (Ovarium) genannt, besteht, streng genommen, aus einigen zu einem geschlossenen, inwendig hohlen Körper verwachsenen Blumenblättern, ist einfächerig oder mehrfächerig, und enthält ein oder mehre Eichen (Ovula), die an den Wandungen oder in den Winkeln der Fächer, am Grunde oder obern Ende der Höhle angewachsen, aufrecht oder hängend, horizontal oder schief, gestielt oder sitzend, jedoch stets nach sich gleichbleibenden Gesetzen angebracht sind. Oben, seltener an der Seite des Ovarium, steht ein drüsiger, eine Oberhaut entbehrender, vielgestaltiger Theil, die Narbe (Stigma), die entweder aufsitzt, oder durch eine Verlängerung des Ovarium, den Griffel (Stylus), getragen wird. Der Griffel ist einfach, mehrfach, aus mehren verwachsen, je nachdem das Ovarium ein- oder mehrfächerig ist. Im Acte der Befruchtung kommt der Pollenstaub, welcher von dem geöffneten Staubbeutel (Anthera) ausgestreut wird, mit der Narbe in Berührung. Über die Modalität der Befruchtung herrschen noch entgegengesetzte Ansichten. Nach der ältern vertritt das Pollen die Stelle der Samenflüssigkeit männlicher Thiere; es ist für die weiblichen Sexualorgane sonach eigentlich nur anregend und wirkt auf den bisher unbefruchteten und neutralen Keim belebend; nach neuern gelangen Pollenkörperchen, die bei starker Vergrößerung schlauchförmig erscheinen, durch die Narbe, Griffel u. s. w. bis in das Eichen. Da man nun in mehren Pflanzen diesen Durchgang wirklich beobachtet hat, so würde daher die ältere Ansicht der Bedeutung jener Theile eine der Wahrheit entgegengesetzte, die Anthere dem Eierstocke, der Pollenschlauch dem Eichen, die Narbe vielleicht dem befruchtenden (männlichen) Organe, der sogenannte Fruchtknoten aber der Gebärmutter zu vergleichen sein. Nach geschehener Befruchtung vergrößert sich der Fruchtknoten und reift zur Frucht, das Eichen aber zum Samen; Griffel und Narbe fallen dann ab, oder bleiben eintrocknend stehen. Durch Verschmelzung einzelner Fächer wird in vielen Familien aus dem mehrfächerigen Ovarium endlich eine weniger getheilte, oder gar einkammerige Frucht, die durch Umbildung und Vergrößerung der Hüllen des Ovarium, oder durch Verwachsung derselben mit Theilen des Kelchs die mannichfachsten Gestalten erhält. Ähnliche Veränderungen erleiden auch die Eichen, die nicht immer alle zur vollen Entwickelung gelangen.

Pistocchi (Francesco Antonio), einer der ersten Lehrmeister des neuern ital. Gesangs, wurde um 1660 zu Bologna geboren und erwarb sich in seiner Jugend durch eine treffliche Sopranstimme allgemeine Bewunderung. Als er diese in Folge seiner ausschweifenden Lebensart verlor, gerieth er in die äußerste Noth und war gezwungen, bei einem Componisten als Notenschreiber in Dienste zu gehen. Hier fand er Gelegenheit, sich mit den Regeln der Composition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren bekam er seine Stimme allmälig wieder, die jetzt in einen angenehmen Contraalt überging. Er durchreiste nun einen großen Theil Europas und bildete sich eine eigene Manier, die er zuerst als markgräflich ansbachischer Kapellmeister, seit Anfang des 18. Jahrh. aber in seiner Vaterstadt in Ausübung brachte, wo er eine Singschule errichtete, aus welcher viele berühmte Sänger und Sängerinnen hervorgingen.

Pistoja, bei den Römern Pistoria, eine Stadt im Gebiete von Florenz, der Sitz eines Bischofs, liegt überaus freundlich am Fuße der Apenninen, hat außerordentlich breite und gerade Straßen, ansehnliche Kirchen und einige schöne Paläste. Sie ist mit Mauern umgeben und hat eine Citadelle. Die sehenswerthesten Gebäude sind der Dom aus dem 12. Jahrh. mit vielen Reliquien und die Kirchen dello Santo Spirito mit einer trefflichen Orgel, dell' Umiltà von sehr schöner Bauart, San-Francesco wegen Leonardo da Vinci's Fresken, San-Bartolomeo und Carmine wegen werthvoller Gemälde; ferner das bischöfliche Schloß, das Stadthaus und das Bibliothekgebäude Sapienza. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 12000. Wichtig sind besonders die Eisenmanufacturen, welche namentlich gute Flintenläufe liefern. Auch wird viel Gartenbau getrieben und namentlich gelten

die hiesigen Wassermelonen für besonders wohlschmeckend. In der Umgegend findet man schöne Bergkrystalle, die geschliffen als Diamanti di Pistoja in den Handel kommen. In der Schlacht bei P. fand Catilina den Tod.

Pistoja (Leonardo da), mit dem Beinamen Malatesta, hieß, wie es scheint, mit seinem Familiennamen Grazia und lebte um 1540. Auf seine eigenthümliche Richtung sollen die Werke des Leonardo da Vinci von Einfluß gewesen sein. In Rom wurde er ein Schüler Francesco Penni's. Ausgezeichnet als Colorist, weniger als Zeichner, lieferte er namentlich viele vortreffliche Portraits, die er sich aber auch sehr theuer bezahlen ließ. Er arbeitete vorzüglich zu Lucca, Rom und Neapel, wo er starb.

Pistole, eine Handfeuerwaffe, deren Einrichtung des Schaftes es erlaubt, sie mit einer Hand, ohne Ansatz an die Schulter, abzufeuern. Ob die Benennung dieser Waffe von der toscan. Stadt Pistoja, oder von Pistallo, einem Beschlagknopfe, abzuleiten sei, bleibt ungewiß. Man setzt ihren Gebrauch in den Anfang des 14. Jahrh. Der Lauf ist theils glatt, oft aber auch gezogen; das Schloß hat alle Stadien des Flinten- und Büchsenschlosses durchgemacht. Nicht selten werden zwei, auch drei bis vier Läufe in eine Waffe vereinigt. Die Länge der im 16. und 17. Jahrh. gebräuchlichen Pistolen ist gegenwärtig überall wesentlich vermindert; der Lauf der Terzerolen, als der kleinsten Art von Pistolen, ist oft nur zwei bis drei Zoll lang, und hat natürlich auch nur ein sehr kleines Kaliber. Die Handlichkeit der Waffe, selbst die leichte Verbergung derselben, hat ihr nicht blos bei der Cavalerie, bei den Mineuren, bei der Reitenden Artillerie u. s. w., sondern auch im Publicum eine große Verbreitung gegeben. In der Regel ist aber keine große Wirkung von den Pistolen zu erwarten, da sie nur schwache Ladung erhalten können, und die Hand allein keinen sichern Stützpunkt gewährt. Am berühmtesten sind die Pistolen von Lazaro Lazarino und von Kuchenreiter.

Pitard (Jean), ein berühmter franz. Wundarzt, war erster Leibchirurg König Ludwig's IX. oder des Heiligen von Frankreich, den er auf seinen Feldzügen und auch nach Palästina und Ägypten begleitete. Er diente auch den beiden Nachfolgern Ludwig's, und starb in sehr hohem Alter um 1311. Sein Name hat sich durch die Gründung des pariser Collegiums der Wundärzte, um 1260, welches diesem Stande mehr Würde und Ansehen gab, bis auf die neueste Zeit in ehrenvollem Ansehen erhalten.

Pitäval (Franç. Gayot de), ein franz. Rechtsgelehrter, geb. zu Lyon 1673, diente zuerst als Soldat, studirte aber dann die Rechte, wurde 1713 Advocat und starb 1743. Abgesehen von seinen übrigen, jetzt vergessenen Schriften, hat er sich einen bekannten Namen geschaffen durch die Herausgabe seiner „Causes célèbres et intéressants" (20 Bde., Par. 1734 fg.; deutsch, 9 Bde., Lpz. 1747—67), die dann vom Parlamentsadvocaten Richer fortgesetzt wurden und eine Sammlung der berühmtesten Rechtsfälle nebst deren Entscheidung enthalten. Hitzig und Häring haben in neuester Zeit eine ähnliche Sammlung unter dem Titel „Neuer Pitaval" (Bd. 1—9, Lpz. 1842—46) erscheinen lassen.

Pitcairn, die südlichste Insel der Gruppe der Niedrigen Inseln in Australien, ganz von Felsen umgeben und ohne Hafen, würde bei ihrem Umfange von nicht mehr als 2½ Stunden an sich ohne alle Bedeutung sein, wenn sie nicht durch ihre Colonisation berühmt geworden wäre. Im J. 1790 landeten nämlich acht Matrosen von der Mannschaft des engl. Schiffs Bounty, die sich 1788 in der Südsee gegen ihren Capitain empört und mit dem Schiffe nach Otaheiti begeben hatten, nebst sechs otaheitischen Männern und mehren otaheitischen Weibern von Otaheiti aus unter Anführung des Steuermanns Christian auf P. und siedelten sich hier förmlich an. Durch die Zwiste zwischen den engl. Seeleuten und den otaheitischen Männern wurden diese letztern sämmtlich, und die erstern bis auf vier aufgerieben. Indeß war aus der Verbindung der Engländer mit den otaheitischen Weibern eine neue durch körperliche Schönheit ausgezeichnete Generation hervorgegangen, die nun, nach der Vertilgung der otaheitischen Männer, unter der wohlthätigen, religiösen und sittlichen Leitung von Alex. Smith, der den Namen John Adams annahm, und von Ed. Young aufs erfreulichste heranwuchs und, nach Young's Tode 1801, unter Smith eine völlig patriarchalische Gemeinde bildete, in welcher Religiosität, Sittlichkeit und Arbeitsamkeit herrschten. Die Gemeinde wuchs und gedieh, abgeschieden und ungekannt von der ganzen Welt, bis 1808 der amerik. Capitain Folger die Insel berührte und die ersten Nachrichten von der ungeahneten Ansiede-

lung gab. Seitdem wurde die Insel mehrmals von Seefahrern besucht, unter Andern vom engl. Capitain Beechey im J. 1825, dem wir die genauesten Mittheilungen über die Ansiedelung verdanken. Zur Zeit seines Besuchs bestand die Bevölkerung aus 66 Personen, die das Dorf Pitcairn bewohnten. Da man besorgte, der kleine Umfang der unfruchtbaren Insel möchte bei der wachsenden Volksmenge nicht ausreichen, und da der herrschende Wassermangel immer drückender wurde, so ließ die engl. Regierung, die sich seit Beechey's Bericht der Ansiedler sorglich annahm, sie sämmtlich 1830 nach Otaheiti bringen. Allein die Sittenverderbniß der Otaheitier empörte die unschuldigen Pitcairner so sehr, daß sie sich nach ihrer Heimatsinsel zurücksehnten. Nur eine gewisse Anzahl konnte aber diesen Wunsch durch die Vermittelung eines gut gesinnten Engländers in Ausführung bringen; die Übrigen mußten in Otaheiti bleiben. Vgl. Beechey, „Narrative of a voyage to the Pacific and Beering's straits" (Lond. 1832, 4.).

Pithecusä, s. Ischia.

Pithöus (Peter), eigentlich Pithou, ein für die Beförderung des Studiums der alten Literatur überaus thätiger franz. Staatsmann, geb. 1539 zu Troyes, gest. 1596 zu Nogent sur Seine in der Champagne, war eine Zeit lang Generalprocurator von Paris und machte sich um die Erklärung mehrer lat. Dichter, wie des Persius, besonders aber dadurch verdient, daß er die erste Ausgabe der Fabeln des Phädrus (Troyes 1596) aus einer Handschrift besorgte, die sein Bruder Franz P., gest. 1607, aufgefunden hatte. Hierher gehören auch seine „Adversariorum subcesivorum libri II" (Par. 1565). Außerdem verfaßte er mehre geschichtliche und juristische Abhandlungen, die in seinen von Labbe herausgegebenen „Opera sacra, juridica, historica et miscellanea" (Par. 1609, 4.) enthalten sind, ferner die für jene Zeiten besonders wichtige Schrift „Les libertés de l'église gallicane" (Par. 1594; mit einem Commentar von Dupuy, 2 Bde., Par. 1715, 4.), und machte die „Annalium et historiae Francorum scriptores coaetanei XII" (Frankf. 1594) und die „Historiae Francorum scriptores veteres XI" (Frankf. 1596, Fol.) bekannt. Vgl. Boivin de Villeneuve, „Vita, elogia, opera et bibliotheca Pithoei" (Par. 1711 und 1715, 4.) und Grosley, „Vie de Pithou" (2 Bde., Par. 1756).

Pitiscus (Bartholomäus), geb. 1561 zu Schlauen in Schlesien, gest. 1613, als Kaplan des Kurfürsten Heinrich's IV. von der Pfalz, machte sich durch seine astronomischen und mathematischen Schriften berühmt. Wir besitzen von ihm eine „Trigonometria" (Frankf. 1599 und öft.), deren Tycho mit vielem Lobe gedenkt. Sein Hauptwerk aber ist der „Thesaurus mathematicus" (Frankf. 1613), in welchem unter Anderm die Sinus aller Winkel bis 90 Grad von zwei zu zwei Secunden und zwar bis auf 15 Decimalstellen berechnet sind. Rhäticus hatte zwar schon früher einen Theil derselben berechnet; P. vollendete die noch übrigen Theile. Aus seinen Schriften erkennt man deutlich, daß er eigentlich ein Anhänger des Kopernikus war, aber, wahrscheinlich aus Besorgniß für seinen Ruf, sich nicht öffentlich für das neue System erklärte.

Pitiscus (Samuel), ein gründlich gebildeter und zugleich geschmackvoller holländ. Philolog, geb. 1637 zu Zütphen, gest. 1727 als emeritirter Rector des Gymnasiums zu Utrecht, besorgte mehre auch durch Correctheit und typographische Eleganz ausgezeichnete Ausgaben lat. Schriftsteller, besonders des Suetonius, Curtius und Aurelius Victor, bei deren Erklärung er dem realen oder antiquarischen Theile eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete. Noch verdienter aber machte er sich durch sein für jene Zeiten sehr zweckmäßiges und noch jetzt nicht unbrauchbares „Lexicon antiquitatum rom." (2 Bde., Leuward. 1713, Fol.; dann 3 Bde., Ven. 1719, Fol., und Kopenh. 1737, Fol.), sowie durch das „Lexicon lat.-belgicum" (Amst. 1704, 4.; 4. Aufl., von Westerhov, 2 Bde., Rotterdam 1771, 4.).

Pitschaft (Joh. Bapt.), Präsident des großherzoglichen Obergerichts zu Mainz, geb. zu Mainz, wo sein Vater kurmainz. Hof- und Kammerrath und Münzdirector war, am 3. März 1786, besuchte von 1803—7 die Universitäten in Aschaffenburg, Würzburg und Heidelberg und von 1807—10 die Rechtsschule zu Paris. Anfangs entschlossen, sich der Advocatur zu widmen, wurde er im Mai 1814 Substitut des Staatsprocurators beim Bezirksgerichte in Speier, im Aug. 1815 Richter bei dem Kreisgerichte zu Mainz, 1816 Generaladvocat an dem daselbst errichteten Obergericht, 1818 zum Rath, 1827 zum

Vicepräsidenten und 1840 zum ersten Präsidenten des Obergerichts und dadurch zum Chef der Magistratur in der Provinz Rheinhessen befördert. Er präsidirte mit vieler Anerkennung den Assisen und führte seit 1817 das Präsidium der Verwaltung des mainzer Universitätsfonds und seit 1823 auch das Präsidium der Verwaltung des Stipendienfonds für die Provinz Rheinhessen. Die Stadt Mainz wählte ihn zum Gemeinderathe; auch kam er 1822 mit einer bedeutenden Stimmenmehrheit unter die Candidaten zum Bürgermeisteramte, welche Stelle er jedoch ablehnte. Er war 1823 einer der Stifter des Vereins für Kunst und Literatur, wie er denn auch später als Vorstand des Comités für Errichtung des Gutenbergs-Monuments sich viele Verdienste erwarb. Als Gemeinderath rief er das Witweninstitut städtischer Diener ins Leben; auch fungirte er bei den wichtigsten städtischen Angelegenheiten, wie z. B. bei dem Theaterbau und bei der seit dem J. 1823 begonnenen Wiederherstellung des Doms. Als dazu ernannter Regierungscommissar ordnete er 1827 die in der größten Verwirrung befindlichen Angelegenheiten der jüd. Gemeinde. Im J. 1829 wählte ihn die Stadt Worms in die Ständeversammlung; doch seine Wirksamkeit in derselben war von kurzer Dauer, da ein Augenübel ihn bei den folgenden Landtagen zum Rücktritte nöthigte. In Folge der von ihm herausgegebenen „Sendschrift an die deutsche Bundesversammlung zur Wahrung der Rechte des mainzer Universitätsfonds auf einen großen Theil seines von den Bundestruppen occupirten Eigenthums" (Mainz 1836) verlieh ihm die juristische Facultät zu Gießen die Doctorwürde. — Sein Bruder, der sogenannte Philosoph Pitschaft, geb. zu Mainz um 1790, der früher östr. Offizier war, nachmals mit langem Barte, im schwarzen Talar in Deutschland umherzog, freie Vorträge hielt und in einer Tonne wohnte, starb am 21. Oct. 1831 im Irrenhause zu Hofheim, wo er seit 1828 untergebracht war. Grenzenlose Eitelkeit und die Sucht, den Frauen zu gefallen, machten ihn zum Spotte seiner Zeit.

Pitt (William), der Jüngere, ein ausgezeichneter brit. Staatsminister, der dritte Sohn des als Staatsmann berühmten Grafen von Chatham (s. d.), wurde am 28. Mai 1759 auf einer Reise seiner Ältern in Frankreich, und zwar drei Monate zu früh geboren. Unter der sorgfältigsten Aufsicht seines Vaters erhielt er durch den spätern Kanonikus Wilson eine treffliche Privaterziehung, die seine Fähigkeiten zeitig entwickelte. Im Alter von 14 Jahren kam er auf die Universität zu Cambridge, wo er, ungeachtet schwächlicher Leibesbeschaffenheit, unter Anleitung des nachherigen Bischofs Prettyman mit großem Fleiße die politischen und juristischen Wissenschaften studirte. Im Juni 1780 ließ er sich als Sachwalter zu London nieder, und schon im Jan. 1781 trat er für den Flecken Appleby ins Unterhaus. Bereits in seiner ersten Rede setzte er das Parlament durch ausgebreitete Finanzkenntnisse, durch Klarheit und Gewandtheit der Rede in Erstaunen. Nach den Grundsätzen seines Vaters hielt er sich zur Whigopposition, erklärte sich gegen den nordamerik. Krieg und half das Ministerium North (s. d.) im März 1782 stürzen. Damals beantragte auch P. die Parlamentsreform; er vertheidigte die Katholikenemancipation und verlangte die Abschaffung der Corporations- und Testacte. Rockingham, Fox und Shelburne, welche die neue Verwaltung bildeten, dachten ihm die einträgliche Stelle des Viceschatzmeisters von Irland zu, die er jedoch ausschlug. Als nach Rockingham's Tode im Juli 1782 Fox und Cavendish austraten und Shelburne Premierminister wurde, gelangte P. dafür als Schatzkanzler in die Verwaltung. Mit Entschiedenheit widersetzte er sich jetzt der Herbeiziehung North's, knüpfte dagegen Unterhandlungen mit Fox an, die sich zerschlugen, weil Letzterer seinen Eintritt von der Entfernung Shelburne's vom Ruder abhängig machte. Seitdem betrachteten sich P. und Fox als unversöhnliche politische Gegner und Nebenbuhler. In der That war auch die Geistesrichtung und die Politik dieser beiden großen Talente, die sich nur an innerer Stärke und Vaterlandsliebe glichen, gänzlich verschieden. Der geniale Fox (s. d.) fühlte sich zum Weltbürgerthum, zu einer idealen, die Menschheit umfassenden Politik emporgetragen und blieb der Vertreter und Minister des Volks und der öffentlichen Meinung. P. hingegen, mit seiner prosaischen, verstandesklaren Natur, wendete sich dem Materiellen, dem Interesse des Bestehenden zu, und wurde alsbald der Minister Georg's III. und der europ. Cabinetspolitik. Jeder von ihnen führte von seinem Standpunkte aus gegen den Andern einen ruhmreichen, länger als ein halbes Menschenalter dauernden Kampf auf der Rednerbühne. Nach

P.'s Eintritt vereinigte Fox die zerstreuten Elemente der Opposition und führte in den beginnenden Friedensunterhandlungen im Febr. 1783 die Auflösung des Ministeriums Shelburne herbei. P. hielt allein noch sechs Wochen hindurch den parlamentarischen Kampf aus und legte dann am 31. März ebenfalls sein Amt nieder. Nachdem das Coalitionsministerium North und Fox im Sept. 1783 den Frieden geschlossen, das Parlament prorogirt hatten, unternahm P. seine erste und letzte Reise ins Ausland, indem er sich auf kurze Zeit nach Rheims begab. Nach der Rückkehr brachte Fox seine Indiabill vor die Häuser, welche die Angelegenheiten der ostind. Compagnie einer räuberischen Kaufmannspolitik entreißen, aber dabei gänzlich in die Hände der Minister legen sollte. Letzteres setzte sowol die Handelsaristokratie wie den für seinen Einfluß besorgten König in Bewegung. Ungeachtet P., von dem Hofe inspirirt, den heftigsten Widerstand leistete, ging die Bill im Unterhause durch, wurde aber von den Lords verworfen. Der König löste hierauf das Cabinet auf und übertrug P. am 18. Dec. 1783 als erstem Lord des Schatzes und Kanzler der Schatzkammer die Bildung und Leitung einer neuen Verwaltung. Die Lage des jungen, 24jährigen Ministers war trotz seiner Fähigkeiten und seines Muthes mislich. Ohne gereifte Erfahrung, weder durch Familieneinfluß noch politische Verbindungen gestärkt, hatte er der mächtigen, von den erfahrensten Talenten unterstützten Majorität des Hauses nur die Gunst des Königs und die Sympathie der Handelsaristokratie entgegenzustellen. Weil das Unterhaus entschiedene Feindseligkeit gegen ihn an den Tag legte, löste er dasselbe am 25. März 1784 auf. Nach dem heftigsten Wahlkampfe, in welchem er selbst für die Universität zu Cambridge gewählt wurde, eröffnete er das Parlament mit einer sichern Majorität, die er seine ganze lange Laufbahn hindurch zu bewahren wußte, obschon ihm später die öffentliche Meinung entschieden entgegen war. Er brachte jetzt seine, vorher verworfene Indiabill ein, die nun auch bei den Gemeinen Eingang fand. Nach dieser Bill, deren wesentliche Einrichtungen noch gelten, erhielt der König das Recht, aus den Mitgliedern des Geheimrathes für die Oberleitung der ostind. Compagnie eine besondere Commission (Board of control) zu ernennen, von welcher jedoch der Staatssecretair des Innern und der Schatzkanzler stehende Mitglieder wurden. Seine ganze Kraft wendete hierauf P. den tief zerrütteten Finanzen zu. Er regelte die Zölle zu Gunsten der Staaskasse, führte neue, besonders Luxussteuern ein, die sich freilich während des Kriegs ins Ungeheure steigerten, und ordnete mit Klarheit und größter Ehrlichkeit das Budjet. Seit 1786, wo die Einnahmen zu den Ausgaben ins Verhältniß traten, stiftete er den in sich wachsenden Tilgungsfonds und seit 1792 führte er für jede einzelne Anleihe eine besondere, auf die Staatseinnahmen gegründete Amortisationskasse ein. Bald zeigten sich diese Anstalten als die Säulen des öffentlichen Credits und begannen ihre unermeßliche Wirksamkeit zu äußern. Einen gleichen, nie dagewesenen und für die brit. Nationalmacht entscheidenden Aufschwung nahmen auch fortan unter seiner Leitung das See- und Colonialwesen, der Handel und die Industrie. Am 26. Sept. 1786 schloß P. mit Frankreich einen für die brit. Interessen äußerst vortheilhaften Handelsvertrag. Im folgenden Jahre jedoch schritt er in Holland gegen die bedrohliche Politik des Cabinets zu Versailles ein und schloß 1788 die gegen Frankreich gerichtete Tripleallianz mit Preußen und den Generalstaaten. Für seinen Freund Wilberforce (s. d.) trug er 1787 auf Abschaffung des Negerhandels an, machte jedoch daraus keine Cabinetsfrage. Als 1788, in Folge der Wahnsinnsausbrüche beim Könige, die Whigopposition ohne Weiteres die Regentschaft dem Prinzen von Wales (s. Georg IV.) übergeben wissen wollte, widersetzte sich P. diesem Parteianschlage und brachte selbst eine darauf bezügliche Bill vor die Häuser, welche indessen mit der Genesung des Königs liegen blieb. Freilich hatte er hierdurch die constitutionellen Freiheiten der Nation, aber auch zugleich seine eigene Stellung gewahrt und außerdem die höchste Gunst der königlichen Camarilla gewonnen. Seit 1788 stellte sich auch P. den Fortschritten der russ. Politik im Orient entgegen. Er vermochte Dänemark zum Frieden mit Schweden, bewog Letzteres zu einer Diversion gegen Rußland und bereitete selbst eine Intervention zwischen der Pforte und Rußland vor, die jedoch die parlamentarische Opposition zu hintertreiben wußte.

Mit dem Ausbruch der franz. Revolution entfaltete P. die ganze Energie und Hartnäckigkeit seines Charakters, aber auch die ganze Einseitigkeit seines politischen Standpunktes. Er hatte den Haß gegen Frankreich von seinem Vater geerbt, und betrachtete die innere Auf-

lösung des Nebenbuhlers brit. Größe mit Genugthuung, vielleicht sogar unter geheime Einwirkungen. Als die Revolution ihre moralische Kraft zu entfalten begann und die Ideen derselben auch in England Wünsche, Anträge und demokratische Bewegungen veranlaßten, wurde sein Haß außerdem durch die Besorgniß vor dem Umsturz des Bestehenden verstärkt. Er entschied sich darum für den offenen Kampf gegen die Revolution und gegen Frankreich, vergaß aber sehr bald über der Vertheidigung und Befestigung des monarchischen und aristokratischen Princips die tiefern Interessen seiner eigenen Nation und die Rechte und Interessen der Völker. Geschickt wußte er seine Leidenschaft, ungeachtet Fox's Anstrengungen, auch dem Parlamente mitzutheilen und dasselbe zu einer Reihe von Maßregeln zu bewegen, die, wie die Fremdenbill (s. d.), die Suspension der Habeas-Corpus-Acte (s. d.), die Gesetze gegen Volksversammlungen u. s. w., den Kern der brit. Nationalfreiheit verletzten. Nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. rief er nicht nur seinen Gesandten zurück, sondern schickte auch die franz. Bevollmächtigten Maret und Chauvelin fort und machte sich nun durch brit. Geld und diplomatische Verhandlungen zur Seele der europ. Coalition. Der Convent kam ihm mit der Kriegserklärung zuvor, sodaß P. mit gewisser Rechtfertigung den Kampf in den Niederlanden und auf allen Meeren beginnen konnte. Gegen Fox's Friedensvorschlag entwickelte er im Juni 1793 vor dem Parlamente seine das Völkerrecht verletzende, die Staaten bedrohende Interventionspolitik, welche mit der Convention zu Pillnitz und dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig thatsächlich übereinstimmte. Die Franzosen fühlten auch, daß ihnen P. in doppelter Weise, als Brite und als Kämpfer für die Monarchie, ans Leben griff. In einer Conventssitzung vom 7. Aug. 1793 erklärte man ihn auf den Antrag Garnier's de Saintes „für den Feind des menschlichen Geschlechts". Das betäubende Waffenglück der Franzosen auf dem Festlande, das Mislingen eingeleiteter Verschwörungen und Intriguen gegen die Republik, die Niederlage der von der engl. Regierung ausgerüsteten Emigrantenexpedition auf Quiberon (s. d.), endlich die Entfernung Preußens, Spaniens, Östreichs vom Kriegsschauplatze vermochten weder den Muth noch die Vernichtungspolitik des brit. Ministers zu beugen. Während er neue Anstrengungen machte, um den Kampf allein fortzusetzen, trat auch die drohende Lage Großbritanniens im Innern zu Tage. Nur mit blutiger Härte konnte P. das aufrührerische Irland, nur durch kluge Mäßigung die Empörungen auf der Flotte niederhalten. Im J. 1797 sah sich die Bank plötzlich zur Einstellung ihrer Baarzahlungen genöthigt. P. übersah sogleich die furchtbaren Folgen, welche dieser Schlag für die Nation wie für seine Politik herbeiführen mußte, und setzte unter dem heftigsten Widerstande, selbst von Seiten des Königs, eine Bill durch, welche die einstweilige Zahlungseinstellung legalisirte, den Ruin des Gesammtcredits verhinderte und das Zutrauen des Volks stärkte. Trotz dieser Zustände wußte P. die Mittel zur Erneuerung der Coalition im J. 1798, wie zur Ausrüstung der Expedition auf die holländ. Küste im folgenden Jahre aufzutreiben. Als der erste Consul nach der Revolution vom 18. Brumaire einen Friedensantrag machte, mußte der König eine abschlägige Antwort geben. Um Irland (s. d.) für immer in Fesseln zu halten, brachte P. endlich 1800, durch riesenhafte Bestechung und das Versprechen der Katholikenemancipation, die politische Union der Insel mit dem brit. Parlamente zu Stande. Diese Siege im Innern waren aber von der schmerzlichen Erfahrung begleitet, daß die Anstrengungen nach außen nur dazu dienten, das Übergewicht Frankreichs auf dem Festlande zu steigern. P. vermochte die Friedensverhandlungen zu Luneville, an denen er einen Augenblick Theil nahm, nicht zu stören und sah sich alsbald wieder auf dem Kriegsschauplatze verlassen. Außerdem empörte die Tyrannei, welche er zur Absperrung Frankreichs durch Blockirung der Küsten, Störung des Handels und Durchsuchung der Schiffe gegen alle Nationen ausübte, namentlich die nord. Mächte, die deshalb gegen England in das bewaffnete Neutralitätsbündniß zusammentraten. Beim Anblicke dieser drohenden Verhältnisse, der Aussicht auf neue unerhörte Anstrengung, der Erschöpfung der Nation und dem Verlangen der öffentlichen Meinung nach dem Frieden fand sich P. endlich doch in die Nothwendigkeit versetzt, die Waffenruhe eintreten zu lassen. Um den Abschluß der Unterhandlungen zu erleichtern, übergab er am 14. März 1801 das Staatsruder an Addington, der bereits am 1. Oct. 1801 die Präliminarien zum Definitivfrieden von Amiens unterzeichnete. Unter P.'s 17jähriger Verwaltung waren die Staatsschulden

von 232 auf 490, die jährlichen Abgaben von 12 auf 28 Mill. Pf. Sterl. gestiegen; aber freilich herrschten die brit. Flotten auf allen Meeren und in allen Zonen. Seine politischen Feinde klagten ihn im Angesichte dieses Finanzstandes und der Macht des neuen Frankreichs an, daß er das Unglück der Nation und Europas durch seine Politik verschuldet habe. Allein mit siegender Beredtsamkeit wußte er die Majorität des Unterhauses, die er bei seinem Abgange noch immer besaß, zu gewinnen, sodaß man seiner Verwaltung sogar den öffentlichen Dank votirte. Die Schritte, welche Frankreich an der Hand Bonaparte's zum Weltreiche machte und die Consequenz, mit welcher der erste Consul den Sieg auch im Frieden verfolgte, ließen indessen sehr bald die Stellung Englands zu Frankreich als gänzlich geändert erscheinen. Mit der Überzeugung der Nation, daß die Erneuerung des Kampfes zur Bewahrung der brit. Macht und Existenz nun nothwendig sei, richteten sich die Augen aller Parteien auf P., obschon dessen Hartnäckigkeit den Nebenbuhler großgezogen hatte. Nachdem der Krieg im Mai 1803 wieder erklärt worden war, suchte P. den kriegerischen Eifer der Nation auf jede Weise zu beleben und übte sogar persönlich ein kleines Freicorps ein. Als die Gefahr mit der Thronbesteigung Napoleon's stieg, verband er sich im Unterhause mit der Opposition Fox's, half das schwache Ministerium Addington stürzen und ergriff am 15. Mai 1804 unter dem Beifall aller Stände und Parteien abermals das Staatsruder. Er wollte jetzt seinen alten Feind Fox, gegen den ihn die Ereignisse und die Erfahrung gelinder gestimmt, in die Verwaltung aufnehmen, was jedoch der König verweigerte. P. brachte nun aufs neue die Coalition mit Rußland, Schweden und Östreich zu Stande, traf riesenhafte Rüstungen und erklärte auch dem mit Frankreich heimlich verbundenen Spanien im Apr. 1805 den Krieg. Allein auch diese äußersten Anstrengungen sollten nur dazu dienen, um das Glück des Gegners zu entfalten und die Weltherrschaft Frankreichs zu begründen. Der große Sieg Nelson's bei Trafalgar konnte die Niederlage Östreichs nicht aufwiegen. Von der Gicht, einem Erbübel seiner Familie, heimgesucht, von Arbeiten aufgerieben, von der Lage seines Vaterlands und dem Gange der Ereignisse niedergebeugt, verfiel der ohnehin schwächliche Körper P.'s in eine Abspannung, die sich auf die Nachricht von dem Friedensabschluß zu Presburg in eine tödtliche Niederlage verwandelte. Man führte ihn nach Bath, mußte ihn jedoch in kurzer Zeit, der Auflösung nahe, wieder zurückbringen. Er starb mit großer Ergebung am 23. Jan. 1806 in den Armen seines frühern Erziehers, des Bischofs Prettyman. Die Verhältnisse, unter welchen dieser Held der europ. Cabinetspolitik sein Leben beschloß, gaben seinem Ende eine wahrhaft tragische Weihe. Erst acht Jahre später konnte ein an Talent nicht ebenbürtiger Nachfolger, Castlereagh, das Ziel, die Demüthigung Frankreichs, die Herstellung der Legitimität, die Befestigung des sogenannten europ. Gleichgewichts, erringen. P. erhielt dabei die freilich jetzt zweifelhafte Ehre, daß der Act der Restauration nach seinem Plane, den er in einer an das russ. Cabinet gerichteten Note vom 19. Mai 1805 entworfen, vollzogen wurde. Wenigstens suchte Castlereagh die Einrichtungen des wiener Friedens in der Parlamentssitzung vom 25. Mai 1815 auf diese Weise zu vertheidigen. Im Eifer, sein Vaterland zu regieren, war P. unverheirathet geblieben; auch hatte er sein Vermögen zugesetzt und sich mit 40000 Pf. Sterl. Schulden beladen. Das Parlament bezahlte die Schuld und ließ ihm zu Westminster, wo er bestattet wurde, ein Denkmal errichten; seine eherne, von Chantrey entworfene Statue stellte die Stadt London auf. Im Privatleben war P. einfach, liebenswürdig und bescheiden. Auch seine Gegner erkannten ihm strenge Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit zu. Als Redner entwickelte er Klarheit, unübertreffliche Dialektik und Ironie; indessen zeichneten sich seine Philippica gegen den Convent und die Rede gegen den Sklavenhandel auch durch hinreißende Leidenschaft aus. In frühern Jahren gerieth er auf der Rednerbühne oft in Zorn, sodaß man ihm den Beinamen the angry boy, d. i. zorniger Knabe, gab; 1798 mußte er sogar eines heftigen Ausdrucks wegen mit dem Parlamentsgliede Tierney ein Duell bestehen, das jedoch ohne Folgen war. Seine Hauptreden erschienen in drei Bänden zu London. Vgl. Gifford, „Life of P." (3 Bde., Lond. 1809); Francis Thackeray, „History of P." (2 Bde.), und Tomline, „Life of P." (Lond. 1821).

Pittakus, einer der sogenannten sieben Weisen Griechenlands, geb. um 648 v. Chr. zu Mitylene auf Lesbos, befreite sein Vaterland von dem Drucke der Tyrannei und traf verschiedene gute Einrichtungen, legte aber die ihm übertragene höchste Gewalt um 589 v. Chr.

freiwillig wieder nieder und zog sich in das Privatleben zurück. Als Beweis seiner Genügsamkeit wird angeführt, daß er einst die von Krösus ihm überschickten Geschenke zurückwies und dabei bemerkte, er habe schon das Doppelte von Dem, was er brauche. Sein Wahlspruch war: „Erkenne den rechten Zeitpunkt". Von seinen Elegien und einer prosaischen Schrift über die Gesetze, welche die Alten erwähnen, hat sich nichts erhalten, sondern nur ein Brief an Krösus bei Diogenes von Laërte, und ein sehr kurzes Gedicht, das auch von Schneidewin in dem „Delectus poesis graecorum elegiacae etc." (Gött. 1839) aufgenommen worden ist.

Pittheus, der Sohn des Pelops und der Dia, König von Trözen, Vater der Äthra, mit der Ägeus den Theseus (s. d.) erzeugte, wurde als ein weiser und gerechter Fürst verehrt. Auch soll er die Kunst der Rede gelehrt und sogar ein Buch darüber verfaßt haben. Sein Grabmal und sein Richterstuhl wurden noch in später Zeit zu Trözen gezeigt.

Pittöresk oder Malerisch nennt man jeden Anblick äußerer Dinge, der zur malerischen Darstellung reizt. Das Pittoreske steigert sich durch die Abwechselung von Farben, Tönen und Linien, welche eine Mehrzahl von Gegenständen, z. B. eine Gruppe, eine Landschaft, hervorbringt. Gedichte oder Beschreibungen nennt man pittoresk, wenn sie die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorstellung malerischer Gegenden und Ansichten leicht und angenehm anregen. Auch Reisen werden pittoresk genannt, wenn sie Beschreibungen dieser Art, vorzüglich mit bildlichen Darstellungen begleitet, enthalten. Das Pittoreske, oder vielmehr das Malerische im eigentlichen Sinne, wird dem Poetischen entgegengesetzt; noch gewöhnlicher aber setzt man es dem Plastischen entgegen, weil die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat. Daher nennt man tadelnd Werke der Plastik pittoresk, wenn sie Gegenstände darstellen, welche nur durch Farbe einen ästhetischen Eindruck hervorbringen, oder eine freie Bewegung und ein leichtes Schweben der Gegenstände abzubilden versuchen, welches mit der Masse, in welcher der Bildner arbeitet, im Widerspruche steht, kurz, wenn sie aus ihren Grenzen in das Gebiet der Malerei hinüberschweifen.

Pittsburgh, die Hauptstadt der Grafschaft Alleghany im Staate Pennsylvanien, in einer schönen Ebene, am Zusammenflusse des Alleghany und Monongahela, die hier den Namen Ohio erhalten, entstand 1765 aus einer Feste, welche im J. 1753 von den Franzosen angelegt, jedoch in dem bald nachher ausgebrochenen Kriege von den Engländern erobert wurde und nun den Namen Fort Pitt erhielt. Die Kriege mit den Indianern und die Unruhen im westlichen Lande störten ihr Wachsthum bis 1793, seitdem aber hob sie sich in Folge ihrer günstigen Lage mit reißender Schnelligkeit. Sie hatte 1830 über 12500 und 1840 gegen 30000 E., darunter außerordentlich viele Deutsche, und ist hinsichtlich der Bevölkerung, des Reichthums und der Wichtigkeit die dritte Stadt im Mississippithale. Die Stadt hat 8 Kirchen, worunter die goth. St.-Paulskathedrale der Anglikaner sich auszeichnet; eine 1820 gestiftete höhere Lehranstalt, Western university genannt, und viele andere Schulen, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, mehre Druckereien, Glashütten, Dampfmühlen, Kanonen- und Eisengießereien, Schiffdampfmaschinenbau u. s. w., und überhaupt bedeutende Eisenfabriken, sodaß man P. das amerikanische Birmingham nennt. Es ist der Hauptstapelplatz des Handels zwischen dem Atlantischen Meere und dem Binnenlande. In der Nähe gibt es reiche Kohlenlager.

Pius ist der Name von neun röm. Päpsten. — P. I. regierte von 142—157, nach Andern von 156—165. — P. II., 1458—64, war der bekannte Aneas Sylvius Piccolomini (s. d.). — P. III., ein Neffe des Vorigen, wurde 1503 der Nachfolger Alexander's VI., starb aber schon nach 26 Tagen. — P. IV., 1559—65, schloß das Concilium zu Trient und that sehr viel für die Verschönerung der Kirchen Roms und des Vaticans. — P. V., 1566—72, des Vorigen Nachfolger, bewies sich als einen der eifrigsten Verfechter hierarchischer Grundsätze. Er verdammte die Lehren des Bajus (s. d.), verschärfte die Nachtmahlsbulle, that die Königin von England, Elisabeth, in den Bann und drohte Maximilian II. mit Absetzung, wenn er den Protestanten freie Religionsübung gewähre. Durch

sein störrisches Benehmen schadete er der röm. Kirche mehr, als er ihr nützte. Dabei aber suchte er der Sittenverderbniß seiner Zeit zu steuern.

Pius VI., Papst 1775—98, hieß eigentlich Giovanni Angelo Graf Braschi, geb. 1717 zu Cesena in der Romagna. Er wurde bereits im 20. Jahre Doctor der Rechte, und kam dann zu seinem Oheim Carlo Bandi, der damals Auditor bei dem Cardinalbischof Ruffo in Ferrara war, um sich für den Staatsdienst weiter auszubilden. Erst im J. 1740 fing er an, in Rom Theologie zu studiren. Auf Ruffo's Empfehlung wurde er 1745 Auditor bei der päpstlichen Kanzlei und 1753 Geheimschreiber Benedict's XIV. Unter Clemens XIII. schloß er sich eng den Cardinälen Rezzonico und Colonna an, die ihm 1766 zu dem wichtigen Amte eines Generalschatzmeisters der päpstlichen Kammer verhalfen, in welchem er sich das Zutrauen des Papstes erwarb, die Gunst des Volks aber verlor. Um ihn vom Schatzmeisteramte zu entfernen, ernannte ihn Clemens XIV. 1773 zum Cardinal und Beneficiaten der Abtei Nubiaco. Braschi, von Jugend auf ein Freund der Jesuiten und allen Neuerungen feind, hielt es nun im Stillen mit der Opposition im Cardinalcollegium. Nach Clemens' XIV. Tode wurde er am 15. Febr. 1775 zum Papst gewählt und nahm den Namen Pius VI. an. Er fand das Papstthum in der öffentlichen Meinung so tief gesunken, eine den Ansprüchen desselben entgegenwirkende Aufklärung so weit verbreitet, die katholischen Fürsten der Kirche so überlegen und den Kirchenstaat selbst in solchem Grade zerrüttet, daß es die Kräfte Eines Menschen überstieg, hier vollständig zu heilen, dort wirksam zu schützen und neu zu befestigen. Dazu kam, daß er durch halbe Maßregeln den Zweck verfehlte. Statt dem Unglauben der Zeit kräftige Anstalten zu einer bessern Bildung der Geistlichkeit entgegenzusetzen, beschränkte er sich, ihr alte Regeln der Ehrbarkeit einzuschärfen. Er vernichtete alle Anwartschaften auf Pfründen, ließ aber den Ämterhandel bestehen, weil er einträglich war. Er hob alle Durchgangszölle im Kirchenstaate auf; dagegen gab er zum Besten des Schatzes dem Lottospiele eine für die Armen noch verführerischere Einrichtung. Zwar mußte er den Plan einer allgemeinen Grundsteuer aufgeben; nichtsdestoweniger begann er 1778 die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe (s. d.), womit er Summen verschwendete, die mit dem zu erzielenden Nutzen in gar keinem Verhältniß standen. Ebenso wenig Dank brachte ihm die Anlegung eines Hafens in Ancona, da er nichts für den Handel that. Blos um sein Standbild und Inschriften zu seinem Ruhme auf die Nachwelt zu bringen, baute er an der Peterskirche die neue Sacristei; auch schien er das von seinem Vorgänger angelegte Museum nur darum mit alten Sculpturen zu bereichern, um es Pio-Clementinum nennen zu können. Dieselbe Eitelkeit und Verschwendung stellte er in seiner Hofhaltung zur Schau, und allgemeine Erbitterung erregte der Nepotismus, mit dem er seine verdienstlosen Verwandten erhob, namentlich als sein Neffe, Luigi Braschi, dem er den Herzogstitel gab, sich des Alleinhandels mit Öl und Korn bemächtigte. Es wurde sogar 1777 ein Versuch gegen das Leben des Papstes gewagt. Durch seine Vorgänger in ärgerliche Händel mit den katholischen Höfen verwickelt, glaubte er durch starrsinnige Behauptung der päpstlichen Gewalt sich und die Kirche am besten zu berathen, gerieth aber sehr bald in ein Schwanken, das die Gegner nur dreister machte. Ganz willkürlich hob Neapel 1777 sein Lehnsverhältniß zum röm. Stuhle auf, und ohne den Papst zu fragen, fing Kaiser Joseph II. (s. d.) in Östreich und Leopold II. (s. d.) in Toscana an zu reformiren. Als er sich endlich dazu bequemen wollte, die Misbräuche der Kirche selbst abzustellen, nahm man seinen Beistand nicht an, und seine pomphafte Reise nach Wien im J. 1782 blieb ohne Erfolg. Nur der Vermittelung Spaniens und Frankreichs hatte er einen gütlichen Vergleich mit Joseph II., nur dem Einflusse des bair. Hofes und dem Privatinteresse einiger deutschen Bischöfe die Vereitelung des Planes der deutschen Erzbischöfe, sich durch Vertreibung seiner Nuntien freier zu machen (s. Emser Punctation), nur der Politik Katharina's II. die Herstellung der Jesuiten in Rußland im J. 1782 zu danken. Nachdem er mit großen Opfern 1796 den Waffenstillstand zu Bologna und 1797 den Frieden von Tolentino von der franz. Republik erkauft hatte, mußte er doch noch am 18. Febr. 1798 den Kirchenstaat in eine Römische Republik umschaffen sehen. Bei dieser Katastrophe ertrug er die Mishandlungen der Franzosen mit würdiger Haltung. Im Greisenalter und krank, als Gefangener am 20. Febr. von Rom weggeführt und auf der Reise dem Muthwillen der Soldaten preisgegeben, wurde er am

14. Juli in die Citadelle zu Valence eingekerkert. Hier starb er am 29. Aug. 1798 als ein Gegenstand allgemeiner Theilnahme. Vgl. (Bourgoing) „Mémoires sur Pie VI" (deutsch von Meyer, 2 Bde., Hamb. 1800).

Pius VII., Papst 1800—23, eigentlich Gregor Barnabas Graf Chiaramonti, war 1742 zu Cesena geboren und wurde frühzeitig in den Benedictinerorden aufgenommen. Sein Landsmann Pius VI. ernannte ihn zum Abt, dann zum Bischof von Tivoli und 1785 zum Cardinal und Bischof von Imola. Als Bürger der durch die Heere der franz. Republik geschaffenen neuen Cisalpinischen Republik sprach er sich für Freiheit und Gleichheit aus, wie er sich denn überhaupt gegen die neuen Machthaber so gefällig bewies, daß man an franz. Einfluß glaubte, als er am 14. März 1800 zum Nachfolger Pius' VI. erwählt wurde. Unter den mislichsten Umständen zum Oberhaupte der Kirche gewählt, trat er sofort mit Grundsätzen auf, die auf völlige Herstellung der frühern Gewalt hinzielten. Diesen Geist athmeten sowol sein Hirtenbrief vom 13. Mai an die Bischöfe, wie seine Bulle vom 24. Mai zur Ankündigung eines Jubeljahrs. Daß er indeß nur die hierarchischen Grundsätze seines Vorgängers angenommen habe, an Geist aber, Einsicht und Charakterstärke weit höher stehe, bewies seine Regierung in Rom. Mit weiser Sparsamkeit mied er jede unnütze Ausgabe, mit Strenge foderte er die verschleuderten Staatsgüter zurück; zur Erleichterung des Verkehrs setzte er die Zölle herab; er erschwerte die Ausfuhr roher Erzeugnisse, hob die verderblichen Monopole auf, stellte zur Beschäftigung der Armen neue Nachgrabungen an und zeigte sich als ein Fürst, der besserer Zeiten werth sei. Unter dem Schutze östr. Truppen hielt er am 3. Juli in das bisher von den Franzosen besetzte Rom seinen Einzug und nachdem er am 15. Juli 1801 mit Frankreich ein Concordat abgeschlossen, nahm er am 22. Nov. 1801 wieder vom Kirchenstaate Besitz. Auch mit der Ligurischen und mit der Italienischen Republik schloß er Concordate. Dagegen wurde seine Freude über die Anerkennung der päpstlichen Gewalt in dem neuen Königreiche Hetrurien verbittert durch die Säcularisationen (s. d.) in Deutschland. Im J. 1804 gelang es ihm, die Jesuiten in Sicilien herzustellen; umsonst aber versuchte er, ihnen in Frankreich als Väter des Glaubens Eingang zu verschaffen; auch mit dem Malteserorden hatte er kein Glück, und dem span. Hofe mußte er den Verkauf von Kirchengütern bewilligen. Gegen die Wünsche der Römer folgte er 1804 der Einladung Bonaparte's zu seiner Kaiserkrönung nach Paris, wo er am 28. Nov. mit Pracht einzog, aber sehr bald bemerken mußte, daß man seine Anwesenheit nur als eine Unterhaltung für die Pariser betrachtete. Napoleon ließ sich und seine Gemahlin nur von ihm salben, die Krone setzte er sich selbst auf. Von den Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten, die P. persönlich um so wirksamer betreiben zu können gehofft hatte, kam nichts zur Sprache; der Kaiser vermied jede Erörterung, und als P. die Einladung nach Mailand zur Krönung standhaft ablehnte, trat von Seiten des Kaisers Kälte und Feindschaft an die Stelle der dem Papst bewiesenen Achtung. Als er endlich am 4. Apr. 1805 nach Rom zurückkehren durfte, mußte er hier laute Ausbrüche des Unwillens über seine selbstverschuldete Demüthigung dulden. Wiederholte Durchmärsche franz. Truppen in Rom, die Eroberung Neapels, die kirchlichen Reformen Joseph Bonaparte's in diesem Reiche, die Drohungen Napoleon's wegen des heimlichen Verkehrs der Römer mit den Feinden Frankreichs kündigten P. eine neue Katastrophe an. Die deutsche Kirche mußte er, da der Trotz seines Nuntius della Genga gegen die Könige von Baiern und von Würtemberg die Hoffnung gütlicher Vergleiche abgeschnitten hatte, ihrem Schicksale überlassen. Die Bücherverbote und Heiligsprechungen, mit denen er die Römer 1806—8 unterhielt, konnten seinen politischen Verlegenheiten nicht abhelfen. Durch die Erfahrung belehrt, daß Nachgiebigkeit gegen Frankreich ihm neue Demüthigungen zuziehen werde, und dennoch unvermögend, der Übermacht mehr entgegenzusetzen als einen festen Willen, reizte er durch seine Weigerung, den König Joseph von Neapel anzuerkennen und seine Häfen den Engländern zu verschließen, Napoleon zu Gewaltthätigkeiten. Am 2. Febr. 1808 wurde Rom von franz. Truppen besetzt, das päpstliche Militair entwaffnet und, obschon noch keine Kriegserklärung erfolgt war, das päpstliche Gebiet von dem franz. Befehlshaber Miollis wie eine eroberte Provinz behandelt. P. traf mit seltener Geistesgegenwart jede ihm mögliche Maßregel zur Gegenwehr. Vergebens drohte er dem Kaiser in einem Breve vom 27. März mit seinen geistlichen Waffen, vielmehr vereinigte nun

dieser am 2. Apr. die päpstlichen Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien. P. protestirte dagegen, verbot den ital. Bischöfen, von franz. Behörden Befehle anzunehmen, und wagte wegen der fortdauernden Frevel der Franzosen dem Kaiser in einem Breve vom 3. Apr. 1809 aufs neue mit dem Banne zu drohen. Napoleon setzte nun seinen längst beschlossenen Plan ins Werk, indem er am 17. Mai 1809 den Kirchenstaat seinem Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiserliche Stadt erklärte. Der Papst erließ nichtsdestoweniger am 10. und 11. Juni die beiden Bannbullen gegen den Urheber und gegen alle Theilnehmer an der Besitznahme des Kirchenstaats. Am 6. Juli in der Nacht drang der franz. General Radel mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenster und über die Gartenmauer in den befestigten Palast des Papstes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das Zimmer, wo P. schreibend am Tische saß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft. P. verweigerte sie, und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit seiner Abführung aus Rom. Da nahm P. sein Brevier, reichte seinem Staatssecretair, dem Cardinal Pacca (s. d.), die Hand und ließ sich mit ihm auf einem Lehnstuhle aus dem eingeschlagenen Fenster auf die Straße herab, wo Beide in einem verschlossenen Wagen sogleich abgeführt wurden. Bei Florenz mußte sich Pacca von P. trennen, mit dem er erst auf dem Mont-Cenis wieder zusammentraf. Der Papst verweilte längere Zeit in Grenoble und wurde dann über Valence und Nizza nach Savona gebracht, wo man ihn als Gefangenen bewachte. Er hatte auf der ganzen Reise die würdigste Fassung behauptet; das Anerbieten einer fürstlichen Hofhaltung lehnte er ab, wie früher die ihm im Decret des Kaisers ausgesetzten zwei Mill. Francs jährlicher Einkünfte. Sein Schicksal trug er mit unerschüttertem Muthe, er widersetzte sich den Willkürlichkeiten Napoleon's in Kirchensachen entschlossener als je, verweigerte den von demselben ernannten Bischöfen standhaft die kanonische Bestätigung und erklärte sich ganz bestimmt gegen die Scheidung und Wiedervermählung des Kaisers. Um die Mitte des J. 1812 wurde er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon am 25. Jan. 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er sich zur Bestätigung dieser Bischöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieses nur im Entwurfe vorhandene Concordat wider die Abrede zu früh bekannt machte und zum Reichsgesetz erklärte, nahm P. seine Einwilligung zurück und wurde nun wieder als Gefangener behandelt. Nach dem Sturze Napoleon's zog er am 24. Mai 1814 in Rom wieder ein und nahm aufs neue Besitz von allen Ländern des Kirchenstaats, mit Ausnahme von Avignon und Venaissin, sowie eines kleinen, jenseit des Po gelegenen Landstrichs von Ferrara. Er nahm sogleich wieder alle Rechte in Anspruch, die der päpstliche Stuhl seit längerer Zeit verloren hatte, und erlangte deren sehr viele zurück, weil er die Gunst der Umstände ohne Leidenschaft benutzte. Rom schien die neue Zeit zu verstehen, und wollte lieber sie gewinnen als bekämpfen und erdrücken. P. war übrigens auch persönlich, obschon er in den letzten Jahren seines Lebens von streng-hierarchisch-kirchlichen Ideen befangen sich zeigte, jenem Geiste politischer Mäßigung nicht abgeneigt; allein was seiner Regierung eine ausgezeichnete Stelle in der neuern Geschichte gibt, das ist seines Freundes, des Cardinals Consalvi (s. d.), Weisheit. Beide Männer hatte persönliche Zuneigung und ihr gemeinschaftlicher Gang durch das öffentliche Leben auf das innigste verbunden. In der innern Verwaltung der Kirche gelang dem röm. Stuhle fast Alles, was P. mit Beharrlichkeit wiederherzustellen suchte. Wie fest er dem alten Systeme der Kirche anhing, beweisen mehre seiner Bullen und Breven, z. B. gegen die Verbreitung der Bibel, ferner das Verfahren gegen Wessenberg (s. d.), gegen die katholische Schweiz u. s. w. In der Verwaltung der äußern Angelegenheiten der Kirche waren die mit Frankreich, Baiern und beiden Sicilien abgeschlossenen Concordate, sowie die Übereinkunft mit Preußen, fast ebenso viele Triumphe der röm. Staatskunst. Das Concordat mit Frankreich vom 16. Juli 1817 aber fand so viel Widerspruch in den Kammern, daß es nur theilweise vollzogen wurde; dagegen nahm der geheime Einfluß Roms in Frankreich um so mehr zu. Gegen die wiener Congreßacte hatte der Papst unterm 14. Juni 1815 protestirt, weil sie den vorigen weltlichen Besitzstand des röm. Stuhls nicht ganz herstellte. Dagegen erfolgte 1816 die Zurückgabe altdeutscher Handschriften aus der vaticanischen Bibliothek an die Universität zu Heidelberg mit großer Bereitwilligkeit. Dem Kirchenstaate gab er am 6. Juli 1816 eine neue Verfassung, welche wenig-

stens die Befolgung freisinniger Grundsätze nicht ausschloß, während die Verwaltung so mild war, daß die innere Sicherheit nur durch die Räuberbanden gefährdet, durch geheime Gesellschaften aber, gegen die P. scharfe Bullen erließ, nicht einmal bedroht wurde, als die neapolitan. Carbonari (s. d.) in das röm. Gebiet eindrangen. Consalvi's Mäßigung und Duldung machte Rom zur Freistätte unglücklicher Könige und geächteter Familien. Alle politische Meinungen und religiöse Bekenntnisse fanden daselbst Schutz der Personen. Insbesondere bewies sich P. großmüthig gegen die Familie Napoleon's. Seine Liebe zur Kunst und Wissenschaft beweist das Museum Chiaramonti im Vatican. Er war in seinem Äußern einfach, in seiner Denkweise fromm, in seinem Thun wohlthätig, in jedem Verhältnisse sanft und bescheiden. Ein Fall im Zimmer auf dem Marmorboden, am 6. Juli 1823, hatte einen Schenkelbruch und dieser am 20. Aug. seinen Tod zur Folge. Vgl. „Storia del pontificato di Pio VII." (2 Bde., Ven. 1815); „Vie politique et privée de Pie VII" (Par. 1823); Gaudet, „Esquisses historiques et politiques sur le pape Pie VII" (Par. 1824), und Pacca, „Relazione del viaggio di papa Pio VII. etc." (Rom 1836).

Pius VIII., Papst 1829—30, hieß eigentlich Franz Xaver Graf von Castiglione, geb. am 20. Nov. 1761 zu Cingoli in der Mark Ancona. Er wurde im J. 1800 Bischof von Montalto, 1808 aber nach dem südlichen Frankreich verbannt. Nach seiner Rückkehr nach Rom im J. 1814 erhielt er die Würde eines Bischofs von Cesena und 1816 den Cardinalshut. Am 31. März 1829 wurde er fast einstimmig als Nachfolger Leo's XII. zum Papst gewählt, ungeachtet er körperlich sehr leidend war. Durch Abschaffung mancher Lasten und durch mehre zweckmäßige Anordnungen gewann er sich die Liebe seiner Unterthanen. Während seiner Regierung kam das Concordat mit Holland zu Stande; auch wurden die Angelegenheiten der Armenier geordnet. Doch anstatt ein freieres katholisches Kirchenthum zu begründen, was man gehofft hatte, verfolgte er vielmehr, im Verein mit Albani, den er zum Staatssecretair machte, Pacca, Gregorio und Capellari ein weltliches und kirchliches Regierungssystem, das den Keim zu dem nachmals im Kirchenstaate ausgebrochenen Aufstande legte. Alle seine Erlasse athmeten den Geist Gregor's VII. Nachdem er noch zu seinem großen Leidwesen die franz. Julirevolution erlebt hatte, starb er am 30. Nov. 1830.

Pius IX., Papst, heißt eigentlich Jos. Maria Graf von Mastai-Ferretti, geb. zu Sinigaglia am 13. Mai 1792. Er stammt aus einer begüterten Familie und hatte die Absicht, sich dem Militairstande zu widmen, wurde aber seiner schwächlichen Gesundheit wegen mit dem Gesuche um Aufnahme in die Nobelgarde Pius' VII. zurückgewiesen. Er wendete sich nun dem geistlichen Stande zu und studirte im Collegium zu Volterra seit 1816 mit vielem Eifer Theologie; allein auch hier wurde ihm seine Körperschwäche hinderlich. Inzwischen genas er doch endlich vollständig, erhielt die Weihen, wurde in Rom Priester und schloß sich unter Leo XII. im J. 1823 der Mission nach Chile in Südamerika an. Nach seiner Rückkehr im J. 1825 widmete er sich als Kanonikus in Rom mit Eifer der Armenpflege, namentlich im großen Hospital von San-Michele, und wurde hierauf Präsident der Armen- und Versorgungsanstalt zu San-Michele an dem Tiberufer. Papst Leo XII. erhob ihn 1827 zum Erzbischof von Spoleto, und Gregor XVI. 1833 zum Erzbischof von Imola und 1840 zum Cardinal. Nach Gregor's XVI. Tode wurde er nach dreitägigem Conclave am 16. Juni 1846 zu dessen Nachfolger erwählt. Mehre politische Maßregeln, die sich sofort an seinen Regierungsantritt knüpften, wie die Ernennung einer Commission, welche über nöthige Reformen in der Staatsverwaltung berathen soll, die am 16. Juli erlassene Amnestie für politische Verbrecher seit 1831, haben ihm die Herzen der Römer nicht minder gewonnen, als die Einschränkungen, die er in seinem Haushalte angeordnet hat, und die Leutseligkeit, welche er blicken läßt. Zu seinen vertrautesten Rathgebern hat er die Cardinäle Gizzi und Micara.

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer Perus, geb. zu Truxillo, der natürliche Sohn eines Edelmanns, wurde in der Erziehung ganz vernachlässigt und als Schweinehüter gebraucht, bis er, der harten Behandlung müde, davonlief und Soldat wurde. Nachdem er einige Zeit in Italien gewesen, schiffte er sich mit Glücksrittern, die nach den Schätzen der neuen Welt lüstern, zu Sevilla ein. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit und begleitete Ojeda auf seiner Unternehmung nach dem Meerbusen von Darien, sowie Balboa (s. d.) auf seinem Zuge durch den Isthmus der Südsee. Bei diesen Gelegenheiten

übertraf er Alle an Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeist, und obgleich er nicht einmal lesen konnte, so wurde er doch fähig gefunden, zu commandiren. Kraft des Körpers und Geistes und eine reiche Erfahrung ersetzten bei ihm die mangelnden gelehrten Kenntnisse. Er hatte bereits einiges Eigenthum erworben, als Habsucht und Ehrgeiz ihn anspornten, sich mit Diego von Almagro und Hernando Luque zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste zu vereinigen. Am 15. Nov. 1524 segelte er mit einem einzigen Schiffe und 112 M. von Panama ab, um ein großes Reich zu stürzen. Nach langem Umherkreuzen entdeckte er eine niedrige, schlecht bevölkerte Küste, doch nothgezwungen mußte er nach den Perleninseln zurückkehren, wo Mangel und Krankheit seine Mannschaft hinriß. Durch Almagro zweimal wieder verstärkt, brachte er seine Macht auf 200 M., erreichte mit dieser im Mai 1526 die Bai San-Matteo in Quito und folgte der Küste bis Tumbez. Dort erhielt er Nachrichten von dem goldreichen und civilisirten Peru; doch an der Verfolgung seines ursprünglichen Plans wurde er durch den Gouverneur der Landenge von Panama, Pedro de Rios, gehindert. Im J. 1527 nach Panama zurückgekehrt, bemühte er sich umsonst, seinen Gegner zu gewinnen und entschloß sich deshalb zur Reise nach Spanien. Mit Mühe brachte er die nöthigen Geldmittel zusammen, doch gelang es ihm, bis zum Kaiser Karl V. zu dringen. Mit Ehrentiteln und der vom 28. Juni 1529 datirten Erlaubniß, Peru bis 200 M. südlich von Tumbez zu erobern und als Generalcapitain zu regieren, kehrte er nach Panama zurück. Almagro wüthete über diese Bevorzugung P.'s und hielt sie für Frucht eines Treubruchs, söhnte sich aber endlich doch, wenn auch nur scheinbar, mit ihm aus. P. brachte seine drei Brüder, aber so geringe Mittel mit sich, daß es ihm und seinen Verbündeten nur sehr spät gelang, auf drei Schiffen 148 Fußsoldaten und 37 Reiter zu versammeln, die er im Jan. 1531 in der Bai San-Matteo landete. Nachdem er im Mai 1532 die erste span. Colonie in der Bai San-Michael begründet hatte, drang er nach der zwölf Tagereisen entfernten Stadt Caxamarca vor, um sich die damals unter den Peruanern herrschenden Unruhen zu Nutzen zu machen. Der zwölfte Inka, Huayna Capac, hatte, alte Gesetze übertretend, kurz vor seinem, 1529 erfolgten Tode, sein Reich unter seine zwei, aus verschiedenen Ehen stammenden Söhne, Huascar und Atahualpa, getheilt, diesem, der als nicht ebenbürtig galt, den Norden, jenem den Süden überwiesen, und hierdurch Veranlassung zu einem Bruderkriege gegeben. Von Atahualpa um Beistand ersucht, entschloß sich P. mit seltener Treulosigkeit das Vertrauen zu misbrauchen, und trug dem Inka eine mündliche Besprechung an. Die verderbliche Zusammenkunft fand statt am 15. Nov. 1532. Als Inka Atahualpa die ihm vorgeschlagene unbedingte Unterwerfung, erstaunt über die Kühnheit der Handvoll Abenteurer, zurückwies, stürzten die Spanier über ihn und das ihn umgebende 30000 M. starke Heer so schnell her und verbreiteten durch ihr Feuergewehr und ihre Pferde solchen Schrecken, daß sie unter dem furchtbarsten Blutvergießen und ohne mehr als ein paar Mann zu verlieren, die ungeheure Volksmenge in die Flucht trieben und den Inka gefangen nahmen. Man erpreßte von diesem ein Lösegeld, welches den Werth von 2 Mill. span. Thlr. gehabt haben soll, richtete ihn aber dennoch hin und bemächtigte sich dann um so leichter des herrenlos gewordenen Landes, als inzwischen Almagro 150 M. Verstärkung zugeführt hatte. Die Spanier zogen fortan, ohne Widerstand zu begegnen, im Lande herum und übten die entsetzlichsten Grausamkeiten. Einzelne, die sich sehr bereichert hatten, gingen nach Panama zurück und veranlaßten das Zuströmen zahlreicher golddürstiger Abenteurer. Im Juni 1533 sah sich P. an der Spitze von 700 Europäern und drang nun mit 500 M. nach Süden vor. Nach manchem harten Gefechte mit den inzwischen zur Besinnung gelangten Indiern eroberte er endlich die ebenso große als reiche Stadt Cuzco, gerieth aber über den Besitz derselben mit Almagro in Streit. Nach der Schlichtung desselben machte Almagro einen merkwürdigen Zug nach Chile und eroberte einen großen Theil dieses Landes; P. aber beschäftigte sich mit der innern Einrichtung seiner Statthalterschaft, wobei er viel Klugheit zeigte. Auch legte er 1534 den Grund zu der neuen Hauptstadt Ciudad de los Reyes, nachher Lima genannt. Die unmenschlichen Grausamkeiten der neuen Herrscher erregten indeß einen Aufstand der Eingeborenen. P. wurde in seiner neuen Stadt, seine drei Brüder wurden in Cuzco eingeschlossen, und einer von ihnen kam bei der Belagerung um. Kaum hatte Almagro von diesen Vorfällen Nachricht erhalten, als er aus Chile herbeieilte, die Peruaner schlug, die

Stadt selbst eroberte und die beiden Brüder P.'s zu Gefangenen machte. P. hatte sich inzwischen in Lima behauptet; zum Entsatz der Stadt Cuzco, die er noch von den Peruanern belagert glaubte, sendete er Alvarado mit 500 M. dahin ab, der aber ebenfalls von Almagro geschlagen wurde. Durch freundliche Unterhandlungen mit Almagro gelang es P., seine Brüder frei zu erhalten. Doch kaum war Solches geschehen, als er sie an der Spitze von 700 M. gegen Cuzco absendete. Im Apr. 1538 kam es bei Salinas unfern Cuzco zwischen ihnen und Almagro zum Kampfe; Letzterer erlitt eine vollständige Niederlage, fiel in Gefangenschaft und wurde von P. zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Da aber bei der nun folgenden Ländervertheilung Almagro's Freunde leer ausgingen, versammelten sie sich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verschworen sich gegen P.'s Leben. Ihr Plan kam erst am 26. Juni 1541 zur Ausführung; erschöpft von langer Gegenwehr, fiel P. nebst seinem Stiefbruder Alcantara unter den Schwertstreichen der Verschworenen. P. war ein Mann von unübertroffener Tapferkeit, großem Feldherrntalent, von Klugheit und eiserner Ausdauer, aber geschändet in der Geschichte und seines Endes würdig gemacht durch die unerhörte Treulosigkeit, die Raubsucht und Grausamkeit, die durch alle Handlungen seines Lebens hindurchblicken.

Pizzicāto bedeutet in den Notenstimmen für Bogeninstrumente, daß gewisse Töne nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern mit den Fingern gerissen werden sollen; gewöhnlich folgt dann der Ausdruck coll' arco, welcher anzeigt, daß wieder der Bogen gebraucht werden soll.

Pizzo, ein freundliches Städtchen von etwa 6000 E. in der neapolitan. Provinz Calabria ulteriore I., am Meerbusen von Santa-Eufemia, erhielt dafür, daß die Bewohner den Exkönig von Neapel, Joachim Murat, als er am 13. Oct. 1815 daselbst landete, ergriffen und der Regierung auslieferten, für immer Befreiung von allen Abgaben.

Placet (placetum regium) heißt die Genehmigung des Staatsoberhaupts zur Publication päpstlicher Bullen und Anordnungen, sowie auch bischöflicher Erlasse. Das Recht, dieses Placet zu ertheilen, gründet sich auf das jedem Regenten als solchem zustehende jus inspectionis saecularis und wird daher auch von katholischen Fürsten, z. B. in Östreich, streng aufrecht erhalten.

Plafond nennt man die meist architektonisch verzierte flache Decke irgend eines Raumes. Das nächste Motiv zur Verzierung liefert unstreitig die einfache oder gekreuzte Balkenlage; im letztern Falle entstehen schon viereckige Fächer, welche mit Cassetten, Rosetten u. s. w. ausgefüllt werden können. Ist aber die Decke eben und glatt, so wird eine mehr oder minder reiche Ornamentirung durch Bemalung und Stuccatur hervorgebracht. Hauptrücksicht bleibt immer, daß der Plafond bei möglichster architektonischer Harmonie mit den Wänden doch leicht und luftig, nicht schwer und drückend erscheine; man wird deshalb meist helle Farben wählen und auch mit der Vergoldung nicht zu verschwenderisch umgehen. Die Verschönerung des Plafond mit Gemälden nennt man die Plafond- oder Deckenmalerei. Die gewöhnlichste Art derselben besteht darin, daß von den Enden und dem Simse der Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht und wo diese sich endigt, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Soll der innere Raum der Decke ebenfalls verziert werden, so wird er entweder in Felder abgetheilt, oder mit Laubwerk, Blumenzügen und Arabesken verziert. Doch erst, wenn die Decke mit einem wirklichen Gemälde geschmückt wird, entsteht ein Deckenstück oder Deckengemälde. Wie vielleicht in der ganzen Malerei nichts schwieriger ist als die Plafondmalerei, so ist auch die Theorie derselben ganz unzulänglich. Sie stößt zuvörderst auf die Bedenklichkeit, ob solche Gemälde überhaupt zulässig seien. Daß die Plafondmalereien einen beschwerlichen Standpunkt für den Beschauer haben, ist nicht zu leugnen; ganz unpassend muß man die Darstellung von Gegenständen nennen, die in der Wirklichkeit hier gar nicht vorhanden sein können, wie z. B. landschaftliche Theile, oder die Flotte des Aneas und die Thaten des Hercules von Pietro Cortona und Lebrun. Michel Angelo, Rafael und die ältern Maler behandelten ihre Deckengemälde gleich an der Decke befestigten Teppichen, sodaß die Figuren nicht von unten nach oben verkürzt, sondern wie in einem gewöhnlichen Gemälde erscheinen. Der Architektur war dabei ihr Recht gelassen, und die Gemälde waren im eigentlichen Sinne nur Verzierungen der Deckenfelder. Correggio dagegen hob in seinen Kuppelgemälden die Architektur völlig auf; er zeigte die Kuppel geöffnet und

ließ das Auge im freien Himmel schwebende, aufwärts gerichtete, folglich stark verkürzte Gestalten erblicken. Diese Behandlung wurde von spätern Künstlern auch auf flache Decken angewendet. Beides aber erfodert eine genaue Kenntniß der Perspective; denn die Figuren, welche aus dem Standpunkte des Beschauers, von unten hinauf wirklich die Ansicht über uns schwebender Figuren darbieten sollen, müssen künstlich verkürzt sein, und ist dazu noch überdies eine andere Anordnung bei gewölbten, eine andere bei flachen Decken nöthig. In neuester Zeit ist man zu dem ältern Princip zurückgekehrt, namentlich sind die Plafondgemälde in Fresco in München und in Pillnitz nur als aufgehangene Gemälde behandelt. Übrigens müssen die dargestellten Gegenstände jederzeit in Übereinstimmung mit dem Zweck und Charakter des Gebäudes stehen. Auch eignen sich nur Decken von bedeutender Höhe zur Verzierung durch Deckenstücke, vielleicht am meisten die gewölbten.

Plagiarius (lat.), was ursprünglich und im antiken Sinne einen Menschendieb oder Menschenverkäufer bezeichnet, nennt man jetzt vorzugsweise Denjenigen, der sich einen gelehrten Diebstahl, ein Plagiat oder Plagium zu Schulden kommen läßt, indem er eines Andern Gedanken und Worte so ausschreibt, daß er sie für die seinigen ausgibt. So gewiß das Plagiat in moralischer und wissenschaftlicher Hinsicht entehrend und schändlich ist, so ist es doch nicht in bürgerlicher Beziehung strafbar, weil es sich durch allerhand Kunstgriffe so verdecken läßt, daß die juristische Beweisführung immer sehr erschwert ist. Schon der Umstand, daß es gar leicht möglich ist, daß zwei Menschen Dasselbe unter gleichen Prämissen und Schlüssen denken, dürfte dieselbe sehr schwierig machen. Das Plagiat läßt sich nur dann sicher erweisen, wenn dem Plagiarius die Bedingungen der eigenen Erfindung mangeln und zugleich die fremde Form angewendet worden ist, was freilich dann mit dem Vergehen des Nachdrucks ziemlich zusammenfällt. Vgl. Ch. Nodier, „Du plagiat, de la supposition d'auteurs, des supercheries qui ont rapport aux livres" (2. Aufl., Par. 1826).

Plagium, s. Menschenraub.

Plaidiren nennt man bei mündlichem Gerichtsverfahren die Vertheidigung Jemandes durch dessen Anwalt, und Plaidoyer die Vertheidigungsrede des Anwalts.

Plan im subjectiven Sinne heißt die bewußtvoll überlegende Vorstellung der Zwecke, welche der Mensch in seinem Handeln verfolgt, zusammengenommen mit der Vorstellung der Mittel, welche zur Erreichung des Zweckes angewendet werden sollen. Wo der Mensch planvoll handelt, ist daher Überlegung und Wahl jederzeit eingeschlossen; aber diese Überlegung ist auf das Verhältniß der Mittel zu einem schon feststehenden Zwecke, nicht nothwendig auf diesen Zweck selbst gerichtet. Die letztern brauchen deshalb nicht von sittlichen Entschließungen auszugehen; sie können von der Noth, den Leidenschaften u. s. w. vorgezeichnet sein. So kann der Ehrgeizige und Gewinnsüchtige ebenso planvoll handeln, als der ehrliche, brave Mann. Im objectiven Sinne nennt man entsprechend der subjectiven Bedeutung Plan auch die Darlegung des Systems von Mitteln, welche, oft durch die vereinigte Thätigkeit Vieler, zur Erreichung eines Zweckes angewendet werden sollen; man spricht z. B. von einem Schulplan, Bauplan, Kriegsplan, von dem Plane eines Kunstwerks, einer wissenschaftlichen Untersuchung u. s. w. Daher bezeichnet man durch das Wort Plan auch die sichtbare Darstellung der Art, wie sich ein Ganzes aus seinen Theilen zusammenfügt, namentlich wo das Ganze ein räumlich Bestimmtes und also in verkleinertem Maßstabe dem Auge Darstellbares ist; hierher gehören die Ausdrücke Plan einer Gegend, eines Schlachtfeldes, eines Hauses u. s. w. Planzeichnung nennt man daher die Kunst, die räumlichen Verhältnisse, namentlich der Erdoberfläche, dem Auge in überschaulichen Umrissen darzustellen; Plankammern bald größere Sammlungen solcher Darstellungen, bald Institute, welche zur Verfertigung derselben bestimmt sind. (S. Landkarten.)

Plancius (Cnejus), ein röm. Ritter aus Atina in Latium, nahm im J. 58 v. Chr., da er als Quästor in der Provinz Macedonien sich befand, den verbannten Cicero in Thessalonica auf, und wurde von diesem im J. 54 mit glücklichem Erfolge durch eine noch erhaltene Rede vertheidigt, da er von Marcus Juventius Laterensis und Lucius Cassius wegen Wahlumtriebe, die er sich bei der Bewerbung um die curulische Adilität zu Schulden kommen lassen, angeklagt wurde. In den bürgerlichen Kriegen folgte er der Partei des Pompejus.

Planck (Gottlieb Jak.), einer der gelehrtesten Theologen der neuern Zeit, geb. am 15. Nov. 1751 zu Nürtingen in Würtemberg, studirte zu Tübingen, wurde daselbst 1774 Repetent der theologischen Facultät und 1780 als Prediger bei der Karlsakademie in Stuttgart angestellt und im folgenden Jahre Professor daselbst. Im J. 1784 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen, wo er 1791 Consistorialrath und erster Professor der theologischen Facultät, 1805 Generalsuperintendent des Fürstenthums Göttingen wurde, und am 31. Aug. 1833 starb. Das theologische Studium in Göttingen beförderte er insbesondere durch seine Vorträge über die Kirchen- und Dogmengeschichte. Sein Hauptwerk, die „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs, vom Anfange der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel" (6 Bde., Lpz. 1781—1800; Bd. 1—3, 2. Aufl., 1791 fg.), setzte er nach langer Unterbrechung in der „Geschichte der protestantischen Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des 18. Jahrh." (Gött. 1831) fort. Seine „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (5 Bde., Hannov. 1803—9) entwickelt die Gestaltung der Kirchenverfassung bis zur Reformation. Als eine treffliche Einleitung dazu dient seine „Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt durch Jesum und die Apostel" (2 Bde., Gött. 1818). Seine kirchenhistorischen Programme gab er gesammelt als „Anecdota quaedam ad historiam concilii tridentini pertinentia" (Gött. 1791—1801) heraus. Er besorgte die fünfte Auflage von Spittler's „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (Gött. 1812), der er die Schrift „Über Spittler als Historiker" (Gött. 1811) voranschickte. In Betreff der Kirchenunion schrieb er „Über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien" (Tüb. 1803); nach der Stiftung des Deutschen Bundes „Über die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der katholischen und protestantischen Partei in Deutschland" (Hannov. 1816) und zur Verständigung der streitenden theologischen Parteien „Über den historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums" (Gött. 1821).

Planck (Heinr. Ludw.), des Vorigen Sohn, ebenfalls als Theolog, besonders als Exeget bekannt, geb. am 19. Juli 1785, wurde 1806 Repetent bei der theologischen Facultät und 1810 außerordentlicher Professor der Theologie zu Göttingen. Zu früh aber mußte er wegen epileptischer Anfälle seine äußere Thätigkeit ganz aufgeben, und starb am 23. Sept. 1831. In seinen „Bemerkungen über den ersten Paulinischen Brief an den Timotheus" (Gött. 1808) vertheidigte er die von Schleiermacher angegriffene Echtheit jenes Briefes. Seine philologischen Forschungen über die Spracheigenthümlichkeit des Neuen Testaments erwarben ihm verdiente Anerkennung. Seine dogmatischen Ansichten entwickelte er in der kleinen Schrift „Über Offenbarung und Inspiration, in Beziehung auf Schleiermacher's neue Ansichten über Inspiration" (Gött. 1817) und weiter ausgeführt in dem „Kurzen Abriß der philosophischen Religionslehre" (Gött. 1821). Vgl. Lücke, „Zum Andenken an Heinr. Ludw. P." (Gött. 1831).

Plancus ist der Name einer Familie der röm. plebejischen Gens Munatia, die erst spät in der Geschichte der röm. Republik hervortritt. — Lucius Munatius P. gehörte zu den Legaten Cäsar's im gallischen und bürgerlichen Kriege, wurde durch ihn im J. 45 v. Chr. Stadtpräfect und wollte nach seiner Ermordung im J. 44 als Statthalter in Gallien parteilos bleiben, obwol ihn Cicero gegen Marcus Antonius aufforderte. Durch die Verhältnisse genöthigt, schloß er sich nach der Schlacht bei Mutina an Decimus Brutus (s. Junius) an, verließ ihn aber bald und ging zu Antonius über. Er willigte dann in die Proscription seines leiblichen Bruders Cajus, der durch Adoption in das Plautische Geschlecht übergegangen war, und erhielt im J. 42 das ihm schon durch Cäsar zugedachte Consulat. Er focht im J. 41 und 40 mit seinen Brüdern Titus und Cnejus für Antonius (s. d.) und Fulvia (s. Fulvius) ohne Erfolg im perusinischen Kriege und floh darauf zu Marcus Antonius, als dessen Legat er in Syrien und Ägypten verweilte, verließ ihn aber im J. 32 und begab sich zu Octavianus, dem er des Antonius Testament verrieth, und dem auf seinen Antrag im J. 27 der Titel Augustus (s. d.) ertheilt wurde. Er starb, nachdem er im J. 22 die Censur bekleidet hatte. — Sein Bruder Titus Munatius Plancus Bursa zeigte sich als Volkstribun im J. 52 als erbitterten Feind der Optimaten, namentlich auch des Cicero und

Mile. Er und sein College Quintus Pompejus Rufus ließen des Clodius (s. d.) Leichnam auf dem Forum verbrennen, wobei die hostilische Curie eingeäschert wurde. Nach der Niederlegung belangte ihn Cicero wegen seiner Gewaltthätigkeiten. Er ging hierauf ins Exil nach Ravenna, wurde aber im J. 44 von Cäsar restituirt.

Planetarium nennt man eine gewöhnlich mit Räderwerk versehene Maschine, durch welche man die Bewegungen der Planeten um die Sonne darstellen kann. Schon Archimedes soll ein Planetarium construirt haben; später besaßen Posidonius und Boëthius ähnliche Vorrichtungen, und in neuerer Zeit ist eine große Menge derselben verfertigt worden.

Planeten, Wandelsterne, zuweilen auch, jedoch unpassend, Irrsterne, nennt man diejenigen Sterne, welche ihren Ort unter den übrigen Sternen (Fixsternen) beständig verändern, oder bestimmter diejenigen Sterne, welche sich in kreisähnlichen Bahnen um die Sonne bewegen und von derselben erleuchtet werden. Die letztere Erklärung zeigt, daß auch die Erde dahin zu rechnen ist, nicht aber die Kometen, deren Bahnen im Allgemeinen nicht kreisähnlich heißen können. Ob außer der Sonne noch andere Fixsterne von Planeten umkreist werden, wissen wir nicht, müssen es aber vermuthen; sichtbar können uns solche Planeten anderer Sonnen wol niemals werden. Von den uns jetzt bekannten zwölf Planeten waren außer der Erde noch fünf, nämlich Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, die mit bloßem Auge sichtbar sind, schon den Alten bekannt, die jedoch weit entfernt waren, die Erde zu den Planeten zu rechnen; sechs andere, nämlich Uranus, Vesta, Juno, Ceres, Pallas und Asträa, sind erst in der neuesten Zeit entdeckt worden. Durch die fünf letztern wurde eine Lücke ausgefüllt, die früher zwischen Mars und Jupiter zu bemerken war. Theilt man nämlich den Abstand des Saturn von der Sonne in 100 oder den der Erde von der Sonne in zehn gleiche Theile, so lassen sich die mittlern Abstände der Planeten von der Sonne ziemlich genau durch folgende Zahlen ausdrücken: Mercur 4, Venus 7, Erde 10, Mars 16, Jupiter 52, Saturn 100, Uranus 196. Zieht man die erste Zahl 4 von allen andern ab, so kommt 3, 6, 12, 48, 96, 192; hier ist jede Zahl das Doppelte der vorhergehenden, nur mit Ausnahme der Zahlen 12 und 48 (für Mars und Jupiter), zwischen denen 24 fehlt; die Vermuthung lag daher nahe, daß hier noch ein Planet in dem Abstande 28 stehen möge, welcher die in der letzten Reihe noch fehlende und dieselbe vervollständigende Zahl 24 geben würde, und sie hat sich vollkommen bestätigt, wiewol man nicht wenig überrascht war, statt eines Planeten deren mehre an dieser Stelle zu finden. Außer der Erde werden noch drei Planeten von kleinern Sternchen, sogenannten Nebenplaneten oder Monden, umkreist, die sämmtlich mit bloßem Auge unsichtbar und daher erst nach Erfindung des Fernrohrs entdeckt worden sind. Was das äußere Ansehen der Planeten betrifft, so kann man sie mit bloßen Augen nur an ihrem mattern und ruhigern Lichte erkennen, welches eine Folge davon ist, daß sie nicht selbstleuchtende Körper sind, wie die Sonne und die Fixsterne, sondern dunkle Körper, die ihr Licht erst von der Sonne erhalten; im Fernrohre erscheinen sie als kleine erleuchtete Scheiben. Die Bewegungen der Planeten sind scheinbar sehr unregelmäßig, indem sie sich bald nach Osten, bald nach Westen, bald schneller, bald langsamer bewegen, zuweilen auch ganz stillzustehen scheinen; die Erklärung dieser Erscheinungen hat den frühern Astronomen viel Mühe gemacht und ist erst seit etwa drei Jahrhunderten auf eine befriedigende Weise gegeben worden. Sie hängt mit der ganzen Anordnung des Planetensystems zusammen, über welche verschiedene Hypothesen oder Systeme aufgestellt worden sind, unter denen hauptsächlich drei von Wichtigkeit sind: das Ptolemäische, das Tychonische und das Kopernicanische Weltsystem. Ptolemäus nahm an, die Erde stehe ruhend im Mittelpunkte und um sie bewege sich zuerst der Mond, dann Mercur und Venus, hierauf die Sonne und die übrigen Planeten, und zwar sämmtlich in Kreisen. Jahrtausende lang galt dieses System für das richtige, wiewol es nur durch die ebenso sinnreiche als verwickelte Hypothese der Epicykel (s. d.) den Erscheinungen einigermaßen angepaßt werden konnte. Nach dem Kopernicanischen Systeme, dessen Richtigkeit jetzt wol allgemein anerkannt ist, bildet nicht die Erde, sondern die Sonne den Mittelpunkt; um dieselbe bewegen sich sämmtliche Planeten mit Einschluß der Erde, um diese aber bewegt sich der Mond. Da jedoch diese von Kopernicus aufgestellte Hypothese anfangs wegen des Widerspruchs, in dem sie

nicht nur mit eingewurzelten Vorurtheilen, sondern sogar, wenigstens scheinbar, mit mehren Stellen der heiligen Schrift stand, vielfachen Anstoß erregte, so stellte der ausgezeichnete Astronom Tycho de Brahe (s. d.) ein drittes System auf, nach welchem die Erde ruht und Mond und Sonne sich um dieselbe bewegen, während alle andern Planeten sich zunächst um die Sonne und nur mit dieser um die Erde bewegen sollen. Allein dieses System widersprach den beobachteten Erscheinungen zu sehr, um Beifall und Eingang finden zu können, wogegen das Kopernicanische allmälig immer allgemeiner als richtig erkannt wurde. Indeß bedurfte auch dieses in einigen Punkten der Verbesserung, die es durch Kepler (s. d.) erhielt, welcher die Gesetze der Planetenbewegung auffand (nach ihm die Kepler'schen Gesetze genannt), und erkannte, 1) daß sich die Planeten nicht in Kreisen, wie noch Kopernicus angenommen hatte, sondern in Ellipsen bewegen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht; 2) daß eine von der Sonne zu einem Planeten gezogene Linie in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume beschreibt, und 3) daß die Quadrate oder zweiten Potenzen der Umlaufszeiten zweier Planeten sich wie die Würfel oder dritten Potenzen ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne verhalten. Erst 100 Jahre später lieferte Newton, der Entdecker der allgemeinen Schwere und Schöpfer der Mechanik des Himmels, den theoretischen Beweis für die Richtigkeit und Nothwendigkeit dieser Gesetze, die Kepler nur auf empirischem Wege als richtig erkannt hatte. Jetzt sind die Bahnen der Planeten in allen ihren Einzelheiten mit einer Genauigkeit bestimmt, die fast gar nichts zu wünschen übrig läßt.

Um den Ort eines Planeten für einen bestimmten Augenblick berechnen zu können, müssen sechs Bestimmungsstücke bekannt sein, welche man die Elemente (s. d.) der Planeten nennt. Unter diesen sind namentlich zwei bemerkenswerth, die Excentricität und die Neigung der Planetenbahn gegen die Ekliptik. Je größer die Excentricität ist, desto mehr weicht die Bahn von einem Kreise ab. Die größte haben die beiden kleinen Planeten Juno und Pallas; bei jener beträgt sie über $^1/_4$, bei dieser nicht ganz $^1/_4$; dann folgen Mercur über $^1/_5$, Asträa fast $^1/_5$, Mars $^1/_{11}$, Vesta beinahe $^1/_{11}$, Ceres $^1/_{13}$, Saturn $^1/_{18}$, Jupiter und Uranus $^1/_{21}$, Erde noch nicht $^1/_{60}$, Venus $^1/_{136}$. Die Neigungen der Bahnen der ältern Planeten gegen die Ekliptik sind nur gering: Jupiter 1° 19′, Mars 1° 51′, Saturn 2° 30′, Venus 3° 23′, Mercur 7°; die kleinste kommt bei Uranus vor und beträgt hier nur 46 Minuten. Alle diese Planeten erscheinen daher immer sehr nahe bei der Ekliptik, innerhalb eines schmalen Streifens, der der Thierkreis genannt wird. Weit größer sind die Neigungen mehrer der übrigen Planetenbahnen; sie betragen bei Asträa nur 5° 20′, bei Vesta 7° 8′, aber bei Ceres 10° 37′, bei Juno 13° 4′ und bei Pallas, welche die größte hat, sogar 34° 35′, sodaß, von der Erde aus gesehen, Vesta 12° 17′, Ceres 13° 16′, Juno 20° 40′ und Pallas 50° 49′ von der Ekliptik entfernt sein können. Aus dem dritten Kepler'schen Gesetze erhellt, daß die Planeten hinsichtlich ihrer Umlaufszeit dieselbe Reihenfolge beobachten, wie hinsichtlich ihres Abstandes von der Sonne; je weiter sie von der Sonne entfernt sind, desto größer ist auch ihre siderische Umlaufszeit, d. h. der Zeitraum, in welchem sie einen vollständigen Umlauf um die Sonne machen. — Anlangend die Größe der Planeten, so ist Jupiter, der die Erde seinem körperlichen Inhalte nach über 1270 Mal übertrifft, beiweitem der größte; ihm zunächst steht Saturn, 1000 Mal größer als die Erde. Die kleinsten Planeten sind die fünf zuletzt entdeckten, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Asträa, deren Größe übrigens noch gar nicht genau bestimmt ist. Die scheinbare Größe der Planeten hängt nicht nur von ihrer wirklichen Größe, sondern auch von ihrem Abstande von der Erde ab; von allen Planeten aber kommt Venus der Erde am nächsten, bis auf $5^1/_4$ Mill. M., und dann erscheint sie uns größer als irgend ein anderer Planet, indem ihr größter scheinbarer Durchmesser 61 Secunden beträgt, während er zur Zeit ihres größten Abstandes von der Erde auf neun Secunden herabsinkt.

In Bezug auf ihre Stellung zur Sonne theilt man die Planeten (ohne die Erde) in untere und obere, und nennt diejenigen untere, welche der Sonne näher sind als die Erde, alle übrigen aber obere; hiernach gibt es nur zwei untere Planeten, Mercur und Venus. Diese erscheinen uns immer nahe bei der Sonne, niemals ihr gegenüber, und sind unsichtbar, wenn sie mit Erde und Sonne ziemlich in gerader Linie stehen, zur Zeit ihrer untern und obern Conjunction, nur die seltenen Fälle ausgenommen, wo sie zur Zeit der untern Conjunction als dunkle Flecke auf der Sonnenscheibe erscheinen, was man einen Durchgang

dieser Planeten nennt. (S. Durchgang.) Die obern Planeten erscheinen zu gewissen Zeiten der Sonne gerade gegenüber, in Opposition mit der Sonne, und sind gerade dann am besten zu sehen; zur Zeit ihrer Conjunction aber sind sie wie die untern Planeten unsichtbar. Der Zeitraum, welcher zwischen zwei aufeinander folgenden Oppositionen oder zwischen zwei entsprechenden Conjunctionen desselben Planeten vergeht, heißt die synodische Umlaufszeit desselben. In Bezug auf ihre Beschaffenheit und Größe kann man drei Classen von Planeten unterscheiden: die fünf kleinen, Vesta, Juno, Ceres, Pallas und Asträa; die vier mittlern, Mercur, Venus, Erde und Mars, und die drei großen, Jupiter, Saturn und Uranus. Die mittlern sind die nächsten bei der Sonne, die großen die entferntesten; zwischen jenen und diesen stehen die kleinen. Die großen zeichnen sich auch durch die Monde, von denen sie in größerer Zahl umgeben werden, während von den übrigen nur die Erde einen Mond hat, sowie durch ihre sehr schnelle Achsenumdrehung aus, während die mittlern fast genau in derselben, weit längern Zeit sich um ihre Achse drehen.

1) Mercur (☿) ist nach dem Vorigen der der Sonne nächste Planet. Mittlere Entfernung von der Sonne 8, kleinste $6\frac{1}{4}$, größte $9\frac{3}{4}$ Mill. M.; kleinste Entfernung von der Erde $10\frac{3}{4}$, größte $30\frac{3}{4}$ Mill. M. Wahrer Durchmesser 684 M., scheinbarer 5—12″. Masse $\frac{7}{10}$ der Erde. Siderische Umlaufszeit 87 Tage $23\frac{1}{4}$ Stunden; synodische 116 Tage. Die Rotationszeit ist der der Erde beinahe gleich. Wegen seiner großen Nähe bei der Sonne, von der er sich nie über $28\frac{3}{4}°$ entfernt, ist er nur schlecht und mit bloßem Auge ziemlich selten sichtbar, obgleich er ein ziemlich glänzendes weißes Licht hat; er erscheint genau rund und zeigt keine Flecke, doch will Schröter auf ihm hohe Berge entdeckt haben.

2) Venus (♀). Mittlere Entfernung von der Sonne fast 15 Mill. M., von der kleinsten und größten wenig verschieden; kleinste Entfernung von der Erde $5\frac{1}{4}$, größte 36 Mill. M. Wahrer Durchmesser 1676 M.; scheinbarer 9—61″. Masse $\frac{7}{8}$ der Erde. Siderische Umlaufszeit 224 Tage $16\frac{3}{4}$ Stunden; synodische 584 Tage. Rotationszeit 23 Stunden 21 Minuten. Venus ist der schönste und hellste aller Planeten, hat ein schönes weißes Licht und ist nicht selten am Tage mit bloßen Augen zu sehen. Von der Sonne steht sie nie über 48° ab; wenn der Abstand 40° beträgt, erscheint sie in ihrem größten Glanze. Mit dem Fernrohr ist die Venus eben ihres hellen Glanzes wegen schwer genau zu beobachten; dunkle Flecke oder sonst etwas Auffallendes zeigt ihre Oberfläche ebenso wenig als Mercur, doch will Schröter auch auf ihr Berge entdeckt haben, die zum Theil weit höher als die der Erde (bis fünfmal höher) sind. Mehre Astronomen, zuerst Fontana 1645, dann Cassini 1672, haben einen Mond der Venus wahrzunehmen geglaubt; jetzt ist man überzeugt, daß es keinen solchen gibt.

3) Auf die Erde (s. d.) folgt 4) Mars (♂). Mittlere Entfernung von der Sonne $31\frac{1}{2}$, kleinste $28\frac{1}{2}$, größte $34\frac{1}{2}$ Mill. M.; kleinste Entfernung von der Erde $7\frac{1}{2}$, größte $55\frac{1}{2}$ Mill. M. Wahrer Durchmesser gegen 900 M., scheinbarer 4—26″. Masse $\frac{1}{7}$ der Erde. Siderische Umlaufszeit 686 Tage $23\frac{1}{2}$ Stunden; synodische fast 780 Tage; Rotationszeit 24 Stunden 39 Minuten. Dieser Planet zeichnet sich durch sein röthliches Licht aus. Mit dem Fernrohr unterscheidet man auf seiner Oberfläche röthliche und grünliche Flecke, von denen jene festes Land, diese Wasserflächen zu sein scheinen. Besonders merkwürdig sind aber die glänzenden weißen Flecke an beiden Polen, in denen wir höchst wahrscheinlich etwas dem Schnee Ähnliches sehen, da sie abnehmen, wenn sie der Sonne lange ausgesetzt gewesen sind, und zunehmen, wenn die Sonne tiefer herabsinkt.

5) In ziemlich gleichem Abstande von der Sonne stehen die fünf kleinen, erst in diesem Jahrhundert entdeckten Planeten, von Herschel die Asteroiden genannt, von denen Ceres (⚳) von Piazzi am 1. Jan. 1801, Pallas (⚴) von Olbers am 28. März 1802, Juno (⚵) von Harding am 1. Sept. 1804, Vesta (⚶) von Olbers am 29. März 1807, endlich Asträa von Hencke am 8. Dec. 1845 entdeckt wurde. Hinsichtlich ihres mittlern Abstandes von der Sonne folgen sie so aufeinander: Vesta 49, Asträa $53\frac{1}{2}$, Juno 55, Ceres 57, Pallas $57\frac{1}{4}$ Mill. M.; doch kommen Juno, Asträa und Pallas ihrer größern Excentricität wegen der Sonne näher als Vesta, nämlich bis auf 41, 43 und $43\frac{1}{2}$ Mill. M., während sich Vesta der Sonne bis auf $44\frac{1}{2}$, Ceres nur bis auf $52\frac{3}{4}$ Mill. M. nähert. Der größte Abstand von der Sonne beträgt dagegen bei Vesta am wenigsten, $53\frac{1}{4}$ Mill. M., ferner bei Ceres $61\frac{3}{4}$, bei Asträa

64, bei Juno 69¼, bei Pallas 71¼ Mill. M. Der Erde nähert sich Juno am meisten, auf 20 Mill. M., Ceres dagegen nur auf 31¾ Mill. M., während sich Pallas am weitesten, bis auf 92¼ Mill. M., von ihr entfernt. Die siderische Umlaufszeit beträgt bei Vesta 1326, bei Asträa 1524, bei Juno 1593, bei Ceres 1681, bei Pallas 1686½ Tage. Die Größe dieser kleinen Planeten ist noch nicht mit Sicherheit anzugeben; nach Herschel, dem die meisten Astronomen beistimmen, beträgt der Durchmesser keines dieser Planeten (Asträa kannte er nicht) viel über 30 M., nach Schröter beträgt er bei Vesta 59, bei Juno 308, bei Ceres 350, bei Pallas 452 M. Diese Unsicherheit und Verschiedenheit dieser Angaben ist wol hauptsächlich aus dem Nebel zu erklären, der einige dieser Planeten, namentlich Ceres und Pallas, zu manchen Zeiten umgibt und ihren eigentlichen Kern ganz unsichtbar macht, während sie zu andern Zeiten scharf begrenzt erscheinen. Nur Vesta bleibt sich immer gleich und hat ein sehr lebhaftes Licht, sodaß man sie zuweilen mit bloßem Auge erkennen kann. Das Letztere ist zu gewissen Zeiten auch bei Ceres der Fall, die bald in einem hellen röthlichen, bald in einem schwachen weißlichen Lichte erscheint. Die drei andern sind nie mit bloßen Augen gesehen worden. Nach der Hypothese von Olbers sind alle diese kleinen Planeten nur Trümmer eines großen, durch eine unbekannte Ursache zerstörten Planeten, eine Vermuthung, der wir die Entdeckung der Vesta verdanken.

6) Jupiter (♃). Mittlere Entfernung von der Sonne 107½, kleinste 102½, größte 112¾ Mill. M. Kleinster Abstand von der Erde 81¼, größter 133¾ Mill. M. Wahrer Durchmesser gegen 19000 M., scheinbarer 30—46″. Masse 338 Mal größer als die der Erde. Synodische Umlaufszeit 4332 Tage 14 Stunden (fast zwölf Jahre). Rotationszeit 9 Stunden 56 Minuten. Aus dieser schnellen Umdrehung erklärt sich die starke Abplattung des Jupiter, die fast 1/15 beträgt, sodaß sich der kleinste Durchmesser zum größten wie 100 : 107 verhält. Dieser größte aller Planeten, welcher alle andern zusammengenommen an Masse fast dreimal übertrifft (wiewol die Dichtigkeit seiner Masse nur der vierte Theil der irdischen ist), zeigt im Fernrohre vier bis fünf große und mehre kleinere dunkle Streifen, die dem Aquator des Jupiter und zugleich unserer Ekliptik parallel, aber keineswegs zu allen Zeiten gleich sind; außerdem mehre kleinere Flecke. Höchst wahrscheinlich gehören sie nicht der Oberfläche des Jupiter selbst an, sondern seiner Atmosphäre; in den Streifen sehen wir vermuthlich den Körper des Jupiter selbst und zwar solche Gegenden, wo der Himmel heiter ist. Jupiter wird bei seinem Laufe um die Sonne von vier Monden begleitet, die schon mit sehr schwachen Fernröhren gesehen werden und daher sofort nach Erfindung der Fernröhre entdeckt wurden (ziemlich gleichzeitig von Simon Marius oder Mayer in Ansbach 1609 und von Galilei in Pisa 1610; jener nannte sie Sidera Brandeburgica, dieser Sidera Medicea). Wegen der geringen Neigung ihrer Bahnen gegen die Bahn des Jupiter und gegen die Ekliptik erscheinen sie immer in beinahe gerader Linie. Ihre Durchmesser betragen 545, 450, 734, 585 M., wonach der zweite dem Monde der Erde ungefähr gleich ist, die andern aber merklich größer sind; ihre Abstände vom Jupiter 6, 9⅔, 15⅓, 27 Halbmesser des Jupiter; ihre Umlaufszeiten um den Jupiter 1¾, 3½, 7⅙ und 16⅔ Tag. Die drei nächsten Monde werden bei jedem Umlaufe verfinstert, indem sie durch den Schatten des Jupiter gehen, der vierte in der Regel; diese Verfinsterungen können wir beobachten und sie geben ein bequemes Mittel ab, um die geographische Länge des Beobachtungsorts zu bestimmen.

7) Saturn (♄). Mittler Abstand von der Sonne 197 Mill. M., kleinster 186, größter 208¼ Mill. M. Kleinster Abstand von der Erde 165, größter 229¼ Mill. M. Wahrer Durchmesser über 17000 M., scheinbarer 15—21″. An körperlichem Inhalt übertrifft also Saturn die Erde fast 1000 Mal, dagegen an Masse nur 101 Mal, da seine mittlere Dichtigkeit zehnmal kleiner als die Dichte der Erdmasse ist. Siderische Umlaufszeit 10759 Tage 5 Stunden oder 29½ Jahre. Rotationszeit 10½ Stunden. Saturn ist kenntlich durch sein mattes, weißes Licht; durch das Fernrohr betrachtet zeigt er ebenfalls Streifen, die dem Aquator parallel, aber weniger dunkel und auffallend, wiewol breiter als die des Jupiter sind. Besonders merkwürdig ist er dadurch, daß er von zwei flachen, dünnen Ringen umgeben ist, die untereinander und mit dem Planeten ziemlich concentrisch sind. Der Zwischenraum zwischen dem Saturn und dem innern Ringe beträgt über 4000, der zwischen beiden

Ringen gegen 400, die Breite des innern Rings etwa 3700, die des äußern 2300, die Dicke des Rings nach Herschel dem Jüngern 22, nach Schröter 119 M. Galilei entdeckte zuerst im J. 1612 den Ring, der ungefähr das Ansehen zweier Handhaben hat; aber erst Huyghens (um 1655) wußte die Erscheinung richtig zu deuten, und erst Cassini entdeckte 1715, daß der Ring doppelt ist. Auch der Ring ist übrigens ein fester und dunkler Körper und bewegt sich gleichzeitig mit Saturn um seine Achse. Alle 14¾ Jahre wird er uns unsichtbar; in der Mitte zwischen zwei solchen Zeitpunkten, also etwa 7½ Jahre vor- und nachher, erscheint er am weitesten geöffnet oder am breitesten. Außerdem wird Saturn noch von sieben Monden begleitet, von denen fünf im 17. Jahrh. entdeckt wurden, nämlich einer von Huyghens 1655, vier von Cassini 1671—84 (von ihm sidera Ludovicea genannt), zwei aber erst im J. 1789 von Herschel dem Altern. Mit Ausnahme des zuerst entdeckten sechsten, der an Größe den Mars übertrifft, und des siebenten, der ihm wahrscheinlich wenig nachsteht, sind sie so klein, daß sie nur durch sehr gute Fernröhre gesehen werden können, namentlich die beiden nächsten; sie sind daher noch wenig bekannt. Ihre Abstände vom Saturn betragen 3⅓, 4⅓, 5¼, 6¾, 9½, 22, 64⅓ Halbmesser des Saturn.

8) Uranus (♅), von Herschel dem Ältern am 13. März 1781 entdeckt und von ihm Georgium sidus, von andern Astronomen, namentlich in England und Frankreich, Herschel, später nach Bode's Vorschlag ziemlich allgemein Uranus genannt. Mittler Abstand von der Sonne 396½, kleinster 378, größter 415 Mill. M.; Abstand von der Erde 397—436 Mill. M. Wahrer Durchmesser 7500 M., scheinbarer 4″. An Inhalt übertrifft er die Erde 81, an Masse 20 Mal. Siderische Umlaufszeit 30686 Tage 19¾ Stunden oder ungefähr 84 Jahre. Seine Rotationszeit ist unbekannt. Seine Bewegung um die Sonne zeigt große Unregelmäßigkeiten, die ein neuerer franz. Astronom durch die Störungen eines noch entferntern Planeten von sehr großer Masse erklärt. Uranus erscheint mit bloßem Auge sehr schwach wie ein Stern der sechsten Größe, im Fernrohre als runde, matte, aber gleichförmig beleuchtete Scheibe, ohne Streifen oder Flecke. Ihn umgeben wahrscheinlich sechs Monde, alle von Herschel dem Altern entdeckt und bis auf zwei bisher nur von ihm gesehen, sodaß nur das Dasein dieser zwei ganz zweifellos ist. Sie unterscheiden sich von allen übrigen Haupt- und Nebenplaneten dadurch, daß sie sich von Osten nach Westen bewegen und zwar in Ebenen, die auf der Ekliptik beinahe senkrecht stehen.

Planiglobium nennt man die Darstellung einer Halbkugel, z. B. der Himmels- oder Erdhalbkugel, auf einer ebenen Fläche. (S. Landkarten.)

Planimetrie oder ebene Geometrie heißt derjenige Theil der Geometrie, welcher von den in einer einzigen ebenen Fläche enthaltenen Raumgrößen, insbesondere von den ebenen Figuren handelt, mit Ausschluß derjenigen Raumgrößen, bei denen alle drei Dimensionen des Raumes vorkommen; im engern Sinne auch zuweilen derjenige Abschnitt der ebenen Geometrie, welcher sich mit Ausmessung und Vergleichung der ebenen Figuren beschäftigt.

Planisphärium, s. Astrolabium.

Planta (Friedr., Freiherr von), genannt Kirgener oder Kirchner, franz. Divisionsgeneral des Genie unter Napoleon, wurde zu Paris 1761 geboren. Während sein Vater, ein ehemaliger Oberstlieutenant bei der franz. Schweizergarde und späterer Flügeladjutant des Königs, beim Ausbruche der Revolution den Herzog von Rohan-Guemine ins Exil begleitete, trat der feurige Jüngling unter dem Namen seiner Mutter, Kirgener, in die Reihen der Soldaten der franz. Republik. Durch große mathematische Kenntnisse und reiche militairische Talente sich auszeichnend, erwarb er sich bereits auf dem zweiten Zuge nach Irland, im J. 1792, den Grad eines Hauptmanns beim Genie. Sein Geist und seine kriegerischen Tugenden gewannen ihm später sehr bald in einem hohen Grade die Zuneigung und die Gunst Napoleon's, der ihn daher sehr schnell zum Divisionsgeneral des Geniecorps erhob. Der Belagerung von Danzig im J. 1807, bei welcher er sich auf glänzende Weise auszeichnete, verdankte er hauptsächlich die hohe Achtung und den ehrenvollen Namen, den er in der franz. Armee genoß. Er nahm hierauf seinen väterlichen Familiennamen ebenfalls wieder an, und vermählte sich kurze Zeit nachher mit der Gräfin von Königsmark, der Schwägerin des Marschalls Lannes. Von Napoleon stets bevorzugt, erfreute er sich von nun an einer der schönsten Stellungen im Heere, und war im Begriff, eine der letzten

Stufen der militairischen Ehrenleiter zu betreten, als ihn der Tod ereilte. Er fiel in der Schlacht bei Hochkirch am 22. Mai 1813 an der Seite des Kaisers, als er mit diesem und dem Marschall Duroc, um zu recognosciren, eine kleine Anhöhe erstiegen hatte. Dieselbe Kanonenkugel brachte ihm und dem Marschall Duroc gleichzeitig den Tod. Frankreich aber ehrte seine Verdienste durch Eingrabung seines Namens auf dem Arc d'Etoiles zu Paris.

Planta (Joseph), Oberbibliothekar und erster Vorsteher des Britischen Museums in London, geb. 1744 aus einem uralten Geschlechte des eidgenössischen Freistaates Graubündten, genoß seine erste Erziehung in London, wo sein gelehrter Vater als Prediger am königlichen Hofe sich eine ehrenvolle Stellung erworben hatte. Später bezog er die Universität zu Utrecht, auf welcher er besonders unter der Leitung des berühmten Sarius, seines väterlichen Freundes, dem Studium der Rechte sich hingab, aber zugleich auch encyklopädische Ausbildung zu seinem Hauptzwecke machte. Zwei Jahre nachher ging er nach Göttingen, lebte dann längere Zeit in Frankreich und schloß seine Studienjahre mit einer Reise nach Italien. Nachdem er sich so für die diplomatische Laufbahn vorbereitet, erhielt er, kaum nach London zurückgekehrt, die Stelle eines Secretairs bei der brit. Gesandtschaft in Brüssel und hatte die schönsten Aussichten auf glänzende Beförderung, als ihn der Tod seines Vaters und die Pflichten für seine kränkelnde, allein dastehende Mutter nach London zurückriefen. Bald darauf wurde er daselbst zum Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften erwählt, 1775 als Gehülfe an der Bibliothek des Britischen Museums angestellt und seiner rascherworbenen Verdienste wegen 1776 zum Secretair der Royal society, sowie kurz nachher zum Director des Münz- und Medaillencabinets ernannt. Nach dem Tode des gelehrten Morton wurde ihm die große Auszeichnung zu Theil, daß ihn der König zum Oberbibliothekar und ersten Vorsteher des Britischen Museums erhob. Während der dreißigjährigen Verwaltung dieses Postens beurkundete P. fortwährend auf das schönste seinen innern und äußern Beruf zum wahren Humanisten, und erwarb sich durch sein leutseliges Benehmen und den Reichthum seiner Kenntnisse stets die Hochachtung und die Dankbarkeit aller Derjenigen, die mit ihm in Berührung kamen. Eine große Zahl geistreicher Aufsätze in mehren Zeitschriften zeugen von seiner literarischen Thätigkeit. Ferner besitzen wir von ihm eine mit Beifall aufgenommene und auch den „Philosophical transactions" (1775) einverleibte Geschichte der romanischen Sprache in Graubündten; dann eine in England sehr bekannte „Geschichte der schweizer. Eidgenossenschaft" (2 Bde., Lond. 1820, nebst Supplement, 1821) und einen vortrefflichen Handschriftenkatalog der berühmten Cottonischen Bibliothek zu London. Er starb im J. 1828. — Nicht zu verwechseln ist er mit seinem gleichgenannten Sohne, der sich unter dem Ministerium Castlereagh, sowie später öfter als Staatsmann bekannt gemacht hat.

Planta (Martin von), Pädagog, Physiker und Mathematiker, geb. 1727 zu Süs im Canton Graubündten, zeichnete sich schon in seiner frühesten Jugend durch seine Geistesanlagen aus und widmete sich mit Unterstützung seines Onkels, des königlichen Hofkaplans Andreas von Planta, in London der Theologie und Philologie, zugleich aber auch schon frühzeitig mit großem Eifer den physikalischen und mathematischen Wissenschaften. Kaum 18 Jahre alt, machte er dem Landshauptmann von Planta von Wildenberg den damals freilich unzeitigen Vorschlag, in Graubündten aus ihren eigenen Mitteln eine höhere Erziehungsanstalt zu gründen. Nachdem er in der Schweiz eine Zeit lang eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte, ging er 1750 als Prediger an der deutsch-reformirten Kirche nach London. Die seiner Gesundheit nachtheilige Luft zwang ihn indessen, nach wenigen Jahren London wieder zu verlassen und nach dem Vaterlande zurückzukehren. Hier war es der Unterricht der Jugend, dem er sich nun vorzüglich und mit ganzem Eifer hingab, und mit vollem Rechte kann man ihn als den würdigen Vorgänger eines Pestalozzi, Zellweger und Fellenberg ansehen. Den ersten schwachen Versuch zur Gründung einer allgemeinen Erziehungsanstalt machte er in Zizers, wobei ihn sein langjähriger Freund, der Professor Resemann aus Magdeburg, hülfreich unterstützte. Erweitert und schon fester begründet blühte die Anstalt seit dem 1. Mai 1761 zu Haldenstein als Seminarium auf. Von verschiedenen Seiten, vor Allem aber durch den Minister Ulysses von Salis-Marschlins unterstützt, erwarb er nun den größern Theil des weitläufigen Schlosses zu Haldenstein und richtete denselben zu einem Schulgebäude und Convicte ein. Das Seminarium erfreute sich in kurzer Zeit eines weit-

verbreiteten Rufes nicht blos in der Schweiz, sondern fast noch mehr im Auslande. Als auch das Schloß zu Haldenstein nach einigen Jahren zu eng wurde, nahm P. das Anerbieten des Ministers von Salis-Marschlins an, und siedelte mit seinem Seminarium nach dessen geräumigem Schlosse Marschlins hinüber. In Marschlins hatte das Seminarium seine höchste Blüte erreicht, als P. im März 1772 plötzlich starb. Sein Tod trug entschieden zu dem Verfalle der Anstalt bei; doch wenige Jahre später ging aus ihr die Einrichtung einer öffentlichen Landesschule hervor. Auch erscheint sein und seiner Freunde Unternehmen sichtbar als der Keim, aus welchem allmälig die nunmehrige große Fürsorge des Staats für den Volksunterricht erwachsen ist. Obschon seinem Berufe als Volks- und Jugendlehrer immer getreu, blieben doch physische und mathematische Arbeiten seine Lieblingsbeschäftigungen. Auch hier zeigte sich seine entschiedene Tendenz nach Nützlichkeit, die stets auf praktische Anwendung in Kunst und Leben gerichtet war. Zu seinen bedeutendern, hierher gehörigen Arbeiten gehört die von ihm versuchte Verbesserung der Elektrisirmaschine. Er ist nämlich der Erfinder der seitdem allgemein in Anwendung gekommenen Scheibenelektrisirmaschine, deren er sich bereits 1755 bediente. Noch wichtiger und wenig bekannt ist es aber, daß P. wahrscheinlich zuerst die nachher ebenso großartig als wohlthätig ausgedehnte Idee, die Wasserdämpfe als bewegende Kraft bei Schiffen und Wagen anzuwenden, aufgefaßt und zur Ausführung anempfohlen hat. P. begab sich nämlich schon zu den Zeiten des Ministers Choiseul mit seiner Erfindung nach Paris. Dort wurde er von dem Minister sehr gut empfangen und die Untersuchung seiner Erfindung an den General Gribauval, den Chef der Artillerie, verwiesen. Dieser legte die Sache der Akademie der Wissenschaften zur Prüfung und Beurtheilung vor, die aber dahin ausfiel, daß die Erfindung höchst geistreich, aber nicht anwendbar sei. Dennoch ließ Choiseul P. unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken eine Gratification von 100 Louisdor zustellen. Arago in seiner Geschichte der Dampfmaschinen erwähnt, daß Perrier 1775 das erste Dampfboot erbaut und daß Gouffray 1778 die Versuche in größerm Maßstabe wiederholt habe. Da aber P. seine Erfindung schon unter dem Herzog von Choiseul der Akademie vorgelegt hatte, so gebührt ihm offenbar die Priorität, und es wäre interessant zu wissen, ob nicht Perrier, ein damaliges Mitglied der Akademie, P.'s Vorschläge benutzt hat? Arago sagt kein Wort von P., dem Ausländer, und doch ist es Thatsache, daß die Akademie sich mit P.'s Anträgen befaßt hat, wie sie es auch mit denjenigen von Gouffray gethan. Von P.'s literarischen Arbeiten wurden nur einige kleine Volksschriften veröffentlicht, da er gegen eine schriftstellerische Thätigkeit eine Abneigung empfand, die nur durch seinen Eifer, auch bei den untern Volksklassen das Bessere zu bewirken, überwunden werden konnte. Er war seit 1766 Mitglied der helvetischen Gesellschaft in Schinznach und der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Chur und wurde später einer der Stifter der sogenannten ökonomischen Gesellschaft für Graubündten, die daselbst viel Gutes angeregt hat.

Plantage, d. i. Pflanzung, pflegt man vorzugsweise Anpflanzungen von Gewächsen aus fremden Gegenden und Welttheilen zu nennen, die zu ihrem Gedeihen einer besondern Pflege bedürfen. In Ost- und Westindien bezeichnet man mit Plantagen die dortigen Besitzungen der reichen Colonisten, auf denen Kaffee, Zucker, Indigo u. s. w. gebaut wird. Diese Plantagenbesitzer und namentlich ihre Aufseher stehen in keinem guten Rufe.

Plantagĕnet ist der Zuname des franz. Hauses Anjou, welches 1154, nach dem Abgange der norm. Dynastie, den Thron von England bestieg, aber 1485 dem Hause Tudor (s. d.) weichen mußte. (S. Großbritannien.) Heinrich I. von England, der letzte König aus dem Hause Normandie, verlor 1120 seinen einzigen Sohn, den Prinzen Wilhelm, durch einen Zufall. Die nächsten Ansprüche auf den engl. Thron, sowie auf das Hauserbe in Frankreich, erhielt hiermit, vor mehren männlichen Seitenverwandten, Heinrich's einzige Tochter, Mathilde, die seit 1110 an Kaiser Heinrich V. vermählt war. Dieser Umstand und das Ungewöhnliche einer weiblichen Thronfolge erfüllte die Großen mit Abneigung. Nachdem der Kaiser 1125 gestorben, rief jedoch Heinrich die Tochter sogleich nach England zurück, ließ ihr 1127 auf einer Reichsversammlung die Thronfolge bestätigen und verlobte sie zugleich mit Gottfried Plantagenet, dem 15jährigen Sohne des Grafen Fulco von Anjou. Obschon die Verbindung mit dem ausländischen Hause wenig Anklang fand,

wurde die Vermählung 1130 vollzogen, und die Prinzessin erhielt von den Großen di Thronfolge für sich und ihre leiblichen Erben nochmals zugesichert. Mathilde begab sich in die Normandie und gebar hier 1132 einen Sohn, den Prinzen Heinrich. Als König Heinrich I. 1135 starb, wußte sich jedoch dessen Schwestersohn, Stephan von Blois, mit Hülfe der Großen der engl. Krone zu bemächtigen. Zwar versuchte Mathilde viele Jahre hindurch ihr Anrecht gegen Stephan mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, verscherzte sich aber ihre Erfolge durch Stolz und Härte gegen die engl. Großen. Dagegen erwuchs alsbald dem Usurpator Stephan in Heinrich, dem Sohne Mathilde's und Plantagenet's, ein furchtbarer Nebenbuhler. Der junge Heinrich erhielt 1150 von seiner Mutter das Herzogthum Normandie und die Grafschaft Maine und 1151 durch den Tod seines Vaters die Grafschaften Anjou und Touraine. Außerdem heirathete er 1152 die reiche Erbtochter Eleonore von Guyenne, welche Ludwig VII. von Frankreich sechs Wochen vorher wegen Ehebruchs verstoßen hatte, und die nun dem zweiten Gemahl Guyenne, Poitou und die Ansprüche auf Toulouse zubrachte. Heinrich ging 1153 mit einem starken Heere nach England und zwang Stephan in einem im Nov. zu Wincheſter geschlossenen Vergleich, ihn zum Erben und Thronfolger einzusetzen. Als hierauf Stephan im Apr. 1154 starb, nahm nun auch der Sohn Mathilde's kraft dieses Vergleichs und im Rechte seiner Mutter als Heinrich II. (s. d.) und erster König aus dem Hause Plantagenet oder Anjou den engl. Thron ohne Widerstand in Besitz. Seine Kinder aus der Ehe mit Eleonore waren: Heinrich, der 1182 vor dem Vater kinderlos starb; Richard I., Löwenherz (s. d.), der dem Vater zunächst von 1189—99 auf dem Throne folgte und kinderlos starb; Gottfried, der 1186 auf einem Turnier zu Paris umkam und aus der Ehe mit Constanze, der Erbin von Bretagne, einen jungen Sohn, Arthur, hinterließ; Johann ohne Land, der nach Richard's I. Tode die Krone raubte; Mathilde, die sich mit Heinrich dem Löwen, und Eleonore, die sich mit Alphons dem Guten von Castilien vermählte. — Johann ohne Land (s. d.), 1192—1216, verdrängte seinen Neffen Arthur, der als der Sohn Gottfried's ein näheres Anrecht besaß, vom Throne und ermordete ihn 1202 mit eigener Hand. Aus der Ehe Johann's mit Isabelle von Angoulême entsprangen: Heinrich III., der nach des Vaters Tode durch den Grafen Pembroke (s. d.) auf den Thron gesetzt wurde; Johanna, die sich mit dem Könige von Schottland, und Eleonore, die sich erst mit dem Grafen Pembroke, dann mit dem berühmten Grafen von Leiceſter vermählte, und Richard, Graf von Cornwallis. Letzterer wurde 1257 zum Könige von Rom gewählt und gekrönt und starb als der reichste Mann der Christenheit 1271. Seine Nachkommen erloschen 1300. — Heinrich III., dessen Regierung, 1216—72, zwar die längste, aber auch eine der schwächsten und unruhigsten in der engl. Geschichte war, zeugte mit Eleonore von Provence: Eduard I., der ihm auf dem Throne folgte; Margarethe, die sich mit dem Könige von Schottland vermählte; Edmund den Bucklichen. — Edmund der Buckliche, gest. 1296, erhielt von seinem Vater die Grafschaft Lancaster, war auch durch Schenkung des Papstes Titularkönig von Sicilien, und zeugte mit Blanca von Artois zwei Söhne, von denen der ältere, Thomas, wegen einer an König Eduard II. verübten Mißhandlung 1321 enthauptet, 1389 aber heilig gesprochen wurde. Nach der Hinrichtung erhielt der zweite Sohn Edmund's, Heinrich, Graf von Monmouth, die Grafschaft Lancaster. Derselbe starb 1345 und hinterließ als Sohn und Erben Heinrich, zu dessen Gunsten König Eduard III. Lancaster zum Herzogthum erhob. Der erste Herzog von Lancaster hatte indessen nur eine Tochter, Blanca, zur Erbin, welche Güter und Titel des Hauses dem Grafen von Richmond, Johann von Gaunt, zubrachte. — Eduard I. (s. d.), 1272—1307, ein Fürst von großem Charakter, war erst mit Eleonore von Castilien, dann mit Margarethe von Frankreich vermählt. Kinder erster Ehe waren: Eduard II., der Thronfolger; Johanne d'Acre, vermählt mit dem Grafen Gloceſter, später mit Lord Mounthmer; Elisabeth, in zweiter Ehe mit dem Grafen Hereford vermählt und daher die Stammmutter der Häuser Exeter und Courtenay; und der Marquis von Cornwallis. Aus Eduard's I. zweiter Ehe entsprangen: Thomas, Graf von Norfolk, von dessen Erbtochter die Häuser Norfolk, Suffolk, Carlisle, Effingham und Salisbury abstammen; Edmund, Graf von Kent, der während der Minderjährigkeit Eduard's III. durch Mortimer's (s. d.) Intriguen das Schafot bestieg. Aus Edmund's Ehe mit Margarethe Wake wurde Johanne, das schöne Fräulein von Kent, geboren, die sich

zum dritten Mal mit dem Schwarzen Prinzen vermählte. — Eduard II. (s. d.), ein schwacher, von den Günstlingen Spencer und Gaveston beherrschter Fürst, hatte Isabelle von Frankreich zur Gemahlin, die ihn 1327 ermorden ließ. Er zeugte mit derselben den Thronfolger, Eduard III., und Johanne, die den König von Schottland heirathete. — Eduard III. (s. d.), 1327—77, einer der größten Fürsten Englands, zeugte aus der Ehe mit Philippine von Hennegau: Eduard, den Schwarzen Prinzen; Lionel, Herzog von Clarence; Johann von Gaunt; Edmund, Herzog von York; Thomas, Herzog von Gloceſter. Von diesen fünf Linien, in welche hiermit das Haus Plantagenet zerfiel, erlosch die jüngste zuerst in der männlichen Nachkommenschaft. — Thomas, Herzog von Gloceſter und Graf von Buckingham, ein muthiger, ungestümer, vom Volke geliebter Prinz, wurde von König Richard II. beargwohnt und 1397 auf dessen Befehl unweit Calais scheußlich ermordet. Aus der Ehe mit Eleonore Bohun hinterließ er einen Sohn, Humfried, der 1399 kinderlos starb, und zwei Töchter, Anna und Eleonore, von denen die erstere den Grafen Stafford, die andere den Grafen Eſſex heirathete. — Eduard, der Schwarze Prinz (s. d.), der älteste Sohn Eduard's III., starb 1376 vor dem Vater und hinterließ aus der Ehe mit der Erbin von Kent einen Sohn, der dem Großvater als Richard II. (s. d.) im Alter von elf Jahren auf dem Throne folgte. Sein Vetter, Heinrich IV., der Sohn Johann's von Gaunt, raubte ihm jedoch 1399 den Thron und ließ ihn 1400 im Gefängnisse ermorden. Richard war zwar verheirathet, starb aber kinderlos, sodaß mit ihm die Nachkommenschaft des Schwarzen Prinzen erlosch. — Lionel, Herzog von Clarence, der zweite Sohn Eduard's III., dem Vater fast an Charaktergröße gleich, starb 1368 in Italien. Aus der Ehe mit Burgh, der Erbin von Ulster, hinterließ er die Erbtochter Philippine, welche sich mit Edmund Mortimer, Grafen de la Marche, gest. 1381, verheirathete. In dieser Ehe wurden geboren: Roger, den der kinderlose Richard II. zum Thronerben bestimmt hatte, der aber schon 1398 in Irland umkam; Edmund, der 1402 im Gefängnisse starb; Johann, welcher 1425 als Kronprätendent auf dem Schafot endete; und Elisabeth, die sich mit Heinrich Percy vermählte. Nur Roger, der älteste Sohn Mortimer's und der Erbin von Clarence, pflanzte die Nachkommenschaft fort. Sein Sohn war Edmund Mortimer, der 1424 im Gefängnisse starb. Roger's Tochter, Anna, erbte darum, nachdem ihr Bruder und auch ihr Oheim Johann gestorben, die Thronrechte des Hauses Clarence und trug dieselben durch Vermählung mit dem Herzoge Richard von York auf das Haus York über.

Johann von Gaunt, Graf von Richmond, der dritte Sohn Eduard's III., führte in den letzten Jahren des Vaters und auch nach der Thronbesteigung Richard's II. die Regierung, machte sich aber beim Volke durch Nachlässigkeit und bei der Geistlichkeit darum verhaßt, daß er sich Wiclef's annahm. Durch seine Vermählung mit Blanca, der Erbin von Lancaster, wurde er Herzog und Stifter, oder vielmehr Erneuerer des Hauses Lancaster. In Folge einer zweiten Ehe mit Constanze, der Tochter Peter's des Grausamen von Castilien und Leon, suchte er nach dessen Tode seine Rechte auf diese beiden Königreiche geltend zu machen und nahm wenigstens, als dies misglückte, den königlichen Titel an. In dritter Ehe war Johann mit Katharina Roet, der Witwe Swinford's, vermählt, deren Kinder 1397 thronfähig erklärt wurden. Er starb am 3. Febr. 1399, und bald sollte sich an das Haus Lancaster, oder die Rothe Rose, eine der furchtbarsten Epochen der engl. Geschichte knüpfen. Johann's Kinder erster Ehe waren: Heinrich IV., der gegen Richard II. die engl. Krone usurpirte, und Philippine, vermählt mit dem Könige Johann I. von Portugal, weshalb Philipp II. von Spanien als ihr Nachkomme Ansprüche auf den engl. Thron erheben wollte. Aus zweiter Ehe hinterließ Johann: Katharine, vermählt mit Heinrich III. von Castilien. Aus dritter Ehe entsprangen: Johann von Beaufort, Graf von Somerset; der Cardinal von Wincheſter, gest. 1447; Johanne, deren Enkel der berühmte Graf Warwick war und von der die Grafen Weſtmoreland und Abergavenny abstammen. Das Haus Lancaster zerfiel also fortan in die Linie, welche in der Person Heinrich's IV. den Thron usurpirte, und in die, welche Johann von Beaufort fortführte. — Heinrich IV. (s. d.), erst Graf von Derby, dann Herzog von Hereford, wurde 1398 vom Könige Richard II. eines Streites wegen nach Frankreich verbannt, kehrte aber nach seines Vaters Tode plötzlich zurück, um die Erbschaft des Hauses Lancaster anzutreten. Weil ihm Richard dieselbe vorenthielt, stieß er

den schwachen Fürsten 1399 vom Throne und behauptete auch fortan denselben, obschon das Haus Clarence nähere Ansprüche besaß. Aus der Ehe Heinrich's IV. mit Marie Bohun, der Miterbin von Hereford, entsprangen: Heinrich V., der Thronfolger; der 1421 bei Beaugé getödtete Herzog von Clarence; der Herzog von Bedford, welcher unter dem minderjährigen Heinrich VI. in Frankreich und England die Regentschaft führte und 1435 kinderlos starb; der Herzog von Gloceſter, der ebenfalls kinderlos endete, indem ihn Heinrich VI. auf Anstiften des Cardinals von Wincheſter 1446 ermorden ließ. — Heinrich V. (s. d.), 1413—22, wußte nicht nur die von seinem Vater geraubte engl. Krone zu erhalten, sondern riß auch für seine Nachkommen den Thron von Frankreich an sich. Er war mit Katharina von Frankreich vermählt, die sich nach seinem Tode mit Owen Tudor verheirathete. Aus Heinrich's V. Ehe mit Katharina entsprang ein Sohn, Heinrich VI., dem im Alter von neun Monaten die Kronen von England und Frankreich zufielen. Nachdem derselbe aber Frankreich an den rechtmäßigen Erben, Karl VII. von Valois, verloren, erhob sich gegen ihn in England der Herzog Richard von York. Letzterer war durch seine Mutter der Erbe des Hauses Clarence und besaß darum an den engl. Thron ein näheres Anrecht als das durch Heinrich's IV. Usurpation zur Krone gelangte Haus Lancaster. Richard von York fiel zwar 1460 mit den Waffen in der Hand bei Wakefield, allein sein Sohn Eduard IV. trat nun für ihn ein und bemächtigte sich 1461 des Thrones. Hiermit hatten die dynastischen Kämpfe des Hauses York und Lancaster, oder die Kriege der Weißen und Rothen Rose (s. d.), ihren Anfang genommen. Der unglückliche Heinrich VI. wurde von seinem Nebenbuhler 1472 im Gefängniß ermordet. Aus der Ehe mit der berüchtigten Margarethe von Anjou (s. d.) zeugte er den Prinzen Eduard, der jedoch 1471 nach der Schlacht bei Tewksbury in die Hände Eduard's IV. fiel und von dessen Brüdern niedergehauen wurde. Der Hauptzweig des Hauses Lancaster, der 60 Jahre durch Gewalt den engl. Thron besessen, war hiermit erloschen. — Johann von Beaufort, Graf von Somerset, der Sohn Johann's von Gaunt, Herzogs von Lancaster, aus dritter Ehe, starb 1410 und hinterließ aus der Ehe mit Margarethe von Holland, der Tochter des Grafen von Kent, zwei Söhne: Johann, Herzog von Somerset, und Edmund. Letzterer übernahm unter der Regierung Heinrich's VI., nach Suffolk's Tode, die Stelle eines Ministers und kam 1455 in der Schlacht bei Saint-Albans um. Seine Nachkommen sind die jetzigen Herzoge von Beaufort. Der Herzog Johann von Somerset, gest. 1444, zeugte in der Ehe mit Margarethe von Bleſto eine Tochter, Margarethe Beaufort, die Erbin des Hauses Lancaster. Dieselbe verheirathete sich mit Edmund Tudor, Grafen von Richmond, und zeugte in dieser Ehe Heinrich Tudor von Richmond, der 1485 das Haus York in der Person Richard's III. vom Throne stürzte und sich selbst, mit Übergehung seiner Mutter, die erst 1509 starb, als Heinrich VII. die engl. Krone aufsetzte.

Edmund, Herzog von York, der vierte Sohn Eduard's III. und der Stifter des Hauses York, oder der Weißen Rose, war ein träger, unfähiger Prinz und starb 1402. Er zeugte mit Isabelle von Castilien zwei Söhne: Eduard und Richard. Eduard, Graf von Rutland und Herzog von York, ein schändlicher Charakter, fiel 1415 in der Schlacht bei Azincourt ohne Erben. Sein Bruder Richard wurde hiermit Erbe der Güter und des Namens von York, mußte aber kurz darauf als Verschwörer das Schafot besteigen. Durch seine Ehe mit Anna, der Erbin von Clarence, hatte seine Nachkommenschaft Ansprüche auf den engl. Thron erlangt, den die Lancastrier unrechtmäßig inne hielten. Sein einziger Sohn, Herzog Richard II. von York, machte darum auch diese Ansprüche gegen den schwachen Heinrich VI. geltend und eröffnete 1452 den dynastischen Krieg. Als Richard fast seinen Zweck erreicht hatte, wurde er jedoch am 31. Dec. 1460 in der Schlacht bei Wakefield erschlagen. Aus seiner Ehe mit Cäcilie Nevil, der Tochter des Grafen Westmoreland, entsprangen: Eduard, der den Kampf gegen das Haus Lancaster fortsetzte und 1461 endlich als Eduard IV. (s. d.) den Thron eroberte; Elisabeth de la Pole, die sich mit dem Herzoge von Suffolk vermählte; Graf Rutland, der 1460 bei Wakefield fiel und keine Erben hinterließ; Margarethe, die sich mit Karl dem Kühnen von Burgund verheirathete; Georg, Herzog von Clarence; Richard, Herzog von Gloceſter. Nachdem Eduard zur Krone gelangt, vermählte er sich drei Jahre später mit Elisabeth von Woodville. Diese Ehe misfiel dem Herzog von Clarence, der gehofft hatte, seinem Bruder auf dem Throne zu folgen. Der König, außerdem von Richard, dem jüngsten

und verschlagensten der Brüder, aufgeregt, beschloß darum, den Herzog von Clarence aus dem Wege zu räumen, und ließ ihn im Jan. 1478 vom Pairshofe als Hochverräther zum Tode verurtheilen. Als eine besondere Gnade erhielt Clarence die Freiheit, seine Todesart zu wählen. Wie man erzählt, wählte er ein Faß Malvasier, in welchem er ertränkt wurde. Als Eduard IV. 1483 starb, hinterließ er zwei Knaben, Eduard V., der ihm auf dem Throne folgen sollte, und den Herzog von York; außerdem eine Tochter, die Prinzessin Elisabeth. Der Herzog von Gloucester ließ jedoch die beiden Neffen im Tower heimlich ermorden und eignete sich selbst als Richard III. (s. d.) die Krone zu. Aus der Ehe mit der Tochter des Grafen Warwick hatte Richard einen Sohn, Eduard, der aber schon 1484 starb. Den Unwillen, welchen die Nation über die blutige Usurpation empfand, benutzte nun Heinrich von Richmond, der Sohn der Erbin von Lancaster. Derselbe landete am 6. Aug. 1485 mit einem Corps verbannter Engländer an der Küste von Wales und bestieg nach dem Treffen bei Bosworth, in welchem Richard III. umkam, ohne Widerstand als Heinrich VII. (s. d.) und erster König aus dem Hause Tudor den vom Blute der Plantagenets befleckten Thron von England. Weil sich das Recht der Lancaster selbst nur auf die Usurpation Heinrich's IV. gründete, außerdem auch die noch lebende Mutter dem Sohne vorging, so suchte Heinrich seiner Eroberung eine rechtliche Grundlage zu geben, indem er Elisabeth, die Tochter Eduard's IV., heirathete. Mit dieser Vereinigung der Rothen und der Weißen Rose waren die Kämpfe, welche England länger als 25 Jahre verwüsteten, geschlossen. Warwick, der Sohn des Herzogs von Clarence, brachte als der letzte männliche Sprößling der Plantagenets sein Leben im Gefängnisse zu und wurde noch 1499 enthauptet.

Plänterwirthschaft oder Fehmelwirthschaft nennt der Forstmann diejenige Art von Waldwirthschaft, wo der Plan zu Grunde liegt, jeden Walddistrict fortwährend mit Holz von jedem Alter im Bestand zu erhalten, und sich alle Jahre das nöthige Holz durch Wegnahme der stärksten Stämme aus jedem Districte zu verschaffen. Vormals war die Plänterwirthschaft allgemein, doch jetzt ist sie durch die geregelte Schlagwirthschaft (s. d.) fast allenthalben verdrängt.

Plantin (Christoph), ein ausgezeichneter Buchdrucker, geb. 1514 zu Montlouis oberhalb Tours, gest. am 1. Juli 1589 zu Antwerpen, übertraf in seinen typographischen Leistungen beiweitem alle seine Vorgänger, ja selbst alle seine niederländ. Zeitgenossen. Wissenschaftlich gebildet und namentlich durch die gründliche Kenntniß mehrer Sprachen ausgezeichnet, errichtete er um 1555 in Antwerpen eine Druckerei, die bald die größte und ausgezeichnetste ihrer Zeit war. P. hatte oft bis auf zwanzig und mehr Pressen, zahlte in der blühendsten Zeit täglich über 100 Ducaten Lohn an seine Arbeiter und war bei seiner großen Letternauswahl im Stande, in allen damals in Europa bekannten Sprachen zu drucken. Doch war er nicht, wie früher behauptet wurde, der Erste, welcher arab. Bücher druckte, denn das erste arab. Buch, die „Septem horae canonicae", ging aus der Druckerei des Gregor Gregorio zu Fano schon 1514 hervor. Die Drucke P.'s sind unter die vorzüglichsten typographischen Meisterwerke zu rechnen und empfehlen sich durch elegante Ausführung und Correctheit. Für die letztere Eigenschaft sorgte er durch gute und gelehrte Correctoren, die er mit Liberalität bezahlte, sowie durch öffentlich ausgesetzte Belohnungen für die Auffindung von Druckfehlern in dem bereits corrigirten Drucke. Unter der großen Masse seiner trefflichen Preßerzeugnisse ist das ausgezeichnetste die unter der persönlichen Aufsicht des Hofkaplans Philipp's II. von Spanien, Arias Montano, besorgte „Biblia polyglotta" (8 Bde., 1569—72, Fol.). (S. Polyglotte.) Obgleich aber P. zu diesem Prachtwerke von seinem königlichen Protector mit 6000 Stück Dukaten, zum Ankauf von Papier, unterstützt wurde, so scheint doch die königliche Unterstützung nicht so nachhaltig gewesen zu sein, um den Unternehmer vor Sorgen völlig zu schützen. Er wendete sich später mit einem Theile seiner Druckerei nach Leyden und überließ die Leitung der in Antwerpen zurückgelassenen Pressen seinem Schwiegersohne, Franz Raphelengh (s. d.), den er jedoch, als er später wieder an den ihm liebgewordenen Ort seiner frühern Wirksamkeit zurückkehrte, nach Leyden sendete. Er hinterließ seinen drei Töchtern drei Druckereien, zu Antwerpen, Leyden und Paris. Die erste bekam der Gatte seiner zweiten Tochter, Jan van Morst (Johannes Moretus), der Freund von Justus Lipsius, die zweite Raphelengh, die dritte mit der jüngsten Tochter Gilles (Aegidius) Bey.

Namentlich die beiden ersten erhielten durch ausgezeichnete typographische Producte dem Namen ihres Schwiegervaters ein geachtetes Andenken. Das Zeichen der Plantinischen Drucke ist eine Hand, die einen ausgespannten Zirkel hält, mit der Inschrift: Labore et constantia.

Planudes (Maximus), ein gelehrter Mönch zu Konstantinopel, der im J. 1327 von dem Kaiser Andronikus dem Ältern als Gesandter nach Venedig geschickt wurde und 1353 noch lebte, hat sich nicht sowol durch eigene Untersuchungen, als vielmehr durch griech. Übersetzungen lat. Schriftsteller, die zum Theil in den Bibliotheken noch verborgen liegen, und besonders durch seine, freilich nicht eben gewählte, Sammlung der Gedichte der griech. Anthologie (s. d.) um die alte Literatur ein nicht geringes Verdienst erworben. Von seinen eigenen Schriften sind schon früher, außer einer märchenhaften Biographie des Äsopus (s. d.), Epigramme, Briefe und Reden bekannt gemacht worden und einiges auf griech. Grammatik und Syntax Bezügliche hat Bachmann in den „Anecdota graeca" (Bd. 2, Lpz. 1828) mitgetheilt. Von seinen griech. Übersetzungen kennen wir bis jetzt die der „Distichen" des Cato, der „Metamorphosen" des Ovid in Prosa, herausgeg. von Boissonade (Par. 1822), der Gedichte des Boëthius, herausgeg. von K. F. Weber (Darmst. 1833, 4.), des „Somnium Scipionis" von Cicero, herausgeg. von Heß (Halle 1833) und eines Bruchstücks der Schrift „Ad Herennium", herausgeg. von Matthäi (Mosk. 1810, 4.).

Plas (David van der), einer der besten Bildnißmaler, geb. zu Amsterdam 1647, gest. 1704, wußte durch geschickte Anwendung von Licht und Schatten eine außerordentliche Kraft in seine Bildnisse zu legen; besonders stark war er im Zeichnen der Köpfe und Hände.

Plasma, s. Chalcedon.

Plastik oder Bildformkunst (ars plastica) ist eigentlich ein Theil der Bildhauerkunst (s. d.), und bezeichnet die Kunst, Figuren aus weichen Massen, wie Thon, Wachs, Gyps u. s. w., zu fertigen; doch gebraucht man das Wort häufig auch gleichbedeutend mit Sculptur oder Bildhauerkunst im Allgemeinen. Unter den Griechen soll zuerst Dibutades aus Sicyon Bilder aus Thon gefertigt haben, und noch gegenwärtig findet man uralte ägypt. und griech. Kunstwerke aus Thon und gebrannter Erde, die ursprünglich meist bemalt gewesen zu sein scheinen. Des Gypses bediente man sich schon in sehr frühen Zeiten zu Stuccaturarbeiten, wie einige Zimmer in der Villa Hadrian's zu Tivoli, die Bäder des Titus, Gräber in Pompeji u. s. w. beweisen. Die Kunst, Bildnisse in Gyps abzugießen, lernten die Griechen erst spät kennen, und es soll Lysistratus (s. d.), ein Zeitgenosse Alexander's des Großen, der Erfinder derselben sein. Auf den höchsten Gipfel wurde die Kunst der Abgüsse (s. d.) in Gyps in neuester Zeit durch Mengs (s. d.) gebracht. Wachs soll ebenfalls zuerst von Lysistratus zum Guß von Bildern angewendet worden sein; bei den Römern war es sehr gewöhnlich, Büsten, Spielzeug u. s. w. daraus zu verfertigen. (S. Wachsbildnerei.) Die Plastik im weitern Sinne pflegt man die Kunst des äußern Sinnes zu nennen, welche die organischen Formen selbst körperlich hinstellt und nicht blos durch Zeichnung und Farbe ihren Schein hervorbringt. Im Plastischen lernen wir schöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunstvolles Spiel des Lichts und Schattens, wie in der Malerei, sondern dargestellte, tastbare Wahrheit ist. Dagegen ist genaue Wiedergabe der Wirklichkeit, die Illusion, hier noch weit weniger der Zweck, als in der Malerei; ja um dem Mangel an Leben auszuweichen, welcher bei genauer Nachbildung des Wirklichen, z. B. in den sogenannten Wachsbildern, so widerwärtig auffällt, entsagte die plastische Darstellung im Alterthum meistentheils, und in der neuern Zeit völlig der Farbe. Der Streit über den Vorrang der Plastik oder der Malerei ist wol so alt als die beiden Künste selbst; daß Michel Angelo jene unbedenklich die erste Kunst, diese verächtlich die zweite Kunst nannte, darf uns nicht daran irre machen, jeder ihre Vorzüge zuzugestehen, der Malerei ihren Farbenreiz, ihre Illusion, der sie sich ohne Gefahr hingeben darf, ihre beiweitem größere Freiheit und ihren äußern Reichthum, der Plastik aber ihre allseitige Darstellung der vollkommensten organischen Form, ihre Bestimmtheit und Klarheit; sie stellt wesentlich das Dauernde, den Charakter, jene das Vorübergehende, den Moment und den ihm zukommenden Ausdruck dar. Es ist eine vielbesprochene, wenn auch noch nicht allseitig ergründete Thatsache, daß die Plastik vorzüglich die Kunst des Alterthums, die Malerei die der christlichen Zeit ist. (S. Antik und Modern.)

Pläswitz, ein Dorf in Schlesien, im preuß. Regierungsbezirk Breslau, mit Schloß,

Park und 400 E., ist historisch denkwürdig durch den daselbst am 4. Juni 1813 zwischen den Franzosen und zwischen den Preußen und Russen abgeschlossenen Waffenstillstand. (S. Russisch-deutscher Krieg.)

Plata (Rio de la) oder Silberstrom. Dieser Strom bestimmt geographisch eines der drei großen, östlich von den Andes gelegenen Flußgebiete Südamerikas und nimmt alle Gewässer auf, die auf dem südlichen Abhange des brasil. Centralgebirges zwischen den südlichen Confluenten des Amazonas und dem Rio-Negro Patagoniens aus den Andes entspringend, lange vor Erreichung des Plata selbst, zu großen Strömen geworden sind. Abgesehen von einer Menge stattlicher, aber nach amerik. Maßstabe kleiner Flüsse, besteht der Rio de la Plata aus den gewaltigen Strömen Paraguay, Paraná und Uruguay, und ist bei großer Breite verhältnißmäßig kurz, indem der Name des Plata nur erst von der Stelle an gilt, wo jene sich verbinden. Wie gewaltig das Gebiet des Platastromes sei, kann man schon aus dem Umstande abnehmen, daß die Quellen der nördlichsten Confluenten unter 13° südl. Br., der westlichsten auf der Schneide der Cordillera von Oberperu, nicht fern vom See Titicaca, liegen. Da die durch dieses großartige Flußnetz verbundenen Länder von der mannichfaltigsten Beschaffenheit und zum Theil reich an Naturproducten sind, so wird die Binnenschiffahrt einst eine große Wichtigkeit erlangen. Gegenwärtig ist sie wegen der Uncultur des größten Theils jener Länder von geringer Bedeutung, und ansehnliche Flüsse, wie der in Oberperu entspringende Pilcomayo, sind kaum bekannt. Der eigentliche Rio de la Plata fällt durch eine an 40 M. breite Mündung in das Atlantische Meer; er bietet in seinem untern Theile nur einen sichern Hafen, Montevideo, außerdem blos offene, durch die berüchtigten Südwestwinde (Pamperos) unsicher gemachte Rheden, wie Buenos Ayres, und Ufer, an welche der vielen Sandbänke wegen kein größeres Fahrzeug sich hinwagen darf.

Plata-Union, Vereinigte Provinzen des Rio de la Plata, oder Republik Argentina, heißen die neuen Staaten, welche sich aus dem südlichen Theile des vormaligen span. Vicekönigreichs des Rio de la Plata gebildet haben und, Paraguay und Montevideo ausgenommen, einen Staatenbund bilden. Ihr Gebiet grenzt im Norden an Bolivia, im Westen an Chile, im Osten an Brasilien, im Süden an die patagonische Ebene, und umfaßt gegen 50000 □M. mit ungefähr 2½ Mill. E. Der größte Theil des Landes besteht aus den weiten Ebenen, zum Theil Pampas, die den sehr zahlreichen Viehheerden, welche den wesentlichsten Reichthum der Bewohner bilden, zur Weide dienen. Im Westen werden die argentinischen Ebenen von der Cordillera der Anden begrenzt, welche eine mittlere Höhe von 12000 F. haben mag. Im östlichen Theile hat der Boden niedrigere Berge und Hügel, welche die äußersten Punkte der brasil. Gebirge sind. Im Norden oder Nordwesten breiten sich die Vorgebirge der Anden in dem tucumanischen Gebirge und als Zweige der Cordilleren von Oberperu aus. Das Klima ist durchaus gesund und zum Theil äußerst schön; doch wird im nördlichen Theile der Ebene die Hitze sehr lästig. Die hauptsächlichsten Producte des Landes sind Rindshäute, Rindshörner und Talg (jetzt die Hauptstapelwaare des Landes), die aus dem Hafen von Buenos Ayres nach Europa ausgeführt werden, Maulesel, die jährlich in bedeutenden Heerden in die Gebirgsgegenden Perus gehen, Felle verschiedener wilder Thiere, Strausfedern, Wein, Branntwein, etwas Baumwolle u. s. w. Die Bewohner des Landes sind theils Weiße, span. oder doch europ. Abkunft, und als solche nur in den Städten zahlreich, theils Mischlinge oder Mestizen, oder doch zu einem braunen und sehr besondern Schlage umgewandelte Nachkommen der Spanier, die auf dem Lande lebend als Gauchos (s. d.) in neuester Zeit berühmt geworden sind. Neger und Mulatten sind jetzt sehr selten, halbcivilisirte Indier dafür im Innern um so häufiger. Die Republik besteht aus folgenden 13 Provinzen: Buenos Ayres (s. d.), Santa-Fé, Entre Rios, Corrientes, San-Luis, Mendoza, San-Juan, Rioja, Catamarca, Cordova, Estero, Tucuman, Salta. Außerdem gehören zu der Republik noch die sogenannte Provinz der Missionen, welche aus dem mittlern Theile der ehemaligen Jesuitenmissionen von Paraguay entstanden war, jetzt aber ganz ohne Bewohner ist, und der District Chaco oder Gran-Chaco, welcher den ganzen nordöstlichen Theil des Landes, an den Flüssen Paraguay, Pilcomayo und Vermejo einnimmt, fast ganz unbekannt ist und von wilden Indianerstämmen durchzogen wird.

Der Entdecker des Rio de la Plata ist Juan Diaz de Solis, welcher 1515 von dem

span. Hofe auf eine Entdeckungsreise abgeschickt wurde. Diego Garcia, Sebastian Caboto und Pedro de Mendoza setzten seine Entdeckungen weiter fort, und abgesehen von den Kämpfen mit den Indianern, stellten sich der Colonisation des Landes keine Hindernisse in den Weg. Anfangs gehörten die weiten Länder von Oberperu bis Buenos Ayres theils unter das Vicekönigreich Peru, theils unter einen Generalcapitain, wurden aber mit Einschluß von Oberperu 1777 zu einem besondern Vicekönigreich verbunden. Die ganze Zeit bis zum Anfange des 19. Jahrh. verstrich diesen Gegenden sehr ruhig. Als 1806 die Engländer, in Folge des zwischen Spanien und England ausgebrochenen Kriegs, Buenos Ayres einnahmen, machten sie den Eingeborenen das Anerbieten, dieselben zu unterstützen, wenn sie Lust haben sollten, sich von Spaniens Herrschaft unabhängig zu machen. Dieses Anerbieten fand zwar damals wenig Eingang, regte aber doch die ersten Ideen von politischer Unabhängigkeit an, welche sich, genährt von engl. Kaufleuten, die unter dem span. Monopol litten, immer mehr ausbreiteten, bis die Besetzung Spaniens durch die franz. Truppen und die Gefangennehmung Karl's IV. und Ferdinand's durch Napoleon neue Ereignisse, die über das Schicksal der südamerik. Staaten entschieden, herbeiführten. In Buenos Ayres entspann sich zuerst der Kampf mit dem Mutterlande, der nach und nach in allen südamerik. Provinzen sich verbreitete und mit Erringung der Unabhängigkeit endete. Nachdem am 25. Mai 1810 in Buenos Ayres der durch die liberale Partei vorbereitete Aufstand zum Ausbruch gekommen und der Vicekönig abgesetzt worden war, trat Don Mariano Montero als Staatssecretair an die Spitze der regierenden Junta, doch sah er sich durch Uneinigkeiten bald genöthigt, auszutreten, und starb auf der Reise nach England. Man vertrieb die europ. Spanier und bemächtigte sich, nachdem der Aufstand alle innern Provinzen ergriffen, der Banda oriental, mit Ausnahme von Montevideo. Nur Paraguay wurde weder von den Republikanern noch von den Spaniern erobert. Eine im Oct. 1812 in Buenos Ayres ausgebrochene Revolution änderte das Personal der Regierung und veranlaßte das Zusammentreten einer unter dem Vorsitz Don Carlos Alvear's am 30. Juni 1813 eröffneten constituirenden Versammlung der Republik der vereinten Provinzen des de la Plata. Die in Oberperu siegreichen Spanier eroberten inzwischen Tucuman, wurden aber von San-Martin zurückgetrieben. Die Unabhängigkeitserklärung erfolgte erst am 9. Juli 1816. Kein äußerer Feind bedrohte länger das Land, dessen Bevölkerung sich alsbald in Parteien auflöste, sich bekriegte bis auf die jüngste Gegenwart, unzählige Verträge geschlossen, aber immer wieder gebrochen hat und, im nie endenden Kampfe begriffen, in Anarchie fast untergegangen ist. In der Hauptstadt folgten Regierungen auf Regierungen und Revolutionen, durch die Soldateska herbeigeführt, sich so schnell, daß es ein ebenso undankbares als schwieriges Geschäft ist, denselben zu folgen; in den Provinzen wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Die einzigen Glanzpunkte in dieser trostlosen Geschichte sind die von Buenos Ayres zur Unterstützung der chilenischen und peruanischen Revolutionen 1816—21 unternommenen Feldzüge und der Krieg gegen Brasilien wegen des Besitzes der Banda oriental in den J. 1827 und 1828. Im J. 1830 wurde Don Juan Rosas zum Präsidenten der Union, und zwar nur auf fünf Jahre gewählt. Er verstand es, sich zu befestigen, das rohe Landvolk, aus dem er selbst entsprossen, für sich zu gewinnen, erzwang seine Wiedererwählung und hat seitdem mit eiserner Hand regiert, die Revolutionen zwar niedergehalten, die abtrünnigen Provinzen stets wiedererobert und hart gezüchtigt, aber so grausam und ohne Rücksicht auf Gesetze seine Schreckensherrschaft aufrecht erhalten, daß zwar Ruhe herrscht, aber die Städte verödet und die Fremden davongezogen sind, der Handel ganz daniederliegt und das ganze Land verarmt und entvölkert ist. Um Völkerrecht unbekümmert und auf seine Unangreifbarkeit trotzend, hat er selbst europ. Mächte nicht gescheut, mit Frankreich 1837—38 im Kriege sich befunden, Frieden geschlossen, aber seit 1845 sich wieder in Händel mit der Republik Banda oriental, mit England und Frankreich verflochten. Beide Mächte haben gemeinsam den Plata mit ihren Flotten besetzt, Buenos Ayres abgesperrt, und die Küstenbatterien zerstört, Ernstlicheres aber zu thun nicht vermocht. Vgl. Funes, „Historia civil del Paraguay, Buenos Ayres y Tucuman" (Buenos Ayres 1825).

Platää, eine historisch denkwürdige Stadt des westlichen Theils von Böotien, in einer Ebene am Abhange des Kithäron, südwestlich von Theben, mit berühmten Tempeln der

Minerva und Juno, wurde, nachdem die Bewohner mit Athen an der Schlacht bei Marathon Theil genommen hatten, von den Persern zerstört, dann wiederhergestellt, hierauf bald nach dem Beginn des peloponnes. Kriegs abermals und zuletzt noch nach Vertreibung der Bürger von den Thebanern verwüstet und blieb nun in Trümmern liegen, bis unter Philipp von Macedonien ein neuer Aufbau zu Stande kam. In der Ebene bei dieser Stadt vernichteten die Griechen unter Anführung des Pausanias (s. d.) und Aristides (s. d.) am 25. Sept. 479 v. Chr. die weit überlegene pers. Landmacht unter Mardonius, der hier sein Leben verlor, und befreiten durch diese große und folgenreiche Schlacht ganz Griechenland und alle benachbarten europ. Länder von pers. Truppen, zumal da auch die pers. Flotte fast zu gleicher Zeit bei Mykale (s. d.) von Xanthippus gänzlich geschlagen worden war. Noch jetzt finden sich bei dem Dorfe Kókhla Ruinen von Mauern und von der alten Akropolis. Eine genaue Beschreibung derselben, sowie der Schlacht, geben John Spencer Stanhope in der „Topography illustrative of the battle of Plataea" (Lond. 1817) und Leake in den „Travels in northern Greece" (Bd. 2, Lond. 1835). Vgl. Münscher, „De rebus Plataeensium" (Hannov. 1841) und Friedrich, „Rerum plataic. specimen" (Berl. 1841).

Plateforme heißt im Allgemeinen jede künstlich hervorgebrachte wagerechte ebene Fläche, welche sich an solchen Punkten befindet, wo man dieselbe der Natur der Sache nach eigentlich nicht erwarten sollte. So nennt man z. B. eine große am Abhange eines Berges hervorgebrachte wagerechte Ebene, oder die abgeflachte Kuppe eines Hügels eine Plateforme. Ein in der Ebene aufgeschütteter, oben abgeplatteter Hügel ist eine Plateforme. Wenn auf einem Hause statt des Daches sich eine ganz ebene oder doch nur unmerklich von der Ebene abweichende Fläche befindet, so nennt man dies ein plattes Dach oder eine Plateforme. — In der Befestigungskunst ist Plateforme eigentlich der franz. Name für Bettungen (s. d.) aller Art; in Deutschland werden aber gewöhnlich diejenigen Bettungen darunter verstanden, welche höher als der Horizont gelegt und nicht von Holz, sondern mit Steinen, Ziegeln u. s. w. belegt, gegen die Beschädigungen der Geschützräder gesichert sind.

Platen-Hallermünde (Aug., Graf von), geb. am 24. Oct. 1796 zu Ansbach, besuchte, von seinem Vater für das Militair bestimmt, das Cadettenhaus und später das Pageninstitut in München und nahm dann als bair. Lieutenant an dem zweiten Feldzuge gegen Frankreich Theil. Er studirte seit 1818 in Würzburg und hierauf in Erlangen, wo ihn vorzugsweise sprachliche und philosophische Studien anzogen. Die Beschäftigung mit der pers. Sprache und Literatur begeisterte ihn zu seinen „Ghaselen" (Erlang. 1821). Frühere und gleichzeitige Gedichte sammelte er in den „Lyrischen Blättern" (Lpz. 1821) und in den „Vermischten Schriften" (Erlang. 1822). Hierauf versuchte er mit dem „Gläsernen Pantoffel" sein Glück im Drama, einer Dichtform, die er in der „Verhängnißvollen Gabel" (1826) und dem „Romantischen Ödipus" (1829) mit bewunderter Meisterschaft in Sprache und Versbau zu satirischen Ergießungen benutzte. Dazwischen erschienen seine „Schauspiele" (Stuttg. und Tüb. 1828) und die früher auf seiner ersten ital. Reise gedichteten „Sonette aus Venedig" (Erlang. 1825). Von Italien aus, wohin er 1826 gereist war, besorgte er eine vollständige Sammlung seiner Gedichte (neue Aufl., Erlang. 1834). Dort entstanden auch sein Drama „Die Liga von Cambrai" (Frankf. 1833), sowie das historische Werk „Geschichten des Königreichs Neapel von 1414—43" (Frankf. 1833), in welchen er ein interessantes Bruchstück der neapolit. Geschichte mit Würde und geistvoller Lebendigkeit darstellte. Sein letztes Werk war eine größere Dichtung in neun Gesängen „Die Abbassiden" (Stuttg. 1835). Er kehrte seit 1826 nur zweimal auf kurze Zeit nach Deutschland aus Italien zurück; die Furcht vor der Cholera trieb ihn im Sept. 1835 nach Sicilien; in Syrakus ergriff ihn ein heftiges Fieber, welchem er am 5. Dec. 1835 erlag. Nach seinem Tode erschienen seine „Gesammelten Werke" (Stuttg. 1838; neue Aufl., 5 Bde., 1843). Eine Anzahl von Gedichten, welche in Deutschland censurwidrig befunden wurden, erschienen in Strasburg (2. Aufl., 1841). P. hat das unbestreitbare Verdienst, in einer Zeit, wo die Kunst der dichterischen Form ganz zu zerfallen drohte, auf dieselbe durch Wort und That hingewiesen und selbst in dieser Beziehung Vollendetes geleistet zu haben, namentlich in den aus seinen

letzten Lebensjahren stammenden Oden und Hymnen. Wenigen Dichtern lag ihr Beruf so am Herzen und war ihnen in solchem Grade heilige Lebensaufgabe wie ihm; daher der Ingrimm gegen jede Ausartung der Poesie. Seine beiden Meisterwerke „Die verhängnißvolle Gabel" und „Der romantische Ödipus" kämpfen nicht sowol gegen Müllner und Immermann persönlich, als gegen ganze Richtungen der deutschen Poesie an. In seinen „Polenliedern" ist P. ein Anfänger der später so bedeutend gewordenen Politischen Poesie (s. d.). Er ist nicht zu völliger und gleichmäßiger Entwickelung seiner politischen Individualität gelangt, dennoch aber stellen ihn seine Leistungen den Ersten unter seinen Zeitgenossen gleich. Vgl. Minckwitz, „Graf P. als Mensch und Dichter" (Lpz. 1838) und „Briefwechsel zwischen P. und Minckwitz" (Lpz. 1836).

Plater, eine poln. Familie, die im 13. Jahrh. aus Westfalen nach Liefland und Polen einwanderte, und aus der mehre Mitglieder durch ihre patriotische Gesinnung in neuerer Zeit bekannt wurden. — Graf Ludwik P., geb. zu Kraslaw in Liefland, trat während des poln. Aufstandes unter Kosciuszko 1794 noch sehr jung in das poln. Heer und war Adjutant des Generals Sierakowski. Nach der Schlacht bei Maciejowice beschäftigte er sich auf seinen Gütern in Lithauen mit dem Landbau und verwaltete eine Zeit lang das Amt eines Aufsehers der Forsten in den russ.-poln. Provinzen. Im J. 1812 war er in dem Comité, das sich auf Befehl des Kaisers Alexander aus angesehenen Lithauern bilden und dem vor den Franzosen zurückweichenden russ. Heere, gleichsam zum Unterpfande für die Treue der Lithauer, folgen mußte. Daher war er genöthigt, während des Kriegs von 1812 im Innern von Rußland zu bleiben. Nach Stiftung des neuen Königreichs im J. 1815 trat P. in den poln. Staatsrath, in welchem ihm das Rechnungswesen und die Verwaltung der Forsten und Domainen übertragen waren. Hier zeichnete er sich durch außerordentliche Thätigkeit und administrative Fähigkeiten aus. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1830 wurde er mit Kniaziewicz (s. d.) nach Paris gesendet, um bei der franz. Regierung für Polen wirksam zu sein, sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht. Er theilte darauf nach Confiscation seiner Güter das Schicksal der poln. Verbannten und wurde in Paris Vicepräsident der Poln.-literarischen Gesellschaft. — Stanislaw P., sein Bruder, früher in Posen, jetzt in Paris, hat sich als poln. Historiker und Alterthumsforscher einen Namen erworben, insbesondere durch seinen „Atlas historique de la Pologne" (Pos. 1827), seinen „Plan de sièges et batailles en Pologne pendant le 17ième et 18ième siècle" (Pos. 1828) und seine „Mała Encyklopedya polska" (2 Bde., Lissa 1841). — Die Gräfin Emilie P., wegen ihrer Theilnahme an dem Kampfe von 1830 gefeiert, geb. am 13. Nov. 1806 zu Wilna, war die Tochter Xawery P.'s und zeigte früh einen männlichen Geist. Auf die Nachricht von der in Warschau ausgebrochenen Revolution von 1830 bewirkte sie mit ihrem Vetter Cäsar P. in dessen Besitzung Dusiaty unweit Dünaburg einen Aufstand des Landvolks, stellte sich selbst an die Spitze eines Jägercorps und nahm, als die Polen in Lithauen einrückten, an allen Gefechten derselben muthig Theil. Als Gielgud's Corps nach Preußen übertrat, wollte sie die poln. Sache noch nicht aufgeben, sondern versuchte in Begleitung Cäsar P.'s in Bauerntracht und zu Fuß durch die von den Russen besetzten Gegenden nach Warschau zu gelangen. Sie war den unsaglichen Beschwerden dieser Wanderung nicht gewachsen; gänzlich erschöpft mußte sie unterwegs ein Unterkommen suchen und starb am 23. Dec. 1831. — Cäsar P., geb. 1810, der Sohn des Starosten von Sambor, Kazimierz P., theilte anfangs das Schicksal der Gräfin Emilie P., gelangte aber barfuß und im Bauernkittel glücklich nach Warschau, wo er das goldene Ehrenkreuz empfing und als Landbote in den Reichstag trat. Nach dem Falle von Warschau begab er sich nach Paris und war als Präsident der Literarischen Gesellschaft, welche Materialien zur Geschichte des Aufstandes in den altpoln. Provinzen zu sammeln bezweckt, besonders thätig. — Wladislaw P., des Vorigen Bruder, nahm ebenfalls Theil an dem Aufstande in Lithauen und war Rozycki's Adjutant, dann Landbote von Wileika. Er gab in Paris das Journal „Le Polonais" (1833—36) heraus und veranlaßte die Adresse des engl. Volks, welche 1832 zu Gunsten Polens dem Parlamente überreicht wurde. — Michal P., ein Urenkel Kosciuszko's, veranlaßte, indem er als zwölfjähriger Knabe 1823 im Gymnasium zu Wilna die Worte „Es lebe die Constitution vom 3. Mai" an eine Wand schrieb, die dortigen Untersuchungen und Verfol-

gungen politisch Verdächtiger, und mußte mehre Jahre, bis 1830, als gemeiner Soldat im russ. Heere dienen.

Platin oder Platina, ein eigenthümliches Metall, wurde zuerst 1736 in Peru am Flusse Pinto aufgefunden und kam dann fast ein Jahrhundert lang nur in kleinen, platten Körnern im Sande, zugleich mit Gold und Magneteisensand, in Brasilien, Neugranada und auf Sanct-Domingo vor. Seit 1819 fand man es eingelagert in den Goldwäschen auf der asiat. Abdachung des Ural, erkannte es aber erst 1822 als Platin; dann fand man es in zerfallenem Grünstein am östlichen Ural auf den Gütern des Grafen Demidow. Das reinste Platin ist silberweiß, weniger glänzend als Silber, härter als Kupfer und nächst dem Golde das dehnbarste Metall. Es ist in der Weißglühhitze schweißbar, aber im höchsten Grade strengflüssig, bei gewöhnlichem Feuer nicht zu oxydiren und daher nur auf nassem Wege darstellbar. Von allen Säuren ist nur das Königswasser im Stande, das Platin zu oxydiren. Die edeln Eigenschaften dieses Metalls, seine Unschmelzbarkeit, Feuerbeständigkeit und seine Unzerstörbarkeit durch die meisten Reagentien geben ihm einen sehr hohen Werth, zumal für chemische und physikalische Geräthschaften. Namentlich benutzt man es zu Schmelzgefäßen, chemischen Geräthschaften, Löffeln, Zangen, Blitzableiterspitzen, Normalmaßen, Teleskopspiegeln, Gewehr- und Geschützzündlöchern, Blech, Draht u. s. w. Außerdem hat man zum Theil schon vor mehren Jahren an manchen Platinpräparaten verschiedene außerordentlich merkwürdige Eigenschaften entdeckt. Die interessantesten dieser Präparate in dieser Beziehung sind: 1) Der Platinschwamm, der durch Glühen des sogenannten Platinsalmiaks gewonnen und zu sogenannten Platinfeuerzeugen benutzt wird. 2) Die Platinschwammkugeln oder Platinschwammpillen, gefertigt aus Platinschwammpulver und Thon. In ein Gefäß gebracht, worin sich eine Mischung von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas in den zur Wasserbildung erfoderlichen Verhältnissen befindet, verschwinden beide Gase allmälig, indem sie sich ebenfalls zu Wasser verdichten, und Döbereiner hat daher solche Kugeln zu eudiometrischen Versuchen angewendet. 3) Dünne Platinblättchen oder Überzüge. Wenn man Platinchlorid, d. i. salzsaures Platin, zu wiederholten Malen mit absolutem Alkohol in gelinder Wärme behandelt, die zuletzt entstehende braune Masse in Weingeist auflöst, Glas in diese Auflösung taucht und nach gleichförmiger Benetzung damit in der Flamme einer Spirituslampe zum Glühen erhitzt, so erhält das Glas einen spiegelglänzenden feinen Platinüberzug, der nicht nur die Eigenschaft der Platinpillen theilt, das Sauerstoffgas und Wasserstoffgas allmälig zu Wasser zu verdichten, sondern auch zur Construction der Döbereiner'schen Platinräucherlämpchen dient. 4) Das sogenannte Platinschwarz, auch Platinsuboxydul oder Platinmohr genannt, welches nichts Anderes ist als Platin in einem noch feiner zertheilten Zustande als der Platinschwamm. Dieses Präparat hat die merkwürdige Eigenschaft, daß es, mit Weingeist schwach befeuchtet, augenblicklich in lebhaftes Glühen geräth und so lange fortglüht, als noch Weingeist vorhanden ist, wobei dieser sich unter Verzehrung von Sauerstoffgas in Essigsäure verwandelt. — Auch werden seit 1828 in Rußland Platinmünzen (à 3 Silberrubel) geprägt. Der Werth des Platins, welches vorzüglich unverarbeitet, in Blechen, Drähten und chemischen Gefäßen von Petersburg und Paris aus in den Handel kommt, ist etwa halb so groß als der des Goldes. Da aber die Prägungskosten zu hoch sind, können sich die Platinmünzen nicht im Verkehre halten, man ist daher neuerdings wieder von ihnen zurückgekommen. Werthvolle Nebenproducte des Platins bei seiner Darstellung geben die in den Rückständen enthaltenen Metalle Palladium, Iridium, Osmium. Man bezieht diese Rückstände aus der petersburger Münze.

Platner (Ernst), ein philosophisch gebildeter Arzt und Anthropolog, geb. zu Leipzig am 11. Juni 1744, war der Sohn des Professors der Medicin Joh. Zach. Platner (s. d.). Nach dem frühen Tode des Vaters leitete die Mutter die Erziehung des Sohns, mit Rath unterstützt von Joh. Aug. Ernesti. Er besuchte sodann die Schulen in Altenburg und Gera, bezog 1762 die Universität zu Leipzig, promovirte 1767 zum Doctor der Medicin und machte 1768 eine Reise nach Frankreich und den Niederlanden. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1770 eine außerordentliche Professur der Medicin, 1780 die ordentliche der Physiologie,

1801 eine außerordentliche und 1811 eine ordentliche Professur der Philosophie. Gegen Ende seines Lebens verfiel er in eine Gemüthskrankheit. Er starb am 27. Dec. 1818. Großen Ruf erwarben ihm seine physiologischen und philosophischen Vorlesungen. Sehr zahlreich waren auch seine Vorträge über Ästhetik besucht. Er hatte als Lehrer unbestreitbare Verdienste und sein Andenken hat in der Dankbarkeit seiner Schüler lange fortgelebt. Unter seinen Schriften ist mehres in seiner Art Treffliche; dahin gehören seine „Anthropologie für Ärzte und Weltweise" (2 Bde., Lpz. 1772—73; neu bearbeitet, 1790); seine „Philosophischen Aphorismen" (2 Bde., Lpz. 1776—82 und öft.); seine „Quaestiones physiologicae" (Lpz. 1794), und die „Quaestiones medicinae forensis", 44 Programme über Gegenstände der gerichtlichen Medicin (deutsch von Hederich, Lpz. 1820; neu herausgegeben von Choulant, Lpz. 1824). In allen seinen Schriften beurkundete er eine für die damalige Zeit ausgezeichnete Kenntniß der Geschichte der Philosophie. Er rühmte sich eines gewissen Skepticismus, liebte Spinoza und Rousseau, konnte dagegen mit der durch Kant hervorgebrachten Revolution in der Philosophie nicht Schritt halten, was er jedoch zu verbergen suchte. Er nannte die Philosophie daher auch nur die Aufgabe, das Räthsel der Natur und des menschlichen Daseins zu lösen. Sein lat. Stil ist vortrefflich; der deutsche hat das Eigene, daß er die Worte so stellte, wie sie der Rang der Gedanken nacheinander, nicht wie sie der allgemeine Sprachgebrauch folgen läßt. Übrigens besaß er einen feinen und belebenden Witz, der ihn zum guten Gesellschafter machte, und eine nicht gewöhnliche Repräsentation. — Sein Sohn, Ernst Zacharias P., königlich sächs. Agent in Rom, geb. zu Leipzig am 1. Oct. 1773, besuchte die dasige Zeichenakademie unter Oser, setzte seit 1790 seine Studien in Dresden und seit 1797 in Wien fort, wo Füger ihm große Aufmerksamkeit widmete, und ging im J. 1800 nach Rom. Hier verband er praktische Übung der Malerei mit geschichtlichen und theoretischen Kunststudien und wendete sich, zumal da die Kriegsjahre ihm wenig Ermunterung gewährten, immer mehr der literarischen Thätigkeit zu. Durch Niebuhr wurde er als Mitarbeiter an der „Beschreibung der Stadt Rom" (Stuttg. 1829 fg.) gewonnen. Agent ist er seit 1823. — Sein jüngerer Bruder, Eduard P., ordentlicher Professor der Rechte in Marburg, geb. zu Leipzig am 30. Aug. 1786, ging, obgleich er bis in sein neuntes Jahr nur der körperlichen Entwickelung überlassen wurde, schon im J. 1800 zur Universität über, wo Hermann entschiedenen Einfluß auf seine Bildung übte. Mit der Neigung zur Poesie verband er leidenschaftliche Vorliebe für die Schauspielkunst und wurde selbst noch im männlichen Alter nur durch äußere Umstände abgehalten, sie zu seinem Lebensberufe zu machen. Seit 1805 setzte er seine Studien in Göttingen fort und wurde 1811 außerordentlicher, 1814 aber ordentlicher Professor der Rechte zu Marburg. Von seinen Schriften sind zu erwähnen „Beiträge zur Kenntniß des attischen Rechts" (Marb. 1820) und „Der Proceß und die Klagen bei den Attikern" (2 Bde., Darmst. 1824—25).

Platner (Joh. Zachar.), ein berühmter Chirurg, geb. am 16. Aug. 1694 zu Meißen, studirte zu Leipzig und Halle Medicin und ging dann, namentlich um sich in der Augenheilkunde zu vervollkommnen, auf einige Zeit nach Paris. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er 1721 als Professor der Anatomie und Chirurgie, wozu er auch später noch die Professur der Therapie übernahm, zu Leipzig angestellt und wirkte praktisch und theoretisch mit großem Erfolg und namhaftem Verdienst um die Ausbildung der Chirurgie in Deutschland bis an seinen Tod, am 19. Dec. 1747. Als Schriftsteller hat er sich durch seine classischen „Institutiones chirurgiae rationalis" (Lpz. 1745; letzte Ausg., 1783; deutsch von Krause, 1786) einen berühmten Namen gemacht. Nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner kleinern zum Theil sehr werthvollen akademischen Schriften als „Opuscula chirurgica et anatomica" (2 Bde., Lpz. 1749).

Plato (Karl Gottlieb), ein besonders um das Volksschulwesen Leipzigs sehr verdienter Mann, geb. am 6. Apr. 1757 zu Halbau in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war, kam 1771 nach Schulpforte, das er aber, nachdem sein Vater gestorben und sein väterliches Erbtheil ihm unrechtmäßiger Weise von Verwandten entzogen worden war, wieder verließ, um einen andern Lebensweg sich zu eröffnen. Durch Unterstützung einer Verwandten in Bautzen bezog er 1774 wieder das Gymnasium daselbst, studirte seit 1779 Theologie in Leipzig und gab nebenbei Privatunterricht. Später vertraute ihm Rosenmüller den Unter-

richt seiner jüngsten Söhne an, und auf dessen Empfehlung wurde ihm vom Bürgermeister Müller (s. d.) die Organisation der 1792 gegründeten Rathsfreischule übertragen. Mit der Leitung dieser Anstalt beauftragt, gelang es ihm in Verbindung mit Dolz (s. d.) durch Einführung einer geisterweckenden Lehrart und menschenfreundlicher Disciplin für eine bessere Gestaltung der deutschen Volksschulen kräftig und segensreich mitzuwirken. Erst als er einen Ruf als Director des Schullehrerseminars in Dresden ausgeschlagen, erhielt er eine Besoldung von 300 Thlr., die nach und nach bis zum J. 1819 auf 1000 Thlr. vermehrt wurde. Ein unheilbares Brustübel machte ihm in den letzten Jahren ein anhaltendes Sprechen unmöglich, weshalb er den Schulunterricht aufgab; doch unterzog er sich den Directorialarbeiten bis zu seinem Tode am 25. Apr. 1833. Einige Schulschriften, die er dem Drucke übergab, waren zu ihrer Zeit dem Elementarunterricht förderlich.

Platon, neben seinem großen Schüler Aristoteles der bedeutendste und tiefste aller griech. Denker, geb. zu Athen 429 v. Chr., der Sohn des Ariston und der Periktione, stammte aus einem der edelsten athen. Geschlechter, welches seinen Ursprung bis auf König Kodrus zurückführte. Ursprünglich hatte er den Namen Aristokles erhalten; wegen der Breite seiner Stirn oder, nach Andern, seiner Brust wurde er Platon genannt. Über seine früheste Jugendbildung ist wenig bekannt; es läßt sich aber annehmen, daß ihm die Bildungsmittel eines freigeborenen Griechen, Grammatik, Musik, Gymnastik, vollkommen zugänglich gewesen seien. Ob er in den Nationalspielen der Griechen als Gymnast und Athlet aufgetreten sei, kann man dahingestellt sein lassen; besser verbürgt sind die poetischen Versuche, die in seine Jugendzeit fallen; heroische Verse, Dithyramben, lyrische Gedichte, selbst eine ausgearbeitete dramatische Tetralogie, welche auf das Theater zu bringen er auf den Rath des Sokrates unterlassen haben soll. Obwol er frühzeitig mit einem Anhänger des Heraklit, Kratylos, bekannt wurde, so wurde seine philosophische Richtung doch wesentlich durch den Umgang mit Sokrates bestimmt; er wurde mit diesem in seinem 20. Jahre bekannt und genoß seinen Unterricht bis zu dessen Tod, also acht bis neun Jahre lang. Die erschütternde Wendung, welche das Schicksal des Sokrates nahm, mußte auf P. einen tiefen Eindruck machen; seine Abneigung gegen die Demokratie scheint dadurch befestigt worden zu sein. Unmittelbar nach dem Tode des Sokrates war für dessen Freunde und Schüler kein sicherer Aufenthalt in Athen; auch P. verließ seine Vaterstadt und lebte eine Zeit lang bei dem Euklides in Megara. Hier scheint er tiefer in die Grundgedanken der eleatischen Speculation eingedrungen zu sein; dies, sowie seine Bekanntschaft mit Pythagoreischen Lehren, erweiterte seinen speculativen Gesichtskreis und macht es erklärlich, warum seine philosophischen Forschungen sich auf einen viel weitern Umfang erstreckten, als die elementaren Bestimmungen des Sokrates. Von Megara aus ging er auf Reisen, erst nach Cyrene und Ägypten, dann nach Italien, wo er mit den bedeutendsten Pythagoräern, Archytas von Tarent, Timäus von Lokri u. A., umging, endlich nach Sicilien. Vielleicht hatte ihn dazu Dion, der Schwager des Tyrannen von Syrakus, Dionysius des Ältern, veranlaßt, um durch ihn auf Dionysius einzuwirken. P.'s ernste Freimüthigkeit störte bald das Verhältniß zwischen ihm und Dionysius, und dieser lieferte ihn als Bürger Athens, gegen welches Dionysius damals mit Lacedämon verbündet war, an den lacedämon. Gesandten Pollis aus, der ihn in Ägina als Sklaven verkaufte; Anniceris aus Cyrene kaufte ihn los und nun kehrte P. nach Athen zurück, um, ungefähr in seinem 40. Lebensjahre, seine Lehrthätigkeit in einem Gymnasium außerhalb Athens, der Akademie, zu beginnen. Später ging er noch zweimal nach Syrakus; das erste Mal auf Veranlassung des Dion kurz nach dem Tode des ältern Dionysius, im J. 368. Aber auch dem jüngern Dionysius war P.'s sittlicher Ernst unbequem, und nicht lange nach Verbannung des Dion ging P. nach Athen zurück. Dionysius hatte dem P. versprochen, seinen Stiefoheim Dion binnen Jahresfrist zurückzurufen; er verschob Das, angeblich um des Kriegs willen, der ihn beschäftigte; endlich machte er Dion's Zurückberufung von einem nochmaligen Besuche des P. abhängig. Er schickte deshalb im J. 361 ein eigenes Schiff nach Athen, um P. abzuholen, und dieser unternahm in seinem 69. Jahre die Reise. Die Pythagoräer hatten sich für die Ehrlichkeit des Dionysius verbürgt; diese Bürgschaft war nicht überflüssig, indem P. ohne den Einfluß, namentlich des Archytas, dem wiedererwachten Mistrauen des Dionysius gegenüber, schwer-

lich glücklich nach Athen zurückgekehrt sein würde. Diese Beziehungen P.'s zu den syrakusan. Machthabern dienen insofern zu seiner Charakteristik, als es nicht unwahrscheinlich ist, daß er habe versuchen wollen, seinen politischen Überzeugungen einen praktischen Einfluß zu verschaffen; ein Gedanke, der ihm durch manche Vorgänge des griech. Staatslebens und das Beispiel der Pythagoräer ziemlich nahe gelegt sein konnte. Nach seiner Rückkehr von der dritten sicilischen Reise lebte er bis an seinen Tod in Athen. Er starb 348 v. Chr. an seinem 82. Geburtstage, rüstig und geistesfrisch bis ans Ende, das ihn bei einer Hochzeitsfeier schmerzlos überraschte. Eine Inschrift zierte sein Grab im Keramikos.

Die Platonische Philosophie ist das erste Beispiel einer auf die Dialektik, Physik und Ethik sich gleichmäßig erstreckenden Denkbewegung, und P. wurde dadurch der Urheber der die spätere griech. Philosophie beherrschenden Unterscheidung dieser Haupttheile der philosophischen Wissenschaft. Den Umfang der Philosophie beschränkte P. nicht auf den ethischen Gedankenkreis, in welchen Sokrates sich eingeschlossen hatte; er kannte die vorsokratischen Speculationen zu gut, um nicht in den sie trennenden Gegensätzen das Motiv eines Versuchs zu finden, sie untereinander auszugleichen und die Wissenschaft als ein zusammenhängendes Ganze der Erkenntniß auszubilden. Dabei ist er weit entfernt, hastig auf abschließende Lehrsätze hinzueilen; durchaus tragen seine Schriften das Gepräge von Untersuchungen, welche Ergänzungen und Berichtigungen zugänglich bleiben, und noch in seinen spätern Lebensjahren scheint seine Denkart eine Pythagoräischen Lehren sich zuneigende Umwandlung erfahren zu haben, über die es schwer ist, sich nach den Berichten des Aristoteles eine deutliche Vorstellung zu machen. Es ist daher auch nicht für zufällig anzusehen, daß P.'s Schriften durchaus die Form des Dialogs haben; der Dialog repräsentirt die natürliche Form der lebendigen Gedankenerzeugung und diese Form hängt mit der Denkart des P. auf das genaueste zusammen. Nicht selten liebt er es, Das, was ihm selbst schwer wird, in deutlich ausgeprägten Begriffen auszusprechen oder in dieser Gestalt dem Verständniß zugänglich zu machen, in poetischer und mythischer Form symbolisch anzudeuten, und einige seiner Mythen gehören zu den schönsten Erzeugnissen des griech. Geistes. Gleichwol herrscht dieses poetische und symbolische Element in seinen Schriften keineswegs in dem Grade vor, daß es die wissenschaftliche Tendenz und den speculativen Gehalt derselben gleichsam überwucherte; gerade die wichtigsten Platonischen Dialogen enthalten eine so nüchterne und abstracte Begriffsdialektik, daß man durchaus nicht annehmen kann, P. habe die Poesie für den wahren Ausdruck des philosophischen Wissens gehalten. Begreiflich ist es indeß, daß seine Philosophie sehr verschieden aufgefaßt, ausgedeutet und benutzt worden ist, zumal da der Mangel historischer Nachrichten über die Reihenfolge seiner Schriften verschiedenen Meinungen einen weiten Spielraum eröffnete. Einen geistreichen, aber schwerlich haltbaren Versuch, die sämmtlichen Schriften P.'s als ein großes systematisches Ganze darzustellen, legte Schleiermacher seiner Übersetzung zu Grunde; er ging dabei von der Annahme aus, daß P.'s System sogleich beim Anfang seiner schriftstellerischen Thätigkeit fertig gewesen sei, sodaß er diesen Plan fortwährend festhaltend die einzelnen Theile in methodischem Fortschritt ausgearbeitet habe. Den vorahnenden Aufriß des Ganzen sollte der Dialog „Phädrus" enthalten; an ihn schließen sich zunächst die elementaren Sokratischen Gespräche an, die auf die Dialektik, als das Mittel, und die Ideen, als den wahren Gegenstand der Philosophie, hinleitenden, wie „Protagoras", „Parmenides", „Lysis", „Laches", „Charmides", „Euthyphron", „Apologie", „Kriton" und mehre andere kleinere Gespräche. Eine zweite Reihe sollten die dialektischen oder vermittelnden Dialogen bilden, welche die Aufgabe haben, den Gegensatz zwischen der gemeinen und der philosophischen Erkenntniß zu entwickeln und sowol auf die Physik als die Ethik anzuwenden. Hierher rechnet Schleiermacher den „Gorgias", „Theätet," „Kratylos", „Das Gastmahl", den „Staatsmann", „Phädo", „Philebos". In die dritte Reihe ordnet Schleiermacher die eigentlich constructiven, objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, den „Timäus", den „Kritias" und die zehn Bücher „Vom Staate", denen sich die (rücksichtlich ihrer Echtheit neuerdings wieder in Anspruch genommenen) Bücher „Von den Gesetzen" anschließen. Im Gegensatze zu Schleiermacher hat K. F. Hermann eine Anordnung versucht, die ein Bild der individuellen allmäligen Ausbildung des Platonischen Gedankenkreises geben soll, wie er, anfangs gebunden an die engen Grenzen Sokratischer Philosophie,

nach und nach seine Untersuchungen immer weiter erstreckte und vollständiger entwickelte. Dieses Princip der Anordnung entspricht der Natur der Sache beiweitem mehr als das Schleiermacher's; bei dem Mangel äußerer Zeugnisse wird aber Vermuthungen und mehr oder weniger scharfsinnigen Combinationen hier im Einzelnen immer viel Spielraum übrig bleiben; zum mindesten ist die Einsicht in die historische Stellung und Bedeutung der Platonischen Philosophie davon nicht unbedingt abhängig.

Um diese in ihren Hauptzügen aufzufassen, ist es nothwendig, sich die Gegensätze zu vergegenwärtigen, um welche die philosophischen Versuche vor P. sich bewegen. Diese bezeichnen auf der einen Seite die Lehren des Heraklit (s. d.) und des Parmenides (s. d.), also die Lehren vom absoluten Werden und vom absoluten Sein, auf der andern die sophistische Behauptung der Unmöglichkeit irgend eines den wechselnden Schein individueller Empfindungen überschreitenden Wissens gegenüber der Sokratischen Zuversicht, im Denken sich der Wahrheit zu bemächtigen. In der letztern Beziehung konnte für P., als Schüler des Sokrates, die Wahl nicht zweifelhaft sein; vielmehr durch die Evidenz mathematischer und sittlicher Begriffe von der Möglichkeit eines festen und beharrlichen Wissens überzeugt, unterwirft er (im „Theätet") die entgegengesetzte Behauptung, die sinnliche Empfindung in ihrer Veränderlichkeit und Relativität sei selbst das Wissen, einer Kritik, welche für die Wissenschaft ein Gebiet des reinen und begriffsmäßigen Denkens eröffnet, dessen kunstmäßige, bewußte Übung die Dialektik (s. d.) ist. Die beiden Sätze, daß Das, was in Wahrheit ist, nur erkannt werde durch den Begriff und daß der Begriff Ausdruck des Seienden sei, daß folglich das Nichtseiende auch nicht erkannt werden könne, bilden die Grundlage der Platonischen Ideenlehre: Um nämlich Das zu erkennen, was ist, hat der Denker die Begriffe aufzusuchen und zu bestimmen, durch welche Das, was die Dinge, ihre Eigenschaften, Zustände, Verhältnisse sind, gedacht wird. Diese Begriffe, zurückgeführt auf ihren eigenen Inhalt und zugleich als der Ausdruck eines Seienden aufgefaßt, oder das wahrhafte, sich selbst gleiche und unveränderliche Seiende, durch den seinem Was (seiner Qualität) entsprechenden Begriff rein gedacht, sind die Ideen. So wenig daher die Dialektik im Sinne P.'s Ähnlichkeit mit Dem hat, was die Neuern etwa Theorie der Erkenntniß nennen, so wenig sind seine Ideen blose Vorstellungen, Gedanken; sie sind das Seiende selbst, insofern es im Begriffe aufgefaßt und dadurch erkannt wird; es gibt viele Ideen, aber Das, was jede der Ideen ist, ist Eins; und dieses Denken der Ideen als des wahrhaft Seienden bezeichnet das Gebiet des Wissens, während das Denken der veränderlichen Erscheinungen der Meinung anheimfällt; „wie sich das Sein zum Werden, so verhält sich das Wissen zum Meinen". Diese Grundansicht mußte jedoch in ihrer Rückbeziehung auf die Erscheinungswelt nothwendig zu Verwickelungen führen. Die Ideen, die Dasjenige, was in der Sinnenwelt getrübt und unvollkommen erscheint, rein und unvermischt mit frembartigen Zusätzen darstellen, sind zugleich allgemeine Begriffe. Werden nun die logischen Verhältnisse der Begriffe für Verhältnisse des Seienden erklärt, so entsteht die Schwierigkeit, wie die eine Idee (z. B. des Menschen) sich in einer Vielheit darstellen könne; überdies ist jede der Ideen nicht Das, was die andere ist, und wenn die Verhältnisse des Gedachten, z. B. die Gleichheit, die Verschiedenheit u. s. w., für Eigenschaften der Dinge erklärt werden, so muß es nicht nur Ideen dieser Verhältnisse geben, sondern die Negationen und Gegensatze der Begriffe müssen auch für die Welt des Seienden eine Bedeutung haben. Um sich daher das Verhältniß der Sinnenwelt zur Welt der Ideen begreiflich zu machen, macht P. verschiedene Versuche, die sich schwerlich alle auf einen und denselben Gesichtspunkt zurückführen lassen. Die dialektischen Erörterungen in den Dialogen „Sophist" und „Parmenides" könnten fast zu der Annahme führen, daß P. versucht habe, die Erscheinungswelt durch eine der Welt der Ideen selbst immanente Negativität zu erklären, indem die Ideen, deren jede Das nicht ist, was die andere, im Verhältniß zueinander auch als das Nichtseiende zu denken seien. Die gewöhnliche, viel häufiger bei ihm vorkommende Vorstellungsweise ist aber die, daß er die sinnlichen Dinge für Nachbilder der Ideen als der Urbilder erklärt, sodaß die erstern Das, was sie sind, durch die „Theilnahme" an den Ideen sind. Für diese dem Wechsel und der Veränderlichkeit unterworfenen Nachbildungen bedurfte P. eines Substrats; dadurch wurde er zu der Annahme eines qualitätslosen, bildungsfähigen, gleichsam in der Mitte zwischen dem Sein und dem Nicht-

sein schwebenden Stoffs geführt; einem der Ideenlehre ursprünglich fremdartigen Elemente, dessen er gleichwol nicht entbehren zu können schien, da er der Sinnenwelt weder die volle Realität zusprechen, noch alle Realität absprechen konnte. Da endlich P. das Sein für eine Eigenschaft Dessen hielt, was ist, so konnte den Ideen selbst das Sein nur kraft ihrer Theilnahme an der Idee des Seins beigelegt werden. Da der Grund dieser Theilnahme in keiner der Ideen an sich liegt, so hebt sich aus der Mitte der übrigen Ideen dem P. eine, die Idee des Guten, als die Sonne im Reiche der Ideen hervor, welche als das absolut Zulängliche, keines Andern Bedürftige, nicht nur Dem, was ist, das Sein, sondern auch Dem, was erkannt wird, das Erkanntwerden ertheilt. Auf die Wirksamkeit der Idee des Guten, die bei ihm der speculative Ausdruck für die Idee Gottes ist, führt er daher auch (im „Timäus") die Entstehung und Anordnung der Welt zurück, die er aber, hier auf strenges Wissen Verzicht leistend, in mythischer Form schildert. Herrschender Hauptgesichtspunkt ist bei ihm die teleologische Naturbetrachtung; die Welt, als ein lebendiges, beseeltes, sich selbst genügendes, die ganze Mannichfaltigkeit der Geschöpfe in sich enthaltendes Ganze, ist darum so geordnet, wie sie geordnet ist, damit sie der Idee des Guten so viel wie möglich entspreche; die eigentlichen Naturursachen haben dabei nur eine untergeordnete Bedeutung und das Unvollkommene und Böse bezeichnet nur die Schranken, welche die Darstellung des Guten in der Natur des widerstrebenden Stoffs findet.

Wie für die Physik, so bildete auch für die Ethik das Gute den obersten und letzten Beziehungspunkt. Das Gute ist hier der allgemeine und höchste Gegenstand alles Begehrens und Wollens, und indem P. im Gegensatze zu den Sophisten die Entscheidung über Das, was gut sei, in einer gleichbleibenden, unveränderlichen Einsicht suchte, war er vor Allem bemüht (im „Protagoras", „Gorgias" und „Philebos"), den Begriff des Guten von seiner Verwickelung mit dem der Lust zu befreien. Zu einer ganz reinen Entscheidung kommt er auch in dieser Beziehung nicht, so lebendig ihm auch die Überzeugung ist, daß der sittliche Werth des Menschen nicht abhängt von der Summe der Genießungen oder Entbehrungen; er verfehlt, vielleicht verführt von der Verwandtschaft des Guten mit dem Schönen, die er deutlich ausspricht, den einfachen Grundgedanken, daß der sittliche Werth nicht Prädicat eines Gegenstandes, nach dem der Wille strebt, sondern eine Bestimmung des Wollens selbst ist. Deshalb erörtert er das Ethische theils unter dem Gesichtspunkte einer Güterlehre, obwol er (im „Philebos") die Rangordnung der Güter nur in sehr schwankenden Umrissen andeutet, theils einer Tugendlehre. Der Begriff der Tugend zerlegt sich ihm, im Zusammenhang mit der Unterscheidung des vernünftigen, des unvernünftigen (sinnlich-begehrenden) und des beide vermittelnden Theils der Seele (θυμικον), in die vier Haupttugenden der Weisheit, der Besonnenheit, der Tapferkeit und der das Verhältniß des ganzen sittlichen Lebens bestimmenden Tugend, die er Gerechtigkeit nannte. Indem ferner P. jede auf wahres Wissen gegründete Thätigkeit, welche ein dem erkannten Vorbilde entsprechendes Ganze hervorzubringen beabsichtigt, als Kunst (im Gegensatz zur bloßen Routine und Afterkunst) auffaßt, entstand neben den andern Künsten, die er gelegentlich berührt, für ihn die Aufgabe einer Kunst, deren Gegenstand der Staat ist. Als Musterbild des Staats erkennt er nur einen solchen an, der von der Idee des Guten beseelt ist; er faßt das Staatsleben als das größte Gebiet des sittlichen Lebens, den Staat selbst als ein ethisches Gemeinwesen auf. Die Grundzüge seiner Politik beruhen auf einer ziemlich scharfen Sonderung dreier Classen von Bürgern, der der Vorsteher oder Herrschenden, der Wächter, einer Art executiver Macht, endlich der arbeitenden Classe, die, unfähig an der Leitung des Staats selbständigen Antheil zu nehmen, für die Bedürfnisse des äußern Lebens zu sorgen hat. Das richtige Verhalten jedes Einzelnen im Staate besteht darin, daß er seine Stelle richtig ausfülle; dabei charakterisirt den Platonischen Staat eine so innige gesellschaftliche Durchdringung, daß alle individuellen Interessen (namentlich das Familienleben vermöge der Gemeinschaft der Weiber und der öffentlichen Erziehung der Kinder, und das Privateigenthum) dem Staate aufgeopfert werden. Der Schwerpunkt des Staats liegt ihm in der Classe der Herrschenden, d. h. Derer, welche die Weisesten und Tüchtigsten und dadurch zur Herrschaft berechtigt und befähigt sind; daher der Ausspruch: „so lange nicht die Philosophen Könige sind, oder die Könige richtig philosophiren, gibt es kein Ende für die Übel der Staaten, ja des Menschenge-

schlechts". Macht und Weisheit sollen zusammenfallen, und für den Staat, wie er sein soll, stellt P. den rechten Herrscher so hoch, daß er nicht einmal geschriebene Gesetze verlangt; der Herrscher, als verkörperte Intelligenz, ist das lebendige Gesetz. Im unvollkommenen Staate freilich will P. die geschriebenen Gesetze nicht missen. Das Mittel endlich, nicht nur die Einzelnen zum Eintritt in die sittliche Ordnung des Staats fähig zu machen, sondern auch dem Staatsganzen seine sich aus sich selbst immer wieder erzeugende Vortrefflichkeit zu sichern, ist die Erziehung; und deshalb widmet er den Gegenständen derselben (Gymnastik und Musik) und ihrem gegenseitigen Verhältnisse weitläufige Erörterungen. Das sittliche Ziel, welches er für die Erziehung festgehalten wissen will, läßt ihm dabei alle Schein- und Afterkünste verschmähen; und hiermit hängt es z. B. zusammen, daß er den Dichtern, welche falsche Vorstellungen von den Göttern verbreiten und die Leidenschaften erregen, keine Stelle in seinem Staate gönnt.

Die Platonische Philosophie gehört zu den schönsten und edelsten Blüten des griech. Geistes und seine Schriften werden, so lange eine Erinnerung an hellen. Cultur übrig bleibt, auf empfängliche Gemüther immer von neuem einen wohlthuenden Einfluß üben. Es durchdringt sie nicht nur ein tiefer speculativer Ernst, der echte Geist der Untersuchung, sondern auch eine milde nachhaltige Wärme für Alles, was schön und gut ist. Gegenüber dem flüchtigen Schein sinnlicher Empfindungen und dem Kitzel der Begehrungen sucht P. das Ewige, sich selbst Gleiche, wechsellos Wahre und Gute, und diese Erhebung in das Gebiet einer höhern Gedankenwelt bezeichnet er oft als Wiedererinnerung, das Streben darnach als begeisterte Liebe, die sich von dem Wahren und Unvergänglichen ergriffen fühlt; bald mit bitterm Ernste, bald mit scherzender Ironie schließt er Diejenigen von der Philosophie aus, deren Gedanken an den Trugbildern der sinnlichen Erscheinungswelt haften. So liegen in P. auch Elemente, die ohne die heitere Klarheit seines Geistes, wol auch, wie bei den Neuplatonikern (s. d.), zu einer trüben phantastischen Schwärmerei ausarten konnten, zu einer Zeit, wo der echt hellen. Geist seiner Lehre schon unverständlich geworden war. Auffallender könnte es scheinen, daß kaum 50 Jahre nach seinem Tode in seiner Schule, der Akademie, eine mehr skeptische Richtung hervortrat. Zwar seine nächsten Schüler und Nachfolger, sein Neffe Speusippus, Xenokrates aus Chalcedon (s. d.), Polemo aus Athen, Krates aus Athen, Krantor aus Soli hielten sich in der Nähe der echten Platonischen Lehre; aber Arcesilaus (s. d.) und Karneades (s. d.) wendeten sich einem skeptischen Probabilismus zu, der die sogenannte jüngere Akademie charakterisirt. Gleichwol ist diese Umwandlung begreiflich; denn wenn man die Dialektik im Sinne P.'s als die Erkenntniß des Seienden durch das reine Denken aufgibt, so bleibt nichts als der Zweifel an der Gewißheit der sinnlichen Erkenntniß übrig, und diesen Zweifel machten eben die Vertreter der jüngern Akademie gegen den Dogmatismus der stoischen Schule geltend.

Die Schriften und Lehren des P. sind Gegenstand einer reichen Literatur geworden. Unter den Ausgaben der erstern sind hervorzuheben die Aldini'sche (2 Bde., Ven. 1513, Fol.), die von H. Stephanus (3 Bde., 1578, Fol., mit der lat. Übersetzung des Ficinus, Frankf. 1602), die zweibrücker (12 Bde., 1781—87), die von J. Bekker (nach der Schleiermacher'schen Übersetzung geordnet, 10 Bde., Berl. 1816—23 und Lond. 1826), Stallbaum (12 Bde., Lpz. 1821—25), Ast (11 Bde., Lpz. 1819—32). Als Herausgeber einzelner Dialogen haben sich im 19. Jahrh. Heindorf, Buttmann, F. A. Wolf, Ast, Stallbaum, Schneider, Nitzsch u. A. vielfach verdient gemacht. Den bedeutendsten Anstoß für das Studium des P. gab F. Schleiermacher's leider nicht ganz vollendete Übersetzung der Platonischen Schriften (Berl. 1804 fg.; neue Aufl., 6 Bde., 1817—28); sehr werthvoll ist unter andern auch die Übersetzung der Bücher vom Staate von Schneider (Bresl. 1842). Andere Hülfsmittel für das Studium des P. sind, abgesehen von den Darstellungen seiner Lehre in den Werken, die die Geschichte der Philosophie behandeln, und einer Masse von Monographien über einzelne Dialogen oder Theile seiner Lehre, besonders Tennemann, „System der Platonischen Philosophie" (4 Bde., Lpz. 1792—95); Tiedemann, „Argumenta dialogorum Platonis" (im 12. Bande der zweibrücker Ausgabe); Fr. Ast, „P.'s Leben und Schriften" (Lpz. 1816), sowie dessen „Lexicon Platonicum" (3 Bde., Lpz. 1834—39); Socher, „Über P.'s Schriften" (Münch. 1820); Ph. W. van Heusde, „Initia philosophiae Platonicae"

(3 Bde., Utr. 1827—36), und K. F. Hermann, „Geschichte und System der Platonischen Philosophie" (Bd. 1, Heidelb. 1839).

Platon (Lewschin), Metropolit von Moskau, Archimandrit der Sergiew'schen Lawra oder des Mönchsklosters zu Troiza, geb. am 11. Juli 1737 in Tschaschnikowo unweit Moskau, einer der ausgezeichnetsten Geistlichen Rußlands. Von seinen vielen Schriften und Predigten zeichnen sich vor allen aus sein „Abriß der Theologie", die „Instruction für die Kirchenaufseher", die „Ermahnung an die Roskolniki" und sein „Kurzer Katechismus". Seine Predigten, welche zu verschiedener Zeit und in verschiedenen Ausgaben herauskamen, bilden 20 Bände. Er war der Gründer des in der Nähe von Troiza gelegenen Klosters Wifania, wo er auch seine letzten Jahre verlebte und am 23. Nov. 1812 starb.

Platonische Liebe nennt man das Verhältniß zweier Personen verschiedenen Geschlechts, welche eine gegenseitige Liebe ohne sinnliche Regungen verbindet. Dieser Ausdruck gründet sich darauf, daß Platon die eigentliche Geschlechtsliebe nur für eine untergeordnete, noch mit sinnlichen Begehrungen behaftete Form der Liebe erklärt hatte.

Platow (Matwei Iwanowitsch, Graf), russ. General von der Cavalerie und Hetman des donischen Heers, geb. am Don am 6. Aug. 1757 aus einer adeligen donischen Familie, die ursprünglich aus Griechenland eingewandert war, trat früh in russ. Dienste und nahm Theil an den meisten russ. Kriegen, in welchen er sich stets durch persönlichen Muth und Tapferkeit auszeichnete. Er fing seine militairische Laufbahn mit dem türk. Feldzuge von 1770 und 1771 an, diente unter Suworow's Befehl 1782 und 1783 am Kuban und in der Krim, zeichnete sich 1788 bei der Einnahme von Otschakow, 1789 vor Akjerman und Bender und 1790 vor Ismail aus. Im J. 1801 von Alexander I. zum Hetman des ganzen donischen Heers ernannt, bewies P. zugleich ein ausgezeichnetes Talent in Rücksicht auf die Civilverwaltung und gab unter Anderm die Idee zur Verlegung der Hauptstadt der Kosacken nach Nowotscherkask an, welches unter seiner Leitung erbaut und wohin der Sitz der Provinzialbehörden und des Generalstabs, die früher in Alt-Tscherkask stationirt waren, verlegt wurde. Er kämpfte im Kriege gegen die Franzosen von 1805—7, bemächtigte sich im türk. Feldzuge von 1809 der Stadt Hirsowa und trug zu den Siegen bei Rassewat und Tatariza bei. Insbesondere aber machte er sich einen berühmten Namen im Kriege von 1812, indem er am 28. Juni den König von Westfalen bei den Flecken Mir und Romanowo zurückwarf, sich tapfer bei Borodino schlug, nach Vertreibung der Feinde aus Moskau sie ununterbrochen verfolgte und ihnen Schritt vor Schritt fühlbare Verluste beibrachte, besonders bei Wjäsma, Dorogobusch, unweit des Dorfes Erzowo, bei Swenichi, Smolensk, Borisow, Poguljanka und Kowno. Nach Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Deutschland bemächtigte er sich der befestigten Städte Marienwerder, Marienburg, Dirschau und Elbing; er brachte dem General Lefebvre bei Altenburg eine Niederlage bei und verfolgte nach der Schlacht von Leipzig, wo er sich mit neuen Lorbern schmückte, den Feind mit einer ebenso großen Geschwindigkeit bis an den Rhein, wie er es früher bei der Flucht desselben aus Moskau gethan hatte. In Frankreich selbst siegte er bei Laon; er nahm Nemours mit Sturm ein, besetzte Arcis und Versailles und rückte mit der Armee der Verbündeten in Paris ein. In Anerkenntniß seiner Verdienste um Rußland wurde er am 29. Oct. 1812 in den Grafenstand erhoben. Er starb am 3. Jan. 1818 am Don in der elantschizkischen Slobode und ist in Nowotscherkask begraben.

Plattdeutsch nennt man im Gegensatz des Hochdeutschen, und **Niederdeutsch** im Gegensatz des Oberdeutschen die weichen Volksmundarten Norddeutschlands vom Rhein bis zur Ostsee, mit Ausnahme des Niederländischen und des Friesischen, die man besser als selbständige deutsche oder **Germanische Sprachen** (s. d.) betrachtet. Die Grundlage dieser Mundarten ist das Altsächsische oder Altniederdeutsche, die Sprache des sächs. Stammes, wie sie bis zum 12. Jahrh. zwischen Rhein und Elbe bis nach Holstein gesprochen wurde, unter deren nicht zahlreichen Denkmälern der **Heliand** (s. d.) das wichtigste ist. Als deutsche Eroberung und deutsche Cultur, namentlich von Sachsen aus, in den slaw. Ländern östlich von der Elbe vordrangen, verbreitete sich das Niederdeutsche allmälig über die Küstenländer der Ostsee, ohne daß jedoch dieses Mittelniederdeutsche des 13., 14. und 15. Jahrh. sich in einer neuen literarischen Blüte entfaltete. Rechtsbücher und Chroniken, wie die Ganders-

heimer und die Chronik der Fürsten von Braunschweig (beide bei Leibnitz, „Scriptores rerum brunsv.", Bd. 3; die zweite auch von Scheller herausgeg. unter dem Titel „Kronika van Sassen", 1826) und Gottfried's von Hagen „Cölnische Chronik" (herausgeg. von Groote, Köln 1834), sämmtlich gereimt und dem 13. Jahrh. angehörig, und Detmar's „Lübeckische Chroniken" (herausgeg. von Grautoff, 2 Bde., Hamb. 1829), aus dem Ende des 14. Jahrh., wurden zwar in der Volkssprache verfaßt, aber die mittelniederdeutschen Poesien lassen sich weder an Zahl, noch an Werth mit den mittelhochdeutschen vergleichen. Das bedeutendste mittelniederdeutsche Gedicht, aus dem Ende des 15. Jahrh., Reineke Voß (s. d.), ist eine Übersetzung aus dem Niederländischen; unter den Volksbüchern gehört der Tyll Eulenspiegel (s. d.) aus derselben Zeit ursprünglich dem Niederdeutschen an; auch niederdeutsche Volkslieder, unter denen namentlich die historischen der Dithmarschen (s. d.), haben sich noch aus diesem Zeitraume erhalten. Die Heimat der Poesie war im 13. Jahrh., der zweiten Blütezeit der deutschen Dichtkunst, Oberdeutschland, und auf dem Grunde oberdeutscher Mundarten erhob sich das Mittelhochdeutsche, die über den Mundarten schwebende Sprache der ritterlichen Bildung und der Poesie, die sich mit dieser verbreitete. Diese Sprache versank und verwilderte mit dem Verfall des Ritterthums und der ritterlichen Kunst im 14. und 15. Jahrh., bis zu Anfang des 16. Jahrh. wesentlich durch Luther ein neues Hochdeutsch sich festsetzte, nicht eine Fortführung eines oberdeutschen Dialekts, aber auch nicht eine neue Gestaltung der reinen mittelhochdeutschen Sprache, sondern eine Veredelung der Volkssprache Mitteldeutschlands, besonders Meißens, in der sich ober- und niederdeutsche Mundarten berührten und mannichfaltig mischten. Durch die Reformation wurde dieses Neuhochdeutsch zur Sprache der Bildung, der Wissenschaft und der Poesie, und wie dasselbe die oberdeutschen Volksmundarten in den gemeinen Volksgebrauch zurückdrängte, so vertrieb es allmälig auch die niederdeutschen aus dem schriftlichen Gebrauche. Der ersten Hälfte des 16. Jahrh. gehört noch die von Thom. Kantzow zuerst niederdeutsch geschriebene „Pommersche Chronik" (herausgeg. von Böhmer, Stett. 1835), die der Verfasser selbst dann zweimal hochdeutsch bearbeitete, dem Ende desselben die in der Landessprache geschriebene Chronik der Dithmarschen von Johann Adolphi, genannt Neocorus (herausgeg. von Dahlmann, 2 Bde., Kiel 1827), an. Im 17. Jahrh. verschwand das Neuniederdeutsche so gut wie ganz aus der Literatur, und auch in dem mündlichen Gebrauche der gebildetern Classen verlor es sich allmälig. So ist das Neuniederdeutsche, oder wie es als niedere Volkssprache gewöhnlich genannt wird, das Plattdeutsche, weil es weder Sprache der Wissenschaft noch der Kunstpoesie ist, ohne Fortschritt und Entwickelung geblieben, während das Neuhochdeutsche sich mit Wissenschaft, Kunst und Leben fortentwickelt hat. Nach den verschiedenen norddeutschen Landschaften, in welchen das Plattdeutsche, wie am Niederrhein, in Westfalen, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Holstein und Schleswig, Mecklenburg, Pommern, den Marken, Preußen gesprochen wird, begreift es verschiedene Mundarten in sich, von denen noch wenige mit Genauigkeit grammatisch und lexikographisch behandelt sind. Erwähnung verdienen außer den unter Idioticon (s. d.) bereits angegebenen Wörterbüchern Dähnert, „Plattdeutsches Wörterbuch nach der pommerschen und rügischen Mundart" (1781), Strodtmann, „Idioticon osnabrugense" (1756) und Ritter, „Grammatik der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart" (1832).

Plattensee oder Balaton in Ungarn, der größte See in Europa, hat einen Umfang von 24 □M., süßes Wasser, im Durchschnitt keine bedeutende Tiefe und soll mit der Donau in Verbindung stehen. Er ist ziemlich fischreich und an seinen Ufern gibt es viel Vögel.

Plattfuß (pes depressus) nennt man einen Fuß, an welchem die zwischen der Ferse und dem Ballen befindliche Wölbung ausgefüllt oder niedergedrückt ist, sodaß beim Stehen fast die ganze Sohle von den Zehen bis zur Ferse den Boden berührt und der Fuß von oben angesehen sich niedriger, platter und breiter als ein gesunder darstellt. Sowie die Ursachen, die Grade, die nähern und entferntern Folgen dieses Übels, so sind auch die Behandlungsarten desselben sehr verschieden.

Plattiren nennt man das Verfahren, wenn man geringere Stoffe mit einer dünnen Schicht bessern Stoffes überzieht, um ihnen das Ansehen zu geben, als wären sie durchgängig von besserm gefertigt. Am gebräuchlichsten ist der Ausdruck Plattiren bei Metallen,

wo man Kupfer, Messing, Eisen oder Stahl mit dünnen Gold- oder Silberplatten überzieht. Das Verfahren unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Vergolden oder Versilbern dadurch, daß die zum Plattiren verwendeten Platten stärker sind, oder auch dabei Quickwasser oder Amalgama gebraucht wird. Das Plattiren des Drahts geschieht, indem man eine Kupferstange stark plattirt und nun daraus den Draht zieht, welcher dadurch so gleichmäßig plattirt wird, daß man im Stande ist, aus einem Stücke guten Golddrahts das Kupfer mittelst Salpetersäure aufzulösen und dann den Goldüberzug als eine feine Röhre übrig behält. Dieselbe Methode wendet man jetzt auch auf flache Gegenstände an, indem man starke Kupferplatten stark plattirt und zu dünnem Bleche auswalzt, aus welchem man dann durch Drücken auf der Drehbank oder durch Pressen die Gegenstände formt. Die besten plattirten Waaren fertigte man sonst in Birmingham, doch sind die Fabrikate von Wien, Berlin und Karlsbad den englischen jetzt an Güte gleich. Da plattirte Sachen sich zuerst an den Rändern und scharfen Kanten abnutzen und roth werden, so hat man in neuerer Zeit solche Waaren angefertigt, wo in den Rändern echter Draht eingelegt wird, welche zwar theurer, aber auch viel haltbarer sind als gewöhnlich plattirte.

Plauen, eine wichtige Fabrikstadt Sachsens, die Hauptstadt des voigtländischen Kreises, in einem schönen Thale an der Weißen Elster gelegen, hat über 10600 E., ein Schloß, der Ratschauer genannt, worin jetzt das Justiz- und Rentamt ihren Sitz haben, ein Gymnasium, welches 1835 neu organisirt und 1843 zur Staatsanstalt wurde, seit 1811 ein Schullehrerseminar, das 1845 ein neues Gebäude erhielt, eine Bürgerschule, die 1841 in ein eigenes Gebäude kam, eine königliche Gewerbschule seit 1836 und eine Sonntagsschule seit 1831 und mehre wohlthätige Anstalten. Sie ist der Hauptort für Musselin-, Mull-, Battist- und Jaconetfabrikation, sowie für gestickte und brochirte Waaren und hat sehr großartige Baumwollen-Manufactur-Etablissements. In der Nacht vom 9. zum 10. Sept. 1844 wurde sie von einer großen Feuersbrunst betroffen, die über 150 Gebäude in Asche legte.

Plauischer Grund heißt das fast drei Stunden lange, von der Weißeritz bald als reißender Wald- und Gebirgsstrom, bald als klarer Forellenbach durchrauschte Felsenthal, welches beim Dorfe Plauen beginnt und bis Tharand sich hinzieht und dem Naturfreunde, dem Geologen, dem Botaniker und dem Landwirthe ebenso vielseitigen Genuß, wie reiche Belehrung darbietet. Der tiefe, in phantastischen Krümmungen von Nordost nach Südwest sich hinziehende Thalgrund verdankt seine Gestaltung ohne Zweifel den gewaltsamen Umwälzungen diluvianischer Wasserfluten. Das Urgebirge des Thals ist auf beiden Seiten Syenit, in welchem kleine Krystalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll, die ein bisher unbekanntes Metall, Titanium, einschließen, sowie außerdem kleine Granatkrystalle vorkommen. Über dem Syenitgebirge findet sich zuerst ein hohes Sandsteinflötz, welches hier und da bis 40 Ellen aufsteigt, über diesem ein zwei bis vier Ellen hohes Syenitgeschiebe, das aus lauter zertrümmerten, mit vielem sandigen Thon verbundenen Syenitstücken besteht, deren Verwitterung und abgerundete Form beweist, wie lange sie vom Wasser herumgetrieben worden, und auf diesem Conglomerate endlich liegt ein Steinmergelflötz, in der Gegend selbst Pläner genannt, das aus der Tiefe des Elbthales zu beiden Seiten des Grundes in horizontalen Schichten sich hinaufzieht, deren jede zwei Ellen dick und wieder in drei bis vier Bänke abgelöst ist. Vor Allem wichtig sind die in dieser Gegend lagernden Kohlenflötze, die sich von Burgk am Windberge herab bis nach Zaukerode und über Kleinhermsdorf hinaufziehen und oft doppelt und dreifach übereinanderliegen. Der Abbau derselben gibt jährlich eine Ausbeute von 2 Mill. Scheffel Kohlen und beschäftigt 3400 Bergleute. Die Hauptwerke sind in Burgk, Zaukerode, Döhlen und Potschappel; die zu Zaukerode und Döhlen gehören dem Staate und sind in drei Reviere abgetheilt; die zu Großburgk und Kleinburgk besitzt der Freiherr Dathe von Burgk und die zu Potschappel und Güttersee eine Actiengesellschaft. Zum Herauspumpen des in den königlichen Schachten sich sammelnden Wassers dienen das Kunstgezeuge in der Nähe von Döhlen, sowie zwei Dampfmaschinen, die auf den zur Aufnahme und Ableitung der aus den Tiefbauen herausgehobenen Wasser bestimmten Elbstolln ausgießen. Dieser, 1817 angefangen und in seiner Hauptrichtung 1836 beendigt, hat eine Länge von 3022 Lachter, außer dem Hauptstolln zwei Stollnflügel gegen Süd und Nord und mündet bei Priesnitz in die Elbe.

Plautius oder Plotius, der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das zuerst im J. 358 v. Chr. in den Magistrats-Fasti erscheint, wo Cajus P. Proculus mit Cajus Fabius Consul war und über die Herniker, die er besiegte, triumphirte. Im J. 356 war er Magister Equitum des ersten plebejischen Dictators Cajus Marcius Rutilus. — Cajus P. Decianus bekleidete das Consulat zweimal, im J. 329, wo er mit Lucius Æmilius Mamercinus die Empörung der Einwohner von Privernum unterdrückte, und im J. 328. Im J. 312 war er Censor mit Appius Claudius (s. d.). Er entdeckte die Quelladern (venae) der nach diesem benannten Appischen Wasserleitung und erhielt daher den Beinamen Venox. — Marcus P. Silvanus brachte als Volkstribun im J. 89 mit seinem Amtsgenossen Cajus Papirius (s. d.) Carbo das Gesetz in Vorschlag, das den Bundesgenossen, die die Waffen niederlegten, das Bürgerrecht ertheilte (lex Plautia Papiria de civitate). Von ihm ging ein Gesetz aus, wonach die öffentlichen Richter nicht ohne Weiteres aus dem Ritterstande ernannt, sondern aus allen Bürgern durch die Tribus erwählt werden sollten (lex Plautia judiciaria), und wahrscheinlich auch das Gesetz gegen offene Gewaltthätigkeit (lex Plautia de vi). — Publius P. Hypsäus, im Mithridatischen Kriege Quästor des Pompejus, im J. 56 Volkstribun, nahm lebhaften Antheil an den Händeln zwischen Milo, mit welchem zugleich er sich um das Consulat für das J. 52 bewarb, und Clodius (s. d.) und den Unruhen, die nach des Letztern Ermordung in Rom statthatten. Als Pompejus das Consulat übernommen hatte, wurde er wegen Bestechungen bei der Amtsbewerbung (ambitus) verurtheilt.

Plautus (Marcus Accius), einer der ältesten röm. Schauspieldichter, aus Sarsina in Umbrien, lebte um 200 v. Chr. in Rom eine Zeit lang in sehr dürftigen Umständen und mußte sich seinen Unterhalt sogar mit einer Handmühle verdienen, vergaß jedoch dabei seine frohe Laune so wenig, daß er selbst in dieser dürftigen Lage einige Lustspiele verfertigt haben soll. Von seinen vielen Komödien besitzen wir noch 20 meist vollständig, deren Namen theils von Personen entlehnt sind, welche in dem Stücke die Hauptrolle spielen, wie Amphitruo, der Gemahl der Alkmene; Curculio, eigentlich der Kornwurm, ein Schmarozer; Epidicus, Pseudolus, Stichus, Sklaven; Bacchides, zwei Buhlerinnen; Menaechmi, ein Zwillingsbrüderpaar; theils von gewissen Gegenständen, die dem Ganzen zur Grundlage oder Entwickelung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mostellaria, nämlich fabula, d. h. der Geldtopf eines geizigen Alten, das Kästchen, das Gespenst. Durch Nachahmung und Übertragung der griech. Komödien des Diphilus, Epicharmus (s. d.), Philemon (s. d.) u. A. hat P. die damals noch ziemlich rohe und unbeholfene lat. Sprache zunächst für den Umgang mehr ausgebildet und bereichert. Sie hat daher vieles Alterthümliche, ist aber dabei überaus kernhaft und kräftig, und mit Beziehung darauf sagt Quinctilianus nach Varro, daß die Musen, hätten sie lateinisch reden wollen, sich der Sprache des P. bedient haben würden. Nicht weniger rühmten die Alten seinen originellen Witz und seinen Reichthum an Sentenzen. Diese Verdienste und Vorzüge lassen sich nun zwar im Allgemeinen nicht ableugnen, dennoch aber kann sein Scherz, weil er öfter ins Fade, Plumpe und Schmuzige ausartet, für uns nicht den gepriesenen Reiz haben, und ebenso gefällt sich sein Ausdruck häufig in Niedrigkeiten und Gemeinheiten. Was die Kunstform anlangt, so hat sein Dialog jedenfalls höhern Werth als die dramatische Entwickelung. Unter den Gesammtausgaben verdienen außer der ersten durch G. Merula (Ven. 1472, Fol.) eine besondere Erwähnung die von Lambinus (Par. 1577, Fol.), Taubmann (Frankf. 1605; zuletzt 1621, 4.), J. F. Gronov (2 Bde., Amst. 1684; neue Aufl. von Ernesti, 2 Bde., Lpz. 1760), Bothe (4 Bde., Berl. 1809—11 und 2 Bde., Halberst. 1821), Weise (2 Bde., Quedlinb. 1837—38) und die noch nicht vollendete von Richter (Nürnb. 1833 fg.). Für die Betonung und Versmaße ist das Meiste geleistet worden von Lindemann in der Ausgabe der „Captivi, Miles gloriosus, Trinummus" (Lpz. 1823; 2. Ausg., 1844), ferner in den Ausgaben des „Trinummus" von G. Hermann (Lpz. 1800) und Geppert (Berl. 1844), und der „Bacchides" von Ritschl (Halle 1835) und G. Hermann (Lpz. 1845), sowie von Linge in den „Quaestiones Plautinae" (Bresl. 1819). Zur Erläuterung dienen vorzüglich F. W. E. Rost's „Commentationes Plautinae", herausgeg. von A. Lipsius (Lpz. 1836), zur Erklärung der in P. vorkommenden punischen Ausdrücke Lindemann's Schrift „De Punicis Plautinis" (Lpz. 1837) und Wex's

„Meletemata de Punicis Plautinis" (Lpz. 1839). Gute deutsche Übersetzungen besitzen wir von Köpke (2 Bde., Berl. 1819—20), Rapp (6 Bde., Stuttg. 1838—44) und von F. W. E. Rost, „Neun Lustspiele des P.", herausgeg. von A. Lipsius (Lpz. 1836). Vgl. Lessing, „Abhandlung von dem Leben und den Werken des P." in seinen „Werken" (Bd. 22) und Becker, „De comicis Romanorum fabulis maxime Plautinis" (Lpz. 1833).

Plebs, die Gemeinde der Plebejer, bildete sich in dem alten Rom, als, schon nach der Zerstörung von Alba longa durch Tullus Hostilius, namentlich aber nach der Unterwerfung eines Theiles von Latium durch Ancus Marcius, dem röm. Staate eine große Anzahl von Einwohnern, die theils in Rom besonders am Aventinus sich ansiedelten, theils in ihren alten Wohnsitzen verblieben, einverleibt wurden, welche nicht in den Populus der Patricier (s. d.) aufgenommen wurden, aber auch nicht in die Clientel der Patricier traten, sondern als Unterthanen des Staats, vielleicht unter dem besondern Schutze der Könige, eine Gemeinde persönlich freier, zum Kriegsdienst verpflichteter, politisch unberechtigter Landeigenthümer ausmachten. Sie erhob Servius Tullius zu eigentlichen Bürgern (cives); er sorgte für ihre innere Ordnung durch die Einrichtung der Tribus (s. d.), gab ihnen das Recht röm. Vermögensverkehrs (commercium) und nahm sie in die Classen und Centurien auf, in deren Comitien (s. d.) er ihnen Stimmrecht (suffragium) ertheilte. Möglich, daß er ihnen auch das Connubium mit Patriciern ebenso wie das Recht auf höhere Staatsämter (honores) zudachte, und daß sein Plan nur nicht zur Ausführung kam. In dem Anfange der Republik erscheint ihnen Beides versagt, sie selbst sind dadurch minderberechtigte Bürger, welche die Last des Kriegsdienstes, da sie den Hauptstamm der röm. Heere bildeten, und der Besteuerung schwer drückte, da sie zum Besitz an Staatsländereien, die vom Tributum befreit waren, nicht gelassen wurden. Verarmung, die dadurch entstand, die Härte des alten Schuldrechts und die Willkür der Magistrate führten im J. 494 v. Chr. die erste Secession der Plebs, die sich gewaffnet auf dem heiligen Berge lagerte, herbei, und hiermit begann der langwierige, von der Plebs mit bewundernswerther Mäßigung geführte Streit zwischen beiden Ständen. Die eigenen Magistrate, die damals den Plebejern in den Tribunen (s. d.) zugestanden wurden, sollten zunächst nur als Gemeindevorsteher und zum Schutze des Einzelnen dienen, ihm die Ausübung des Provocationsrechts vermitteln; aber sie schritten sogleich weiter und beriefen die Plebejer zu eigenen Versammlungen, den Tributcomitien (s. d.), für Wahlen, Gerichte und gesetzliche Beschlüsse. Diese letztern wurden nach Abschaffung der Decemvirn, deren Gesetzgebung nicht nur für ein gemeinsames Privatrecht sorgte, sondern auch politische Verhältnisse betraf, als für das gesammte Volk verbindlich anerkannt, und die Tributcomitien insofern den Centuriatcomitien gleichgestellt. An jenen nahmen jetzt auch Patricier Theil, doch wurden sie fortwährend als Versammlungen, ihre Gesetze als Beschlüsse der Plebs (plebiscita) bezeichnet, unterschieden von denen des Populus, wie dieser Name nun das gesammte in den Centuriatcomitien seine Souverainetät ausübende Volk bezeichnete. Das Verbot des Connubiums hob des Tribunen Canulejus Gesetz im J. 445 auf; das Streben nach den höchsten Staatsämtern wurde aber durch die Einführung des Amts consularischer Militairtribunen, das auch Plebejern offen stehen sollte, und den Eintritt von solchen in den Senat erleichterte, nicht befriedigt. Erst im J. 366 wurde auch hierin durch die Licinischen Gesetze der Sieg errungen; eine Stelle im Consulat wurde der Plebs gesichert und zugleich ihr gesetzmäßiger Antheil an Benutzung des Staatslandes gewährt. (S. Licinius.) Zwar fehlte es in der nächsten Zeit nicht an Versuchen der Patricier, der Plebs das Gewonnene zu entziehen oder zu schmälern, die im J. 286 selbst noch zu einer Secession der Plebs auf den Janiculus führten, die der Dictator Hortensius beschwichtigte; doch war jenes Streben vergeblich, auch die übrigen Magistrate und die wichtigsten Priesterwürden wurden den Plebejern zu Theil. Die patricischen Curiatcomitien verloren ihre Macht, und der Unterschied zwischen beiden Ständen hörte endlich auf, eine factische Bedeutung zu haben. (S. Patricier.) Dagegen bildete sich aus beiden der Adel der Nobiles (s. d.) und zugleich traten die senatorischen sowie die ritterlichen Familien immer schärfer als gesonderte Stände (ordines) hervor. Hierdurch erzeugte sich neben dem alten ein neuer Gebrauch des Wortes Plebs, indem dasselbe oder ordo plebejus nunmehr vorzüglich auch zur Bezeichnung aller Derjenigen, die weder zum ordo senatorius noch zum ordo equester

gehörten, angewendet wurde. Die niedrigere Stellung, welche die Freigelassenen im Verhältniß zu den Freigeborenen in bürgerlichen Rechten sowol als namentlich in bürgerlicher Ehre einnahmen, das Streben, sie in die tribus urbanae einzuschränken (s. Freilassung), und der Umstand, daß die nach röm. Ansicht gegen die Landwirthe geringgeschätzten Gewerbtreibenden, die meist Freigelassene selbst waren, diesen städtischen Tribus zum größten Theile angehörten, brachte eine niedrigere Stellung dieser Tribus im Ganzen gegen die ländlichen und damit einen Unterschied zwischen der plebs urbana und der plebs rustica hervor. In der erstern hatte mit der Zeit, als Rom sich ausdehnte und die Sitten sich verschlechterten, vorzüglich die große Masse der niedern Bevölkerung der Stadt, die bei den bürgerlichen Unruhen ihre Rolle spielte, für die durch Getreide- und andere Spenden gesorgt werden mußte, das Übergewicht; die andere schloß namentlich die kleinern Landwirthe, deren Zahl sich freilich minderte, und die Bürger der Municipien in sich. Sie wurde höher geachtet und in ihr erhielten sich auch der ehrenwerthe Geist und die Zucht der alten Plebs länger. In besonderer Bedeutung wurde das Wort Plebeji zur Bezeichnung der Bürger in den Municipien im Gegensatz gegen deren Decurionen (s. d.), sowie in der spätern Kaiserzeit zur Bezeichnung der gemeinen Leute (auch humiliores oder tenuiores) im Gegensatz gegen die Standespersonen (honestiores) gebraucht.

Pleißnerland hieß im Mittelalter der zu beiden Seiten der Pleiße gelegene Landstrich, welcher hauptsächlich das gegenwärtige Amt Altenburg und die Städte Leisnig, Kolditz, Waldenburg, Krimmitzschau und Werdau nebst ihren Pflegen umfaßte. Auch gehörten dazu die freien Städte Altenburg, Chemnitz und Zwickau. Bis zur Eroberung durch König Heinrich I. bildete dieser Strich den sorbischen Gau Plisni, jedoch mit abweichender Grenze. Nach der Eroberung wurde er, bis zur Auflösung der deutschen Gauverfassung, an Kaisers Statt durch sogenannte Richter des Pleißnerlandes (judices terrae plisnensis) verwaltet. Nach vielen wechselnden Schicksalen unterwarf sich Markgraf Friedrich der Gebissene, nachdem sich 1307 bei Lucka die kaiserliche Macht gebrochen, das Land, von dem er sich nun den Titel eines Herrn des Pleißnerlandes beilegte. Die Markgrafen von Meißen blieben auch in Folge der Verheirathung des Landgrafen Friedrich mit des Kaisers Tochter Mathilde im Besitze des Landes, das sie später theils dem Osterlande (s. d.), theils der Markgrafschaft Meißen einverleibten. Vgl. Limmer, „Entwurf einer Geschichte des gesammten Pleißnerlandes" (2 Bde., Gera 1830—31).

Plejäden, die Töchter des Atlas und der Pleione, sieben an Zahl, gaben sich aus Schmerz über den Tod ihrer Schwestern, der Hyaden (s. d.), oder über das Geschick ihres Vaters selbst den Tod und bildeten, von Zeus an den Himmel versetzt, das Siebengestirn. Nach einer andern Sage waren sie Gefährtinnen der Artemis, wurden nebst ihrer Mutter von dem Jäger Orion (s. d.) verfolgt, auf ihr Flehen in Tauben verwandelt und dann unter die Sterne versetzt. Ihre Namen sind Elektra, Maja, Taygete, Alkyone, Keläno, Sterope und Merope. Der Name wird gewöhnlich von dem griech. Worte πλεῖν, d. i. schiffen, hergeleitet, weil die Schiffahrt mit dem Anfang des Siebengestirns am 11. Mai begann und mit seinem Untergang am 26. Oct. schloß.

Plektrum hieß bei den Alten das aus Holz, Elfenbein oder Gold bestehende dünne Stäbchen, womit der Spielende die Saiten der Phorminx, des ältesten harfenähnlichen Instruments bei den Griechen, und der Zither (s. d.) anschlug. Andere Saiteninstrumente wurden mit den bloßen Fingern gerissen, daher auch die der Sappho zugeschriebene Erfindung des Plektrum auf einem Irrthume beruht.

Plenum (lat.) heißt so viel wie voll, daher Plenarversammlung. Das Plenum oder der volle Rath der deutschen Bundesversammlung umfaßt 69 Stimmen, indem jeder souveraine deutsche Staat wenigstens eine, die größern Staaten aber vier Stimmen haben. (S. Deutscher Bund.)

Pleonasmus, eigentlich Überfluß, eine rhetorische Figur, besteht im Gegensatz zur Ellipse (s. d.) darin, daß der Sprechende oder Schreibende mehr gibt, als zur Deutlichkeit nothwendig erfodert wird, und ist von der Tautologie (s. d.) wohl zu unterscheiden. Bei correcten Schriftstellern ist diese Figur nie zwecklos, sondern dient bei dem Gebrauche scheinbar überflüssiger Eigenschafts- oder Bestimmungswörter, bei der Nebeneinanderstellung nahe

verwandter Begriffe u. s. w. zur Erreichung rednerischer Zwecke, besonders zur Hebung des Nachdrucks, und wird blos dann zum Fehler, wenn sie in Geistesarmuth, Affectation oder Nachlässigkeit ihren Grund hat. Schon die alten Grammatiker trieben in der Erklärung einen großen Misbrauch damit und rechneten sogar Steigerungen, wie „ich bitte und beschwöre dich", zu den eigentlichen Pleonasmen. Auch hat jede Sprache gewisse eigenthümliche Verbindungen, die man pleonastische nennen kann, z. B. „zum guten Glücke" oder: „ich habe es mit diesen meinen Augen gesehen".

Pleskow oder Pskow, seit 1777 ein Gouvernement des europ. Rußland, welches einen Theil des alten Großfürstenthums Nowgorod, nämlich das alte Fürstenthum Pleskow, begreift, und von den Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Twer, Smolensk, Witepsk und Liefland begrenzt wird. Das Land ist eben, nur an wenigen Stellen hügelig, meist sandig, doch auch zum Theil sumpfig, dabei aber culturfähig und von einer Menge ziemlich wasserreicher Flüsse, die theils in den Ilmen-, theils in den Pskowersee fallen, theils der Düna angehören, bewässert. Ackerbau bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner, die auch Hanf, Flachs, alle Arten Gemüse und die gewöhnlichern Obstarten ziehen. Die Wälder bergen nur weniges Wild, desto mehr Beeren und Pilze, die sowie die sogenannten kleinen Löffelstinte, woran die Flüsse reich sind, weit durch das Land bis in die entferntesten Gegenden Rußlands geschickt werden. Die Industrie ist unbedeutend; auch der Handel nicht sehr erheblich. Die Einwohner sind meist Russen, auch findet man an den Gestaden des Pskowersees einige Esthen und in den Städten viele Deutsche. Das Gouvernement, welches 797 □M. enthält, zählt gegenwärtig 720324 E., worunter nur 1941 zu einer andern als der griech. Religion sich bekennen, denn auch die obenerwähnten Esthen sind schon seit geraumer Zeit zur orthodoxen Kirche übergetreten. Beinahe 650000 E. sind Kron- oder gutsherrliche Bauern. Die Hauptstadt des Gouvernements Pskow an der Welikaja, mit 10099 E., hat 42 Kirchen und eine gleiche Anzahl Fabriken, ein Priesterseminar, ein Gymnasium und zehn Schulen. Man verfertigt gute Juften, Leinwand und Segeltuch und treibt einen durch die Nähe des Pskowersees und durch die Schiffbarkeit des Flusses begünstigten, sehr lebhaften Handel. Jährlich wird im Febr. ein bedeutender Markt abgehalten. Unter den Gebäuden zeichnen sich die mit versilberten Kuppeln gezierte Kathedrale, das großartige Gouvernementsgebäude und das palastartige Gebäude des Priesterseminars aus. P. hatte früher eine republikanische Verfassung; doch schon 1509 wurde es durch Iwan Wassiljewitsch erobert und auf immer mit dem russ. Reiche vereinigt.

Pleß, eine Standesherrschaft, die im J. 1817 vom Könige von Preußen zum Fürstenthume erhoben wurde, umfaßt den ganzen plesser und einen Theil des beuthener Kreises des Regierungsbezirks Oppeln in der preuß. Provinz Schlesien und zählt auf 18 □M. 53000 E., die mit Ausnahme der Bewohner der beiden Städte Pleß und Nicolai sämmtlich polnisch sprechen. Der im Ganzen ebene, meist lehmige und sandige Boden wird von einer Menge Teiche und kleiner Flüsse durchschnitten, trägt Kartoffeln und nur wenig Getreide, ist aber reich an Nadelholz und Mineralien. Der Hauptort Pleß, mit etwa 3000 E., der Sitz der fürstlichen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, hat ein schönes Schloß mit Garten und Orangerie, drei Kirchen, einige Fabriken und starke Tuchmacherei. Die Standesherrschaft, deren Besitzer einen Antheil an den drei Curiatstimmen auf dem schles. Provinziallandtage hat, kam 1765 als eine Schenkung des Grafen Promnitz an das Haus Anhalt-Köthen, wurde zur Secundogenitur desselben, durch den Herzog Heinrich aber im Febr. 1846 an den nächsten Fideicommißerben Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg, geb. am 2. Dec. 1806, gegen eine Jahresrente von 30000 Thlr. verkauft.

Pletho (Georgius Gemisthus), platonisirender Philosoph, Grammatiker und Geschichtschreiber, gebürtig aus Konstantinopel, kam bei Gelegenheit des Concils in Ferrara im J. 1433 nach Italien, wo er bis zu seiner Rückkehr in seine Vaterstadt, im J. 1441, für die Verbreitung griech. Literatur wohlthätig wirkte und den Grund zu der später von den Mediceern gestifteten Platonischen Akademie legte. Er starb 1451. Seine literarischen Arbeiten sind sehr verschiedenartig; zu den wichtigern gehören die Scholien zum Thucydides; die Geschichte Griechenlands nach der Schlacht bei Mantinea (herausgegeben von Reichard, Lpz. 1770); eine Abhandlung über den Unterschied der Platonischen und Aristotelischen

Philosophie; eine Schrift über das Schicksal (griech. und lat., herausgegeben von Reimarus, Leyd. 1722), und eine Abhandlung über die vier Cardinaltugenden (griech. und lat., herausgegeben von Occo, Bas. 1552).

Pleuresie (pleuritis) oder Brustfellentzündung ist eine nur selten allein vorkommende Krankheit, indem sich die Entzündung vom Brustfell (s. Brust) meist auch auf die Oberfläche der Lunge fortsetzt, und entsteht am häufigsten von Erkältung, unterdrückter Gicht, Rheumatismus und Blutungen. Ist die Krankheit zum ersten Mal vorhanden, ist sie neu entstanden, wird sie frühzeitig genug erkannt und gehörig behandelt, so ist die Gefahr nicht groß. Blutegel und innere antiphlogistische Mittel, Ableitungen durch Vesicatorien sind bei einer guten Behandlung vorzüglich wichtig.

Pleuron, ein Sohn des Ätolos und der Pronoë, Gemahl der Xanthippe, Vater des Agenor, der Sterope, Stratonike und Laophonte, war der Gründer der gleichnamigen Stadt Pleuron in Ätolien.

Pleyl (Ignaz), ein im 18. Jahrh. wegen seiner leichten Compositionen beliebter, jetzt vergessener Componist, geb. 1757, ein Östreicher, studirte unter Haydn, besuchte dann Italien und Frankreich und wurde 1787 Kapellmeister am Münster zu Strasburg. Während der Revolution seiner Function verlustig, suchte er durch die Composition einer Freiheitshymne die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und ging, da ihm Solches nicht gelang, 1793 nach London. Später kehrte er nach Paris zurück, wo 1796 sein Name unter den Componisten des zweiten Ranges feierlich mit ausgerufen wurde. Er legte eine Musikalienhandlung an, die sich zu einer der ansehnlichsten in Europa erhob, und unternahm 1801 die Herausgabe der „Bibliothèque musicale", in welcher die ausgezeichnetsten Werke der berühmtesten ital., deutschen und franz. Meister aufgenommen werden sollten. Seine eigenen Werke bestehen meist in Instrumentalmusik. Er starb zu Paris am 14. Nov. 1831.

Plinius (Cajus) Secundus, auch Major, d. h. der Ältere, genannt, einer der gebildetsten und vielseitigsten Gelehrten Roms, geb. im J. 23 n. Chr. wahrscheinlich zu Comum in Oberitalien, dem jetzigen Como, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und verwaltete dann unter Vespasian mehre öffentliche Ämter im Kriege wie im Frieden. Er benutzte die ihm ertheilten Mußestunden auf die edelste Weise zu Forschungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, bis er als Befehlshaber der Flotte von Misenum im J. 79 n. Chr. bei einem furchtbaren Ausbruch des Vesuv, den er möglichst genau in der Nähe beobachten wollte, in dem erstickenden Dampfe seinen Tod fand und so ein Opfer seiner Wißbegierde wurde. Zwar sind seine historischen, rhetorischen und grammatischen Schriften sämmtlich verloren gegangen, doch verdanken wir noch seiner rastlosen Thätigkeit ein sehr umfangreiches encyklopädisches Werk in 37 Büchern, unter dem Titel „Historia naturalis", welches einen großen Schatz von Merkwürdigkeiten aus dem ganzen Reiche der Schöpfung, des Wissens und der Kunst enthält und um so werthvoller ist, da P. aus mehr als zweitausend meist griech., jetzt nicht mehr vorhandenen Schriftstellern schöpfte. Außer dem ersten Abdrucke (Ven. 1469, Fol.) erwähnen wir die Ausgaben von Dalechamp (Leyd. 1587, Fol.), Hardouin (letzte Ausg., 3 Bde., Par. 1741, Fol.), Franz (10 Bde., Lpz. 1788—91), Sillig (5 Bde., Lpz. 1831—36) und Panckoucke (Par. 1836 fg.). Außerdem lieferten Heyne „Excerpta ex Plinii hist. nat. quae ad artes spectant" (Gött. 1790; neue Ausgabe von Wüstemann, Gotha 1824) und M. Gesner eine „Chrestomathia Pliniana" (zuletzt Lpz. 1776). Deutsche Übersetzungen besitzen wir von Grosse (12 Bde., Frankf. 1782—88), Fritsch (8 Bde., Prenzl. 1829—30) und Külb (Stuttg. 1840 fg.), und eine franz. von Grandsagne, mit lat. Texte und Anmerkungen von Cuvier, Letronne u. A. (Par. 1829 fg.).

Plinius (Cajus) Cäcilius Secundus, der Jüngere, der Schwestersohn des Vorigen, geb. 62 n. Chr. zu Comum, wurde von seinem Oheim, der ihn adoptirt hatte, schon frühzeitig zum Studium der Beredtsamkeit und Philosophie angeleitet, benutzte dann in Syrien, wo er als Oberster bei einer Legion stand, den Umgang des Philosophen Euphrates, kehrte aber bald wieder nach Rom zurück und stieg hier, erst 31 Jahre alt, bis zur Prätur. Nachdem er unter Domitian auf jedes öffentliche Amt verzichtet hatte, trat er unter Nerva und Trajan wieder in Staatsdienste und erhielt von Letzterm im J. 100 n. Chr. die Würde

eines Consul und zwei Jahre darauf als Proconsul die Verwaltung von Bithynien und Pontus, die er zur allgemeinen Zufriedenheit führte. Sein Tod fällt in das Jahr 110 n. Chr. Ein gebildeter Geist, edle Gesinnung und treue Freundschaft machten ihn im öffentlichen und Privatleben Allen, die ihm näher standen, liebenswürdig und achtbar, und dieselben Tugenden spiegeln sich auch in seinen mit vieler Liebe und Sorgfalt ausgearbeiteten Schriften ab. Wir besitzen von ihm noch eine Sammlung „Briefe" in zehn Büchern, die sich durch eine feine und gewählte Umgangssprache auszeichnen und auch wegen ihres mannichfachen Inhalts überaus anziehend und belehrend sind, und einen „Panegyricus auf Trajan", der zu den besten Erzeugnissen dieser Art gehört. (S. Panegyricus.) Die besten Gesammtausgaben beider Werke besorgten nach dem ersten Abdrucke (Ven. 1485, 4.) J. M. Gesner (Lpz. 1739; neue Ausg., von Schäfer verbessert, 1805), Gierig (2 Bde., Lpz. 1806) und Gros (2 Bde., Par. 1838). Die „Briefe" allein wurden von Gierig (2 Bde., Lpz. 1800—2), Titze (Prag 1820 und 1823) und M. Döring (2 Bde., Freiberg 1843), und ein „Epistolarum delectus" von Herbst (Halle 1839), der „Panegyricus" von Gesner (2. Aufl., Gött. 1749), Arntzen (3. Aufl., Amst. 1738), Schwarz (Nürnb. 1746, 4.) und Gierig (Lpz. 1796) bearbeitet. Deutsche Übersetzungen der „Briefe" lieferten Schmidt (2 Bde., 3. Aufl. von Strack, Lpz. 1819) und Schäfer (2 Bde., Ansb. 1801—2; 2. Aufl., 1824), des „Panegyricus" Wiegand (Lpz. 1796) und Hoffa (Marb. 1837), und von beiden Schriften Schott (5 Bde., Stuttg. 1835). Vgl. Gierig, „Über das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des jüngern P." (Dortm. 1798) und Held, „Über den Werth der Briefsammlung des jüngern P. in Bezug auf Geschichte und röm. Literatur" (Bresl. 1833).

Plinth oder Plinthe, vom griech. Plinthos, d. h. Ziegel oder Flies von gebrannter Erde als Unterlage der Säulen, bezeichnet noch jetzt in der Baukunst einen platten Untersatz, die Sohle oder den Sockel für einen architektonischen Körper, der einen Fuß hat, besonders für Säulenfüße, Pilaster und Postamente.

Plock, eine Gouvernementsstadt im Königreiche Polen an der Weichsel mit 7000 E., von denen fast die Hälfte Juden sind, einem Civiltribunal und einer alterthümlichen Kathedralkirche, in welcher ein Grabmal der hier beigesetzten poln. Herzoge Wladislaw Herman und Boleslaw III. sich befindet, gehört zu den ältesten Städten Polens, und war ehemals die Hauptstadt von Mazowien (s. d.) und die Residenz der genannten poln. Herzoge. Auch das hiesige Bisthum ist eins der ältesten in Polen und schon im 10. Jahrh. gegründet worden.

Plomb, gewöhnlich Plombe, d. i. Blei, nennt man ein Bleisiegel, welches durch einen Zollbeamten an gewisse Gegenstände gehängt wird. Gewisse Gegenstände nämlich sind in den verschiedenen Staaten beim Eingange mit einem Zolle belegt, welcher für deren Verbrauch zu erlegen ist. Sobald nun dergleichen Gegenstände in einem solchen Staate nicht verbraucht werden, sondern nur durch denselben in einen andern befördert werden sollen, wird dies an der Grenze angezeigt und dafür meist ein geringer Zollsatz, Transitozoll, auch gar nichts bezahlt. In Folge dieser Erklärung aber werden die Gegenstände mit Bindfaden auf eine eigenthümliche Weise eingeschnürt, welche unmöglich macht, ohne Beschädigung des Bandes Etwas davon zu nehmen. Die Enden des Bindfadens werden dann durch einen durchlöcherten Schieber von weichem Blei, die Plombe, gezogen und dieses mit einer Siegelzange zusammengedrückt. Auch an andern Stellen des Packets werden solche Plomben angelegt und dann nennt man den Gegenstand plombirt. Man muß die Plombirung wohl bewahren, da sie an der entgegengesetzten Grenze wieder untersucht und durch einen Zollbedienten abgenommen werden muß, wo dann die etwa vorgekommene Beschädigung hart geahndet wird. In den meisten Staaten wird beim Plombiren der Waaren der volle Zollsatz deponirt und bei Abnahme der Plombe in unbeschädigtem Zustande wieder erstattet, und dabei der Transitozoll abgezogen. Auch Reisende lassen, um der Visitation ihres Gepäcks zu entgehen, dasselbe öfters plombiren. — Plombiren nennt man aber auch das Auslegen eines hohlen Zahnes mit einem dünnen Metallplättchen, meist Gold, Silber oder Platina, um dadurch den freiliegenden Nerv zu schützen und den Zahnschmerz zu verhindern. Statt des Plombirens wendet man auch einen Zahnkitt an, welcher im Zahn verhärtet. Das Plombiren ist aber nur ein Palliativmittel, denn die Höhlung des Zahnes wird mit der Zeit immer größer

und dann wird die Plombe lose und fällt heraus. Vor dem Plombiren brennt man auch wol die Höhlung des Zahnes mit einem glühenden Drahte aus und tödtet so den Nerv, dann ist aber auch das Plombiren, streng genommen, nicht mehr nöthig.

Plombières, eine kleine Stadt von 1500 E. im franz. Departement der Vogesen, in der Nähe der Badeorte Luxeuil und Bains, ist vorzüglich wegen seiner Mineralquellen berühmt, von denen die eine 70, die meisten zwischen 50 und 40° R. besitzen. Sie gehören sämmtlich mit Ausnahme einer Stahlquelle zu den salinisch-alkalischen Mineralwässern mit sehr wenig festen Bestandtheilen, aber starker, durchdringender Wirkung. Man benutzt sie meist gleichzeitig zu Bädern und als Getränk, vorzüglich bei allgemeiner Schwäche des Hautorgans, die sich in chronischen Hautausschlägen zeigt, gegen Skrofelkrankheit, chronische, gichtische und rheumatische Leiden, chronische Nervenübel und Unterleibskrankheiten. Auch gibt es Vorrichtungen zu Gas- und Douchebädern. Sonst sind die Badeanstalten, obgleich die Quellen schon über ein Jahrtausend benutzt werden, noch in sehr unvollkommenem Zustande. Beide Geschlechter baden gemeinsam in großen Bassins zu 40—60 Personen. Vgl. Demangeon, „Plombières, ses eaux et leur usage" (Par. 1835).

Plön, eine Stadt im Herzogthume Holstein, liegt in einer höchst romantischen Gegend zwischen dem großen und kleinen Plönersee und hat 2600 E., die auch einigen Handel treiben, ein Schloß und eine gelehrte Schule. P. kommt schon in der Slawenzeit vor, war bereits im 11. Jahrh. ein befestigter Ort und hatte als solcher bis in die späteste Zeit des Mittelalters viel zu leiden. Im J. 1564 kam es an den Herzog Johann den Jüngern von Holstein-Sonderburg und bei seinem Tode im J. 1622 wurde es die Residenz der herzoglichen Linie Holstein-Plön, die mit dem Herzoge Friedrich Karl im J. 1761 im Mannsstamme erlosch.

Plongirbad, s. Sturzbad.

Plongirschuß, s. Depressionsschuß.

Plotin, der bedeutendste unter den Neuplatonikern, war zu Lykopolis in Ägypten im J. 205 n. Chr. geboren und studirte die Philosophie in Alexandrien, wie man sagt unter Ammonius Sakkas. Er wollte dem vom Kaiser Gordianus beschlossenen Feldzuge nach dem Orient beiwohnen, um hier oriental. Weisheit kennen zu lernen, und begab sich, als dieser Feldzug unglücklich ablief, über Antiochien nach Rom, wo er in seinem 40. Jahre als Lehrer der Philosophie auftrat. In der Zurückgezogenheit starb er in Campanien im J. 270 n. Chr. Sein Leben beschrieb sein Schüler Porphyrius (s. d.), der auch seine Schriften in sechs Enneaden ordnete. Sie bestehen aus zerstreuten speculativen Abhandlungen, die P. bei gelegentlichen Veranlassungen schrieb. Eine lat. Übersetzung derselben besorgte Marsilius Ficinus (s. d.), die Lorenzo de' Medici (Ven. 1492; wieder abgedruckt 1540 und Bas. 1559, Fol.) drucken ließ. Im Original mit lat. Übersetzung erschienen sie zu Basel (1580, Fol.); die vollständigste und beste Ausgabe ist die von Creuzer (3 Bde., Oxf. 1835, 4.); eine deutsche Übersetzung lieferte Engelhardt (Erlang. 1820). Seine Schrift „De pulchritudine" gab Creuzer (Heidelb. 1814) heraus. Zur nähern Bezeichnung seines Systems gehört außer den in dem Art. Neuplatoniker (s. d.) erwähnten Grundgedanken vorzüglich seine Bestimmung des Verhältnisses der Sinnenwelt zur Ideenwelt. Die letztere erklärte er für das Gesammtproduct alles Dessen, was das überfließende Eine mittels der Weltseele in sich und durch sich hervorbringt. Das Gegenbild der Intellectualwelt, welche P. mit der ganzen Farbenpracht einer oriental. Phantasie beschreibt, ist die Sinnenwelt. Sie beruht auf einer Sonderung zwischen Form und Materie, die von dem immanenten Fortschritt der Weltseele unzertrennbar ist. Die Weltseele erzeugt sich in ihrer Evolution einen Raum und somit eine Körperwelt; die Materie ist die Grenze des Fortschritts, gleichsam das Erlöschen des ausstrahlenden Urlichtes, wie der Schatten die Grenze des Lichtes ist. Die Materie, die Sinnenwelt ist daher, obwol getragen und in abgestuften Graden durchleuchtet von der Intellectualwelt, der Sitz des Unvollkommenen und Bösen; der Weg der Rückkehr in das Eine ist Befreiung von der Sinnlichkeit, Reinigung der Seele von Allem, was an dem Stoffe klebt; damit jene stille Berührung des Einen in unmittelbarer Anschauung möglich werde, welche die allem Denken und Reflectiren vorausgehende Bedingung des richtigen Phi-

losophirens sei; mit welcher Bestimmung das System des P. in seinen Anfangspunkt zurückkehrt.

Plummer (Andrews), Professor der Medicin und Chemie und praktischer Arzt in Edinburg, machte sich im vorigen Jahrhundert besonders dadurch bekannt, daß er die Aufmerksamkeit der Ärzte auf die große Wirksamkeit der Mischung von Kalomel (s. d.) und Goldschwefel (sulphur Antimonii auratum) in Pillen- oder Pulverform lenkte, und noch gegenwärtig nennt man dergleichen Mischungen Plummer'sche Pillen und Pulver.

Plunkett (Will. Conyngham Plunkett, Baron), brit. Staatsmann, geb. 1765 in der irländ. Grafschaft Fermanagh, ist der Sohn eines presbyterianischen Predigers, dessen Witwe ihren Söhnen trotz dürftiger Verhältnisse eine gelehrte Erziehung gab. Als er die Universität zu Dublin besuchte, folgten ihm Mutter und Schwestern, um hier die Existenz der Familie durch einen kleinen Theehandel zu fristen. Nachdem er 1787 die Laufbahn als Sachwalter betreten, wußte er sich durch beharrliche Anstrengungen Praxis und Ansehen zu verschaffen. Im J. 1797 wurde er Mitglied des irischen Parlaments, in welchem er sich entschieden gegen die Union erklärte. Um seine Opposition zu brechen, machte ihn die Regierung 1801 zum Kronanwalt. In dieser Eigenschaft befand er sich 1803 unter den öffentlichen Anklägern des edlen Jünglings, Robert Emmet, der als Hochverräther verurtheilt wurde. Die Härte, womit er denselben behandelte und dessen patriotische Gesinnung verdammte, brachte ihn mit Recht um die Achtung seiner Landsleute. Wiewol er für einen Parteigänger der Tories galt, blieb er doch, als 1806 die Whigs ans Ruder traten, im Amte. Erst 1807 schied er aus und wendete sich nun wieder mit großem Eifer dem Sachwalterberufe zu, in welchem er namentlich als gewandter Gerichtsredner glänzte. Noch mehr erhielt er Gelegenheit, sein Talent zu entfalten, als ihn seit 1812 die Universität zu Dublin ins Unterhaus sendete. Wiewol er nie einen begeisterten Patriotismus an den Tag legte, erhob er doch oft zu Gunsten Irlands seine Stimme; namentlich vertheidigte er die Katholikenemancipation. Seine Ergebenheit für Castlereagh setzte ihn jedoch in der öffentlichen Meinung sehr herab, zumal da er 1818 die große Blutscene des Ministers zu Manchester vertheidigte. Die Regierung ernannte ihn dafür 1821 abermals zum Kronanwalt für Irland, erhob ihn zum Pair und gewährte ihm und seiner Familie außerdem mancherlei Vortheile. Als ein gewandter Charakter, der allen Parteien zu dienen weiß, übernahm er 1830 aus Grey's Händen das Amt eines Kanzlers von Irland und wurde hiermit einer der glücklichsten Vertreter der Whigpolitik im Oberhause. Vorzüglich erwarb er sich im Oct. 1831 großen Ruhm durch eine Rede, in welcher er mit ebensoviel Sachkenntniß wie Klarheit die Parlamentsreform vertheidigte. Mit dem Rücktritte der Whigs im Dec. 1834 mußte er sein Amt an Sir Edward Sudgen abtreten. Als jedoch im Apr. 1835 die Whigs unter Melbourne wieder zur Regierung gelangten, erhielt auch P. seine Stelle als Kanzler von Irland zurück, die er nun bis zur Auflösung des Ministeriums im Aug. 1841 behielt.

Plus, d. h. mehr, bezeichnet durch ein +, bedeutet in der Mathematik das Addiren der Größe, welche nachfolgt, zu der vorhergehenden. A + B heißt demnach so viel als B zu A hinzugefügt. In der Lehre von den Entgegengesetzten Größen (s. d.) bezeichnet das Pluszeichen die positiven Größen.

Plüsch ist der Name eines Gewebes, welches technisch mit dem Sammet (s. d.) übereinkommt und nur durch größere Länge des Haars von diesem und dem in der Mitte stehenden Velpel sich unterscheidet. Ursprünglich gibt es nur seidenen Plüsch. Neuerdings pflegt man jedoch die nicht ganz kurz geschorenen Baumwollsammete und Velveteens, besonders zu Westen- und Meublesstoffen, ebenfalls mit dem Namen Plüsch zu belegen.

Plusquamperfectum, s. Präteritum.

Plutarch, ein überaus belesener und fruchtbarer griech. Schriftsteller der spätern Zeit, geb. um 50 n. Chr. zu Chäronea in Böotien, trat anfangs in Rom als Lehrer der Philosophie auf, bekleidete dann unter Trajan und Hadrian, seinem Schüler, mehre bürgerliche Ehrenstellen und starb um 120 oder 130 n. Chr. als Archon und Priester des Apollon in seinem Vaterlande. Von seinen philosophischen und historischen Schriften und Abhandlungen, deren Zahl sich auf 300 belaufen haben soll, besitzen wir noch 125 mit Einschluß der unechten. In den erstern, die gewöhnlich mit dem Namen „Ethica" oder „Moralia" be-

zeichnet werden, erläutert er die Platonischen Lehren, jedoch nicht immer im echten Geiste des großen Philosophen, oder bekämpft die Grundsätze der Stoiker und Epikureer, oder verbreitet sich in gemeinfaßlicher Weise über praktische Gegenstände, wie über Kindererziehung. Ausgezeichneter jedoch und für die Geschichte des Alterthums sehr wichtig sind seine historischen Schriften, vorzüglich seine 44 „Biographien" oder „Parallelen" berühmter Griechen und Römer. (S. Lebensbeschreibung und Parallel.) Seine Behandlungsweise ist im Allgemeinen leicht, oft bis zum Oberflächlichen und Nachlässigen, und ebenso trägt sein Stil ganz die Gebrechen seines Zeitalters, indem er bei großer Ungleichheit und theilweiser Dunkelheit mit Sentenzen früherer Philosophen und Dichter reich ausgeschmückt, oft überladen ist, ohne ihre Eleganz zu erreichen. Letzterer Umstand hat freilich wieder den Vortheil, daß dadurch uns viele Bruchstücke von untergegangenen Werken erhalten worden sind. In seinen philosophischen Schriften zeigt er überall eine lebendige Beobachtung und weiß durch große Belesenheit seinem Gegenstande Reiz und Annehmlichkeit zu verschaffen, obwol bei seinen eigenen philosophischen Ansichten der Einfluß ägypt. Lehren und Mythen unverkennbar ist. Unter den Gesammtausgaben sind nach der von Henr. Stephanus (13 Bde., Par. 1572) die von Reiske (12 Bde., Lpz. 1774—82) und Hutten (14 Bde., Tüb. 1791—1805) die wichtigsten. Die „Moralia" wurden bearbeitet von Xylander (Bas. 1574, Fol.) und von Dan. Wyttenbach (6 Bde., Orf. 1795—1800, 4.; auch 12 Bde., 8.; abgedruckt Lpz. 1796 fg.), wozu später „Animadversiones in Plutarchi Moralia" (2 Bde. in 3 Thln., Orf. 1810—21; verbesserter Abdruck von Schäfer, 2 Bde., Lpz. 1821) und ein „Index graecitatis" (2 Bde., Orf. 1830; abgedruckt Lpz. 1835) kamen. Die neueste Textrecension mit lat. Übersetzung gab Dübner (2 Bde., Par. 1839—42) und eine große kritische Ausgabe wird von A. W. Winckelmann vorbereitet. Die historischen Schriften oder „Vitae" fanden Bearbeiter an Bryan und Moses de Soul (5 Bde., Lond. 1723—29, 4.), an Korais (6 Bde., Par. 1809—15), an Schäfer (6 Bde., Lpz. 1825—30) und an Sintenis (Bd. 1—3, Lpz. 1839—43). Von den Ausgaben einzelner philosophischer Schriften erwähnen wir die der Schrift „De placitis philosophorum" von Beck (Lpz. 1787), „De sera numinis vindicta" von Wyttenbach (Leyd. 1772), der „Consolatio ad Apollonium" von Usteri (Zür. 1830) und des „Eroticus" von Winckelmann (Zür. 1836), und von den vorzüglichsten Ausgaben einzelner Lebensbeschreibungen die des „Philopömen, der beiden Gracchen und des Brutus" von Bredow (3. Ausg., Altona 1821), des „Alexander und Cäsar" von Schmieder (Halle 1804), des „Timoleon, der Gracchen und des Brutus" von Fabrici (Lpz. 1812), des „Philopömen, Flaminius und Pyrrhus" von Bähr (Lpz. 1826), des „Alcibiades" von Demselben (Heidelb. 1822), des „Am. Paulus und Timoleon" von Held (Sulzb. 1832), des „Themistokles" von Sintenis (Lpz. 1829 und 1832) und von Gottschick (Berl. 1845), des „Brutus" von Vögelin (Zür. 1833), des „Perikles" von Sintenis (Lpz. 1835), des „Agis und Kleomenes" von Schömann (Greifsw. 1839), des „Phocion" von Kraner (Lpz. 1840), des „Solon" von Westermann (Braunschw. 1841) und des „Cimon" von Ekker (Utr. 1844). Sämmtliche moralische Schriften sind von Kaltwasser (9 Bde., Frankf. 1783—1800) und von Bähr (Stuttg. 1828 fg.), die Lebensbeschreibungen von Schirach (8 Bde., Berl. 1776—80), Kaltwasser (10 Bde., Magdeb. 1799—1806) und Klaiber (Stuttg. 1827 fg.) übersetzt worden. Vgl. Heeren, „De fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi" (Gött. 1820) und K. F. Hermann, „De fontibus vitarum Plutarchearum" (Marb. 1836). Übrigens sind nach dem Muster dieser Biographien in neuerer Zeit in vielen Ländern, namentlich in Frankreich, England und Deutschland, Sammlungen vaterländischer Biographien unter dem Titel „Plutarch" erschienen, und bekannt ist besonders der „Deutsche Plutarch" von Niemeyer. — Mit jenem P. ist nicht zu verwechseln ein späterer Philosoph Plutarch aus Athen, der gegen Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. lebte und in seiner Vaterstadt den Neuplatonismus ganz im schwärmerischen Geiste des Jamblichus mit solchem Beifall lehrte, daß er selbst der Große und seine Schüler „Plutarchische Weise" genannt wurden.

Pluto, anfangs blos ein Beiname des Hades als Reichthumgeber, war des Kronos und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder des Zeus und Poseidon, Gemahl der Persephone, welchem bei der Theilung des Reichs unter die drei Brüder die nebelvolle Unterwelt

zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thronte er als Herrscher über die Verstorbenen und hieß daher auch der unterirdische Zeus. So weit unter seiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben war, lag der Tartaros, der mit eisernen Thoren verschlossen war. Er war mächtig und schrecklich und durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erweichen. Er fuhr auf einem Wagen von vier schwarzen Rossen gezogen, die er mit goldenem Zügel lenkte. Sein Helm machte unsichtbar, daher sein Name Aides oder Hades, der bei Homer stets nur Personenname ist. Seine Wohnung ist bei Homer nicht ganz bestimmt unter der Erdoberfläche angegeben. Odysseus segelte von Aa mit dem Boreaswinde einen ganzen Tag, schiffte durch den Okeanos und landete bei dem hohen Felsen und dem Haine der Gemahlin P.'s, Persephone (s. Proserpina), wo im ewigen Dunkel die Kimmerier wohnten. Bei diesen angelangt, kam er zu dem nächtlichen Dunkel, des Hades Behausung, wo die Todten wohnten. Nach Hesiod führt am ewig umnachteten Westrande der nördlichen Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdscheibe zu den Todten hinab, eine andere in den Tartaros; doch kommen bei ihm unter letzterm Namen auch beide unterirdische Abgründe vor. Homer und die ihm zunächst folgenden Dichter nahmen innerhalb der Erdscheibe des Hades Reich an, worin die Todten, gute und böse, wie hier die Lebenden, durcheinander schwebten. Als sodann die Annahme, daß die Erde eine schwebende Kugel sei, den uralten Tartaros verdrängte und der Glaube an Vergeltung nach dem Tode sich ausbreitete, sonderte man auch das Todtenreich, das nun in die Mitte der Kugel verlegt wurde, in Elysium und Tartaros. Diese Veränderungen hatten auch auf die Vorstellung von dem Herrscher der Unterwelt Einfluß. Er gewann nicht nur an äußerer Macht und Herrlichkeit, auch die Idee von ihm gestaltete sich anders; er wurde nun der Wohlthätige, der die Schlüssel der Erde in seiner Hand hatte und das Jahr mit Früchten segnete; denn aus der nächtlichen Tiefe kommt aller Reichthum und alle Fülle. Kein Wunder daher, wenn die Spätern den Hades, ihn mit Plutos (s. d.) vermischend, Pluto nannten und über die in den Eingeweiden der Erde verborgenen Schätze gebieten ließen. Er kämpfte mit seinen Brüdern gegen die Titanen und erhielt von den Cyklopen, die er befreit hatte, den unsichtbar machenden Helm, den er dem Hermes im Gigantenkriege, dem Perseus gegen die Gorgonen lieh und der nachher auf Meriones kam. Die Erinnyen und Charon dienten ihm. Er richtete über jede bekannte und verborgene That, und ihm waren die drei Richter Aakos, Minos und Rhadamanthos untergeordnet. Sein Dienst war unter den Griechen und Römern weit verbreitet. Heilig waren ihm Cypressen, Buchsbaum, Narcissen und die Pflanze Adianthum (Frauenhaar); geopfert wurden ihm Stiere und Ziegen in dem Schatten der Nacht, und seine Priester waren mit Cypressen bekränzt. Die Kunst hat ihn ähnlich seinen Brüdern, Zeus und Poseidon, dargestellt, nur hängen die Haare in die Stirn herein; außerdem hat er nicht den Charakter heiterer, sondern düsterer Majestät. Auch unterscheidet er sich von ihnen durch stärkere Bekleidung, ausgenommen wenn er als Entführer der Persephone in rascher Thätigkeit erscheint; dann ist er bis auf die Hüften nackt. Neben ihm thront, mit entsprechendem Charakter, Persephone. Seine gewöhnlichen Attribute sind der Cerberos und der Schlüssel. Indeß finden sich Darstellungen von ihm nicht häufig, da das Alterthum durch Scenen aus andern Mythenkreisen heitere Vorstellungen vom jenseitigen Leben zu erwecken vorzog.

Plutos, der Gott des Reichthums, war eine bloße Allegorie. Er heißt Sohn des Jasion und der Demeter, der, wie Hesiod sagt, auf dreimal geackertem Brachfeld in Kretas fruchtbarem Eiland gezeugt sein soll. Hieraus geht hervor, daß der Sinn der Allegorie kein anderer ist, als: aus Ackerbau entsteht Reichthum. Die spätere Sage stellt ihn blind dar. Zeus soll ihn geblendet haben, damit er ohne Unterschied an Gute und Böse seine Gaben austheile. Wie es scheint, wurde er gewöhnlich als Knabe mit dem Füllhorn dargestellt.

Pluviāle heißt das große Meßgewand der katholischen Geistlichen, welches den ganzen Leib umschließt und vorn mit zwei Haken befestigt wird.

Pluvius, der Regengeber, im Griechischen Ombrios, ist ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, Seestadt und Festung in der engl. Grafschaft Devon, zwischen dem Plym und Tamar, da, wo beide sich in eine von hohen Kalkfelsen umgebene Bai des brit. Kanals ergießen, bildet nebst Stonehouse und Plymouth-Dock, das seit 1824 Devonport heißt, zusammen Eine Stadt. Die eigentliche Stadt, mit mehr als 40000 E., ist eng und

unregelmäßig gebaut. Stonehouse, ein schönes Dorf, enthält die Casernen für 6000 Seesoldaten. Devonport, mit fast 40000 E., einem königlichen Seehospital und nicht unbedeutendem Handel, entstand erst seit 1760, übertrifft aber gegenwärtig P. weit an Zierlichkeit der Häuser und Straßen. P. ist vor Allem wichtig als Kriegshafen, in welchem fortwährend ein Theil der engl. Kriegsflotte liegt, und durch die damit verbundenen ungeheuern Anstalten zum Bau und zur Ausrüstung der Schiffe, wie Docks, Werfte, Schmieden, Maschinenbauanstalten, Seilereien, Magazine und Arsenäle. Die Stadt mit allen diesen Anstalten wird durch verschiedene starke Festungswerke vertheidigt. Sie hat zwei Häfen, Catwater und Hamoaze, in denen fortwährend gegen 4000 Menschen mit dem Bau von Kriegsschiffen beschäftigt sind. Der Fabrik- und Handelsverkehr ist verhältnißmäßig nicht bedeutend. Vor dem Eingange in die Bai, an welcher P. liegt, befindet sich die Klippe Eddystone mit dem durch die Kühnheit seines Baus berühmten, 80 F. hohen Leuchtthurm. Noch berühmter als dieser ist aber der Riesenbau des Break-water, d. h. Wasser-, Wellenbrecher. Er besteht in einem quer vor dem Eingange der Bai, mitten in der See angelegten Steindamme, der bei einer Länge von 4600 F. und einer durchschnittlichen Höhe von 60 F. am Grunde 300 F. und oben 36 F. breit ist, zwei Leuchtthürme trägt und dessen Erbauung gegen 8 Mill. Thlr. gekostet hat. Durch ihn wird die Bai gegen alle Stürme gesichert.

Pneumatik heißt derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewichte, dem Drucke und der Elasticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen, z. B. von der Bewegung luftförmiger Stoffe in Gefäßen und Röhren, handelt. Auch gebraucht man Pneumatik gleichbedeutend mit Pneumatologie (s. d.).

Pneumatiker, s. Messalianer.

Pneumatiker nennt man die Anhänger einer medicinischen Schule, welche im 1. Jahrh. n. Chr. entstand. Schon Platon nahm ein luftartiges, halb körperliches, halb geistiges Wesen (pneuma) an, welches die von ihm für leer gehaltenen Eingeweide erfülle; Aristoteles, die Stoiker, Erasistratus und seine Nachfolger bildeten diese Lehre weiter aus und schrieben diesem Wesen einen bedeutenden Einfluß auf die Verrichtungen des thierischen Körpers, also auch auf Gesundheit und Krankheit zu. Am strengsten hielt sich Athenäus aus Attalia in Cilicien an diese Grundsätze und wird daher als Stifter der pneumatischen Schule bezeichnet, während Agathinus von Sparta, Archigenes (s. d.), Aretäus (s. d.) u. A. zwar als derselben angehörig betrachtet werden können, sich aber immer mehr oder weniger von den Grundsätzen des Athenäus entfernten und ebenso gut den Namen Eklektiker verdienen. Einen heftigen Gegner fand diese Schule in Galenus. Vgl. Osterhausen, „Historia sectae medicorum pneumaticorum" (Alt. 1792).

Pneumatisch-chemischer Apparat wird die Vorrichtung genannt, um luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen und ihre Eigenschaften untersuchen zu können. Zur Absperrung der atmosphärischen Luft von der zu untersuchenden Luft bedient man sich des Wassers, und bei Luftarten, die sich mit dem Wasser vermischen, des Queckſilbers.

Pneumatologie heißt überhaupt Lehre von dem Geiste (pneuma). Das Wort ist häufig in derselben Bedeutung wie Dämonologie gebraucht worden, besonders wo man meinte, daß man durch die Herrschaft über die Geister übernatürliche Wirkungen hervorbringen könne. (S. Magie.) In der theologischen Dogmatik bezeichnete man damit die Lehre von den Engeln (Angelologie); in der ältern Metaphysik, z. B. der Wolf'schen Schule, wurde es oft gleichbedeutend mit Psychologie gebraucht.

Pneumatomachiten, s. Heiliger Geist.

Pnyx hieß ein kreisförmiger, zum Theil in Fels gehauener öffentlicher Platz in Athen, welcher auf einem später mit Bildsäulen verzierten Hügel westlich vom Areopag lag und dessen offene Seite nach der Stadt zu gekehrt war. Hier fanden regelmäßig die Versammlungen und Berathungen des Volks statt, bevor man das Theater des Dionysus für diesen Zweck benutzte. Noch jetzt findet man an dieser Stelle die Überreste eines amphitheatralischen Gebäudes, an dessen geradliniger Rückseite ein in Fels gebildeter Suggest sich befindet. Eine nähere Beschreibung geben Leake und Forchhammer in ihren topographischen Schriften über Athen (s. d.).

Po, bei den Alten Eridanus, auch Padus, der größte Fluß in Italien, entspringt in

Piemont an dem zu den cottischen Alpen gehörigen Berge Viso aus einer Quelle, welche Visenda heißt, in einer Höhe von 6000 F., bei dem Dorfe Pian del Re, an der franz. Grenze. Er fließt von Westen nach Osten, durchströmt Piemont, bildet von Pavia an mit kurzer Unterbrechung die südliche Grenze des lombard.-venetian. Königreichs gegen die sardin. Staaten, Parma, Modena und den Kirchenstaat, und ergießt sich, nach einem Laufe von 70 M., in vier Hauptmündungen in den venetian. Meerbusen. Er ist im Verhältniß zu seinem kurzen Laufe sehr wasserreich, wird schon oberhalb Turin schiffbar und fließt meist sehr schnell. Die beträchtlichsten Nebenflüsse desselben sind links die Dora, Sesia, der Tessino, die Olona, die Adda, der Oglio und Mincio und rechts der Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebbia, Taro, Enza, Crostolo, Secchia, der Panaro und Reno, und die vorzüglichsten Städte, die er berührt, Turin, Casale, Piacenza, Cremona und Guastalla. Er ist für Oberitalien als Haupthandelsstraße sehr wichtig; in seinem Unterlaufe richtet er trotz der ihn einengenden kostbaren Dämme durch Überschwemmungen großen Schaden an. Der Kanal Gran Naviglio verbindet ihn in gerader Linie mit dem Tessinofluß.

Pöas, der Sohn des Thaumakos, Gemahl der Methone und Vater des Philoktetes, ein Argonaut, tödtete mit einem Pfeile den Talos auf Kreta. Auch von ihm erzählt man, daß er des Herakles Scheiterhaufen angezündet und dafür dessen Pfeile erhalten habe.

Pochwerke nennt man im Berg- und Hüttenwesen diejenigen Anlagen, in welchen die Erze, nachdem sie gewaschen und geröstet worden sind, zerkleinert werden, um sie mehr aufzuschließen und die taube Gangart davon zu trennen. Die Pochwerke sind wie die Stampfmühlen gebaut. In den Kesseln oder Kufen, welche meist von Eisen oder starkem Quarz sind, befindet sich das Erz und wird dort durch schwer auffallende Stampfen, welche durch eine Daumenwelle abwechselnd gehoben werden, in kleine Stücken, selbst in Staub zerpocht. Ist es nur auf die Zerkleinerung abgesehen, so ist das Werk ein Trockenpochwerk. Bei den meisten aber wird das Pochmehl aus den Setz- und Waschherden zugleich gewaschen. Durch das dabei angewendete Wasser werden die im Wasser auflöslichen Bestandtheile der Gangart fortgeschwemmt, die unauflöslichen aber, je nach ihrer specifischen Schwere, mittelbar also je nach ihrem Metallgehalte, auf den Setzherden sortirt, indem die leichte Gangart sich am längsten im Wasser schwebend erhält, die metallreichsten Theile also zuerst sich absetzen.

Pöcile oder **Poikile**, nämlich **Stoa**, vom griech. ποικίλος, d. h. bunt, nannten die Griechen eine auf Säulen ruhende und mit Gemälden verzierte Halle, durch welche ein gewölbter oder mit Tafelwerk bedeckter Gang, eine Galerie, führte, wo die Gemälde aufgestellt waren. Dergleichen Hallen rechnete man zu den größten Zierden der Städte. Berühmt war besonders die prachtvolle **Pöcile Stoa** in Athen, am Marktplatze, im Westen der Akropolis, welche am Eingange mit der Bildsäule des Solon und im Innern mit den Bildnissen großer Männer, wie des Hercules, Theseus, Sophokles, und den Gemälden wichtiger Begebenheiten, wie der Zerstörung Trojas, der Amazonenschlacht, der Schlacht bei Marathon, geschmückt war. Vor Allem zeichneten sich hier die Wandgemälde des **Polygnotus** (s. d.) aus. Auch lehrte in dieser Stoa der Philosoph **Zeno** (s. d.), der deshalb der Stoiker und seine Schule die stoische genannt wurde.

Pockels (Karl Friedr.), dessen Schriften theils wegen der schönen Darstellung, theils wegen der darin enthaltenen feinen und wahren psychologischen Beobachtungen bleibenden Werth haben, wurde am 15. Nov. 1757 zu Wörmlitz bei Halle geboren. Seine Bildungszeit fiel in die Zeit der Erweckung des deutschen Sprachstudiums und der Entstehung der philanthropischen Schule. Das Erstere hatte Einfluß auf seine geistige Entwickelung, das Andere auf seine Lebensbestimmung. Als er in Halle Theologie zu studiren begann, war schon die Gelehrsamkeit mit dem Leben in nähere Verbindung getreten; man lernte und forschte, nicht blos um zu wissen, sondern um das Wissen aufs Leben anzuwenden. P. folgte dieser Richtung, und die alte und neue Literatur wurden seine Führerinnen zu philosophischen Untersuchungen, welche er in dichterische Form kleidete. Im J. 1780 erwählte ihn der Herzog von Braunschweig zum Erzieher zweier seiner jüngern Prinzen. Im J. 1800 wurde er Hofrath und Kanonikus in Braunschweig. Eine Anstellung, welche Joh. von Müller ihm im Königreich Westfalen anbot, schlug er aus. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunschweig zurückgekehrt war, übertrug ihm der Herzog die Censur; doch schon am 28.

Oct. 1814 endigte ein Schlagfluß sein Leben. Als die vorzüglichsten seiner Schriften führen wir an „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts" (7 Bde., Hannov. 1797—1802; neue Aufl., 5 Bde., 1806); „Der Mann, ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts" (4 Bde., Hannov. 1805—8); „Über Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang" (3 Bde., Hannov. 1813—16), und „Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, ein biographisches Gemälde" (Tüb. 1809).

Pocken, s. Blattern.

Pococke (Edward), Orientalist, geb. am 8. Mai 1604 zu Oxford, wo er auch seine Studien machte, benutzte als Kaplan der engl. Factorei in Aleppo diese Gelegenheit, das Arabische gründlich zu erlernen, und wurde sodann 1636 Professor der oriental. Sprachen in Oxford. Im J. 1640 durch den Bürgerkrieg aus Oxford vertrieben, lebte er in der Zurückgezogenheit, bis er 1647 dahin zurückkehrte, wo ihm 1648 die Professur der hebr. Sprache übertragen wurde. Seiner royalistischen Gesinnungen wegen hatte er Vieles zu erdulden. Er starb am 10. Sept. 1691. Unter seinen Arbeiten erwähnen wir die nach einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek herausgegebene syr. Übersetzung der Episteln des Petrus, Johannes und Judas (Leyd. 1630), das „Specimen historiae Arabum" (Oxf. 1649; neue Ausg., Oxf. 1806), „Porta Mosis" (Oxf. 1655), „Carmen Abu Ismaëlis Tograi" und „Gregorii Abul Farajii historia Dynastarum". Auch hatte er bedeutenden Antheil an der Walton'schen Polyglotte. — Richard P., ein Verwandter des Vorigen, geb. 1704, gest. als Bischof zu Meath 1765, bereiste 1737—41 Griechenland und den Orient. Seine „Description of the East and some other countries" (2 Bde., Lond. 1743—45, Fol.) steht noch in hohem Werthe.

Podagra, d. h. Fußgicht, ist die häufigste Form der Gicht (s. d.), mit der sie in Hinsicht auf Ursachen und allgemeinen Verlauf übereinstimmt. Nachdem gewöhnlich Verdauungsstörungen, Nervenverstimmungen, in manchen Fällen auch unangenehme Gefühle im Fuße vorausgegangen sind, tritt plötzlich, gewöhnlich des Nachts, ein lebhafter, nagender, reißender Schmerz mit Geschwulst und Röthung meist im Ballen der großen Zehe des einen Fußes, selten beider Füße ein. Hierzu gesellt sich Fieber, welches Abends stärker wird, gegen Morgen aber unter Hervorbrechen von allgemeinem Schweiß und Milderung der Schmerzen nachläßt. In der Zeit von einer bis gegen drei Wochen vermindern sich das Fieber, die Schmerzen und die Geschwulst, die geröthete Haut schuppt sich ab und die Gesundheit kehrt in ihrem frühern Maße zurück. Nach einem Zwischenraum von einem, ja selbst zwei bis drei Jahren tritt ein neuer Anfall ein, der sich dann immer öfter, zwei-, selbst dreimal im Jahre, wiederholt und dabei länger andauert, bis endlich die regelmäßige Periodicität der Anfälle fast ganz verschwindet und das Übel, welches unterdeß auch andere Gelenke des Fußes ergriffen hat, sich als ausgebildete chronische Gicht mit Ablagerung von Gichtknoten darstellt. Durch zweckmäßige Behandlung, namentlich aber durch eine passend gewählte Diät kann viel zur Verminderung der Krankheit gethan, ja selbst ihre gänzliche Hebung bewirkt werden, wenn man jene zeitig genug in Anwendung zieht. Vgl. Johnson, „Über die Natur, Behandlung und Vorbauung der Gicht in allen ihren Formen" (deutsch von Bloch, Halberst. 1820). Der Dichter Balde (s. d.) schrieb ein „Solatium podagricorum" (Münch. 1661) und Pirkheimer (s. d.) eine „Apologia seu laus podagrae" (deutsch von Mayer, Nürnb. 1831).

Podalirios, der Sohn des Asklepios und der Epione oder Arsinoë, war Arzt wie sein Bruder Machaon (s. d.), mit dem er die Thessalier aus Trikka gegen Ilios führte. Auf seiner Rückkehr von da soll er nach Syros in Karien verschlagen worden sein und sich da niedergelassen haben.

Podestà heißt in Italien die erste obrigkeitliche Person einer Stadt und ist demnach gleichbedeutend mit Bürgermeister. In den ital. Republiken des Mittelalters war der Podestà häufig mit der höchsten Gewalt bekleidet.

Podgorze, ein handeltreibendes Städtchen in Galizien, im Kreise Bochnia, an dem rechten Ufer der Weichsel, Krakau gegenüber, mit etwa 2000 E., wurde während des poln. Aufstandes von 1846 häufig genannt. (S. Polen.)

Podiebrad und Kunstat (Georg Boczko von), der Sohn Herant's von Kunstat und

Podiebrad, eines angesehenen und vermöglichen böhm. Herrn der hussitischen Partei, war im J. 1420 geboren. Schon als Jüngling stürzte er sich mit allem Feuer seines kräftigen Geistes in die hussitischen Bewegungen; doch stand er nebst seiner Familie stets auf der gemäßigten Seite und gehörte zu den Ersten, welche die Annahme der Compactaten durchsetzten und sich gegen die beiden Prokope und die Taboriten erklärten. So kämpfte er denn auch in der Schlacht bei Lipan in dem ständischen Heere und gelobte, wenn auch mit Widerwillen, König Sigmund Gehorsam. Als er denn bald darauf dem Kaiser seine Eide gegen die böhm. Nation und Kirche brach, schenkte auch P. sogleich mit Ptaczek von Lipa und Alesch von Sternberg der Kaiserin Barbara Gehör und versprach beizuwirken, daß nach Sigmund's bald bevorstehendem Tode die Krone mit Barbara's Hand an König Wladislaw von Polen gebracht würde. Als trotzdem später die katholischen Herren mit den prager Städten und Kutenberg 1438 die Wahl Albrecht's von Östreich durchsetzten, schloß auch P. den utraquistischen Ständen in Tabor sich an und rief Kasimir von Polen zum böhm. Könige aus. Von Albrecht sogleich mit Krieg überzogen und so in die Enge getrieben, daß sie sich unter Lipa in das feste Tabor werfen mußten, rettete P. durch einen kühnen Überfall die Häupter der Utraquisten vom sichern Untergange; er entsetzte Tabor und zwang Albrecht, sich nach Prag zurückzuziehen. Von da an stand P.'s Ansehen unter den Utraquisten fest; nach Lipa war er der erste Mann dieser Partei. In Folge dessen ging er 1440 mit der Gesandtschaft nach Baiern, um dem Herzog Albrecht die böhm. Krone anzutragen, und befestigte 1442 das Ansehen der Kaiserin Barbara von neuem. Unter Lipa's Regentschaft wurde er Kreishauptmann in dem utraquistischen Königgrätz. Nach Lipa's Tode erlangte er 1444 die Statthalterschaft selbst. So die höchste Macht des Landes in seiner Hand haltend, ließ er schon dem Landtage in Pilgram im J. 1447 die Frage vorlegen, ob es für das Land nützlich sei, dem noch kindlichen Ladislaw die Krone aufzubewahren oder ob man nicht lieber jetzt gleich einen kräftigen Regenten wählen wolle, und nur durch den ganzen Einfluß Meinhardt's von Neuhaus wurde dieser Vorschlag abgelehnt. Desto fester zog aber nun P. die ganze utraquistische Partei in seine Plane. Im J. 1449 überrumpelte er plötzlich des Nachts die Hauptstadt, verdrängte alle katholischen Reichsbarone und Beamte und nahm sogar Meinhardt von Neuhaus gefangen. Der darüber ausgebrochene Krieg mit Ulrich von Neuhaus endete 1450 mit der Freilassung Meinhardt's, worauf P. den Markgrafen Friedrich von Meißen wegen seiner Theilnahme daran züchtigte, bis Altstadt Dresden vordrang und Gera eroberte. Endlich, im J. 1451, wurde er von dem ganzen Lande als Statthalter anerkannt. Er blieb es auch, als Ladislaw, mit Gewalt aus den Händen Kaiser Friedrich's befreit, die Regierung selbst übernahm. Als solcher setzte er es 1455 mit unbeugsamem Starrsinn durch, daß Ladislaw's Beilager in Prag gehalten werden sollte. Doch schon 1457 starb Ladislaw plötzlich an der Pest. P. behielt die Statthalterschaft noch bis Apr. 1458 und benutzte diese Zeit so trefflich, daß er von den versammelten Ständen einstimmig zum König ausgerufen und sogleich gekrönt wurde (am 7. Mai 1458). Von nun an entwickelte er die volle Macht seines Geistes. In kurzer Zeit war er in Mähren, Schlesien und der Lausitz anerkannt, ebenso vom Kaiser Friedrich und den deutschen Kurfürsten. So auf dem Throne gesichert, ging er nun auch daran, den Staat im Innern zu heben. Zuerst stellte er das so sehr verfallene Münzwesen wieder her; er richtete das Schul- und Kirchenwesen ein und sorgte für eine friedliche Beilegung der religiösen Streitigkeiten. Er verwies bei den immer sich wiederholenden Klagen der Katholischen im J. 1461 die Taboriten, die Pikarditen und andere Sekten des Landes und bat sogar den Papst um neue Bestätigung der Compactaten, weil man dies wünschte. Doch der Papst verweigerte das Verlangte und erklärte P. im Dec. 1463 öffentlich für einen Ketzer. Zwar gingen von allen benachbarten Fürsten Ermahnungsschreiben zur Mäßigkeit und zum Frieden nach Rom; allein statt aller Antwort that Pius II. P. in den Bann. Sehr bald verleitete der ränkekundige Legat Rudolf die Katholischen zur Empörung. P. bot alle Versöhnungsmittel auf; allein sie waren umsonst. Im Sept. 1466 brach sogar ein deutsches Kreuzheer in Böhmen ein, das indeß bei Riesenberg vernichtet wurde. Der Papst aber ließ den Bannstrahl wiederholen und bewog den König Mathias von Ungarn, in Mähren einzufallen. P. protestirte öffentlich an ein allgemeines Concil, rief die verjagten taboritischen Helden aus der Fremde wieder zurück und demüthigte seine empörten Unterthanen; er

schlug ein schles. Kreuzheer bei Münsterberg und Frankenstein und ein deutsches bei Neuern und erzwang, als auch Kaiser Friedrich ihn verrieth, einen vortheilhaften Waffenstillstand. Im folgenden Jahre rückte sein Sohn Victorin nach Östreich und verwüstete es; die nach Böhmen eingedrungenen Ungarn wurden bei Wilemow eingeschlossen und zum Waffenstillstand gezwungen. Trotz P.'s Großmuth verrieth ihn doch König Mathias schon im folgenden Jahre und ließ sich in Olmütz zum König von Böhmen und Markgrafen von Mähren krönen. Sogleich berief P. einen Landtag nach Prag und schlug den versammelten Ständen den Thronfolger in Polen zu seinem Nachfolger vor, während seine Söhne blos das Familienvermögen erben sollten. Nur mit Zögern, aber der Foderung des Königs weichend, nahmen die Stände den Vorschlag an. Sofort trat Polen auf P.'s Seite; auch Kaiser Friedrich erklärte sich wieder für ihn; selbst die katholischen Unterthanen söhnten sich mit ihm aus, sodaß die Ungarn ohne Schwierigkeit zum Frieden gezwungen wurden. Doch wenige Monate darauf ereilte den König der Tod, am 22. März 1471. Seine Söhne Victorin und Heinrich von Münsterberg traten in die Reihe der böhm. Herren zurück, leisteten aber ihrem Vaterlande in den folgenden stürmischen Tagen noch viele große Dienste.

Podium, eigentlich der hervorragende Austritt oder Erker eines Gebäudes, hieß im röm. Circus vorzugsweise die unterste Sitzreihe, die sich an den beiden langen und der kurzen Seite hinzog und zugleich den massiven Unterbau für die höher aufsteigenden übrigen Sitzreihen bildete. Das Podium hatte einen ziemlich breiten Raum zum Herumgehen, war der bessern Aussicht und der Sicherheit wegen in einer beträchtlichen Höhe errichtet, überdies mit einem eisernen Geländer versehen und diente zur Aufnahme der vornehmsten Personen, der Glieder der kaiserlichen Familie, der höchsten Magistrate und Priester; doch waren die Sitze hier nicht fest bestimmt, sondern die Bevorzugten mußten sich ihre Stühle dorthin bringen lassen. Andere verstehen unter Podium noch eine besondere kaiserliche Loge mit Fenstern und einer Thür, die nach Belieben geöffnet und geschlossen werden konnte. Jetzt bezeichnet man damit den vordersten Theil der Schaubühne, der durch den Vorhang abgeschnitten wird.

Podlachien oder Podlesien hieß eine mit zahlreichen Waldungen bedeckte, östlich von Warschau zwischen Mazowien (s. d.) und Lithauen gelegene, vom Bug durchströmte Wojewodschaft in Altpolen, deren Hauptorte Bielsk und Drohiczyn waren. Auch nach Errichtung des Königreichs Polen wurde eine Wojewodschaft Podlachien genannt, die Siedlce zum Hauptort hatte, die aber nur wenige Theile des ehemaligen P. umfaßte und 1844 aufgehoben wurde.

Podolien, ein Gouvernement des europ. Rußland von 931 □M., zu den Provinzen Westrußlands gehörig, begreift die frühere Wojewodschaft gleiches Namens, sowie einen Theil der frühern Wojewodschaft Braclaw, die bis zu den Theilungen Polens zu Kleinpolen gehört hatten, durch Katharina II. aber in den J. 1793 und 1795 dem russ. Reiche wieder einverleibt und 1796 in das gegenwärtige Gouvernement umgeschaffen wurden. P. grenzt an die Gouvernements Volhynien, Kiew und Cherson, an die Provinz Bessarabien und an das Königreich Galizien. Es hat ein sehr mildes Klima und gehört zu den gesegnetsten und fruchtbarsten Ländern Rußlands, wo überall eine sehr üppige Vegetation sich zeigt, wie dies namentlich vom Bog bis zum Dniestr, von Mohilew bis Kamenez der Fall ist. Auch ist es reich an romantischen, zum Theil felsigen Gegenden; grotesk ist die steile Bergreihe beim Dorfe Dumanow, die plötzlich 550 F. über das Niveau der Smotriza emporsteigt und schroff und malerisch zerrissen in die Ebene abfällt. Der Dniestr, der gegen Bessarabien die südliche Grenze der Provinz bildet, und der Bog sind die Hauptflüsse. Der erstere zeichnet sich durch gefährliche Strudel und Untiefen (Porogy) aus, und hier ist es, wo die bekannten Saporoger ihre Wohnsitze haben. Alle Getreide- und Obstarten gedeihen vortrefflich; der Weizen wächst mit unglaublicher Ergiebigkeit und ist der schwerste, den man kennt; er bildet den Hauptausfuhrartikel und schon im 15. Jahrh. wurden Griechenland und die Inseln des Archipelagus durch venet. Kaufleute mit Weizen aus P. versorgt. Buchweizen, Mais, Hirse, Flachs und Hanf, sowie Taback und Hopfen werden ebenfalls in großer Menge angebaut, und überall sieht man üppige Getreidefelder. An Wassermelonen (Arbusen), Weinstöcken und Maulbeerbäumen ist großer Reichthum, dagegen fehlt es an Waldungen. Die Vieh-

zucht wird durch die schönen Weideplätze begünstigt. Auch gibt es gute Gestüte. Handel, meist in den Händen der zahlreichen Juden, und Industrie sind nicht sehr erheblich. Unter den Einwohnern, deren Zahl 1843 sich auf 1,515745 belief, bilden die Kleinrussen, woraus die Bauern bestehen, die Mehrzahl; sonst gibt es viele Polen, denen vorzüglich der Adel angehört, Juden, Armenier und Griechen als Kaufleute und Handwerker, Deutsche und Moldauer als Colonisten, und Zigeuner. Großrussen bilden besonders den Beamtenstand. Auch haben sich hier viele von der Sekte der Roskolniki, besonders Philipponen, niedergelassen. Die Hauptstadt ist Kamenez (s. d.).

Poelemburg (Cornelius), genannt Brusco oder Satyro, ein Maler, geb. zu Utrecht 1586, war der Schüler Abr. Bloemaert's, und ging dann nach Rom, wo er Adam Elzheimer's Manier annahm. Er wählte zu seinen meist kleinen Darstellungen anmuthige Fernen mit Gebäuden verziert, aus der Gegend von Rom, und mit mythischen Figuren, Satyrn, Nymphen u. s. w., staffirt. Doch malte er auch einige biblische und andere historische Stücke. Weit entfernt von der Sorgfalt und Naivetät Elzheimer's, brachte er es doch, zum Theil durch den Glanz seiner Farben, zu einer gewissen decorativen Zierlichkeit. Ungeachtet seiner Incorrectheit wurden seine Gemälde in Rom und in Florenz, wo er sich längere Zeit aufhielt, gut bezahlt. Auch hat er einige gute Blätter geätzt, von denen aber Abdrücke sehr selten sind. Aus Liebe zu seinem Vaterlande kehrte er zurück und genoß daselbst der allgemeinen Achtung. König Karl I. berief ihn nach England; aber auch von da kehrte er bald in seine Heimat zurück, wo er 1660 starb.

Poesie oder Dichtkunst ist im eigentlichen Sinne die Kunst, welche das Schöne durch eine in sich geschlossene Reihe anschaulicher Gedanken in der Sprache individuell darstellt, und ein Gedicht eine das Schöne eigenthümlich darstellende, in entsprechenden Worten ausgedrückte Vorstellungsreihe. Das Schöne zeigt sich in der Poesie, wenn eine Idee die mannichfaltigen Vorstellungen gleichsam als gemeinschaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und diese in der Sprache so veranschaulicht und verkörpert erscheinen, daß dadurch in der Einbildungskraft des Hörenden oder Lesenden ein lebendiges Bild entsteht, welches von dem Gemüthe mit Lust betrachtet wird. Sonach ist auch die Poesie durch ihr Darstellungsmittel, den Gedanken, und ihr unmittelbares Organ, die Phantasie, die umfassendste und geistigste Kunst. Der Gedanke aber und sein Zeichen, das Wort, ist an die Form der Zeit gebunden und kann nur vorübergehend wahrgenommen werden. Die Werke der Dichtkunst sind unendlich mannichfaltig. So unterscheidet man z. B. in Beziehung auf die Art der Bildung, welche bei dem Dichter vorausgesetzt wird, Natur- und Kunstpoesie, welche letztere auch Idealpoesie genannt wird. (S. Naturdichter.) Am gewöhnlichsten aber ist die Eintheilung nach der Verschiedenheit der darzustellenden Bilder und Erscheinungen des Lebens, woraus die verschiedenen Dichtungsarten entstehen. Diese Erscheinungen sind nämlich für den Dichter entweder unmittelbar innere oder äußere, weshalb man eine subjective und objective Poesie unterscheidet. Die innern lebendigen Erscheinungen, welche die Poesie ausspricht, sind die harmonischen Gefühle, von welchen das poetische Gemüth bewegt und begeistert ist, daher man die subjective Poesie vorzugsweise Gefühlspoesie nennt. Da aber Gefühle Gegenstände oder Ursachen voraussetzen, durch welche sie erweckt werden und die sowol in dem ganzen individuellen Zustande des Dichters als in gewissen, von diesem im Gefühle ergriffenen Zuständen beruhen können, so treten entweder die Gefühle, oder mehr die Gegenstände selbst, als im Gefühle ergriffen und durch das Gefühl bestimmt, hervor. Dieses unterscheidet die Arten der Gefühlspoesie oder der Lyrik (s. d.), zu welcher auch das sogenannte Lehrgedicht (s. d.) zu rechnen ist. Die Erscheinungen aber, welche der Dichter als ihm äußere darstellt, werden als vergangen oder gegenwärtig dargestellt. (S. Darstellung.) Durch Schilderung der Facta als vergangen oder als Ereignisse und Begebenheiten entsteht die epische oder erzählende, durch Schilderung der Facta als gegenwärtige Handlungen die dramatische Dichtungsart. (S. Epos, Erzählung und Drama.) Hierzu kommen die gemischten Formen der Poesie, wohin die Idylle (s. d.), die poetische Epistel (s. d.), die Heroide (s. d.), die Satire (s. d.), die Parodie (s. d.) und die Travestie (s. d.), das Epigramm (s. d.), das Räthsel (s. d.), die Charade (s. d.) der Logogriph (s. d.) u. s. w. zu rechnen sind.

Die Geschichte der Poesie oder die Darstellung der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der poetischen Anlage zur Verwirklichung der Idee der Poesie unter den verschiedenen Völkern der Erde läßt sich am füglichsten in zwei Hauptperioden, in die Periode der alten oder vorchristlichen und die der neuen oder christlichen Zeit eintheilen. Die erstere umfaßt die oriental. Poesie, nämlich die der Inder, Chinesen, Hebräer und anderer Völker, von welchen poetische Erzeugnisse sich erhalten haben. (S. Sanskrit, Chinesische Sprache, Schrift und Literatur und Hebräische Sprache und Literatur.) Die hebr. Poesie trägt einen von der Poesie der übrigen Völker des Alterthums ganz verschiedenen, feierlich ernsten Charakter. Sie beginnt mit Kosmogonie, wird nachher kriegerische Nationalpoesie, dann seit David Tempelpoesie, erreicht unter Salomo, 1044—975 v. Chr., ihr goldenes Zeitalter und wird dann prophetische Poesie, welche der Gegenwart zürnt und weissagend in die Zukunft blickt. Vgl. Herder, „Geist der hebr. Poesie" (3. Aufl. von Justi, 2 Bde., Lpz. 1825). Von da erblicken wir die Poesie zunächst in Kleinasien und Griechenland unter dem Einflusse des herrschenden Heidenthums, welches die blühende Phantasie reich und mannichfaltig gestaltet. (S. Antik.) Die griech. Poesie läßt sich in drei Perioden eintheilen, von welchen die erste bis auf die pers. Kriege reicht. Sie beginnt in Thrazien und Kleinasien, und das große Nationalepos des Homer (s. d.) oder der Homeriden (s. d.), die Rhapsoden (s. d.) und die Cyklischen Dichter (s. d.), sowie die Gnomiker (s. Gnome), deuten auf einen ausgebreiteten Verkehr der Poesie der damaligen Zeit. Bald bildet sich auch die Lyrik in eigenthümlicher Vortrefflichkeit aus. Die zweite Periode, bis auf Alexander den Großen, umfaßt die Blüte der dramatischen Dichtkunst und der ausgebildeten Poesie überhaupt; die dritte endlich zeigt den Verfall der griech. Poesie unter Alexander's Nachfolgern und die Nachblüte derselben in Alexandrien. Vgl. Ulrici, „Geschichte der hellen. Dichtkunst" (2 Bde., Berl. 1835); Bode, „Geschichte der hellen. Dichtkunst" (3 Bde. in 5 Abth., Lpz. 1838—40), und Bernhardy, „Geschichte der griech. Poesie" (Halle 1845). (S. Griechische Literatur und Alexandrinische Schule.) Die röm. Poesie, eine Nachbildung der griechischen, hat bis auf die Zeit, wo die Römer näher mit den Griechen bekannt wurden, nur rohe, jedoch eigenthümliche Versuche aufzuweisen. Ihr sogenanntes goldenes Zeitalter fällt unter des Augustus und Tiberius Regierung. Nach dieser Zeit verfiel sie nach und nach immer mehr. (S. Römische Literatur.) Die zweite Hauptperiode, die der neuen oder christlichen Zeit, in welcher die musikalische und subjective Seite der Poesie vorzüglich hervortritt (s. Modern und Romantisch), zeigt uns zunächst die lat. Sprache beim christlichen Gottesdienste zu einer mystisch-religiösen Poesie angewendet und umgewandelt, und seit dem 9. Jahrh. von den Gelehrten zu Nachbildungen altröm. Dichtungen benutzt. Die arab. Poesie erhebt sich sodann zu ihrer Blütenperiode. (S. Arabische Literatur.) Eine eigenthümliche Poesie in den neuern Sprachen bildete sich bei den Franzosen und zwar bei den Provençalen (s. d.) und in Nordfrankreich seit dem 11. Jahrh. aus, dort mehr lyrisch, hier mehr episch; doch verfiel sie seit dem Ende des 12. Jahrh. in künstliche Reimerei. (S. Leoninische Verse.) Erst unter Franz I. hob sich auch die franz. Poesie wieder. Ihr goldenes Zeitalter wird unter Ludwig XIV. gesetzt, obgleich sie größtentheils, nur auf ihre eigene Art, die Alten nachahmte und antike Stoffe modernisirte. Ihr Hauptzweck blieb die rhetorische Eleganz und der gesellige Witz. (S. Französische Literatur und Romanticismus.) Die neuere ital. Poesie pflanzte die Provençalpoesie fort. Eine eigenthümliche Nationalpoesie aber begann seit dem 13. Jahrh. in Sicilien; sie blühte von Dante und Petrarca bis auf Arioste und Tasso in eigenthümlicher Grazie und verfiel von da an in Schwulst und Nachahmung. (S. Italienische Sprache und Literatur.) Die span. Poesie erscheint ursprünglich als Schwester der provençalischen, vermischt mit oriental. Charakter. Die ersten Versuche wurden in Castilien vom 13. Jahrh. an gemacht; ihre Blüte aber begann mit Karl's V. Regierung; von Philipp IV. an verfiel sie wieder. (S. Spanische Literatur.) Gleichzeitig mit der span. und ihr verwandt blühte die portugies. Poesie. (S. Portugiesische Literatur.) Die deutsche Poesie, welche mit der nord. Poesie sehr verwachsen ist und ihren eigenen epischen Cyklus hat, blühte mehrmals unter den verschiedensten Tendenzen, am schönsten aber dann, wo sie von der Nachahmung des Fremden frei war. Auch hat sie die poetischen Formen aller Völker in sich aufgenommen. (S. Deutsche

Poesie.) Der Ursprung der engl. und schot. Poesie verliert sich, wie der der deutschen, in die ferne Bardenzeit; sie wurde verfeinert durch die nordfranz. Poesie. Die Blüte der neuen engl. Poesie aber, welche sich durch gedankenvollen, kühnen Ernst und Humor auszeichnet, fällt in die glänzende Zeit der Königin Elisabeth (s. Englische Sprache und Literatur), obgleich Chaucer der Vater der neuern engl. Poesie genannt wird. Die skandinav. Poesie, vorzugsweise die nordische genannt, zeigt das Ritterthum in eigenthümlicher, durch den nord. Charakter gefärbter Gestalt seit dem 13. Jahrh., wo das deutsche Heldenbuch in Norwegen eingeführt und fremde Sagen mit einheimischen verschmolzen wurden; im 14. Jahrh. trat auch hier die Meistersängerei an die Stelle dieser Sagenpoesie. (S. Dänische Literatur und Schwedische Literatur.) Vgl. Hartmann, „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an" (2 Bde., Lpz. 1797—98); Rosenkranz, „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" (3 Bde., Halle 1832), und Bouterwek, „Geschichte der neuern Poesie und Beredtsamkeit" (12 Bde., Gött. 1801—19).

Poëtik, die Theorie der Poesie, ist einestheils ein Zweig der angewandten Ästhetik, anderntheils ein Zweig der praktischen Sprachwissenschaften und eine der am frühesten ausgebildeten Theorien, ja die Ästhetik hat sich aus ihr erst allmälig entwickelt. (S. Ästhetik.) Unter den Griechen behandelte sie abgesondert Aristoteles (s. d.) in einer eigenen Schrift, unter den Römern Horaz (s. d.) in der „Ars poetica"; in der neuern Zeit Vida, Gravina, Boileau, Jul. Cäsar Scaliger, Gerh. Voß, L. Racine, d'Alembert, Marmontel, Baumgarten, Joh. Ad. Schlegel, Gottsched, Breitinger, Sulzer in seiner „Theorie der Dichtkunst", Engel in seinen „Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten", Jean Paul F. Richter in seiner „Vorschule der Ästhetik", Hellmuth Winter in seiner „Dichtlehre" (Kasan 1840), der die Poetik aus dem psychologischen Standpunkte darstellte. Einzelne Gegenstände derselben bearbeiteten besonders Sturz, Lessing, Klopstock, Delbrück, Wilh. von Humboldt, Herder, Schiller, Goethe, die Gebrüder Schlegel, Tieck, Falk u. A.; Kritiken lieferten Müllner, Menzel, Börne u. A.

Poggendorf (Joh. Christian), Professor an der Universität und Mitglied der Akademie zu Berlin, geb. am 29. Dec. 1796 zu Hamburg, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der aber 1813 und 1814 fast sein ganzes Vermögen einbüßte, erhielt seine erste Bildung theils auf dem Johanneum, theils in einer Erziehungsanstalt des Etatsraths Fiedler zu Schiffbeck. Seine Neigung für die Naturwissenschaften war die Ursache, daß er, statt Kaufmann zu werden, die pharmaceutische Laufbahn wählte. Nach und nach immer mehr zu rein wissenschaftlicher Beschäftigung mit Chemie und Physik hingezogen, gab er 1820 die Pharmacie ganz auf und ließ sich in Berlin als Student inscribiren. Im J. 1821 erschien in der „Isis" seine erste wissenschaftliche Abhandlung „Über den Magnetismus der Volta'schen Säule", besonders wichtig durch die erste Entwickelung der Principien des Multiplicators und seiner Anwendung, welche Entdeckung gleichzeitig auch Schweigger in Halle machte. Im J. 1824 übernahm er an Gilbert's Stelle die Redaction der „Annalen der Physik und Chemie", von welcher Zeitschrift seitdem unter seinem Namen 67 Bände erschienen sind, die durch zahlreiche, vorzüglich Galvanismus betreffende Aufsätze seine Thätigkeit bekunden. Mit Liebig (s. d.) verband er sich zur Herausgabe eines „Wörterbuchs der Chemie", von dem aber bis jetzt nur zwölf Hefte (A bis E) erschienen sind. Professor ist er seit 1834, Mitglied der Akademie seit 1838).

Pohlenz (Christian August), ein bekannter Liedercomponist, geb. zu Saalgast im Juli 1793, besuchte die Kreuzschule in Dresden und bezog 1814 die Universität zu Leipzig, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Mit so vielem Eifer er indeß dieser Wissenschaft oblag, so fühlte er sich doch noch mehr von der Tonkunst angezogen. Indem er jeden freien Augenblick benutzte, um sich mit ihr vertrauter zu machen, kam er endlich zu dem Entschlusse, sich ganz der Musik zu widmen. Er suchte nun, sich so weit als nur möglich im Clavier- und Orgelspiel auszubilden, und studirte mit Eifer die Theorie der Musik, insbesondere die Kunst des Gesanges. Bald fand auch sein Talent Aufmunterung und Anerkennung. Er wurde Organist an der Universitätskirche zu Leipzig und 1821 an der Thomaskirche, und erhielt 1827 das Amt eines Musikdirectors der Leipziger Abonnementconcerte und der Gesangakademie. Erstere Stelle bekleidete er bis 1835, letztere bis an seinen Tod. Als 1843

das Conservatorium der Musik errichtet wurde, übertrug man ihm die Stelle als Gesanglehrer an demselben. Als Componist war P. zwar nicht fruchtbar, was er jedoch als solcher leistete, ist nicht nur solid gearbeitet, sondern auch gut erfunden und tief gefühlt. Besonders glänzte er im einfachen, volksmäßigen Liede, und sein „Kleiner Tambour Veit", sein „Matrosenlied" sowie mehre vierstimmige Gesänge sind ebenso beliebt als verbreitet. Er starb am 10. März 1843, nachdem er noch im vollen Wohlsein einige Stunden vorher in einem Kreise von Künstlern und Kunstfreunden geweilt hatte.

Poinsinet (Ant. Aler. Henri), ein bei einigem Talent ungemein unwissender, sehr eitler und grenzenlos leichtgläubiger Mensch, ganz geeignet, von den pariser Spottvögeln mystificirt zu werden, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Er war zu Fontainebleau 1735 geboren, widmete sich der Literatur und schrieb besonders für die komische Oper, wo seine Stücke mit Hülfe der Musik meist gefielen. Doch hat von allen seinen Stücken sich nur „Le cercle, ou la soirée à la mode" auf dem Theater erhalten. Er war ein Freund des Reisens, hatte Italien besucht, und ertrank 1769 auf einer Reise durch Spanien im Guadalquivir. Zahlreiche Scherze, die mit P. getrieben wurden, finden sich in Monnet's „Mémoires" (Bd. 2). Unter Anderm schlug man ihm vor, sich das Amt des Ofenschirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, 14 Tage lang seine Schenkel zu rösten, um sich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Ein andermal überredete man ihn, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden solle, daß er aber zuvor Russisch lernen müsse. Man gab ihm hierzu eine Anleitung ohne Titel, und erst nach sechs Monaten wurde er gewahr, daß er sich mit dem Niederbretagnischen beschäftigt habe.

Poißl (Joh. Nepomuk, Freiherr von), Hofmusik-Intendant in München, geb. 1783 zu Haunkenzell in Baiern, zeigte schon früh Anlage zur Musik, die er vorzüglich unter Winter studirte. Seine ernste Neigung zog ihn zu größern kirchlichen und theatralischen Werken hin. Er wurde 1823 als Hofmusik-Intendant angestellt und war 1824—33 zugleich Hoftheater-Intendant. Von seinen Opern, die sich in engen Kreisen gehalten haben, erwähnen wir „Athalia" (1819), „Nithetis" und „Der Untersberg", der 1829 zum ersten Male aufgeführt wurde. Ein späteres Werk desselben, welches 1835 zum ersten Male aufgeführt wurde, die große Cantate „Der Erntetag", hat vieles Aufsehen gemacht und wird von Kennern für eine der besten Arbeiten des Componisten gehalten. Unter seinen Kirchencompositionen sind hervorzuheben der 95. Psalm für Solostimmen und Chor, dann ein achtstimmiges Stabat mater, ein achtstimmiges Miserere und ein sechsstimmiges Miserere mit Choralzwischensätzen, die letztern ohne Instrumentalbegleitung.

Poisson (Dionys Simeon), einer der größten und berühmtesten franz. Mathematiker der Gegenwart, geb. am 21. Juni 1781 zu Pithiviers im Departement Loiret, trat 1798 in die Polytechnische Schule, wo sich namentlich Hachette seiner annahm. Nach seinem Abgange aus derselben wurde er Mitglied des Längenbureau, Professor an der Facultät der Wissenschaften zu Paris und an der Polytechnischen Schule, auch 1812 in das Institut aufgenommen. Als ein treuer Anhänger Napoleon's wurde er von diesem geadelt und vielfach ausgezeichnet; doch bewies er den folgenden Regierungen nicht geringere Treue; er war 1822 Präsident eines Wahlbureaus der Seine und wurde vom König Ludwig Philipp am 3. Oct. 1837 zum Mitglied der Pairskammer ernannt, starb aber wenige Jahre nachher, am 25. Apr. 1840. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war außerordentlich; doch außer seinem in der Geschichte der Mechanik Epoche machenden trefflichen „Traité de mécanique" (Par. 1811; 2. völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Ausg., 2 Bde., 1833) hat er nur eine große Menge einzelner, fast durchgängig sehr wichtiger und werthvoller Abhandlungen geliefert, welche die Elektricität, den Magnetismus, die Wärme, das Licht, die Elasticität, Akustik und Wellenlehre, die Astronomie, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Analysis des Unendlichen, und andere Gegenstände der Mathematik und Physik betreffen und hauptsächlich in den „Mémoires" der Akademie enthalten, zum Theil auch im „Journal de l'école polytechnique", im „Journal des mathématiques", den „Annales de chimie et de physique", der „Connaissance des temps" u. s. w. zerstreut sind.

Poitiers, das alte Pictavium, am Clain, einem Nebenflusse der Vienne, die Hauptstadt der ehemaligen Provinz Poitou, jetzt des Departements der Vienne, und der Sitz eines

Bischofs, ist eine alte, unregelmäßige, mit Mauern und Thürmen umgebene Stadt von 24000 E., die sich mit Fabrikation von wollenen Mützen und Strümpfen, Gerberei und Branntweinbrennerei beschäftigen und einigen Handel treiben. Die sonst übergroße Zahl der Kirchen, Kapellen und Klöster hat sich während der Revolution bedeutend vermindert; auch wurde damals die von Karl VII. 1431 gestiftete Universität aufgehoben, jedoch an deren Stelle später eine Akademie mit zwei Facultäten begründet. Außerdem hat die Stadt eine öffentliche Bibliothek, einen botanischen Garten, ein Museum und eine Gesellschaft der Wissenschaften und des Ackerbaus. In und um P. finden sich viele Überreste röm. und keltischer Alterthümer. Historisch merkwürdig ist die Stadt durch zwei in ihrer Umgegend geschlagene wichtige Schlachten. Der hier im J. 732 von Karl Martell über die Sarazenen unter Abderrhaman erfochtene Sieg, welcher angeblich 375000 Arabern das Leben kostete, rettete das westliche Europa vor der Gefahr, das Christenthum gegen den Islam umtauschen zu müssen. Die zweite Schlacht hatte auf dem nahgelegenen Felde Maupertuis am 19. Sept. 1356 zwischen den Franzosen und Engländern statt. Das etwa 12000 M. starke engl. Heer, befehligt von dem Schwarzen Prinzen Eduard (s. d.), hatte vor dem franz. Heere, welches über 60000 M. zählte und vom König Johann selbst geführt wurde, sich zurückziehen müssen. Von Letzterm eingeholt und eingeschlossen, kam es, da der Prinz die entehrenden Bedingungen der Übergabe anzunehmen sich weigerte, zur Schlacht. Obgleich nun die Tapferkeit der Ritter in beiden Heeren sich die Wagschale hielt, so hatte doch das engl. Heer den Vortheil größerer Ordnung, strengen Gehorsams und einer einsichtsvollern Anführung voraus. Gleich beim ersten Zusammentreffen wurde die Vorhut der Franzosen geschlagen, und hierauf der Mittelpunkt des Heers gesprengt. Die franz. Großen suchten in wilder Flucht sich zu retten; der König focht aufs tapferste, wurde aber endlich gefangen. Der Sieger empfing in ritterlicher Weise den Gefangenen in seinem Zelte mit allen Zeichen der Hochachtung, wartete ihm bei der Abendtafel selbst auf und versah bei ihm, als er ihn in London einbrachte, die Stelle eines Stallmeisters. Seine Freiheit aber konnte der König nach vierjähriger Gefangenschaft nur durch die Abtretung mehrer Provinzen und mit großen Geldopfern wiedergewinnen. Merkwürdig ist es, daß in den Berichten über diese Schlacht der Kanonen nicht gedacht wird, obwol man sich derselben schon 1346 in der Schlacht von Crecy (s. d.) bedient haben soll.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, die Geliebte König Heinrich's II. von Frankreich, geb. um 1500, war die Tochter des Grafen von Saint-Vallier, der aus einem alten Hause der Dauphiné stammte. Mit Geist und Schönheit ausgestattet, kam sie als Ehrenfräulein der Königin Claudia an den Hof Franz's I. und wußte sich nicht nur Ansehen und Einfluß, sondern auch die heimliche Neigung des Königs zu verschaffen. Schon 1514 hatte sie sich mit Louis de Brezé, dem Großseneschall der Normandie, vermählt, mit dem sie zwei Töchter zeugte, deren eine sie an den Herzog von Bouillon, die andere mit dem Herzoge von Aumale verheirathete. Ihr Gemahl starb 1531. Als Heinrich II. im Alter von 29 Jahren den Thron bestieg, unterwarf er sich unerklärlicherweise der Herrschaft dieser alten 47jährigen Kokette, die ohne Reize war und schon mit seinem Vater im Umgange gelebt hatte. Er ernannte sie zur Herzogin von Valentinois, überließ ihr die Regierung und schmeichelte ihrer Eitelkeit, indem er die Sinnbilder ihres Namens auf seinen Meubles, Schlössern, selbst den öffentlichen Gebäuden anbringen ließ. Heinrich II. soll in ihrem Umgange allerdings seine natürliche Brutalität verloren haben, dagegen aber verleitete sie ihn zu Prunk und Verschwendung. Ihre Habsucht war grenzenlos; so trieb sie den König zur Verfolgung der Protestanten, um sich der confiscirten Güter derselben zu bemächtigen. Aus Privatabsichten rieth sie auch zum Frieden von Château-Cambresis. Nach Heinrich's II. Tode überließen sie die Guisen der Rache ihrer Nebenbuhlerin, der Königin Katharina von Medici. Diane wurde vom Hofe verwiesen und starb 1566 auf ihrem Schlosse Anet.

Pökelfleisch nennt man das Fleisch von geschlachteten Thieren, welches zu längerer Haltbarkeit mit Salz und Salpeter eingepökelt wird. Die Güte und Haltbarkeit des Pökelfleisches hängt ab von den Fässern, von der Zeit des Einpökelns, von der Menge Salz und Salpeter und von dem festen Eindrücken des Fleisches in die Fässer. Die beste Zeit zum

Einpökeln ist der Winter. Am häufigsten wird Rind- und Schweinefleisch eingepökelt, anderes Fleisch eignet sich weniger dazu.

Pokutien hieß schon seit sehr früher Zeit derjenige Theil des westlichen Galizien, der zwischen dem Dniestr, Pruth und den Karpaten liegt und an die Bukowina (s. d.) stößt. Die Einwohner dieses schönen gebirgigen Landstrichs, insbesondere die Rußniaken, haben viele eigenthümliche Volksgebräuche und Volkslieder bewahrt. Ihr Hauptort ist Kolomyi (s. d.).

Pol. Pole nennt man in der Mathematik die Endpunkte desjenigen Kugeldurchmessers, welcher auf der Ebene irgend eines Kreises der Kugel senkrecht steht, oder diejenigen beiden Punkte der Kugeloberfläche, die von allen Punkten der Peripherie eines Kugelkreises gleich weit entfernt sind. Hiernach haben parallele Kugelkreise gemeinschaftliche Pole. Dreht sich eine Kugel um eine Achse, so heißen die Endpunkte derselben, welche bei der Bewegung allein in Ruhe bleiben, die Pole der Kugel. In der Geographie und Astronomie sind die Pole der Erde diejenigen Punkte der Erdoberfläche, welche bei der Achsendrehung der Erde in Ruhe bleiben, oder die Endpunkte der Erdachse. Ebenso sind die Pole der Himmelskugel oder Weltpole diejenigen Punkte des Himmels, welche bei der scheinbaren Umdrehung desselben in Ruhe bleiben, oder die Endpunkte der Himmelsachse. Man nennt sie auch Pole des Aquators im Gegensatze zu den Polen der Ekliptik, welche von jedem Punkte der Ekliptik um 90° abstehen, wie jene von jedem Punkte des Aquators. Am Himmel wie auf der Erde unterscheidet man einen nördlichen und einen südlichen Pol. An jedem Punkte der Erdoberfläche befindet sich nur einer von den beiden Polen über dem Horizonte und ist sichtbar; ausgenommen sind die Gegenden unter dem Aquator, wo beide Pole zugleich sichtbar sind, aber beide im Horizonte liegen. Über die Pole des Magnets s. Magnet und über magnetische Pole der Erde s. Magnetnadel. Polardistanz heißt der Abstand eines Sterns vom sichtbaren Pol. Polarkreis nennt man einen Kreis der Himmels- oder Erdkugel, welcher dem Aquator parallel ist und von den Polen um so weit absteht, als die Schiefe der Ekliptik beträgt. Man unterscheidet einen südlichen und nördlichen Polarkreis. Polarstern, auch Nordpolarstern oder Nordstern heißt der hellste unter den in der Nähe des Nordpols des Himmels stehenden Sternen, gegenwärtig der letzte Stern im Schwanze des kleinen Bären, ein Stern zweiter Größe. Sein Abstand vom Pole beträgt jetzt etwas über 1½°, nimmt aber jährlich (jetzt um ⅓ Minute) ab. Diese Annäherung an den Nordpol wird noch etwa 300 Jahre fortdauern, bis der Abstand nur noch ½° beträgt, worauf er wieder zunimmt. Nach Jahrtausenden wird unser jetziger Polarstern seinen Namen so wenig mehr verdienen als vor 2000 und mehr Jahren; denn vor 1800 Jahren stand er 12° vom Pole ab; der Südpol des Himmels hat in seiner Nähe keinen so hellen Stern wie der Nordstern ist; doch sieht man den 11° vom Pol entfernten Stern β der kleinen Wasserschlange als Südpolarstern an. Polhöhe heißt die scheinbare Höhe des sichtbaren Himmelspols über dem Horizonte oder derjenige Bogen des Mittagskreises, welcher zwischen dem Pol und dem Horizonte liegt. Sie ist der geographischen Breite gleich.

Pola, eine Stadt im istrianer Kreise des Gouvernements von Triest im Königreiche Illyrien, der Sitz eines Bischofs, mit ungefähr 900 E., einem Hafen und einer Citadelle, zeigt noch jetzt die Spuren ihrer Blüte als Pietas Julia unter der Römer Herrschaft, namentlich unter Severus, wo sie den stolzen Titel Respublica Polensis führte und 50000 E. zählte. Der jetzt unbedeutende Hafen nahm damals die ganze röm. Flotte auf. Unter den Ruinen aus ihrer Glanzperiode zeichnen sich aus ein jetzt als Stadtthor benutzter Triumphbogen, Porta aurea genannt, den Salvia Posthuma ihrem Gemahl Sergius Lepidus errichten ließ; das nur in seiner Außenwand erhaltene, 366 F. lange, 272 F. breite, 75 F. hohe Amphitheater mit 244 Bogen, im Munde des Volks Orlandina genannt, und ein ziemlich vollständig erhaltener Tempel, dessen Aufschrift „Romae et Augusto" das glänzendste Zeitalter der röm. Kunst verräth. Die gefälligsten Ansichten dieser Denkmäler hat Cassas in der „Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie" und die architektonisch genauesten Stuart und Revett gegeben. Vgl. Stancovich, „Dell' amfiteatro di P." (Ven. 1822).

Polacker heißen die großen dreimastigen Fahrzeuge des Mittelländischen Meers, deren Masten aus einem einzigen Baume bestehen, d. h. Pfahlmasten sind.

Polarisation des Lichts nennt man diejenige Eigenthümlichkeit gewisser Lichtstrahlen, vermöge welcher sie nicht nach allen Seiten hin dieselben Eigenschaften besitzen und sich namentlich nicht nach allen Seiten gleich gut zurückwerfen lassen. Dies ist der Fall bei Lichtstrahlen, die bereits unter bestimmten Umständen eine Reflexion oder Brechung erlitten haben; man unterscheidet daher eine Polarisirung: 1) durch Zurückwerfung von spiegelnden Oberflächen; 2) durch gewöhnliche Brechung, und 3) durch doppelt brechende Körper. Wird ein Lichtstrahl von einem Glasspiegel unter einem Winkel von 35° 25′ reflectirt, so ist er dadurch polarisirt; wenn er nun auf einen zweiten geschwärzten Glasspiegel (Zerlegungsspiegel) unter demselben Winkel fällt, so wird er desto schwächer reflectirt, je stärker die neue Reflexionsebene gegen die alte geneigt ist, und gar nicht, wenn beide Ebenen aufeinander senkrecht stehen. Derjenige Reflexionswinkel, für welchen die vollständigste Polarisation stattfindet (für Glas der vorhin angegebene von 35° 25′), heißt der Polarisationswinkel; er ist für jede Substanz ein anderer und nach Brewster's Entdeckung immer derjenige, für welchen der reflectirte Strahl mit dem gebrochenen einen rechten Winkel bildet. Diejenige Ebene, mit welcher die Reflexionsebene eines Spiegels zusammenfallen muß, wenn derselbe einen polarisirten Strahl möglichst vollständig reflectiren soll, heißt die Polarisationsebene. Sie fällt bei einem durch Spiegelung polarisirten Lichtstrahle mit seiner Einfallsebene zusammen. Eine Vorrichtung, in welcher zwei Spiegel so angebracht sind, daß man durch Drehung derselben die Erscheinungen der Polarisation bequem beobachten kann, heißt ein Polarisationsinstrument; das zweckmäßigste ist das von Nörrenberg angegebene. Geht ein gewöhnlicher Lichtstrahl durch eine Glasplatte oder noch besser durch mehre (acht bis zehn) parallele Glasplatten, erleidet also eine (gewöhnliche) Brechung, so ist ein Theil des durchgegangenen Lichts polarisirt; der durchgegangene Strahl ist aber vollkommen polarisirt, wenn der Einfallswinkel dem Polarisationswinkel gleich ist. Setzt man im Polarisationsapparat an die Stelle des Zerlegungsspiegels eine dünne Turmalinplatte, so zeigt das durch dieselbe hindurchgegangene Licht ganz ähnliche Erscheinungen, wie das vom Zerlegungsspiegel reflectirte. Legt man zwei parallel mit der Achse geschnittene Turmalinplatten so aufeinander, daß ihre Achsen einen rechten Winkel miteinander bilden, so verschwindet das durchgelassene Licht ganz; je mehr sich die Achsen einer parallelen Lage nähern, desto besser ist es sichtbar; zwei solche Platten bilden also einen kleinen Polarisationsapparat. Die Lichtstrahlen, die durch einen das Licht doppelt brechenden Körper, z. B. Kalkspath, Quarz, Gyps, Glimmer u. s. w., gegangen sind, sind gleichfalls polarisirt, und zwar steht die Polarisationsebene des einen, gewöhnlich gebrochenen Strahls auf der des andern, ungewöhnlich gebrochenen Strahls senkrecht. Man kann daher im Polarisationsinstrumente statt des einen Spiegels (Zerlegungsspiegels) Prismen doppelt brechender Krystalle anwenden. Alle bisher erwähnten Erscheinungen begreift man unter dem Namen der geradlinigen Polarisation, von welcher die kreisförmige oder Circularpolarisation zu unterscheiden ist, eine Benennung, die folgende Erscheinungen bezeichnet. Legt man auf das Tischchen zwischen den beiden Spiegeln des Polarisationsapparats eine senkrecht zur Achse geschnittene Bergkrystall- oder Quarzplatte, so erscheint ihr Bild in dem zweiten Spiegel lebhaft gefärbt; wird derselbe gedreht, so verändert sich die Farbe und zwar folgen die Farbenveränderungen in der Ordnung der prismatischen Farben aufeinander; um aber dieselbe Reihenfolge zu erhalten, muß man den Spiegel bei manchen Bergkrystallen rechts, bei andern links drehen und unterscheidet deshalb rechts und links drehende Bergkrystalle. Diese Farbenerscheinungen rühren daher, daß die Polarisationsebene durch die angewandte Quarzplatte nach rechts oder links gedreht worden ist, und zwar um eine für jeden im weißen Lichte enthaltenen Farbenstrahl verschiedene Zahl von Graden, sodaß der Zerlegungsspiegel in keiner Stellung alle prismatischen Farben in gleicher Intensität reflectiren kann. Dieselben Erscheinungen können auch durch eine Verbindung von Glimmer und Gypsblättchen hervorgebracht werden; ebenso kann man nach Biot's Entdeckung mehre (in Glasröhren eingeschlossene) Flüssigkeiten anwenden, von denen Terpenthinöl, Kirschlorberwasser, Lösungen von arab. Gummi u. s. w. die Polarisationsebene nach der Linken, Citronenöl, Zuckersyrup u. s. w. aber nach der Rechten drehen, wovon sich eine wichtige technische Anwendung machen läßt, nämlich den Zuckergehalt des Syrups zu bestimmen, indem jede Zuckerlösung eine desto größere polarisirende Wirkung ausübt, je con-

centrirter sie ist. Der Unterschied zwischen der kreisförmigen (Circular-) und elliptischen Polarisation hängt mit der Erklärung dieser Erscheinungen aus der Undulationstheorie zusammen und läßt sich hier nicht weiter deutlich machen. Die Polarisation des Lichts wurde im J. 1811 von Malus entdeckt, und ist namentlich deshalb für die Lehre vom Lichte von ungemein großer Wichtigkeit, weil sie uns die Erscheinungen der doppelten Brechung richtiger auffassen lehrt. Die Circularpolarisation beobachtete zuerst Arago. Fresnel, Arago, Airy, Biot, Brewster, Cauchy u. A. haben diesen ganzen Theil der Lehre vom Lichte weiter ausgebildet und erweitert. Daß die Wärmestrahlen sowol beim Durchgange durch durchsichtige Körper als bei der Brechung und Reflexion eine Art Polarisation zeigen, wird durch Versuche von Delaroche u. A. wahrscheinlich, und dieselben Mittel, mittels deren man Licht polarisirt, dienen auch zur Polarisation der Wärmestrahlen.

Polariskop heißt ein von Savart angegebener Apparat, welcher aus zwei mit einer Turmalinplatte verbundenen, gekreuzten Quarzplatten besteht und dazu dient, polarisirtes Licht als solches zu erkennen, indem sich beim Durchsehen nach einer Stelle, von welcher polarisirtes Licht kommt, farbige Ringe oder Streifen zeigen. Ähnliche Vorrichtungen haben Biot und Arago angegeben.

Polarität nennt man den Gegensatz von Eigenschaften und Kräften in demselben oder in zwei miteinander in Beziehung stehenden Körpern oder Wesen überhaupt, und Pole die Stellen, welche den Sitz der entgegengesetzten Eigenschaften und Kräfte abgeben. Man braucht diese Worte theils in der Physik, namentlich in der Lehre vom Magnet (s. d.), theils in der Philosophie, hier jedoch häufig misbräuchlich. Wenn man von einem polaren Verhältnisse zweier Wesen spricht, so kann damit immer nur ein Gegensatz derselben in gewissen Hinsichten verstanden werden, da kein wirkliches Wesen dem andern in jeder Beziehung entgegengesetzt ist. So kommen den beiden Polen eines Magnets viele gemeinschaftliche Eigenschaften zu, und nur in einigen sind sie sich entgegengesetzt. Ebenso kann man auch, wenn von einem polaren Verhältniß der beiden Geschlechter die Rede ist, darunter nur einen Gegensatz derselben in gewissen Beziehungen verstehen. Wenn daher gewisse Philosophen behaupten, daß eine durchgreifende Polarität durch die ganze Natur herrsche, so kann dies wol insofern zugegeben werden, als von jeder Eigenschaft oder Kraft eines Wesens irgendwo die entgegengesetzte wird angetroffen werden, nicht aber kann man darunter verstehen, daß jedem Wesen geradezu ein anderes, polar entgegenstehendes zugeordnet sei. Die Gegensätze aller einzelnen Kräfte werden sich in der That nie bei einem einzelnen Wesen vereinigt vorfinden. Die Nichtberücksichtigung hiervon hat zu vielen Verwirrungen im Ausdruck und in der Vorstellung geführt. Als allgemeine Gesetze der Polarität hat man aufgestellt: 1) kein Pol kann für sich allein bestehen, sondern beide treten stets gleichzeitig auf; 2) jeder Pol ruft in seiner Nachbarschaft seinen Gegenpol hervor; 3) kommen zwei Körper miteinander in Beziehung, welche dieselbe Art Polarität haben, so stoßen sich ihre gleichnamigen Pole ab, während ihre ungleichnamigen sich anziehen. Diese Gesetze sind indeß von Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus entlehnt und die Anwendung derselben auf polare Verhältnisse in andern Gebieten kann leicht zu unfruchtbarem Spiel mit Analogien führen. Vgl. Prochaska, „Versuch einer Darstellung des polarischen Naturgesetzes" (Wien 1815); Wilbrand, „Gesetz des polaren Verhaltens in der Natur" (Gieß. 1819); Neumann, „Kritische Untersuchung der allgemeinen Polaritätsgesetze" (Lpz. 1822).

Polarländer werden die um den Nord- und Südpol bis zu den Polarkreisen (s. Pol) gelegenen Länder genannt. Sie zerfallen demnach in die Südpolarländer (s. d.) und in die Nordpolarländer. Letztere bestehen theils aus den nördlichsten, über den Polarkreis hinausliegenden Theilen des alten und des neuen Continents, z. B. dem nördlichen Sibirien, dem nördlichen europ. Rußland, dem nördlichen Skandinavien, Lappland und der Nordküste Amerikas, theils aus den Inseln, die innerhalb des nördlichen Eismeers (s. d.) liegen. Noch immer ist man über den Zusammenhang der Küstenländer des nördlichen Polarmeers im Norden Amerikas im Dunkel, daher das Schwanken zwischen der Annahme eines Polarcontinents und eines Polararchipelagus. (S. Nordpolexpeditionen.)

Polarmeer, s. Eismeer.

Polemarchos hieß in Athen der dritte von den neun Archonten. (S. Archon.) Er war ursprünglich Heerführer im Kriege, hatte aber später, als mit dem Wachsen der Demokratie die Archontenwürde manche Beschränkungen erlitt, nur noch die öffentliche Bestattung der im Kriege Gefallenen zu besorgen und außerdem die Rechtshändel zwischen den Einsassen und Fremden zu schlichten. — Als Eigenname ist besonders Polemarchos, der ältere Bruder des Redners Lysias, zu erwähnen, welcher von den 30 Tyrannen in Athen zum Giftbecher verurtheilt wurde.

Polemianer, s. Apollinaris.

Polemik, d. i. Streitkunst, heißt die Theorie der Vertheidigung der Kirchenlehre als einer biblisch-christlichen. Sie war sonst, wo sie auch elenchtische Theologie genannt wurde, ein sehr eifrig behandelter Theil der theologischen Wissenschaften, bis sie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. allmälig verächtlich wurde. Sie kämpfte gegen Christen anderer Religionsparteien, während die Apologetik (s. Apologie) es mit Nichtchristen aller Art zu thun hat. Der bedeutendste Polemiker unter den Katholiken früherer Zeit war Bellarmin (s. d.) und in neuerer Zeit Möhler (s. d.), der einen neuen Aufschwung der protestantischen Polemik veranlaßte. Doch fehlt es noch an einer zeitgemäßen Theorie dieser Wissenschaft.

Polemo, ein griech. Philosoph aus Athen, war ein Schüler des Xenokrates (s. d.), dessen Einfluß so mächtig auf ihn wirkte, daß er seinen vorher wüsten Wandel mit dem tugendhaftesten vertauschte und nach dem Tode seines Lehrers im J. 314 v. Chr. sogar der Akademie eine Zeit lang mit vieler Würde vorstand. Ein Hauptsatz seiner Philosophie war, daß das höchste Gut in einem naturgemäßen Leben bestehe. — Ein anderer Polemo, mit dem Beinamen Periegetes, Schüler des Stoikers Panätius, lebte im 3. Jahrh. v. Chr. zu den Zeiten des Ptolemäus Epiphanes und verfaßte mehre historische Werke, namentlich eine Beschreibung der in den Tempeln der berühmtesten Städte aufbewahrten Weihgeschenke und eine griech. Geschichte in elf Büchern. Die noch vorhandenen Bruchstücke hat Preller unter dem Titel „Polemonis Periegetae fragmenta" (Lpz. 1838) gesammelt und erläutert. — Endlich ist noch der Sophist und Redner Antonius Polemo zu erwähnen, aus Laodicea in Karien gebürtig, der im 2. Jahrh. n. Chr. meist in Smyrna lebte und bei Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in hoher Gunst stand. Er sprach mit der größten Fertigkeit, in kühnen und kräftigen Ausdrücken, aus dem Stegreife, misbrauchte aber sein Talent meist zu eigennützigen und ehrgeizigen Zwecken. Zwei von ihm noch vorhandene Lobreden auf den Cynägirus und Kallimachus sind am besten von J. K. Orelli (Lpz. 1819) herausgegeben worden.

Polen, die größte Ebene Europas, hatte in der Zeit seiner Blüte einen Flächenraum von mehr als 13000 □M. und wurde im Allgemeinen in Polen und Lithauen, jenes wieder in Großpolen (s. d.) und Kleinpolen, und jede dieser Provinzen in mehre Wojewodschaften getheilt. Auf diesem Raume wohnten damals 15 Mill. E., die, beherrscht von etwa 100000 Familien, der Freiheit ihrer Republik so wenig theilhaftig wurden als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Weizen, Flachs, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden stattlichen Rindviehes, ein unermeßlicher Salzstock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Landes aus, den fischreiche Ströme dem Baltischen und dem Schwarzen Meere zuführen; allein Warschau, Bromberg, Posen und einige Städte an der schles. Grenze ausgenommen, lagen die Gewerbe darnieder, und von Nationalökonomie war kaum eine Spur zu finden. Die Slawen (s. d.), welche im 9. Jahrh. die fruchtbaren Ebenen an der Weichsel innehatten, und welche unter dem gemeinsamen Namen der Lechiten oder Lachen zusammengefaßt werden, theilten sich in mehre Völkerschaften. Von diesen hatten die Polanen oder die Slawen der Ebene ihre Wohnsitze an der Wartha zwischen der Netze und Oder, die Mazowier oder Masuren an der mittlern Weichsel, die Bialochrobaten oder Weißchrobaten an den Quellen der Weichsel, die Schlesier an beiden Seiten der Oder. Die ältesten Städte in dem Lande der Polanen waren Kruszwica, Gnesen, Posen und Kalisch, im Lande der Masuren Plock, Czersk und Dobrin, im Lande der Weißchrobaten Krakau, Wislica und Lublin. Im Laufe der Zeiten erlangten die Polanen die Obermacht unter ihren Stammgenossen, und daher wurde ihr Name der gemeinsame Name der lechitischen Geschlechter. Da

die lechitischen Slawen wie alle Slawen in Gemeinden zertheilt waren, so währte es auch bei ihnen lange Zeit, ehe sie zu einem politischen Ganzen zusammenflossen und in der Geschichte Bedeutung erlangten; doch nahmen sie an den Kämpfen, den ihre slaw. Brüder mit den Franken in Deutschland führten, thätigen Antheil. Die ältesten Sagen der Weißchrobaten schließen sich an Krakau und dessen Umgebung an. Krakus wird als ein ehrwürdiger Fürst und der Erbauer Krakaus genannt; seine Tochter war Wanda (s. d.). Die ältesten Sagen der Polanen knüpfen sich an den See Goplo (s. d.); als die ältesten Fürsten werden Lech (s. d.) und ganze Fürstenfamilien des Namens Leszek und Popiel erwähnt. Nach dem Tode des letzten Popiel wählten die Polanen den Piast (s. d.) zu ihrem Fürsten, mit dessen Sohne Ziemowit die Sage größere Bestimmtheit erlangt. Nach Mieczyslaw's I. (s. d.) Bekehrung zum Christenthume tritt P. als Staat in die Geschichte ein. Unter seinem Sohne Boleslaw I. Chrobry oder dem Großen, 992—1025, welcher der eigentliche Begründer der Macht P.s und des Königreichs wurde, erstreckten sich die westlichen Grenzen des Staats bis Glogau und Krossen, die nördlichen bis an die pommer. und preuß. Küste und die östlichen bis Kiew; Boleslaw entriß Krakau den Böhmen, eroberte Mähren, die Lausitz und Meißen und drang bis Magdeburg verheerend vor. Im J. 1000 empfing er in Gnesen den Besuch Kaiser Otto's III., der ihn mit der Königskrone schmückte. Langwierige innere Kämpfe entstanden, als Boleslaw III. das Land unter seine vier Söhne theilte, obschon er dem ältesten, als dem Besitzer Krakaus, eine Art Obergewalt über die andern Fürsten ertheilte. In dieser Zeit, wo das Volk in gänzlicher Unthätigkeit nach außen verblieb, bildete sich das Verhältniß der Familienherrschaft in P. immer mehr aus. Als hierauf Konrad, Herzog von Mazowien, den deutschen Ritterorden gegen die Preußen zu Hülfe rief, und dieser seit 1230—1404 das baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Busen sich unterwarf, verlor P. seine nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Erst Wladislaw I. Lokjetek (s. d.), 1305—33, verband den ersten Kern der lockern Ländermasse, Großpolen an der Wartha, mit Kleinpolen an der obern Weichsel wieder zu einem Ganzen, worauf Kasimir III. (s. d.) oder der Große innere gesellschaftliche Ordnung in den Staat einzuführen suchte. Mit ihm erlosch 1370 der piastische Mannsstamm. Nun fing der Adel an, dem bereits Wladislaw I. 1331 eine Art Reichstag bewilligt und dem Kasimir III. auf dem Reichstage zu Wislica im J. 1347 Antheil an der Gesetzgebung eingeräumt hatte, seine Stimme den Thronfolgern gegen persönliche Vorrechte zu verkaufen, die ihnen zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten. Die Vereinigung P.s mit Ungarn unter Ludwig, 1370—82, war daher nutzlos für die Befestigung der Monarchie. Weniger unnatürlich war die Verbindung P.s mit Lithauen, seit 1386, als die Tochter Ludwig's, Hedwig (s. d.), welche nach ihres Vaters Tode als Königin erwählt worden war, 1386 sich gezwungen sah, sich mit dem heidnischen Großfürsten von Lithauen, Jagello (s. d.), zu vermählen, der bei der Taufe den Namen Wladislaw II. annahm. Mit ihm kamen die Jagellonen (s. d.) auf den poln. Thron. Allein Sprache und Sitten trennten fortwährend die Lithauer von den Polen; das Christenthum wurde nur langsam das politische Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigte. Doch waren sie jetzt mächtiger gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, den Deutschen Orden. Unter Jagello's Nachfolgern, Wladislaw III. (s. d.), 1434—44, dem nach einer zweijährigen Thronvacanz Kasimir IV. (s. d.), 1446—92, dann Johann I. Albrecht, 1492—1501, und Alexander, 1501—6, folgten, insbesondere unter Sigismund I. (s. d.), 1506—46, und Sigismund II. (s. d.), 1546—72, schien P. sogar die verlorenen Naturgrenzen wiederzugewinnen. Die deutschen Ritter mußten durch den Vertrag von Thorn im J. 1466 Kulm und die Weichsel bis Elbingen an P. abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland, wie auch Albrecht (s. d.) die über sein erbliches Herzogthum Preußen, anerkennen; auch Liefland fiel 1558 an Lithauen, und Kurland wurde 1561 poln. Lehn. So war P., zumal da der lithauische Adel seit 1569 mit dem von Groß- und Kleinpolen Eine Versammlung bildete, der mächtigste Staat im östlichen Europa. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft streitig machte, das Recht, die Nation, mit Ausschluß des Bürgerstandes, allein zu vertreten. Er hatte schon 1404 begonnen, Districtsreichstage zu halten, auf denen er sich über sein Benehmen bei den allgemeinen Versammlungen berieth und sich zu Parteien

gestaltete; auch war ihm auf dem Reichstage zu Wilna im J. 1430 das Recht zugesichert worden, daß kein Adeliger festgenommen werden könne, außer wenn er auf dem Wege des Rechts überwiesen oder beim Verbrechen ergriffen werde. Der Reichstag zu Nieszawa im J. 1454 gab ihm das ausschließende Recht auf Krieg und Frieden, und seit 1468 gestalteten sich die eigenthümlichen poln. Reichstage mit den Landboten, deren jeder District zwei sendete, die sich aber nicht von ihrer Instruction entfernen und nie nach eigener Überzeugung stimmen durften. Auch wurde jeder Rangunterschied unter dem Adel aufgehoben. Unter Alexander erhielt der Reichstag sogar das Münzrecht, das der Gesetzpromulgation und der Oberaufsicht über die Tribunale. Der König durfte nur Eingeborene vom Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Wojewoden, Kastellanen und Ministern ernennen, welche zusammen den ersten Reichsstand oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Den bei der weiten Verbreitung der Reformation gefürchteten religiösen Streitigkeiten wurde dadurch vorgebeugt, daß die Dissidenten (s. d.) auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Katholiken erlangten. Mit Sigismund II. starb der jagellonische Stamm aus.

Seitdem war P. förmlich ein Wahlreich und blieb es bis zur Constitution vom 3. Mai 1791. Heinrich von Anjou (s. Heinrich III., König von Frankreich), 1573 zum Könige von Polen erwählt, beschwor 1574 als Wahlkönig die ersten Pacta conventa, die Wahlcapitulation oder den Vertrag, den auch alle spätern Könige mit dem freien Volke, dem Adel, abzuschließen genöthigt waren und der ihre Macht gar sehr beschränkte. Als Heinrich, um nach seines Bruders, Karl's IX., Tode den franz. Thron zu besteigen, nach viermonatlicher Regierung heimlich entflohen war, wurde 1575 Stephan Bathori (s. d.) als König erwählt. Nach seinem Tode im J. 1580 glaubte die Zamoyski'sche Partei durch die Wahl des schwed. Prinzen Sigismund III. (s. d.) zum König von P. die beiden ersten nord. Kronen zu vereinigen. Sie legte aber dadurch nicht nur den Grund zur innern Spaltung, sondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva (s. d.) von 1660 sich über P. erhob. Auf den schwachen Sigismund III., 1580—1632, waren dessen Söhne, der talentvolle Wladislaw IV. (s. d.), 1632—48, und Johann Kasimir (s. d.), 1648—72, gefolgt. Unter Letzterm löste sich im Innern der lockere Zusammenhang der politischen Masse dadurch in Anarchie auf, daß das freie Veto gesetzlich wurde, nach welchem bei den Berathungen der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Parteisüchtige begünstigten den Abfall der Kosacken, die sich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolensk, zum zweiten Mal, nebst Kiew, dem Dniepr und der jenseitigen Ukraine 1667 im 13jährigen Waffenstillstande zu Andrussow an Rußland abgetreten wurden. Damals sagte der König Johann Kasimir in seiner Rede an die Reichsversammlung am 4. Juli 1661 richtig voraus, warum, von wem und wie einst P. getheilt werden würde. Nach Johann Kasimir's Tode setzte der niedere Adel die Wahl Michael (s. d.) Wisniowiecki's als König durch, der in keiner Beziehung diese Auszeichnung verdient hatte. Sein Nachfolger, der tapfere König Johann Sobieski (s. d.), 1674—96, bestätigte jene Abtretungen in dem ewigen Frieden von 1686; doch machte sich dagegen Rußland verbindlich, ihm zur Eroberung der Moldau und Walachei beizustehen. Nach seinem Tode schien der Thron dem Meistbietenden zuzufallen, namentlich opferte der Abbé Polignac (s. d.), im Auftrage Ludwig's XIV. von Frankreich, bedeutende Summen, um die Wahl auf den Prinzen Conti zu leiten. Als der Kurfürst von Sachsen, August II. (s. d.), sich gegen die franz. Partei behauptete und an Peter I. von Rußland anschloß, wurde die Republik, die sich selbst nicht schützen konnte und dennoch das sächs. Heer seiner Freiheit für gefährlich hielt, durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Cardinals Radziejowski in den Nordischen Krieg (s. d.) verwickelt, der Rußland zur ersten Macht im Norden erhob, wodurch P.s Schicksal fortan entschieden war. Unter den siegreichen schwed. Waffen entsetzte der poln. Reichstag 1704 den Kurfürsten von Sachsen des poln. Throns und wählte Stanislaw Leszczynski (s. d.), Wojewoden von Posen, zum Könige, der aber schon 1706 die poln. Krone an August II. zurückgeben mußte. Nach August's II. Tode im J. 1733 verfügten russ. Waffen über den poln. Thron, und die Krone erhielt der Kurfürst von Sachsen, August III. (s. d.). Bestechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortschritte unter dem poln. Adel, um die Gesammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten. Damit das Maß der Verwirrung voll würde,

hatte man seit 1717 die constitutionellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten beschränkt. Die Jesuiten hatten das Feuer angeschürt, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thorn (s. d.) im J. 1724 wurde die Losung zu tödtlichem Hasse. Endlich schloß man auf den Reichstagen von 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, von dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Ämtern aus. So waren alle Leidenschaften in verderblicher Gährung entbrannt, als Katharina II. ihren Liebling, den Grafen Stanislaw Poniatowski (s. d.), 1764 auf den poln. Thron setzte. Zu schwach, den anarchischen Stolz des Adels zu bändigen, schwankte er zwischen Rußlands Schutzmacht und der selbständigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieser sich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung Aller verlor. Der Fanatismus der Bischöfe Soltyk von Krakau und Massalski von Wilna, mit welchem sie sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, war die Hauptursache des Bürgerkriegs, der das Land in die wildeste Unordnung stieß und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; eine Generalconföderation entstand, und der Reichstag sah sich ganz unter russ. Einfluß. Dagegen erhob sich die Conföderation zu Bar (s. d.) mit Unterstützung von Seiten Frankreichs und der Krieg mit Rußland brach aus. Fremde Truppen verwüsteten das Land, und das wilde, sinnlose Verfahren einiger poln. Parteihäupter erregte bei den drei großen Nachbarmächten eine solche Nichtachtung der natürlichen Rechte des poln. Volks, daß sie, wie Katharina sich ausdrückte, P. für ein Land hielten, in dem man sich nur bücken dürfe, um Etwas aufzuheben.

Bei dieser innern Zerrüttung schien es dem östr. Hofe zeitgemäß, die zipser Städte, welche 1402 von Ungarn an P. verpfändet worden waren, in Besitz zu nehmen, und die Politik des östr. Staatsministers Kaunitz leitete endlich das petersburger und dieses das preuß. Cabinet auf den Gedanken einer Theilung des Landes. Der russ. Minister machte am 2. Sept. 1772 den Beschluß der drei Mächte bekannt, und die Republik P. genehmigte endlich am 18. Sept. 1773 diesen schon vollzogenen Theilungsvertrag, nach welchem P. von 13000 □M. Flächeninhalt, die es bis dahin noch gehabt hatte, gegen 4000 □M. verlor. (Erste Theilung.) Östreich erhielt die Grafschaft Zips, die Hälfte der Wojewodschaft Krakau, einen Theil der Wojewodschaft Sandomir, Rothreußen und Theile von Belz und Pokutien, zusammen 1280 □M.; Preußen ganz poln. Preußen, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und Pomerellen, zusammen 631 □M.; Rußland das poln. Liefland, die Hälfte der Wojewodschaft Polozk, die Wojewodschaften Witepsk und Mstislaw und einen Theil von Minsk, zusammen 1975 □M. Rußland bestimmte von nun an die innere Verfassung der unglücklichen Republik. Jetzt erst wurde den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich bestehe und wie sie diesem bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt. Um ihre Unabhängigkeit festzustellen, arbeiteten sie, durch Friedrich Wilhelm's II. von Preußen Zusicherung seines Schutzes ermuthigt, an einer neuen Verfassung. Das Wahlreich sollte aufgehoben und der dritte Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden. Dies waren die Grundlagen der Constitution vom 3. Mai 1791, der Fox und selbst Burke große Lobsprüche ertheilten und die auch Preußen billigte. Aber Rußland verwarf sie durch seine Erklärung vom 18. Mai 1791, und erklärte sich für die misvergnügten Polen, die zu Targowicz (s. d.) eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Constitution geschlossen hatten. Hierauf verließ Preußen die Sache der Republik, mit der Erklärung, die der König am 8. Juni 1792 den Polen durch Luchesini geben ließ: „die poln. Republik habe sehr Unrecht gethan, daß sie sich ohne sein Wissen und sein Mitwirken eine Verfassung gegeben, die zu unterstützen nie seine Absicht gewesen sei", und willigte 1793 in eine zweite Theilung P.s. Rußland bekam 4553 □M. mit 3 Mill. E., die Reste der Wojewodschaften Polozk und Minsk, die Hälfte der Wojewodschaften Nowgorodek und Brzesk, die Ukraine, Podolien und die östliche Hälfte Volhyniens; Preußen 1060 □M. mit 1,100000 E., die Wojewodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradz, Lenczic und halb Rawa, nebst Danzig und Thorn, die Hälfte der Wojewodschaft Brzesk und das Ländchen Dobrzyn und die Festung Czenstochau. Mit Gewalt wurden von russ. Seite die durch solche Behandlung empörten Glieder des Reichstags genöthigt, die Zerstückelung ihres Vaterlands zu genehmigen. Der Rest P.s, 3861 □M. mit 3½ Mill. E., stand nun ganz unter russ. Vormundschaft. Da

erhob sich Kosciuszko (s. d.) an der Spitze der Conföderation von Krakau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurden Warschau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawice, am 4. Apr. 1794, und der Entsatz des von dem preuß. Heere belagerten Warschau, am 5. und 6. Sept. 1794, waren die schönsten Tage in dem Leben der poln. Nation. Doch Alles war zu spät. Ohne Festungen, ohne Taktik, ohne Bundesgenossen, ja ohne Waffen, mußte die Nation gegen Russen, Preußen und Östreicher nach dem Tage von Maciejowice (s. d.), am 10. Oct., und nach dem Falle von Praga (s. d.), am 4. Nov., unterliegen, auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko, gehabt hätten. Hierauf erfolgte im Oct. 1795 die dritte Theilung P.s. Rußland erhielt 2030 □M. mit 1,200000 E., Preußen 997 □M. mit 1 Mill. E., und Östreich 834 □M. mit 1 Mill. E. Dem König Stanislaw August wurde ein Gnadengehalt ausgesetzt, den er in Petersburg verzehren mußte, wo er 1798 starb. Den Polen blieb nichts als ein schmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bitterer Haß gegen Russen und Deutsche, ein vergebliches Harren auf franz. Hülfe und die Theilnahme der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 8500 □M. mit 4,600000 E., Östreich über 2100 □M. mit 5 Mill. E. und Preußen an 2700 □M. mit 2,550000 E. von P. erhalten.

So blieb der Zustand des zerrissenen Landes, das nun erst durch fremdes Gesetz innere Ordnung und Policeianstalten empfing, bis in den Nov. 1806, wo Napoleon's Siege die ausgewanderten Polen, welche bisher als poln. Legion unter Dombrowski (s. d.) in Italien für ihn gefochten hatten, nach Posen und Warschau führten. Der Friede zu Tilsit im J. 1807 bildete hierauf aus dem größten Theile der preuß.-poln. Provinzen das Herzogthum Warschau (s. d.), welches einen deutschen Regenten in dem Könige von Sachsen, Friedrich August (s. d.), und zugleich mit dem franz. Gesetzbuche eine der franz. ähnliche Verfassung erhielt, welche besonders darauf berechnet schien, den gemeinen Mann zu heben, den Adel dagegen zu beschränken, um nach und nach das ganz verlorene Gleichgewicht zwischen beiden Theilen des Volks wiederherzustellen, das auf diese Weise am sichersten für künftige Selbständigkeit herangebildet werden konnte. Danzig sollte eine von Preußen und Sachsen beschützte Republik werden, blieb aber ein franz. Waffenplatz. Die Dotationen franz. Offiziere verringerten das Staatseinkommen; noch mehr that dies das Continentalsystem, welches allen Handel aufhob. Auch die Truppenstellungen für den franz. Kriegsdienst zerrütteten den Wohlstand des neugeschaffenen Staats und vernichteten, was Preußen mit großer Aufopferung geschaffen hatte. Doch erhielten sich die in den Departements Posen und Bromberg entstandenen Tuch- und Leinenmanufacturen. Die Regierung des Herzogthums that Alles, was unter so ungünstigen Umständen sich thun ließ. Der Krieg zwischen Frankreich und Östreich im J. 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die poln. Armee wetteiferte, unter franz. und Poniatowski's (s. d.) Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den besten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Krakau vor, und der wiener Friede, am 14. Oct. 1809, fügte zu dem Herzogthume Warschau Westgalizien hinzu. Das Herzogthum stellte nun ein wohlgerüstetes Heer von 60000 M. auf, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter diesen Umständen erhob sich auch der alte Nationalstolz wieder. Die alten Grenzen, ein eingeborener König und die Wiederherstellung des Namens Polen war der einmüthige Wunsch der Nation. Auf diesen von ihm absichtlich begünstigten Wunsch baute Napoleon seinen Angriffsplan gegen Rußland im J. 1812, den er den zweiten poln. Krieg nannte. Eine poln. Generalconföderation rief in Warschau am 28. Juni 1812 feierlich die Wiederherstellung P.s aus; doch die Begeisterung war nicht allgemein, und die Anstrengungen des Herzogthums, das von neuem über 80000 M. ausrüstete, waren vergeblich, zumal da Lithauen sich nicht erhob. Tapfern Widerstand leisteten die Festungen Zamosc, Modlin und Thorn, in welchen aber auch franz. und deutsche Truppen zur Besatzung gehörten. Die poln. Scharen folgten Napoleon bis Frankreich; ein Theil sogar bis nach Elba. Indeß nahm Rußland das Herzogthum Warschau in seine Verwaltung. Danzig mit seinem Gebiete kam unter die preuß. Herrschaft zurück, und der Congreß in Wien entschied im Mai 1815 das Schicksal des Landes dahin, daß 1) die Stadt Krakau (s. d.) mit ihrem Gebiete als freie und unabhängige Republik sich selbst nach eigenen Gesetzen regieren sollte; 2) daß der auf dem rechten Weichselufer

liegende Bezirk, sowie auch der im wiener Frieden an Rußland abgetretene tarnopoler Kreis an Östreich zurückfiel; 3) daß der kulmische und michelausche Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Departement Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitzschen und des peisernschen Kreises, und der Theil des Departements Kalisch bis an die Prosna, mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens, was durch den Grenzvertrag mit Rußland vom 11. Nov. 1817 näher bestimmt wurde, an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher Danzig, Thorn, Kulm und Michelau mit Westpreußen, das Übrige aber unter dem Namen des Großherzogthums Posen (s. d.) vereinigte; 4) daß alles Übrige mit dem russ. Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgesonderte Verwaltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten sollte, die ihm der russ. Kaiser zu geben für gut fände.

Der Kaiser Alexander gab dem neuerstandenen Königreiche unterm 27. Nov. 1815 eine Repräsentativverfassung. Ihr lag die Constitution vom 3. Mai 1791 zu Grunde, und sie gewährte Verantwortlichkeit der Minister, Unabhängigkeit der Richter, Preßfreiheit und Landesvertretung mit zwei Kammern, deren erste auf Lebenszeit erwählte Senatoren, die andere aber 77 von den Provinzen abgeordnete Landboten und 51 städtische Deputirte bildeten. P. erhielt ein eigenes Ministerium, ein eigenes Heer und hatte in Abwesenheit des Kaisers, der den Titel „Zar von Polen" annahm, einen Vicekönig an seiner Spitze. Die neue Constitution begünstigte aber den Adel, setzte den Bürger und Bauer wieder in den alten Stand zurück, denen manche freisinnige Bestimmungen, wie z. B. die gewährte Preßfreiheit, zu gar nichts frommten, und war insofern ganz das Gegenstück von der dem Herzogthume Warschau durch Napoleon gegebenen Constitution. Zum ersten Vicekönige wurde 1815 der alte poln. General Zajonczek (s. d.) ernannt, dessen Wirkungskreis das Decret vom 29. Apr. 1818 näher bestimmte. Ihm stand ein russ. Commissar, Nowossilzow (s. d.), dem später auch die geheime Policei, sowie das Erziehungs- und Unterrichtswesen anvertraut wurde, zur Seite. Den Oberbefehl über das Nationalheer, welches aus 50000 M. bestand, führte der Militairgouverneur, Großfürst Konstantin (s. d.), der sehr bald zum Generalissimus der poln. Armee ernannt wurde. Der Reichstag zu Warschau, der alle zwei Jahre berufen werden sollte und den der Kaiser von Rußland als König von P. leitete, stellte das politische Leben der Nation dar. Auch der Großfürst Konstantin wurde 1818 von der Vorstadt Praga zum Volksboten für die zweite Kammer erwählt, nahm die Wahl an und entsagte, so lange der Reichstag dauerte, seiner Würde als Senator, weil nach der Verfassung Niemand zu gleicher Zeit beider Kammern Mitglied sein konnte. Indessen hatten die Regungen des constitutionellen Geistes in Europa, welche dem Kaiser mißfielen, auch seine Gesinnungen gegen P., wie es scheint, vielfach modificirt, und schon bei Eröffnung des ersten Reichstags, am 27. März 1818, warnte er vor revolutionairen Umtrieben. Seine Civilliste überließ er damals dem Staate, theils zu wohlthätigen Zwecken, theils zur Verschönerung Warschaus. Offen ausgesprochener Argwohn gegen die Gesinnungen der Polen entzog ihm deren Vertrauen, und das russ. Cabinet, dem dieses nicht verborgen bleiben konnte, suchte nun den Polen nach und nach alle die Freiheiten zu entziehen, die ihnen früher gewährt worden waren. Nachdem bereits im März 1819 Censur für die Zeitschriften, und unterm 16. Juli für alle andere Schriften eingeführt worden war, erfolgte am 6. Dec. 1821 das Verbot aller Verbindungen, auch des Freimaurerordens, am 9. Apr. 1822 das des Studirens auf auswärtigen Universitäten ohne Erlaubniß, und im Juli die Auflösung des Wojewodschaftsraths zu Kalisch, weil er eigenmächtig zu seiner Ergänzung die Brüder Niemojowski (s. d.) in seine Mitte berufen hatte, deren Wahl vom Senate für ungültig erklärt worden war. Der zweite Reichstag wurde am 13. Sept. 1820 vom Kaiser mit einer Rede eröffnet, worin er von neuem seine Besorgnisse über den gefahrvollen Einfluß politischer Theorien ausdrückte. Es zeigte sich eine starke Opposition, und das im Entwurfe vorgelegte Strafgesetzbuch wurde, weil man darin Geschworenengerichte und Sicherheit gegen willkürliche Verhaftung vermißte, mit einer Mehrheit von 120 gegen 3 Stimmen verworfen. Ebenso ging der Plan, das Statut des Senats abzuändern, nicht durch, weil er dem Grundgesetz entgegen war. Der Kaiser schloß die Sitzung am 13. Oct. mit einer Rede, welche seine Unzufriedenheit darüber, daß die Boten des Volks von der Unabhängigkeit ihres Stimm-

rechts keinen weisen Gebrauch gemacht hätten, ausdrückte; indeß befahl er beiden Kammern, Ausschüsse zu ernennen, um gemeinschaftlich mit dem Staatsrathe die Entwürfe eines Civil- und eines Strafgesetzbuches für den nächsten Reichstag zu bearbeiten. Im J. 1822 war der Kaiser nur kurze Zeit in Warschau anwesend, um das vorläufige Budget für 1822 und 1823 zu bestätigen und die Lieferungsabgaben zu vermindern. Darauf berechtigte er durch das Decret vom 18. Dec. 1823 den Fürsten Statthalter zur Berufung der Landtage und Gemeindeversammlungen, indem er Ort und Zeit ganz der Bestimmung desselben überließ. Ehe noch der dritte Reichstag im J. 1825 berufen, hob der kaiserliche Erlaß vom 13. Febr. die Öffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen auf, sodaß nur die Eröffnungs- und die Schlußsitzung, sowie die, wo die königliche Sanction der Gesetze promulgirt wurde, öffentlich gehalten werden durften. Auf dem Reichstage selbst, der vom 13. Mai — 13. Juni dauerte, wurden mehre Strafgesetze geändert, das neue Civilgesetzbuch theils vorbereitet, theils angenommen, und ein landschaftliches Creditsystem gegründet, auch eine gänzliche Umbildung der Rechtspflege vorbereitet, insbesondere die Einrichtung der Gerichtshöfe. Die Opposition der Reichstagsmitglieder wurde seitdem immer heftiger. Noch gefährlicher aber als diese Opposition wurden die Civil-, Militair- und Studentenverbindungen, sowie die nationalen wissenschaftlichen Vereine, obschon sie, mit Ausnahme der Militairverschwörung, ursprünglich keine Insurrection, sondern blos auf verschiedenen Wegen Belebung des patriotischen Sinnes der Polen bezweckten. Die ersten Civilverbindungen stiftete schon im J. 1814 der General Dombrowski, der auch den General Uminski zur Bildung eines Vereins für Aufrechthaltung poln. Nationalität veranlaßte. Doch dieser Verein zählte nur hochgestellte Personen als Mitglieder und war deshalb beiweitem nicht so gefährlich, als ein anderer, der von solchen Männern gestiftet wurde, die zur Zeit des Bestehens des Herzogthums Warschau emporgekommen, später wieder zurückgedrängt worden waren. Verbindungen poln. Studenten entstanden in Krakau, Warschau und auf deutschen Universitäten zugleich mit den deutschen Burschenschaften, deren Tendenz sie gehabt zu haben scheinen, wie sie deren Schicksal hatten. Eine schon 1819 gegen die Studenten eingeleitete Untersuchung fand ihre Verbindung staatsgefährlicher Entwürfe nicht schuldig, weshalb die Verhafteten 1821 freigegeben wurden. Rein national-wissenschaftlichen Zweck schien der Verein zu haben, welcher zur Zeit, als Lelewel (s. d.) Professor in Wilna war, unter den dortigen Studenten von Tomasz Zan (s. d.) errichtet wurde, und an dem auch der Dichter Adam Mickiewicz (s. d.) Theil nahm; doch wurde derselbe 1823 aufgelöst und mehre Mitglieder desselben, darunter auch Zan, hatten harte Strafen zu erleiden. Andere Zwecke dagegen mag wol die Militairverschwörung verfolgt haben, die 1825 von dem Oberstlieutenant Krzyzanowski angezettelt, unter den jüngern Offizieren, die sich durch die eiserne Strenge des Großfürsten Konstantin verletzt fühlten, große Verbreitung fand. Der Tod des Kaisers Alexander war für P. insofern von Einfluß, daß Konstantin, als Nikolaus den Thron bestieg, noch unumschränkter in P. zu herrschen begann. Gegen das Militair wurde 1826 eine Untersuchung eingeleitet, die deshalb, weil mehre Betheiligte zugleich Mitglieder des Dombrowski'schen Vereins waren, auch diesen vor das mit der Untersuchung beauftragte Militairtribunal brachte. Als der Kaiser Nikolaus sich als Zar von Polen in Warschau krönen ließ, hob er auf des Finanzministers Lubecki's Rath den Spruch der Militaircommission in Beziehung auf die betheiligten Civilpersonen auf, und ließ, der Constitution gemäß, die Sache dem Senate vorlegen. Der Senat, durch die in Warschau schon ziemlich offen ausgesprochene Volksstimmung befangen, sprach endlich die Angeklagten frei. Der Kaiser aber gab laut sein Misfallen darüber zu erkennen und scheint hierdurch eine solche Aufregung veranlaßt zu haben, daß man von dieser Zeit an ein allmäliges Hinarbeiten auf eine Insurrection wol annehmen kann, worin sich endlich alle Parteien vereinigten. Der im Anfange des J. 1830 berufene Reichstag zeichnete sich wieder durch heftige Opposition aus, die sogar den Antrag stellte, die Minister in Anklagezustand zu versetzen. Der Bruch der Nation mit Rußland war entschieden, ehe die Revolution in Frankreich ausbrach, und beide Theile sahen mit gleicher Sicherheit dem Beginnen offener Feindseligkeiten entgegen.

Dies war der Zustand in P., als in Warschau am 29. Nov. 1830 die Insurrection erfolgte, welche meist zufälligen Umständen ihren Ausbruch, ihre Erfolge und ihre Dauer

verdankt, nicht als ob sie dem Geiste der Mehrheit des Volks fremd und überhaupt über kurz oder lang zu vermeiden gewesen wäre, sondern weil sie für P. wie für Rußland gleich unvorbereitet kam und überraschend sich gestaltete. Daß ungeachtet der mehrfachen politischen Verbindungen in P. für ein solches Ereigniß nichts vorbereitet war, dafür liegt der Beweis zunächst schon darin, daß dieses unter allen europ. Staaten zu Aufständen entzündbarste und stoffreichste Land drei Monate später als Belgien aufstand, nachdem sogar schon in mehren deutschen Staaten große Unordnungen vorgefallen waren. Daß aber das russ. Cabinet, trotz seiner genauen Kenntniß der Stimmung in P., an eine Revolution nicht dachte, dafür spricht der Umstand, daß man nicht die entferntesten Maßregeln genommen hatte, indem die russ. Truppen solche Stellungen einnahmen, daß sie mehre Monate brauchten, um an dem Bug zu erscheinen. Polen wie Russen schienen eine Insurrection erst dann für möglich zu halten, wenn die russ. Heere in einen Krieg mit dem Westen verwickelt würden. Da brachte ein Verhaftsbefehl aus Petersburg gegen eine Menge Akademiker und Fähndriche wegen politischer Verbindungen, 48 der Verbündeten, an deren Spitze der Unterlieutenant Wysocki stand, zu dem Entschlusse, am 29. Nov. Abends 6 Uhr loszubrechen. Doch von den 48, welche ihr Erscheinen zugesagt hatten, waren zur bestimmten Stunde nur 14 erschienen. In der Überzeugung, nichts verlieren zu können als das Leben, welches sie zum Theil schon für verwirkt erachten mußten, führte das kleine Häuflein im tollkühnen Unternehmen mit dem Überfalle des Großfürsten in Belvedere, wobei der russ. General Gendre u. A. fielen, den Anfang der Revolution herbei, den Fortgang ganz dem Zufall überlassend. Ohne Einfluß und Mittel, um das Volk und das Heer schnell für sich zu gewinnen, mußten die demokratischen Veranlasser der Insurrection, als Konstantin aus seinem Schlosse entkommen war und Zeit gefunden hatte, die russ. Garnison zusammenzuziehen, sich sofort der Aristokratie in die Arme werfen, die sehr gern die weitere Führung der Bewegung übernahm, um zu verhindern, daß sie ein wirklicher Volksaufstand werde, sie für sich zu benutzen, und, wenn es nicht anders ginge, sie zu stürzen. So traten Adam Czartoryiski (s. d.), der es unter allen Aristokraten mit dem Volke am redlichsten meinte, Lubecki, der sich früher in mancher Beziehung sehr liberal gezeigt hatte, Niemcewicz (s. d.), der bei dem Volke in hohem Ansehen stand, und Andere, verschiedene Regierungscommissionen bildend, als Vermittler zwischen die Insurrection und den Großfürsten, was der General Chlopicki (s. d.) erst nach an ihn hierzu ergangener Einladung that. Der Großfürst ging auf die ihm gemachten Rathschläge ein, und man entließ in ihm und seinem Armeecorps von 10000 M. mit 27 Kanonen das Element, welches den Aufruhr weiter entflammen konnte. Die demokratischen Insurgenten bewirkten zwar durch Bildung patriotischer Clubs und Volksaufregung die Entfernung dem russ. Einflusse ganz ergebener Männer, die Aufnahme einiger Demokraten in die provisorische Regierung, die Berufung des Reichstags auf den 18. Dec., die Einberufung der dritten Bataillone, sowie ein Aufgebot zur Stellung neuer Regimenter; allein schon am Ende der ersten Woche hatten die Aristokraten den General Chlopicki ganz in ihr System zu ziehen gewußt. In der Absicht, die Polen zu kräftigem und einigem Verfahren und den Kaiser zum Einhalten der dem Königreich ertheilten Constitution zu bewegen, übernahm er die ihm dargebotene Dictatur, in der der Reichstag ihn am 20. Dec. bestätigte. Er sendete den Fürsten Lubecki, begleitet von einem untergeordneten Landboten, dem Grafen Jezierski, zur Unterhandlung nach Petersburg, gegen die der Kaiser seine Antwort verzögerte, bis seine Heere an den Bug vorgerückt und im Besitz aller lithauischen Provinzen waren. So hemmte der Dictator jede weitere Bewaffnung der Nation und eine zu einem kräftigen Kriege erfoderliche Organisation des Heers, das er gerade nur auf die Zahl des Kriegsfußes, wie sie die Constitution angab, nämlich auf 50000 M. verstärkte. Als aber am 23. Jan. die Kriegserklärung des Kaisers in Warschau ankam, dankte er ab, weil er, den Werth der verlorenen Zeit beurtheilend, die Verantwortlichkeit eines im Unterhandlungssysteme der Aristokratie zu führenden Kriegs nicht auf sich nehmen wollte und sich in Beziehung auf den Kaiser getäuscht sah. Der Reichstag dagegen fühlte, daß man der Nation durch eine muthige Erklärung den alten Schwung wiederzugeben versuchen müsse. Er proclamirte am 25. Jan. die Ausschließung des Hauses Romanow vom poln. Throne, wählte aber eine Regierung, die Czartoryiski an ihrer Spitze und seine ganze Partei in ihren ein-

flußreichen Ämtern ließ. Radziwill (s. d.) wurde Oberbefehlshaber, und Chlopicki erbot sich, als freiwilliger Generalissimus die Armee wenigstens in der Hauptschlacht zu führen. Nichts wurde an dem Operationsplane geändert, der darin bestand, sich in einzelnen Gefechten bis in die Ebene von Warschau zu ziehen, wo ein Erlengehölz und Sümpfe einer kleinen Macht die Aussicht gaben, mit Vortheil gegen eine doppelte Übermacht zu kämpfen.

Der russ. Feldmarschall Diebitsch (s. d.) rückte in fünf Abtheilungen am 2. Febr. mit etwa 120000 M. und 400 Kanonen über den Bug. Zwei Cavaleriedivisionen unter den Generalen Kreutz und Geismar sollten die obere Weichsel überschreiten und die Hauptstadt im Rücken bedrohen, während die große Armee in drei Corps unter Schachowski, Rosen und Pahlen geradeswegs auf Warschau rückte. Den Generalen Kreutz und Geismar schickten die Polen Dwernicki (s. d.) mit den ältesten poln. Lanciers, und Sierawski, mit einem Corps neu rekrutirter und noch nicht einmal militairisch bewaffneter Infanteristen, entgegen; Schachowski wurde von der Division Krukowiecki auf dem Wege nach Modlin erwartet; dem General Rosen stellte sich die Division Skrzynecki bei Dobre entgegen; die von Zymirski erwartete das Corps von Pahlen am Flüßchen Liw; die Cavalerie und die Division Szembek blieb mit dem Hauptquartiere einige Meilen von Warschau. Vom 17.—19. Febr. folgte Gefecht auf Gefecht. Am Tage, wo Skrzynecki bei Dobre einen zweimal überlegenen Feind ruhmvoll aufhielt, schlug und zerstreute Dwernicki glücklich und unerwartet das Geismar'sche Corps bei Stoczek, und dadurch, daß er, nach seiner Vereinigung mit Sierawski bei Nowydwor den General Kreutz schlug, vereitelte er die Combination des russ. linken Flügels. Zymirski zog sich unter beständigen Kämpfen zurück, und am 19. lieferten die beiden Divisionen Szembek und Zymirski bei Wavre den vereinigten Corps von Rosen und von Pahlen eine Schlacht, in deren Folge die Russen sich an den Waldsäumen, welche die Ebene von Grochow begrenzen, festsetzen konnten. Die Angriffe des Generals Diebitsch am 20. Febr. mislangen, weshalb er nun drei Tage verstreichen ließ, um die Ankunft des Schachowski'schen Corps abzuwarten. Dieses wurde am 24. Abends und am 25. früh von der Division Krukowiecki geschlagen, verstärkte aber gegen Abend, da es nicht verfolgt wurde, die russ. Armee, die an diesem Tage gegen 27000 M. poln. Infanterie und einige Reiterei in der großen Schlacht von Grochow bis zu dessen Ankunft erfolglos gekämpft hatte. Als Schachowski den Polen in der Flanke erschien, war Chlopicki verwundet, und nach einem der heldenmüthigsten Kämpfe der neuern Zeit zogen sich in der Nacht die Polen nach Warschau zurück. Radziwill dankte ab; auch Chlopicki trat vom Schauplatze, und der Held von Dobre und Grochow, Skrzynecki (s. d.), ein Mann ohne einen andern Stützpunkt als den der Aristokratie, deren Geschöpf er war und deren Plane er fortsetzte, wurde am 26. Febr. zum Oberbefehlshaber ernannt. Diebitsch, dem der erste große Schlag mislungen, verhielt sich während des Monats März ganz ruhig. Die Hauptarmee zog sich nach der obern Weichsel, und zwei Beobachtungsheere unter Geismar und Rosen blieben auf der Straße von Praga. Nach langem Drängen ließ sich Skrzynecki bewegen, am 1. Apr. einen Ausfall auf diese Corps zu machen. Er schlug sie und machte gegen 14000 Gefangene. Nichts aber konnte ihn bewegen, seine Erfolge zu einem großen Schlage gegen Diebitsch zu benutzen, dem er an Streitkräften fast gleich war. Nach einem halb mislungenen Versuche bei Iganie am 8. Apr., das ganze Corps Pahlen II. aufzureiben, ging er in die feste Stellung von Dembe zurück, während Diebitsch die von Sielce bezog, von wo aus beide über vier Wochen lang sich beobachteten. Die Russen waren gelähmt, weil die in ihrem Rücken in Lithauen ausgebrochenen Aufstände ihnen Zufuhr und Verstärkungen abschnitten. Doch diese Aufstände blieben vereinzelt, da die Polen nichts zu ihrer allgemeinern Förderung thaten und die Insurgenten weder mit Waffen versahen noch ihnen Führer sendeten. Statt nach Lithauen, schickten sie den General Dwernicki mit 5000 M. nach Volhynien, wo er gar keine Unterstützung fand und nach dem Gefechte von Boremel, am 19. Apr., von überlegenen russ. Massen nach Galizien gedrängt und entwaffnet wurde. Nachdem Diebitsch im Monat Apr. eine Art Recognoscirung vorgenommen, entschloß sich Skrzynecki am 12. Mai, eine Bewegung gegen die im nördlichen P. eingetroffenen russ. Garden zu machen. Es gelang ihm, Diebitsch zu täuschen und mit doppelter Übermacht die Garden zu erreichen; doch ohne sie anzugreifen, ließ er sie entschlüpfen. Am 19. Mai an der lithauischen Grenze angekommen, zog er sich ohne das geringste Resul-

tat vor dem herannahenden Diebitsch zurück und ließ sich von diesem am 26. Mai bei Ostrolenka so überfallen, daß ein Theil der Armee noch jenseit der Narew war. Als die Russen über die Brücke drangen, führte er ihnen die poln. Armee bataillonsweise entgegen, sodaß diese am Abend zerstreut war und ihrer gänzlichen Vernichtung nur durch schleunigen Rückzug nach Warschau entging; die in Lomza abgeschnittene Division Gielgud detaschirte er nach Lithauen, wo sie bald durch Ungeschick, Lauheit und Zwistigkeit der Generale auf preuß. Gebiet geworfen wurde. Während in Warschau die Aristokratie in Gemeinschaft mit Skrzynecki am Reichstage intriguirte, um beim herannahenden Unglücke zur bessern Unterhandlung dem Fürsten Czartoryiski die Alleinregierung zu verschaffen, und dadurch der Parteigeist hervorgerufen wurde, starb am 10. Juni Diebitsch, und Toll erhielt provisorisch den Oberbefehl über das russ. Heer. Jetzt drang man in Skrzynecki, den Vortheil der Zeit wahrzunehmen und einen Hauptschlag gegen den im südlichen P. stehenden General Rüdiger auszuführen. Schon war dieser von einem poln. Corps umringt, als Skrzynecki auf eine falsche Nachricht von Toll's Vordringen gegen Warschau zurückeilte und dadurch den schwachen General Jankowski, dem er die Expedition gegen Rüdiger anvertraute, so entmuthigte, daß nun die dreimal stärkern Polen vor Rüdiger nach der Hauptstadt flüchteten. Skrzynecki warf alle Schuld auf angebliche Verrätherei, und Jankowski nebst mehren Generalen wurde verhaftet. Als der neue Oberbefehlshaber der russ. Armee, Paskewitsch (s. d.), eingetroffen, erfolgten im Hauptquartiere zu Pultusk raschere Bewegungen; in der Voraussetzung, von Skrzynecki nicht gehindert zu werden, überschritt er in Flankenmärschen die Weichsel und näherte sich auf der andern Seite dem hier schlecht befestigten Warschau. Skrzynecki ging ihm anfangs entgegen, doch jede Schlacht vermeidend, zog er sich vor ihm zurück. Der Reichstag, hierüber entrüstet, berief die Generale zum Kriegsrath; man befahl Skrzynecki, eine Schlacht zu liefern, und dieser versprach es, hielt aber, immer das alte System verfolgend und heimlich von der Regierung unterstützt, sein Wort nicht. Da sendete, als Paskewitsch nur noch vier Stunden von Warschau stand, am 10. Aug. der Reichstag eine Commission in das Lager, welche Skrzynecki des Oberbefehls entsetzte und den General Dembinski (s. d.) an seiner Stelle erwählte, der sich durch seinen Rückzug aus Lithauen berühmt gemacht hatte; doch ebenfalls ein Werkzeug in den Händen der Aristokratie, ging auch dieser von dem einmal beschlossenen Systeme nicht ab. Schon war Warschau von allen Seiten eingeschlossen, da erhob sich die Demokratie und das Volk zu der blutigen Nacht vom 15.—16. August. Die gefangenen, aber aus Mangel an Beweisen nicht gerichteten Generale Jankowski, Hurtig u. A. wurden ermordet, und durch Furcht die Regierung, an deren Spitze Czartoryiski stand, zur Abdankung bewogen. Krukowiecki wurde am 17. Aug. Präsident. Schon fühlte man in Warschau den Mangel an Lebensmitteln. Auf Uminski's Antrag beschloß der Kriegsrath, ein Corps von 20000 M. auf das rechte Weichselufer zu senden; das Commando desselben erhielt Ramorino; Czartoryiski und fast alle hohe Familien ohne Ausnahme folgten ihm und veranlaßten ihn zu solchem Zögern, daß, als Warschau am 6. Sept. in seinen weitläufigen Verschanzungen, die nur 30000 M. vertheidigten, angegriffen wurde, er nicht mehr zu Hülfe kommen konnte. Ohne alle Einheit und ohne alles Geschick von uneinigen und eifersüchtigen Generalen vertheidigt, fielen in wenigen Stunden die Hauptbollwerke Warschaus. Krukowiecki, bald vom schwankenden Reichstage dazu ermuntert, bald bekämpft, fing an zu unterhandeln; doch am 7. Sept. Abends 10 Uhr, wo der Reichstag zum letzten Male versammelt war, wurde er abgesetzt. Am 8. Sept. Mittags 12 Uhr erfolgte die Übergabe Warschaus. Das Heer unter Malachowski (s. d.), die Regierung unter Niemojowski zogen sich nach Modlin und von da nach Plock, wo Rybinski das Commando übernahm, doch abermals und mit Beistimmung fast aller Generale, nur um mit Russen zu unterhandeln. Ramorino, oder vielmehr die bei ihm befindliche Aristokratie, ging nicht darauf ein, sich mit der Hauptarmee zu vereinigen, sondern beabsichtigte den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen; doch ungeschickt angeführt, mußte sie sich am 17. Sept. über die galizische Grenze ziehen und der ebenso ungeschickt angeführten Hauptarmee blieb endlich am 8. Oct. auch nichts Anderes übrig, als, protestirend gegen P.'s abermaliges Unterliegen, nebst Regierung und Reichstag auf preuß. Boden Schutz zu suchen. Damals war die Hauptarmee noch 22000 M., Ramorino's Corps 11000 M. und das des Generals Ro-

zycki im Krakauschen noch 6000 M. stark. Dies war der nothwendige Ausgang einer Insurrection, in der sich gewissermaßen ganz die alte poln. Geschichte abspiegelte und die das Volk auch nicht um einen Schritt weiter politisch entwickelt zeigte; einer Insurrection, in der die Aristokratie, um ihre oligarchische Stellung bei jedem Ausgange wieder zu gewinnen und zu behaupten, den Aufschwung des Volks und der Massenkräfte hinderte, mit der alten Geringzahl der disponibeln und nur von fremder Herrschaft besser als sonst organisirten Kräfte kämpfte, wo wiederum nur alte Familien bedeutsam eingriffen und kein neues Talent in die Höhe kommen konnte; in der man ebenfalls auf der einen Seite den Völkern, auf der andern den Monarchen sich gefällig machen wollte und es mit Beiden verdarb.

Nach dem Falle Warschaus begann ein furchtbares Strafgericht über P. zu ergehen. Die Angelegenheiten des Staats leitete ein Administrationsrath, dessen Mitglieder die Generale Rautenstrauch und Kossecki und die Staatsräthe Fuhrmann und Zielinski waren, anfangs unter dem Vorsitze des Staatsraths Engel, dann unter dem Statthalter Paskewitsch. Die Constitution von 1815 wurde zurückgenommen und nichts als der Name blieb dem Lande. Durch kriegsrechtlichen Ausspruch wurden viele der Edelleute in den ehemals poln., mit Rußland vereinigten Provinzen, welche der Insurrection sich angeschlossen oder sie wenigstens unterstützt hatten, ihres Adels beraubt und theils zu Zwangsarbeiten, theils zur Colonisation nach Sibirien, theils endlich zum Kriegsdienst in den sibirischen Linienbataillonen verurtheilt. Die Offiziere der Heeresabtheilungen Namorino's, Kaminski's und Rozycki's in Galizien und Rybinski's in Preußen wurden auf immer vom vaterländischen Boden verbannt. Zahlreiche Confiscationen folgten; selbst Czartoryski, der Jugendfreund Alexander's, der nach Galizien entflohen war, verlor nicht nur alle Orden und Würden, sondern auch seine weitläufigen Besitzungen im westlichen Rußland. Die Haupttheilnehmer an der Insurrection, welche, wie Wysocki u. A., in Gefangenschaft gerathen waren, wurden zur Transportirung nach Sibirien verurtheilt; andere, die sich unterworfen hatten, wie Krukowiecki, Prondzynski, Ledochowski, der heldenmüthige Befehlshaber in der Festung Modlin, und mehre Andere in das Innere Rußlands gewiesen. Die Universitäten in Warschau und Wilna wurden aufgehoben und ihre Bibliotheken und Sammlungen nach Petersburg gebracht; ebenso löste man die obern Classen der Gymnasien, sowie das Cadettenhaus zu Kalisch auf, dessen Zöglinge in russ. Militairschulen versetzt wurden. Die poln. Nationalarmee hörte auf zu bestehen, und die ehemals poln. Soldaten, welche zurückgeblieben oder im Vertrauen auf Amnestie ins Vaterland zurückgekehrt waren, mußten, sobald sie nicht einen bestimmten Lebensunterhalt nachweisen konnten, zu 15- bis 20jährigem Dienste in der russ. Armee nach Kiew abgehen. Die Kinder der ärmern Volksclasse in Warschau und andern vom Kriege verheerten Gegenden wurden nach Rußland abgeführt und dort in die Soldatenschulen aufgenommen. Bis zu den Landesfarben herab wurde, soweit es bei der nominellen besondern Existenz P.s möglich war, alles Nationale vernichtet. Zwar wurde am 1. Nov. 1831 eine allgemeine Amnestie erlassen; doch war sie mit zahlreichen Ausnahmen begleitet. An die Stelle der Constitution trat das aus 69 Artikeln bestehende organische Statut vom 14. (26.) Febr. 1832. Dieses hob den Reichstag auf und ersetzte ihn durch einen Staatsrath, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte und die nicht geborene Polen zu sein brauchten. Die Steuern wurden nach dem für das übrige Rußland geltenden Maßstabe geordnet. Die oberste Leitung der Verwaltung, die bisher von Ministern ausging, welche dem Reichstage verantwortlich waren, wurde einem Administrationsrathe übertragen, dessen Mitglieder, die Oberdirectoren der verschiedenen Verwaltungszweige, ihre Sitzungen unter dem Vorsitze des zum Statthalter des Königreichs ernannten Paskewitsch hatten. Ein besonderer Artikel des organischen Statuts verbürgte den Polen Freiheit der Religion, der Personen und Sicherheit des Eigenthums, aber eine besondere Bestimmung fügte hinzu, daß bei dem Verfahren gegen Staatsverbrecher die in Rußland geltenden Verordnungen zu Grunde liegen sollten.

Im Einklange mit diesen Maßregeln stand es, daß die Policei mit einer Strenge gehandhabt wurde, welche selbst unter der Verwaltung vor der Revolution unerhört war. Düsteres Schweigen mußte selbst in den vertrautesten Kreisen an die Stelle der Offenheit treten, mit welcher der Pole, seinem lebhaften halboriental. Charakter gemäß, gewohnt ist, seine Gefühle und Gesinnungen auszusprechen: denn das geringste Wort, welches den Ver-

dacht einer der russ. Regierung feindseligen Gesinnung erweckte, war hinreichend, dem Unvorsichtigen, dem es entschlüpfte, langwieriges Gefängniß und vielleicht noch Schlimmeres zuzuziehen. Alle Journale und Druckschriften, denen der Eingang in das Königreich gestattet war, wurden einer Censur unterworfen, vor der selbst die amtlichen Blätter befreundeter Regierungen nicht immer Gnade fanden. Die wenigen Journale, die im Innern des Königreichs erscheinen durften, waren nur dazu bestimmt, den russ. Interessen zu dienen. Die Grenzen des Königreichs wurden mit dreifachen Kosackenlinien umstellt, um den Verkehr mit dem Auslande zu beaufsichtigen und das Einschleichen verdächtiger Personen zu verhindern. Dennoch gelang es mehren der nach Frankreich ausgetretenen Flüchtlinge, in ihr Vaterland zurückzukehren und, unentdeckt von den russ. Behörden, ihre Verwandten und Angehörigen zu besuchen. Einzelne Verwegene entwarfen im März 1833 sogar den tollkühnen Plan, einen neuen Aufstand gegen die russ. Herrschaft hervorzurufen. Im Apr. wurde in der Wojewodschaft Krakau ein bewaffneter Haufe auseinander gesprengt, die der ehemalige Lieutenant Dziewicki gebildet hatte; der Anführer, als er sah, daß kein Entkommen möglich sei, vergiftete sich. Ein anderer Haufe, von Arthur Zawisza geführt, wurde erst nach einem hartnäckigen Gefechte in dem Walde von Krasniewice, zwischen Warschau und Kalisch, überwältigt und hierauf Zawisza am 14. Nov. zu Warschau durch den Strang hingerichtet. Die einzige Wirkung, die diese Bestrebungen hervorbrachten, war, daß sie die Wachsamkeit und die Strenge der russ. Behörden verdoppelten. Als der Kaiser im Sept. 1833 zuerst wieder nach Polen kam, besuchte er zwar die Werke der wenige Stunden von Warschau gelegenen Festung Modlin, die unter dem Namen Nowo-Georgiewsk zu einem mächtigen Bollwerke der russ. Herrschaft umgeschaffen wurde, aber nicht die Hauptstadt. Eine Abordnung, die diese an ihn abschickte, wurde nicht vorgelassen. Bei einer zweiten Reise im Nov. 1834 kam er nach Warschau; doch sah er nur die russ. Behörden. Erst im Oct. 1835, als der Kaiser von der großen Heerschau bei Kalisch über Warschau nach Rußland zurückreiste, erhielt eine Abordnung des Stadtraths die Erlaubniß, dem Kaiser ihre Aufwartung zu machen. Hier hielt der Kaiser eine Anrede an sie, die seine Gesinnungen so offen und gerade aussprach, daß kein Pole mehr zweifelhaft sein konnte, daß sein Vaterland dazu bestimmt sei, ganz in Rußland aufzugehen. Die der Krone zugefallenen Güter der Emigrirten, welche von der Amnestie keinen Gebrauch gemacht hatten, in dem Werthe von vielen Millionen, wurden als Majorate an russ. Generale und Große verliehen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nur auf Nachkommen griech. Glaubens vererbt werden dürften. Auf diese Weise wurde mitten in P. eine echtruss. Aristokratie begründet und zugleich der Anfang gemacht, der mit dem russ. Staatswesen innig verbundenen griech. Religion den Eingang ins Königreich zu verschaffen. Längere Zeit war das Land ohne allen öffentlichen Unterricht geblieben; im J. 1833 kam der neue Schulplan zur Ausführung, dessen offen ausgesprochene Haupttendenz ebenfalls nur die war, die poln. Jugend in der russ. Sprache auszubilden, sie zum Studium der russ. Geschichte hinzuführen und sie russ. Verhältnisse lieben zu lehren. Die Universität in Warschau blieb geschlossen; dagegen wurden daselbst drei Gymnasien und vier Kreisschulen, auch in größern Städten des Königreichs sieben Gymnasien, mehre Kreisschulen und später noch in Warschau ein höheres juristisches und pädagogisches Lehrinstitut errichtet. Alle früher gebrauchten Lehrbücher wurden auf einmal verboten und erst 1841 nach neuer zeitgemäßer Bearbeitung abgedruckt und wieder eingeführt. Ein besonderer „Warschauer Lehrbezirk" wurde für P. errichtet und Okounef (s. d.) mit der Oberaufsicht desselben beauftragt. Niemand sollte auf den russ. Universitäten zugelassen werden, kein poln. Edelmann ins Militair eintreten können, überhaupt seit 1840 Niemand ein öffentliches Amt erhalten, der nicht der russ. Sprache vollkommen mächtig sei. Zu weiterer Beförderung inniger Verschmelzung mit dem Kaiserthum wurden die bisherigen Wojewodschaften in Gubernien umgewandelt; ein Ukas von 1842 bestimmte, daß alle Berechnungen nicht mehr nach poln. Gulden, sondern nach russ. Silberrubeln geschehen sollten, daß alle Münzen des Königreichs, die nicht das russ. Gepräge haben, allmälig einzuziehen und in russ. Münzen umzuprägen und daß die poln. Bankscheine in andere auf russ. Silberrubel lautende umzuwandeln seien. Ein anderer Ukas von 1841 setzte fest, daß, statt des bisherigen selbständigen Staatsraths und Obertribunals im Königreich, in Warschau zwei Departe-

ments des dirigirenden russ. Senats, die der Reihefolge nach das neunte und zehnte heißen sollten, eingesetzt werden sollten.

Inzwischen war P. ideell vertreten durch die poln. Emigration in Frankreich, die noch gegen 4000 Individuen zählte. Alles, was dereinst in Altpolen gebraust hatte, alle Leidenschaften, die ehemals dort geherrscht, alle Parteiungen, in die es getheilt gewesen, was fremde Gewalt Jahre lang niedergehalten und schon längst erstickt zu haben meinte, der Geist der alten Republik in allen seinen Nüancen, brach fesselos unter den poln. Emigranten binnen wenigen Jahren hervor. Nachdem mehre Versuche der Emigration in Rußland, Deutschland und Italien, von Frankreich und der Schweiz aus Aufstände zu Gunsten P.s zu erregen, misglückt waren, vereinigten sich die in Parteien Gespaltenen zu dem Unternehmen, durch alle mögliche Mittel den gegenwärtigen Zustand des ehemaligen P. umzustürzen und zur Wiederherstellung des Vaterlands einen neuen Versuch zu machen. Mehre Jahre dienten der Vorbereitung. Es wurde zu dem Zweck das ehemalige poln. Reich in fünf Regionen oder Provinzen, nämlich das Großherzogthum Posen, den Freistaat Krakau, Galizien, das Königreich P. und Lithauen getheilt und unter besondere Oberleiter gestellt, zahlreiche Emissaire bereisten diese Länder, eine große Verbindung wurde in denselben gestiftet und eine Schrift von Mlodecki, „Von den Lebenswahrheiten des poln. Volks" (Brüss. 1844), die in Form eines Katechismus die genauesten Vorschriften darüber enthielt, wie ein Aufstand in P. durchzuführen sei, in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Zugleich suchte ein Theil des Adels, indem er dem Bürger und Bauer sich im Umgange näherte und ihn mit communistischen Lehren und Hoffnungen erfüllte, diesen für die Revolution zu gewinnen. So schien das Werk reif und nach einem gemeinsamen Beschlusse der Großherrscher der fünf Provinzen sollte die Erhebung zwischen dem 17. und 21. Febr. 1846 in allen Provinzen zugleich erfolgen. In den Vordergrund der Operationen wurde die Überrumpelung der preuß. Festungen Posen und Thorn und wo möglich noch einer andern Festung in den altpreuß. Provinzen gestellt. Aber die Wachsamkeit der preuß. Regierung und Zufälle vereitelten gleich von vorn herein die Besitznahme der festen Plätze. Der zum Lenker des posener Aufstandes bestimmte Mieroslawski wurde bei Gnesen gefangen genommen, worauf am 14. Febr. die Verhaftung vieler angesehener poln. Gutsbesitzer in Posen und Westpreußen folgte. Ein in der Nacht vom 2.—3. März von Kurnik aus gemachter Versuch zur Überrumpelung Posens mislang und ebenso wurde im Königreich P. der in Siedlce angestellte Revolutionsversuch gleich beim Auftauchen erdrückt. Mit genauer Noth gelang es dem dahin entsendeten Bronislaw Dombrowski, einem Sohne des berühmten Generals, wieder nach Preußen zu entkommen, wo er gefangen wurde. Die thätigen Theilnehmer des Aufstandes, Pantaleon Potocki, Kociszewski und Zarski, wurden gehenkt, Andere nach Sibirien gebracht. Bedeutender war der Aufstand in Krakau, das bei dem vielfach durchwühlten gesellschaftlichen Zustande und den mangelhaften administrativen Einrichtungen die Rolle eines der Revolution zu Gebote stehenden Stapelplatzes spielte. Auf viele Anzeichen eines herannahenden revolutionairen Ausbruchs und gedrängt von den Repräsentanten der Schutzmächte hatte der Senat den Militaircommandeur der östr. Truppen in Podgorze, Generalmajor Collin, um Hülfe angerufen. Dieser zog am 18. Febr. mit 1200 M. östr. Truppen und einer halben Batterie in Krakau ein, wo er kräftige Maßregeln ergriff. Da er aber in der Stadt selbst, wo die Vertheidigung sehr schwierig war, angegriffen wurde, auch zahlreiche Volksmassen der Stadt zuströmten, so zog er sich am 22. Febr. wieder nach Podgorze zurück. In Krakau trat nun sofort eine Nationalregierung, bestehend aus dem Doctor der Rechte Jan Tyssowski, Grzegorzewski und Gorzkowski, auf, die jedoch bald ihre Gewalt in die Hände des zum Dictator ernannten Tyssowski niederlegte. Dieser erließ eine wohlabgefaßte Proclamation an das Volk, rief alle Männer zu den Waffen und foderte bei Todesstrafe Gehorsam. Nach Galizien entsendete er eine Abtheilung krakauer Insurgenten. Doch schon nach zehn Tagen sahen sich die Machthaber genöthigt, die Stadt in der Nacht vom 2.—3. März vor dem nun in Verein mit den Russen herandringenden General Collin zu verlassen, die nun gemeinsam von den Östreichern, Russen und Preußen besetzt wurde. Einen ganz unerwarteten Ausgang nahm die Revolution in Galizien. Als im tarnower Kreise die von den Adeligen ausgegangenen Aufreizungen zu Unruhen bei dem Landvolke keinen Anklang fanden, der Adel

dasselbe aber mit Gewalt zur Theilnahme an dem Aufstande zu führen gedachte, wendete sich das Landvolk gegen den Adel selbst, wol ebenso durch die Bedrückungen, die es bisher von demselben bei den Frohndiensten (s. Roboth) zu erdulden gehabt hatte, wie durch die Belohnungen, die ihm von einzelnen am Leben bedrohten östr. Unterbeamten für das Einbringen der Aufrührer geboten wurden, gereizt. Es rotteten sich in den Kreisen Tarnow, Jaslo, Sandecz und Rzeszow große Haufen von Bauern zusammen, als deren Hauptanführer Szela oft genannt worden ist, verbrannten und plünderten die Edelhöfe und mordeten zuletzt Alles, was nicht den Bauernkittel trug, sodaß über 800 Menschen das Leben verloren. Mit Mühe und großer Schonung nur gelang es den östr. Behörden, die Ruhe herzustellen, und so sind, abgesehen von den Gefallenen und Verhafteten, die Folgen des letzten revolutionairen Versuchs nur in einem gestörten gesellschaftlichen Zustande und einer Masse zerrütteter Vermögensumstände zu finden. Vgl. Röpell, „Geschichte P.s" (Bd. 1, Hamb. 1840); Bronikowski, „Geschichte P.s" (4 Bdchn., Dresd. 1827) und nächst den Originalwerken von Naruszewicz (s. d.), Niemcewicz (s. d.), Bandtke (s. d.), Lelewel (s. d.) und Mickiewicz (s. d.) Rulhière, „Histoire de l'anarchie de P. et du démembrement de cette république" (4 Bde., Par. 1807), die aber mit sichtbarem Hasse gegen Katharina und Poniatowski geschrieben ist; Oginski's treffliche „Mémoires sur la P. et les Polonais depuis 1788—1815" (4 Bde., Par. 1826) und Desselben „Observations sur la P. et les Polonais pour servir d'introduction aux Mémoires etc." (Par. 1827); Spazier, „Geschichte des Aufstandes des poln. Volks in den J. 1830—31" (3 Bde., Altenb. 1832); Soltyk, „La Pologne; précis historique, politique et militaire de sa révolution etc." (2 Bde., Par. 1833) und Brzozowski, „La guerre de P. en 1831" (Lpz. 1833).

P. in seinem gegenwärtigen Zustande als russ. Königreich umfaßt 2331 □M. und ist im Norden von Preußen und Rußland, im Osten von dem letztern Reiche, im Süden von Galizien, dem Gebiete der freien Stadt Krakau und im Westen von Preußen begrenzt. Die Zahl der Bewohner betrug im J. 1843 4,700474; sie ist seit 1829 um 566740 und seit 1842 um 77062 Köpfe gestiegen. Der Religion nach zählt es 4,175598 Christen (200000 deutsche Protestanten), 295 Mohammedaner und 524481 Juden, die meist auf einer sehr niedern Stufe der Bildung stehen. Man zählt gegen 450 Städte und 22000 Dörfer. Die größten Städte sind Warschau (s. d.), Plock (s. d.), Kalisch (s. d.), Lublin (s. d.), und die bedeutendsten Festungen Alexandrowsk bei Warschau, Modlin oder Neugeorgiewsk und Demblin beim Einflusse des Wieprz in die Weichsel und Zamosc. Das Land ist größtentheils eine Ebene, nur an der südlichen Seite, nach Galizien zu, finden sich Anhöhen, die Eisen, Blei, Zink, Steinkohlen, Schwefel und Marmor liefern. Der fünfte Theil des Landes ist mit Wäldern bedeckt. Der Ackerbau ist das Hauptgeschäft der Einwohner. In Rücksicht auf die Industrie sind vor Allem die Tuchfabriken in den Fabrikstädten Zgierz, Lodz, Dzorkow zu nennen. Durch sie wird auch die Schafzucht sehr gehoben. In zweiter Reihe stehen die Fabriken von Eisenwaaren. Der Handel wird durch die schiffbaren Ströme sehr erleichtert, auch durch den Kanal von Augustowo, der den Niemen mit der Narew und zugleich mit der Weichsel verbindet. Das Königreich hat über 300 M. Chausséen. Von dem Centralpunkte Warschau aus gehen Chausséen nach Krakau, Kalisch, Kowno, Brzesk und Lemberg, auch wird Warschau mit Krakau durch eine Eisenbahn verbunden. Das Einkommen des Staats nimmt man zu 60 Mill., die Ausgaben zu 52 Mill., die Staatsschulden zu 200 Mill. poln. Gulden an.

Polnische Sprache und Literatur. Die poln. Sprache ist einer der ausgebreitetsten Zweige des slaw. Sprachstammes und wird von Dobrowsky nebst der böhm. Sprache für den westlich-slaw. Hauptdialekt angesehen. Fast alle andern slaw. Mundarten übertrifft sie an Wohllaut und Biegsamkeit, sowie sie an treffender Kürze schwerlich von einer andern Sprache übertroffen wird. Sie hat, ohne sich des Artikels zu bedienen, eine ganz ausgebildete Declination in sieben Casus, nämlich außer den fünf schon aus der lat. Sprache bekannten, noch einen besondern Casus Instrumentalis und einen Localis; ebenso ausgebildet ist die Conjugation, die viele der deutschen Sprache fremde Übergänge und feine Nuancen in den Zeit- und Geschlechtsverhältnissen, sowie in den Modis durch besondere Formen auszu-

drücken vermag. Ungemein reich ist auch die Wortbildung. Zwar hat die poln. Sprache eine Menge harter Mitlauter, wodurch sie sich auffallend von ihrer östlichen Schwester, der russ. Sprache, unterscheidet, aber durch die Verschmelzung dieser Consonanten in der Aussprache bewahrt sie ihren Wohllaut. Sie allein von allen slaw. Dialekten hat Nasalvocale, ą (wie das franz. on) und ę (wie das franz. in). Eigenthümlich ist ihr auch das sehr breite schnarrende gestrichene l (ł). Vermöge obiger Vorzüge, wozu noch die freie Wortstellung kommt, kann die poln. Sprache die Feinheiten der classischen Prosa leicht nachahmen; schwerer wird ihr die Nachahmung der poetischen Werke, da der Accent fast immer auf die vorletzte Silbe des Worts fällt. Die Prosodie liegt auch im Polnischen in dem Wortaccent (vgl. Królikowski, „Prozodya polska", Pos. 1821); doch haben die Dichter, bis auf die neueste Zeit herab, nach dem Vorgange der Franzosen, die Silben nur gezählt, nicht auf den Tonverhalt geachtet.

Schon in sehr früher Zeit sonderte sich die poln. Sprache von dem gemeinsamen slaw. Stamme ab; am nächsten verwandt war sie anfangs der Böhmischen Sprache (s. d.). Nach der Einführung des Christenthums unter den Polen war die lat. Sprache von bedeutendem Einfluß auf deren Bau und Ausbildung. Mit deutschen Wörtern wurde sie, besonders im Gebiete der Industrie und Kunst, in Folge des Einwanderns deutscher Colonisten und Handwerker, schon seit dem 14. Jahrh. vermischt. Erst seit dem 16. Jahrh. Büchersprache, entwickelte sie sich, rein und kräftig ausgebildet, rasch zu einem hohen Grade der Blüte, worauf es ihr auch gelang, die lat. Sprache, die bis dahin die Staatssprache und die aller Gebildeten in Polen gewesen war, zu verdrängen. Doch schon im 17. Jahrh. verfiel sie wieder. Im 18. Jahrh. wurde sie durch die in Europa herrschende franz. Sprache nicht immer zu ihrem Vortheile bereichert. Einen neuen kräftigen Aufschwung nahm sie unter Stanislaw August. Auch ließ sie sich selbst durch die nachfolgenden politischen Umwandlungen des poln. Staats in ihrer Ausbildung nicht aufhalten, insbesondere ist sie in den beiden letzten Jahrzehnten mächtig gefördert worden. Die gegenwärtig in der Sprache des gemeinen Lebens merklich hervortretenden poln. Dialekte sind der großpolnische in Posen, der masurische in Mazowien, der kleinpolnische, der wohlklingendste von allen, in Galizien; der lithauische, der von neuern Dichtern, z. B. Mickiewicz, auch in der Schriftsprache angewendet wurde, und der durch Germanismen entstellte preußische und schlesische. Vgl. Kaulfuß, „Über den Geist der poln. Sprache" (Halle 1804). Unter den poln. Sprachlehren sind nach der des Piaristen Kopczynski (gest. 1817) die von Mrongovius (3. Aufl., Danz. 1827) und Vater (Halle 1807), vorzüglich aber die von Bandtke (neue Aufl., Bresl. 1824), Mrozinski (Warsch. 1822), Poplinski (Lissa 1829) und Muczkowski (Krak. 1845) zu erwähnen. In die Tiefe der Sprache suchte zu dringen Szreniawa in seiner „Wortforschungslehre der poln. Sprache" (deutsch, 2 Bde., Lemb. 1842). Das umfassendste poln. Wörterbuch ist das von S. G. Linde (s. d.). Unter den ältern poln.-deutschen Wörterbüchern ist das von Trotz (Lpz. 1779; neue Aufl., Bresl. 1831) und unter den neuern das von Bandtke (2 Bde., Bresl. 1806), das von Mrongovius (neue Aufl., Königsb. 1835) zu nennen. Am brauchbarsten sind die poln.-deutschen und deutsch-poln. Wörterbücher von dem Professor an der krakauer Universität, Trojanski (4 Bde., Pos. 1835—46).

Das ganze Feld der poln. Literaturgeschichte läßt sich in fünf ziemlich scharf voneinander geschiedene Abschnitte theilen. Die Anfänge poln. Literatur reichen bis in die vorchristliche Zeit hinauf, nämlich in den echt slaw. Elementen, welche in Sprüchwörtern, Volksliedern und Volkssagen aufbewahrt sind. Auf die große Bedeutung dieser Überreste der volksthümlichen Geistesthätigkeit, welche Jahrhunderte hindurch von dem verachteten poln. Landvolke treu bewahrt wurden, sind aber die Polen erst in neuester Zeit aufmerksam geworden. Sorgfältige Sammlungen der Volkslieder veranstalteten Wojcicki in Warschau („Pieśni Biało-Chrobatów", 2 Bde., Warsch. 1836), von Waclaw aus Oleśka („Pieśnie polskie i ruskie ludu galicyjskiego", Lemb. 1833) und Vincenz Poll („Volkslieder der Polen", deutsch, Lpz. 1833); ebenso wurden die Volkssagen von Wojcicki („Klechdy", 2 Bde., Warsch. 1837; deutsch von Levestam, Berl. 1839) gesammelt. Eine eigenthümliche Form des poln. Volksliedes ist der Krakowiak (s. d.). Zu den ältesten Denkmälern der poln. Literatur rechnet man das dem heil. Adalbert (s. d.) zugeschriebene Lobgedicht auf die Maria „Boga rodzica", das aber, da der Ausdruck desselben als eines Schlachtliedes sich

mit den Generationen erneuert haben mag, in der auf uns gekommenen Fassung sicher erst aus dem 14. oder 15. Jahrh. stammt. Bevor diese Keime, die auf wirklich poln. Grund und Boden entsprossen waren und die schon früh eine selbständige Lebens- und Entwickelungsfähigkeit zu bethätigen anfingen, auf naturgemäßem Wege zu einer eigentlichen Literatur erwachsen konnten, wurde von außen her, zuerst durch Einführung des Christenthums im 10. Jahrh., ein anderer literarischer Sproß nach Polen verpflanzt, durch dessen üppigen Aufwuchs jene ursprünglichen Keime zwar nicht gänzlich erstickt, doch auf lange Zeit in weiterer Ausbildung aufgehalten wurden. Die lat. Cultur des westlichen Christianismus war es, welche unter dem Schutze der Kirche das slaw. Element in Polen sich unterwarf; ein lat. Element trat an die Stelle des slawischen, und nur auf jenem erstand für eine lange Zeit das wissenschaftliche und literarische Leben der Polen. Die ersten Ergebnisse dieser lat.-poln. Literatur waren die aus dem 12. und 13. Jahrh. herrührenden, in lat. Sprache abgefaßten Chroniken von Martin Gallus, der wahrscheinlich eigentlich Kurek, d. i. Hahn, hieß und zwischen 1110—35 lebte, von Wincenty Kadłubek (s. d.) und Boguphal, Bischof von Posen, gest. 1253, welche sämmtlich in der Sammlung Mizler's (Warsch. 1761) abgedruckt sind; ferner das „Chronicon summorum pontificum et imperatorum rom." (Bas. 1559) von Marcin Strzębski oder Polonus, der Beichtvater des Papstes Nikolaus' III. war und 1279 starb. Nach geraumem Stillstande war es König Kasimir III. (s. d.), der der Literatur eine bessere Zeit vorbereitete, indem er nicht nur der Erbauer vieler Städte wurde, den Ackerbau und die Gewerbe begünstigte, sondern auch 1347 ein eigenes Gesetzbuch, das berühmte Statut von Wislica, abfassen ließ und in demselben Jahre die Universität zu Krakau stiftete, die aber erst von Wladislaw Jagello (s. d.) im J. 1400, nach erlangter päpstlicher Bestätigung, vollständig eingerichtet wurde, nun rasch zu hoher Blüte sich erhob und lange Zeit der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen wurde. Vor Allem blühten daselbst die mathematischen Wissenschaften, und es gehören ein Johannes Glogovienſis, gest. 1507, und insbesondere Wojciech Brudzewski, gest. 1497, der der Lehrer des Kopernikus und Verfasser mehrer astronomischer Werke war, zu den berühmtesten Gelehrten jener Zeit. Auch der in Böhmen damals auftauchende Hussitismus, welcher in Polen zahlreiche Anhänger fand, trug nicht wenig zu geistiger Belebung bei, während zugleich der von Kasimir ausgestreute Same langsam und still fortkeimte. Das Vorwärtsschreiten der Bildung wurde sichtbarer bei Jan Długosz (s. d.), und durch die wahrscheinlich von Haller um 1490 begründete erste poln. Druckerei in Krakau. Aus dieser Zeit stammt das älteste noch vorhandene Document poln. Schriftwesens, das in dem St.-Florianskloster bei Linz im Manuscript befindliche Psalterium der Königin Margaretha, ersten Gemahlin Ludwig's I. von Polen und Ungarn (herausgeg. vom Grafen Dunin Borkowski, Wien 1834), sowie die wichtige, von dem Erzbischof von Gnesen, Jan Laski (s. d.), auf Verlangen des Königs Alexander von Polen veranstaltete Sammlung vaterländischer Gesetze.

Während die frühern literarischen Erzeugnisse der Polen hauptsächlich in lat. Sprache abgefaßt gewesen waren, wurde die poln. Sprache in der nun folgenden zweiten Periode zur Schriftsprache erhoben und erreichte in derselben eine erstaunenswerthe Kraft, Selbständigkeit und Ausbildung. Diese Periode umfaßt das 16. Jahrh.; es war die glorreiche Zeit der beiden Könige Sigismund's I. (s. d.), 1507—42, und Sigismund's II. August (s. d.), 1542—72, und es wird dieselbe als das goldene Zeitalter der poln. Literatur gepriesen. Die Wissenschaften überhaupt, insbesondere das griech. und röm. Alterthum, erfreuten sich einer ungemeinen Pflege und Begünstigung. Sigismund I. erhob 1535 den ganzen Lehrerstand der krakauer Akademie zu Adeligen, und Stephan Bathori legte in Wilna eine Akademie an. Dem Beispiele der Fürsten folgten die Magnaten, wie Jan Zamoyski (s. d.), der 1594 in Zamość eine Akademie stiftete. Andere begaben sich behufs ihrer Ausbildung ins Ausland, besonders nach Italien und Deutschland, woher es auch kam, daß die Reformation, die zum freien Aufschwunge der Gedanken in dieser Zeit in Polen nicht wenig beitrug, unter stillschweigender Begünstigung der Regierung, so raschen allgemeinen Eingang gewann. Die Poesie trat jetzt plötzlich in einer Vollendung auf, von der man vorher keine Ahnung gehabt hatte. Die Bahn brach Michał Rej aus Nagłowic, gewöhnlich

der Vater der poln. Dichtkunst genannt, geb. 1515 in Zorawno in der Rus, gebildet in Lemberg und Krakau, der als poln. Adeliger, der Reformation zugethan, am Hofe der beiden Könige Sigismund lebte und um 1568 starb. Seine oft sehr scharfen und witzigen satirischen Gedichte „Wizerunek żywota człowieka poczciwego" (Krak. 1560) und „Apophthegmata" (Krak. 1568) sind in einer derben, kraftvollen, aber rauhen Sprache abgefaßt und bekunden ein heiteres, echt dichterisches Gemüth. Auf höchster Stufe stand nach ihm Jan Kochanowski (s. d.) mit seinem Bruder Piotr Kochanowski (s. d.). Unter den vielen Nachfolgern derselben verdienen besondere Auszeichnung Jan Rybinski, der 1589 Lehrer in Danzig war und sich auch in lat. Versen versuchte; Sęp Szarzynski, gest. 1581, dessen treffliche Gedichte neuerdings durch Muczkowski (Pos. 1827) herausgegeben wurden; Kaspar Miaskowski in Großpolen, um 1610, und Stanisław Grochowski, gest. 1612, von dem viele geistliche Lieder voll Innigkeit herrühren. Zu nennen ist ferner Szymon Szymonowicz, genannt Simonides, gest. 1629, der durch seine lat. Oden sich den Namen des lat. Pindar erwarb und dessen poln. Idyllen („Sielanki", neue Ausg., Lpz. 1837) nach dem Muster Theokrit's noch jetzt durch einfache natürliche Reize gefallen. Sein Nachahmer und Freund war Szymon Zimorowicz, gest. 1629, der in seinen Idyllen („Sielanki", neue Ausg., Lpz. 1836) ihn, wenn nicht an Anmuth, doch an Originalität übertraf. Sebastian Klonowicz, genannt Acernus, 1551—1608, Rathsherr in Lublin, ist ausgezeichnet in der Satire und der beschreibenden Poesie. Außer den poln. Gedichten „Flis" und „Worek Judaszów" (neu gedruckt, Krak. 1829 und Lpz. 1836) hat man von ihm ein großes lat. Lehrgedicht voller Sarkasmen auf die katholische Geistlichkeit, unter dem Titel „Victoria Deorum, ubi continetur veri herois educatio" (1600).

Die Verbreitung der Reformation veranlaßte sehr bald das Bedürfniß kirchlicher Gesangbücher in poln. Sprache, sowie Bibelübersetzungen. Walenty Brzozowski, gest. um 1570 als Consenior der krakauer Diöces, war der Erste, der böhm. Gesänge in poln. Sprache herausgab (Königsb. 1554). Eine andere wichtige Sammlung der Art veranstaltete Artomius. Schon 1551 erschien zu Königsberg die erste Übersetzung des Neuen Testaments für Protestanten von Jan Seklucyan, den Herzog Albrecht als Prediger von Posen nach Königsberg berufen hatte. Auf Kosten des Fürsten Nikolaus Radziwiłł erschien zu Brześć 1563 die für socinianisch erklärte Übersetzung des Neuen Testaments, an der auch Jan Laski Theil hatte. Die ganze Bibel für Katholiken wurde zuerst von Jan Leopolita (Krak. 1561) übersetzt, dann von Jak. Wujek, einem der gelehrtesten Theologen der Zeit, welcher 1540 in Mazowien geboren, 1565 in Rom in den Jesuitenorden trat, nachher Rector mehrer Lehranstalten desselben und einer der kräftigsten Bekämpfer der Reformation war und 1597 in Krakau starb. Seine Bibelübersetzung (Krak. 1593 und öft.) hat in ihrer kernhaften Sprache Ähnlichkeit mit der Lutherischen. In den theologischen Kämpfen der Zeit machte sich außerdem Piotr Skarga berühmt, der nach seinem Eintritt in den Jesuitenorden Hofprediger des poln. Königs wurde und 1612 starb. Seine Predigten, die freilich häufig in die heftigste Polemik gegen die Evangelischen ausarten, gelten in Rücksicht auf die Sprache als Muster der Beredtsamkeit. Unter den evangelischen Theologen der Zeit machten sich durch viele Schriften berühmt Jak. Niemojewski, Theophil Turnowski, gest. 1608 als Senior der Böhmischen Brüder in Polen, und Andr. Wolan, gest. 1610, der lange Zeit reformirter Prediger in Wilna war.

Die Geschichte erschien jetzt in vaterländischem Gewande zuerst in Marcin und Joachim Bielski's (s. d.) „Kronika". Ihnen folgte Łukasz Górnicki, 1535—91, der Starost und Secretair des Königs Sigismund August war und schon damals in seiner Geschichte der Krone Polen („Dzieje w koronie polskiéj", Krak. 1637; zuletzt Warsch. 1804), welche die Zeit von 1538—72 umfaßt und in einigen andern Werken die Gebrechen der Verfassung Polens mit Freimüthigkeit aufdeckte. Maciej Stryikowski, 1547—82, Archidiakonus von Liefland, hinterließ eine wichtige „Chronik Lithauens" (Königsb. 1582), in welcher treffliche Quellen benutzt sind. Barthol. Paprocki, gest. 1614, verfaßte mehre große genealogische und heraldische Werke, größtentheils in Versen. Sein Hauptwerk ist „Herby rycerstwa polskiego" (Krak. 1584). Dagegen schrieb Marcin Cromer (s. d.) seine Geschichte Polens in lat. Sprache. Auch Stanisław Orzechowski, einer der berühmtesten Redner seiner

Zeit, der 1551 als Kanonikus von Przemysl sich verheirathete und vielfach das röm. Cölibat bekämpfte, schrieb in lat. Sprache die „Annales Poloniae" (Dobromil 1611), welche die J. 1548—52 umfassen und mit äußerster Freimüthigkeit abgefaßt sind. Als Naturforscher erwarb sich Simon Syrenius, um 1590 Professor der Medicin an der krakauer Universität und Verfasser einer sprachlich sehr wichtigen poln. Botanik, weiten Ruhm, ferner als Lehrer der Physik an der Universität und Arzt zu Krakau Sebastian Petrycy, der auch wegen seiner poln. Übersetzung und Erklärung Aristotelischer Schriften zu nennen ist.

Die auf diese Glanzperiode folgende dritte Periode der poln. Literaturgeschichte, die etwa von 1621—1750 reicht, ist die der Jesuitenherrschaft, in Folge welcher ein allgemeiner Verfall der Literatur und Wissenschaften eintrat. Der Cardinal Hosius (s. d.) hatte auf dem tridentiner Concil die Statuten der Jesuiten kennen gelernt und bald erkannt, daß diese allein im Stande wären, jegliche Reformation in Polen aufzuhalten. Er führte daher den Jesuitenorden in Polen ein und stiftete 1566 das erste Collegium in Braunsberg. Die Jesuiten nahmen bald überhand, insbesondere unter Sigismund III., 1580—1632, der sich ganz ihrer Leitung hingab. Sie bemächtigten sich der Bildungsanstalten; ein starres prunkhaftes Wissen trat an die Stelle lebendiger Wissenschaft; durch Vermischung mit barbarischem Latein verlor die poln. Sprache ihre Reinheit; die Geschichte sank zu lächerlicher Lobrednerei, die Poesie zu leerem Schwunge herab und erzeugte fast nur geschmacklose, mit lat. Floskeln und dunkeln Anspielungen auf Mythologie und Geschichte durchflochtene Panegyriken. Anfangs vermochten zwar einige kräftige Geister, wie der Krongroßfeldherr Zamojski (s. d.), den Verfall noch einigermaßen aufzuhalten; allgemein wurde derselbe, als es 1622 den Jesuiten gelang, das Ansehen und die Wirksamkeit der krakauer Akademie, der einzigen Pflegerin der Wissenschaft in dieser Zeit, zu lähmen. Auch während der unglücklichen Kriege und Verwirrungen der Folgezeit war jeder Aufschwung unmöglich.

Unter den Dichtern dieser Zeit steht der Jesuit Kazimierz Sarbiewski (s. d.) oben an, 1595—1640, der jedoch nur in lat. Sprache dichtete. In Wespasyan Kochowski, gest. um 1700, der Historiograph des Königs Jan Sobjeski war, mit dem er auch 1683 vor Wien sich befand, zeigen sich schon neben poetischer Wärme die Verderbniß der Sprache und die Geschmacklosigkeit der Zeit. Neben ihm sind zu nennen Sam. Twardowski, gest. um 1660, der eine Sendung nach der Türkei, an der er Theil hatte, in Versen beschrieb (Wilna 1706); Krzystof Opalinski, ein angesehener Hofmann und Wojewode von Posen, gest. 1655, der „Satyry" (1652) voll scharfer Charakteristik, doch in ganz verderbtem Stile, schrieb; Alan Bardzinski, Chrościnski, der Übersetzer des Lukan, Ustrzycki, Morsztyn, der Übersetzer des Corneille, und Elżbieta Drużbacka, gest. 1760, die, ganz aus sich selbst gebildet, durch ihre einfache und natürliche Poesie (neue Ausg., Lpz. 1837) besonders für jene Zeit sich bemerklich machte. Der Jesuit Nagurczewski, 1719—1811, übersetzte Homer's „Ilias" und Virgil's „Eklogen". Unter den Historikern sind zu erwähnen Paweł Piasecki (s. d.), Szymon Starowolski, gest. als Kanonikus in Krakau 1656, der mehre wichtige literarisch-historische Werke und eine ausgezeichnete Statistik („Polonia, sive status regni Poloniae descriptio", beste Ausg., Wolfenbüttel 1656) schrieb; Wijuk Kojałowicz, Jesuit, gest. 1677, nach Schlözer's Urtheil einer der besten Historiker des 17. Jahrh., der eine Geschichte von Lithauen, „Historia lituania" (Bd. 1, Danz. 1650; Bd. 2, Antw. 1669), verfaßte, die in der Fortsetzung der „Allgemeinen Welthistorie" (Bd. 50) übersetzt ist; Passek, dessen Memoiren Raczynski (s. d.) herausgegeben hat; Jędrzey Węgierski, gest. 1649 als evangelischer Senior in Lublin, der in seinem Werke „Slavonia reformata" (Amst. 1679) eine ausführliche Geschichte der dissidentirenden Kirche gab und auch für die Literaturgeschichte von größter Wichtigkeit ist. Dasselbe gilt von Lubieniecki's (Lubieniecius Rolitsius) „Historia reformationis polon." (Freistadt 1685), der, überall von den protestantischen Theologen verfolgt, 1675 in Hamburg an Gift starb. Kaspar Niesiecki, Jesuit, gest. 1743, lieferte das wichtigste und ausführlichste Werk über poln. Heraldik „Korona Polska" (4 Bde., Lemb. 1728—43, Fol.). Józef Zakuski (s. d.), noch dieser Periode angehörig, trug schon zur Entwickelung der folgenden bei.

Einen neuen Aufschwung nahm die poln. Literatur während der folgenden vierten Periode, seit der Mitte des 18. Jahrh. theils durch den Einfluß der franz. Literatur aus

Ludwig's XIV. Zeit, mit welcher die Polen durch ihre Königinnen aus dem bourbon. Hause und deren zahlreiches Gefolge, auf ihren Reisen und an dem Hofe des Stanislaw Leszczynski (s. d.), der viele seiner Landsleute in Lothringen um sich versammelte, bekannt geworden waren, theils durch die Begünstigung, die eine geschmackvollere Wissenschaft bei dem Könige Stanislaw August, den Fürsten Czartoryski (s. d.), Jablonowski (s. d.) und andern Magnaten fand, besonders aber durch die Reform Stanislaw Konarski's. Letzterer, geb. 1700, war frühzeitig in den Piaristenorden getreten, hatte Italien und Frankreich durchreist und, als er nach seiner Rückkehr den Verfall seines Vaterlands erkannt, beschlossen, die Bahn zum Bessern zu brechen. Zuerst versuchte er durch Reformation seines Ordens eine bessere Erziehungsmethode einzuführen, und stiftete, um besonders auf den Adel, als die eigentlichen Staatsbürger Polens, zu wirken, ein Collegium nobilium in Warschau, welches nicht zu berechnende Früchte trug und zugleich die Folge hatte, daß sehr bald die Erziehung nicht mehr den einzelnen Mönchsorden überlassen, sondern als ein Staatsinteresse erkannt, und daß unter Stanislaw August eine besondere Educationscommission aus den tüchtigsten und gelehrtesten Männern gebildet wurde. Er suchte ferner das Studium der classischen und alten poln. Literatur zu beleben, veranlaßte viele Ausgaben älterer Schriftsteller, veranstaltete selbst eine Sammlung sämmtlicher poln. Constitutionen und Statuten (6 Bde., Warsch. 1739) und verfaßte eine große Anzahl pädagogischer, religiöser und oratorischer Schriften, die sich durch Klarheit und Gelehrsamkeit auszeichnen. Da er in dem Theater ein Mittel erblickte, den gesunkenen Geschmack zu heben, so übersetzte er franz. Schauspiele ins Polnische und ließ sie statt der bei den Piaristen gewöhnlichen Schuldramen aufführen; auch mag er das Seinige dazu beigetragen haben, daß Warschau seit 1765 ein stehendes poln. Theater erhielt, weshalb man ihn, obschon es seit dem 15. Jahrh. mannichfache dramatische Versuche in Polen gab, als den Vater des poln. Dramas betrachtet. Er starb 1773. Ausgezeichnete Männer förderten das von ihm begonnene Werk. Unter ihnen nennen wir seinen Schüler, den gründlich gelehrten Onufry Kopczyński, 1735—1817, der zuerst eine grammatische Begründung der Sprache in seiner „Grammatyka norodowa" versuchte; Grzegorz Piramowicz, gest. 1801, Verfasser vieler Schulschriften; den Jesuiten Franc. Bohomolec, der sehr viele Theaterstücke aus dem Französischen übersetzte (5 Bde., Warsch. 1775), vor Allen aber Adam Stanislaw Naruszewicz (s. d.), den trefflichen Übersetzer des Tacitus, und Ignaz Krasicki (s. d.), den Träger und Mittelpunkt der ganzen poln. Literatur seiner Zeit. Als Dichter sind in dieser Periode bemerkenswerth Stanislaw Trembecki, Kammerherr des Königs Stanislaw August, gest. 1812, der als Lyriker gerühmt wird, aber oft nur rhetorisch ist. Sein Hauptwerk „Sofiówka" enthält eine poetische Beschreibung eines Gartens der Gräfin Sophia Potocka. Eine Sammlung seiner „Poezye" erschien zu Warschau (2 Bde., 1819; neue Ausg., Lpz. 1836). Höher stand Franc. Kniaźnin (s. d.). Kajetan Węgierski, geb. 1755, wurde wegen seiner beißenden Verse genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, durchreiste Frankreich und Italien, beschrieb seine Reise in trefflichem Französisch, und starb 1787 zu Marseille. Seinem Hauptwerk „Organy" (Warsch. 1803) liegt Boileau's komisches Gedicht „Le lutrin" zu Grunde. Seine „Poezye" erschienen gesammelt zu Leipzig 1837. Cyprian Godebski, ein witziger, geschmackvoller Dichter, blieb 1809 als Oberst in der Schlacht bei Raszyn. Franc. Wężyk erwarb sich einen Ruf durch seine poetische Beschreibung der Gegenden Krakaus, „Okolice Krakowa" (Krak. 1833), sowie durch einige Romane und Dramen. Die zu ihrer Zeit sehr gerühmten dramatischen Dichter dieser Periode: Aloyzy Feliński, geb. 1771 in Luck in Volhynien, gest. 1820 als Director des Lyceums zu Krzemieniec, der Verfasser der Tragödie „Barbara Radziwiłł"; ferner der General Ludwik Kropiński, gest. 1844 in Volhynien; der Dichter der „Ludgarda"; Ludwik Osiński, der Übersetzer des Corneille, von 1818—31 Professor der poln. Literatur an der warschauer Universität, gest. 1838, haben meist ihren Ruf überlebt, da man erkannt hat, daß sie in ihren Tragödien ohne alles natürliche Leben nur in franz. Regelrechtigkeit pomphaft einherschreiten. Neben ihnen suchte Bogusławski (s. d.) das Volksthümliche festzuhalten, was ihm besonders in dem sehr beliebten Drama „Die Krakauer und Goralen" gelang.

Die Blüte, welche unter der Regierung Stanislaw August's für die poln. Literatur

hervorgebrochen war, konnte auch durch die folgenden Stürme nicht ganz zerstört werden, und viele Geister suchten nun in den Wissenschaften Trost bei dem Unglück des Vaterlands. Noch 1801 stifteten der Historiker Tadeusz Czacki (s. d.), Franciszek Dmochowski (s. d.) und der Bischof Jan Albertrandy (s. d.) die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau, die besonders unter dem Staatsrathe Staszyc (s. d.) reiche Früchte trug, bis sie 1832 aufgehoben und ihre Bibliothek von 50000 Bänden nach Petersburg gebracht wurde. Kräftig wirkten damals auch Jozef Maximilian Ossolinski (s. d.), Hugo Kołontaj (s. d.) und Stanisław Potocki (s. d.) durch Schrift und Wort zur Förderniß des Vaterlands. Somit schlummerte denn in Polen auch nach dem Untergange der politischen Selbständigkeit die literarische Thätigkeit nicht, ja während der Unterjochung erst hat sie sich zu europ. Bedeutsamkeit erhoben. Den Übergang zu dieser höchsten Stufe, welche wir in der fünften Periode finden, bilden Karpiński (s. d.), Woronicz (s. d.), Niemcewicz (s. d.) und Kazimierz Brodzinski (s. d.), in denen zuerst das Nationale auch im Gedichte wieder hervortrat. In Wilna, das seit 1815 zum Mittelpunkte der poln. Literatur sich emporschwang und alle Feuergeister Polens versammelte, vereinigten sich mehre junge Männer, Mickiewicz (s. d.) an der Spitze, die, gebildet durch die Engländer und die neuere deutsche Dichterschule, mit Wort und That gegen den bisherigen Gang der Literatur sich erhoben. Sie verwarfen die Classicität, die sich durch die franz. Regelrichtigkeit binden ließ, und lösten den Polen die Fesseln, von denen die Deutschen Lessing befreite. Sie wiesen darauf hin, daß die Dichter Polens, mit geringer Ausnahme, nicht national seien, denn nur mit poln. Worten hatten sie geschrieben, dagegen in aufgenommenen franz. und röm. Gedanken und Gefühlen geschwelgt. Sich selbst nannten sie Romantiker, weil sie ihre Gestalten aus den Grundtiefen der Poesie, des menschlichen Gemüths und der poln. Volksthümlichkeit zu erzeugen strebten. Es entstand ein heftiger Streit, aus dem die romantische Schule als vollkommene Siegerin hervorging. Zahlreiche junge Dichter scharten sich um Mickiewicz, und beinahe mochte es scheinen, als wenn die Polen, nachdem sie aus der Zahl der selbständigen Völker gestrichen worden, nun nach den Stürmen des Kriegs in den friedlichen Hallen der Poesie ihrer Sprache und Nationalität die Unsterblichkeit sichern wollten. Als Genossen und Nachfolger Mickiewicz's sind zuvörderst zu nennen Antoni Malczeski (s. d.), Seweryn Goszczynski (s. d.), Bohdan Zaleski (s. d.) und Tomasz Padura, welcher, in der Ukraine geboren, von 1817—20 eine Reise nach dem Orient machte und in seinen lebensvollen Gedichten des reizenden russinischen Dialekts sich bedient („Pienia", Lemb. 1842); ferner Anton Edward Odyniec, aus einer altlithauischen Familie entsprossen, der außer mehren Balladen und einem Drama „Izora" („Poezye", Pos. 1833) von Byron's „Braut von Abydos" und Walter Scott's „Jungfrau vom See" treffliche Übersetzungen geliefert hat (zusammen 2 Bde., Lpz. 1838); Julian Korsak, lyrischer und elegischer Dichter, der sich besonders nach engl. Mustern bildete („Poezye", Pos. 1833); Aler. Chodzko, der Übersetzer vieler oriental. Gedichte, die er auf seinen Reisen kennen gelernt hat („Poezye", Petersb. 1829); Aler. Groza („Poezye", Wilna 1836); Lucyan Siemienski, geb. 1809 in Galizien, bekannt durch seine trefflichen Novellen und als Übersetzer der „Königinhofer Handschrift"; Augustin Bielowski, geb. 1806 in Pokutien, lyrischer Dichter und Übersetzer von „Igor's Zug gegen die Polowzer" (Lemb. 1838); Antoni Gorecki, der unter Napoleon's Adlern im Felde diente und sich besonders durch seine an Sarkasmen reichen Fabeln beliebt gemacht hat („Bajki i poezje nowe", Par. 1839); Stefan Garczynski, der mit Rybinski Polen verließ, 1833 in Avignon starb und manches feurige Kriegslied gedichtet hat („Poezye", 2 Bde., Par. 1833); Juliusz Slowacki, geb. 1809, gebildet in Wilna, aus dessen Dichtungen „Kordjan" (Par. 1834), „Anhelli" (Par. 1838) und „Balladyna" (Par. 1839) ein echtpoetisches, aber noch nicht zur Klarheit gedrungenes Talent hervorleuchtet. Die letzten drei Dichter gehören der poln. Emigration in Frankreich an, unter der sich die neueste Dichterschule am freiesten entwickelt hat und in der auch das tiefsinnige Gedicht „Iridion in Rom" (deutsch, Berl. 1845) entstanden ist. Den Emigranten in Paris gehört der aus der Ukraine gebürtige Michal Czajkowski ebenfalls an, gegenwärtig der gepriesenste poln. Romanschreiber. Unter seinen vielen Erzeugnissen sind besonders die ältern „Kosackensagen" (Par. 1837; deutsch von Minsberg, Glog. 1838), „Wernyhora" (2 Bde., Par. 1838;

deutsch, Lpz. 1841) und „Kirdzali" (2 Bde., Par. 1838; deutsch, Lissa 1840) höchst lebendige und anziehende Darstellungen des ukrainischen Lebens. Vor ihm galten Graf Friedr. Skarbek (s. d.) und F. Bernatowicz („Nałencz", deutsch von Schnaase, Lpz. 1834; „Pojata", deutsch, Lpz. 1834) als die besten Romanschreiber. Ein sehr vielseitiger und fruchtbarer Schriftsteller der neuesten Zeit ist Jozef Ignaz Kraszewski zu Omelno in Volhynien, von dem sowol größere epische Gedichte, „Witoldorauda" (Wilna 1840), als auch viele Erzählungen, Dramen und historische Werke, wie eine „Geschichte von Wilna" (4 Bde., Wilna 1842) herrühren. Noch sind als dramatische Dichter Jan Nepomucyn Kamiński, Director des lemberger Theaters und Übersetzer der Schiller'schen Dramen, und Graf Aler Fredro in Lemberg, der Verfasser mehrer an Laune und Handlung reicher Komödien („Komedye", 2. Aufl., 5 Bde., Lemb. 1839) zu erwähnen. Dominik Magnuszewski, geb. 1810, erregte durch seine Dramen große Erwartungen, starb aber schon 1845 in Lemberg. Eine vollständige Übersetzung Shakspeare's lieferte Holowinski (Wilna 1844).

Die zuerst auf dem Boden der Poesie sich offenbarende neue Richtung fing bald auch an, in andern Zweigen sich wirksam zu zeigen. So wurde Lelewel (s. d.) der vornehmlichste eigentlich poln. Geschichtschreiber, neben und nach dem G. S. Bandtke (s. d.), Maciejowski (s. d.), Graf Edward Raczynski (s. d.) und Graf Plater (s. d.) als Schriftsteller und Beförderer der historischen und geographischen Kenntnisse Polens auftraten. Narbutt in Wilna verfaßte eine sehr umfangreiche und gründliche Geschichte von Lithauen (Wilna 1837 fg.); der Bibliothekar Lukoszewicz in Posen trat mit mehren sehr wichtigen, aus den Quellen geschöpften Beiträgen zur Reformationsgeschichte Polens auf und stellte den Verlauf derselben in Großpolen („O Kościołach braci czeskich w dawnéj Wielkiejpolsce", Pos. 1835) und in Lithauen („Dzieje Kościołów wyznania helweckiego w Litwie", 2 Bde., Pos. 1842) dar; Surowiecki, gest. 1827 als Rath im Ministerium der öffentlichen Aufklärung zu Warschau, ist der Verfasser vieler statistischer Schriften; Golebiowski lieferte wichtige aus den Quellen geschöpfte Beiträge zur Sittengeschichte Polens; der als Propst von Jaroslaw verstorbene Franc. Siarczynski hinterließ zwei bedeutende, zur Geschichte Sigismund's III. gehörige Werke (Lemb. 1828 und Pos. 1845); Zoryan Chodakowski, gest. 1825 im Gouvernement Twer, war einer der eifrigsten Erforscher der slaw. Vorzeit. Über die Revolution von 1830 haben die Emigranten in Frankreich zahlreiche Mittheilungen drucken lassen; wir nennen nur Mochnacki (s. d.), Wrotnowski und Karl Aler. Hoffmann (s. d.). Als Philosophen haben die Polen nie Eigenthümliches geleistet, doch sind zu erwähnen Sniadecki (s. d.), ferner Goluchowski, ein Schüler Schelling's und Verfasser des deutschen Werks „Die Philosophie im Verhältniß zu dem Leben ganzer Völker und einzelner Menschen" (Erlang. 1828), und Cieszkowski, der eine deutsche Schrift „Prolegomena zur Historiosophie" (Berl. 1838) verfaßt hat. Nur Trentowski hat in mehren deutschen Werken die neueste deutsche Philosophie selbständig zu verarbeiten gesucht; sein bedeutendstes poln. Werk ist eine Erziehungslehre „Chowanna" (2. Aufl., Pos. 1846). Hier ist auch als pädagogische Schriftstellerin Clementine Hoffmann (s. d.) mit Auszeichnung zu nennen. Die philologischen Studien konnten unter den Polen keine selbständige Gestalt gewinnen, weil alle eigenthümlichen Lehranstalten fehlen; doch wurde den Bestrebungen eines Grobek, der als Professor in Wilna starb, Trojanski, Wannowski u. A. auch bei deutschen Philologen Anerkennung zu Theil. Von einem Fortschreiten der theologischen Wissenschaften kann in Polen bei dem streng katholischen Standpunkte nicht die Rede sein. Als Kanzelredner werden Trynkowski und Gawinski gerühmt. Unter den Naturforschern hat Professor Jarocki in Warschau, der Verfasser eines großen zoologischen Werks, den meisten Ruf erlangt. Von den Zeitschriften, deren gegen 50 erscheinen, waren der posener „Tygodnik literacki" und „Rok", ferner der krakauer „Kwartalnik" und das von Kraszewski in Wilna redigirte „Atheneum" die bedeutendsten gewesen. Die zahlreichen Zeitschriften der Emigranten dienten meist den Zwistigkeiten der Parteien. Über die poln. Literaturgeschichte selbst hat Muczkowski sehr dankenswerthe Schriften nach den Archiven der krakauer Universitätsbibliothek, welcher er vorsteht, veröffentlicht. Unter den ältern Werken zur poln. Literaturgeschichte sind zu erwähnen die von Bentkowski „Historya literatury polskiéj" (2 Bde., Warsch. 1814); Ossolinski, „Wiadomości historyczno-kriticzne do dzie-

jów literatury polskiéj" (4 Bde., Krak. 1819—21); Juszyński, „Dykcyonarz poetów polskich", und Chodynicki, „Dykcyonarz uczonych Polaków" (3 Bde., Lemb. 1833); das neueste ist das sehr weitläufige von dem Professor Wiszniewski in Krakau, „Historya literatury polskiéj" (Bd. 1—7, Krak. 1840—46).

Polenta ist eine in Italien sehr gewöhnliche Mehlspeise und besteht aus einem Brei von gesalzenem Mais- oder Weizenmehl. Häufig wird die Polenta auch aus besonders dazu vorgerichteten Kartoffeln bereitet.

Police heißt die Urkunde über einen Versicherungscontract, welche der Versicherer ausstellt. Sie enthält alle Clauseln und Bedingungen, unter welchen der Versicherer den Werth des versicherten Gegenstandes zahlen will.

Policei ist ein Theil der Staatsverwaltung, und Policeiwissenschaft ein Theil der Verwaltungspolitik; doch sind die Ansichten über Das, was die Policei begreife und wie ihre Grenzen zu ziehen seien, von jeher, wie noch jetzt, sehr abweichend gewesen. Früher warf man Alles, was nicht offenbar zu Justiz, Finanz, Krieg und Diplomatie gehörte, unter den Begriff der Policei, und so kam es, daß sie allmälig ein buntes Conglomerat der disparatesten Gegenstände, Anstalten und Mittel in sich vereinigte, an deren Zusammenfassen und Ordnen alle Definirkunst und Systematik scheiterte. Nach und nach fing man an, einzelne Theile von ihr zu scheiden und zu einer Selbständigkeit zu erheben, was zuerst in Betreff der Wirthschafts-, später auch in Betreff der Culturpolitik geschah. Das hat etwas geholfen, ist aber noch nicht allseitig durchgedrungen, und nicht überall hat man das wahre Princip erkannt. Die Policei ist die allgemeine Sicherheitswache des Staats; sie ist allen seinen Anstalten und Thätigkeiten beigegeben, nicht um selbst den Zustand zu schaffen, sondern um ihn zu schützen, wie er von andern Thätigkeiten geschaffen wurde. In diesem Sinne gibt es gar keine Anstalt und keine Thätigkeit des Staats, der nicht etwas Policeiliches beigemischt wäre, wie denn z. B. die Gendarmen die Policei im franz. Heere waren. Nur in dieser aufsehenden, überwachenden, verhütenden, der Regelwidrigkeit, Unordnung und Störung unmittelbar entgegentretenden Thätigkeit ist das Gleichartige des policeilichen Wirkens zu suchen, während es sich allerdings in den ältern Bearbeitungen der Policeiwissenschaft seltsam ausnahm, wenn Unterrichtswesen, Handelspolitik, Gesundheitspflege und die Maßregeln gegen Gauner und Vagabonden nebeneinander behandelt wurden. Viele policeiliche Thätigkeiten sind aber allerdings in der Praxis den Anstalten beigemischt, zu deren Schutz sie bestimmt sind; denn so gewiß die Forstcultur und der Schutz gegen Waldfrevel zwei sehr verschiedene Thätigkeiten sind, so wird doch der Forstschutz in der Regel durch den Forstmann geleitet werden. Als besondere, umfassende Anstalt stellt sich besonders derjenige Theil der Policei dar, der dieselben Handlungen verhüten soll, welche die Justiz bestrafen muß, die Rechtspolicei, gewöhnlicher Sicherheitspolicei genannt, und von ihr wäre dann die mehr zur Aufrechthaltung wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten bestimmte Policei als Wohlfahrtspolicei unterschieden. Die Policei muß rasch, strafflich und nach den Umständen handeln, was ihr den Ruf der Willkür zugezogen hat. Bei guter Umsicht und taktvollem Verfahren kann sie aber wol ihre Pflicht vollständig erfüllen und doch den Dank des redlichen Bürgers ernten. Etwas Anderes ist es mit der Geheimen Policei (s. d.). Eine Art Policei hat es stets gegeben; in Deutschland wurde sie zuerst in den gedrängten Verhältnissen der Städte sorgfältiger ausgebildet; ihre höchste praktische Ausbildung erlangte sie in Frankreich und Rußland. Die Policeiwissenschaft bearbeiteten von Justi, von Sonnenfels, Lotz, von Jakob, Emmermann, Graf von Soden, und am vorzüglichsten Rob. von Mohl, der aber in seiner „Policeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Staatsrechts" (3 Bde., 2. Aufl., Tüb. 1844—45) hauptsächlich Cultur- und Wirthschaftspolitik gibt, die wahre Policeiwissenschaft dagegen unter dem Namen der Präventivjustiz behandelt, und Gust. Zimmermann („Die deutsche Policei im 19. Jahrh.", 2 Bde., Hannov. 1845).

Policinell, s. Pulcinella.

Polidoro da Caravaggio, s. Caldara (Polidoro).

Polignac, ein franz. Geschlecht, das seinen Namen von einem alten Schlosse in der Gegend von Puy-en-Velay, im Departement der Oberloire, herleitet. Name und Besitz-

thum des alten Geschlechts gingen 1385 mit dem Erlöschen des Mannsstammes durch Heirath in die Familie Guillaume's von Chalençon über, dessen Nachkommen lange Zeit in Dunkelheit lebten. Armand XVI. von P. hinterließ aus seiner Ehe mit Jacqueline von Grimoard zwei Söhne, welche zuerst die Familie zu einiger Bedeutung erhoben. — Der jüngere, Melchior de P., geb. zu Puy-en-Velay am 11. Oct. 1661, trat in den geistlichen Stand. Als Abbé zeigte er an der Seite des Cardinals Bouillon in den Verhandlungen Ludwig's XIV. mit dem Papst Alexander VIII. große Gewandtheit, sodaß ihn der König 1693 als franz. Botschafter nach Polen sendete. Hier sollte er Johann Sobieski zu einem Bündnisse mit Frankreich gegen Östreich bewegen und nach Sobieski's Tode die poln. Königswahl auf den franz. Prinzen Conti leiten. Ungeachtet er über ungeheure Summen verfügte, vermochte er doch nicht, die Intriguen Ludwig's XIV. mit Erfolg durchzuführen. Als er 1698 zurückkehrte, wurde er deshalb auf seine Abtei Bonport verwiesen. Im J. 1706 schickte ihn der König nach Rom, und später mußte er sich bei dem Friedensgeschäft zu Utrecht betheiligen. Zur Belohnung erhielt P. nun die Cardinalswürde und mehre Pfründen. Als Anhänger des alten Hofes verwickelte er sich während der Regentschaft des Herzogs von Orleans in die Verschwörung des Fürsten Cellamare und wurde abermals in eine seiner Abteien verwiesen. Im J. 1725 durfte er auf sein Verlangen als Gesandter nach Rom gehen, wo er sich durch Sinn für Wissenschaft, Kunst und Alterthumskunde sehr beliebt machte. Unter Anderm betrieb er zur Hebung antiker Schätze die Ableitung der Tiber. Im J. 1732 kehrte er nach Frankreich in sein Erzbisthum Auch zurück, das er 1726 erhalten hatte. Er starb am 20. Nov. 1741 und hinterließ ein langes, zur Zeit sehr gerühmtes, die Philosophie der Alten widerlegendes Gedicht, das unter dem Titel „Anti-Lucretius, sive de Deo et natura" (2 Bde., Par. 1747 u. öft.) erschien. — Sein älterer Bruder, Scipion de P., wurde zum Marquis erhoben, war Generallieutenant und Gouverneur von Puy und starb 1739. — Sein Enkel Jules de P., der erst Graf und 1780 Herzog wurde, heirathete 1767 Gabriele Yolande Martine von Polastron. Dieselbe war 1750 geboren, kam acht Jahre nach ihrer Vermählung durch Diane, die ältere Schwester P.'s, an den Hof und wurde hier die innigste Vertraute der Königin Marie Antoinette und später Gouvernante der königlichen Kinder. Die vorher in dürftigen Verhältnissen lebende Familie gelangte hiermit zu Reichthum, Ansehen und großem Einfluß. Im Verein mit den Prinzen, besonders dem Grafen Artois, bildeten die Polignacs um die Königin einen engen Kreis, aus welchem die Cabalen gegen die Minister und gegen die Reformbestrebungen Ludwig's XVI. hervorgingen. Auch schrieb das Volk diesen Emporkömmlingen die Verschwendungen der Königin zu und verfolgte sie deshalb mit seinem Haß. Beim Ausbruche der Revolution verließ die Familie P., mit dem Grafen Artois und dem Prinzen Condé, schon im Juli 1789 Frankreich. Nachdem die Herzogin aus Gram über das Schicksal der Bourbons am 9. Dec. 1793 zu Wien gestorben, ging ihr Gemahl mit seiner Tochter, der Herzogin von Guiche, und seinen drei Söhnen, Armand, Jules und Camille, nach Rußland, wo ihnen der Hof bedeutende Ländereien in der Ukraine und Lithauen, sowie das Heimatsrecht schenkte. Nach dem Frieden zu Amiens begaben sich die Herzogin und ihre Brüder in die Nähe der Bourbons nach England. Von hier aus ging die Erstere 1803 über den Kanal, um bei der Gemahlin des ersten Consuls für die Restauration der Bourbons zu wirken, weshalb sie sogleich Frankreich wieder verlassen mußte. Nach der Restauration erhielt der Herzog von Ludwig XVIII. die erbliche Pairswürde, blieb jedoch in Rußland und starb daselbst am 21. Sept. 1817. — Armand Jules Marie Héraclius, Graf von P., geb. am 17. Jan. 1771, der älteste Sohn des Herzogs, trat mit seinem Bruder Jules der Verschwörung Cadoudal's (s. d.) und Pichegru's (s. d.) gegen das Leben Bonaparte's bei und wurde im Febr. 1804 zu Paris ebenfalls verhaftet. Die Specialcommission verurtheilte ihn als Haupttheilnehmer am 9. Juni zum Tode. Seine Gemahlin, eine Holländerin aus Batavia, die ihr großes Vermögen in der Revolution verloren hatte, erwirkte jedoch durch die Kaiserin Josephine die Verwandlung der Strafe in Gefangenschaft bis zum Frieden. Armand saß mit seinem Bruder erst zu Ham, und wurde dann, ungeachtet der Friede eingetreten, in den Temple, endlich nach Vincennes gebracht. Nach der zweiten Vermählung Napoleon's trat eine Milderung in dem Schicksale der Brüder ein, indem dieselben in Paris in ein Detentionshaus

gebracht wurden. Hier sollen sie sich 1812 bei der Verschwörung Mallet's (s. d.) betheiligt haben. Als die Verbündeten 1814 in Frankreich eindrangen, wußten sich Beide ihrer Haft zu entledigen, suchten den Grafen Artois zu Vesoul auf und gingen dann mit geheimen Instructionen nach Paris, wo sie zuerst am 31. März die Farbe der Bourbons aufsteckten. Nach der Restauration zeigte sich Armand, gleich seinen Brüdern, als einen der heftigsten Ultraroyalisten. Er protestirte gegen die Constitution und conspirirte als Mitglied des berüchtigten Pavillon Saint-Marsan gegen die öffentliche Freiheit. Im J. 1815 trat er als Deputirter des Departements Oberloire in die Kammer und wurde Maréchal-de-Camp und Adjutant des Grafen Artois, nach dessen Thronbesteigung aber Großstallmeister. Von seinem Vater erbte er 1817 die Pairswürde. Nach der Julirevolution begleitete er Karl X. ins Exil. Durch die Ordonnance Ludwig Philipp's vom 20. Aug. 1830 verlor er seine Stelle im franz. Heere. Der König von Baiern erhob ihn 1838 in den Fürstenstand. — Jules Auguste Armand Marie, erst Graf, dann Fürst von P., geb. am 14. Mai 1780, der zweite Sohn des Herzogs Jules von P., erlangte besonders als Ministerpräsident Karl's X. eine traurige Berühmtheit. Im Alter von zehn Jahren mußte er seinem Vater in einem durch Kerzenschein erleuchteten Zimmer einen Eid auf das Crucifix schwören, daß er ohne Unterlaß gegen die Grundsätze der franz. Revolution ankämpfen wolle. Als Theilnehmer an der Verschwörung Cadoudal's wurde er nur zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt, blieb aber dessenungeachtet mit seinem Bruder in Haft, bis sich Beide 1814 selbst befreiten. Nach der Restauration erhielt er den Grad eines Maréchal-de-Camp. Er übernahm 1814 eine Sendung nach Rom und bewies sich als entschiedenen Ultra. Als ihn Ludwig XVIII. im März 1816 zum Pair ernannte, verweigerte er, angeblich von seinem Gewissen beschwert, den constitutionellen Eid, sodaß erst der Papst seine Scrupel heben mußte. Letzterer belohnte auch 1820 seine eifrigen Bemühungen für den Katholicismus durch die Erhebung zum röm. Fürsten. Einer ganz besondern Gunst erfreute sich aber P. beim Grafen Artois, der ein sehr inniger Freund seiner Mutter, der Herzogin von P., gewesen war. Derselbe versuchte seinen Schützling ins Ministerium zu bringen, was Ludwig XVIII. jedoch entschieden ausschlug. Dagegen übertrug ihm der König seit 1823 den Gesandtschaftsposten am Hofe zu London. Nachdem Artois als Karl X. den Thron bestiegen, wagte er indessen selbst nicht, seinem Günstlinge, der als offener Anhänger der Jesuiten beim Volke außerordentlich verhaßt war, ein Portefeuille anzuvertrauen. Erst nach Antritt des Ministeriums Martignac wurde P., an des kranken Laferronay Stelle, das Ministerium des Auswärtigen zugedacht. Zu Anfange des Jan. 1829 ließ ihn deshalb der König aus London herbeirufen; allein die Minister wie die öffentliche Meinung erklärten sich so heftig gegen ihn, daß er auf das zugedachte Amt verzichten mußte. Wahrscheinlich berathschlagte man schon damals bei Hofe den Sturz Martignac's und die Bildung einer rein ultraroyalistischen Verwaltung. P. suchte das Hinderniß für seine Person zu beseitigen, indem er in der Pairskammer seine constitutionelle Gesinnung und Ergebenheit für die Charte betheuerte, was allgemeines Gelächter erregte. Als das Ministerium im Juli seiner Auflösung entgegenging, erschien P. unter dem Vorgeben einer Krankheit abermals zu Paris, und übernahm endlich am 8. Aug. die Verwaltung des Auswärtigen mit der Leitung des neuen Cabinets. (S. Frankreich.) In dieser Stellung, der er weder durch Fähigkeiten noch Kenntnisse gewachsen war, betrieb und unterzeichnete er die Ordonnancen vom 25. Juli 1830, welche, statt die alte Dynastie zu befestigen, die Revolution und den Sturz jener nach sich zogen. P. begleitete Karl X. nach Cherbourg, kehrte aber um und wurde am 15. Aug. 1830 in der Kleidung eines Bedienten zu Saint-Lô unter großem Tumult verhaftet und nach Vincennes abgeführt. Bei Eröffnung des Processes gegen ihn und seine Collegen vor der Pairskammer brachte man ihn in das Gefängniß des Luxembourg. Obschon ihn sein edler Gegner Martignac als Hauptangeklagten mit großem Geschick vertheidigte, wurde er doch vom 21. Dec. zu ewigem Gefängniß und bürgerlichem Tode verurtheilt. Er trat die Strafe mit seinen Schicksalsgenossen Peyronnet, Chantelauze und Guernon de Ranville zu Ham an, wo er sich seiner Familie und den Wissenschaften widmete. Nachdem er seine Freiheit durch die Amnestie vom 29. Nov. 1836 zurückerhalten, ließ er sich in England nieder. Im J. 1816 verheirathete er sich mit Miß Campbell, und nachdem er dieselbe durch den Tod verloren, mit der Marquise von Choiseul, der Tochter des

Lord Rancliffe. Während seiner Gefangenschaft schrieb er „Considérations politiques" (Par. 1832). — Camille Henri Melchior, Graf von P., der dritte Sohn des Herzogs, geb. am 24. Dec. 1781, theilte in der Revolution und der Kaiserzeit das Schicksal seiner Familie. Nach der Restauration erhielt er den Grad eines Oberst, später den des Maréchal-de-Camp. Beim Ausbruche der Julirevolution war er Kammerherr des Dauphin und Gouverneur von Fontainebleau. Weil er mit Karl X. auswanderte, verlor er ebenfalls seinen militairischen Rang.

Poliklinik, die unentgeltliche Behandlung armer Kranker in ihren Wohnungen durch junge Ärzte, ist erst eine Einrichtung des 19. Jahrh., durch die man, abgesehen von dem angedeuteten Zwecke, zugleich einen wo möglich noch vielseitigern Unterricht für angehende Ärzte beabsichtigte, als ihn die mit den Hospitälern verbundenen Kliniken gewähren können. (S. Klinik.) Und in der That haben die gegenwärtig nicht allein auf allen Universitäten, sondern fast in allen größern Städten Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens eingerichteten Polikliniken den von ihnen gehegten Erwartungen in jeder Beziehung entsprochen. Die Vorzüge, welche sie dem jungen Ärzte im Vergleich zu dem Unterricht am Krankenbette in dem Spitale bieten, bestehen im Wesentlichen darin, daß er Krankheitsfälle in beiweitem größerer Mannichfaltigkeit zu beobachten Gelegenheit hat, namentlich was Kinder- und Frauenkrankheiten und Übel von geringerer Bedeutung betrifft, ferner daß er die Krankheiten weit öfter in ihrer Entstehung sieht, als dies in Spitälern der Fall ist, endlich daß er selbständiger handeln kann und muß und durch sie die beste Vorbereitung für die Privatpraxis erhält, insofern er alle die Schwierigkeiten und Hindernisse kennen lernt, mit denen der Arzt in dieser zu kämpfen hat.

Poliren nennt man das Verfahren, mittels dessen man einer Fläche den höchst möglichen Glanz verleiht. Dieses Poliren ist je nach der Härte der Oberfläche verschieden und man nimmt an, daß die härtesten Oberflächen, weil sie eben die feinkörnigsten sind, auch die höchste Politur annehmen. Zuerst muß der Gegenstand geschliffen werden. Weichere Gegenstände schleift man mit der Ziehklinge, Bimsstein und Schachtelhalm, härtere mit Sand, Schmirgel und Demantpulver. Ist der Gegenstand geschliffen, wozu man in großen Fabriken eigene Schleifmühlen hat, und demselben eine gleichförmige Oberfläche gegeben, so beginnt das eigentliche Poliren. Bei Hölzern und andern weichen Gegenständen wird eine weingeistige Schellackauflösung eingerieben, welche endlich den erfoderlichen Glanz abgibt. Bei Metallen werden die kleinen Unebenheiten mit dem Polirstahle und Blutsteine niedergedrückt, oder mit Polirscheiben von Holz, welche mit Leder überzogen sind und worauf man gepulverten Tripel, Blutstein oder engl. Roth bringt, polirt. Beim Glase und den edeln Steinen geschieht das Poliren mit Bleiasche und bleiernen Rädern, bei Marmor, Granit, Syenit u. s. w. durch einen Wachsüberzug, welcher die Poren des Steines ausfüllt und nachher wieder abgeschliffen wird, wobei in den Poren soviel zurückbleibt, als nöthig ist, dem Steine den erfoderlichen Glanz zu geben. Sehr feinkörnige Steine nehmen schon ohne jenen Überzug eine schöne Politur an.

Politik. Die Politik ist die eigentliche Grund- und Centrallehre der Staatswissenschaften, auf welcher sie alle beruhen und deren auch in andern Wissenschaften vorwaltender Gesichtspunkt die letztern zu Staatswissenschaften macht. So ist z. B. eine Betrachtung der öffentlichen Einrichtungen eines Volks, angestellt lediglich mit Bezug auf das daraus hervorgehende Rechtsverhältniß, die daraus erwachsenden Rechte und Pflichten, eine rein juristische Wissenschaft: das positive Staatsrecht; sie wird aber zur Staatswissenschaft, sobald sie eine Ergründung und Würdigung des politischen Charakters der Institute, ihrer Gründe, ihres Wesens, ihrer Wirksamkeit und Folgen unternimmt. Die Politik kann definirt werden als die Lehre von den Mitteln, die Aufgaben des Staats zu lösen. Sie ist es aber nicht in dem Sinne, daß sie etwa einen überall und jederzeit anwendbaren Staatsschematismus aufstellt, während doch die Mittel für die Zwecke des Staats überall von geschichtlichen und statistischen, von gegebenen Umständen abhängen. Man thut ihr ferner Unrecht und verschuldet eine üble Ansicht von ihr, die im gemeinen Leben wol in dem Ausdrucke: „politisch handeln" nachklingt und durch das Verfahren mancher Politiker in der Praxis gerechtfertigt worden sein mag, wenn man sie nur als eine Klugheitslehre auffaßt, die etwa

nur lehrte, wie man seine Absichten am kürzesten und leichtesten erreichen könne. Die wahre Politik weiß sehr wohl, daß die Zwecke des Staats nur in treuem Einklange mit dem Rechts- und Sittengefühl des Volks und der Zeit zu verwirklichen sind, daß nur gerechtfertigte Zwecke erstrebt werden dürfen und daß das schlechte Mittel auch den besten Zweck vergiftet. Aber die Politik ist die große Naturlehre des Staats, welche ihn, seine Elemente und seine Bedingungen, die sich in ihm bewegenden Kräfte, den Charakter der Institute und der Verhältnisse, mit Bezug auf Zweck und Leben des Staats zu erkennen und daraus die Naturgesetze des politischen Wirkens abzuleiten trachtet. Sie fußt auf dem durch Nachdenken und Erfahrung zu ergründenden Gesetze des Causalnexus. Sie strebt, die Wirklichkeit des Staats, das wahre Wesen politischer Kräfte und seine Gründe zu erkennen. Sie ist eine wesentlich untersuchende, analytische Wissenschaft, erhebt sich aber zur praktischen Synthese, indem sie den Blick für die Erkenntniß des Guten und Nöthigen und Möglichen und der rechten Mittel zum rechten Zwecke schärft, indem sie wesentlich mit zur Bildung des echten Staatsmannes beiträgt und ihn lehrt, was unter gegebenen Umständen das Rechte und wie es zu ermitteln sei. Ihre rechte Erkenntniß ist das beste Gegenmittel gegen die Blendwerke des schimmernden Außenscheins. Sie dringt in den Kern der Dinge. Die Zahl der Werke ist nicht groß, in denen sie in diesem Sinne behandelt worden, und am seltensten wurde sie es in specieller, systematischer Durchführung. Doch ist das erste derartige Werk noch heute wichtig: die Politik des Aristoteles. Auch sonst ist von den Geschichtschreibern der Alten, die im politischen Geiste schrieben, namentlich von Thukydides, Polybius, Tacitus, aus den Rednern und der Geschichte der Alten, wie der bewegtern Staaten der mittlern und neuern Zeit das Meiste für die Politik zu lernen. So auch von Gibbon, Hume, Robertson, von Johannes von Müller, Schlözer, Spittler, von Gagern, nach gewissen Seiten hin von von Gentz. Macchiavell wußte sehr wohl, was da wirkt, nicht aber was man wollen soll. Im Einzelnen öfters oberflächlich, den rechten Weg, das rechte Ziel aber trefflich zeigend, ist Montesquieu der Vater der neuern Politik geworden. Dr. Colme hat die engl. Verfassung mit politischem Geiste beleuchtet und damit der Politik bessere Dienste geleistet, als der Kenntniß des engl. Staatsrechts. Zachariä verfuhr im Geiste Montesquieu's. Dahlmann ist in der letzten Grundlegung und der Verfassungspolitik des constitutionellen Staats vortrefflich. Höchst ausgezeichnet sind auch die Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik von von Türkheim. Sonst hat bei den Deutschen bald die rein juristische, bald die schulphilosophische Ansicht der wahren praktisch-politischen Auffassung vielfach Eintrag gethan. Im Übrigen hat man zuvörderst zwischen der sich in sehr verschiedenen Gebieten, wenn auch in denselben Gebieten bewegenden äußern und innern Politik, oder der Politik des äußern und innern Staatslebens zu unterscheiden. Aus dem Gesichtspunkte der erstern haben Heeren und Bülau die Geschichte des europ. Staatensystems bearbeitet. Die innere Politik zerfällt in Verfassungs- und Verwaltungspolitik. Auf die Verfassungspolitik und diejenigen Fragen des politischen Lebens, die zugleich einen verfassungspolitischen Charakter haben, beschränken sich die meisten neuern Bearbeitungen der Politik auf dem Festlande, während man im Alterthume und bei den Engländern besser wußte und weiß, daß Verfassung und Verwaltung zwar von der Wissenschaft unterschieden werden können, im Leben aber nicht neben, sondern ineinander stehen sollen. Die Verwaltungspolitik ist theils eine allgemeine, welche systematisch und in einiger Vollständigkeit nur von von Malchus („Die Politik der innern Staatsverwaltung") und Bülau („Die Behörden in Staat und Gemeinde") bearbeitet worden ist, sowie auch von Vincke's Verwaltung Großbritanniens hier sehr lehrreich ist, theils eine besondere der einzelnen Verwaltungszweige. Letztere hat sich zum Theil zu eigenen Wissenschaften erweitert. Es gibt eine Politik der Justizpflege, um die sich unter Andern Beccaria, Filangieri, Bentham, Zachariä, Mittermaier Verdienste erwarben, eine Politik der Policei (Policeiwissenschaft), eine bisher selbständig eigentlich noch gar nicht bearbeitete Culturpolitik, eine Wirthschaftspolitik (Volkswirthschaftspflege), eine Finanzpolitik (Finanzwissenschaft) und eine Politik der Militairverwaltung, für welche nur etwa die Schriften von Cancrin's anzuführen sind.

Politische Beredtsamkeit. Wenn wir unter Beredtsamkeit (s. d.) im engern Sinne die Kunst verstanden haben, mit der Kraft des mündlichen Vortrags die Gemüther

der Menschen zu ergreifen, ihre Überzeugung, selbst wider ihren Willen, durch die Macht der Gründe zu gewinnen, ihre Leidenschaften aufzuregen oder zu beruhigen, und dieses Alles in fortfließender und wohlgeordneter Rede zu bewirken, so ist die Staats- oder politische Beredtsamkeit gewiß die schwierigste und größte Aufgabe, die höchste Stufe dieser Kunst. Denn sie ist ihrer Natur nach dazu bestimmt, die Leidenschaften zu beherrschen, bald zum kraftvollen Handeln anzutreiben, bald übereilte Thaten zu verhindern, und hat es mithin mit äußern Zwecken, mit dem Wohle und der Erhaltung des Staats, mit der Ehre, dem Ruhme und dem Vortheile der Nation zu thun. Selten freilich wird der politische Redner seine eigenen Überzeugungen rein und vollständig auszusprechen vermögen; er muß in die Ansichten der Hörer eingehen und sie durch ihre Vorurtheile, durch ihre Zwecke, welche ihm selbst vielleicht ganz fremd sind, zu Dem zu bestimmen suchen, was er selbst oft nur seines eigenen Vortheils wegen will. Aber auch der redliche Staatsmann wird Das, was er für das wahre Beste des Staats hält, häufig durch Beweggründe unterstützen müssen, die er in Geheim misbilligt. In ihrem vollen Umfange kann die politische Beredtsamkeit nur da entwickelt werden und wahrhaft gedeihen, wo eine ähnliche Behandlung der Staatsangelegenheiten stattfindet; bei den Geheimnissen der Cabinete und Collegien ist nur die Gabe der Überredung an ihrem Platz. Daher bildete sich in den Volksversammlungen des freiern Griechenlands zuerst die öffentliche Rede zu einer Kunst im höchsten Sinne des Worts aus und gelangte zu einer noch jetzt unerreichten Stufe der Vollkommenheit. Namentlich entwickelte sich hier die öffentliche Rede zunächst unter dem Einflusse der Demagogie in der edelsten und erhabensten Weise durch Perikles (s. d.), in ihrer Verwerflichkeit und Entartung aber durch den Gerber Kleon (s. d.) und den Lampenmacher Hyperbolus, bis sie zwischen dem peloponnes. Kriege und dem macedon. Zeitalter durch Iphikrates, Timotheus, Aristophon, Kallistratus und Andere immer weiter ausgebildet wurde und im macedon. Zeitalter selbst in Demosthenes (s. d.), Lykurg (s. d.), Äschines (s. d.) und Hyperides (s. d.) ihren Höhepunkt erreichte. Unter den Römern, die auch hierin von griech. Vorbildern abhängig waren, zeichneten sich schon früher Appius Claudius Cäcus, Cato, die beiden Gracchen, Lucius Crassus und Marcus Antonius im Zeitalter der Republik als Redner aus. Die mehr natürliche Beredtsamkeit, in welcher sich diese Männer hervorgethan hatten, steigerte Cicero (s. d.) durch eine kunstgemäße Behandlung, und sein Zeitgenosse Hortensius (s. d.) steht ihm nicht unwürdig zur Seite. Messala Corvinus und Asinius Pollio waren die letzten politischen Redner der Römer. In der neuern Zeit sind die Säle des engl. Parlaments lange Zeit der einzige Raum gewesen, auf welchem wahre Beredtsamkeit sich entfalten konnte. In Frankreich waren es bis auf die Zeit der Revolution nur die Reden der Parlamentspräsidenten und Generaladvocaten bei den feierlichen Sitzungen nach den Ferien, z. B. eines Omer Talon und D'Aguesseau (s. d.), welche von politischer Beredtsamkeit zeugten. Die ersten Epochen der Revolution gaben Anlaß und Freiheit genug, große Rednertalente auszubilden, aber nur Ein Mann wurde ein großer Redner in dem vollsten Sinne des Worts, nämlich Mirabeau (s. d.). Neben ihm kamen Lally, Mounier, Rivarol, Barnave und Maury kaum in Betracht; von Sièyes sagte zwar Mirabeau selbst, es sei ein Nationalunglück, daß er schweige, vielleicht aber nur um das Ansehen des tiefen Politikers, welches er schweigend behauptete, zu vernichten, wenn er ihn zum Reden brächte. Die folgenden Zeiten waren zu blutig und fanatisch, als daß eine echte Beredtsamkeit sich hätte entwickeln können; auch gingen schöne Talente zu frühzeitig unter. Napoleon ließ es nicht zu einer freien Discussion kommen, und erst nach der Restauration, besonders aber seit der Julirevolution, haben die Debatten der Deputirtenkammer den Rednergaben ein freieres Feld eröffnet. Bekannt sind aus der neuesten Zeit Casimir Périer (s. d.), Odilon Barrot (s. d.), Thiers (s. d.) und Guizot (s. d.). Aber noch herrscht der Gebrauch vor, die Reden vorher auszuarbeiten, und nur Wenige zeigen das Talent, frei zu sprechen, ohne welches eine echt parlamentarische Beredtsamkeit nicht aufkommen kann. Anders ist dies in England. Hier war es nie gestattet, eine vorher ausgearbeitete Rede abzulesen, und wer nicht frei aus der Brust zu sprechen im Stande ist, muß sich des Sprechens enthalten. Nur die erste bedeutende Rede eines neuen Deputirten, die maiden-speech, wird als ein vorher überlegtes und ausgefeiltes Werk zugelassen. Daher haben aber auch die Verhandlungen des engl. Parlaments ein größeres

Interesse und dramatische Lebendigkeit; daher sind die Engländer an wirkliche Discussion gewöhnt, sie sprechen und erörtern miteinander, nicht blos nacheinander, und suchen die Gegner nicht blos durch Abschneiden der Verhandlung, sondern durch Antworten, und wenn die Gründe nicht ausreichen, durch Witz und Sarkasmen zum Schweigen zu bringen. Besonders beliebt sind glückliche Anwendungen aus den Alten, und daher dem Parlamentsredner tüchtige classische Studien unentbehrlich. Als die ausgezeichnetsten brit. Redner dürften zu nennen sein Pitt, Windham, Dundas, Burke, Fox, Sheridan, Erskine, Tierney, Burdett, Romilly, Mackintosh, Rob. Peel, Brougham, Grey, Melbourne, Russel und Daniel O'Connel. Auch in den constitutionellen Staaten Deutschlands hat in neuester Zeit die Kammerberedtsamkeit einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. Eine Darstellung der politischen Beredtsamkeit der Alten findet sich in Westermann's „Geschichte der Beredtsamkeit in Griechenland und Rom" (2 Bde., Lpz. 1833—35).

Politische Freiheit, s. Freiheit.

Politische Geographie, s. Geographie.

Politisches Gleichgewicht. Die Idee des politischen Gleichgewichts, die man nur in einem Misverstande derselben für eine blose Chimäre ausgeben konnte, ist die natürliche Folge der Thatsache des Nebeneinanderbestehens verschiedener, ungleicher, aber voneinander rechtlich unabhängiger Staaten. Sie ist der Gegensatz gegen die Tendenz der directen oder verschleierten Universalmonarchie. Dem Alterthume war sie fremd, denn die Staaten des Alterthums lebten entweder in völliger Isolirung voneinander, oder standen im Unterwerfungs- und Internecionskampfe. Der Gedanke eines friedlichen, nur zeitweise durch Streit unterbrochenen Nebeneinanderbestehens mehrer, in innigem Verkehr miteinander begriffener Staaten, der Gedanke eines Staatensystems, die Idee eines Völkerrechts, was auf der Anerkennung der Rechtspersönlichkeit der Staaten beruht, die Statuirung des Friedens als Regel, das Alles war dem Alterthume fremd und hat erst Christenthum und Germanen zu seinen Grundlagen. Im Mittelalter wurzelten sich zwar die einzelnen Staaten ein und legten ihre geschichtlichen Keime, aber die Staaten standen in ziemlicher Isolirung, meist mit den Evolutionen im Innern beschäftigt. Die Kreuzzüge vereinigten Viele aus allerlei Volk zu gemeinsamen Unternehmungen, aber nicht aus einem Grunde der äußern Politik, des Staatensystems. Erst als die Staaten sich im Innern, soweit nöthig, gestaltet hatten, sahen sie sich nach außen um und suchten zunächst die befestigte Macht zu Erwerbungen gegen außen zu benutzen. Wer sich für den wichtigsten hielt, strebte nach Allherrschaft, nach offener, oder der verschleierten Hegemonie, die vielleicht noch schlimmer ist, weil sie Alles für die Zwecke des herrschenden Staats ausbeutet, ohne Gegenpflichten zu kennen. Immer aber fand sich auch, auf die Natur der europ. Staatenwelt gestützt, ein siegreiches Gegenstreben. Zuerst erfaßte Karl V., auf die span.-niederländ. Besitzungen des Hauses Habsburg gestützt, den Gedanken, die Kaiserwürde zu einer Wirklichkeit zu machen. Frankreich stand an der Spitze des Gegenkampfes. Die Entscheidung gab Deutschland durch den Kurfürsten Moritz von Sachsen. Auch die span. Hegemonieplane Philipp's II. scheiterten in England, den Niederlanden und Frankreich. Derselbe Gedanke, auf die deutsche Macht des Hauses Habsburg gegründet, erzeugte den Dreißigjährigen Krieg und wurde durch ihn vereitelt. Nun ging Frankreich von der Linie der Vertheidigung auf die des Angriffs über und die edlere Rolle der Abwehr fiel zunächst Östreich zu, das dabei standhaft und, unterstützt besonders von England und Holland, zuletzt erfolgreich im Vorgrunde der Vertheidigung des europ. Gleichgewichts gegen die Plane Ludwig's XIV. stand. Das Gescheitertsein dieser Plane besiegelte der Friede von Utrecht. Daß sich in dem durch diesen Frieden beendigten span. Erbfolgekriege England zuletzt von der Allianz zurückzog und Frankreich leichtern Kaufs entrinnen ließ, das hat nicht „das Glas Wasser", sondern die Idee des europ. Gleichgewichts bewirkt, indem seit dem Tode des Kaisers Joseph I. die Gefahr nicht mehr von Frankreich, sondern von Östreich drohte. In diesem Kriege hob sich England in die Reihe der Großmächte. Der Siebenjährige Krieg bekräftigte das Aufstreben Preußens zu gleicher Stelle und wenige Decennien später stand auch Rußland unbestreitbar daselbst. Dieses allmälige Einrücken mehrer Staaten auf die obersten Stellen hat dem Gewicht der kleinern Staaten geschadet, das nur so lange so bedeutsam sein konnte, als die Großmächte ihre Kräfte noch nicht entfal-

tet und zu steter Bereitschaft gebildet hatten, erschwerte aber jeden Gedanken an Universalherrschaft. Dennoch riefen ungewöhnliche Umstände noch einmal einen solchen Versuch in dem franz. Kaiserthum hervor; aber auch diesmal konnte die unter dem größten Kriegführer vereinigte Kraft des größten Theils von Europa sich nicht aller unabhängigen Elemente dieses größten Welttheils bemeistern. England blieb im Vorreihen der Vertheidigung, Spaniens Volkskraft bot den Franzosen Trotz, in Schweden verschmähte selbst ein Franzose die franz. Knechtschaft, Rußland war nur zum Schein gewonnen, Östreich wurde seiner Bestimmung nicht untreu und Preußen erhob sich aus tiefstem Unglücke zur gewaltigsten Anstrengung. Auch das Gebäude dieses neuen Karl zertrümmerte, und seitdem schien das Gleichgewicht der Macht so gesichert, daß man an das höhere Ziel eines Gleichgewichts des Rechts zu denken begann, seine hohe Idee in der Acte des heiligen Bundes wenigstens theoretisch aussprach und jedenfalls dem blinden Eroberungsgeiste entsagte und in Gegenseitigkeit die Bedingung des allseitigen Gedeihens erkannte. Das politische Gleichgewicht der Macht besteht übrigens allerdings nicht in einer absoluten Gleichheit aller Staaten, sowie auch deren Macht nicht blos nach Quadratmeilen und Volkszahl zu messen ist; aber es beruht darauf, daß das europ. Staatensystem sich jederzeit und auf die Dauer siegreich über die Vorherrschaft eines einzelnen Staats erhebt und in dem Vorhandensein mehrer Mächte auch den kleinern Staaten eine Sicherheit bietet.

Politische Poesie. Da es der Dichtkunst gestattet sein muß, jeden Stoff, der nicht ganz unwürdig oder ganz unbedeutend und werthlos ist, zum Gegenstande ihrer Darstellungen zu machen, so muß sie auch das öffentliche Leben der Staaten und Völker zu ihren Schöpfungen benutzen können, und derartige Dichtungen bezeichnet man im weitesten Sinne mit dem Namen politische Poesie. Dies kann natürlich nur da geschehen, wo wirklich ein öffentliches Volksleben vorhanden ist, und sie wird um so stärker hervortreten, je frischer und reichhaltiger dieses ist, am meisten in Zeiten rascher Fortentwickelung im Staate, welche nie ohne regen geistigen Kampf stattfinden kann. Demgemäß finden wir keine politische Poesie bei allen morgenländ. Völkern. Durch und durch dagegen ist von politischem Inhalte erfüllt die Dichtkunst der Griechen, weil sie durchaus national-selbständig überall auf die Entwickelung des Staats, in welchem jeder Einzelne aufging, Rücksicht nahm. Deshalb finden wir selbst in den ernsten Trauerspielen eines Äschylos und Sophokles nicht seltene Beziehungen auf die Ereignisse ihrer Zeit. Ähnlichen politischen Gehalt, wenn auch minder scharf hervortretend, haben die Werke der meisten alten röm. Dichter. In neuerer Zeit hat man angefangen, den Begriff der politischen Poesie schärfer zu fassen, sie namentlich von der historischen und der vaterländischen Dichtung zu sondern. Historisch nennt man dann die Poesie insofern, als sie Thaten und Ereignisse aus der vaterländischen Geschichte in epischer oder dramatischer Form feiert und dadurch zur Nacheiferung anregt; vaterländische Dichtung aber diejenige, welche in vorzugsweise lyrischer Form das allgemeine Gefühl der Vaterlandsliebe zu wecken und zu nähren sucht, und politische Poesie im engern Sinne diejenige, welche dem Willen der Einzelnen oder der Gesammtheit des Volks eine bestimmte Richtung in Beziehung auf bestimmte, in der Gegenwart schwebende Fragen der staatlichen Entwickelung zu geben sucht. Letztere kann in sehr verschiedenen Formen auftreten, wird aber immer eine starke Beimischung von didaktischen Elementen haben, da sie nicht blos auf das ästhetische Gefühl, sondern auch auf den Willen und auf die Handlungsweise der Menschen wirken will. Hierin liegt einerseits ihre Stärke, indem sie durch diese ihre Beschaffenheit leicht befähigt sein wird, den ganzen Menschen zu fassen und zu erschüttern, andererseits aber auch ihre Schwäche, da sie nur zu leicht den Boden der reinen Dichtung verläßt und hinter rhetorischem Pathos publicistische Reflexionen verbirgt.

In Italien hat sich eine höhere politische Poesie nie entwickelt, nur in satirischer Form ist einiges dahin Gehörige geleistet worden. In Frankreich beschränkte sie sich, so lange der Staat im Hofe aufging, auf kurze epigrammatische Gedichte voll persönlicher Satire; die Revolution erweckte als politisches Gedicht von ungeheurer Wirkung die Marseillaise; später leistete Béranger Ausgezeichnetes auf diesem Gebiete. In England sind in neuester Zeit Anfänge eigentlich politischer Poesie gleichzeitig mit den Chartistenbewegungen aufgetaucht. In Deutschland gehen die Anfänge eigentlich politischer Poesie Hand in Hand

mit den Anfängen der reformatorischen Bestrebungen, welche schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. erscheinen. Hier ist ihr Hauptrepräsentant Walther von der Vogelweide; ungleich kräftiger trat sie im Anfange des 16. Jahrh. auf, wo ihr besonders Ulrich von Hutten Worte verlieh. Seit jener Zeit ist die politische Poesie in Deutschland nie ausgestorben; namentlich hat sie während des Dreißigjährigen Kriegs eine große Rolle gespielt, zu höherer künstlerischer Vollendung aber und zu wahrhaft nationalem Gehalte gelangte sie erst, als der durch die franz. Revolution hervorgerufene Umschwung der Dinge auch in Deutschland zu wirken begann. Die Dichtungen, welche während des Kampfes gegen die Fremdherrschaft und durch denselben hervorgerufen worden, z. B. von Arndt, Theod. Körner, Schenkendorf, Rückert u. A., sind zwar noch mehr allgemein vaterländischen als speciell politischen Gehalts. Als sich aber nach dem Kampfe Aller Augen auf die innere Entwickelung der Staaten richteten und hier je länger desto mehr traurige Erfahrungen gemacht wurden, da entwickelte sich die eigentlich politische Poesie immer entschiedener. Sie nahm die Geschicke fremder Völker zu ihrem Gegenstande, wie Wilh. Müller in seinen „Griechenliedern", Platen in den „Polenliedern", Chamisso in den Sonetten „An die Apostolischen". Doch bedeutender noch sprach sich die Theilnahme am Wohle des eigenen Vaterlands aus. Hier ging Ludw. Uhland mit mehren in seine Gedichtsammlung aufgenommenen Liedern voraus; ihm folgte unter den Anregungen des J. 1830 Anastasius Grün mit den „Spaziergängen eines wiener Poeten". Das gewaltigste Leben auf diesem Gebiete aber begann sich zu regen, als G. Herwegh 1840 mit seinen „Gedichten eines Lebendigen" hervortrat. Die seltene poetische Begabung, die selbst die Feinde in seinen Gedichten anerkennen mußten, erregte, verbunden mit dem rücksichtslos radicalen Inhalt, das größte Aufsehen, welches der Verfasser freilich später selbst durch persönliche Misgriffe und durch den poetisch weit geringern zweiten Band seiner Gedichte schwächte. Ihm folgten in kurzem Zwischenraume Hoffmann von Fallersleben mit den mehr witzigen als dichterischen „Unpolitischen Liedern" (2 Bde., Hamb. 1841) und Dingelstedt's „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamb. 1841), welche letztere, an Poesie den „Gedichten eines Lebendigen" nicht viel nachstehend, an gediegen politischem Inhalte jedenfalls die erste Stelle einnehmen. Verwandten Geistes sind die Dichtungen von R. E. Prutz (s. d.), der namentlich mit seiner „Politischen Wochenstube" (Zür. und Winterth. 1845) die politische Komödie nicht ohne Glück wiederherzustellen versucht hat, und F. Freiligrath's „Glaubensbekenntniß" (Mainz 1844). H. Heine's „Deutschland, ein Wintermärchen" (Hamb. 1844) ist leider von zu frecher Frivolität und Herzlosigkeit erfüllt, als daß man an dem unerschöpflichen, darin niedergelegten Witze Freude haben könnte. Die politische Poesie ist gegenwärtig zum Theil Modesache geworden und daher sind ihre Producte zwar sehr zahlreich, aber nur zum geringsten Theile von einigem Werth, was um so mehr zu beklagen ist, da schlechte politische Dichtungen ebenso viel Schaden stiften können, als werthvolle geeignet sind, die Gesinnung des Volks zu veredeln und zu kräftigen. Vgl. Prutz in seinem „Literarhistorischen Taschenbuche" (Jahrg. 1, Lpz. 1842). Literarhistorische Sammlungen von politischen Gedichten haben geliefert Hoffmann von Fallersleben, „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit" (Lpz. 1843) mit schätzbaren Einleitungen, und H. Marggraff, „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit" (Lpz. 1843).

Politische Vereine, s. Geheime Verbindungen und Umtriebe (demagogische).

Politische Wissenschaften, s. Staatswissenschaften.

Pölitz (Karl Heinr. Ludw.), ein im Fache der Geschichte, Politik und deutschen Sprache sehr fruchtbarer Schriftsteller, geb. am 17. Aug. 1772 zu Ernstthal im Schönburgischen, wo sein Vater Prediger war, besuchte seit 1786 das Gymnasium in Chemnitz und studirte seit 1791 in Leipzig Philosophie, Geschichte und später Theologie. Er habilitirte sich 1794 und entwickelte nun sofort eine staunenerregende schriftstellerische Thätigkeit. Schon 1795 wurde er auf Reinhard's Empfehlung zum Professor der Moral und Geschichte an der Ritterakademie zu Dresden ernannt. In größter Schnelle ließ er eine Reihe Elementarlehrbücher über Geschichte und deutsche Sprache erscheinen. Auf Reinhard's Veranlassung, dem P.'s natürlicher Beruf für das akademische Leben nicht entging, kehrte er 1803 als außer-

ordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig zurück, wurde aber noch in demselben Jahre als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Wittenberg versetzt, wo er 1808 als Schröckh's Nachfolger das Lehramt der Geschichte und das Directorium des akademischen Seminariums erhielt. Nach der Aufhebung der Universität kam er 1815 als Professor der sächs. Geschichte und Statistik wieder nach Leipzig, wo er 1820 Professor der Politik und Staatswissenschaften wurde. Er wurde 1825 zum Hofrath, 1833 vom Großherzoge von Hessen zum Geh. Rathe ernannt und 1834 correspondirendes Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften des königlichen Instituts von Frankreich. Schon von früher Zeit an litt er an Unterleibsbeschwerden; dazu kamen ein merkwürdiges Klopfen in der Magengegend und andere regelwidrige Erscheinungen, sodaß er, bei aller Heiterkeit des Geistes, doch seiner Gesundheit wegen stets sehr besorgt war. Er starb am 27. Febr. 1838. Als akademischer Lehrer zeigte er eine seltene Fertigkeit des freien Vortrags; er war ein Studentenfreund und machte es sich zum besondern Vergnügen, mit seiner Bibliothek Jeden, der es nur wünschte, zu unterstützen. Als Historiker und staatswissenschaftlicher Schriftsteller behauptete er mitten in dem Kampfe der alten und neuen Systeme eine neutrale Stellung. Seine wissenschaftlichen Werke haben das Verdienst zweckmäßiger Anordnung und klarer Darstellung. Als seine vorzüglichsten historischen Schriften führen wir an sein „Handbuch der Weltgeschichte" (3 Bde., Lpz. 1805; 6. Aufl., 4 Bde., 1830); „Kleine Weltgeschichte" (Lpz. 1808; 7. Aufl., 1834); „Geschichte und Statistik des Königreichs Sachsen und des Herzogthums Warschau" (3 Bde., Lpz. 1808—10); „Handbuch der Geschichte der souverainen Staaten des Rheinbundes" (2 Bde., Lpz. 1811); „Handbuch der Geschichte der souverainen Staaten des deutschen Bundes" (Bd. 1 in 2 Abtheil., Lpz. 1817—18); „Geschichte des Königreichs Sachsen" (Lpz. 1817); und „Geschichte Friedrich August's, Königs von Sachsen" (2 Bde., Lpz. 1830). Unter seinen staatswissenschaftlichen Arbeiten sind „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" (5 Bde., Lpz. 1823; neue Aufl., 1827) sein Hauptwerk; an sie schließen sich an der „Grundriß für encyklopädische Vorträge über die gesammten Staatswissenschaften" (Lpz. 1825); die „Vermischten Schriften aus dem Kreise der Geschichte und der Staatswissenschaften" (2 Bde., Meiß. 1831), und die „Staatswissenschaftlichen Vorlesungen für die gebildeten Leser in constitutionellen Staaten" (3 Bde., Lpz. 1831—33). Ein höchst verdienstliches Unternehmen war die Herausgabe des Werks „Die europ. Verfassungen seit 1789" (4 Bde., Lpz. 1817—25; 2. Aufl., 3 Bde., 1833—34). Zu seinen vorzüglichsten Leistungen im Gebiete der deutschen Sprache gehören das akademische Lehrbuch „Die Sprache der Deutschen philosophisch und geschichtlich dargestellt" (Lpz. 1820); das ausführliche Werk „Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache nach Prosa, Poesie und Beredtsamkeit, theoretisch und praktisch dargestellt" (4 Bde., Lpz. 1825) und sein „Praktisches Handbuch zur statarischen und cursorischen Erklärung der deutschen Classiker" (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1828). Außerdem gab er heraus Posselt's „Geschichte der Deutschen" (Bd. 3 und 4, Lpz. 1805 und 1819); Heinrich's „Handbuch der sächs. Geschichte" (2 Bde., Lpz. 1812); Schröckh's „Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte" (6. Aufl., Lpz. 1816); Heinrich's „Handbuch der deutschen Reichsgeschichte" (2. Aufl., Lpz. 1819); Voigtel's „Lehrbuch der deutschen prosaischen und rednerischen Schreibart" (2. Aufl., Halle 1827) und vieles Andere. An der Redaction der „Leipziger Literaturzeitung" nahm er bis 1832 Theil. Im J. 1828 unternahm er die Herausgabe der „Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst", die noch gegenwärtig von Professor Bülau fortgesetzt werden. Seine an 30000 Bände starke Bibliothek vermachte er unter der Bedingung gesonderter Aufstellung und Verwaltung, wozu er die nöthigen Fonds legirte, dem Magistrate der Stadt Leipzig, in dessen Hände er auch den größten und wichtigsten Theil seines erworbenen und zu Stipendien und Freitischen für Studirende bestimmten Eigenthums niederlegte. Der Katalog seiner Bibliothek wurde nach seiner testamentarischen Verfügung gedruckt.

Polizĭāno (Angelo), lat. gewöhnlich Angelus Politianus genannt, einer der vorzüglichsten Wiederhersteller der classischen Literatur im 15. Jahrh., geb. 1454 in der kleinen ital. Stadt Monte Pulciano, war einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, der durch eine vielseitig gelehrte Bildung sich auszeichnete und als trefflicher Lehrer, Übersetzer, Kritiker

und Stilist glänzte. Schon in früher Jugend suchte er in den „Stanze per la giostra di Giuliano de' Medici" (beste Ausg., Pad. 1728), worin er den von Giuliano Medici in einem Turniere gewonnenen Preis besang, eine in seinem Vaterlande noch wenig behandelte Versart, die Ottave, zu bearbeiten und bahnte durch die harmonische Ausbildung derselben dem Ariosto und Tasso den Weg in dieser Gattung. Obgleich er das begonnene Unternehmen wieder aufgab, da er sich in der Folge einer mehr gelehrten und streng wissenschaftlichen Thätigkeit zuwendete, so verdienen doch die schöne Erfindung, die Zierlichkeit der Schreibart und die Fülle der Bilder Anerkennung. Lorenzo Medici schenkte ihm seine Freundschaft, nahm ihn in sein Haus auf und übergab ihm die Erziehung seines Bruders und seiner drei Kinder. Hier überließ sich P., umgeben von den Schätzen des Alterthums, welche Lorenzo sammelte, mit ganzer Seele dem Studium der Alten und setzte dasselbe mit gleicher Begeisterung fort, als er 1480 den Lehrstuhl der griech. und röm. Literatur an dem Lyceum zu Florenz erhielt. Er wußte denselben mit so großem Beifall zu behaupten, daß aus allen Ländern Europas, in denen die Wissenschaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuströmten, ja selbst die gelehrtesten Männer seiner Zeit unter seinen Schülern Platz nahmen. Doch hatten die vielfachen Anfeindungen und Verleumdungen, welche ihm der außerordentliche Ruf seiner gelehrten Wirksamkeit und die Auszeichnungen von Seiten Lorenzo's zuzogen, in ihm einen hohen Grad von Trübsinn und Lebensüberdruß erzeugt, die nach dem Tode seines Beschützers Lorenzo und seines Freundes Pico von Mirandola, dem er seine philosophische Bildung verdankte, auch seinem Leben 1494 ein Ende machten. Seine philologischen Beschäftigungen erstreckten sich theils auf Erklärung und Wiederherstellung der Alten, wohin besonders seine „Miscellanea" (Flor. 1489, Fol.) und seine handschriftlichen Vergleichungen der „Scriptores rei rusticae" gehören, theils auf lat. Übersetzung mehrer griech. Dichter und Prosaiker, namentlich des Kallimachus, die zuerst Bandini in seiner Ausgabe dieses Dichters (Flor. 1764) bekannt machte, und des Geschichtschreibers Herodian (zuerst Rom 1493, Fol.). Auch verfertigte er lat. Oden, Elegien und Epigramme, die sich durch Leichtigkeit und Anmuth empfehlen. Ebenso bereicherte er seine Muttersprache, obwol nur beiläufig, mit einigen trefflichen Gedichten (herausgeg. Flor. 1513; zuletzt 2 Bde., 1816, und von Affò, Ven. 1819), wohin vor allen sein in Zeit von zwei Tagen verfertigter „Orfeo" (beste Ausg., Pad. 1749; von Affò, Ven. 1776, 4.) gehört, ein kleines Drama, dessen Hauptwerth in dem gediegenen Ausdrucke besteht, dessen Charakter aber mehr episch als dramatisch ist. Seine gedrängte Geschichte der Verschwörung der Pazzi, „Pactianae conjurationis commentariolum" (Flor. 1478, 4.; von Adimar, Neap. 1769, 4.; Pisa 1800, 4.), kann als Muster historischer Darstellung und reiner Latinität gelten, doch ist sein Urtheil über die Sache selbst nicht unbefangen. Noch größeres Verdienst erwarb er sich aber um die Behandlung des röm. Rechts, indem er historische und antiquarische Untersuchungen über die einzelnen Gesetze anstellte, ihren Quellen nachging und sie auf mannichfache Weise in ein neues Licht stellte. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu Basel 1553 (Fol.). Vgl. O. Mencken, „Historia vitae Ang. P." (Lpz. 1736, 4.); Serassi, „La vita di Ang. P." vor dessen Ausgabe der „Stanze" des P. (Pad. 1751), und Bonasous, „De Ang. P. vita et operibus" (Par. 1845).

Polka, ein böhm. Nationaltanz, im Zweivierteltakt, der in neuester Zeit in ganz Europa sehr beliebt geworden ist, aber bei dieser Verbreitung viel von seinen einfachen Reizen verloren hat.

Polkwitzer Streiche, benannt nach dem im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien liegenden Städtchen Polkwitz, mit etwa 1700 E., heißen thörichte, einfältige Streiche, wie man sie im alten Griechenland der Stadt Abdera und in Obersachsen Schilda, in Niedersachsen Scheppenstädt nachzusagen pflegt.

Pollen, s. Staubfäden.

Pollio (Cajus Asinius), ein Römer aus plebejischem Geschlecht, geb. 75 v. Chr., ist bekannt durch den Antheil, den er an den politischen Begebenheiten seiner Zeit nahm, noch mehr durch seine schriftstellerische Thätigkeit und Liebe zu literarischer Bildung. Im bürgerlichen Kriege schloß er sich 49 v. Chr. an Julius Cäsar an, den er, nachdem er aus der Nieder-

lage des Cajus Curio in Afrika glücklich entkommen war, nach Pharsalus, dann in den afrik. und span. Krieg begleitete. Von ihm wurde er im J. 45 zum Prätor ernannt und erhielt hierauf das jenseitige Spanien zur Verwaltung, wo er sich, als Cäsar ermordet wurde, befand. Gegen Sextus Pompejus (s. d.) focht er hier ohne Glück. Als Lepidus und Antonius sich im J. 43 versöhnten, stieß er mit drei Legionen zu ihnen und verwaltete dann, als des Letztern Legat, das transpadanische Gallien, wo er sich Virgil's zuerst freundlich annahm. Nach dem perusinischen Kriege half er den Vergleich von Brundisium im J. 40 vermitteln. Nachdem er das Consulat erhalten, kämpfte er als des Antonius Legat in Illyrien und Dalmatien gegen die Parthiner, deren Stadt Salonä er eroberte und über die er im J. 39 triumphirte. Seitdem lebte er vorzugsweise den Studien, doch auch als Senator und Sachwalter noch thätig, bis zum J. 5 n. Chr., wo er 80 Jahre alt auf seiner tusculanischen Villa starb. Seine schriftstellerischen Werke, Reden, Tragödien und eine Geschichte des Bürgerkriegs in 17 Büchern, die in großem Ansehen standen, sind verloren. Neigung zum Alterthümlichen und republikanischer, rücksichtsloser Freimuth zeigten sich in ihnen, wie in seiner Beurtheilung der gleichzeitigen Literatur. Bekannt sind namentlich sein scharfes Urtheil über Cicero und der Vorwurf der Patavinität, den er dem Livius machte. Die wissenschaftlichen und poetischen Bestrebungen seiner Zeitgenossen suchte er auf alle Weise zu fördern, unter andern auch dadurch, daß er zuerst eine öffentliche Bibliothek in Rom anlegte, und praktische Übungen in der Beredtsamkeit (Declamationen) begründete. — Sein Sohn Cajus Asinius Pollio, Gallus Saloninus zubenannt, war im J. 8 v. Chr. Consul. Er schrieb eine verloren gegangene Schrift, in der er Cicero's und seines Vaters Beredtsamkeit zum Nachtheil des Erstern verglich, und fand im J. 33 n. Chr. seinen Tod durch Tiberius, der ihn nicht nur wegen seines Freimuths, sondern auch als den Gatten seiner ersten von ihm geliebten Frau Vipsania Agrippina haßte, von der er sich nach dem Willen des Augustus, um Julia (s. d.) zu heirathen, hatte scheiden müssen. Vgl. Thorbecke, „De C. Asinii Pollionis vita et studiis doctrinae" (Leyd. 1820).

Pöllnitz (Karl Ludw., Freiherr von), geb. zu Issomin im Erzstifte Köln am 25. Febr. 1692, der zweite Sohn des kurbrandenb. Staatsministers und Generalmajors, Gerh. Bernh. von P., zeichnete sich schon früh durch Talente und Kenntnisse aus, war aber ein Mann ohne allen Charakter. Unstet und flüchtig durchreiste er, nachdem er sein Vermögen verschwendet, oft in großer Noth, den größten Theil Europas, indem er fast an allen Höfen wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften Zutritt fand. Er nahm in Östreich, im Kirchenstaate und in Spanien Kriegsdienste, konnte aber doch nirgend eine feste Anstellung finden, bis König Friedrich der Große, der in ihm den Mann von Geist wol erkannte, ihn zu seinem Vorleser erwählte. P. hatte allerdings in dieser Stellung viel von den Launen des Königs zu erdulden; er fiel wiederholt in Ungnade, wußte sich indeß immer wieder in Gunst zu setzen und erhielt endlich sogar die Stelle als Theaterdirector. Nachdem er seines Vortheils wegen zweimal zur katholischen Kirche übergetreten und zweimal wieder in die reformirte zurückgekehrt war, wurde er zum dritten Male katholisch und starb am 23. Juni 1775. Seiner Beobachtungsgeist und Witz charakterisiren seine „Lettres et mémoires, avec nouveaux mémoires de sa vie et la relation de ses premiers voyages" (angeblich Amst. 1735), die lange Zeit sehr eifrig gelesen wurden. Auch sein „Etat abrégé de Saxe sous le règne d'Auguste III, roi de Pologne" (Frankf. 1734) erregte in damaliger Zeit großes Aufsehen. Am berühmtesten aber wurde er als angeblicher Verfasser des Werks „La Saxe galante", das Einige jedoch ihm absprechen. Mit vieler Wahrscheinlichkeit hält man ihn auch für den Verfasser der „Histoire secrète de la duchesse d'Hanovre, épouse de George I, roi de la Grande-Bretagne" (Lond. 1732). Nach P.'s Tode gab Brunn dessen „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, royale de Prusse" (2 Bde., Berl. 1792) heraus. Alle seine Schriften wurden wiederholt aufgelegt, auch entstellt nachgedruckt und mehrmals ins Deutsche übersetzt.

Pollok (Rob.), engl. Dichter, geb. zu North-Moorhouse bei Eaglesham in Renfrewshire am 19. Oct. 1798, der Sohn eines kleinen Pächters, erhielt den ersten Unterricht durch seine Mutter und besuchte dann die Dorfschule, wo er höchstens Lesen, Schreiben und Rechnen lernte, da öftere Unterbrechungen der Schulzeit durch Feldarbeiten weitere Fortschritte nicht

zuließen. Erst im 17. Jahre faßte er, des Landbaus, dem er von früh bis Abend obliegen mußte, müde, den Entschluß, Theologie zu studiren. Er trat daher noch im Dec. 1815 in die Schule zu Fenwick ein, um Lateinisch zu lernen; bezog im Nov. 1817 die Universität zu Glasgow und begann 1822 nach fünfjähriger Vorbereitung in literarischen und philosophischen Studien das Studium der Theologie. Im J. 1823 gab er sein erstes Buch „Helen of the glen" heraus; 1824 folgten „Ralph Gemmel" und „The persecuted family", sämmtlich prosaische Erzählungen ohne großen Werth. Im Dec. 1824 begann er dasjenige Gedicht, auf welchem sein Dichterruhm beruht, „The course of time", das er aber, oft durch Krankheit verhindert und in drückenden Verhältnissen des Lebens, erst im Juli 1826 vollenden konnte. Es erschien 1827 und fand so ungemeinen Beifall, daß 1843 bereits die 16. Auflage nöthig war. Der Verfasser genoß indessen nur noch die Freude, die ersten Huldigungen wegen seines Dichtertalents zu empfangen. Seiner Gesundheit halber ging er nach dem Süden von England und starb am 18. Nov. 1827 zu Shirley-Common bei Southampton. „The course of time" ist ein religiöses Lehrgedicht, welches von dem geistigen Leben und der geistigen Bestimmung des Menschen handelt; als Ganzes betrachtet kann dasselbe auf den Namen eines Kunstwerks keinen Anspruch machen; aber die große Anzahl wirklich dichterischer Stellen und kräftiger, gelungener Schilderungen macht es immer zu einer der wichtigsten Erscheinungen der neuern engl. Literatur. Eine Lebensbeschreibung von ihm lieferte sein Bruder Dav. Pollok (Edinb. 1843).

Pollux, s. Dioskuren.

Pollux (Julius), ein bekannter griech. Grammatiker und Lexikograph, aus Naukratis in Ägypten, um 180 n. Chr., war der Lehrer des Kaisers Commodus, durch den er auch den Lehrstuhl der Rhetorik zu Athen erhielt. Er verfaßte unter dem Titel „Onomasticon" ein griech. Wörterbuch in zehn Büchern, das, nach gewissen Gegenständen eingetheilt, besonders wichtig ist für die Erklärung und richtige Bestimmung der synonymen Wörter und Redensarten. Die beste mit einem reichhaltigen Commentar versehene Ausgabe besitzen wir von Lederlin und Hemsterhuis (2 Bde., Amst. 1706, Fol.), die später von W. Dindorf, mit neuen Zusätzen vermehrt (5 Bde., Lpz. 1824), wiederholt wurde. Eine neue Textrecension gab J. Bekker (Berl. 1846). Vgl. F. Ranke, „P. et Lucianus" (Quedlinb. 1831). — Außerdem ist von einem gewissen Julius Pollux, einem christlichen Schriftsteller aus ungewissem Zeitalter, unter dem Namen „Historia physica" oder „Historia sacra" ein in griech. Sprache geschriebenes Geschichtswerk auf uns gekommen, welches die Ereignisse vom Ursprunge der Welt bis auf die Regierung des Kaisers Valens umfaßt, zuerst von Bianconi (Bologna 1779, Fol.), dann von Hardt (Lpz. 1792) herausgegeben.

Polo (Marco), ein Venetianer, hat das große Verdienst, Europa zuerst über das innere Asien zu einer Zeit aufgeklärt zu haben, wo Reisen in so ferne Länder fast gar nicht unternommen wurden, und wo Die, welche dergleichen wagten, mehr darauf dachten, sich den Schein des Außerordentlichen zu geben, als ihre Zeitgenossen wahrhaft zu unterrichten. Nicht ohne scheinbaren Grund hat man von ihm behauptet, daß er die erste Anregung zur Entdeckung des Schießpulvers, des Compasses, der Buchdruckerkunst, des Astrolabiums u. s. w. gegeben habe, insofern dies alles Dinge sind, die er im innern Asien gesehen hatte und über die seine Mittheilungen Gelegenheit zu weiterm Nachdenken gaben. Erst zum Theil in neuern Zeiten hat man Dinge bestätigt gefunden, die, von ihm erzählt, Jahrhunderte lang als Märchen und Erzeugnisse der Leichtgläubigkeit galten. Sorgfältig unterscheidet er Das, was er selbst gesehen und was er genau schildert, von Dem, was ihm blos erzählt worden ist. Er war der Enkel eines Patriciers in Venedig, der zwei Söhne, Nicolo und Maffeo, hatte, welche zusammen 1254 eine Reise nach Konstantinopel unternahmen. Als sie hier erfuhren, daß sich an der Wolga ein mächtiges Reich der Tataren gebildet, reisten sie dorthin und machten nach verschiedenen Abenteuern mit dem Großkhan Kublai Bekanntschaft, der sie auffoderte, ihm bei dem Papste in Rom die Zusendung einiger christlicher Missionare auszuwirken. Demzufolge kehrten sie 1269 nach Italien zurück. Nicolo P. fand daheim sein Weib todt, den Sohn aber, mit dem sie bei seiner Abreise schwanger gewesen, 15 oder 16 Jahre alt. Papst Clemens IV. war gestorben, und die Wahl eines Nachfolgers zog sich dergestalt in die Länge, daß die beiden Brüder beschlossen, unverrichteter Sache nach dem

Morgenlande zurückzukehren. Der junge Marco, Nicolo's Sohn, wurde mitgenommen. In Palästina erfuhren sie, daß Tebaldo Visconti, der sich dort aufhielt, zum Papste gewählt worden war; sie wendeten sich daher an ihn und erhielten von ihm die gewünschten Geistlichen, in deren Begleitung sie zu Kublai zurückkehrten. Der junge Marco P. gewann die Gunst des Tatarkhan in hohem Grade; er machte in dessen Angelegenheiten Reisen im chines. Reiche und in den entferntesten Gegenden, und wurde sogar Statthalter der Provinz Kiang-Nan. Ungern entließ ihn der Khan, nebst seinem Vater und Oheim, als die Sehnsucht sie endlich nach dem Vaterlande zurückzog. Im J. 1295, nach 24jähriger Abwesenheit, langten sie, mit Schätzen beladen, glücklich in Italien wieder an. Alle diese Umstände lassen sich aus Marco P.'s Reise entnehmen. Was seine fernern Schicksale anlangt, so sind sie mehr auf Erzählungen und Sagen Anderer gegründet, die Ramusio, der 250 Jahre später lebte, alle in Bezug auf Marco P. erhaltenen Nachrichten und Sagen sammelte; doch spricht für mehre Angaben die Wahrscheinlichkeit. Die Stadt Venedig hatte kaum erfahren, daß die Polos wieder angelangt, als sich Alles um ihre Freundschaft bewarb. Marco P., der Sohn, erhielt, weil er nur in Millionen den Reichthum und die Bevölkerung Chinas schildern konnte, den Beinamen Messer Marco Millioni, und sein Palast hieß noch 250 Jahre hernach Il corte del Millioni. Auch auswärts stand Marco P. in hohem Ansehen. Als er in dem Seetreffen bei Curzola von den Genuesern gefangen wurde, behandelte man ihn sehr mild, und hier soll er, um des unaufhörlichen Erzählens sich überhoben zu sehen, seine Reisebeschreibung aufgesetzt haben. In welcher Sprache er es gethan, ist nicht ausgemacht. Ramusio nimmt die lat., Baldelli die franz. an; Andere glauben, daß es im venetian. oder genues. Dialekt geschehen. Nachdem er wieder in Freiheit gekommen, starb er wahrscheinlich 1323 in Venedig; sein Vater Nicolo war 1316 gestorben. Die erste gedruckte Ausgabe seines Reiseberichts in ital. Sprache erschien zu Venedig 1496 und einen Abdruck derselben veranstaltete Ramusio in seinen „Navigazioni e viaggi" (2 Bde., Ven. 1559, Fol.). Die erste kritische Ausgabe, nach dem Texte der Crusca in der Bibliothek Magliabecchi, besorgte Graf Giov. Battista Baldelli Boni in seinen „Viaggi di Marco P." (4 Bde., Flor. 1827, 4.); die beiden ersten Bände enthalten Baldelli's „Storia delle relazioni vicendevoli dell' Europa e dell' Asia", bis 1258; die beiden andern die Reise selbst unter dem Titel „Il Millione di Marco P.". Der pariser Codex des Reiseberichts P.'s in franz. Sprache wurde 1824 auf Veranstaltung der geographischen Gesellschaft gedruckt. Eine deutsche Übersetzung lieferte Peregrini (Zwick. 1802). Vgl. Plac. Zurla, „Di Marco P. e degli altri viaggiatori veneziani etc." (2 Bde., Ven. 1818—19, 4.).

Polonaise, ein poln. Nationaltanz, der sich über ganz Europa verbreitet, dabei aber auch manche Abänderung erfahren hat. Die Musik ist stets eine Melodie im Dreivierteltakt, bestehend aus zwei Wiederholungen von 6, 8 oder 10 Takten; später hat man ihr noch ein Trio von ebenso viel Theilen, ja auch zwei Trios und Coda angehängt. In der Bewegung hat die Polonaise etwas Charakteristisches, was sich besonders in der Accentuirung des schlechten Takttheiles am Anfange und am Schlusse der Sätze zeigt, weshalb auch die kleinern Einschnitte in die Mitte des Takts, die größern auf das letzte Viertel des Takts fallen. Die echte Nationalpolonaise fängt stets mit dem Niederschlage an, woran sich aber die deutsche Polonaise nicht bindet. Der Charakter der Polonaise ist feierlicher Ernst und ihre Bewegung noch langsamer als bei der Menuet. Berühmt ist die sogenannte Kosciuszko-Polonaise („Auf zur Rach', ihr Brüder"); andere ausgezeichnete Polonaisen hat man vom Fürsten Mich. Kleophas Oginski (s. d.). Auch hat man die Polonaisenbewegung (alla Polacca genannt) bei Instrumentalstücken von brillantem Charakter, in den variirten Polonaisen und Concertpolonaisen, ja sogar bei Gesangstücken und in den Opern mannichfaltig angewendet, wie z. B. Spohr in seinem „Faust".

Polozk, eine Stadt in dem russ. Gouvernement Witepsk, an der Düna, in die hier die Polota fällt, mit fast 5000 E., hat mehre griech. und katholische Kirchen und treibt einen ziemlich bedeutenden Handel. Früher war es die Hauptstadt eines besondern Herzogthums, das sich zu beiden Seiten der Düna hinzog. Zuerst eroberten es die Tataren, darauf 1564 die Russen, denen es 1579 Stefan Bathori entriß. Später gehörte es als die Hauptstadt einer zu Lithauen gehörigen Wojewodschaft zu Polen, bis es 1772 an Rußland zurückfiel.

Polterabend heißt der Abend vor der Hochzeit, der in vielen Gegenden mit Schmausereien und Tanz begangen, Bekannten und Freunden, zugleich aber auch der muthwilligen Jugend Veranlassung gibt, ihre Theilnahme gegen das Brautpaar möglichst laut und polternd, hauptsächlich durch sehr geräuschvolles Zerschlagen von Töpfen zu erkennen zu geben. Dieser letztere Gebrauch, der indeß in neuerer Zeit durch die Policei in sehr engen Grenzen gehalten wird, ist sehr alt und unstreitig slaw. Ursprungs. Daß demselben eine tiefere Bedeutung inwohne, geht zum Theil schon daraus hervor, daß man zum Poltern keine alten, sondern blos neue Töpfe nehmen darf. Wahrscheinlich war dieses Poltern ursprünglich eine religiöse Handlung; denn auch an alten slaw. Opferplätzen und geheiligten Orten findet man ganze Berge von zerschlagenen thönernen Gefäßen.

Polyandrie, s. Polygamie.

Polyänus, ein griech. Rhetor aus Macedonien, der in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. lebte, schrieb unter dem Titel „Strategematica" oder „Strategemata" ein Werk über die Kriegslisten in acht Büchern, das er den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus widmete, wovon aber das sechste und siebente Buch nicht mehr vollständig sind. Dasselbe hat für den Historiker einen nicht unbedeutenden Werth, ist in einem ziemlich guten Stile geschrieben und wurde von Js. Casaubonus (Lyon 1589), Maasvicius (Leyd. 1690 und 1691), Mursinna (Berl. 1756) und Korais (Par. 1809), deutsch von Seybold (2 Bde., Frankf. 1793—94) und H. Blume (2 Bde., Stuttg. 1834) herausgegeben.

Polybius, einer der vorzüglichsten griech. Geschichtschreiber der spätern Zeit, geb. um 203 v. Chr. zu Megalopolis in Arkadien, wurde von seinem Vater Lykortas, welcher einer der Vorsteher des Achäischen Bundes und vertrauter Freund des Philopömen war, für die Waffen und Staatsgeschäfte erzogen und in einem Alter von 24 Jahren mit Andern abgesendet, um mit Ptolemäus Epiphanes zu unterhandeln. Als der Krieg zwischen dem König Perseus von Macedonien und den Römern ausbrach, erhielt P. ebenfalls eine Sendung an den röm. Consul Marcius, um ihm den Entschluß der Achäer, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu stoßen, anzukündigen. Er blieb einige Zeit im röm. Lager und kehrte dann mit Aufträgen des Marcius zurück, um sich der von dem Befehlshaber Appius gemachten Foderung, noch mehr Hülfsvölker nach Epirus zu schicken, zu widersetzen. Um diese Zeit wurde die Absicht der Römer offenbar, die freien Staaten Griechenlands von sich abhängig zu machen. P. nahm an allen Maßregeln Theil, wodurch die Unabhängigkeit seines Vaterlands aufrecht erhalten werden konnte. Daher befand er sich, als nach des Perseus Besiegung die Römer auch den Schein weniger berücksichtigten, 166 v. Chr. unter den 1000 Geiseln, welche die Achäer Jenen ausliefern mußten. Seine Kenntnisse, Tugenden und Talente erwarben ihm bald die Gunst einiger der ausgezeichnetsten Senatoren, vornehmlich der beiden Söhne des Paulus Amilianus. Erst nach 17 Jahren wurden die Geiseln entlassen, P. aber, der sein herabgewürdigtes Vaterland nicht wiedersehen wollte, trat in die Dienste des Scipio Amilianus, den er auf seinem Zuge nach Afrika begleitete. Als endlich die Achäer mit den Römern in Krieg geriethen, eilte er zum Heere des Consuls Mummius, um für seine Landsleute das Möglichste zu thun. Er war Zeuge von der Zerstörung Korinths und von der Verwandlung Achajas in eine röm. Provinz. Mitten unter diesen traurigen Begebenheiten bewährte er seine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Den schwierigen Auftrag, die neue Regierungsform in den Städten Griechenlands einzurichten, vollzog er zur Zufriedenheit beider Theile, der Römer und Griechen, sodaß die Bewohner von Achaja zum dankbaren Andenken ihm mehre Bildsäulen errichteten. Nachher begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode desselben aber zog er sich in sein Vaterland zurück, wo er in Folge eines Sturzes vom Pferde 121 v. Chr. starb. P. ist der Verfasser eines Geschichtswerks, das von 220—157 v. Chr. reicht. Dasselbe bestand aus 38 Büchern, abgesehen von zwei einleitenden Büchern, welche einen Abriß der röm. Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptsache sind, so kommen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weshalb P. ihm den Titel „Ἱστορία καθολική", d. h. allgemeine Geschichte, gab. Von dieser trefflichen Arbeit besitzen wir nur noch die fünf ersten Bücher in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit, sowie Excerpte aus dem Werke des Konstantin Porphyrogeneta und bedeutende Bruchstücke von

einem Theile der übrigen Bücher, die in neuerer Zeit durch Mai aus einer Handschrift des Vatican vermehrt worden sind. Der Verlust der untergegangenen Stücke ist wahrhaft zu beklagen, da P. in Genauigkeit und Treue der Erzählung, sowie im Umfang politischer und militairischer Kenntniß von keinem Geschichtschreiber des Alterthums übertroffen wird. Auch begründete er wol zuerst den didaktischen Pragmatismus in der Geschichte (s. d.), d. h. diejenige Geschichtsbehandlung, die durch zergliederte Darstellung der Ursachen und Folgen der einzelnen Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeschäften geben will. Daher hat sich auch Livius (s. d.) an ihn als Hauptführer in der Darstellung und Entwickelung röm. Verhältnisse eng angeschlossen. Jene didaktische Form ist nicht ohne Einfluß auf den rhetorischen Vortrag geblieben, während seine Schreibart ziemlich ohne allen Reiz ist und nicht selten die Flecken des Gemeingriechischen an sich trägt. Die geschätztesten Ausgaben sind von Is. Casaubonus (Par. 1609, Fol.), Jak. Gronov (3 Bde., Amst. 1670), J. A. Ernesti mit des Casaubonus lat. Übersetzung und Commentar (3 Bde., Lpz. 1763—64) und Schweighäuser (9 Bde., Lpz. 1789—95; neuer Abdruck, 5 Bde., Orf. 1831). Auch erschien P. zugleich mit Appian in der Didot'schen Sammlung der griech. Classiker (2 Bde., Par. 1839). Eine neue Textrecension gab J. Bekker (2 Bde., Berl. 1844). Die zuerst von Mai in der „Scriptorum veterum nova collectio" (Bd. 2, Rom 1827, 4.) aus einer Handschrift des Vatican bekannt gemachten Excerpte wurden nachher unter dem Titel „Polybii historiarum excerpta vaticana" von J. Geel (Leyd. 1829) und Lucht (Altona 1830) besonders bearbeitet. Unter den Übersetzungen ist vor allen die franz. von Thuillier mit den in Hinsicht des kriegswissenschaftlichen Theils sehr wichtigen Erläuterungen von Folard (6 Bde., Par. 1727—30; letzte Ausg., 7 Bde., Amst. 1777, 4.) zu erwähnen. Deutsche Übertragungen lieferten Olsnitz und Trossel, mit den Anmerkungen Folard's und Guischart's (7 Bde., Bresl. und Berl. 1755—69, 4.), Seybold, mit Auszügen aus Folard (4 Bde., Lemgo 1779—83), Benicken, mit Anmerkungen und bildlichen Darstellungen (Weim. 1820) und Storch (Prenzl. 1828 fg.). Die Glaubwürdigkeit des P. ist in neuester Zeit mehrfach in Zweifel gezogen worden und man hat in ihm namentlich eine gewisse Parteilichkeit für die Sache der Achäer zu entdecken geglaubt. Vgl. Lucas, „Über des P. Darstellung des ätolischen Bundes" (Königsb. und Berl. 1827); Brandstäter, „Bemerkungen über das Geschichtswerk des P." (Danz. 1843) und dessen „Geschichte des ätolischen Landes, Volkes und Bundes, nebst einer historiographischen Abhandlung über P." (Berl. 1844); Ph. W. van Heusde, „De school van P. of Geschiedkunde voor de Negentiende eeuw" (Amst. 1841), und K. W. Nitzsch, „Polybius; zur Geschichte antiker Politik und Historiographie" (Kiel 1842); ferner Heyd, „Vita Polybii" (Tüb. 1712) und van Goudoever, „De historicis Polybii laudibus" (Utr. 1809).

Polybos hieß der König vom ägypt. Thebä, ein Gastfreund des Menelaos; ferner der König von Korinth, Gemahl der Periböa oder Merope und Pflegevater des Ödipus; und endlich der Sohn des Hermes und der Chthonophyle, König von Sicyon und Vater der Lysianassa.

Polybötes, ein Gigant, wurde von Poseidon bis zur Insel Kos verfolgt, wo Letzterer ein Felsstück von der Insel abriß, das später Nisyros hieß, und es auf ihn schleuderte.

Polychromie, eigentlich Vielfarbigkeit, nennt man die Bemalung der Bau- und Bildwerke mit bunten Farben, die den Alten, wenn auch nicht unter jenem Namen, doch der Sache nach vollständig bekannt war. Bereits bei den frühesten Nationen finden wir nämlich die Malerei im Dienste der Architektonik und Sculptur, sowie uns Pausanias, der ältere Plinius und Vitruvius bestimmte Nachrichten von bemalten Statuen geben. Aber erst in neuerer Zeit, wo die Anwendung dieser Kunst, freilich in beschränkterer Weise, wieder versucht worden ist, hat man der weitern Erforschung derselben, namentlich auch des technischen Theils, eine vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt und im Allgemeinen das Resultat gewonnen, daß das Bemalen der Marmorstatuen und Reliefs u. s. w. nicht etwa, wie Einige glauben, als Zeichen oder Überbleibsel aus dem unvollkommenen Wiegenalter der Kunst oder als fremdartiger Zusatz eines schon entarteten Geschmacks gehalten werden dürfe, sondern daß dasselbe vielmehr die Frucht jenes das ganze Alterthum durchdringenden, unter der Herrschaft der Religion stehenden und in dieser Stellung sich entwickelnden Kunstgesetzes

war, wonach die höhere Kunst niemals vereinzelt, sondern stets im gemeinsamen Zusammenwirken mit andern Künsten erscheint. Wenn wir den Ursprung und die Fortbildung der Polychromie betrachten, so finden wir, daß zunächst die Inder und Ägypter allen Erzeugnissen der Baukunst und Sculptur eine Färbung gaben, wobei man sich im Einzelnen zwar an die Nachahmung der Natur hielt, im Ganzen aber einen willkürlich angenommenen, conventionellen Kunstgebrauch befolgte. So liebte man bei den Gewändern die weiße, bei den Vögeln die grüne und blaue, bei den vierfüßigen Thieren die rothe Farbe u. s. w. Noch größere Pracht entwickelten die Perser, Phönizier und Babylonier, indem sie die königlichen Paläste und Göttertempel mit Gold, Silber, Edelsteinen und Elfenbein, die Statuen mit kostbaren Ketten und andern Abzeichen schmückten, wodurch allerdings die einfachere Bemalung mit Farben ein engeres Feld erhielt. Da die Anfänge der griech. Kunst auf Ägypten zurückzuführen sind, so erklärt sich leicht der Umstand, daß die ältesten, aus Holz geschnitzten Götterbilder der Griechen grell gemalt, daß die Gesichter, wie bei dem amykläischen Apollon, sogar vergoldet waren. Natürlich durften nun auch die Tempelgebäude in Bemalung und Verzierung nicht nachstehen. Allmälig entzog man diese Kunst ihrer bisherigen Abhängigkeit von dem Gesetze religiöser Bedeutsamkeit und ließ überhaupt das Gesetz der Schönheit vorherrschen, weshalb seit dem Zeitalter des Perikles griech. Baumeister und Bildhauer weder Farben noch Gold und Elfenbein oder andere farbige Naturstoffe verschmähten, um dadurch die Schönheit ihrer Werke zu erhöhen, wobei allerdings die Bedeutung des darzustellenden Gegenstandes und die äußere Umgebung des Kunstwerks auf die Wahl und Anordnung der Farben nicht ohne Einfluß blieb. Was nun die architektonische Polychromie anlangt, so war hier wol die Bemalung nicht in allen Fällen umfassend, sondern häufig nur theilweise ausgeführt, da man z. B. den natürlichen Fettglanz des Marmors zugleich für diese Zwecke benutzte. Zu keiner Zeit aber konnte der kunstsinnige Grieche neben der ernsten historischen Wandmalerei die mehr heitere Decorationsmalerei im Äußern wie im Innern der öffentlichen und Privatgebäude missen. Beispiele solcher polychromen Architekturüberreste bietet die blühendste Kunstperiode Griechenlands von 580—460 v. Chr. dar, und zwar theils an dem Minervatempel zu Ägina (s. d.), an welchem sämmtliche Verzierungen, die sonst plastisch in Stein gebildet werden, blos farbig ausgeführt waren, theils an den ältern Tempelgebäuden von Selinus (s. d.) auf Sicilien, an welchen auch zur Ausschmückung der Säulen, der Metopen und Frontons, ja selbst der Dachziegel und Fußböden farbige Verzierungen angewendet worden sind. Weit wichtiger sind die aus der blühendsten Kunstperiode Griechenlands von 460—336 v. Chr. stammenden polychromen Überbleibsel des Parthenon (s. d.) zu Athen, sowie die Tempel zu Olympia, Rhamnus und Phigalia. Von den Griechen kam das polychromische System der Architektur zu den Römern. Bei ihnen sind zunächst in den verschütteten Städten am Vesuv Säulen und Außenwände der Gebäude mit farbigem Anstrich versehen, und vor allen prangte die Trajanssäule in Rom durch ihren leuchtenden Farbenschmuck. (S. Herculanum, Pompeji und Stabiä.) Als unter den Kaisern die Bemalung der Wände und insbesondere die Skenographie und das farbige Nachbilden architektonischer Glieder auf den Wandflächen überhandnahmen, wurden wahrscheinlich auch die Façaden vieler Gebäude in dieser täuschenden Weise bemalt, sodaß eine Art von Polychromie entstand, die von dem einfachen Systeme der Griechen völlig abwich. (S. Malerei.) Dagegen scheinen an den öffentlichen und Prachtgebäuden der spätern Römer Goldschmuck und übertünchte plastische Ornamente von weißem und buntem Gestein statt der blos farbigen üblich gewesen zu sein. Auch im Gebiete der plastischen Polychromie ist ein ähnliches Steigen und Sinken des Kunstgeschmacks wahrzunehmen. Die ältesten griech. Götterbilder und Reliefs aus Thon und Holz waren bemalt und reich geschmückt und die ersten Marmorstatuen von greller Färbung, bis sich diese allmälig zu sanftern Tönen herabstimmte, sodaß selbst Phidias und Praxiteles die Bemalung ihrer Statuen nicht zurückwiesen. (S. Wachsmalerei.) So findet man an einer trefflich ausgeführten Marmorstatue des Apollon, die im Museo borbonico zu Neapel sich befindet, gelbes Haar und am untern Gewande rothe Streifen mit weißen Blümchen, und unverkennbar sind bei einer Statue der Leukothea, in der Glyptothek zu München, die Spuren von Vergoldung der Haare und von grünem und rothem Anstrich des langen Gewandes, mit dem sie bekleidet ist.

Auch bei den Römern läßt sich Ähnliches nachweisen, und wir erwähnen in dieser Beziehung die jetzt im Louvre sich befindende Büste des Antinous, die vormals sanft bemalt war und aus Edelsteinen eingesetzte Augen hatte, sowie mehre in Herculanum und Pompeji aufgefundene Sculpturwerke dieser Art.

Die Untersuchungen über die Polychromie des Alterthums, die erst in neuester Zeit mit Erfolg und in ausgedehnter Weise geführt worden sind, haben eine Reihe trefflicher Schriften über diesen Gegenstand hervorgerufen. Nachdem man zuerst an dem von Choiseul-Gouffier nach Paris gebrachten Friesbruchstücke des Parthenon Spuren von enkaustischer Farbe entdeckt und Völkel in der Schrift „Über den großen Tempel und die Statue des Jupiter zu Olympia" (Lpz. 1794), sowie K. A. Böttiger in den „Ideen zur Archäologie der Malerei" (Dresd. 1811) den polychromischen Gebrauch bei den Alten berührt, Quatremère de Quincy aber in dem „Jupiter olympien" (Par. 1814) die plastische Polychromie in ausführlichen und gründlichen Erörterungen beleuchtet und J. M. Wagner in seinem „Berichte über die äginetischen Bildwerke" (Tüb. 1817), durch Schelling angeregt, auf die ästhetische Seite der Polychromie hingewiesen hatte, faßte Hittorff (s. d.) alle vorhandenen Andeutungen zusammen und gab in dem Aufsatze „De l'architecture polychrôme chez les Grecs" in den „Annali del Instituto di corrispondenza archeologica" (Bd. 2, Rom 1830) eine theoretisch-geschichtliche Auseinandersetzung über die farbigen Verzierungen an den alten Bauwerken und Sculpturen. Bald darauf führten die Mittheilungen über bemalte Fragmente von Terracotten (s. d.) auf neue Forschungen und so hat sich das Interesse für diesen Theil der Archäologie von Jahr zu Jahr gesteigert. Zu den neuesten und bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete gehören die Schriften von Semper, „Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten" (Altona 1834), von Kugler, „Über die Polychromie der griech. Architektur und Sculptur" (Berl. 1835), von Wiegmann, „Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei" (Hannov. 1836), von John, „Die Malerei der Alten" (Berl. 1836), von Knirim, „Über die Harzmalerei der Alten" (Lpz. 1839) und „Die endlich entdeckte wahre Malertechnik des classischen Alterthums und des Mittelalters" (Lpz. 1845). Jene Untersuchungen über die Polychromie der Alten geben noch zur Erörterung einer andern Frage Veranlassung, die zunächst Hittorff durch seine Behauptung anregte, daß die Griechen auch große historische Gemälde unmittelbar auf die Wand gemalt hätten. Dagegen erhob sich zuerst im J. 1833 Raoul-Rochette, der zwar die Anwendung der Wandmalerei als Hülfsmittel der Verzierungen in der Architektur zugab, aber die Mauermalerei in ihrer Anwendung für höhere Kunstzwecke, als Decoration gänzlich leugnete. Letztere Ansicht wurde zuerst von G. Hermann in der Abhandlung „De veterum Graecorum pictura parietum" (Lpz. 1834) und mit einem größern Aufwande von archäologischer Gelehrsamkeit bis zur Erschöpfung des Gegenstandes von Letronne in den „Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de peinture historique murale dans la décoration des temples etc." (Par. 1835; nebst einem „Appendice", 1837) bekämpft. Vgl. Raoul-Rochette, „Peintures antiques inédites" (Par. 1836, 4.) und „Lettres archéologiques sur la peinture des Grecs" (Par. 1840).

Das Mittelalter, welches sich in der Baukunst das feinere Formgefühl erst langsam wieder erwerben mußte, begnügte sich lange mit dem Wandschmuck. Seit dem 10. Jahrh. kommen wieder vergoldete Capitäle und abwechselnde verschiedenfarbige Steinschichten vor; aber erst mit dem Entstehen der goth. Baukunst wird die Polychromie im Innern der Kirchen wieder zu einem consequenten System. An den Capitälen wird das Blattwerk vergoldet, der Grund roth bemalt, die Gewölberippen und Gesimse sind gold und roth oder gold und blau verziert, ja in den Gewölbefeldern selbst ist ein leichter Schmuck von denselben Farben angebracht; auch Altäre, Balustraden, Kanzeln, Sacramenthäuschen u. s. w. erhalten Vergoldung am Stabwerk und dazu farbigen Grund. Diese Übung hielt sich das ganze Mittelalter hindurch; nur hat die spätere Übertünchung in den meisten Kirchen jede Spur davon vertilgt. In der Renaissancezeit hörte die Bemalung und Vergoldung allmälig auf. Die mittelalterliche Sculptur in Holz und Stein ist wol von Anfang an mit Bemalung verbunden gewesen, wenigstens bei Statuen, welche nicht in freier Luft standen. Ganz verschieden von der griech. Polychromie scheint die des Mittelalters auf Illusion und Wirklichkeit

ausgegangen zu sein. Nicht nur wurden die Gewänder oft mit der größten und buntesten Pracht bemalt, sondern auch Haare und Nacktes erhielten eine ganz genaue, naturgetreue Färbung, wie z. B. die berühmten Apostelstatuen im kölner Domchore. Zwar dämpfte das durch gemalte Fenster bereits gebrochene Tageslicht diesen allzu bunten Effect; allein auch so noch widerstreitet er unserm gegenwärtigen Kunstgefühl. Wenn es sich jetzt um Wiedererweckung der Polychromie handelt, so wird man wohl thun, dabei so mäßig als möglich zu Werke zu gehen, zumal in der Sculptur, und sich vor Allem die Frage zu beantworten suchen: ob das moderne Kunstgefühl in seiner Abneigung gegen allzu bunte Bemalung wirklich so ganz Unrecht habe, und ob diese Abneigung nicht einen Fortschritt ausdrücke? Auch wird stets die Bestimmung eines Gebäudes sehr in Betracht kommen, indem für ein Theater und ein Kaffeehaus die Polychromie viel eher paßt, wie dies z. B. die neuesten Bauten dieser Art in Dresden beweisen, als etwa für eine Kirche. Die Anwendung der Polychromie am Äußern der Gebäude macht schon unser Klima schwierig.

Polydektes, s. Perseus.

Polydora hieß die Tochter des Okeanos und der Tethys; ferner die Tochter des Meleager und der Kleopatra, die Gemahlin des Protesilaos (s. d.), die sich aus Liebe zu ihrem verstorbenen Gemahl selbst den Tod gab; und endlich die Tochter des Peleus und der Polymela, die Gemahlin des Sparcheios oder Boros und Mutter des Menesthios.

Polydoros, Sohn des Kadmos und der Harmonia, war König von Theben, Gemahl der Nykteïs und Vater des Labdakos. — Polydoros, der jüngste Sohn des Priamos und der Laothoë, wurde von Achilles getödtet. Nach Spätern war er ein Sohn der Hekabe und wurde von seinem Vater, als Ilios sich zu seinem Falle neigte, mit großen Schätzen zu Polymestor, König in Thrazien, geschickt. Dieser, um sich jener Schätze zu bemächtigen, tödtete, nach dem Fall von Ilios, den P. und warf ihn ins Meer. Der Leichnam wurde endlich an das Ufer angetrieben, wo ihn Hekabe fand und erkannte. Aus Rache tödtete Letztere die beiden Kinder des Polymestor, ihn selbst aber blendete sie. Andere erzählen, er sei seiner Schwester Ilione, der Gemahlin des Polymestor, zur Erziehung übergeben worden, und diese habe ihn als ihren eigenen Sohn erzogen, ihren wirklichen Sohn aber, Deïphilos oder Deïpylos, für den P. ausgegeben. Die Hellenen, um den Stamm des Priamos zu vertilgen, hätten dem Polymestor die Elektra zum Weibe und große Geldsummen verheißen, wenn er den P. tödte. Aber wegen der Vertauschung desselben mit dem Sohne des Polymestor sei er dem Geschick entgangen, Deïphilos hingegen vom eigenen Vater umgebracht worden.

Polyeder ist ein von ebenen Flächen eingeschlossener oder eckiger Körper. — Polyedralzahlen heißen die Zahlen der Punkte, die sich auf den Ecken, Seitenlinien und Seitenflächen regelmäßiger Körper in gleichen Entfernungen voneinander stellen lassen.

Polygämie oder Vielweiberei heißt die eheliche Verbindung eines Mannes mit mehren Frauen, Polyandrie oder Vielmännerei die einer Frau mit mehren Männern. Letztere ist dem gesunden Gefühle des Menschen so zuwider, daß sie als rechtmäßige Form der Familie wol nirgend besteht; die erste ist zwar bei mehren ältern und neuern Völkern gesetzlich, doch wird sie von der höhern Civilisation verworfen. (S. Ehe.)

Polyglotte ist ein Werk, das einen und denselben Inhalt in mehren Sprachen enthält. Vorzugsweise hat man das Wort schon früh von den Ausgaben der heiligen Schrift gebraucht, in denen zwei, drei oder mehr Übersetzungen mit oder ohne den Grundtext zusammengestellt wurden. Das erste größere Unternehmen der Art war die berühmte complutensische Bibel, welche auf Veranstaltung des Cardinals Ximenes (s. d.) mit einem ungeheuern Aufwande für die Anschaffung alter Handschriften des Textes und der Übersetzungen von mehren angesehenen Gelehrten bearbeitet wurde. Sie erschien in sechs prächtig gedruckten Foliobänden 1514—17 in Alcala de Henares, lat. Complutum, weshalb sie den Namen complutensische Bibel erhielt, und enthält neben dem hebr. Texte des Alten Testaments die altlateinische (Vulgata), die griech.-alexandrinische (Septuaginta), nebst einer buchstäblichen lat. Übersetzung, und eine chaldäische Paraphrase, die ebenfalls eine wörtliche lat. Übersetzung zur Seite hat. — Eine andere berühmte Polyglotte ist die antwerpener, auch die königliche Bibel genannt, weil König Philipp II. von Spanien einen Theil der Kosten

trug. Sie wurde unter Aufsicht des gelehrten span. Theologen, Benedict Arias Montanus, und mit Unterstützung anderer Gelehrten bearbeitet, erschien zu Antwerpen von 1569—72 in acht Foliobänden, und enthält, außer dem hebr. Texte, die Vulgata, die Septuaginta mit einer lat. wörtlichen Übersetzung, mehre chaldäische Paraphrasen, ebenfalls mit lat. Übersetzung, und, was das Neue Testament anlangt, den griech. Grundtext mit der Vulgata, eine syr. Übersetzung in zwei Reihen mit syr. und hebr. Lettern und mit einer lat. Übersetzung. — Noch vorzüglicher ist die pariser Polyglotte, welche hauptsächlich unter Leitung des Parlamentsadvocaten Guy Michael le Jay, der sein ganzes Vermögen darauf verwendete, von mehren Orientalisten und Exegeten besorgt wurde und 1645 in zehn Foliobänden erschien. Sie übertrifft die antwerpener, weil sie nicht nur diese ganz enthält, sondern auch noch eine syr. und eine arab. Übersetzung und eine sie begleitende lat. Übersetzung, sowie den sogenannten samaritan. Pentateuch, und im Neuen Testament ebenfalls eine arab. und eine dieser folgende lat. Version. — Die vollständigste Polyglotte ist die Walton'sche oder londoner Polyglotte in zehn Sprachen (6 Bde., 1657, und 2 Supplementbde, 1669 Fol.), die hauptsächlich unter Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Brian Walton, bearbeitet wurde und sich der Unterstützung Cromwell's zu erfreuen hatte. Sie enthält den Grundtext, nach verschiedenen Exemplaren, und nächst allen den Übersetzungen der pariser Polyglotte, auch noch eine äthiop. und eine pers. und zu diesen gehörige lat. Übersetzungen. Außer diesen vier großen Polyglotten hat man noch mehre kleinere über einzelne biblische Bücher, besonders über die Psalmen.

Polygnōtos aus Thasos, einer der ausgezeichnetsten Maler der Griechen, lebte ungefähr 450—410 v. Chr. in Athen, wo er das Bürgerrecht erhalten hatte. Er war Cimon's Hausfreund und dessen schöner Schwester, Elpinice, begünstigter Liebhaber, welches Verhältniß er in dem Gemälde der Trojanerinnen verherrlichte. Cimon ließ durch ihn, sowie durch Mikon und Pänanus das Pöcile (s. d.) mit Gemälden ausschmücken. Seine beiden Hauptbilder in demselben stellten die Griechen vor Troja dar, das eine die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Kassandra, das andere die gefangenen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Kassandra. In der Lesche zu Delphi sah man von ihm die Eroberung Trojas und die Abfahrt der Griechen, sowie den Besuch des Odysseus im Todtenreich, welche Gemälde nach der ausführlichen Beschreibung des Pausanias die Brüder Riepenhausen (s. d.) nachzubilden versucht haben. Auch die Vorhalle des Parthenon enthält mehre Gemälde des P. aus dem Cyklus des trojan. Kriegs, welche Perikles wahrscheinlich von anderswoher in diesen Tempel versetzte; ebenso enthielten der Dioskurentempel und die Propyläen mehre Gemälde von ihm. Wahrscheinlich waren dieselben insgesammt auf Holz gemalt. Was den Kunstwerth derselben anlangt, so soll P. zuerst in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit der Gesichter Bewegung und Leben, Ausdruck und Charakter gebracht, den Gewändern eine kunstvollere Mannichfaltigkeit gegeben, zuerst die enkaustische Malerei (s. Enkaustik) ausgeübt haben und der erste Meister in Tetrachromen, d. h. vierfarbigen Gemälden, gewesen sein. Besonders bedeutend war er in der Zeichnung und in der edeln und scharfen Charakteristik der verschiedenen mythologischen Gestalten. Die Anordnung derselben war durchgehend noch streng symmetrisch.

Polygon, s. Vieleck.

Polygonalsystem. Dieses System der Befestigungskunst beruht nicht sowol auf dem Begriff eines Vielecks, dessen Spitzen durch Bastione oder andere Werke vertheidigt werden, wie z. B. bei Vauban u. A., sondern auf dem Princip der zurückgezogenen Vertheidigung vorliegender Werke durch einen einfach geführten Hauptwall. Man nennt deshalb dasselbe auch à la mézalectre, oder la défense du milieu. Montalembert (s. d.) hat bei seinen Befestigungen diesen Zweck vorzugsweise im Auge behalten. In neuern Zeiten ist dieselbe bei den Befestigungen von Koblenz, Posen u. s. w. mit der nöthigen Berücksichtigung des Terrains und der einfließenden Umstände angewendet worden.

Polygonalzahlen heißen solche arithmetische Reihen zweiter Ordnung, welche entstehen, wenn man eine einfache arithmetische Progression oder Reihe (erster Ordnung) summirt, die 1 zum ersten Gliede und irgend eine ganze Zahl zur Differenz hat. Je nachdem diese Differenz 1, 2, 3, 4 u. s. w. beträgt, heißen sie Trigonal- oder Triangularzahlen,

Quadratzahlen, Pentagonalzahlen, Hexagonalzahlen u. s. w. (S. Figurirte Zahlen.)

Polyhistor nannte man sonst einen Gelehrten von sehr ausgebreiteten Kenntnissen in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften, namentlich in der Geschichte und Literatur. Es war dies sonst viel eher möglich, als bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wissenschaften, wo es nur auf Kosten der Gründlichkeit stattfinden kann. Im besten Sinne führten diesen Namen Jos. Just. Scaliger, Is. Casaubonus, Salmasius und Morhof.

Polyhymnia oder Polymnia, d. i. die Hymnenreiche, eine der neun Musen (s. d.), die Erfinderin der Lyra, und von Oagros Mutter des Orpheus, erscheint bei den Spätern bald als Vorsteherin der lyrischen Dichtkunst, bald als Vorsteherin der Beredtsamkeit. Dargestellt wird sie gewöhnlich in sinnender Stellung, mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem Munde.

Polyidos, der Sohn des Koiranos, Urenkel des Melampus und Vater des Euchenor, der Manto und Astykrateia, war ein berühmter Seher zu Korinth.

Polykarpus, der Sage nach ein Schüler des Apostels Johannes, soll einer der ersten Bischöfe von Smyrna gewesen sein. Er wurde bei der Christenverfolgung im J. 167 n. Chr. verhaftet und starb als Märtyrer 169. Als seinen Gedächtnißtag feiert die katholische Kirche den 26. Jan. Die Sage über seinen Tod, daß die Flamme gleich einem geblähten Segel sich um ihn gelegt, und als hierauf ein Kriegsknecht mit dem Schwerte ihn durchbohrt, plötzlich eine weiße Taube aufgeflogen sei, hat Herder sehr schön wiedererzählt. Von seinen Briefen ist nur der eine an die Gemeinde zu Philippi und blos zum Theil im Urterte noch übrig. Vgl. Wocher, „Die Briefe des Clemens und P. übersetzt" (Tüb. 1830).

Polyklētos, aus Sicyon, einer der berühmtesten griech. Bildner, war ein Schüler des Agelades und am ausgezeichnetsten als Bildner in Erz. Seiner speciellen Begabung sich bewußt, beschränkte er sich auf Eleganz und den ihr angemessensten Kreis der Athleten oder gymnastischen Ephebenfiguren schöner Knaben und Jünglinge; auch arbeitete er gern Frauengestalten. Er schuf das Jünglingsideal und kam, wie die Alten sagten, nicht über das glatte Kinn hinaus. Besonders hochgefeiert war sein sich die Siegerbinde umlegender Knabe. In dem Doryphorus soll er zugleich eine Musterstatue, einen Kanon, haben aufstellen wollen; aber höchst wahrscheinlich war es eine Figur von reiferm Alter, in welcher er, dem ältern Typus treubleibend, seinen Kanon darstellte. In einem Künstlerwettkampfe zu Ephesus trug seine Amazone über die von Phidias, Ktesilaos, Kydon und Phradmon den Sieg davon; doch erreichte er Phidias in der Darstellung hoher Idealgestalten beiweitem nicht. Man schreibt P. die erste Durchführung des Grundsatzes zu, den Schwerpunkt des Körpers hauptsächlich auf den einen Fuß zu legen, eine Grundbedingung aller Grazie, weil nur so der unschöne, steife Parallelismus der beiden Körperseiten aufgehoben wird. Auch soll er ein Werk über die Proportionen geschrieben haben, worin er die Schönheit in dem Ebenmaße des Gliederbaus und einer zierlichen Mittelstatur fand. Die Befolgung seines Kanons gab seinen und seiner Nachfolger Werken eine gewisse, von Einigen unter den Alten getadelte Übereinstimmung, deren Nachtheilen aber sein Genie zu begegnen wußte. In kolossaler Form, gleichsam ein Gegenstück zu dem Jupiter von Phidias, verfertigte er seine argivische Juno, ebenfalls in Elfenbein und Gold, die als toreutisches Werk manchem Werke des Phidias vorgezogen wird. Auch arbeitete P. mehre Portraitstatuen. — Zu bemerken ist, daß es einige spätere Künstler desselben Namens gab.

Polykotyledonen, d. i. vielsamenlappige, heißen die wenigen Gewächse, deren Keim mehr als zwei Samenlappen hat. (S. Kotyledonarpflanzen und Dikotyledonen.) Namentlich hat die Familie der Zapfenbäume oder der Nadelhölzer mehre Samenlappen. Diese Samenlappen stehen quirl- oder wirbelförmig und haben in ihrer Mitte das Federchen des Keims.

Polykrātes, ein bekannter Tyrann der Insel Samos, deren Herrschaft er von 540—523 v. Chr. mit Gewalt zu behaupten wußte, hatte nach der Erzählung des Herodot bei allen Unternehmungen ein so außerordentliches Glück und erwarb sich so unermeßliche Schätze, daß der ägypt. König Amasis, mit dem er in einem Freundschaftsbündnisse stand, ihn auffoderte, den Göttern bei so ungewöhnlicher Gunst des Schicksals ein freiwilliges

Opfer der Demuth darzubringen. Diesen Rath befolgte P. und warf sein liebstes Kleinod, einen kostbaren Siegelring, ins Meer. Allein zum Erstaunen Aller fand man schon nach wenigen Tagen denselben in dem Bauche eines Fisches wieder, der ihm wegen seiner seltenen Größe von einem Fischer zum Geschenke dargebracht worden war. Als Amasis dies erfuhr, sendete er sofort einen Herold nach Samos mit der Erklärung, daß er das zwischen ihnen bestehende Recht der Gastfreundschaft auflöse, weil er einsah, daß irgend ein schweres Unglück den P. treffen würde und er dann nicht wegen eines Gastfreundes sich betrüben wollte. Diese Ahnung ging einige Jahre nachher auch wirklich in Erfüllung, denn als er im Begriff war, sich zum Herrn Joniens und der benachbarten Inseln zu machen, lockte ihn der pers. Satrap Orontes hinterlistig zu sich und ließ ihn ans Kreuz schlagen. In seinem „Ring des Polykrates" hat Schiller das Ganze poetisch behandelt. Obgleich übrigens Despot, suchte sich P. dennoch den Schein eines gebildeten Mannes zu geben, indem er Künstler, Gelehrte und Dichter, unter Letztern besonders den Anakreon, an seinen Hof berief.

Polynesien, s. Australien.

Polynikes, der Sohn des Ödipus und der Jokaste, ist bekannt wegen seines Kampfes mit seinem Bruder Eteokles (s. d.). (S. Adrastus und Theben.)

Polynom oder Vieltheilige Größe heißt in der Mathematik eine Größe, die aus mehr als zwei, durch die Zeichen + oder — verbundenen Gliedern oder Theilen zusammengesetzt ist, z. B. a+b—c+d, und Polynomischer Lehrsatz diejenige Regel oder Formel, welche das Gesetz der Zusammensetzung oder Entwickelung einer Potenz einer vieltheiligen Größe darstellt. Die verschiedenen Ausdrucksweisen derselben rühren von Leibnitz, Moivre und Euler her. In der neuern Zeit hat sich vorzüglich Hindenburg (s. d.) um den polynomischen Lehrsatz verdient gemacht.

Polypen (Polypi), eine Ordnung aus der großen Classe der Strahlthiere, gewöhnlich Zoophyten genannt, stehen in dem Thierreiche, welches durch sie augenscheinlich mit dem Pflanzenreiche verbunden wird, darum sehr niedrig, weil ihre Organisation eine sehr einfache ist. Viele von ihnen kommen nur gesellig, richtiger, als zusammengesetzte Thiere vor, bilden dann den lebenden Überzug eines bald kalkigen, bald hornartigen Stammes, sind indessen nicht nothwendig mit andern verwachsen, sondern können auch isolirt existiren. Das vereinzelte Individuum wird aber in allen Fällen, weil es seine Jungen knospen- oder sprossenartig aus dem Körper hervortreibt, eine Colonie, oder einen lebenden Stammbaum bilden, in welchem sich nach Bildungsgesetzen, die in derselben Gattung und Art unveränderlich sind, unorganischer Kalk absondert und zuletzt zum ästigen Gebilde, zur blättrigen Scheibe u. s. w., zum eigentlichen Korall wird. Andere Polypen sind natürlich isolirt, werden nicht zu ästigen Stämmen u. dgl., und sondern keinen Kalk ab. Der einzelne Polyp ist von gallertartiger Beschaffenheit, meist sehr klein, oft mikroskopisch. Er besteht aus einem eingeweidelosen Sacke mit einfacher Mündung, der eigentlich einen Magen darstellt, an der Öffnung sechs, acht, zwölf oder unbestimmt zahlreiche, im Kreise gestellte Fangarme trägt, und mit dem hintern Ende stets angewachsen ist. Von Sinnesorganen sind keine Spuren vorhanden. Die Fortpflanzung geschieht theils durch Eier, die an den Magenwandungen in regelmäßig gestellten Eierstöcken gereift und durch die Mundöffnung ausgestoßen werden, theils durch Spaltung des Mutterkörpers in zwei oder mehre Individuen, theils durch Knospen, die sich zu vollständigen Polypen entwickeln. Die Ernährung findet statt theils durch Ergreifung sehr kleiner Thiere mittels der Fangarme, theils durch Erregung eines Wirbels im umgebenden Wasser, welches, in die Magenhöhle gespült, die enthaltenen Infusorien und aufgelöst vorhandenen thierischen Stoffe absetzt. So klein, unvollkommen und machtlos diese angewachsenen, Gallertklümpchen ähnlichen Thiere, die nur im Wasser, und vorzugsweise im Meere vorkommen, auch scheinen mögen, so üben sie dennoch einen überraschenden Einfluß und bedingen selbst die Bildung von Riffen, Sandbänken und zuletzt von Inseln. Die Millionen von Polypen, die auf einem einzigen zwei bis drei Fuß hohen vieläſtigen Korallenstamme sitzend, unablässig Kalk absondernd, absterbend, von andern ebenso thätigen Generationen gefolgt werden, stellen Gebilde her, die vom Meere zerbrochen und auf Untiefen geführt, oder mit Seegräsern durchflochten, den Muscheltrümmern, dem Sande u. s. w. Festpunkte gewähren. Ist auch die Entstehung großer Landstrecken durch Korallenthiere ehedem zu unbe-

dingt angenommen worden, so lehren doch die neuesten Forschungen von Darwin, Gaimard u. A., daß mindestens aus Untiefen tropischer Meere durch Thätigkeit dieser Geschöpfe Inseln werden können. In den Süßwassern lebt nur eine kleine Zahl Polypen; unter den in Deutschland vorkommenden sind die grünen und braunen Armpolypen die bekanntesten, die schon im 18. Jahrh. viel untersucht und den mannichfachsten Versuchen unterworfen worden sind. Sie hängen an Wasserlinsen und andern Wasserpflanzen, erscheinen zusammengezogen wie Schleimkugeln von einer Linie Durchmesser, breiten sich, wenn man sie in einem Glase ruhig stehen läßt, aus und entwickeln dann ein bis zwei Zoll lange fadenförmige Arme. Sie können wie Blutegel kriechend ihren Standort verändern, schwimmen aber nicht, pflanzen sich durch Sprossung, aber auch durch Eier fort und besitzen, wie alle sehr niedere Thiere, viele Lebenszähigkeit und die Fähigkeit, aus abgeschnittenen Theilen zu selbständigen Individuen zu erwachsen. Man hat Armpolypen in vier bis sechs Stücken geschnitten, die nachher zu besondern Thieren sich ausbildeten. Versuche, die besonders Trembley machte, und die vor hundert Jahren großes Aufsehen erregten. Die Ordnung der Polypen zählt viele Gattungen und einige Tausende von Arten, die freilich meist nur in ihren Resten als Kalkkorallen bekannt, indessen darum nicht uninteressant sind und Zierden zoologischer Sammlungen abgeben. Die neuesten und vorzüglichsten Untersuchungen über Anatomie und sonstiges Verhalten der Polypen verdankt man Schweigger, Ehrenberg, Quoy und Gaimard, Milne Edwards und Beneden.

Polypen nennt man in der Chirurgie eine gewisse Art krankhafter Auswüchse, welche, meist von birnförmiger Gestalt, mit ihrem dünnern Ende auf der Schleimhaut einer Körperhöhle aufsitzen. Am häufigsten findet man sie in der Nasenhöhle und in der Gebärmutter. Über die Ursache ihrer Entstehung ist man noch sehr ungewiß, da sie ebenso oft bei vollkommen gesunden Menschen und an Stellen, wo man keine vorgängige Verletzung nachweisen kann, wie bei allgemeiner Säfteverderbniß und nach Verletzungen vorkommen. Eingetheilt werden sie hauptsächlich ihrer Structur nach in weiche oder Blasen- oder Schleimpolypen, und in feste oder Fleischpolypen. Im Allgemeinen sind sie gutartig und unterscheiden sich hierdurch von den krebsartigen, schwammigen und andern Wucherungen der weichen Theile; doch können sie durch Vergrößerung, Druck der umliegenden Theile und andere Übelstände theils selbst nachtheilig wirken, theils in Entzündungszustand übergehen und so gefährlichere Folgen herbeiführen. Kann man ein allgemeines Leiden als Grund der Polypenbildung ansehen, so muß auch die Behandlung eine allgemeine sein, übrigens aber muß der Polyp selbst, wenn er Störungen und Beschwerden hervorruft, durch eine Operation entfernt werden, die je nach dem Sitze, der Gestalt u. s. w. desselben verschieden ist. Oft jedoch schafft diese Operation nur kurze Erleichterung, da sich die Polypen leicht wiedererzeugen. Vgl. Meißner, „Über die Polypen in den Höhlen des menschlichen Körpers" (Lpz. 1820).

Polyphēmos, der Sohn des Poseidon und der Nymphe Thoosa, ein ungeheurer einäugiger Riese, war der berühmteste unter den Cyklopen (s. d.), in dessen Höhle Odysseus, als er an der Westküste Siciliens landete, mit zwölf Gefährten kam, von denen P. sechs nach und nach verzehrte. Den übrigen stand dasselbe Schicksal bevor. Allein Odysseus berauschte das Ungeheuer, brannte ihm dann im trunkenen Zustande mit einem glühenden Pfahle sein Auge aus, versteckte sich und seine noch übrigen Gefährten unter die Bäuche der Riesenschafe, als sie P. aus der Höhle auf die Weide gehen ließ, und entkam so der Gefahr. Diese Sage liegt im Ganzen dem satirischen Drama des Euripides, Kyklops genannt, zum Grunde. Von spätern Dichtern wird oft die Liebe des P. zur Galatea (s. d.) erwähnt. — Polyphemos, ein Sohn des Elatos und der Hippea, ein Lapithe aus Larissa, war Theilnehmer am Argonautenzuge. Mit Herakles suchte er den Hylas (s. d.); er gründete Kios in Mysien und fiel in einem Kampfe gegen die Chalyben.

Polyptōton (griech.) heißt eine rhetorische Figur, die in der nachdrücklichen Wiederholung desselben Substantivs oder Zeitworts in verschiedenen Casus oder Personen und Tempora besteht. Ein schönes Beispiel findet sich schon im 19. Buche der „Odyssee" nach der Übersetzung von Voß:

Aber der Hörenden floß die schmelzende Thrän' auf die Wang' hin:
So wie der Schnee hinschmilzt auf hochgescheitelten Bergen,

Welche der Ost hinschmelzte, nachdem der West ihn geschüttet;
Daß von geschmolzener Nässe gedrängt abfließen die Bäche:
Also schmolz in Thränen der Gattin liebliches Antlitz.

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polysperchon, ein berühmter Feldherr Alexander's des Großen, von Geburt ein Ätolier, wurde von Antipater (s. d.) bei seinem Tode im J. 318 v. Chr. zum Vormunde über die Kinder Alexander's und zugleich zum Reichsverweser ernannt. Der Sohn des Antipater, Kassander, welcher mit wildem Hasse gegen das macedon. Königshaus erfüllt war, fühlte sich dadurch zurückgesetzt und begann in Verbindung mit Antigonus (s. d.) einen Kampf um die Reichsverwesung, während P. den Eumenes (s. d.) für sich gewann. Der Ausgang war für Letztere unglücklich, da Eumenes in Asien durch Treulosigkeit und Verrath unterging, der vertriebene P. aber in Europa sein Ende fand.

Polysyndēton heißt im Gegensatze zu dem Asyndeton (s. d.) eine Redefigur, vermöge deren die Verbindungspartikeln der Sätze, gegen den gewöhnlichen Gebrauch, gehäuft werden, entweder um den Unterschied einzelner Vorstellungen stärker hervorzuheben, wie in Schiller's Worten: „und es wallet und siedet und brauset und zischt", oder um die Allmäligkeit des Fortschritts von einem Zustande oder einer Handlung zu andern lebendiger zu veranschaulichen, oder um den allzuraschen Gang der Vorstellungen zu hemmen, oder endlich, um die Sätze durch mehre Partikeln auf das genaueste zu verbinden.

Polytechnik ist der jetzt übliche Name für den Inbegriff aller zu Ausübung der verschiedenen Künste und Gewerbe erfoderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten, meist mit dem Nebenbegriff der Zurückführung auf ihre wahre mathematische und naturwissenschaftliche Basis. Man nennt daher polytechnische Schulen oder Institute im Gegensatze zu den Gewerbschulen diejenigen höhern Lehrinstitute, welche sich die Bildung wissenschaftlicher Techniker in jeder Richtung zur Aufgabe machen; polytechnische Vereine und Gesellschaften haben den gewöhnlichen Gewerbvereinen gegenüber besonders die Richtung auf Vermittelung zwischen Wissenschaft und Gewerben; polytechnische Journale wollen nicht blos alle Richtungen der Technik umfassen, sondern auch der reinen Empirik gegenüber das wissenschaftliche Element festhalten. Die neueste Zeit indessen, welche Alles mit hochtrabenden Namen zu belegen liebt, wendet das Beiwort polytechnisch sehr oft auf Institute viel niederer Gattung an. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die ungeheure Entwickelung der Industrie in England den Anstoß zu Entwickelung der Polytechnik auf dem Continente und der darauf bezüglichen Regierungsthätigkeit gegeben hat. Die Art der Ausführung ist aber rein continental. Während nämlich jeder Engländer sehr wohl den Einfluß wissenschaftlicher Fortschritte auf die Technik begreift, ohne jedoch seine Instruction gerade auf dem Wege systematischer Schulbildung zu suchen, während ganz von selbst in London, Manchester u. s. w. durch die blose Privatthätigkeit engl. Associationsgeistes sogenannte Mechanics Institutions entstanden, die namentlich mit Apparaten und Modellen zum Theil der prachtvollsten, stets aber der instructivsten Art reichlich versehen sind und in denen von gelehrten Technikern, oft den bedeutendsten Autoritäten, einzelne an diese vorhandenen Lehrmittel angeknüpfte Vorträge und kleinere Curse gehalten werden, ist auf dem Continent das Alles von oben herab und natürlich in continental-systematischer Weise eingerichtet worden, nur mit dem Unterschiede, daß die Franzosen die praktische Seite meist noch besser zu würdigen verstanden als die Deutschen. Eine Vergleichung beider Arten der Ausführung ist unthunlich, weil sie, in nationalen Eigenthümlichkeiten wurzelnd, jede an ihrem Orte passend sind. Könnte man zuweilen den engl. Instituten mehr Wissenschaftlichkeit wünschen, so würde im Gegensatz dazu den continentalen Anstalten mit einem Theile der großartigen engl. Lehrmittel sicherlich ein wesentlicher Dienst erwiesen werden. Indessen ist ein unleugbarer Fortschritt in tüchtiger Combination praktischer und theoretischer Erfodernisse in den deutschen Anstalten unverkennbar, und ihre Leistungen werden sich mit jedem Jahre in der Praxis günstiger bewähren. Die Theorie fodert im Allgemeinen in jedem polytechnischen Institut vollständige Vorträge über Mathematik, Physik und Mechanik, Chemie mit praktischen Arbeiten im Laboratorium, Maschinenlehre, und zwar mathematische sowol als Lehre von den Maschinentheilen und der Construction, und Maschinen-

zeichnen; praktische Geometrie mit Planzeichnen, Bauwissenschaften, Sprachen und kaufmännische Lehren.

Die berühmteste Polytechnische Schule ist die pariser, die 1795 nach Monge's Plan gegründet und 1816 neu organisirt wurde. Diese ganz militairisch eingerichtete und unter dem Kriegsministerium stehende, gleichwol durch einen merkwürdigen Republikanismus der Schüler und selbst der Lehrer sich auszeichnende Anstalt ist zunächst für die Vorbildung der Artillerie- und Genieoffiziere, der Straßenbau- und Bergingenieure, der Seeleute, also für den Staatsdienst bestimmt, und verhältnißmäßig sehr wenig andere Zöglinge werden von ihr gebildet. Nach beendigtem Cursus der polytechnischen Schule treten die Eleven in die Specialschulen, wie die Ecole du génie, de la marine, des mines und des ponts et chaussées über und von da in den Staatsdienst. Die Anstalt leistet für ihren Zweck Außerordentliches und man kann nirgend besser besetzte technische Corps im Staatsdienste treffen als in Frankreich; aber für die Privatindustrie thut sie sehr wenig; solche Zöglinge sind auf die mehr dem oben dargestellten allgemeinen Plane folgende Ecole centrale des arts et manufactures angewiesen, welche vortreffliche Professoren und Sammlungen besitzt. In Deutschland steht der Zeit nach das 1801 gegründete Technische Institut in Prag voran, welches noch gegenwärtig Tüchtiges leistet; am wichtigsten aber ist das 1815 in Wien gegründete Polytechnische Institut unter Prechtl's (s. d.) Direction dadurch geworden, daß sich eine bessere Behandlungsart der Technologie von ihm aus Bahn brach. Außerdem bestehen polytechnische Schulen in München, Dresden, Hannover, Stuttgart, Karlsruhe, Braunschweig, Nürnberg und anderwärts. Unter den neuern hat sich das Gewerbinstitut in Berlin durch tüchtige Lehrer und bedeutende Lehrmittel den größten Ruf erworben, während sich die übrigen zumeist auf Ausbildung von Inländern beschränkt haben; indessen sind sie fast alle so eingerichtet, daß ihr größerer oder geringerer Ruf zu jeder Zeit nur von den an ihnen thätigen Persönlichkeiten bestimmt wird.

Polytheismus oder Vielgötterei heißt im Gegensatze zu dem Monotheismus (s. d.) oder dem Glauben an Einen Gott der Glaube an viele Götter und die Verehrung derselben als verschiedener, voneinander unabhängiger Wesen. Der Polytheismus ist die Religion sinnlicher und in das Naturleben versunkener Völker, denen das Göttliche in ebenso viele Gestaltungen zerfällt, als die Welt Erscheinungen darbietet, welche die Bewunderung erregen. Er ist bald roher Fetischismus (s. d.), bald Personification der Naturkräfte in den mannichfaltigsten Formen. Höher stehen schon die Formen, welche auf einer Personification sittlicher Mächte beruhen. Einer speculativen Auffassung nähert sich am meisten der Dualismus (s. d.) oder die Annahme zweier Grundwesen. Insofern der Polytheismus auf Naturvergötterung beruht, hat er eine innere Verwandtschaft mit dem Pantheismus (s. d.), obgleich dieser ihm scheinbar entgegengesetzt ist, und die speculative Ausdeutung polytheistischer Religionen hat häufig zu einer pantheistischen Weltansicht geführt.

Polyxĕna, die Tochter des Priamos und der Hekabe, wurde vom Achilles (s. d.) geliebt und später vom Neoptolemos auf dem Grabe desselben geopfert, als den Hellenen, die zur Rückkehr Anstalt trafen, der Schatten des Helden erschien und P. zum Opfer foderte. Die Tragödien des Sophokles und Euripides, die ihr Schicksal behandelten und nach ihr benannt waren, sind verloren gegangen.

Pomare, König und Königin von Otaheiti (s. d.).

Pombal (Dom Sebast. Jos. Carvalho, Graf von Oeyras und Marquis von), portug. Staatsminister, einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, wurde 1699 auf dem Schlosse Soure bei Coimbra geboren. Sein Vater, der Capitain war, gehörte zur zweiten Classe des Adels; seine Mutter dagegen stammte aus der angesehenen Familie Mendoza. Er studirte in Coimbra die Rechte, nahm aber dann Kriegsdienste. Seiner tollkühnen Raufereien wegen aus Lissabon verwiesen, ging er wieder nach Soure, wo er mehre Jahre seiner wissenschaftlichen Ausbildung widmete. Sodann heirathete er die reiche Witwe Donna Teresa da Noronha-Almada ganz gegen den Willen ihrer stolzen Verwandten, was ihn um so mehr antrieb, sich emporzuschwingen. Er ging an den Hof, wo er sich sehr bald in solche Achtung zu setzen wußte, daß man ihm 1739 den Gesandtschaftsposten in London übertrug. Hier

faßte er, nachdem er das Verhältniß Portugals zu England genau hatte kennen lernen, den Plan, sein Vaterland von den Fesseln des engl. Handelssystems zu befreien. Zwar wurde er von dem neuen Staatsminister, Peter von Motta, 1745 von London abberufen; doch die Königin, Carvalho's Gönnerin, vermittelte es, daß er zunächst eine außerordentliche Sendung nach Wien erhielt und sodann portug. Gesandter am wiener Hofe wurde. In Wien vermählte er sich, da seine Gemahlin endlich ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden, zum zweiten Male mit einer jungen Gräfin von Daun. In Folge der Abneigung des Königs Johann's V. auch in Wien wieder abberufen, suchte er nun die Zuneigung der vielvermögenden Jesuiten sich zu erwerben; doch der hohe Adel verfolgte ihn mit unversöhnlichem Hasse. Endlich starb 1750 Johann V. und Carvalho erhielt nun durch dessen Nachfolger, Joseph I., die längst gewünschte Stelle eines Staatssecretairs der auswärtigen Angelegenheiten. Mehr und mehr, besonders nach dem Tode der Königin-Mutter im J. 1754, wußte er den König ganz von sich abhängig zu machen, der, aus Furcht vor seinem Bruder Dom Pedro, dem sich Carvalho's Feinde anschlossen, in die kühnsten Plane des Ministers einwilligte. So erreichte Carvalho einen vierfachen Zweck: die Jesuiten zu vertreiben, den hohen Adel zu unterdrücken, Portugal wiederherzustellen und in des Königs Namen unumschränkt zu regieren. Das Reich befand sich im Zustande der äußersten Ohnmacht. England und die Jesuiten theilten sich nebst dem hohen Adel in die Reichthümer des Staats, der ohne Heer, Flotte, Handel und Ackerbau war. Der Minister handelte im Geiste des Mercantilsystems und sein Streben war im Allgemeinen nicht ohne Erfolg. Nur ein Mann wie Carvalho vermochte den Angriffen zu widerstehen, die jetzt die Inquisition, der er die Autos da Fe untersagt, die Jesuiten, welche er aus Paraguay vertrieben, der hohe Adel, dem er seine fürstlichen Besitzungen in den Colonien entzogen, und die hohe Geistlichkeit, deren Macht er Grenzen gesetzt hatte, gegen ihn unternahmen. Da kam das Erdbeben vom 1. Nov. 1755, welches 30000 Menschen und einen Werth von 570 Mill. Thlr. in Schutt und Asche begrub. Carvalho trat auf, als Retter in der Verzweiflung, mit einer Anstrengung und einem Heldenmuthe, der allein seine Feinde hätte versöhnen können, wenn diese einigen Sinn für Wahrheit gehabt hätten; denn nie hat sich wol ein kraftvoller Mann in einer furchtbarern Zeit, unter vielfachern Bedrängnissen, wohlthätiger und fast übermenschlich wirksamer gezeigt, als Carvalho in diesen Tagen einer grenzenlosen Noth. Der König sah in ihm einen Schützling des Himmels, ernannte ihn zum Grafen von Oeyras und 1756 zum ersten Minister. Kühn schritt er als solcher über Jeden hinweg, der ihm in den Weg zu treten wagte. Unerbittlich streng verfuhr er gegen den hohen Adel, der ohne Scheu Mordthaten beging, und den Pöbel, der ruchlos raubte. Als auch das Landvolk, unzufrieden mit des Ministers Monopolhandel, der eigentlich nur gegen das Monopol der Briten gerichtet war, gegen seine Verfügungen sich auflehnte, unterdrückte er den Aufstand durch die ausgedehntesten Majestätsgesetze. Da die Jesuiten Alles versuchten, ihn in der öffentlichen Meinung zu verdächtigen, so enthüllte er ihre Politik in Paraguay (s. d.) und beschloß endlich, sie ganz von der Person des Königs zu entfernen. Sie verloren die Beichtvaterstellen und mußten sich 1757 in ihre Collegien begeben. Auch wurden mehre portug. Große, welche den Minister zu stürzen versucht hatten, aus Lissabon verwiesen. Durchgreifen war von jetzt an seine einzige Politik. Endlich siegte er völlig. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der in der Nacht vom 3.—4. Sept. 1758 verwundet wurde, lieferte die Todfeinde des Ministers in seine Gewalt. Nachdem er Alles erforscht, die Thäter aber absichtlich sicher gemacht hatte, ließ er in der Nacht des Hochzeitfestes seiner Tochter, welchem der hohe Adel beiwohnte, am 12. Dec., den Marquis von Tavora und dessen Familie, den Jesuiten Malagrida und den Tag darauf auch den Herzog von Aveiro u. A. verhaften. Der Minister und ein Mitglied des höchsten Gerichtshofs führten die Untersuchung, und am 13. Jan. 1759 wurde vor dem Schlosse zu Belem ein gräßliches Bluturtheil vollzogen. Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora wurden als die Häupter der Verschwörung gerädert, die Söhne und der Schwiegersohn des Erstern erdrosselt und die Gemahlin des Marquis enthauptet. Ein schwerer Verdacht fiel auf die Jesuiten, daß sie den Plan des Königsmordes geleitet; doch hatte der Marquis von Tavora seine frühere Aussage gegen sie nachher schriftlich widerrufen. Dennoch klagte der Minister sie als Urheber dieses Plans beim Papste

an, und als dieser nicht sofort ihm die Erlaubniß zugestand, die Verhafteten vor den weltlichen Richter zu stellen, ließ er Einige im Gefängnisse hinrichten; der Pater Malagrida aber, welcher den Tod des Königs prophezeit hatte, wurde von der Inquisition als Ketzer zum Feuertode verurtheilt und dieses Auto da Fe 1761 vollzogen. Sämmtliche Jesuiten waren, als Rebellen und Feinde des Königs, schon früher durch ein königliches Decret vom 3. Sept. 1759 aus dem Reiche verwiesen; da sie demselben sich zu fügen Bedenken trugen, ließ er sie durch Soldaten auf Schiffe bringen und nach dem Kirchenstaate abführen. Ein heftiger Streit mit dem Papste war die Folge hiervon. Der Minister schickte 1760 den päpstlichen Nuntius über die Grenze und stand im Begriff, Portugal ganz von Rom loszureißen, als Clemens XIII. starb. Mit Clemens XIV., der nachmals den Jesuitenorden aufhob, kam sehr bald die Aussöhnung zu Stande. Während des kurzen Kriegs, in welchen sich Spanien 1760 mit Portugal verwickelt sah, übergab der Minister den Oberbefehl einem deutschen Feldherrn, dem Grafen von Schaumburg-Lippe, durch den das portug. Heer gänzlich umgeschaffen wurde. Mit Umsicht sorgte der Minister für alle Zweige der Landescultur und insbesondere für Verbesserung des Schulwesens; auch richtete er die Censur liberaler ein und empfahl durch das Gesetz von 1773 den alten Christen Duldung gegen die neuen, die man bis dahin noch immer für heimliche Juden gehalten und denen man viele bürgerliche Rechte entzogen hatte. Seit 1770 zum Marquis von Pombal ernannt, stand er auf dem Höhepunkt seiner ehrgeizigen Wünsche, als 1777 der König Joseph I. starb, dessen Tochter und Nachfolgerin auf dem Throne, Maria, P.'s heftigste Feindin war. Er mußte seine Entlassung nehmen; die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher wurden freigelassen und die meisten seiner Einrichtungen aufgehoben. Er hatte der jungen Königin einen Schatz von 78 Mill. Cruſaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Allein der Haß seiner Feinde war mächtiger als sein Verdienst. Die Großen versuchten Alles, ihn auf das Blutgerüst zu bringen. Die Königin ließ den Proceß der Königsmörder untersuchen, und P. rettete sich nur dadurch, daß er die Originalbeweise jener Verschwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht waren, vorlegte. In der Zurückgezogenheit starb er in dem Flecken Pombal am 8. Mai 1782. Seine Lebensgeschichte ist von dem Parteigeiste sehr entstellt; so namentlich von seinem ital. Biographen, einem Exjesuiten, und in den „Anecdotes du ministère de P." (Warsch. 1784). P.'s eigene Vertheidigungsschrift in Dohm's „Materialien zur Statistik" beweist wenigstens, daß er sich als Minister nicht bereichert habe. Vgl. „L'administration du Marquis de P." (4 Bde., Amst. 1788) und Smith, „Memoirs of P." (2 Bde., Lond. 1843). Zufolge eines Decrets Dom Pedro's wurde das Bildniß P.'s am Piedestal der Reiterstatue des Königs Joseph's I. wieder angebracht, mit der Inschrift „Am 12. Oct. 1833".

Pomeranzen heißen die Früchte des Pomeranzenbaums (Citrus Aurantium), von welchem man, die süßen Pomeranzen oder Apfelsinen nicht mitbegriffen, bis jetzt 28 Spielarten kennt, die sich durch die Gestalt der Blätter und der Frucht und durch den Geschmack der Schale und des Saftes unterscheiden. (S. Orangerie.) Die Pomeranzen werden unreif als aromatisch bittere Mittel besonders für die Apotheken und zur Bereitung des Bischofs und Bischofextracts gesammelt. Die getrockneten Schalen reifer Pomeranzen sind ein bedeutender Handelsartikel, kommen theils aus Südeuropa, theils, und zwar die bessern, aus Westindien (Curaçao), dienen als kräftige Reizmittel der Verdauungswerkzeuge und enthalten ein bitteres, gewürzhaftes, ätherisches Öl. Die Blüten geben durch Destillation das äußerst wohlriechende Neroliöl. Die getrockneten Blätter galten sonst als beruhigendes Mittel bei Krämpfen und werden jetzt im Aufguß als magenstärkend angewendet.

Pomerellen (Pomerania parva) hieß früher der Landstrich des jetzigen Westpreußens, der zwischen dem linken Ufer der Weichsel, Pommern, dem Großherzogthum Posen und der Ostsee liegt, mit den Städten Schwetz, Konitz, Stargard und Dirschau. Das Land hatte früher eigene Fürsten, fiel schon 1290 an Polen, das wegen desselben viele Kämpfe mit den Pommern, den Markgrafen von Brandenburg und dem Deutschen Orden bestand. Im J. 1310 eroberten es die Deutschen Ritter, die es aber 1466 wieder an Polen abtreten mußten, bei dem es bis zur ersten Theilung Polens im J. 1772 verblieb.

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preuß. Monarchie gehöriges Herzogthum, be-

grenzt im Westen von Mecklenburg, im Süden von Brandenburg, im Osten von Westpreußen und im Norden von der Ostsee, ist durch die Oder in Vor- und Hinterpommern getheilt. Jenes liegt westlich, dieses östlich des Flusses. Gegenwärtig bildet P. in Vereinigung mit einigen Theilen der vormaligen Neumark und einigen Orten Westpreußens die preuß. gleichnamige Provinz, die in drei Regierungsbezirke, Stettin, Köslin und Stralsund, und 26 landräthliche Kreise getheilt ist, einen Flächenraum von 574½ □M. hat und 1,100000 E. zählt, darunter 9900 Katholiken und 7000 Juden. Die Provinz ist eins der niedrigsten und flachsten Länder Deutschlands; wenige Berge von mittelmäßiger Höhe unterbrechen die ermüdende Fläche. Die Küsten der Ostsee in Hinterpommern sind mit Sandhügeln oder Dünen besetzt, die durch Stürme oft verändert werden; eine aus Westpreußen kommende Hügelreihe läuft zwischen Brandenburg und P. gegen die Oder hin. Der größte Fluß ist die Oder, welche unterhalb Stettin den Dammschen See bildet und sich dann in das frische Haff ergießt, das durch die drei Ausflüsse, die Peene, Swine und Divenow, mit der Ostsee in Verbindung steht. Außerdem gibt es viele Küstenflüsse, darunter mehre schiffbare. Der Boden ist größtentheils sandig und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit, ein nicht geringer Theil steinig und dürr; doch sind die Gegenden bei Pyritz und Stargard, einige Striche in Vorpommern und die Gegenden längs der Seeküste sehr fruchtbar. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind Getreide und Feldfrüchte aller Art, Flachs, Hanf, Taback, Obst und Holz. Ausgeführt werden Getreide, Flachs, Obst und Holz, fettes Rindvieh, Butter, feine Wolle, Gänse, Gänsefedern, Schinken und Würste; auch die pommerschen Muränen, Lachse, Neunaugen, Aale und Picklinge sind bekannt. An Mineralien ist das Land arm. Doch gewinnt man Sumpferz, das auf der Eisenhütte zu Torgelow verschmolzen wird, Alaunerde, Salz, Bernstein, vorzüglich bei Stolpe, Kalk, Mergel und Torf, das vorzüglichste mineralische Erzeugniß P.s. Die Einwohner sind theils Deutsche, theils Kassuben (s. d.) mit eigener Sprache. Die Gewerbe sind von keiner Bedeutung; doch wird gute und dauerhafte Leinwand verfertigt und damit ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. Auch gibt es Taback-, Tuch-, Rasch- und andere Wollenfabriken. Wichtiger ist der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils auch zu Lande mit den benachbarten preuß. Provinzen getrieben wird. Der Hauptsitz des pommerschen Handels ist Stettin (s. d.) mit dem neuen Hafen zu Swinemünde. Eine ritterschaftliche Privatbank wurde in P. 1821 errichtet. Provinzialstände traten seit 1823 in Wirksamkeit. Eine Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde wurde 1824 gestiftet und es gibt dieselbe seit 1832 als Jahresschrift die „Baltischen Studien" heraus.

P. war in der frühern Zeit ein Haupttheil des alten wendischen Königreichs; dann hatte es von 1062 an eigene Herzoge, als deren Ahnherr Suantibor genannt wird, und unter denen Bogislaus X. oder der Große einer der merkwürdigsten ist. Die Einführung des Christenthums in P. erfolgte im 12. Jahrh; die ersten zum Christenthume bekehrten Pommern wurden am 15. Juni 1124 durch Bischof Otto von Bamberg bei dem Ottobrunnen getauft. Mit Bogislaus XIV. starben 1637 die wendischen Herzoge im Mannsstamme aus. In Gemäßheit bestehender Erbverbrüderung hätte nun das Kurhaus Brandenburg das ganze Land in Besitz nehmen sollen; allein da während des Dreißigjährigen Kriegs P. von den Schweden besetzt war, so mußte jenes sich im westfäl. Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Insel Rügen aber an Schweden überlassen. Als jedoch Karl XII. im nord. Kriege auch den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Stettin nur bis zum Frieden besetzt halten wollte, zum Kriege reizte, mußte Schweden an Preußen im stockholmer Frieden 1720 den größten Theil Vorpommerns sammt den Inseln Wollin und Usedom abtreten. Damals behielt Schweden blos das Stück zwischen Mecklenburg, der Ostsee und dem Peenefluß nebst der Insel Rügen. Durch den Vertrag vom 4. Juni 1815 kam Preußen auch in Besitz von Schwedisch-Pommern. Schweden hatte nämlich in Folge der Besitznahme Norwegens seinen Antheil an P. an Dänemark abgetreten; von diesem tauschte Preußen es gegen das Lauenburgische und eine Summe von 2,600000 Thlrn. ein. Überdies zahlte Preußen noch an Schweden 3½ Mill. Thlr. und vergütete den schwed. Donatarien jährlich 43000 Thlr. Vgl. Kantzow, „Pomerania", eine der besten altdeutschen Chroniken, herausgegeben von Kosegarten (2 Bde., Greifsw. 1816—17) und von Böhmer

(Stett. 1835); Sell, „Geschichte des Herzogthums P. von den ältesten Zeiten an bis 1648" (3 Bde., Berl. 1819—20); Barthold, „Geschichte von Rügen und P." (4 Bde., Hamb. 1839—44) und Kosegarten, „Pommersche und rügische Geschichtsdenkmäler" (Bd. 1, Greifsw. 1834).

Pomologie oder Obstbaumkunde ist die Wissenschaft, welche sich mit der Kenntniß des Obstes (der Obstkunde) und dessen Erzeugung (der Obstbaumzucht) beschäftigt. Als Kenntniß aller genießbaren Früchte der Bäume (Pomaceae) ist sie ein Theil der Botanik; doch schöpft sie aus dieser nur die Regeln zur Erkenntniß und Unterscheidung der Gattungen und Arten der Obstbäume, beschäftigt sich aber noch überdies mit der technischen Betrachtung und Eintheilung der verschiedenen Abarten, die der Botaniker nur als Varietäten einiger wenigen Species ansieht. (S. Obst.) Ein wissenschaftlich durchgeführtes pomologisches System scheint kaum möglich, da das immerwährende Entstehen neuer Sorten aus Kernen und die fast unmerklichen Übergänge vieler Sorten, verbunden mit dem Umstande, daß fast jede Sorte in jeder Provinz, oft in sehr geringen Entfernungen, einen andern Namen hat, daß die nämliche Benennung hier dieser, dort jener Sorte gegeben wird, die Sache sehr erschwert. Der Benutzung nach theilt der Pomolog das Obst ein in Tafelobst, bei dem es auf eine angenehm in die Augen fallende Gestalt und feinen Geschmack ankommt, in Wirthschafts- und in Handelsobst. In Hinsicht ihres zweiten Theils, der Obstbaumzucht, schließt sich die Pomologie an die Ökonomie an. Als solche hat sie es besonders zu thun mit der Vermehrung der Obstbäume und Sträucher durch Samen, Wurzelausläufer, Schnittlinge, und mit der Anpflanzung von Baumschulen; ferner mit Veredelung der Bäume durch Ablaktiren oder Absängeln, durch Pfropfen und Oculiren (s. Pfropfen) und Copuliren (s. d.); endlich mit der Pflege der Stämme, indem sie die zum Gedeihen derselben günstigen Bedingungen herbeizuführen und die schädlichen Einflüsse zu entfernen sucht. Hierher gehört insbesondere Auswahl, Vermischung und Verbesserung des Bodens, Auswahl und Vertheilung der verschiedenen Obstsorten, Schutz der Bäume gegen Obstfeinde und gegen Krankheiten und Heilung derselben, Ausheben der Bäume, Beschneiden der Wurzeln und Krone, Pfählen und Anbinden der Stämme u. s. w.

Früher als die Obstkunde wurde die Obstbaumzucht in Europa ausgebildet. Schon die Römer hielten die aus den wärmern Klimaten mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu schmücken. Sie brachten aus Kleinasien den Kirschbaum, aus Armenien die Aprikose, aus Syrien die Pfirsche und Pflaume. Virgil ertheilte seinen Landsleuten praktischen Unterricht in der Obstbaumzucht. Sehr lange indeß beschränkte sich die Obstbaumzucht auf Italien, bis sie nach der Eroberung Galliens auch hier Eingang fand. In Deutschland begründete den Obstbau Karl der Große. Mehr noch als seine deshalb gegebenen Gesetze trugen hier zur Verbreitung der Obstbaumzucht die Benedictiner bei, die sich vorzugsweise den Anbau des Weinstocks angelegen sein ließen. Ebenso förderlich waren die Züge deutscher Kaiser nach Rom und die Kreuzzüge, wo die Deutschen mit den üppigen Genüssen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reich gewordenen süddeutschen Reichsstädte leicht weitere Verbreitung fanden. Im 16. Jahrh. gab es schon große Obstgärten in Augsburg, in Ulm und in Nürnberg, wo 1621 Knabe seine „Hortipomologia" herausgab. Endlich nahmen auch einzelne deutsche Fürsten den Obstbau in besondern Schutz. So führte unter Andern der Kurfürst August von Sachsen auf allen seinen Reisen Obstkerne mit sich, die er austheilte; auch ließ er ein von ihm selbst verfaßtes „Künstlich Obst- und Gartenbüchlein" vertheilen und gab ein Gesetz, zufolge dessen jedes junge Paar im ersten Jahre nach seiner Verheirathung ein Paar Obstbäume anpflanzen sollte. Dessenungeachtet blieb die Obstcultur in Deutschland noch auf einer sehr niedrigen Stufe, bis auch hier die feinen Sorten aus den Baumschulen der berühmten Karthause zu Paris, als Franzobst, Eingang fanden. Ausgezeichnete Verdienste um die wissenschaftliche Grundlage der Pomologie erwarben sich in Frankreich Quintiny, der berühmte Gärtner Ludwig's XIV., und Duhamel, Jener, indem er eine systematische Übersicht aufstellte, Dieser durch seinen „Traité des arbres fruitiers" (2 Bde., Par. 1768). Auch in den Niederlanden erreichte die Obstcultur, unterstützt durch mildes Klima und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, praktisch eine hohe Ausbildung. Unter den Deutschen,

welche in neuerer Zeit den Obstbau sehr ausgedehnt und rationell betreiben und auf ihn ansehnliche Capitale verwenden, machten sich um die Pomologie sowol praktisch, wie durch ihre Schriften sehr verdient Henne, Otto von Münchhausen, Christ zu Kronenberg, Diel, Christ, Sickler, Frisch und Hempel. Nicht minder trugen mehre pomologische Gesellschaften zur Verbreitung guter Obstsorten und zur Verbesserung der Obstcultur bei. (S. Gartenbau.) Vgl. Raschig, „Die Obstbaumzucht im Kleinen und Großen" (Berl. 1827); Dittrich, „Systematisches Handbuch der Obstkunde" (2. Aufl., Jena 1839); Rubens, „Vollständige Anleitung zur Obstbaumzucht" (2 Bde., Essen 1843); Walker, „Die Obstlehre der Griechen und Römer" (Reutlingen 1845); Christ, „Handbuch der Obstbaumzucht und Obstlehre" (4. Aufl., Frankf. 1816), und Diel, „Systematisches Verzeichniß der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten" (Frankf. 1818).

Pomona, eine in Latium einheimische Göttin alles Dessen, was in Gärten an Gewächsen und Baumfrüchten gezogen und erzeugt wird, hatte in Rom einen eigenen Priester, Flamen Pomonalis genannt. Ihr Gemahl war Vertumnus (s. d.), der sich anfangs umsonst unter tausend verschiedenen Gestalten bemüht hatte, sich ihr zu nähern, bis er endlich als altes Mütterchen seinen Zweck erreichte und sich dann als schönen Jüngling zeigte. Dargestellt wurde sie mit einem Fruchtkörbchen oder mit Früchten auf dem Schoose, mit einem Fruchtkranze in den Haaren und mit dem Gartenmesser in der rechten Hand.

Pomörium hieß in Rom der jeder menschlichen Benutzung entzogene, geheiligte Raum, der längs beider Seiten der Stadtmauer hinlief und durch Marksteine (cippi) begrenzt war. Die sogenannten städtischen Auspicien (auspicia urbana) mußten innerhalb des Pomöriums angestellt werden, das zugleich die Grenze des städtischen Friedens war, daher in den Centuriatcomitien die Bürger sich außerhalb desselben versammelten. (S. Comitien und Marsfeld.) Das älteste röm. Pomörium fiel mit dem Umfang der Stadt zusammen und umschloß die Abhänge des Palatin. Zuerst erweiterte dasselbe Servius Tullius; doch war nun die Erweiterung des Pomöriums (prolatio pomoerii) als geheiligten Bezirks unabhängig von der wachsenden Ausdehnung der Stadt; sie galt als Ehre für Feldherren, die das röm. Gebiet erweitert hatten, wurde aber in der republikanischen Zeit nur von Sulla und vielleicht von Cäsar, in der Kaiserzeit von Augustus, Claudius, Nero, Trajan und Aurelian vorgenommen.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de), eine durch ihren politischen Einfluß berüchtigte Maitresse Ludwig's XV. von Frankreich, geb. um 1720, war die natürliche Tochter eines franz. Unterbeamten bei der Armeeverwaltung. Ein reicher Generalpächter, der mit ihrer Mutter lebte, nahm sie in sein Haus und ließ sie sehr gut erziehen. Das Mädchen verrieth viel Talent für Gesang und Malerei, war schön und klug und erlangte im Hause des Pflegevaters Gewandtheit und gesellige Bildung. Im J. 1741 vermählte sie sich mit dem Neffen des Generalpächters, dem Unterfinanzpächter Lenormand d'Etoiles, der alle Eigenschaften besaß, um sie glücklich zu machen. Die junge Frau faßte jedoch, von ihrer Mutter angeregt, den Plan, durch den Kammerdiener Ludwig's XV., Namens Binet, der ihr Verwandter und der Kuppler seines Herrn war, die Bekanntschaft des Königs zu machen. Sehr anziehend gekleidet, mußte sie während der Jagd im Holze von Senar beim Könige vorüberfahren, wodurch sie auch ihren Zweck mit Hülfe Binet's erreichte. Weil sich Ludwig XV. zuvor seiner alten Geliebten, der Frau von Chateaurour, entledigen wollte, konnte er die neue Bekanntschaft nicht sogleich zu sich nehmen. Erst 1745 erschien sie bei Hofe und empfing zugleich den Titel einer Marquise von P. Ihr Gemahl, der sich nicht zufrieden geben wollte, wurde verwiesen, durfte aber bald zurückkehren und erhielt die Stelle eines Generalpächters der Finanzen, dann der Posten. Die Marquise genoß vom Anfange an bei Hofe großes Ansehen, befaßte sich aber zunächst gar nicht mit Politik, sondern spielte die Rolle einer Beschützerin von Kunst und Wissenschaft. Schon nach einigen Jahren erkaltete die Neigung des Königs, die nie groß war, zu ihr, und sie suchte sich nun demselben unentbehrlich zu machen, indem sie ihn unablässig durch allerlei Spielereien die Zeit vertrieb und für neue Opfer seiner Ausschweifungen sorgte. Zugleich entschädigte sie sich durch einen unglaublichen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. In ihrem glänzenden Palaste zu Versailles wurde der Staats- und Ministerrath gehalten, und nur ihre Günstlinge erhielten die wichtigen Ämter.

Die Theilnahme Frankreichs am Kriege gegen Friedrich II. soll hauptsächlich ihr Werk gewesen sein, indem sie die Kaiserin Maria Theresia durch ein eigenhändiges Schreiben zu gewinnen suchte. Auch entfernte sie den Cardinal Bernis, der mit Ludwig XV. den Frieden wünschte, vom Ministerposten und brachte Choiseul (s. d.) an dessen Stelle. Ihr Einfluß erstreckte sich sogar auf die Ernennung der Feldherren. So ließ sie den Marschall d'Estrées im Augenblicke seiner Siege absetzen und gab ihm eine Reihe unfähiger Nachfolger. Ihr Bruder wurde zum Marquis von Marigny und Surintendanten der öffentlichen Bauten ernannt. Die Marquise starb am 15. Apr. 1764, von dem abgestumpften Könige kaum bedauert, von der Nation verabscheut und verspottet. Die „Mémoires" und die „Lettres", die (Lond. 1758) unter ihrem Namen erschienen, sollen von dem jüngern Crébillon sein.

Pompēji, eine ehemals wegen ihres Handels berühmte Stadt in Campanien, fünf Stunden von Neapel, wurde im J. 63 n. Chr. größtentheils durch ein Erdbeben zerstört und 79 n. Chr. wie Herculanum (s. d.) von einem Aschenregen des Vesuv 18 F. tief verschüttet, seit 1748 aber in geringer Entfernung östlich vom Dorfe Torre dell' Annunziata mit größerm oder geringerm Eifer allmälig wieder ausgegraben, sodaß jetzt etwa der vierte Theil, jedenfalls das Bedeutendste und Reichste, was die Stadt besaß, zu Tage liegt. Sie gibt nicht nur eine sehr reiche Anschauung des antiken Lebens überhaupt, sondern auch einen gewaltigen Begriff von dem Alles verschönernden Kunstbedürfniß der Alten. Denn diese unbedeutende, mit Herculanum gewiß kaum zu vergleichende Landstadt mit ihren engen Straßen und kleinen Häusern, Tempeln und Hallen, ist von einem Ende zum andern voll des reichsten architektonischen, plastischen und malerischen Schmucks. Was davon weggeschafft werden konnte, findet sich jetzt beisammen in dem Palast der Studj zu Neapel. Die Ausgrabung wurde besonders eifrig betrieben unter Karl III. und Murat. In dem ausgegrabenen Theile sieht man ein Amphitheater, zwei Theater, zwei mit Porticus umgebene Plätze, ein Forum, eine Basilica, acht Tempel, Thermen u. s. w. Die Wandgemälde und die Musiv-Fußböden schienen von ihrer ursprünglichen Frische nichts verloren zu haben. Vgl. Gell und Gandy, „Pompejana, or topography, edifices and ornaments of P." (Lond. 1817—30; neue Folge in 12 Lieferungen, 1832); Cooke, „Delineations" (2 Bde., Lond. 1827, Fol., mit 90 Kpfrn. und dem Texte vom Architekten Donaldson); W. Zahn, „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus P., Herculanum und Stabiä" (Berl. 1828 fg.; 2. Folge, 9 Hefte, 1842) und Dessen „Neuentdeckte Wandgemälde in P." (Stuttg. 1828 fg.); W. Ternite, „Wandgemälde aus P. und Herculanum, nach Zeichnungen und Nachbildungen in Farben, mit erläuterndem Text von K. O. Müller", fortgesetzt von Welcker (3 Hefte, Berl. 1841 fg.); ferner „Herculanum und P., vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien, Mosaiken und Bronzen, gestochen von H. Roux, mit erklärendem Text herausgegeben von L. Barré, deutsch von A. Kaiser" (6 Bde., Hamb. 1841) und Raoul-Rochette, „Choix de peintures de P." (Par. 1844).

Pompējus ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das erst nach der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. in der Geschichte mit Quintus P. hervortritt, der sich beim Volke beliebt zu machen wußte und so trotz des Widerstandes der Nobilität zu curulischen Würden gelangte. Nach der Prätur im J. 143 führte er aber ohne Glück den Krieg in Spanien gegen Viriathus (s. d.), als Consul im J. 141 gegen Numantia (s. d.), und im J. 131 bekleidete er die Censur. — Sein Enkel Quintus P. Rufus, ein eifriger Optimat, war im J. 88 v. Chr. Consul mit Sulla (s. d.), mußte vor Sulpicius (s. d.) aus Rom flüchten, kehrte aber mit Sulla dahin zurück. Im J. 87 wurde er von den Soldaten, als er über das Heer des Cnejus P. Strabo den Oberbefehl übernommen hatte, erschlagen. — Dieser Letztere zeigte sich als tüchtigen Feldherrn im Bundesgenossenkriege, in welchem er im J. 90 als Legat des Consuls Publius Rutilius Lupus, im J. 89 als Consul focht. Er siegte über die Marsen, Vestiner und Peligner und eroberte das feste Asculum in Picenum (s. d.). Durch ihn erhielt das transpadanische Gallien das latinische, und das cispadanische das Bürgerrecht. Nach der Ermordung des Rufus, die ihm Schuld gegeben wurde, trat er im J. 87 wieder an die Spitze seines Heers und wurde nach Rom entboten, um die Stadt gegen Cinna (s. d.), Marius und Sertorius zu schützen. Bald nach einem unentschiedenen Treffen starb er, vom Blitz erschlagen. — Sein Sohn,

der Triumvir Cnejus P. Magnus, geb. 106, wurde der Berühmteste seines Geschlechts. Er zeichnete sich schon im J. 89 im Kriegsdienst unter seinem Vater aus, dem er im J. 87 gegen einen von Cinna angestifteten Mordversuch und bei einer Meuterei der Soldaten das Leben rettete. Mit drei Legionen, die er auf seine Hand besonders in Picenum, wo er von seinem Vater her begütert war, geworben hatte, stieß er im J. 83 zu Sulla, als dieser in Italien landete, und wurde von ihm wegen des Siegs, den er auf dem Marsch über drei Marianische Befehlshaber erfochten, als Imperator begrüßt. Nach dem Siege über die Marianer, zu dem P. mit Quintus Metellus namentlich durch die Überwindung des Cnejus Papirius Carbo (s. d.) in Etrurien im J. 82 beigetragen hatte, gab ihm Sulla seine Stieftochter Amilia, für die P. seine erste Gattin Antistia verstieß. Gegen die Reste der Gegenpartei ging er hierauf nach Sicilien, das sich ihm unterwarf, nachdem er den Carbo gefangen und hingerichtet hatte; dann im J. 81 nach Afrika, wo er den Cnejus Domitius Ahenobarbus, Cinna's Schwiegersohn, und seinen Bundesgenossen, den numidischen König Hiarbas, mit überlegener Macht bei Utica angriff und überwältigte. Domitius wurde bei der Erstürmung des Lagers getödtet, Hiarbas ergab sich bald nachher und wurde hingerichtet. Als P. nach Rom zurückkehrte, begrüßte ihn Sulla mit dem Beinamen Magnus, d. i. der Große, den er von da an führte; er gab ihm auch nach, als er die Ehre des Triumphs, auf die er als bloser Legat keinen Anspruch hatte, verlangte und ebenso, als er gegen seinen Willen dem Marcus Amilius Lepidus (s. d.) durch die Gunst, in der er beim Volke stand, das Consulat für das J. 78 verschaffte. Dadurch aber, daß er ihn in seinem Testamente überging, zeigte er die Abneigung, die an die Stelle der frühern Neigung getreten war. Der Versuch des Lepidus, Sulla's Einrichtungen nach dessen Tode umzustoßen, wurde durch P. und Lutatius Catulus verhindert und dem neuerwachten Bürgerkriege durch ihre Siege über Lepidus und seinen Verbündeten Marcus Brutus, den P. wider seine Zusage freien Abzugs aus Mutina tödten ließ, schnell, im J. 77, ein Ziel gesetzt. Doch entließ P. sein Heer nicht, und der Senat fügte sich und schickte, wie er es wünschte, den Mann, der noch keinen Magistrat bekleidet hatte, der nur röm. Ritter war, mit proconsularischer Gewalt versehen nach Spanien, um mit Quintus Metellus den Krieg gegen Sertorius (s. d.) zu führen. In ihm fand er einen andern Gegner, als er bisher gehabt hatte; gleich sein erster Versuch, die von Sertorius belagerte Stadt Lauron (bei Valencia) zu entsetzen, mislang, und nach vierjährigem Krieg unterlag Jener nicht der Kriegskunst des Pompejus und Metellus, die namentlich im J. 74 bei Calagurris mit großem Verlust von ihm geschlagen worden waren, sondern der Schlechtigkeit des Perperna (s. d.), der ihn ermordete. Dieser selbst und die span. Völkerschaften wurden hierauf rasch im J. 71 überwunden; P. kehrte nach Italien zurück und vernichtete eine Schar flüchtiger Sklaven, die dem Publius Licinius Crassus (s. d.) bei seiner Besiegung des Spartacus entgangen waren. Nachdem er zum zweiten Mal die Ehre des Triumphs, über Spanien, genossen hatte, wurde er mit Crassus, der ihn haßte, weil P. ihm den Ruhm der Beendigung des Sklavenkriegs zu entziehen suchte, für das J. 70 zum Consul gewählt. Der Senat gab dem Willen des Volks und der Macht des P. nach und entband ihn von den Gesetzen, die ihm hinsichtlich seines Alters und weil er noch keinen Magistrat bekleidet hatte, im Wege standen. Als Consul gab P. den Tribunen die Macht, die ihnen Sulla entzogen hatte, wieder. Er veranlaßte das Aurelische Gesetz, das die Richterstellen unter die drei Stände vertheilte, und fesselte dadurch das Volk nur noch mehr an sich, das ihn, da er beim Census unter den Rittern erschien und auf die Frage der Censoren, ob er so vielen Feldzügen beigewohnt als die Gesetze verlangten, die Antwort gab: „Allen, und allen unter meinem eigenen Oberbefehl", mit Jubel und Beifall überschüttete. Nach dem Consulat übernahm er keine Statthalterschaft, blieb in den J. 69 und 68 in Rom, bis im J. 67 ihm die Führung des Kriegs gegen die kleinasiat. und griech. Seeräuber übertragen wurde, die in einen Bund vereinigt seit einer Reihe von Jahren das ganze Mittelmeer, an dessen Küsten sie 400 feste Plätze innehatten, mit ihren mehr als 1200 Schiffen durchstreiften, selbst Rom oft die Zufuhr abschnitten und die ital. Küsten beunruhigten. Durch das Gesetz des Gabinius (s. d.) auf drei Jahre mit unbeschränkter Vollmacht bekleidet, beendete P. den Krieg, indem er mit seinen 500 Schiffen und 24 Unteradmiralen die Seeräuber überall angriff, in 49 Tagen; 10000 Corsaren wurden getödtet, 20000 gefangen und theils in Achaja,

theils in Soli in Cilicien, das nun Pompejopolis hieß, angesiedelt, 120 Burgen zerstört. Zu der ungeheuern Macht, die er besaß, übertrug ihm hierauf nach seinem Wunsch im J. 66 das Gesetz des Cajus Manilius (s. d.), das trotz des Widerstandes der Optimaten, von Cicero vertheidigt, durchging, noch die unbeschränkte Gewalt über den Orient zur Führung des Kriegs gegen Mithridates (s. d.), die auf seinen Betrieb dem Lucullus (s. d.) entzogen worden war. So erntete er den Ruhm, der diesem gebührte; Mithridates wurde am Euphrat geschlagen, wo P. die Stadt Nikopolis gründete, sein Bundesgenosse Tigranes von Armenien ergab sich und P., nachdem er den Versuch, über den Kaukasus den Mithridates zu verfolgen, aufgegeben hatte, schaltete bei Anordnung der Verhältnisse der asiat. Fürsten und Städte wie ein unbeschränkter Herrscher. Syrien wurde durch ihn röm. Provinz, in Judäa, wo die Brüder Johannes Hyrkanus und Aristobulus um die Königswürde stritten, stellte er Jenen unter dem Titel eines Hohenpriesters an die Spitze, nachdem er Jerusalem nach dreimonatlicher Belagerung im J. 63 v. Chr. eingenommen hatte; in demselben Jahre fand Mithridates seinen Tod.

In Rom hatte unterdessen die Partei der Optimaten, an deren Spitze ihm persönlich verfeindete Männer wie Crassus, Lucullus, Metellus Creticus standen, an die auch Cicero sich schloß und für den der patriotische Cato wirkte, sich gegen ihn geeinigt; Metellus Nepos wurde vertrieben, als er nach der Catilinarischen Verschwörung den Vorschlag machte, P. mit dem Heer zur Sicherung der Ruhe zurückzurufen; und als P. bei seiner Rückkehr nach Italien im J. 61 dadurch, daß er sein Heer sogleich entließ, den Senat für sich zu gewinnen hoffte, fand er sich getäuscht. Der Triumph freilich, der an Glanz und Pracht alle frühern weit überstrahlte, wurde ihm nicht verweigert, aber was er am meisten wünschte, unbedingte Anerkennung seiner im Orient getroffenen Anordnungen, konnte er nicht erlangen. So wurde es Cäsar (s. d.) leicht, ihn an sich zu ziehen, und nachdem er Crassus mit P. versöhnt hatte, kam im J. 60 der Bund zu Stande, der unter dem Namen des ersten Triumvirats bekannt ist. Cäsar, dessen Tochter Julia P. heirathete, setzte als Consul im J. 59 für ihn Das durch, was er selbst vergeblich versucht hatte. Seine Veteranen erhielten Acker in Campanien, seine asiat. Einrichtungen wurden bestätigt. Um Cicero und Cato von Rom zu entfernen, bediente man sich des Clodius (s. d.), der aber bald sich mit P. verfeindete und ihn mit offener Gewalt nachstellte. So betrieb es P. selbst, daß Cicero im J. 57 zurückberufen wurde, und dieser bewirkte zum Dank, daß dem P. mit der Aufsicht über die Getreidezufuhr große Macht übertragen wurde. Nach der Zusammenkunft der drei Männer zu Luca im J. 56 erhielten P. und Crassus das Consulat für das J. 55, aber nur durch den Beistand der Partei Cäsar's wurde Cato's und der Optimaten Widerspruch überwunden, und der Vorschlag des Trebonius durchgesetzt, der dem Cäsar die Statthalterschaft auf fünf Jahr verlängerte, dem Crassus Syrien, dem P. Spanien als Provinzen auf fünf Jahre übertrug. Durch den Tod des Crassus im J. 53 hörte das Triumvirat auf; auch der durch den Tod der Julia im J. 54 schon gelockerte Bund zwischen P. und Cäsar löste sich endlich. P. ließ seine Provinz durch Legaten verwalten und blieb in Rom, um nicht die Gelegenheit zu versäumen, zu der Dictatur, dem Ziel seines Strebens, zu gelangen. Bei den Unruhen, die in den J. 54 und 53 bei den Magistratswahlen die Stadt erfüllten, hatte er sich schwankend und haltungslos gezeigt. Als endlich im J. 52 die Verwirrung den höchsten Punkt erreicht hatte, Clodius, mit dem P. sich wieder versöhnt hatte, von Milo erschlagen war, und die Existenz des Staats selbst durch die Fehde ihrer Parteien gefährdet war, erfolgte die Aussöhnung zwischen P. und den Optimaten. P. wurde für das Jahr zum alleinigen Consul erwählt und mit der Herstellung der Ruhe beauftragt. Er erließ Gesetze gegen Gewalt und Bestechungen, und Milo wurde verurtheilt; dennoch zögerte P., der sich durch seine Verheirathung mit Cornelia, der Tochter des Metellus Scipio, den Optimaten noch enger verband, sich offen gegen ihn zu erklären, suchte sogar den Schein zu erhalten, als ob er an den gegen Cäsar gerichteten Schritten des Senats keinen Antheil habe. Endlich, als dieser alle Verhandlung mit Cäsar abbrach und gegen ihn am 6. Jan. 49 als einen Feind verfügte, erklärte P. öffentlich, daß er den Auftrag, die Republik als Feldherr zu vertheidigen, annehme. Aber die Rüstungen in Italien waren unzulänglich; seine besten Soldaten hatte er aus Spanien an sich zu ziehen versäumt; so wurde denn beschlossen, den Krieg nach dem Osten, der ihm Hülfsquellen beson-

ders für seine Reiterei und Seemacht bot, zu versetzen und nach Griechenland zu gehen. Noch in Brundisium ereilte Cäsar den P., vermochte aber seine Überfahrt nach Dyrrhachium am 17. März nicht zu hindern, von wo P. nach Thessalonich, das der Sitz der auswärtigen Republik wurde, sich begab. Während er hier sich rüstete, bemächtigte sich Cäsar Italiens und Siciliens, unterwarf des P. Legionen in Spanien, bezwang Massilia und erschien, nachdem er die Angelegenheiten Roms geordnet hatte, trotz der Flotte des P. schon zu Anfang des J. 48 in Epirus. P. eilte herbei; die Gefechte, die er in der Nähe von Dyrrhachium, seinem Hauptwaffenplatz, dem Cäsar lieferte, waren nachtheilig für diesen, der, in der Zufuhr behindert, ihm entging und sich nach Thessalien wendete. P. folgte ihm, aber seinem Plan, ihn hier durch Mangel aufzureiben, stellte sich der Übermuth der Optimaten, die eine Schlacht wollten und denen er nicht zu gebieten verstand entgegen, und so entschied sich denn am 9. Aug. bei Pharsalus (s. d.) sein Schicksal. Besiegt entfloh er aus dem Lager, erreichte das Meer und schiffte nach Lesbos, wo er seine Gemahlin und seinen jüngern Sohn aufnahm. Statt mit der Flotte nach Afrika, wo seine Partei sich sammelte, zu gehen, folgte er dem Rath seines Freigelassenen und langjährigen Günstlings Theophanes, der in Ägypten, dessen unmündiger König Ptolemäus Dionysos ihm verpflichtet war, Sicherheit für ihn hoffte. Des Königs Räthe Theodotus, Achillas und Pothinus gestatteten ihm hinterlistig die Landung. P. bestieg mit vier Begleitern das Boot, in welchem ihm Achillas mit zwei Römern entgegenfuhr. Aber noch ehe sie gelandet waren, stießen Achillas und die Seinen ihn nieder. Das Schiff, das seine Gattin trug, entkam nach Cyprus. Wenige Tage darauf landete Cäsar. Die Ägypter brachten ihm den Siegelring und den Kopf des Ermordeten. Weinend wendete sich Cäsar von diesem ab. Er ließ den Kopf verbrennen und die Asche in einem Tempel der Nemesis, den er vor Alexandria baute, bewahren. Den Leib, den die Mörder am Ufer hatten liegen lassen, hatten Philippus, ein Freigelassener, und Servius Cordus, ein früherer Quästor des P., verbrannt und die Asche geborgen. P. war von edler Gestalt und Gesichtsbildung; durch Mäßigkeit im Privatleben, Reinheit der Sitten, auch dadurch, daß er für die Vermehrung seines ererbten Reichthums weder Erpressungen noch Bevortheilung des Staats anwandte, zeichnete er sich vor den meisten Römern seiner Zeit aus. Selbstsucht aber und Verstellung wurden ihm mit Recht Schuld gegeben. Lange Zeit vom Glücke begünstigt, verstand er es auch, die Vorarbeiten Anderer zu benutzen und sich ihr Verdienst anzueignen. Sein Feldherrntalent hatte er durch frühe Übung ausgebildet, doch zeigte es sich auch hier bisweilen, daß es ihm an schnellem, sicherm Blick und energischer Consequenz gebreche, ein Mangel, der noch hinderlicher seiner politischen Wirksamkeit, die nicht durch bedeutende Beredtsamkeit unterstützt wurde, entgegentrat. — Von seinen Kindern überlebten ihn die, welche ihm seine dritte Gemahlin Mucia, die er im J. 62 wegen Untreue verstieß, geboren hatte, eine Tochter, Pompeja, die erst an Faustus Sulla (s. d.), dann an den Cinna (s. d.), der sich gegen Augustus verschwor, verheirathet war, und zwei Söhne, von denen der ältere Cnejus P., geb. um 78, im J. 48 bei der Flotte war, dann nach Afrika, und ehe es noch dort zum Krieg gekommen, nach Spanien ging, dort eine bedeutende Macht vereinigte, mit der er Cäsar in der Schlacht bei Munda im J. 45 unterlag. Auf der Flucht wurde er getödtet. Sein Bruder Sextus P., geb. 75, war mit seiner Stiefmutter Cornelia Zeuge der Ermordung seines Vaters, kämpfte dann in Afrika gegen Cäsar und entkam nach der Schlacht bei Thapsus nach Spanien zu seinem Bruder. Nach dessen Niederlage gab er Corduba, das er besetzt gehalten, auf und irrte als Flüchtling umher, hatte aber schon im J. 44 wieder eine so bedeutende Macht gesammelt, daß Asinius Pollio (s. d.) ohne Erfolg gegen ihn stritt und er Herr in Bätica wurde. Lepidus vermittelte den Frieden mit ihm, doch nach dem mutinensischen Kriege, während dessen er unthätig blieb, wurde er von den Triumvirn proscribirt. Mit der Flotte, zu deren Befehlshaber ihn vorher der Senat ernannt hatte, bemächtigte er sich im J. 43 Siciliens und beunruhigte das Meer und die Küsten; auch Sardinien und Corsica nahm er, und als Rom durch ihn von der Getreidezufuhr abgeschnitten worden war, nöthigte der Unwille des Volks die Triumvirn, ihn in dem Vertrag von Misenum im J. 39 v. Chr. anzuerkennen. Schon im folgenden Jahre wurde aber dieser gebrochen. Octavian, zu dem Menodorus, einer der Admirale des P., überging, führte von neuem Krieg mit ihm, anfangs ohne Glück, bis im J. 36 sein großer Feldherr Agrippa durch den Seesieg

bei Messana ihn entschied. Mit 17 Schiffen entfloh P. nach Lesbos. Bei einem Versuch, sich Kleinasiens zu bemächtigen, fiel er im J. 35 in die Gewalt des Titius, eines Legaten des Antonius, der ihn hinrichten ließ.

Pompejussäule, s. Alexandria.

Pompelmuse werden die Früchte eines Orangebaumes genannt, der in Ost- und Westindien angebaut wird. Sie sind gelb oder orangefarbig und erlangen in warmen Gegenden die Größe eines Menschenkopfes. In Ostindien werden sie sehr häufig roh gegessen, namentlich von den Brahmanen und Gymnosophisten; mit Wein und Zucker eingemacht, dienen sie in der heißen Jahreszeit als angenehmes Erfrischungsmittel.

Pompiers, eigentlich Spritzenleute, werden vorzugsweise die Rettungscompagnien genannt, die sich in größern Städten zu dem Zwecke gebildet haben, um sich auf den Gebrauch mannichfacher Rettungsapparate bei Feuersbrünsten einzuüben und nicht allein Menschenleben, sondern auch Habseligkeiten u. s. w. zu retten. Die am besten organisirte Compagnie ist unstreitig die der Pompiers oder Sapeurs-Pompiers in Paris, nach deren Muster sich in Hamburg, Lübeck, Berlin und andern Städten ähnliche Anstalten gebildet haben, nur mit dem Unterschiede, daß diese aus Bürgern bestehen, während die pariser Compagnie als Brigade vollkommen militairisch organisirt und uniformirt ist. Schon im J. 1699 findet man unter Ludwig XIV. Spuren besoldeter Spritzenleute, im J. 1772 aber, als die sämmtlichen Spritzen und Rettungsgeräthe, welche bis dahin Privateigenthum gewesen waren, auf öffentliche Kosten angeschafft wurden, erhielt auch das Corps der Spritzenleute seine eigenthümliche Organisation. Jetzt besteht dasselbe aus 623 Unteroffizieren und Gemeinen, fünf Hauptleuten, vier Oberlieutenants, fünf Unterlieutenants, einem Zahlmeister, zwei Ärzten und zwei Adjutanten derselben und ist in vier Compagnien eingetheilt. Sie besetzen 37 Wachtposten, jeden mit drei Mann, welche augenblicklich bei einem in ihrem Bereich ausbrechenden Feuer mit ihrer Spritze herbeieilen, während die übrigen Rettungsgeräthe durch besondere Leute nachgeführt werden. Diese Geräthe sind höchst einfach. Nächst dem möglichst feuer- und wasserdichten und höchst bequemen Arbeitsanzuge haben die Pompiers Hakenleitern, welche aus einem Geschoß in das andere reichen und mit weitvorgreifenden Haken, durch die Fenstertafeln geschlagen, über die Fensterbrüstungen reichen und dort festgelegt werden. Ferner haben sie Rettungssäcke aus Leder, welche bis in die oberste Etage reichen und dort am Fenster befestigt dazu dienen, Menschen und Sachen darin hinabgleiten zu lassen. Ein Hauptapparat aber ist der vom Oberst Paulin, mit welchem die Pompiers in Keller und dergleichen Räume gehen, wo eingeschlossene Luft und Rauch das Athmen hindern. Der Apparat besteht aus einer ledernen Blouse, welche auch über den Kopf reicht, vor dem Gesicht eine dicke Glasplatte hat und mittels Riemen über den Hüften und um die Arme möglichst zum luftdichten Anschluß an den Körper gebracht wird. Die Blouse selbst ist außerordentlich weit und hinten mit einem Schraubenansatze versehen, an welchem ein Schlauch befestigt ist, mittels dessen der innere Raum der Blouse mit athmenbarer Luft gefüllt werden kann. Mit diesem Gewande angethan geht der Pompier an die gefährlichsten Stellen und trägt dorthin entweder Wasser oder rettet was zu retten ist. Die Pompiers in Paris werden nur aus den gedienten und zuverlässigsten Leuten des stehenden Heers, meist aus den Unteroffizieren, vollzählig gemacht, stehen in großem Ansehen und sind sehr gut besoldet.

Pomponatius, eigentlich Pietro Pomponazzi, einer jener Italiener, die im 15. und 16. Jahrh. die Philosophie von der Autorität der Kirche zu befreien suchten, war zu Mantua 1462 geboren und lehrte zu Padua und Bologna, wo er eine Menge der trefflichsten Schüler bildete. Nicht sowol seine Satiren auf die Mönche, als sein Werk „De immortalitate animae", in welchem er die individuelle Unsterblichkeit bestritt, machten ihn dem venetian. Klerus verdächtig; indessen fand er Schutz durch den Cardinal Pietro Bembo. Mit dialektischer Gewandtheit discutirte er in einer andern Schrift die Frage nach der Freiheit des menschlichen Willens; in der Schrift „De incantationibus" bestritt er die abergläubischen Meinungen seines Zeitalters. Er starb um 1525.

Pomponius, ein röm. plebejisches Geschlecht, das in der spätern Zeit seinen Ursprung auf einen Sohn Numa's, Pompo, zurückführte, und aus welchem schon im J. 449 v. Chr.

ein Marcus P. das Volkstribunat bekleidete. Der berühmteste P. ist der Ritter Titus Pomponius Atticus (s. d.), der Freund Cicero's.

Ponce de Leon (Fray Luis), einer der berühmtesten lyrischen Dichter der Spanier, wurde 1527, wahrscheinlich zu Granada, geboren. Er trat 1544 zu Salamanca in den Orden des heil. Augustin, und wurde auf derselben Universität zum Doctor und Professor der Theologie ernannt. Sein Ruf, als einer der gelehrtesten Ausleger der Bibel, veranlaßte seine Neider, ihn wegen einer gegen das Verbot der Kirche unternommenen Übersetzung des Hohen Liedes ins Spanische und Deutung des mystischen Sinnes desselben anzuklagen, und seine Rechtgläubigkeit bei dem Inquisitionstribunal von Valladolid zu verdächtigen. In Folge davon hatte er fünf Jahre in den Kerkern dieses Tribunals zu schmachten, bis es ihm gelang, seine Verleumder gänzlich zu widerlegen. Unter allgemeinem Jubel wurde er nicht nur in Freiheit, sondern auch in seine vorigen Würden wieder eingesetzt, und zuletzt sogar zum Provinzial seines Ordens ernannt. Noch ehe er aber diese Würde angetreten hatte, starb er zu Madrigal am 23. Aug. 1591. Quevedo gab 40 Jahre nach seinem Tode zuerst seine Gedichte (Madr. 1631) heraus; die beste Ausgabe aber davon erschien mit seinen übrigen Werken in span. Sprache zu Madrid, 1804—16 (6 Bde.). Sowol in seinen eigenen Gedichten als auch in seinen zahlreichen poetischen Übertragungen altclassischer und biblischer Gedichte zeichnet er sich durch eine ungemeine Correctheit der Sprache und einen bezaubernden Wohllaut der Versification aus; vorzüglich gelangen ihm die religiösen Oden, voll frommer Begeisterung und sanfter Schwärmerei. Unter seinen prosaischen Schriften sind die bekanntesten und durch eine musterhafte Sprache ausgezeichnet seine ascetischen Abhandlungen „De los nombres de Cristo" und „La perfecta Casada".

Pondichĕry, die Hauptstadt der franz. Besitzungen in Ostindien, auf der Küste Koromandel, in der Provinz Karnatik, liegt an der Ausmündung des Flusses Gingo in den bengal. Meerbusen, in einer sandigen und dürren Ebene. Sie wurde 1672 vom Könige Bedschapoor an die Franzosen abgetreten, erwuchs nach und nach zu einer schönen und ansehnlichen Stadt, die 1761 über 70000 E. hatte, jetzt aber höchstens noch 40000 E. zählt, die sich hauptsächlich mit Weberei sehr feiner wollener Zeuche beschäftigen. Sie hat ansehnliche nach europ. Art erbaute Häuser, mehre röm.-katholische Kirchen, unter denen sich die Jesuitenkirche auszeichnet, einige Hindutempel, Moscheen, europ. Lehranstalten und eine vortreffliche Rhede. Wegen ihrer vortheilhaften Lage ist sie in Friedenszeiten der Mittelpunkt des ind. Handels der Franzosen. Sie wurde 1761 von den Briten erobert und zerstört, 1763 zurückgegeben, 1778 abermals von ihnen erobert, im Frieden von Versailles 1783 den Franzosen aufs neue zurückgegeben, doch schon 1793 vom Nabob von Karnatik, in Verbindung mit den Briten, wieder in Besitz genommen, worauf man die Festungswerke abtrug. Im Frieden von Amiens, 1802, wurden zwar Stadt und Gebiet (4 □M. mit ungefähr 8000 Eingebornen) wieder an Frankreich abgetreten, aber sehr bald von den Briten wieder in Besitz genommen und erst durch den pariser Frieden von 1814 an Frankreich zurückgegeben, unter der Bedingung, keine neuen Festungswerke daselbst anzulegen und nur die zur Handhabung der Policei erfoderliche Anzahl von Truppen dort zu unterhalten.

Pongerville (Jean Bapt. Ant. Aimé Sanson de), bekannt durch seine poetischen und prosaischen Übersetzungen aus dem Lateinischen, ist am 3. März 1792 zu Abbeville geboren. Er verdankte seinem Vater, einem tüchtigen Juristen, eine gediegene Bildung, welche ihn besonders auf ein sorgfältiges Studium der classischen Literatur hinführte. Von allen Dichtern des Alterthums fesselte Lucretius ihn am meisten, und der Entschluß, das berühmte Gedicht desselben in die franz. Literatur einzuführen, reifte in ihm sehr frühzeitig. Er wurde darin von Raynouard, dem einige Proben seiner Übersetzung zu Gesicht gekommen waren, bestärkt. Seinem „Lucrèce traduit en vers franç." (2 Bde., Par. 1823), dem das Verdienst der vollkommensten Abrundung und Feile nicht abzusprechen ist, folgte 1829 eine prosaische Übersetzung des nämlichen Dichters, welche einen Theil der bekannten Panckoucke'schen Sammlung ausmacht. Für dieses Werk lieferte P. auch die Werke des Horaz. Die „Amours mythologiques" (Par. 1826) enthalten freier behandelte Fragmente aus Ovid's Metamorphosen. Außerdem erwähnen wir von ihm noch seine Bearbeitung der Aneide in Prosa, welche 1843 zugleich mit der Übersetzung der übrigen Virgil'schen Werke

von Ferd. Collet erschien. Als selbständiger Dichter hat P. wenig Bedeutung. Er wurde 1830 Mitglied der franz. Akademie, ist ein vermögender Mann und lebt meist auf seinem Landgute zu Nanterre bei Paris.

Poniatowski, eine fürstliche Familie in Polen, die ihren Ursprung von dem alten ital., von dem Grafen von Guastalla und Montechiarugolo abstammenden Geschlechte der Torelli ableitet. Jos. Salinguerra V., geb. 1612, gest. um 1650, benutzte, als er von Ranuccio I., Herzoge zu Parma, seiner Güter beraubt, sich allein bei der Ermordung seiner Familie rettete, das seinen Vorältern bewilligte poln. Indigenat und ließ sich in Polen nieder. Er vertauschte dort den Namen Torelli gegen den gleichbedeutenden Ciolek, verheirathete sich und nahm von seiner Gemahlin Sophia, einer Tochter Albert P.'s und der Anna Leszczynska und Erbin des Lehns Poniatow den Zunamen Poniatowski an. — Den Glanz des Geschlechts begründete sein Enkel Stanislaw P., geb. 1677, der während des nord. Kriegs sich an Stanislaw Leszczynski und Karl XII. anschloß, mit dem schwed. Heere nach Rußland zog und bei Pultawa wesentlich zur Lebensrettung Karl's XII. beitrug. Letzterer sendete ihn sodann von Bender aus nach Konstantinopel, wo er den Sultan zum Kriege gegen Rußland zu bewegen wußte. Im Auftrage Karl's XII. setzte er Stanislaw Leszczynski zum Fürsten in dem damals schwed. Zweibrücken ein. Nach Karl's Tode trat er zu August II. über, der ihn zum Wojewoden und Regimentarius erhob. Als nach dem Tode August's Leszczynski wieder in Polen als Kronprätendent auftrat, schloß sich ihm auch P. wieder an, wurde aber bei Danzig von den Russen gefangen genommen. Nach seiner Freilassung versöhnte er sich auf Leszczynski's Wunsch mit August III., bei dem er darauf in hohen Ehren stand. Er starb 1762. — Von seiner zweiten Gemahlin, einer Fürstin Czartoryska, hinterließ er mehre Söhne, von welchen, nächst dem zum Könige von Polen erhobenen Stanislaw August (s. d.), zu erwähnen sind: Kazimierz P., geb. 1721, der in den Fürstenstand erhoben wurde, während der Regierung seines Bruders Großkämmerer der Krone war und 1800 starb; Andrzej P., der 1756 deutscher Reichsfürst wurde und am 3. März 1773 zu Wien als östr. Generalfeldzeugmeister starb; und Michal P., der jüngste der Brüder, der in den geistlichen Stand trat und bis zu der Würde eines Erzbischofs von Gnesen und Primas des Reichs aufstieg. Als er während des Aufstandes von 1794 in Warschau plötzlich starb, entstand die allgemeine Behauptung, daß er seiner Unpopularität wegen aus Furcht sich vergiftet habe. — Jozef Antoni, Fürst P., geb. am 7. Mai 1762 zu Warschau, war der Sohn des erwähnten Andrzej und einer Gräfin Kinska. Er erwählte schon früh die militairische Laufbahn und trat in das östr. Heer, war jedoch auch häufig in Warschau anwesend und wurde der Liebling seines Oheims, des Königs. Im J. 1789 gleich andern in fremden Diensten befindlichen Polen ins Vaterland zurückgerufen, trat er als Generalmajor ins poln. Heer über, dessen Organisation er eifrig und kräftig betrieb. Sein Oheim stellte ihn während des Feldzugs von 1792 an die Spitze des poln. Heers und Kosciuszko und Wielhorski standen damals unter ihm. Als der König der Conföderation von Targowiza beitrat, nahm P. mit dem größten Theile der besten Offiziere seinen Abschied. Als indeß Kosciuszko zur Rettung des Vaterlands 1794 in Krakau sich erhob, trat er sogleich und ohne Rücksicht darauf, daß Kosciuszko früher unter ihm gefochten hatte, unter dessen Commando als Freiwilliger ins poln. Heer wieder ein. Sein biederes Betragen erwarb ihm allgemeine Achtung und Liebe. Kosciuszko vertraute ihm eine Division an, mit welcher er während der beiden Belagerungen Warschaus wesentliche Dienste leistete. Bald nach der Übergabe der Stadt ging er nach Wien. Er schlug die Anerbietungen Katharina's und Paul's aus, welcher Letztere ihn zum Generallieutenant und zum Chef des kasanschen Cavalerieregiments ernannt hatte. Hierauf lebte er als Privatmann und preuß. Unterthan auf seinen Gütern bei Warschau, bis er nach Errichtung des Herzogthums Warschau das Kriegsministerium übernahm. Im J. 1809 befehligte er das poln. Heer gegen die zur Besetzung des Herzogthums Warschau bestimmten Östreicher unter dem Erzherzoge Ferdinand und zwang dieselben noch vor der Ankunft der Russen, mehr durch geschickte Bewegung als durch Waffengewalt, zur Räumung des Herzogthums, worauf er in Galizien bis Krakau vordrang. Nach dem Frieden lebte er seinem Berufe als Minister, bis 1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des poln. Heers rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Kriegs Theil ge-

nommen und zuletzt in der Schlacht bei Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum franz. Marschall ernannte, oft hart bedrängt, die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er in Leipzig am 19. Oct. den Befehl, den Rückzug des franz. Heers zu decken. Schon waren die Sieger in den Vorstädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andere Ufer der Elster geworfen, als der Fürst mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Flusse Elster anlangte, dessen einzige Brücke von den Franzosen bereits gesprengt war. Der Augenblick drängte, und so ungünstig auch die steilen Ufer zu einem Übergange waren, sprengte der Fürst, schon verwundet, mit seinem Pferde in den sehr angeschwollenen Fluß, der Roß und Mann verschlang. Erst am 24. wurde der Leichnam aufgefunden und am 26. mit dem Range des Verstorbenen angemessenen Ehren beigesetzt, nachher aber nach Warschau geführt, worauf 1816 der Kaiser Alexander seine Beisetzung in der Kirche zu Krakau erlaubte, wo die Könige und Helden Polens ruhen. Ein einfaches Denkmal im Reichenbach'schen, jetzt Gerhard'schen Garten erinnert an die Nähe des Orts, wo er ertrank. — P. hinterließ einen natürlichen Sohn, Josef P., geb. 1790, der als Offizier der Expedition nach Algier beiwohnte und von seiner Tante, der Fürstin Tyszkiewicz, einer Schwester seines Vaters, adoptirt wurde, welche zu Valençay mehre milde Stiftungen gründete und am 2. Nov. 1834 zu Tours starb. — Der erwähnte Kazimierz P. hinterließ einen Sohn Stanislaw P., geb. am 23. Nov. 1757, der während der Regierung seines Oheims Großschatzmeister von Lithauen, Starost von Podolien und General der poln. Kronarmee war und dann vom russ. Kaiser zum wirklichen Geh. Rath ernannt wurde. Er lebte seit 1804 in Wien, sodann längere Zeit in Rom, wo er 1826 seine schöne, an der Via Flaminia gelegene Villa nebst allen darin befindlichen Werken alter Bildhauerkunst an den Engländer Sykes verkaufte. Er starb zu Florenz am 13. Febr. 1831, mit ihm erlosch das Haus P. in männlicher legitimer Linie.

Pönitentiarius oder **Großpönitentiar** ist der Titel des Vorstehers der päpstlichen Verwaltungsbehörde La Penitenziaria in Rom, welche Absolutionen und in besondern Gewissensfällen im Namen des Papstes Dispensationen ertheilt. Nur ein Cardinal kann diese Würde bekleiden. Auch führen diesen Titel Geistliche, welche von dem Bischofe bevollmächtigt sind, in gewissen vorgeschriebenen Fällen Absolutionen zu ertheilen.

Pönitenz, eigentlich Reue, nennt man in der röm.-katholischen Kirche die kanonischen Strafen und Bußwerke, welche der Priester wegen begangener Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Fasten, Wallfahrten u. s. w. In der alten Kirche, wo für gewisse Sünden eine sehr langwierige Buße (s. d.) vorgeschrieben war, gab es einen besondern Pönitenzpriester. — Pönitenzpfarre heißt noch gegenwärtig eine geringe Pfarre, auf welche ein Pfarrer wegen Vergehens versetzt wird.

Pons (Louis), ein berühmter Kometenentdecker, geb. am 25. Dec. 1761 zu Peyre im Departement der Hochalpen, wurde 1789 Aufseher bei der Sternwarte zu Marseille und dann Adjunct an derselben. Ein ungewöhnlich scharfes Auge und ein vortreffliches Gedächtniß unterstützten seine Beobachtungen. Ein Blick auf einen Stern auch vom schwächsten Lichte reichte bei ihm hin, um zu bestimmen, ob dieser Stern zu den bekannten oder noch nie gesehenen gehöre. Seine Entdeckungen waren überraschend, und sein Name längst einer der gefeierten unter den europ. Astronomen, als er 1819 die Leitung der Sternwarte erhielt, welche die Erzherzogin Marie Luise von Parma in Martia einrichten ließ. Da er indeß hier nicht die nöthige Unterstützung fand, so übernahm er 1825 die Leitung der Sternwarte des Museums zu Florenz. Er hatte in dem Zeitraume von 1801—27 nicht weniger als 37 Kometen entdeckt und viele davon berechnet; allein von dieser Zeit an verließ ihn sein Gesicht. Er starb zu Florenz am 14. Oct. 1831.

Pont à Mousson, eine Stadt im franz. Departement der Meurthe, in einem anmuthigen Thale an der Mosel gelegen, mit etwa 7000 E., hat fünf Kirchen, mehre ehemalige Klöster und Abteien, ein Collége, einen botanischen Garten, und in der Nähe eine Mineralquelle mit Bädern, sowie die Überreste einer röm. Wasserleitung. Den Hauptnahrungszweig bilden Thonpfeifen- und Fayencefabrikation, Twistspinnerei und Runkelrübenzuckerbereitung.

Pontanus (Joh. Isaak), ein namhafter holländ. Philolog und Geschichtschreiber, aus Helsingör in Dänemark gebürtig, unterstützte nach Vollendung seiner Studien eine Zeit

lang den berühmten Tycho de Brahe bei seinen astronomischen Untersuchungen und wurde dann Professor der Physik und Mathematik zu Amsterdam, später zu Harderwijk, wo er am 6. Oct. 1639 starb. Wir besitzen von ihm außer einer damals sehr geschätzten Ausgabe des Macrobius (Leyd. 1597) und den „Analectorum libri tres" (Rostock 1600, 4.), die sich auf die Erklärung und Kritik des Plautus, Appulejus und Seneca erstrecken, mehre durch Fleiß, Treue und elegante Darstellung ausgezeichnete historische Werke, besonders „Rerum danic. libri novem" (Amst. 1631, Fol.), „Historiae geldricae libri XIV" (Harderw. 1639, Fol.), „Discussionum historicarum libri duo" (Harderw. 1637) und „Historia urbis et rerum amstelodam." (Amst. 1611, Fol.). Vgl. „Vita et obitus J. J. Pontani" (Harderw. 1640, 4.). — Zu unterscheiden ist von ihm Joh. Jovianus P., ein bekannter ital. Geschichtschreiber, geb. 1426 zu Cerreto, gest. 1503, der zu den höchsten Staatswürden in Neapel gelangte, dabei aber eifrig mit Philosophie und besonders mit Geschichte sich beschäftigte. Am wichtigsten ist seine mit großer Freimüthigkeit, nicht selten mit beißender Schärfe in einer classischen Latinität verfaßte „Historia neapolitana" in sechs Büchern (Neap. 1618, Fol.; und Dordrecht 1618), die auch in die Gesammtausgabe seiner Werke (1 Bde., Bas. 1556) mit aufgenommen ist. Vgl. Sarno, „Vita Pontani" (Neap. 1761, 4.).

Ponte (Francesco da), der Ältere, genannt Bassano, welchen Namen er in seinem Geschlechte fortpflanzte, gehört zu den spätern ital. Malern der guten Zeit und starb um 1530. — Sein Sohn Giacomo da P., geb. 1510, lernte bei dem Vater und Bonifacius Bembi in Venedig und gewann sehr jung einen weitverbreiteten Ruf. Seine größte Bedeutung liegt darin, daß er der Gründer der venetian. Genremalerei wurde. Schon seine heiligen und mythologischen Gegenstände verlegt er insgemein in eine ländliche, ja bäurische Scenerie, sodaß die Landschaft mit Hütten, Heerden und Geräthschaften die Hauptsache ist. Außerdem malte er mit seinen Söhnen eine Menge von eigentlichen Hirtenscenen, Küchen, Viehmärkte u. dgl., und ließ bisweilen die menschlichen Gestalten ganz weg. Da er sich beständig wiederholte, so ist an ihm die Technik das Interessanteste, besonders die tiefe glänzende Färbung. Füße und Hände pflegte er zu verbergen, obwol sie ihm, wenn es sein mußte, ganz gut gelangen. Er lebte später meist in seiner Vaterstadt Bassano und starb daselbst 1592. — Der Sohn des Letztern, Francesco da P., der Jüngere, geb. 1550, lernte bei dem Vater und erregte große Hoffnungen von sich, als er neben Tintoretto, Jacopo Palma und Paul Veronese in dem St.-Marcuspalaste zu Venedig arbeitete. Auch lieferte er nachher noch mehre trefflich erfundene Gemälde. Doch tiefe Schwermuth hinderte ihn, Größeres zu leisten, und brachte ihm 1594 einen frühen Tod. Indem er sich stets von gedungenen Mördern verfolgt glaubte, sprang er in Venedig eines Tages, als Jemand etwas heftig an seine Thüre klopfte, durch das Fenster auf die Gasse hinab und war auf der Stelle todt. — Unter seinen drei Brüdern Giambattista da P., geb. 1553, gest. 1613; Geronimo da P., geb. 1560, gest. 1622, und Leandro da P., geb. 1558, gest. 1623, zeichnete sich besonders der Letztere aus, der zwar seinen ältesten Bruder an Genie nicht erreichte, aber als ausgezeichneter Portraitmaler berühmt wurde.

Ponte (Lorenzo da), ital. Operndichter, geb. 1749 zu Ceneda, kam sehr jung nach Venedig, wo er dann als Privatlehrer lebte, bis eine unglückliche Liebe ihn nöthigte, die Stadt zu verlassen. Hierauf in Treviso als Lehrer der Literatur angestellt, wurde er, seiner philosophischen Ansichten wegen, seiner Stelle entsetzt und endlich aus der Republik verwiesen. Er ging nun nach Görz, nach Dresden, endlich nach Wien, wo er auf Salieri's Empfehlung als Theaterdichter angestellt wurde, und dichtete hier, außer mehren andern Opern, für Mozart den „Figaro" und „Don Juan". Bei den Einschränkungen der Bühne unter Kaiser Leopold seiner Stelle enthoben, ging er nach Triest, wo er die Tochter eines wenig bemittelten engl. Kaufmanns heirathete. Nach manchen vergeblichen Versuchen, eine Anstellung zu erhalten, bekam er einen Ruf an das ital. Theater in London. Auch diese Stelle verlor er wieder und legte nun einen Buchhandel an, der aber ebenfalls fehlschlug. Von Verhaftsbefehlen bedroht, folgte er seiner Frau nach Neuyork, die bereits mit ihren Kindern auf die Einladung ihrer Mutter sich dahin eingeschifft hatte. Hier machte er eine Zeit lang als ital. Sprachlehrer sein Glück; bald aber ließ er sich zu andern Unternehmungen verleiten, die ihn wieder in Noth brachten. Er wurde Destillateur, Kaufmann, und fing wieder

einen Buchhandel an, doch ohne seine Lage zu verbessern. Endlich gründete er in Neuyork eine ital. Oper, die er bis zu seinem Tode leitete. Er starb am 17. Aug. 1838. Vgl. seine Selbstbiographie „Memorie di Lorenzo da P." (4 Bde., Neuyork 1823—27).

Ponte Corvo, ein Fürstenthum von 2 □M. mit 6000 E., zur päpstlichen Delegation Frosinone gehörig, mit der Hauptstadt gleiches Namens, am Garigliano, wurde von Papst Julius II. an den Kirchenstaat gebracht, war aber von 1806—10 im Besitz des franz. Marschalls Bernadotte, der davon den Namen führte.

Pontifex, bei den Römern ein Priester, der zu dem von Numa eingesetzten Collegium der Pontifices gehörte, an dessen Spitze ein lebenslänglicher Pontifex Maximus stand. Dasselbe zählte außer dem Pontifex Maximus vier Mitglieder patricischer Abkunft, bis im J. 300 v. Chr. das Ogulnische Gesetz vier andere aus den Plebejern zu wählende hinzufügte, worauf im J. 252 Tiberius Coruncanius der erste plebejische Pontifex Maximus war. Sulla vermehrte das Collegium auf funfzehn, Cäsar auf sechszehn Mitglieder, und Vermehrungen nach Willkür fanden auch unter den Kaisern statt, die immer selbst die Würde des Pontifex Maximus annahmen und selbst in der christlichen Zeit noch dessen Titel fortführten, bis Gratianus, der 383 n. Chr. starb, ihn ablegte. Die Pontifices waren nicht dem Opfer- oder andern Dienst einzelner Gottheiten, wie die Flamines, Salier u. s. w., noch der Befragung und Deutung des Götterwillens wie die Augures gewidmet, sondern bildeten die oberste geistliche Behörde, der die Aufrechterhaltung und Beaufsichtigung des gesammten Cultus der ober- und unterirdischen Götter, des geistlichen Rechts (jus pontificium), in welcher Hinsicht sie auch unabhängige Rechtspflege übten, des Kalenderwesens (s. Fasti) und der bei den Römern weit eingreifenden Cärimonien zustand. Sie hatten, wie die Magistrate, das Recht, für ihre äußern Anordnungen Gehorsam durch Geldbußen und Pfändungen zu erzwingen; doch galt hierin auch gegen sie Provocation an das Volk. Die dies Alles betreffenden, dem Ursprunge nach auch auf Numa zurückgeführten Satzungen waren schriftlich aufgezeichnet in den libri pontificii, auch indigitamenta genannt. Der Pontifex Maximus insbesondere hatte die oberste Leitung der Vestalinnen und auch nach uralter Sitte, die bis um das J. 130 v. Chr. fortdauerte, die Aufzeichnung der wichtigen Begebenheiten des Jahres in den sogenannten Annales maximi zu besorgen. Lange Zeit ergänzten sich die Pontifices nur durch Cooptation, bis im J. 104 der Volkstribun Cnejus Domitius Ahenobarbus durch sein Gesetz die Priesterwahlen überhaupt an die Versammlungen des Volks brachte, zu denen aber für diesen Zweck nur siebzehn Tribus zusammentraten. Das Domitische Gesetz wurde von Sulla abgeschafft, im J. 63 aber durch den Tribun Labienus erneuert, bis Augustus wieder die Cooptation einführte. Für das Geschäftswesen, zu dem auch die schriftliche Bewahrung der Entscheidungen in Acten, die Führung der Verzeichnisse der Mitglieder gehörte, hatten die Pontifices Gehülfen, die pontifices minores genannt wurden.

Pontificalien (in pontificalibus) bezeichnet die priesterliche Amtstracht, namentlich der Bischöfe, und insbesondere die Tracht, welche bei festlichen Gelegenheiten vorgeschrieben ist.

Pontificat, im Allgemeinen die priesterliche Würde, bezeichnet hauptsächlich die Würde des Papstes, der deshalb auch im Lateinischen den Titel Pontifex Maximus führt.

Pontinische Sümpfe ist der Name des übel berüchtigten Morastes südlich von Rom, der sich von Nettuno bis Terracina an der Meeresküste hin erstreckt und etwa sechs Meilen lang und ein bis zwei Meilen breit ist. Der Ursprung dieser Sümpfe, die nicht mit den Maremmen (s. d.) zu verwechseln sind, verliert sich in das graueste Alterthum. In den frühesten Zeiten der röm. Republik befanden sich hier, wie Plinius nach dem Zeugniß älterer Geschichtschreiber versichert, 33 Städte, die sämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den schädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft, schon früh verschwanden. Von der bedeutendsten unter ihnen, Pometia, sollen die Sümpfe den Namen erhalten haben. Wahrscheinlich machte Appius Claudius im J. 312 v. Chr. den ersten Versuch, dieselben auszutrocknen, als er die nach ihm benannte Heerstraße durch diese Gegend leitete. Ein Gleiches versuchte der Consul Cethegus. Julius Cäsar hatte den Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an dessen Ausführung verhindert. Augustus begnügte sich, mehre Kanäle anzulegen. Unter den folgenden Kaisern geriethen die Sicherungsanstalten in Verfall, bis Nero das Werk wieder angriff. Trajan setzte dasselbe zehn Jahre hindurch mit Eifer

fort, sodaß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die unter Wasser gesetzte Appische Straße wiederhergestellt wurde. Während der Stürme, die das röm. Reich zu Grunde richteten, gewannen die Sümpfe wieder ihre frühere Ausdehnung. Unter dem goth. Könige Theodorich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geschritten, aber ohne langen Erfolg. Unter den Päpsten war Bonifaz VIII., gest. 1303, der Erste, der sich mit der Austrocknung der Sümpfe beschäftigte und einen großen Kanal ziehen ließ, wodurch die Gegenden um Sezze und Sermonetta trocken gelegt wurden. Martin V. ließ seit 1417 ebenfalls einen bedeutenden Kanal, den Rio Martino, graben, an dem etwa noch eine Meile bis zum Meere fehlte, als durch den Tod des Papstes die treffliche Anstalt ins Stocken gerieth. Leo X. schenkte die ganze Gegend dem Giuliano dei Medici, mit der Bedingung, sie austrocknen zu lassen. Doch geschah während des fast 70jährigen Zeitraums, wo das Mediceische Haus sie besaß, wenig oder nichts für ihre Verbesserung. Sixtus V., gest. 1590, ließ zwar einen großen Kanal, den Fiume Sisto, graben und mit Dämmen einfassen, doch bald nach seinem Tode verfielen dieselben, sodaß die ganze Gegend bald wieder so sumpfig war wie vorher. Erst Pius VI. richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die pontinischen Sümpfe. Die Arbeiten begannen 1778; er ließ den großen nach ihm benannten Entwässerungsgraben (Linea Pia) anlegen und 1788 war das Werk vollendet. Auch während der franz. Herrschaft wurden die Arbeiten fortgesetzt; dennoch scheint es beinahe, daß der alte Sumpfboden den Zwang der Nutzbarmachung nicht ertragen wolle. Die Luft ist, besonders zu manchen Zeiten des Jahres, noch immer sehr ungesund und nicht blos für die Bewohner höchst nachtheilig, sondern namentlich auch für die Fremden. Vgl. Prony, „Description hydrographique et historique des marais Pontins" (Par. 1823, 4., mit Atlas, Fol.).

Pontius (Cajus), der Sohn des Pontius Herennius, hieß der Feldherr der Samniter, der im J. 321 v. Chr. die Römer in den Caudinischen Pässen (s. d.) einschloß, im J. 298 von den Römern gefangen und trotz des Edelmuthes, den er früher gegen sie bewiesen, hingerichtet wurde. — Auch in dem Bundesgenossenkriege zeichnete sich ein Pontius Telesinus, der vor Präneste gegen Sulla im J. 82 v. Chr. fiel, als Heerführer der Samniter aus. — Zu dem röm. plebejischen Geschlechte, das den Namen Pontius führte, gehörte Lucius P. Aquila, Volkstribun im J. 45 v. Chr., einer der Mörder des Cäsar, der als Legat des Decimus Brutus siegreich gegen Titus Munatius Plancus (s. d.) focht und in der Schlacht bei Mutina im J. 43 fiel, und Pontius Pilatus (s. d.), der Procurator des Augustus in Judäa.

Ponton bezeichnet ein kleines leichtes Schiff aus Holz, Blech, getheertem Segeltuch oder Leder, und ist so eingerichtet, um durch Vereinigung einer größern Anzahl derselben mittels Balken, Taue und Bretern eine Brücke zu bilden. Die Pontons werden namentlich für Kriegszwecke gebraucht, um den Übergang über Flüsse an bestimmten Punkten für die Armee zu bilden. Doch nennt man auch zuweilen diejenigen Fahrzeuge Pontons, welche zu stationairen Übergängen, z. B. bei Koblenz, Köln u. s. w., gebraucht werden. Sie müssen bei größter Tragfähigkeit die möglichste Leichtigkeit haben, um nebst dem übrigen, zur Brücke erfoderlichen Material, auf den sogenannten Haquets transportirt, der Armee folgen zu können. Besonders zu beachten bleibt dabei die zuweilen blos in den Wänden des Schiffs, aber auch mitunter durchgehende Absonderung des Ganzen in einzelne Räume durch eingefügte Zwischenwände, damit ein das Ponton treffender Schuß nicht ein Leck gibt, welches den Untergang des Ganzen zur Folge haben würde. Nächst der gewöhnlichen Form der größern Kähne kommen in England auch cylinderförmige Pontons vor. Ihre Einführung kann in den Anfang des 18. Jahrh. gesetzt werden, obgleich schon viel früher verschiedene Mittel zum Überschreiten der Flüsse angewendet worden sind und im Nothfalle auch jetzt noch gebraucht werden, wie z. B. Bockbrücken, Schanzkörbe, Tonnen u. s. w. — Die Pontoniercorps sind theils selbständig, theils mit dem Artillerie- oder besser mit dem Pioniercorps vereinigt. In Rußland hat man auch Pontoniercorps, die einen Theil der reitenden Pioniercorps bilden.

Pontoppidan (Erik), der Ältere, ein bekannter dän. Schriftsteller, geb. auf der Insel Fühnen 1616, gest. als Bischof von Drontheim 1678, machte sich besonders durch seine dänisch geschriebene „Grammatica danica" (1668) verdient, die für historische Sprach-

kritik von Wichtigkeit ist. — Ungleich berühmter und ein Gelehrter ersten Ranges wurde Erik P., der Jüngere, geb. in Aarhuus 1698. Durch verschiedene Reisen und im Umgange mit berühmten Gelehrten gebildet, wurde er, nachdem er von 1723 an verschiedene Kirchenämter im Schleswigschen und auf Seeland bekleidet hatte, 1735 Hofprediger und bald darauf Professor der Theologie in Kopenhagen, 1747 Bischof in Bergen, und endlich 1755 Kanzler an der Universität zu Kopenhagen, wo er 1764 starb. Als Theolog huldigte er dem Spener'schen Pietismus, und einige seiner dahin einschlagenden Schriften, namentlich der „Helle Glaubensspiegel" (1727), sind noch in den Händen des Volks. Sein „Menoza" (3 Bde., 1742 fg.), einer der ersten theologischen Romane, ist namentlich wegen der anziehenden Charakteristiken berühmter christlicher Zeitgenossen schätzbar. Die von ihm gelieferten kirchenhistorischen Werke, wie die „Annales ecclesiae Daniae" (4 Bde., Kopenh. 1741—52, 4.), behaupten in gewissen Partien den Rang von Quellenschriften, während sie überhaupt als Sammelwerke unentbehrlich sind. Ebenso hat er durch eine Reihe höchst fleißig geschriebener historisch-geographischer Werke, z. B. „Marmora danica" (2 Bde., 1739—41, Fol.), „Gesta et vestigia Danorum extra Daniam" (3 Bde., Lpz. 1740—41), „Origines hafnienses" (1740, 4.), „Danske Atlas" (7 Bde., Kopenh. 1763—81, 4.), nicht nur die vaterländische, sondern auch die allgemeine Geschichtskunde bereichert. Seine Gelehrsamkeit war eine durchaus umfassende, wie er denn auch zur Sprachforschung in dem „Glossarium norvagicum" (Bergen 1749) und zur Naturgeschichte in der „Forsog til Norges naturlige Historie" (2 Bde., Kopenh. 1752—54, 4.) nicht unwichtige Beiträge geliefert hat.

Pontormo, florent. Maler, hieß eigentlich Giacomo Carrucci und war 1493 zu Pontormo geboren. Er hatte Andrea del Sarto zum Lehrer, der aber auf des Schülers Talent, das selbst Rafael und M. Angelo anerkannten, so eifersüchtig war, daß er ihn durch widerwärtige Behandlung nöthigte, sein Atelier zu verlassen. Übrigens erfüllte P. die Besorgnisse seines Lehrers blos halb, indem er nur wenige historische Bilder malte, darunter die großartige Heimsuchung Mariä in der Vorhalle der Annunziata. Um so berühmter wurde er durch seine vortrefflich aufgefaßten, auch in der Färbung sehr schönen und lebendigen Portraits, welche als die besten der florent. Schule gelten. Er starb 1556. In der spätern Zeit seines Lebens war er ein menschenscheuer Sonderling geworden.

Pontos, das Meer, ein Sohn der Gäa, den sie ohne Befruchtung gebar, zeugte von seiner Mutter den Nereus, Phorkys, Thaumas, die Keto und Eurybia.

Pontus, als Name eines Landes, hieß ursprünglich die ganze Südküste des Pontus Eurinus (s. d.) in ihrer weitesten Ausdehnung, zur Zeit der Perser zwischen dem Vorgebirge Jasonium und dem Flusse Halys, dann eine eigene Provinz in Kleinasien und zuletzt ein besonderes Reich daselbst zwischen Bithynien und Armenien. Sowie der Besitz desselben unter den Satrapen und Herrschern häufig wechselte, so waren auch die Grenzen sehr verschieden. Unter der Perserherrschaft bildete es als Theil von Kappadocien (s. d.) eine abgesonderte Statthalterschaft, die einem Sohne des Darius, Artabazes, mit dem Rechte zufiel, sie auf seine Nachkommen zu vererben. Einem seiner Nachfolger, Mithridates, welcher die westlichen Theile besaß, trat Antipater (s. d.), der Beherrscher von Kleinarmenien, die Striche von Trapezunt bis an den Fluß Thermodon ab. Später bildete sich unter einem andern Mithridates ein neues Reich, welches um die Zeit des Pharnaces (s. d.) den Namen Pontus erhielt, der jedoch erst unter Mithridates dem Großen (s. d.) allgemeiner wurde. Unter diesem Mithridates erlangte das Königreich eine außerordentliche Gebietserweiterung und Blüte, die aber nicht lange dauerte, da Mithridates im blutigen Kampfe mit den Römern dem Pompejus (s. d.) unterlag und 64 v. Chr. aus Verzweiflung sich selbst tödtete. Nach der Auflösung des Reichs kam der an Galatien, an den Ufern des Halys, gelegene Theil zu Galatien; der angrenzende Theil erhielt unter dem Namen des Galatischen Pontus einen eigenen Fürsten. Ein Nachkomme des Mithridates, Polemo, bekam durch Antonius den mittlern Theil, der von jetzt an der Polemonische Pontus hieß, mit der Hauptstadt Sinope, wozu noch das ganze östliche Land um Trapezunt und die Küste bis zum Flusse Phasis gehörten. Der östliche Theil an der Küste hieß der Kappadocische Pontus. Im 2. Jahrh. n. Chr. wurde eine neue Eintheilung des Landes vorgenommen und fast das Ganze zur großen Provinz Kappadocien geschlagen, bis auch letztere

unter Diocletian und Konstantin dem Großen wieder zerfiel. Als die Lateiner 1204 Konstantinopel wieder eroberten, stiftete Alexius Komnenus (s. Komnenen) ein neues Reich in P., welches sich bis auf Mohammed II. erhielt, der es 1461 mit seinen großen Eroberungen vereinigte. (S. Trapezunt.) Die dort befindlichen sehr zahlreichen Alterthümer sind in den Reisewerken über Kleinasien (s. d.), besonders aber von Hamilton in den „Researches in Asia minor, Pontus and Armenia" (2 Bde., Lond. 1842; deutsch von Schomburgk, mit Zusätzen und Berichtigungen von Kiepert und einem Vorworte von Ritter", 2 Bde., Lpz. 1843) erläutert worden.

Pontus Euxinus, d. h. das gastliche oder wirthliche Meer, nannten die Alten das Schwarze Meer (s. d.), seitdem es griech. Colonien an seinen Küsten gab, während es vorher Axenos, wegen der häufigen Stürme und Seeräubereien, hieß.

Popayan, die Hauptstadt des Departements Cauca und der Provinz gleiches Namens in der südamerik. Republik Neugranada, liegt am Flusse Cauca in der großen Thalebene zwischen der Cordillera von Quindiu und der von Choco in einer der herrlichsten Gegenden der Erde, am Fuße der großen Vulkane von Sotara und Purace und hat gegen 7500 E. Sonst, unter der span. Herrschaft, war P. blühend und Sitz eines Gouverneurs; jetzt ist es in Folge der innern und äußern Kriege sehr herabgekommen. Doch ist es noch immer eine der bedeutendsten Städte in Neugranada, der Sitz eines Bischofs, einer Universität zweiten Ranges und eines Gymnasiums. Wiewol, hauptsächlich durch den Verfall des Bergbaus, Handel und Gewerbe sehr herabgekommen sind, so ist P. doch fortwährend als Stapelplatz zwischen Quito und Bogota von Wichtigkeit.

Pope (Alexander), berühmter engl. Dichter, wurde zu London am 22. Mai, nach Andern am 8. Juni 1688 geboren. Sein Vater, ein Leinwandhändler, war wohlhabend und gab bald nach des Sohnes Geburt sein Geschäft auf, um sich in Binfield bei Windsor niederzulassen. Er war Katholik und der junge P. erhielt seinen ersten Unterricht vom Hausgeistlichen. Vom achten Jahre an kam er ins katholische Seminar zu Twyford bei Winchester, verließ aber diese Anstalt bereits in seinem zwölften Jahre und besuchte fortan keine Schule mehr. Doch war er stets thätig, sich selbst fortzubilden; seine Lieblingsbeschäftigung blieb die Dichtkunst, für welche er schon sehr früh Anlage und Neigung gezeigt hatte. Nachdem er sich an Übersetzungen versucht hatte, schrieb er im 16. Jahre seine „Pastorals", die durch die Glätte und Schönheit des Versbaus und der Schreibart allgemeine Bewunderung erregten. Im J. 1711 erschien sein „Essay on criticism", der noch jetzt allgemein als eins der schönsten Lehrgedichte der Engländer betrachtet wird und besonders durch Addison's Empfehlung zu allgemeiner Beliebtheit gelangte. Bald nachher schrieb er außer mehren Kleinigkeiten den „Rape of the lock", ein satirisch-komisches Epos, veranlaßt durch einen von ihrem Bräutigam an einer vornehmen Dame verübten Lockenraub, der die Auflösung ihres Verhältnisses herbeiführte. P.'s Dichtertalent zeigte sich hier im höchsten Glanze, namentlich in der Verbindung der feinsten Satire mit der lebhaftesten Einbildungskraft. Im J. 1713 folgte das beschreibende Gedicht „Windsor forest", dessen größerer Theil bereits 1704 entstanden war und in welchem er sein Vorbild, Denham's „Cooper's Hill", beiweitem übertraf. Jetzt ging er an die Übersetzung des Homer, die ihn zwölf Jahre lang, von 1713—25, beschäftigte; die „Ilias" übersetzte er allein, die „Odyssee" in Verbindung mit Broome und Fenton. Von dem Ertrage dieser Arbeiten (über 8000 Pf. St.) kaufte er ein Landgut zu Twickenham, was er nun mit seinen Ältern bezog. Nicht in gleichem Maße, wie sein Vermögen, vermehrte sich sein Dichterruf durch diese Übersetzungen, in denen vom Alterthümlichen sehr wenig übrig geblieben ist. Die „Epistle from Eloisa to Abelard" (1716) fand dafür desto allgemeinere Anerkennung und wird für das beste von allen seinen Gedichten gehalten. Die Ausgabe von Shakspeare's Werken, die er bald darauf unternahm, brachte ihm wenig Ruhm und verwickelte ihn in einen heftigen Streit mit Theobald, einem andern Herausgeber Shakspeare's. Diese und andere, theils literarische, theils persönliche Feindschaften, die P. meist erst durch seine in Gemeinschaft mit Swift herausgegebenen „Miscellanies" (3 Bde.) veranlaßt hatte, drängten ihn mehr und mehr zur Satire hin, die von nun an fast in allen seinen Schriften vorherrscht. Im J. 1728 gab er die drei ersten Bücher sel-

ner „Dunciade" heraus, in der Theobald sogleich den ersten Platz unter den Dunsen einnehmen mußte (bei einer zweiten Auflage kam Colley Cibber an diese Stelle); das vierte Buch folgte erst 1742. In der Zwischenzeit aber waren „Imitations of Horace", Episteln, Satiren und moralische Versuche in ziemlicher Anzahl erschienen. P.'s satirische Schriften zeugen von glänzendem Witz, aber einmal erbittert, kannte sein reizbares Gemüth keine Grenzen mehr; dann suchte er seine Gegner zu zerfleischen und scheute sich nicht, bis zur Gemeinheit herabzusteigen. Nur ein einziges seiner spätern Gedichte gehört nicht oder wenigstens nur theilweise der satirischen Gattung an, nämlich sein 1733 erschienenes philosophisches Lehrgedicht „Essay on man", in welchem er von seinem Talente, philosophische Ansichten in Verse zu bringen und mit dichterischem Schmucke auszustatten, glänzende Beweise gab. Er starb auf seinem Landgute am 30. Mai 1744. Seine letzten Tage waren ihm noch durch das an alle Katholiken wegen der erwarteten Landung Karl Eduard Stuart's erlassene Verbot, sich London auf zehn Meilen zu nähern, verbittert worden. Sein Charakter ist mannichfach getadelt und geschmäht worden; er besaß ein zu vertrautem Umgange wenig geneigtes Gemüth. Doch zeigt seine treue Anhänglichkeit an Swift, der außer Gay sein einziger Freund war, daß er der Freundschaft wohl fähig war. Sein Hauptfehler waren seine unbegrenzte Eitelkeit und seine Begierde nach Dichterruhm, die ihn fast rasend werden ließ, sobald Jemand nur den geringsten Tadel über ihn aussprach. Als Dichter nimmt er einen der ersten Plätze unter den engl. Dichtern zweiten Ranges ein; an Schönheit der Form ist er von keinem engl. Schriftsteller übertroffen, von wenigen erreicht worden. Überhaupt ist P. in jeder Hinsicht ein Kunstdichter; wo Einbildungskraft, Witz, Geschmack und scharfer Verstand ausreichen, ist er stets unübertrefflich; wäre er auf der Bahn weiter gegangen, die er in der „Eloisa" mit solchem Erfolge betreten hatte, hätte er sich an Shakspeare, anstatt an Boileau geschult, so dürfte ihm wahrscheinlich ein höherer Platz in der engl. Literaturgeschichte angewiesen werden müssen. Ausgaben seiner Werke besorgten Warburton (Lond. 1751), Warton (1797), Bowles (10 Bde., 1806) und Johnson (10 Bde., 1812); seine dichterischen Werke erschienen in London 1804 und 1815 (3 Bde.); eine deutsche Übersetzung lieferten Öckers und Ad. Böttger (4 Bde., Lpz. 1842).

Pope, verwandt mit dem deutschen Pfaffe, ist in der griech. Kirche der allgemeine Name der Weltgeistlichen; Protopopen heißen die höhern Priester, die in der alten Kirche Archipresbyter genannt wurden.

Popilius, ein röm. plebejisches Geschlecht, das in den Fasti zuerst mit Marcus P. Länas erscheint, der das Consulat 395 v. Chr. und dann noch dreimal bekleidete und im J. 403 die Gallier schlug. — Zu demselben Geschlechte gehörten Cajus P. Länas, der 172 v. Chr. mit Publius Älius Ligur und 158 Consul war und 167 an Antiochus IV. von Syrien als Gesandter geschickt wurde, um ihn zur Aufgebung der Eroberung von Ägypten zu nöthigen, bei welcher Gelegenheit er mit röm. Stolz, als der König Bedenkzeit wollte, mit seinem Stab einen Kreis um ihn zog und ihm gebot, sich zu erklären, bevor er aus ihm heraustrete. — Auch gehörte zu diesem Geschlechte der P. Länas, der die Schar führte, die den geächteten Cicero, von dem er selbst früher vertheidigt worden war, mordete.

Popma (Ausonius de), eigentlich von Popmen, ein gelehrter Grammatiker und Jurist, geb. 1565 zu Alst in Friesland, studirte in Köln und Löwen und starb um 1613. Er schrieb Anmerkungen zu Cicero's „Briefen", zu Vellejus und Sallustius, bearbeitete die Schriften „De re rustica" von Cato (Leyd. 1590; 2. Aufl., 1598) und Varro (Franeck. 1591) und machte sich um das gründlichere Studium der lat. Sprache besonders durch sein bis in die spätesten Zeiten vielgebrauchtes synonymisches Werk „De differentiis verborum libri IV" (Antw. 1606) bekannt, welches oft wiederholt und mit einer andern Schrift verwandten Inhalts „De usu antiquae locutionis", am besten von Richter (Lpz. 1741), Messerschmid (Lpz. 1769) und zuletzt mit Cellar's „Antibarbarus" vermehrt zu Neapel (2 Bde., 1791) herausgegeben wurde. Seine juristischen Schriften hatten nur für seine Zeit Werth.

Poppe (Joh. Heinr. Mor. von), Hofrath und quiescirter ordentlicher Professor der Technologie zu Tübingen, geb. am 16. Jan. 1776 zu Göttingen, wo sein Vater Mechanikus war, besuchte das Gymnasium und von 1793 an die Universität seiner Vaterstadt. Schon

frühzeitig fing er an zu schriftstellern, habilitirte sich dann in Göttingen, wurde 1804 Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Frankfurt, 1811 an dem daselbst von Dalberg errichteten Lyceum, 1814 wieder am Gymnasium und endlich, nachdem er einen Ruf an das Polytechnische Institut zu Wien abgelehnt hatte, 1818 Professor der Technologie an der Universität zu Tübingen, wo er bis zu seiner 1843 erfolgten Quiescirung unausgesetzt wirksam war. Die Zahl seiner Schriften ist außerordentlich groß; sie sind theils populair physikalischen und mathematischen, theils, und zwar zum größten Theil, technologischen Inhalts. Als die wichtigsten nennen wir seine „Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens" (8 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1820—26), „Handbuch der Technologie" (4 Abth., Heidelb. 1806—10), „Geschichte der Technologie" (3 Bde., Gött. 1807—11), „Physikalischer Jugendfreund" (8 Bde., Frankf. 1811—16), „Technologisches Lexikon" (5 Bde., Stuttg. 1815—20), „Technologisches Lehrbuch" (Stuttg. 1819), „Handbuch der Experimentalphysik" (2. Aufl., Hannov. 1826), „Neueste Fabrik- und Handwerksschule" (10 Bde., Tüb. 1826—33), „Geschichte der Mathematik" (Tüb. 1828), „Populaires Handbuch der Mechanik" (Tüb. 1829), „Geschichte der Erfindungen" (4 Bdchn., Dresd. 1829), „Die Physik in Anwendung auf Künste und Manufacturen" (Tüb. 1830), „Die Technologie in ihrem ganzen Umfange" (Stuttg. 1829), „Volksnaturlehre" (2 Bde., 3. Aufl., Tüb. 1837—38), „Technologisches Universalhandbuch" (2 Bde., Lpz. 1837—38), „Lehrbuch der speciellen Technologie" (2. Aufl., Stuttg. 1838) und die populaire, wirthschaftlich-technische Zeitschrift „Der deutsche Hausfreund" (Bd. 1—4, Stuttg. 1844—46). Nächstdem hat er eine Menge andere kleinere und größere populaire, zum Theil für die Jugend bestimmte Schriften erscheinen lassen, sodaß die Gesammtmasse Dessen, was er hat drucken lassen, gegen 100 Bände beträgt. Er würde durch sein ungemeines Talent populairer Darstellung noch weit mehr genützt haben, wenn er damit gleiche Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit verbunden hätte. Seine ältern Schriften sind jetzt gänzlich veraltet und auch die neuern für den Mann von Fach ohne großen Werth; aber um die Verbreitung technischer Kenntnisse im Volke hat er unleugbare Verdienste. — Auch sein Sohn hat sich bereits als wissenschaftlich gebildeten Techniker bewährt.

Pöppig (Eduard Friedr.), ordentlicher Professor der Zoologie und Vorsteher des naturhistorischen Cabinets an der Universität zu Leipzig, geb. 1798 in Leipzig, wo sein Vater, den er aber schon in seinem ersten Lebensjahre verlor, Kaufmann war, besuchte die Thomasschule daselbst, dann die Fürstenschule zu Grimma und widmete sich seit 1815 naturwissenschaftlichen und ärztlichen Studien auf der Universität seiner Vaterstadt. Schon als Student bereiste er die Ufer des Rhein, Östreich, das südliche Frankreich bis an die Pyrenäen, die Schweiz, Tirol und Kärnten. Den Glockner bestieg er in Begleitung des nachmals durch seine botanischen Reisen in Norwegen bekannt gewordenen Karl Schubert. Im J. 1822 schiffte er sich in Hamburg nach Cuba ein, wo er über zwei Jahre verweilte, indem er neben seinen naturwissenschaftlichen Studien zugleich mit ärztlicher Praxis sich beschäftigte. Hierauf ging er nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er im Innern von Pennsylvanien seine Forschungen fortsetzte und dann in Philadelphia zu einer Reise nach der Südwestküste dieses Continents sich vorbereitete, die er am 27. Nov. 1826 von Baltimore aus antrat. Die Mittel zu derselben lieferte ein von Leipzig aus auf drei Jahre gebildeter Actienverein. Mit höchst interessanten zoologischen Sammlungen kehrte er gegen Ende des J. 1832 in die Heimat zurück, wo er sich mit der Ordnung und Vertheilung seiner Sammlungen beschäftigte und noch im selbigen Winter in Leipzig wie in Dresden über die Ergebnisse seiner Reise Vorträge hielt. Berichte über seine Reise hatte er in Froriep's „Notizen für Natur- und Heilkunde" (1827—33) gegeben. Einen ausführlichen Bericht über dieselbe lieferte er unter dem Titel „Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom" (2 Bde., Lpz. 1835, 4., mit 16 Steintafeln, Fol.), und mit Stephan Endlicher arbeitete er die Beschreibung der „Nova genera ac species plantarum, quas in regno chilensi, peruviano et in terra amazonica annis 1827—32 legit et cum Stephano Endlicher descripsit" (3 Bde., Lpz. 1835—45, 4., mit Kpfrtaf., Fol.). Inzwischen hatte er auch „Landschaftliche Ansichten und erläuternde Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde" (Lpz. 1839) erscheinen lassen. Im J. 1833 wurde er außerordentlicher, 1845 ordentlicher Professor an der Universität,

Als Vorsteher des naturhistorischen Museums hat er sich um dessen eigentliche Begründung, Vermehrung und wiederholte Aufstellung die entschiedensten Verdienste erworben und mit einer seltenen Aufopferung und Uneigennützigkeit die zoologische Sammlung vorzüglich in ornithologischer Hinsicht so gepflegt, daß diese früher kaum erwähnenswerthe Sammlung gegenwärtig mit den Sammlungen anderer deutscher Universitäten sich zu messen vermag.

Poppo (Ernst Friedr.), einer der gründlichsten Philologen und vorzüglichsten Schulmänner der neuesten Zeit, geb. am 13. Aug. 1794 zu Guben in der Niederlausitz, erhielt seit 1805 auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und seit 1811 auf der Universität zu Leipzig, besonders unter Hermann's Leitung, seine classische Bildung. Nachdem er hierauf in Berlin an den Übungen des philologischen Seminars unter Böckh Theil genommen und bald nachher, nach Leipzig zurückgekehrt, durch Herausgabe seiner scharfsinnigen „Observationes criticae in Thucydidem" (Lpz. 1816) seinen literarischen Ruf begründet hatte, wurde ihm schon im März 1816 das Conrectorat an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und nach Verlauf eines halben Jahres das Prorectorat an dem Friedrichsgymnasium zu Frankfurt an der Oder übertragen, worauf man ihn 1818 zum Director derselben Anstalt ernannte. Während dieser vieljährigen Wirksamkeit verfaßte er eine große Anzahl trefflicher Abhandlungen über grammatische, geschichtliche und pädagogische Gegenstände, von denen wir besonders seine „Bemerkungen über die Art des Unterrichts in den verschiedenen Lehrgegenständen der Gymnasien" (Frankf. 1819), die „Bemerkungen über die Rhythmen und den Dialekt der griech. Tragiker" (1821), die „Beiträge zur Kunde der Insel Chios" (1822) und „Syracusarum obsidionis bello peloponnesiaco factae part. I." (1837) hervorheben. Ebenso verdienen seine Ausgabe von Xenophon's „Cyri disciplina" (Lpz. 1821), die gänzliche Umarbeitung der Bremer'schen Ausgabe von Lucian's „Göttergesprächen" (Lpz. 1816 und 1823), vor Allem aber seine große Ausgabe des Thucydides (11 Bde., Lpz. 1821—40), die bei allem Mangel an Planmäßigkeit und bei theilweiser Überfüllung dennoch das Vollständigste und Ausführlichste für die Erklärung dieses Schriftstellers darbietet, eine ehrenvolle Erwähnung. Auch hat P. eine mehr für den Schulgebrauch berechnete Ausgabe des Thucydides in der gothaischen Sammlung der griech. Classiker begonnen (Abth. 1 und 2, Gotha 1843).

Populäres, s. Optimates.

Popularität hieß bei den Römern in politischer Hinsicht das auf Erlangung der Volksgunst abzweckende Betragen, das in auffallender Herablassung und in einer oft bis an Verschwendung grenzenden Freigebigkeit bestand und in Rom namentlich von Amtsbewerbern, sowie bei dem Sinken der Republik von einzelnen Parteihäuptern meist auf unwürdige Weise als Mittel zum Zweck benutzt wurde. Verschieden von dieser politischen ist die oratorische Popularität, welche Schriftsteller und Redner sich aneignen müssen, die zu dem großen Publicum sprechen wollen. Sie besteht in der Kunst, Begriffe, die dem gesunden, im wissenschaftlichen Denken jedoch nicht geübten Verstande erreichbar sind, in einer allgemein verständlichen, der Vorstellungsweise des Volks angemessenen Anordnung und Sprache vorzutragen. Ideen, die über dem Gebiete der Erfahrung liegen und sich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populairen Vortrag, daher es ein Misgriff scheint, philosophische Systeme popularisiren, d. h. gemeinverständlich machen zu wollen; denn die Sprache des gemeinen Lebens kann die Ergebnisse der Philosophie zwar ausdrücken, aber Dem, der an kein philosophisches Denken gewöhnt ist, immer nicht verständlich machen. Was man Popularphilosophie nennt, ist entweder keine Philosophie oder bezeichnet nur die Annäherung der Philosophie an größere Verständlichkeit und an die verbreiteten Interessen der Bildung. Die allgemeinen Wahrheiten der Religions- und Sittenlehre dagegen, die mit biblischen Aussprüchen und Gleichnissen unterstützt werden können, sowie die Wahrheiten der Mathematik, die sich in der Erfahrung anschaulich machen lassen, die Folgerungen, die der gemeine Menschenverstand aus der Erfahrung zieht, und überhaupt Gedanken, die auf historischem Grunde ruhen, eignen sich ihrer Natur nach für den populairen Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen und die nöthigen Vorkenntnisse bei seinen Lesern oder Zuhörern voraussetzen kann. Die echte Popularität liebt daher einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck und

vermeidet alle Worte, die an die Kunstsprache einer philosophischen Schule erinnern, gelehrte Kenntnisse voraussetzen oder überhaupt der gewöhnlichen Umgangssprache fremd sind; dagegen darf sie aber auch nicht zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabsinken, denn wahrhaft Gebildete befleißigen sich, wenn sie zur Menge reden, der Popularität nicht, um sich und ihre Ideen gemein zu machen, sondern um die Massen zu sich heraufzuziehen. Übrigens finden sich auch hier, nach Maßgabe der verschiedenen Bildungsstufen, auf denen die Volksclassen stehen, verschiedene Grade und Arten. So befriedigen Engel, Garve, F. V. Reinhard u. A. ganz die geistigen Bedürfnisse des Mittelstandes, ohne den niedern Classen zugänglich zu sein, während Rosenmüller, Feddersen, Salzmann, Hebel, Löhr und viele Andere auch den ungebildeten Landmann belehren und erbauen. Ein unerreichtes Muster, worin wir mit der einfachsten, allgemein verständlichen Ansprache der Natur den Zauber hoher Kunst vereinigt sehen, ist Goethe's „Hermann und Dorothea". Die neueste Zeit hat uns eine große Menge Schriften aus dem Gebiete der Geschichte, Geographie, Physik, Astronomie, Technik u. s. w. unter der ausdrücklichen Bestimmung und mit dem Aushängeschilde „für das Volk" oder mit dem Beisatze „populair" geliefert, ohne daß man jedoch sagen kann, es sei darin jedesmal der rechte Ton getroffen worden.

Porcia, die Römerin, s. Porcius.

Porcia, ein altes ital. Grafengeschlecht, erlangte durch Kaiser Karl IV. 1369 die Pfalzgrafenwürde. — Johann Sforza, Graf von P., wurde Oberst-Erblandhofmeister der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska und sein Sohn Joh. Ferdinand 1662 von Kaiser Leopold I. in den Reichsfürstenstand erhoben, erst 1664 aber in die Reichsversammlung aufgenommen, unter der Bedingung, daß er eine fürstliche reichsunmittelbare Besitzung erwerbe. Da er diese Bedingung nicht erfüllte, verlor er schon nach einem Jahre wieder die Reichsstandschaft. Dagegen erwarb er in dieser Zeit die Grafschaft Orttenburg. — Sein Sohn Franz Anton erlangte vom Kaiser die Erhebung der Herrschaft Tettensee in Schwaben zu einer gefürsteten Grafschaft. Mit ihm erlosch 1698 der Mannsstamm dieser Linie. — Zufolge dessen ging die fürstliche Würde an seinen Vetter Hieronymus über, der sie mit Genehmigung des Kaisers auf seinen Sohn Hannibal übertrug. Auch die Hannibal'sche Linie starb 1827 aus und die fürstliche Würde kam nun an die Nachkommen eines Bruders Hannibal's. — Der gegenwärtige Fürst ist Alphons Seraphin, geb. 1801, der unvermählt ist, während seines Vaters Bruder, Ferdinand, drei Söhne hinterlassen hat.

Porcius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das erst im 3. Jahrh. v. Chr. erwähnt wird. Von den Familien, die dessen Namen trugen, ist die, welche den Beinamen Cato führte, beiweitem die berühmteste durch den großen Cato Censorius (s. d.), der sie in die Familien der Nobilität einführte, und seinen Urenkel Cato Uticensis (s. d.). — Eine Tochter des Letztern von Atilia war Porcia, die Erbin der republikanischen Gesinnung ihres Vaters und durch reinen Wandel ausgezeichnet. Sie war zuerst mit Marcus Bibulus, dem Consul des J. 59, verheirathet, der 48 v. Chr. starb. Im J. 45 vermählte sie sich mit Marcus Brutus. Das dem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verschwörung gegen Cäsar bewahrte sie treu, während er in Griechenland kämpfte. Auf die Nachricht von dem Verluft der Schlacht bei Philippi, in der auch ihr jüngerer Bruder, Marcus P. Cato, nach tapferer Gegenwehr den Tod gefunden hatte, tödtete sie sich in Rom im J. 42 v. Chr. durch Kohlendunst. — Der Familie der Läca, aus der ein Volkstribun Publius vom J. 199 und der Senator Publius, bei dem Catilina (s. d.) seine Mitverschworenen versammelte, erwähnt werden, gehörten vielleicht die Urheber der berühmten Porcischen Gesetze (leges Porciae) an, welche den Magistraten verboten, röm. Bürger geißeln und hinrichten zu lassen, und die Provocation sicherten.

Pordenone (Giovanni Antonio Regillo Licinio da), s. Regillo.

Poren nennt man die Zwischenräume zwischen den Theilchen eines Körpers, porös einen Körper, der solche besitzt, und Porosität die Unterbrechung seines Zusammenhangs durch dieselben. Bei vielen Körpern sind die Poren schon dem bloßen Auge sichtbar oder werden durch das Hindurchdringen flüssiger Körper leicht wahrnehmbar, wie bei Schwamm, Bimsstein, Löschpapier u. s. w. Außer diesen gröbern Poren nehmen neuere Physiker noch kleinere, nicht unmittelbar sichtbare und nicht für Flüssigkeiten durchdringliche Poren an,

welche die kleinsten Theilchen der Körper, die Atome, voneinander getrennt halten, insofern sie der Ansicht sind, daß auch die dichtesten Körper aus einer Vereinigung sehr kleiner, in Entfernungen voneinander schwebender Theilchen bestehen, und solche kleinere Poren sollen selbst in den dichtesten Metallmassen und Steinen, in dem Wasser, überhaupt in allen Körpern vorhanden sein. Andere leugnen die Poren letzterer Art, indem sie behaupten, daß die Materie den Raum mit Stetigkeit erfülle. Beide Ansichten sind mit großer Hartnäckigkeit verfochten worden, ohne daß bis jetzt noch die eine einen entschiedenen Sieg über die andere davongetragen hat. — Im engern Sinne versteht man unter Poren die Schweißlöcher oder feinen Öffnungen in der Haut thierischer Körper.

Porphyr heißt jedes Gestein mit einer dichten, aus Feldstein oder dichtem Feldspath bestehenden Grundmasse, in welcher einzelne Krystalle von Quarz, Hornblende oder Feldspath eingesprengt sind. Ist die Grundmasse sehr hornblende- oder augithaltig, so erscheint der Porphyr schwarz oder dunkelgrün; ist er frei von Hornblende, so wechselt seine Farbe nach Maßgabe der Farbe des Feldspaths und ist braun, roth, gelb oder grau. Sind statt der Feldspathkrystalle kleine Feldsteinkugeln dem Porphyr eingesprengt, so wird er zum Variolit. Die wichtigsten Farbenvarietäten des Porphyr sind 1) der schwarze Porphyr, zumal der porfido nero antico, mit milchweißen Feldspathkrystallen, der in ähnlichen Varietäten in Sibirien und auf Corsica vorkommt; 2) der grüne Porphyr, oliven-, pistazien- und schwärzlichgrün mit grünlichweißen Feldspathkrystallen, der im Alterthume angeblich aus Ägypten geholt wurde, und sehr schön in Corsica und in den Pyrenäen sich findet; 3) der braune und violette Porphyr, zu welchem besonders der dunkelbraune porfido bruno antico mit grünen Feldspathkrystallen und der schöne elfdaler Porphyr aus Schweden zu rechnen sind; 4) der rothe Porphyr von rother und rothbrauner Grundmasse mit weißen und rosenrothen Krystallen, namentlich der porfido rosso aus Oberägypten, aus welchem der Obelisk Sixtus' V. und viele andere Säulen in Rom bestehen, der sich aber auch auf Corsica findet; und 5) der graue Porphyr, der besonders auf Corsica und zu Briançon in Frankreich vorkommt. Der Porphyr, der zu den härtesten Steinarten gehört, wird zu architektonischen Verzierungen, zu Vasen, Dosen, Platten und andern Gegenständen verarbeitet und zwar in großer Menge zu Elfdalen in Schweden. Die Geognosie unterscheidet eigentliche Feldsteinporphyre von Augitporphyren (Melaphyr), Trappporphyren (Trachyten) und Grünsteinporphyren (Aphaniten).

Porphyrion, ein Sohn des Uranos und der Gäa, ein Gigant, wurde, als er in der Gigantenschlacht der Here Gewalt anthun wollte, vom Zeus mit dem Blitze getroffen, vom Herakles aber vollends getödtet.

Porphyrius, ein neuplatonischer Philosoph, der enthusiastische Schüler des Plotin (s. d.), hieß eigentlich Malchos, geb. zu Batanea in Syrien 233 n. Chr. Er lebte meist in Rom, wo er nach Plotin's Tode Philosophie lehrte und 305 starb, und besaß eine viel ausgebreitetere Gelehrsamkeit als Plotin, erreichte ihn aber nicht an Tiefe. Unter seinen Schriften erwähnen wir mit Übergehung mehrer grammatischen und kleinern philosophischen die „Vita Pythagorae" (herausgeg. von Holstenius, Rom 1630; zugleich mit Jamblichus von Küstner, Amst. 1707, 4., und von Kiesling, 2 Bde., Lpz. 1816), „De abstinentia ab esu animalium" (herausgeg. von Rhoer, Utr. 1767, 4.; franz. übersetzt von Burigny, Par. 1747) und „De antro nympharum" (herausgeg. von Göns, Utr. 1765, 4.). Auch lieferte er eine Lebensbeschreibung Plotin's und ordnete dessen Schriften in sechs Enneaden. Gegen das Christenthum schrieb er um 270 15 Bücher, gelehrter und scharfsinniger als alle andern heidnischen Schriftsteller über diesen Gegenstand. Er kannte die Bibel, wies Widersprüche in derselben nach und erklärte die Weissagungen des Daniel für Darstellungen früher geschehener Dinge. Auch bestritt er die Ewigkeit der Höllenstrafen als der ewigen Liebe Gottes widersprechend. Widerlegt wurde er von dem Bischof Methodius von Tyrus. Doch nicht blos des P. Werk, sondern auch die Widerlegung des Methodius, letztere wegen der für gefährlich geachteten Citate, hat der Eifer der christlichen Kaiser Valentinian's I. und Theodosius' I. vernichtet. Das Meiste daraus findet sich bei Hieronymus, besonders im Commentar zum Daniel.

Porpora (Nicolo), einer der größten Singmeister, den die Italiener den Patriarchen

der Melodie nennen, war zu Neapel 1685 geboren. Er erhielt seine Bildung in Italien und brachte seit 1726 seine ersten Opern in Venedig zur Aufführung, wo er anfangs viel Mühe hatte, sich gegen Vinci zu behaupten, den er aber bald verdunkelte. Im J. 1729 ging er nach Dresden und wurde vom Kurfürsten zum Kapellmeister ernannt. P. stand damals schon in solchem Rufe, daß Hasse (s. d.) und seine Gattin von ihm und der berühmten Mingotti (s. d.), die ihn begleitete, verdunkelt zu werden fürchteten. Doch schon 1731 kehrte P. in sein Vaterland zurück, wo er eine Gesangschule gründete, aus welcher die größten Sänger des 18. Jahrh., wie Farinelli, Cafarelli, Salimbeni, Uberti, den Friedrich II. nach seinem Meister Porporino nannte, die Gabrielli u. A. hervorgingen. Als die Directoren der Oper in London mit Händel in Zwist gerathen waren, folgte P. mit Farinelli 1732 einer Einladung derselben, vermochte aber sein Theater nur so lange zu halten, als Händel's Widersacher sich regten. Um 1754 kam er zum zweiten Male nach Deutschland und hielt sich in Wien auf, wo er Unterricht im Singen gab. Hierauf wurde er erster Lehrer an dem Conservatorio degli Incurabili in Venedig. Zuletzt zog er sich nach Neapel zurück, wo er 1767 in großer Dürftigkeit starb. Die Opern, welche er für Neapel, Rom und Venedig schrieb, belaufen sich auf mehr als 50. Bereits 1730 waren von ihm mehre Cantaten erschienen, denen er dann zwölf andere für eine einzige Stimme folgen ließ; sie fanden großen Beifall, doch zu Werken ersten Ranges erhoben sich erst die von ihm 1754 herausgegebenen zwölf Sonaten für die Violine. Dagegen zeigten seine sechs Trios für zwei Violinen und einen Baß, die er während seines Aufenthalts in London componirte, daß er für die Instrumentalmusik ungleich weniger zu leisten vermochte als für den Gesang. Eine vollständige Sammlung seiner zu Rom vorhandenen Werke veranstaltete Selvaggi; viele andere befinden sich in den Archiven zu Neapel. Der Charakter seiner Musik im Allgemeinen ist Ernst und Hoheit; im Recitativ wurde er als Muster betrachtet.

Porré (franz. poireau oder porreau) ist eine Art Zwiebel (Allium porrum) mit breiten Blättern und kleinen häutigen Zwiebeln, welche in den Weinbergen des südlichen Deutschlands wild wächst und überall in Gärten angebaut wird. Eine Abart des Porré ist der Perllauch, von dem man, um Zwiebeln zu erhalten, die Stengel abschneidet.

Porsenna war zur Zeit der Vertreibung des Königs Tarquinius aus Rom König der etruscischen Stadt Clusium. Tarquinius suchte mit den Seinen bei ihm Schutz und P. zog 507 v. Chr. vor Rom, in das er eingedrungen wäre, wenn nicht, wie die röm. Sage erzählt, Horatius Cocles (s. d.) ihn aufgehalten hätte. Die Unerschrockenheit des Mucius Scävola (s. d.) soll ihn bewogen haben, auf Unterhandlungen einzugehen, und als er die Treue der Römer aus der Auslieferung der Clölia, die mit andern zu Geiseln gegebenen Jungfrauen ihm entflohen war, erkannt, soll er sich freundlich gegen die Römer bewiesen, ihnen die Vorräthe seines Lagers überlassen, das Verlangen der Wiedereinsetzung des Tarquinius aufgegeben, ja sogar das Gebiet, das sie nach seinem Willen den Vejentern zurückgegeben hatten, ihnen wieder zugestellt und fortan treuen Frieden gehegt haben. Daß durch diese röm. Erzählung die Erniedrigung und das große Unglück, das die Römer durch P. betraf, verbrämt worden seien, daß sie dem P. ein Drittel ihres Gebiets abtreten, vielleicht sogar für eine kurze Zeit etrurische Besatzung einnehmen mußten, hat namentlich Niebuhr gezeigt. Von einem wunderbaren etruscischen Bauwerke, dem Grabmale des P., gibt nach Varro Plinius in seiner „Historia naturalis" Nachricht.

Porson (Richard), nächst Bentley der größte engl. Kritiker, geb. zu East Ruston in Norfolk 1759, erhielt seine Vorbildung in Eton und ging dann nach Cambridge, wo er Fellow wurde, gab jedoch diese Pfründe wieder auf, da er, abgeneigt, die 39 Artikel, das Symbolum der engl. Kirche, zu unterschreiben, nicht in den geistlichen Stand treten wollte. Er wurde nachmals Professor der griech. Sprache an der Universität zu Cambridge und starb zu London am 25. Sept. 1808. Die Mannichfaltigkeit, Tiefe und Gründlichkeit seiner Gelehrsamkeit, sein seltener kritischer Scharfsinn und die staunenswürdige Kraft seines Gedächtnisses lassen es bedauern, daß eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunke ihn an anhaltender Thätigkeit hinderte und mit seinen geistigen zugleich seine körperlichen Kräfte zerstörte. Wir verdanken ihm eine Textrecension des Äschylus (Glasg. 1795, Fol.; 2 Bde., Lond. 1806) und eine treffliche Bearbeitung von vier Tragödien des Euripi-

des, nämlich der „Hekuba", dem „Orestes", den „Phönissen" und der „Medea" (Cambr. 1795), wovon Schäfer einen vermehrten Abdruck besorgte (Lpz. 1807; 3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1824 und Lond. 1825). Auch hatte er Antheil an der auf Kosten der Brüder Grenville gedruckten Prachtausgabe des Homer (4 Bde., Orf. 1800, 4.), indem er den Text kritisch berichtigte und aus einer Handschrift Harley's zur „Odyssee" die Varianten hinzufügte, die Schäfer in seiner Handausgabe von Homer's „Odyssee" (Bd. 3, Lpz. 1810) wieder abdrucken ließ. Viele Aufsätze und gelegentliche Bemerkungen von ihm finden sich in dem „Morning chronicle", das sein Schwager Perry herausgab. Nach seinem Tode wurden mehre seiner kleinen Schriften von Kidd in den „Tracts and miscellaneous criticismes of Rich. P." (Lond. 1815) und außerdem aus seinen Papieren von Monk und Blomfield „Adversaria" (Lond. 1812; wiederholt, Lpz. 1814), enthaltend Bemerkungen und Emendationen zu griech. Dichtern; ferner von Dobree „Notae in Aristophanem" (Cambr. 1820), desgleichen ein berichtigter Text des Lexikons des Photius (2 Bde., Lond. 1822) und seine „Annotata ad Pausaniam" von Gaisford in den „Lectiones Platonicae" (Orf. 1820) bekannt gemacht.

Portal, vom lat. porta, d. h. das Thor, nennt man den Haupteingang eines Gebäudes, sobald er eine besondere Ausschmückung hat, namentlich, wenn er vor der Hauptwand des Gebäudes vorspringt. Das Portal ist derjenige Theil der Façade eines Gebäudes, auf welchen sich, nach dem Überblick des Ganzen, zuerst das Augenmerk des Beschauers wendet; es muß sich daher in der Anlage, Ausschmückung und Ausführung desselben der Charakter des Gebäudes aussprechen und daraus einigermaßen ein Schluß auf die Bestimmung desselben sich machen lassen. Die Tempelportale des Alterthums geben uns hierin gute Muster, namentlich aber sind die Portale der Kirchen des Mittelalters in dieser Hinsicht ausgezeichnet.

Portal (Antoine), ein berühmter franz. Wundarzt und Anatom, geb. zu Gaillac am 5. Jan. 1742, machte seine Studien in Montpellier und seit 1766 in Paris, wo er 1768 Professor der Medicin am Collége de France und 1777 auch Professor der Anatomie am Jardin du roi wurde. Eine ungemeine Thätigkeit und Energie setzte ihn in den Stand, neben diesen Ämtern noch einer bedeutenden Praxis vorzustehen und viele zum Theil umfangreiche Werke zu schreiben. Er starb 1832. Von seinen Schriften führen wir an „Précis de la chirurgie pratique" (2 Bde., Par. 1768); „Histoire de l'anatomie et de la chirurgie" (7 Bde., Par. 1770—73); „Observations sur la nature et le traitement de la phthisie pulmonaire" (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1809; deutsch von Mühry, Hannov. 1799) und „Mémoires sur la nature et le traitement de plusieurs maladies" (5 Bde., Par. 1800—25).

Portälis (Jean Etienne Marie), ein ausgezeichneter franz. Jurist, unter Napoleon Cultusminister, wurde am 1. Apr. 1746 zu Bausset im Departement Var geboren. Nachdem er seine Studien bei den Oratoriern zu Toulouse und Marseille vollendet, widmete er sich dem Rechtsstudium und ließ sich 1765 zu Aix als Advocat nieder. Seine gründlichen Kenntnisse und ein großes Rednertalent verschafften ihm nach wenigen Jahren einen bedeutenden Ruf und zahlreiche Klienten. Außerdem machte er sich durch eine Schrift gegen den Klerus „Sur la distinction des deux puissances" und eine andere „Consultation sur la validité des mariages des protestans de France" (1770) sehr vortheilhaft bekannt. Beim Ausbruche der Revolution von persönlichen Feinden bedroht, zog er sich erst mit seiner Familie nach Lyon, dann nach Paris zurück, wo er jedoch verhaftet und bis zum Sturze der Schreckensherrschaft in ein Detentionshaus eingesperrt wurde. Sodann trat er in Paris als Advocat auf und gelangte 1795 als Abgeordneter der Hauptstadt in den Rath der Alten. Ebenso einflußreich als Redner, wie gemäßigt in seinen Grundsätzen, bekämpfte er die Politik des Directoriums und wurde darum nach der Revolution vom 18. Fructidor zur Deportation nach Guyana verurtheilt, der er sich aber durch die Flucht nach Deutschland zu entziehen wußte. Bonaparte gestattete ihm nach dem 18. Brumaire die Rückkehr und machte von seinen Kenntnissen und Talenten Gebrauch, indem er ihm, mit Tronchet, Bigot de Préameneu und Maleville, die Redaction des Civilgesetzbuches übertrug. P. erwarb sich in dieser Stellung um Frankreich unvergängliche Verdienste. Im Sept. 1801 erhielt er Sitz im Staatsrathe, wo er für die Begründung der monarchischen Ordnung sehr thätig war. Nachdem er schon 1801 die Cultusangelegenheiten neu geordnet, auch 1803 Senator geworden

war, ernannte ihn Napoleon im Juli 1804 zum Cultusminister. Seine letzten Jahre wurden durch eine Augenkrankheit, die fast gänzliche Erblindung nach sich zog, getrübt. Er starb am 25. Aug. 1807. Auf Befehl Napoleon's wurde er feierlich im Pantheon beigesetzt. Wichtig für die Geschichte des 18. Jahrh. ist sein nachgelassenes Werk „De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique durant le 18ième siècle" (2 Bde., Par. 1820; 3. Aufl., 1833). — Sein Sohn, Joseph Marie, Graf P., Pair von Frankreich und Präsident des Cassationshofes, wurde am 19. Febr. 1778 zu Aix geboren. Nachdem er mit seinem Vater aus der Verbannung zurückgekehrt, schlug er, wohl vorbereitet, die diplomatische Laufbahn ein und ging als Legationssecretair mit dem General Andréossy erst nach Berlin, dann nach London. Im J. 1804 wurde er als bevollmächtigter Minister nach Regensburg geschickt. Hierauf trat er als Generalsecretair in das Ministerium seines Vaters, erhielt alsbald Sitz im Staatsrathe und übernahm auch das Directorium der kaiserlichen Druckerei. Weil er sich über die Ernennung des Abbé Maury zum Erzbischof von Paris ungünstig äußerte, behandelte ihn Napoleon im vollen Staatsrathe als Verräther, nahm ihm seine Ämter und Würden und verwies ihn am 5. Febr. 1811 aus der Hauptstadt. Auf die Verwendung des Grafen Molé durfte jedoch P. schon nach zwei Jahren zurückkehren und wurde zum Präsidenten am Gerichtshofe zu Angers ernannt. Wiewol er sich bei der Restauration der Bourbons laut für dieselben erklärte, ließ ihm Napoleon dieses Amt auch während der Hundert Tage. Nach der zweiten Rückkehr Ludwig's XVIII. erhob ihn der König zum Staatsrath sowie zum Mitglied des Cassationshofes und der Gesetzgebungscommission und ertheilte ihm die Pairswürde. Unter dem Ministerium Decazes stieg P. im März 1819 zum Präsidenten des Cassationshofes auf. Nach dem Sturze Villèle's im Jan. 1828 übertrug man ihm im Ministerium Martignac das Portefeuille der Justiz, das er jedoch als Feind der Jesuiten mit dem des Auswärtigen vertauschen mußte. Als am 28. Aug. 1829 der Fürst Polignac an seine Stelle trat, kehrte er an den Cassationshof als Präsident zurück. Dieses Amt bewahrte er sich auch nach der Julirevolution. Außerdem wurde sein Eifer, welchem er fortan der Julidynastie bewies, mit der Stelle eines Vicepräsidenten in der Pairskammer belohnt, die er ebenfalls noch gegenwärtig bekleidet. Das von seinem Vater hinterlassene, von ihm herausgegebene Werk begleitete er mit einem „Essai sur l'origine, l'histoire et les progrès de la littérature franç. et de la philosophie". — Sein Sohn, Frédéric, Vicomte P., geb. 1803, verheirathet mit der Tochter des Baron Mounier, ist Rath am königlichen Gerichtshofe zu Paris. — Auguste P., geb. 1801, des Präsidenten Neffe, vertritt seit 1837 Meaux in der Deputirtenkammer.

Portament (portamento di voce) ist ein Kunstausdruck, unter welchem man die Geschicklichkeit des Sängers versteht, die einzelnen Töne einer Melodie so aneinander zu reihen, daß man keine Unterbrechung bemerkt, sondern daß die Töne gleichsam ineinander verschwimmen und nur ein einziger langgedehnter Hauch zu sein scheinen. Die größte Kunst dabei besteht darin, daß man zur rechten Zeit Athem holt, um den Zusammenhang der Töne nicht zu stören. Falsch ist es, das dissonirende Überziehen eines Tons in den andern und das Heben eines oder des andern Portament zu nennen. Von dem menschlichen Gesange ist die Benennung Portament auch auf den Gesang der Instrumente übergegangen und man verlangt gegenwärtig auch ein portamento di voce bei den Saiten- und Blasinstrumenten.

Porter heißt das starke, kräftige, bittere Bier, welches in England häufig gebraut, auch im Auslande starken Absatz findet. Das Porterbier wurde zuerst 1730 von dem Brauer Harwood gebraut, der durch die Sitte der Biertrinker, die vor Erfindung des Porters in England die gewöhnlichen Malzbiere, Ale, Bear und Twopenny, selten allein, sondern in Vermischung tranken, auf den Gedanken gerieth, ein Bier zu brauen, welches die Bestandtheile und Eigenschaften jener drei Biere in sich vereinige. Man nannte das neue Bier anfangs „echtes Bier"; als man aber fand, daß dasselbe wegen seiner Kraft und Stärke ganz besonders für Lastträger (porters) sich eigene, so gab man ihm den Namen Porter.

Portfolio hieß eine zu London erst von dem Buchhändler Ridgway, dann von den Gebrüdern Shoberl ausgegebene Zeitschrift, die sich angeblich zur Aufgabe stellte, geheime Staatsacten aus der neuesten Geschichte zu veröffentlichen. Die erste Nummer erschien am 28. Nov. 1835, die 45. und letzte am 27. Mai 1837. Sowol die Enthüllungen wie die

Räthsel, welche sich an die seltsame literarische Erscheinung knüpften, setzten alsbald die öffentliche Meinung von ganz Europa in Bewegung. Die wichtigsten, für die Einsicht in die Zeitgeschichte unschätzbaren Documente der Sammlung waren eine Reihe russ. Depeschen, meist aus den J. 1826—29. Dieselben gaben im Ganzen in den wichtigsten Angelegenheiten die Geheimnisse der russ. Politik preis und erschienen außerdem mit schneidenden Bemerkungen. Allem Anscheine nach mußte die brit. Regierung ihre Hand bei der Veröffentlichung im Spiele haben. Auch konnte das Unternehmen nichts Anderes bezwecken, als die Cabinete und Völker über die gefährlichen Entwürfe Rußlands aufzuklären und die öffentliche Meinung für eine bevorstehende Wendung in der Politik zu gewinnen. War ein solcher Weg neu, so erregte nicht minder Aufsehen, daß weder Östreich, noch Preußen, noch die übrigen deutschen Bundesstaaten der Verbreitung des „Portfolio" entgegentraten. Von dem engl. Original gingen mehr als 1000 Exemplare auf das Festland; zu gleicher Zeit erschien zu Paris eine franz. Ausgabe. Von letzterer wurden die ersten 26 Nummern, die bedeutungvollsten, unter sächs. Censur abgedruckt und ohne Anstoß („Le Portfolio, ou collection de documents politiques relatif à l'histoire contemporaine", 2 Bde., Hamb. 1836) veröffentlicht. Sogar eine deutsche Übersetzung davon wurde besorgt. In der That war es auch Deutschland, welches ein zweifaches Interesse an diesen Mittheilungen nehmen mußte. Die ersten drei Hefte beschäftigten sich ausschließend mit deutschen Verhältnissen. Voran ging die schon damals bekannte preuß. Denkschrift des Grafen von Bernstorff. Ihr folgte das berüchtigte Memoire, in welchem auf vertrauliche Art das petersburger Cabinet den deutschen Höfen zweiten Ranges dringend empfiehlt, unter ein russ. Protectorat zu treten. Andere Actenstücke über die Politik Preußens in Bezug auf Deutschland, sowie über die Erörterungen Preußens mit Östreich rücksichtlich der Veröffentlichung der deutschen Bundesverhandlungen, waren ohne Zweifel bestimmt, das russ. Ansinnen in helles Licht zu setzen. Bald ließen sich in der deutschen Presse Stimmen vernehmen, welche den Schwerpunkt der Sache trafen und im patriotischen Sinne lebhaft behandelten. Außer den deutschen waren es aber die östlichen Fragen, Griechenland, der russ.-türk. Krieg und der Streit in Cirkassien, welche die höchste Aufmerksamkeit im Portfolio erregten. Diese Noten, zum Theil aus der meisterhaften Feder Pozzo di Borgo's (s. d.), ließen die Schärfe, die Schlauheit und die Eigensucht der russ. Politik in ihrem Zusammenhange und ihrer ganzen Tiefe erblicken. Kein Cabinet, kein Publicist hatte bisher die ganze Gefahr erkannt, die hier Europa bedrohte. Alle Staatsmänner des westlichen Europa, bis zum genialen Canning hinauf, hatten keine Ahnung von Dem gehabt, was im Osten vorbereitet wurde. Nur der Lenker Östreichs, der Fürst Metternich, gilt der russ. Diplomatie selbst als tiefblickender, unermüdlicher Gegner. Jeder Schritt Östreichs wird in den Noten als die Eingebung der überlegtesten Feindschaft gegen Rußland betrachtet. Man hatte wol Misverständnisse zwischen Östreich und Rußland vermuthet, allein eine solche Kluft versetzte die Masse der Leser in Erstaunen. Auch war man überrascht, in dem östr. Staatskanzler, dem Gegner des Liberalismus, zugleich den einzigen Vertreter der Unabhängigkeit Europas gegen die russ. Macht zu erblicken. Die Echtheit dieser Documente ist wol nie ernstlich in Zweifel gezogen worden. Die Schriften trugen den Beweis ihrer Wahrheit in sich, und nachdem einmal der Vorhang gefallen, konnte man in den mannichfaltigsten Thatsachen die offene Bestätigung finden. Auch scheint es bei dem Bestreben Rußlands, durch die deutsche und franz. Presse zu wirken, undenkbar, daß man eine Widerlegung unterlassen haben würde, wäre dieselbe möglich gewesen. Ob die Documente durch List, Gewalt oder Zufall in unrechte Hände gefallen, ist eine untergeordnete Frage. Das „Portfolio" selbst gibt vier Quellen an, aus denen es geschöpft haben will. Noch im J. 1842 geschah durch ein deutsches Blatt eine Eröffnung, die in Betreff eines Theils der Papiere viel für sich hat. Der Großfürst Konstantin, erzählt man, habe die Gewohnheit gehabt, von allen wichtigen Noten und Staatsschriften zu Petersburg Abschrift nehmen zu lassen. Bei seiner Flucht aus Warschau seien diese Abschriften im Belvedère gefunden und durch die Hand des poln. Staatsreferendar Hube an den Fürsten Czartoryski befördert worden. Gewiß ist, daß die russ. Regierung mehre poln. Flüchtlinge in Deutschland zur Wiedererlangung wichtiger Papiere aussuchen ließ. Von größerer Bedeutung jedoch ist die Frage, welchen Antheil das brit. Cabinet an der Veröffentlichung des „Portfolio" genommen habe.

Doch trat dieser Punkt später durch Erklärungen, die in der Presse und im Parlament fielen, in ein helleres Licht. Weder das Parlament, noch die öffentliche Meinung, noch die Tories, noch die herrschenden Whigs waren damals hinlänglich aufgeklärt und vorbereitet, um Rußland mit Entschiedenheit zu begegnen. Nur vielleicht einen Mann gab es in England, der außerhalb einer amtlichen Sphäre, durch Studium und Reisen zur tiefern Kenntniß der östlichen Verhältnisse und den Plänen Rußlands gelangt war, und dieser Mann war Urquhart (s. d.). Durch die Erklärungen desselben mochte König Wilhelm IV. die Überzeugung gewinnen, daß ein Einschreiten gegen Rußlands Politik zur Erhaltung der brit. Seehoheit geboten sei. Allein der Wille des Königs stand vereinzelt und war im Gange der constitutionellen Politik von wenig Gewicht. Palmerston (s. d.), der Minister des Auswärtigen, fügte sich für den Augenblick; andere Mitglieder der Regierung folgten, wie der später in dieser Angelegenheit oft genannte Unterstaatssecretair Backhouse, mit entschiedenem Widerwillen. Während Urquhart nach dem Willen des Königs bei der Gesandtschaft in Konstantinopel angestellt wurde, um dort in gleichem Sinne zu wirken, erschien das Portfolio, als der Vorläufer einer veränderten Politik in der östlichen Frage. Mit großer Vorsicht vermied Urquhart bei der Veröffentlichung Alles, was die Angelegenheit zur Parteisache machen und den Rücktritt der Minister veranlassen konnte. Allein sei es, daß Palmerston im Angesichte des Kriegs den Sturz der im Parlamente schwach unterstützten Whigs fürchtete, oder daß er sich durch die Schritte der russ. Diplomatie blenden ließ, plötzlich mußte man sein gänzliches Einlenken von der betretenen Bahn wahrnehmen. Seine Nachgiebigkeit bei der Wegnahme des brit. Schiffes Vixen, an der Küste Cirkassiens, bezeugte diese Umwandlung thatsächlich, wie dies Ereigniß auch zugleich den Beweis lieferte, daß Rußland Kühnheit genug besaß, seine Politik nicht zu verleugnen. Unter diesen Verhältnissen war Urquhart genöthigt, den Posten zu Konstantinopel zu verlassen, und das Portfolio, wahrscheinlich zugleich seiner besten Quellen beraubt, begann ein kümmerliches Dasein zu fristen. Noch ehe die Redactoren zu dem Entschlusse gelangten, ihre Mittheilungen einzustellen, war das Interesse des Publicums schon erkaltet. Man suchte das „Portfolio" nun als Mystification oder mißglückte Privatspeculation zu verdächtigen, und um die Räthsel vollzumachen, wurde es noch kurz vor dem Schlusse von der preuß. Regierung verboten. So wenig aber auch damals das Unternehmen seinen unmittelbaren Zweck erreichte, so ist doch sein nachhaltiger Einfluß auf die öffentliche Meinung, namentlich in Deutschland, nicht zu verkennen.

Portici, ein königliches Lustschloß in der Nähe von Neapel, am Fuße des Vesuv, unfern der Meeresküste gelegen, mit reizenden Gartenanlagen und herrlicher Aussicht über den Meerbusen von Neapel. Das Schloß, durch dessen Hof die große Straße von Neapel nach Salerno geht, enthält im Erdgeschosse eine prächtige Kapelle und ein kleines, sehr freundliches Theater, und ist durch eine Reihe von Villen und Häusern mit dem Dorfe Resina verbunden. Beide Orte stehen über der alten, einst durch ein Erdbeben verschütteten Stadt Herculanum (s. d.).

Porticus, eine Säulenhalle, oder ein Bogengang, entsprechend der Stoa (s. d.) der Griechen, nannten die Römer eine auf zwei, bisweilen auch auf mehren Reihen Säulen ruhende Galerie, dergleichen schon in den Städten des Orients und Griechenlands beliebt waren. Diese Porticus standen theils einzeln und frei, in welchem Falle man sie auch Peristylia nannte, theils waren sie mit Privat- und öffentlichen Gebäuden, wie den Tempeln, verbunden und entweder auf beiden Seiten offen, sodaß nur die Säulen die Wände bildeten, oder auf der einen geschlossen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu gewähren. Sie dienten zu Spaziergängen, die geschlossenen insbesondere zu Zusammenkünften, als Hörsäle, zu Gerichtssitzungen und andern Zwecken, weshalb sie zum Theil auch mit Sitzen versehen waren. Am berühmtesten war in Athen die Pöcile (s. d.). Aus ihnen entwickelten sich schon in Athen, dann auch in Rom die auf zwei bis vier Säulenreihen ruhenden, durch Außenmauern abgeschlossenen Basiliken (s. d.), mit welchen man sie wegen der Ähnlichkeit in Bestimmung und Gebrauch oft verwechselt hat.

Portiuncula, s. Franciscaner.

Port-Jackson, ein Meerbusen und Hafen an der Ostküste von Neusüdwales (s. d.), nördlich von Botanybai (s. d.), unter 34° südl. Br. und 149° östl. L., ist so geräumig,

daß er die ganze engl. Flotte aufnehmen kann. An die Küste dieses Meerbusens wurde die 1787 nach Botanybai bestimmte engl. Verbrechercolonie verlegt und daselbst 1788 die Stadt Sidney (s. d.) angelegt.

Portland-Vase, früher Barberini-Vase, heißt die jetzt im Britischen Museum aufgestellte weltberühmte Vase oder Urne, die man mit Asche angefüllt nebst ihrem trefflich gearbeiteten Sarkophag unter Papst Urban VIII., aus dem Hause Barberini, also zwischen 1623 und 1644, in einem unterirdischen röm. Begräbnißgewölbe entdeckte. Obgleich keine Inschrift eine Andeutung gibt, so nahm man doch als wahrscheinlich an, daß Beides für den Kaiser Alexander Severus und dessen Mutter Julia Mammäa bestimmt gewesen. Der Sarkophag wurde in das Museum des Campidoglio gebracht, wo er noch gegenwärtig steht, die Vase aber zunächst in die Barberini'sche Bibliothek zu Rom, von wo sie ungefähr hundert Jahre später der Engländer Will. Hamilton durch Kauf erwarb und bald darauf der Herzogin von Portland zu London als Zierde ihres Museums überließ, bei dessen Versteigerung der Herzog von Portland dieselbe für etwa 1000 Guineen erstand. Sie besteht aus einem blauen, durchsichtigen, und darüber einem weißen, opaken Glasfluß und ist mit kunstvoll ausgeführten Reliefs verziert, welche die Alterthumskenner verschieden erklärt haben. Winckelmann glaubte nämlich die Fabel von der Thetis dargestellt, die außer andern Gestalten auch die Schlangengestalt annahm, um den Nachstellungen des Peleus zu entgehen; Veltheim erkennt darin die Geschichte der Alcestis, welche Hercules dem Admet aus der Unterwelt wieder zurückführt; Josias Wedgwood endlich hält das Ganze für allegorische Darstellung vom Tode eines Mannes, der die Stütze seines Hauses war, vom Eintritt desselben ins Leben der Unsterblichkeit. Die Reliefs sind am sorgfältigsten abgebildet in Piranesi's „Antichità romana" (Bd. 2) und in Millingen's „Ancient inedited monuments" (Bd. 1, Lond. 1823, 4.). Auch hat am Ende des vorigen Jahrhunderts Wedgwood diese Vase mit so außerordentlicher Kunst nachgebildet, daß das Transparente der weißen Reliefs auf dunkelblauem Grunde durch die Nachformung derselben auf schwarzem Basaltgrunde sehr glücklich erreicht ist. In neuester Zeit wurde das herrliche Kunstwerk durch die Hand eines Frevlers, der auf diese Weise seinem Namen eine historische Bedeutsamkeit zu verschaffen glaubte, von seinem Postamente herabgestürzt, aber mit so gutem Erfolge wieder zusammengesetzt, daß man die Spuren der theilweisen Verletzungen kaum noch erkennt. Eine vollständige Beschreibung dieser Vase in historischer und artistischer Hinsicht geben Wedgwood in der „Description abrégée du vase Barberini" (Lond. 1790, 4.), zugleich mit beigefügter Zeichnung des Reliefs, und Veltheim in der Schrift „Über die Barberini- oder Portland-Vase" (Helmst. 1791; verbessert in seiner „Sammlung einiger Aufsätze", Bd. 1, Helmst. 1800).

Port-Natal oder Weihnachtshafen heißt ein Busen an der Südostküste von Afrika, nach welcher der ganze Theil dieser Küste zwischen 26—33° südl. Br. vom Keiskamafluße, der die Ostgrenze des Caplandes bildet, bis zu der Dalagoabai den Namen der Port-Natalküste oder des Weihnachtslandes erhält. Dieser Landstrich, auch die Kaffernküste genannt, erhielt seine Gestaltung von den Witbergen, von den Eingeborenen bald Tegala, bald Quaslamba genannt, welche die nordöstliche Fortsetzung der capländischen Schneeberge bilden. Das ganze Land zwischen dieser Gebirgskette und der Küste ist von Gebirgen angefüllt, die mehre Terrassen bilden. Unzählige Flüsse bewässern die Terrassen und durchbrechen die Bergketten in Stromschnellen, um sich an dem bald flächern, bald steilern Gestade ins Meer zu ergießen. Die Flora bildet den Übergang von der capschen zu der von Madagaskar, obschon die natürliche Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen mit der des Caplandes (s. Cap) übereinkommt. Die Vegetation ist in Folge der bessern Bewässerung des Landes und der mit dem Sept. beginnenden und im März aufhörenden Regengüsse üppiger und reicher als die des Caplandes; reiche Savannen auf dem Rücken der Terrassen wechseln mit anbaufähigem Boden in den Thälern und dichten Wäldern an dem Abhange der Gebirge. Um die Dalagoabai ist die Gegend weit landeinwärts niedrig und sumpfig, voll Löwen, Tiger, Krokodile und Schlangen, mit schon ganz tropischer Natur. Weiter ins Innere wird dort das Land aber ebenfalls bergig, bis es zur Quaslambakette emporsteigt, deren Scheitelfläche ein großes unbewaldetes Plateau mit gutem Weideboden bildet. Das Klima zeichnet sich durch seine Gesundheit und verhältnißmäßige Milde aus. Die Küste

von Port-Natal, und insbesondere der unter 30° südl. Br. gelegene gleichnamige Hafen haben in der neuesten Zeit besondere Wichtigkeit erlangt durch die Ereignisse, deren Schauplatz sie waren. Ursprünglich von den Kaffern (s. d.) bewohnt, wurde nämlich Port-Natal das Ziel der Auswanderungen der Boers, welche in Folge ihrer Conflicte mit der engl. Colonialverwaltung das Cap (s. d.) in großen Massen 1838 und in den folgenden Jahren verließen. Nach Überwindung zahlreicher Hindernisse und mehren blutigen Gefechten mit den einheimischen Kaffern, in denen sie zuletzt Sieger blieben und die Kaffern zur Abtretung von Land zwangen, siedelten sich die Boers mit ihren Heerden in Port-Natal förmlich an, erbauten eine Stadt, die sie nach ihrem Anführer Pieter-Mauritzburg nannten, erklärten sich für unabhängig und bildeten einen eigenen Staat. Die engl. Regierung, die sich schon ihrer Auswanderung widersetzt hatte, erkannte jedoch diese Unabhängigkeit nicht an, da sie die ausgewanderten Boers fortwährend als engl. Unterthanen betrachtete, erklärte das Land zu einer engl. Colonie und sendete zuletzt, als alle andere Maßregeln nicht fruchteten und einzelne engl. Truppenabtheilungen von den tapfern und freiheitliebenden Boers zurückgeschlagen worden waren, eine nicht unbedeutende Expedition zur See dahin ab, die denn auch die Boers nach kurzem Widerstande zum Nachgeben zwang. Ein Theil der Boers, der sich nicht unterwerfen wollte, wendete sich über die Berge ins unzugängliche Innere Südafrikas, wo er nach Ausstehung unendlicher Beschwerden und Kämpfen mit den Kaffern ein unabhängiges Gemeinwesen begründete; die andern zurückbleibenden aber erkannten die Oberherrlichkeit Englands an. So ist denn der Versuch mit der Colonisation Port-Natals gemacht, die zwar vor der Hand in Folge der nomadischen Lebensweise der Boers mehr in Hirtenleben als durch Ackerbau sich geltend macht; allein es ist zu erwarten, daß, wenn erst die innern Verhältnisse der Colonie geordneter und sicherer sein werden und der Strom der Einwanderung sich hierher wendet, die Colonie bei dem Reichthum an Producten, den der Boden bietet, bei seiner Fruchtbarkeit und der günstigen Lage des Landes bald aufblühen und von mercantiler wie politischer Wichtigkeit werden wird.

Porto, s. Oporto.

Portobello, eigentlich San-Felipe de Puerto Belo, eine Stadt auf der Landenge von Panama, in dem ehemaligen Generalcapitanat Guatemala, jetzt zum Departement Istmo der Republik Neugranada gehörig, wurde 1584 angelegt. Sie ist berühmt wegen ihres schönen Hafens, der sie sonst zum Stapelplatze der span. Silberflotte machte, und berüchtigt wegen ihres mörderischen Klimas, das ihr den Namen des Grabes der Europäer zuzog und alle commerciellen Vortheile ihrer Lage am Ende vernichtete, sodaß sie jetzt aus einem wichtigen Handelsplatze mit einer Bevölkerung von 15000 E. zu einem elenden Orte mit 500 Bewohnern geworden ist.

Portorico, eigentlich San-Juan de Puerto rico, die östlichste der großen Antillen (s. d.), unter 18° 30′ nördl. Br. und 48° westl. L. gelegen, hat einen Flächenraum von 188 □M., ist sehr gebirgig, sodaß einzelne Spitzen sich über 7000 F. erheben sollen. Sie erfreut sich eines im Verhältniß zu den andern Antillen gemäßigten und gesunden Klimas, zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus und kommt hinsichtlich der Naturbeschaffenheit im Allgemeinen ganz mit dem übrigen Westindien (s. d.) überein. Die Bevölkerung besteht aus 340000 Seelen, zumeist Creolen span. Abkunft. Darunter befinden sich nur 45000 Negersklaven und 130000 freie Farbige. Dieses sehr günstige Verhältniß setzt die Insel weniger dem schwankenden Schicksale und der innern Demoralisation von Colonien mit überwiegender Negerbevölkerung aus, zumal da ein sehr großer Theil der Weißen selbst Ackerbau treibt, sodaß sich hier ein Mittelstand unter den weißen Grundbesitzern hat bilden können. Wie auf Cuba, so haben sich auch auf P. Landbau, vorzüglich auf Colonialproducte, insbesondere auf Taback, und Handel ungemein gehoben, und die Insel hat außerordentlich an Wohlhabenheit und Bedeutung gewonnen. P. ist ein span. Besitzthum, das von einem Generalcapitain verwaltet wird, unter dem auch die span. Jungferninseln stehen. Hauptstadt ist San-Juan de Puerto rico, die 30000 E., einen schönen Hafen und starke Festungswerke besitzt, der Sitz des Generalcapitains und der Centralbehörden der Insel sowie eines Bischofs ist, und lebhaften Handel treibt. Die Insel wurde 1493 von Columbus entdeckt und 1511 von den Spaniern nach hartem Kampfe in Besitz genommen, in wel-

chem sie seitdem auch geblieben sind. Bis auf die neueste Zeit wurde sie vom Mutterlande wenig beachtet. Sie diente hauptsächlich als Verbannungsort von Verbrechern, und kostete jährlich bedeutende Zuschüsse. Als aber diese nach Losreißung der span. Colonien auf dem Festlande Amerikas vom Mutterlande aufhörten, und die Insel auf sich selbst angewiesen war, begann man in der Noth auf die Ausbeutung der eigenen Schätze der Insel zu denken, und beförderte die Auswanderung dahin. Seitdem hoben sich die Bevölkerung und der Wohlstand der Insel in steigender Progression, sodaß sie dem Mutterlande jetzt, wie Cuba, jährlich einen ansehnlichen Überschuß gewährt.

Portrait oder Bildniß nennt man die Abbildung eines wirklichen Menschen oder einer historischen Person. Das Portraitiren oder Abbilden findet sowol in plastischen Werken (Portraitstatuen oder Ikonische Statuen) als in Gemälden statt. Doch sind viele Bildnisse berühmter Männer aus früherer Zeit blos Ideale einer spätern. Daher heißen Portraits, im engern und eigentlichen Sinne, die nach der Natur, d. i. nach der Ansicht eines wirklichen Individuums copirten Bildnisse, insbesondere die gemalten. Die Portraitmalerei ist eine eigene Gattung der Malerei (s. d.). Sie stellt das Wesentliche, Bleibende, Bezeichnende an dem einzelnen Menschen dar. Auch das Portrait muß Charakterbild sein, wenn es nicht aus der Reihe ästhetischer Productionen ausgeschlossen sein soll. Sklavische Annäherung an das Urbild ist nur Treue für den Augenblick, da jeder Tag an dem Zufälligen der menschlichen Gestalt ändert. Darum hat der Künstler blos die bleibenden Hauptzüge aufzufassen und den physiognomischen Ausdruck, der jedem Zuge seine Bedeutung gibt. Wo der Maler so unglücklich ist, nur das Gemeine nachbilden zu müssen, da mag er sich mit dem baaren Verdienste trösten und etwa mit dem Lobe, welches seiner Zeichnung und seinem Colorit zu Theil wird. Das große Talent weiß indeß nicht nur der Häßlichkeit, sondern selbst der Gemeinheit ihre interessanten Züge abzugewinnen, ohne dabei im geringsten zu idealisiren. Von den ital. Malern waren besonders die Venetianer (Tizian), von den nordischen die Niederländer (Van Dyck) und von den Spaniern die Schule von Madrid (Velasquez) groß im Portrait. In der neuern Zeit werden Portraits, welche die Naturwahrheit mit malerischer Bedeutsamkeit vereinigen, immer seltener, woran zum Theil auch das wenig geeignete Costum der Gegenwart Schuld ist. Zu den Portraits gehören auch die Conversationsstücke, welche in der Regel sehr unpoetisch sind, während die historischen Gemälde, welche man aus Portraits zusammensetzt, an Steifheit leiden.

Portroyal des Champs, ein Cistercienserinnenkloster unweit Versailles, sechs Stunden von Paris, das 1233 gestiftet wurde, spielte in der Geschichte des Jansenismus (s. Jansen) eine bedeutende Rolle. Schon 1626 hatte die Äbtissin Angelica, Ant. Arnauld's Schwester, durch Anlegung eines neuen Klosters in der Vorstadt Saint-Jacques zu Paris, welches zum Unterschiede von dem Mutterkloster Portroyal de Paris genannt wurde, ihr Kloster in nähere Verbindung mit den pariser Theologen gesetzt. Die Nonnen von P. bekannten sich unter der Leitung ihres Beschützers, des Abts von Saint-Cyran, Jean de Vergier du Havranne, zu den Ansichten der Jansenisten und beharrten auch darin, zumal da sich um 1640 die beredtsten Theologen und Verfechter des Jansenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Lemaitre, bei ihrem Kloster in einem besondern Gebäude, Les Granges genannt, ansiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Klosterschule errichteten, die dem lockern Jesuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienstliche Verbesserungen in der Methode des Unterrichts entgegensetzte. Die berühmte Anna von Bourbon Condé, Herzogin von Longueville, zog ebenfalls in des Klosters Nähe und wurde der Jansenisten Beschützerin; Boileau war ihr Freund und Racine, der auch eine Geschichte von P. schrieb, ihr dankbarer Schüler. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit; reuige Büßer aus allen Ständen schlossen sich an, und der Ruf der Heiligkeit der Gesellschaft von P. ging durch die ganze katholische Welt. Stark durch diese Stützen, verweigerten die Nonnen die Unterschrift der Bulle Alexander's VII. gegen Jansen's streitige Sätze, und erhielten sich selbst, als ihre Beschützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter die Befehle des Erzbischofs von Paris bis zum Anfange des 18. Jahrh., wo endlich 1709 ihre

Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Jansenismus die Aufhebung und völlige Zerstörung ihres Klosters durch die pariser Policei zur Folge hatte.

Portsmouth, eine Seestadt in der Grafschaft Hampshire mit dem größten und sichersten Kriegshafen Englands, liegt auf der sumpfigen Insel Portsea in einer Bai des brit. Kanals und besteht aus zwei Städten, Portsea und P., die nebst Gosport 82000 E. zählen. Portsea, nördlich vom eigentlichen P., welches erst seit 1792 seinen Namen erhalten hat, ist gegenwärtig größer als P. und zählt 50000 E., während das eigentliche P. nur 15000 hat. Daselbst befinden sich auch die Schiffswerfte und das Arsenal sowie eine königliche Seeakademie. Wie die ganze Insel, worauf P. liegt, und der Eingang zum Hafen durch viele Forts und Batterien vertheidigt wird, so ist namentlich das eigentliche P. mit starken Festungswerken umgeben; doch sind die Wälle zum Theil in angenehme Spaziergänge verwandelt. Die längste und schönste Straße in P. ist die High-Street. Berühmt ist das große Hospital für 3000 Seeleute. Der westlichen Spitze von P. gegenüber auf einer Halbinsel liegt Gosport, ein großer, besonders von Seilern und Handwerkern bewohnter Ort mit 17000 E., einer Eisengießerei, einem befestigten Hafen, den Docks für Kauffahrteischiffe und ansehnlichen Kasernen. Südlich von P., am nordöstlichen Ende der Insel Wight, liegt die sichere Rhede von Spithead, wo sich gewöhnlich die Flotten zum Auslaufen versammeln.

Portugal, das südwestlichste Land Europas, am Atlantischen Meere, zwischen welchem und Spanien es sich 75 M. lang hinerstreckt, bildet mit dem östlichen Spanien zusammen die pyrenäische oder Iberische Halbinsel. Es hat einen Flächenraum von 1722⅓ □M. und besteht, abgesehen von den auswärtigen Besitzungen, aus dem eigentlichen Königreich P. und dem Königreich Algarbien (s. d.) von 130 □M. Ersteres zerfällt gegenwärtig in die sieben Provinzen Estremadura (s. d.) mit der Haupt- und Residenzstadt Lissabon (s. d.), Ober- und Unterbeira (s. Beira), Traz os Montes, Douro und Alentejo (s. d.). Die Zahl der Bevölkerung wurde in früherer Zeit mit der größten Willkür durchschnittlich nach den Feuerstellen berechnet; die kopfweise Zählung im J. 1841 ergab 3,412500 Seelen. Die bevölkertste Provinz ist Douro; ihr zunächst steht Beira und dann erst kommt Estremadura; am schwächsten ist Alentejo bevölkert. Die beiden Hauptcentrationspunkte der Bevölkerung sind Lissabon und Oporto (s. d.), die einzige große Handelsstadt des Landes.

Von den auswärtigen Besitzungen sind gegenwärtig die Inseln im Atlantischen Meere den europ. Besitzungen gleichgestellt und seit 1835 in die politische Verwaltung derselben mit hineingezogen worden, sodaß nun ihre Bewohner, welche der Mehrzahl nach mit den Portugiesen gleiche Abstammung haben, mit diesen auch gleiche politische Rechte theilen. Dieselben haben einen Flächenraum von 224⅓ □M. mit etwa 350000 E. und sind in vier Districte getheilt. Der bevölkertste und wichtigste District besteht aus den Inseln Madera (s. d.) und Porto Santo, zusammen etwa 18½ □M.; den zweiten und dritten District bilden die Azoren (s. d.), etwa 57 □M.; der vierte District umfaßt die schwach bevölkerten Inseln des Grünen Vorgebirgs, 149 □M. groß, und die senegambischen Besitzungen, die Stadt Cacheu, die Insel Bissao und die Colonien Farim, Zeguichor und Geba. Die übrigen außereurop. Besitzungen, welche erst nach der Verfassung von 1838 zur vollständigen Theilnahme an den politischen Rechten gelangt und im Senate durch fünf, in der Deputirtenkammer durch 14 Mitglieder vertreten sind, haben gegenwärtig, ungeachtet ihres großen Umfangs und ihrer vortheilhaften Lage, doch nur eine geringe Bedeutung. Die Schuld davon tragen ebenso die Nachlässigkeit der portug. Regierung und die Schlaffheit ihres Handelsstandes, wie das Übergewicht des brit. Handelsverkehrs in den dortigen Meeren. Sie sind in sechs Colonialgouvernements eingetheilt: 1) die Niederlassungen auf den Küsten von Guinea, 19½ □M. und 20000 E.; 2) Angola, 14750 □M. und 376000 E.; 3) Mozambique (s. d.), 13500 □M. und 286700 E.; 4) Goa (s. d.), 223 □M. und 417000 E.; 5) Dilli auf der Sundainsel Timor, 85 □M. und 120000 E., und 6) Macao (s. d.), 4½ □M. und 38400 E., die zusammen auf 28582 □M. 1,259000 E. zählen.

P. ist im Ganzen gebirgig und hat nur zwei ausgedehnte Ebenen, in Alentejo und in Beira. Die Bergthäler zeichnen sich besonders in Minho und Traz os Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz aus. Die Hauptgebirge sind Arme des großen Gebirgsstocks in Spanien,

der auch seine großen Flüsse, den Tejo (in Spanien Tajo), die Guadiana, den Douro (in Spanien Duero) und Minho, nach P. sendet. Landseen hat das Land nicht, nur einige Bergseen; dagegen gibt es viele Mineralquellen. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördlichen heißen Zone liegt, so hat es doch beiweitem nicht die sengend heiße Glut, welche im mittlern und südlichen Spanien herrscht; die Seewinde erfrischen die Küstengegenden und im Binnenlande kühlen die Nordwinde; daher ist die Luft meist angenehm und ausgezeichnet gesund. Im Januar beginnt der reizendste Frühling; vom März an wechseln Regen und Stürme mit trockener Hitze. Die Ernte ist im Juni; vom Ende des Juli bis zu Anfang des Sept. verwelkt der Pflanzenwuchs unter den Strahlen der Sonne. Regen ist im Sommer selten, doch sind nach heißen Tagen die Abende und Nächte sehr kühl. Wenn gegen Ende des Sept. der erste Regen die Erde getränkt hat, wird sie aufs neue mit frischem Grün überzogen; es beginnt ein neuer Frühling und neue Blüten schmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Nov. eintretende Winter bringt heftige, von Stürmen begleitete Regengüsse, die aber mit heiterm Wetter abwechseln. Nur in den nördlichen Gegenden herrscht dauernde Winterkälte, in den südlichen aber ist der Winter eine sehr seltene Erscheinung. Gewitter finden nur im Herbst und Winter statt. Die Stammverschiedenheit der portug. Bevölkerung erscheint in der Gegenwart sehr unbedeutend, da nur in der Hauptstadt und in den Handelsplätzen Fremde, namentlich Engländer, sich angesiedelt haben, neben denen Galicier, Neger und Creolen vorzugsweise in den arbeitenden und dienenden Classen vorkommen. Die Juden, die in früherer Zeit als ein besonderer Stamm mit eigenthümlichem Dialekt und abweichendem religiösen Ceremoniel über das ganze Land ausgebreitet waren, im 16. Jahrh. mit der äußersten Härte verfolgt und ausgetrieben wurden und dann bis zur Besetzung des Landes durch die Franzosen von einem dauernden Aufenthalte daselbst sich ausgeschlossen sahen, genießen seit 1820 wieder die gesetzliche Anerkennung des Rechts freien Aufenthalts und freier Ausübung ihrer Religion. Dessenungeachtet beläuft sich ihre Zahl kaum auf 3000. Die röm.-katholische Kirche ist die alleinige Landeskirche, daneben aber jedes Glaubensbekenntniß geduldet. Die oberste kirchliche Gewalt übt der Patriarch von Lissabon; unter ihm stehen neun Bischöfe, fünf in Europa, vier in dem außereurop. Gebiete; die übrigen zehn Bischöfe stehen unter dem Erzbischof von Braga, der zugleich Primas des Reichs ist, und dem von Evora. In Hinsicht der gelehrten Bildung steht P. noch immer weit unter der Stufe, die es im 16. Jahrh. erstiegen hatte. (S. Portugiesische Sprache und Literatur.) Die einzige hohe Schule ist die zu Coimbra. Mehre höhere wissenschaftliche Anstalten gibt es in Lissabon; dagegen ist das ganze Volksschulwesen in arger Vernachlässigung.

Der innere Verkehr ist in keinem christlichen Staate Europas von der Regierung so vernachlässigt als in P. Was sich nicht von selbst gestaltet oder von Corporationen und Gemeinden ausgeht, daran denkt Niemand. Wo die Communication nicht durch Küstenschifffahrt und durch die Schiffbarkeit der Flüsse vermittelt wird, muß fast durchgängig zu dem unbeholfenen und kostbaren Mittel des Saumthiers gegriffen werden. Der geringe Werth der rohen Producte in den von den Communicationswegen entfernten Ortschaften erstickt den Eifer zur Production und läßt den reichsten Boden und werthvolle Materialien unbenutzt, weil der Mangel an Absatz und die Kostbarkeit des Transports den Ersatz für Kosten und Arbeit in Zweifel stellen. Die physische Cultur gewährt demnach im Allgemeinen nur die nothdürftige Befriedigung des jährlichen Bedarfs, verlangt inzwischen verhältnißmäßig dafür auch nur eine sehr geringe Anstrengung von Seiten der Bewohner. Nur der Weinbau in der Gegend am Douro ist von hoher Bedeutung, da hier eine eigene Handelsgesellschaft engl. Kaufleute sich an die Spitze des Geschäfts gestellt hatte, deren Privilegium aber von Dom Pedro 1826 aufgehoben wurde. Die Ausfuhr an Wein (Portwein) betrug 1801—20 im Durchschnitt jährlich 38459 Pipen, zu einem Durchschnittswerthe von ungefähr 7,650000 Thlr.; nach der Aufhebung des Privilegiums der Weincompagnie war sie 1837 allmälig auf 25762 herabgesunken. Im J. 1838 hob sie sich wieder auf 37967 Pipen, wovon 26057 nach Großbritannien, dem Hauptabsatzort des Portweins, 7181 nach Brasilien, 2628 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und 803 nach Hamburg gingen; 1839 fiel sie wieder auf 33165 Pipen. Nächst dem Weinbau ist nur noch der leichte Salzgewinn in den vielen Seesalzgruben in der Umgegend von Lissabon und in Al-

garbien von Bedeutung, weil das portug. Seesalz unter allen Arten europ. Seesalzes am haltbarsten, zum Einsalzen jährlich in bedeutender Quantität namentlich nach Großbritannien und Irland ausgeführt wird. Der jährliche Gewinn davon beträgt über 1,200000 Thlr. Die technische Cultur steht auf einer noch niedrigern Stufe der Entwickelung als die physische, indem die Fortschritte der neuern Zeit von ihr gänzlich unbenutzt geblieben sind und die unter solchen Umständen schlechten Fabrikate verhältnißmäßig zu sehr hohem Preise stehen. Insbesondere ist das Land von dem Kunstfleiße Großbritanniens abhängig, das jährlich für 1 Mill. Pf. St. Manufacturwaaren nach portug. Häfen versendet. Der Binnenhandel verdient kaum einen solchen Namen, und der Seehandel, den noch am Ende des 18. Jahrh. die Hauptstadt des Landes durch 400 große Schiffe von 300—600 Tonnen Lastfähigkeit zwischen Südamerika, den Colonien und Nordamerika betreiben ließ, befindet sich gegenwärtig nach seinen gewichtvollsten Beziehungen in den Händen der Ausländer, vornehmlich der Engländer, mit welchen nur seit etwa 1820 die Nordamerikaner und die Östreicher von Triest aus in Concurrenz getreten sind. Die Zahl der eigenen Seeschiffe der Hauptstadt ist auf 50 gesunken. Der zweite Haupthafen Oporto ist in seinen Handelsverhältnissen so bedeutenden Schwankungen nicht unterworfen gewesen, und die Zahl der jährlich einlaufenden Seeschiffe schwankt zwischen 400 und 500, worunter zwei Dritttheile einheimische sind. Im J. 1844 umfaßte die gesammte Handelsmarine 484 Schiffe, worunter zwei Dampfboote, mit 4865 Seeleuten. Im Jahre vorher liefen in den portug. Häfen 1286 Schiffe ein, davon 560 in Lissabon, 291 in Setubal und 265 in Oporto.

Die Vertheidigungskräfte des Staats zu Lande und zur See beruhen mehr auf der vortheilhaften Lage des Reichs und in den politischen Verhältnissen seiner mächtigen Bundesgenossen als in den eigenen Rüstungen und Einrichtungen für diesen Zweck. Das stehende Heer besteht gegenwärtig aus zwölf Linieninfanterieregimentern, vier Jägerregimentern zu Fuß, sechs Cavalerieregimentern, vier Artillerieregimentern und einem Ingenieur- und Pioniercorps, nach dem Etat von 1845, zusammen 24000 M. und etwa 5000 Pferde. Doch ist davon kaum die Hälfte unter den Waffen. In Afrika und Asien stehen zu ziemlich gleichen Theilen 8000 M. Infanterie. Die Seemacht, vor drei Jahrhunderten der Stolz des Landes, bestand 1845 aus fünf Fregatten, vier Corvetten, fünf Briggs, drei Goeletten, vier Transportschiffen, fünf Schiffen für den Festdienst, einem Kutter und einem Dampfschiff, die zusammen ungefähr 500 Kanonen an Bord führten und mit 2920 Seeleuten bemannt waren. Die finanziellen Zustände des Reichs schweben ungeachtet vielseitiger Versuche, sie zu ordnen, in trostloser Verwirrung. Die gesammte innere Staatsschuld betrug 1844 über 50 Mill., die auswärtige Schuld gegen 74 Mill. Thlr. Die Staatseinnahmen von 1843—44 wurden zu ungefähr 16 Mill. Thlr., die Staatsausgaben zu 17 Mill. Thlr. veranschlagt. Doch blieb die Einnahme bisher stets unter der Veranschlagung. Die Staatsverfassung ist durch Constitution eingeschränkt monarchisch. Die Thronfolge geht auf beide Geschlechter über. Als Verfassungsgesetz gilt die von Dom Pedro am 19. Apr. 1826 eingeführte, zuletzt am 11. Febr. 1842 wiederhergestellte Charte. Die Vertretung geschieht durch erbliche Pairs (52) und gewählte Deputirte (114) in zwei Kammern. Die Kammern haben unter Sanction des Königs das Steuerbewilligungsrecht und die gesetzgebende Gewalt; der König hat die executive und die sogenannte mäßigende Gewalt. Die richterliche Gewalt ist unabhängigen Richtern und Geschworenen übertragen. Die sechs Ritterorden sind der militairische Christorden, gestiftet 1319; der Civilverdienstorden, gestiftet 1288; der Militairverdienstorden des heil. Benedict von Avis, der 1162 als geistlicher Orden gestiftet, 1789 in einen weltlichen umgewandelt wurde; der militairische Thurm- und Schwertorden, gestiftet 1459 und erneuert 1808; der 1819 gestiftete militairische Orden der heil. Jungfrau von Villa Viçosa, und der Orden des heil. Johannes von Jerusalem, der 1802 vom Malteserorden abgetrennt wurde. Vgl. neben Murphy's, Link's, Chatelet's, Costigan's, Southey's u. A. Reisebeschreibungen, Antillon, „Geografia d'España y P." (Valencia 1815); „Diccionario geografico de P." (2 Bde., Lissab. 1817); Balbi, „Essai statistique sur le royaume de P. et d'Algarve" (2 Bde., Par. 1822) und dessen „Variétés politico-statistiques sur la monarchie portug." (Par. 1822).

P. theilte mit Spanien (s. d.) gleiche Schicksale, bis es sich im Anfange des 12. Jahrh. zu einem besondern Staate erhob. Es war von einem keltischen Stamme bewohnt, wurde sehr frühzeitig von Phöniziern, Karthagern und Griechen auf Handelsreisen besucht und unter dem Namen Lusitanien den Römern unterworfen, welche dem Volke eine fremde Bildung brachten. Hierauf von german. Völkern, den Alanen, Sueven und Gothen, überschwemmt, eroberten es endlich zu Anfange des 8. Jahrh. die Araber. Dem Könige des neuentstandenen Reichs von Altcastilien, Ferdinand I., gelang es um die Mitte des 11. Jahrh., das Land zwischen dem Minho und Douro den Arabern wieder zu entreißen. Unter König Alfons VI., dem Sohne und Nachfolger Ferdinand's I., kam der Graf Heinrich der Jüngere von Burgund nach Spanien, um in einem Kriegszuge gegen die Mauren sein Glück zu machen. Der König Alfons VI. gab dem ritterlichen Fremdlinge die Hand seiner Tochter Teresa zum Lohne und setzte ihn zum Statthalter über das eroberte Land, das die jetzigen Provinzen Douro, Traz os Montes und einen Theil von Beira umfaßte und nun von Oporto oder Porto den Namen Portugal erhalten haben soll. Heinrich sollte den König von Altcastilien als Lehnsherrn anerkennen; Das aber, was er jenseit des Tejo den Arabern noch entreißen würde, unmittelbar besitzen. Heinrich machte sehr ansehnliche Eroberungen, und als Alfons VI. 1109 starb, übertrug er auf ihn die erbliche Herrschaft in ganz P. Der nunmehrige Regent Heinrich I. starb 1112 und ihm folgte unter Vormundschaft der Mutter sein zweijähriger Sohn Alfons I. Dieser setzte, nachdem er mündig geworden und seiner Mutter 1128 die angemaßte Herrschaft entrissen hatte, die Züge gegen die Araber mit Glück fort und wurde, nachdem er sie 1139 auf der Ebene bei Ourique völlig besiegt hatte, auf dem Schlachtfelde von dem begeisterten Volke als König von P. begrüßt.

Die Versammlung der Stände zu Lamego bestätigte 1143 feierlich jene Huldigung der Krieger und gab sodann 1181 dem neuen Königreiche, das inzwischen auch der Papst Alexander III. anerkannt hatte, Gesetz und Verfassung. Die Krone sollte erblich sein in dem Königsstamme nach dem Rechte der Erstgeburt, den Brudersöhnen aber das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zustehen. In Ermangelung männlicher Erben sollte die weibliche Linie folgen. Alfons I. erklärte zwar 1144 sein Reich für ein Lehn des Papstes; zugleich aber wußte er die Könige von Castilien und Leon, die gegen seine Erhebung zum Könige Widerspruch erhoben hatten, im wiederholten Kampfe zu zwingen, ihn anzuerkennen. Er erweiterte sein Reich bis an die Grenze von Algarbien, und eines der glänzendsten Ereignisse seines kriegerischen Lebens war die Eroberung von Lissabon im J. 1147, die ihm mit Hülfe engl. und deutscher Kreuzfahrer gelang, die damals gerade in den Tejo einliefen. Auch kämpfte er mit Glück gegen seinen Schwiegervater, den König von Leon, wurde aber 1166 von ihm gefangen genommen und mußte alle in Leon gemachten Eroberungen wieder herausgeben. Dagegen eroberte er von den Arabern Evora und endlich auch Santarem. Er starb 1185 und ihm folgten Sancho, gest. 1211, Alfons II., gest. 1223, und Sancho II., der in den Streitigkeiten mit der Geistlichkeit durch den Ausspruch Innocenz's IV. 1245 des Throns verlustig erklärt, in ein Kloster wandern mußte. Alfons III., gest. 1279, wurde der Wiederhersteller des Throns und beendete die schon von Sancho I. angefangene Eroberung Algarbiens. Ihm folgte Dionysius, gest. 1325, der glänzend unter den Königen von P. hervorstrahlt. Mit Klugheit und Muth widersetzte er sich den Anmaßungen der Geistlichen, welche unter seinen Vorfahren den Frieden gestört hatten und Befreiung von allen Abgaben verlangten. Er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendsten aller Päpste, mit Nicolaus IV., obschon seine Verordnungen, durch die er die Anhäufung von Grund und Boden in den Händen der Geistlichkeit zu verhindern suchte, nicht geeignet waren, ihm die Freundschaft des röm. Hofs zu erwerben. Selbst Gelehrter und Dichter, unterstützte er freigebig die Wissenschaften, wie er denn auch 1208 die hohe Schule zu Lissabon stiftete, die 1308 nach Coimbra verlegt wurde. Er benutzte die glückliche Lage seines Landes, um es zu einem Handelsstaate zu machen, und legte, die Betriebsamkeit seines Volks weckend, den ersten Grund zu der Größe, zu welcher es im folgenden Jahrhundert emporstieg, obgleich er 1295—97 mit Castilien und 1299 sowie 1320 mit seiner eigenen Familie harte Kämpfe zu bestehen hatte. Seine Verwaltungsgrundsätze hatten die wohlthätigsten Folgen für Gewerbe, Handel, Ackerbau und Schiffahrt, und die Städte fingen an, neben dem Lehnsadel und der Geistlich-

keit sich zur Reichsstandschaft zu erheben. Ihm folgten Alfons IV., gest. 1357, und Pedro I., gest. 1367, der Gemahl der Ines de Castro (s. d.). Mit Pedro's Sohne, Ferdinand I., erlosch 1383 der Mannsstamm des burgund. Hauses. Seine Tochter Beatrix, die mit dem Thronerben von Castilien, Johann, vermählt war, würde die rechtmäßige Thronerbin gewesen sein; aber die Portugiesen waren einer Verbindung mit Castilien so abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfere Johann I., von den Ständen als König anerkannt wurde, und mit ihm beginnt die sogenannte unechte burgund. Linie. Er behauptete den Thron durch den Sieg seines Feldherrn Alvaro Nuñez Pereira über die Castilier bei Aljubarotta im J. 1385; doch dauerte der Krieg noch fort bis 1411, wo ein Vergleich ihn beendete. Seit dieser Zeit widmete der König seine ganze Sorgfalt der Verbesserung des Landes. Mit weiser Mäßigung herrschte er über sein unruhiges Volk und die stolzen Edeln des Landes, die in der Zeit der Thronfolgestreitigkeit sich zu einer bedeutenden Macht erhoben hatten. Er verlegte seine Residenz von Coimbra nach Lissabon, und in seine Regierung fällt der Anfang auswärtiger Eroberungen der Portugiesen. Seine Söhne vollendeten, was der Vater rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküste von Afrika im J. 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Heinrich und Pedro sich den Ritterschlag von ihres Vaters Hand verdienten, gab der zweite derselben, Heinrich der Seefahrer (s. d.) genannt, durch seine glücklichen Unternehmungen die erste Anregung zu dem Triebe der Portugiesen nach Entdeckungen und Handelsunternehmungen, die in den folgenden Jahrhunderten das Land einen hohen Rang unter den europ. Völkern einnehmen ließen. Im J. 1418 wurden die ersten portug. Colonien Porto Santo und Madera gegründet. Johann I. starb 1433 an der Pest. Nicht so glänzend als seine Regierung war die seines Sohns Eduard, gest. 1438, und seines Enkels Alfons V., gest. 1481, unter welchem Letztern die Portugiesen schon bedeutende Entdeckungen zur See machten. Noch größer aber als Johann I. war Johann II., der kraftvollste König, den das Land je besessen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, dessen Macht unter seinen nachsichtigen Vorfahren sich kühn erhoben hatte. Die verschleuderten Krongüter wurden eingezogen und die Richtergewalt der adeligen Gutsbesitzer wurde beschränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht Ritter sein sollten. Das Haupt der unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König enthaupten, und als hierauf der Herzog von Viseu sich an die Spitze der misvergnügten Großen stellte, empfing er 1483 den Tod von des Königs eigener Hand. Die Länderentdeckungen nahmen ihren Fortgang und wurden mit wissenschaftlicher Einsicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebsamkeit, die jetzt mehr und mehr unter den Portugiesen erwachte, wurde durch die Juden, zumal da der König 1492 gegen ein Schutzgeld 83000 der aus Castilien vertriebenen Juden aufnahm, wesentlich befördert, und nirgend fanden sich unter diesen Fremdlingen so gelehrte und gebildete Männer als in P. Gleich nach seinem Regierungsantritt hatte Johann II. kundige Männer abgesendet, die zu Lande einen Weg nach Ostindien suchen sollten, dessen Handelsschätze das große Ziel seiner Bemühungen waren. Noch im J. 1481 kehrte Barthol. Diaz (s. d.) von einer Seefahrt zurück, auf der er die Südspitze Afrikas entdeckt hatte, welche der König, die großen Folgen dieser Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portug. Länderentdeckungen hatten und bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, konnte es wohl geschehen, daß Columbus abgewiesen wurde, als er zuerst dem Könige von P. Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im westlichen Weltmeere machte. Doch bei dem ausgezeichneten Glücke, welches die ersten Unternehmungen dieses kühnen Seefahrers begleitete, ließ auch Johann II. ein Geschwader ausrüsten, um Entdeckungen im Westen zu machen. Hierdurch entstand der Streit zwischen P. und Castilien, den endlich Papst Alexander VI. (s. d.) durch die Demarcationslinie schlichtete, die, 360 M. westlich von den azorischen und capverdischen Inseln laufend, die künftigen portug. und castil. Eroberungen schied. So wurde durch portug. Staatskunst und Nationalkraft das europ. Colonialsystem gegründet, womit Europas neuere politische Geschichte beginnt.

Was Johann II. mit so großen Hoffnungen begonnen, wurde unter der Regierung seines Nachfolgers, Emanuel's des Großen (s. d.), 1495—1521, mit Glück fortgesetzt,

und seine Regierung gilt als das goldene Zeitalter P.s. Schon 1497 sendete er Vasco de Gama (s. d.) mit vier Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam und so den Seeweg nach Indien auffand. Bald strömten nun von dort unermeßliche Schätze dem Lande zu, und schon nach wenigen Jahren hatten mehre Fürsten der ind. Halbinsel dem Könige von P. sich unterworfen. Bereits im Anfange des 16. Jahrh. wurde der große Franz von Almeida als erster Vicekönig nach Indien gesendet, der Ceylon eroberte. Sein Nachfolger Albuquerque (s. d.), der seit 1503 Vicekönig von Indien war, machte Goa, den wichtigsten Hafen Indiens, zum Hauptsitze des portug.-ind. Reichs und begann den Handel mit den Molukken. An seine Stelle trat 1513 Lopez Soarez, der 1518 Handelsverbindungen mit China anknüpfte. Eine zweite vom Könige Emanuel nach Indien ausgerüstete Expedition unter dem Befehle des Dom Pedro Alvarez Cabral entdeckte im J. 1500, in Folge Verschlagens durch einen Sturm, das bis dahin unentdeckte Land Brasilien (s. d.). So gebot jetzt Emanuel von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malakka, und P.s Macht hatte ihren Gipfel erreicht. Große Thaten wurden von den Portugiesen auf dem fernen Schauplatze ihrer Eroberungen vollbracht; es war die glorreichste Zeit der Nation. Der wachgewordene Heldengeist gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit und erweckte Helden, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlands über Alles ging. Lissabon wurde die bedeutendste Handelsstadt Europas. Doch die Schätze, welche der Handel hier anhäufte, waren kaum hinreichend, den Aufwand zu bestreiten, den die Feldzüge in Afrika foderten, wo Emanuel's Waffen weniger glücklich waren. Wenn auch der König von Kongo, der sich durch Missionare, ohne welche damals kein Entdeckungsschiff absegelte, hatte taufen lassen, zwei seiner Söhne nach P. zur Erziehung sendete und die Niederlassung auf der Küste von Guinea, von welcher der König alle Fremde ausschloß, eine sehr bedeutende Ausbeute lieferten, desto unglücklicher waren die Unternehmungen in Nordafrika, theils in Folge des ungünstigen Terrains, theils wegen des heimlichen Beistands, den Venedigs und Spaniens Eifersucht den maurischen Fürsten leistete. Der Ruhm, den Emanuel durch seine Eroberungen in Indien erwarb, war kein Ersatz für die Entvölkerung, welche das Land erlitt, dessen rüstige Jugend in Übermaß ausgesendet werden mußte, um die Eroberungen, wenn nicht zu erweitern, doch wenigstens zu behaupten. Unter Emanuel's Sohne, Johann III., gest. 1557, wurden zwar neue Entdeckungen in Ostindien gemacht und der Handel daselbst noch mehr in Schwung gebracht, aber schon zeigten sich im Mutterlande die Folgen des schnellwachsenden Geldreichthums, mit welchem die inländische Betriebsamkeit nicht gleichmäßig stieg. Unter seiner Regierung wurde 1557 die Inquisition eingeführt, um sich derselben gegen die Juden zu bedienen, die dem Scheine nach Christen geworden waren. Der kluge Johann II. hatte nämlich eine große Anzahl derselben aufgenommen, die Ferdinand's und Isabella's unduldsame Strenge aus Spanien vertrieben hatte; aber die Gastfreundschaft, welche er ihnen gewährte, war mit so harter Behandlung verbunden, daß Emanuel anfangs die Absicht hatte, die Lage der Gedrückten zu mildern. Allein von seiner Gemahlin, der schönen Eleonore, Kaiser Karl's V. Schwester, ließ er sich zu einer maßlosen Strenge gegen die Juden verleiten. Alle, die nicht sogleich Christen werden wollten, sollten ihrer Kinder beraubt und zu Sklaven gemacht werden. Indeß ließ er sich doch, vielleicht durch die reichen Mittel, die den Fremdlingen zu Gebote standen, bestimmen, die Ausführung der Maßregel auf 20 Jahre hinauszurücken, um ihnen Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu lassen. Diese Begünstigung hatten viele Juden benutzt, sich öffentlich zum Christenthum zu bekennen, heimlich aber dem Glauben der Väter treu zu bleiben. Gegen diese heimlichen Juden nun und deren Nachkommen wurde zunächst die Inquisition eingeführt, die in der Folgezeit die abscheulichsten Grausamkeiten über sie verhing. Doch noch nachtheiliger als die Inquisition war die Aufnahme der Jesuiten, welchen Johann III. früher als ein europ. Fürst Eingang in seinem Reiche gestattete, gleich als ob auf ihm der Fluch gelastet hätte, Alles zu thun, um die Größe seines Reichs zu untergraben. Sie ließen sich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin hauptsächlich die Franciscaner gedient hatten. Auch wurde ihnen vom Könige die Erziehung seines Sohnes Johann, der vor ihm im J. 1554 starb, und seines Enkels Sebastian überlassen. Johann III. starb 1557 und ihm folgte auf dem Throne sein dreijähriger Enkel Sebastian, anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter Katharina, der Tochter Kaiser Karl's V., und

1561 unter der seines Oheims, des schwachen Cardinals Heinrich. Die Jesuiten hatten ihm den Hang zur Schwärmerei und fanatischen Eroberungssucht eingeflößt, der ihn, nachdem er mündig geworden, zum Untergange führte, indem er den Entschluß faßte, der Überwinder der Mauren in Afrika zu werden und diesen Plan, gegen alle Erinnerung verständiger Räthe, mit unsinniger Heftigkeit verfolgte. Sebastian (s. d.) verlor 1578 sein Leben in Afrika, wahrscheinlich in der Schlacht bei Alcaçar, die sehr unglücklich für die Portugiesen ausfiel, und da er unverheirathet war, so folgte ihm in der Regierung sein altersschwacher Oheim, Heinrich, der bereits 1580 starb. Mit ihm erlosch vollends die burgund. Linie, und es entstand nun ein Streit um die Krone P.s, das dabei unaufhaltsam seinem Verfalle entgegeneilte.

Ein Enkel Emanuel's, der Prior Anton, warf sich zwar 1580 zum König auf, allein durch Alba's Sieg bei Alcantara gewann Philipp II. (s. d.) von Spanien, der unter allen Thronbewerbern die entferntesten Ansprüche hatte, den Thron, und so hatte P. das Unglück, mit einem Reiche verbunden zu werden, das gerade von dieser Zeit an durch unglückliche Kriege und unweise Verwaltung seinem eigenen Verfalle entgegenging. Philipp II., als König von P. Philipp I. genannt, führte 1586 die Censur ein und unterdrückte die vier Kronprätendenten, welche der ungewisse Tod Sebastian's veranlaßt hatte, nacheinander als solche aufzutreten. (S. Sebastian.) Ihm folgte 1598 Philipp III. von Spanien als Philipp II. und diesem 1621 Philipp IV. als Philipp III. Unter ihrer Regierung warfen sich Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer, auf das wehrlose P., dessen Reichthum so gute Beute versprach, und für immer gingen die herrlichen Besitzungen verloren, welche glorreiche Voraltern erobert hatten; denn der alte Heldengeist des Volks war in der letzten Zeit seiner Abhängigkeit völlig erstorben, und die Portugiesen hatten sich überall durch Übermuth und Härte so verhaßt gemacht, daß die gedrückten Fürsten und Völker Asiens bei jedem Wechsel nur zu gewinnen glaubten. Spanien aber that gar nichts zur Unterstützung eines Volks, das es in seinen Verfall gerissen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen Molukken und 1624 die Hälfte Brasiliens. Sie nahmen 1637 die Niederlassungen auf der Küste von Guinea und verschafften sich Eingang auf dem reichen Markt Indiens, wo sie die Portugiesen immer mehr verdrängten. Dazu kam noch die Raubsucht der Spanier, welche die schönsten Krongüter veräußerte. Endlich von diesem Drucke und der schnöden Behandlung, welche sie unter Philipp's IV. Minister Olivarez (s. d.) erlitten, empört, stifteten die portug. Großen eine klug entworfene, schlau geleitete Verschwörung, welche am 1. Dec. 1640 einen Abkömmling des alten Königsstammes, den Herzog Johann von Braganza, unter dem Namen Johann IV. auf den portug. Thron brachte.

Zur Rechtfertigung der Revolution, welche P.s Selbständigkeit herstellte, erließen die Cortes von 1641 ein Manifest an Europa. Den deshalb mit Spanien geführten Krieg endigte der Friede zu Lissabon am 13. Febr. 1668, in welchem Spanien die Selbständigkeit P.s anerkannte und blos Ceuta behielt. Auch mit Holland wurde 1661 und 1669, unter engl. Vermittelung, von Johann's Nachfolger, Alfons VI., 1656—67, und von dessen Bruder Pedro II., der jenen der Regierung entsetzt hatte, ein Friede geschlossen, wodurch wenigstens Brasilien wieder an das Reich kam. Aber die alte Größe war nicht wieder herzustellen. Schon Ferdinand I. hatte 1373 mit Eduard III. von England ein Bündniß zwischen P. und England gegründet, welches unter Johann IV. durch einen Handelsvertrag, sodann aber 1703 durch den sogenannten Methuenvertrag (s. d.) bis herab zu dem Vertrage vom 21. Jan. 1815 so ausgebildet wurde, daß P. eine unabhängige Stellung in dem europ. Staatensystem nicht mehr behaupten konnte. Die Cortes, in deren Berufungsedicten der König von den Deputirten des dritten Standes jedesmal ausdrücklich verlangte, daß man „Deputirte sende ohne Amt in der Finanz, Justiz, Landarmee und Flotte", wurden seit 1697 nicht mehr berufen. Auf Pedro II. folgte 1706 sein Sohn, Johann V., gest. 1750. Er zeigte zwar in Hinsicht auf auswärtige Verhältnisse etwas Kraft und versuchte im Innern manches Gute, z. B. die Einschränkung der Inquisition und die Stiftung einer Akademie der portug. Geschichte, aber dort ohne entscheidenden Erfolg, hier ohne Ausdauer. Durch den prachtvollen Bau des Klosters zu Mafra (s. d.) und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lissabon zu besitzen, erschöpfte er auf lange Zeit den Schatz des Landes,

Unter seinem Sohne und Nachfolger Joseph I., gest. 1777, leitete der Marquis Pombal (s. d.) den Staat, ein strenger Verbesserer, wie das Land ihn brauchte, aber so streng, daß er dabei die heiligsten Gesetze des Rechts oft übersah. Gleichzeitig bekämpfte er die Jesuiten und den Adel, die sich unter den vorigen Regierungen einen geheimen Einfluß auf die öffentliche Verwaltung verschafft hatten. Die Enthüllung der Jesuitischen Umtriebe in Paraguay und die Verschwörung gegen das Leben des Königs im J. 1759 führten den Fall des Ordens herbei. Nachdem er schon 1757 die Beichtvaterstellen in der königlichen Familie und den Zutritt bei Hofe verloren, wurde er 1759 aus dem Reiche verbannt und die Güter desselben eingezogen. Pombal war der Retter, als 1755 Lissabon von dem schrecklichen Erdbeben heimgesucht wurde. Im Verein mit dem tapfern deutschen Grafen von Schaumburg-Lippe, dem P. in dem Kriege gegen Spanien im J. 1760 soviel verdankte, machte Pombal zu gleicher Zeit in dem portug. Kriegswesen große Verbesserungen, doch bald nach Jenes Abreise verfiel das gut begonnene Werk. Als Joseph's älteste Tochter Maria, die sich 1760 mit ihres Vaters Bruder Dom Pedro III. vermählt hatte, 1777 dem Vater auf dem Thron folgte, verlor Pombal, dem P. sein Erwachen verdankte, sogleich die Gewalt, die er 25 Jahre lang geübt hatte. Zwar fielen mit ihm manche seiner nützlichen Einrichtungen; aber die Aufklärung, die er angezündet, und die Richtung, die er der Denkweise und den Sitten, sowie das Selbstgefühl, das er dem Charakter der Nation gegeben, konnten nicht ausgelöscht werden. Unter Maria's Regierung war alle Gewalt getheilt zwischen einem unaufgeklärten Adel und unwissenden Geistlichen. Als sie 1792 in Gemüthskrankheit verfiel, wurde der Prinz von Brasilien (dies war bis 1816 der Titel des jedesmaligen Kronprinzen), João Maria Joseph, Regent, der sich 1799, nachdem die Krankheit der Königin in wirklichen Wahnsinn übergegangen war, zum unumschränkten Regenten erklärte, übrigens aber die Regierungsgrundsätze seiner Mutter befolgte. Wegen seiner engen Verbindung mit England mußte er an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen, und die Portugiesen fochten nicht ohne Ruhm gemeinschaftlich mit den Spaniern. Die großen Verluste, die der Handel während des Kriegs erlitten, die gehäufte Staatsschuld und die Drohungen, wozu Spanien durch Frankreich gezwungen wurde, führten zwar 1797 zu Unterhandlungen mit Frankreich, doch das Unglück der franz. Waffen im J. 1799 gab dem Regenten wieder Muth, sein Bündniß mit England zu erneuern und einen Bund mit Rußland abzuschließen. Erst nachdem Bonaparte seine Macht befestigt hatte, wurde Spanien 1801 gezwungen, gegen P. den Krieg zu erklären, den noch in demselben Jahre der Friede von Badajoz (s. d.) mit der Abtretung von Olivenza endigte, worauf P. den Engländern seine Häfen verschließen mußte. Seitdem erhielt es, immer bedroht und gehöhnt, nur durch große Opfer, die es Frankreich brachte, einen Schatten von Selbständigkeit, bis in Folge eines geheimen Vertrags mit Spanien Napoleon ein Heer unter den Befehlen Junot's in P. einrücken ließ, angeblich, weil sich der Regent geweigert habe, die engl. Waaren wegzunehmen. Der „Moniteur" erklärte: das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren. Da warf sich der Regent ganz in die Arme der Engländer und schiffte sich mit seiner Familie am 29. Nov. 1807 ein, um seinen Sitz zu Rio Janeiro in Brasilien zu nehmen. Tags darauf rückte Junot in die Hauptstadt und das Land wurde als ein erobertes behandelt. Doch bald landete auch ein engl. Heer; zugleich bildeten sich zahlreiche Kriegerhaufen in den nördlichen Landschaften, voll Muth für des Vaterlands Befreiung zu kämpfen, und in Oporto sammelte sich 1808 eine Junta, um die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Westküste entschied Wellesley's (Wellington's) Sieg bei Vimeira am 21. Aug. 1808 und die Übereinkunft von Cintra am 22. Aug. die Räumung P.s von Seiten der Franzosen. Zufolge der Convention zu Lissabon vom 30. Aug. wurde Junot's Heer, bestehend in 25000 M., auf brit. Schiffen nach Frankreich geführt. Vgl. Thiebault, „Relation de l'expédition de P., faite en 1807 et 1808" (Par. 1817) und des Generals Sir Henry Dalrymple, der die Übereinkunft zu Cintra abschloß, „Memoir of his proceeding etc." (Lond. 1831). Hierauf nahmen die Portugiesen thätigen Antheil an dem span. Freiheitskriege und drangen unter Wellesley, Beresford und Gomez Freyre als tapfere Hülfstruppen bis nach Toulouse in Frankreich vor. Die königliche Familie blieb unterdeß in Brasilien, wo der Regent nach dem Tode der Königin Maria am 20. März 1816 als Johann VI. (s. d.) den Thron von P. und Brasilien bestieg.

Diese Verpflanzung des lissaboner Hofes in eine amerik. Colonie hatte aber für die europ. Politik und für England wichtige Folgen. Die erste war das Bestreben Brasiliens, sich der Abhängigkeit von England zu entziehen; eine zweite die allmälige Erhebung Brasiliens zu einem besondern Staate. In P. dagegen dauerte der engl. Einfluß fort, und der bisherige Zustand blieb im Wesentlichen derselbe. Daher entsprach der pariser Friede vom 30. Mai 1814 den Erwartungen der Nation, die für die allgemeine Sache so viel gethan hatte, keineswegs. Als sodann die wiener, auch von dem portug. Gesandten unterzeichnete Congreßacte die Rückgabe von Olivenza an P. bestimmte und P. nach derselben Acte das ehemalige franz. Guinea bis an den Oyapock an Frankreich zurückgegeben hatte, Spanien aber sich fortwährend weigerte, Olivenza herauszugeben, ließ der Hof von Rio Janeiro das den Spaniern von den Insurgenten, unter Artigas, entrissene Montevideo am linken Plataufer besetzen, wodurch P. mit Spanien in Zwist, aber in keinen Krieg gerieth. Überdies wurde auch Brasilien von unruhigen Bewegungen ergriffen; doch gelang es der Regierung, die Empörung in Pernambuco unter Martinez im März 1817 mit Gewalt zu unterdrücken, ebenso die Verschwörung des Generals Gomez Freyre in Lissabon, wo der Einfluß und die Macht des Marschalls Beresford das Militair und die Entfernung des Hofes das Volk erbittert hatten, da letzterer alles baare Geld aus P. nach Rio Janeiro zog. Außerdem geschah während dieser Zeit manches Zweckmäßige. Die Inquisition wurde im ganzen Reiche aufgehoben. Die Jesuiten wurden nicht wieder aufgenommen und wegen ihrer Wiederherstellung dem Papste eine misbilligende Note von der portug. Regierung übergeben. Ein hartes Verbot traf am 30. Mai 1818 die Freimaurer. Ohne Unterschied sollten Eingeborene und Ausländer, die der Theilnahme am Freimaurerorden überwiesen würden oder geständig wären, eine mit Grausamkeiten zu vollziehende Todesstrafe erleiden und mit Einziehung aller Güter, ohne Rücksicht auf die rechtmäßigen Erben, bestraft werden. Die Juden dagegen erhielten 1817 auf Verwenden des Papstes in P. und Brasilien dieselben Begünstigungen wie im röm. Staate. So viel aber im Einzelnen angefangen und Gutes versucht wurde, so gab es doch keinen allgemeinen und durchgreifenden, mit dem Geiste des Zeitalters übereinstimmenden Verwaltungsplan. Amerikas und Spaniens Beispiel reizten P. und Brasilien zu ähnlichen Schritten, um das in allen seinen Fugen wankende Staatsgebäude auf neuen Grundlagen wiederherzustellen. Insbesondere fühlte P. dieses Bedürfniß, wo die Aufklärung der gebildeten Stände mit der veralteten Form der Staatsverwaltung bei der Entfernung des Hofs und bei dem überwiegenden Einflusse der Engländer im feindseligsten Widerspruche stand.

Mit Unwillen sah die portug. Nation das Heft der Staatsverwaltung in den Händen eines Briten, des Lord Beresford (s. d.). Das Heer erhielt keinen ordentlichen Sold, und zu viele brit. Offiziere waren bei demselben in den höhern Chargen angestellt; große Geldsummen gingen nach Brasilien, wo Hof und Adel sich befanden; dabei geriethen Handel und Schiffahrt immer mehr in Verfall. Beresford erkannte die Schwierigkeit seiner Lage und begab sich im Apr. 1820 nach Rio Janeiro, wo der Hof auf sein Verlangen sich entschloß, Geld zum Sold für das Heer zu schaffen und die Regentschaft in Lissabon mit der Verbesserung der Verwaltungsform zu beauftragen. Allein es war zu spät; noch ehe der Beschluß des Königs in Lissabon eintraf, brach am Morgen des 24. Aug. zu Oporto die Revolution aus. Nachdem das Heer, aufgefodert von dem Obersten Sepulveda, dem Könige, den Cortes und der zu entwerfenden Constitution Gehorsam geschworen und die Behörden und die Bewohner der Stadt sich für das Unternehmen erklärt hatten, erließ eine, aus dem Adel, der Geistlichkeit, den Behörden und dem Kaufmannsstande ernannte oberste Regierungs-Junta von 16 Mitgliedern, deren Präsident der Graf Antonio de Silveira Pinto da Fonseca war, einen Aufruf an die Nation, worin sie die Berufung der Cortes und die Aufstellung eines Staatsgrundgesetzes für das einzige Mittel erklärte, den Staat zu retten. Sofort traten die Besatzungen aller Städte, vom Minho bis Leyria, auf die Seite der Junta. Kein Blut floß; Niemand wurde verhaftet; die brit. Offiziere waren ruhige Zuschauer des Aufstandes. Vergebens entsendete die Regentschaft von Lissabon aus Truppen gegen Oporto; vergebens berief sie zum 15. Nov. die alten Cortes der privilegirten Stände; die Junta von Oporto beharrte bei ihrem Vorhaben und schon am 15. Sept. erklärten sich in Lissabon, ohne daß die geringste Unordnung dabei vorfiel, Militair und Volk für König, Cortes und eine Verfassung. Nachdem sich die in

Lissabon ernannte provisorische Regierung am 1. Oct. mit der Junta von Oporto vereinigt hatte, wurde der Graf Palmella (s. d.) nach Rio Janeiro gesendet, um den König über das Vorgefallene zu berichten und ihn zu bitten, daß er oder der Kronprinz nach Lissabon zurückkehren möchte. Unterdessen war Lord Beresford mit unumschränkter Vollmacht vom 29. Juli 1820, als Viceregent am 10. Oct. in den Hafen von Lissabon eingelaufen; allein die Junta ließ ihn nicht ans Land, und er mußte nach England zurückkehren. Ohne Widerstand erfolgte die Revolution in demselben Sinne wie in P. auch in Brasilien, auf Madeira und auf den Inseln des Grünen Vorgebirgs. Inzwischen hatten die außerordentlichen Cortes die neue Verfassung vorbereitet, der die spanische von 1812 zu Grunde gelegt, die jedoch noch freisinniger als diese war. Auch der König hatte sich entschlossen, nach Lissabon zu kommen, wohin er sich am 26. Apr. mit seiner Familie, den Ministern, dem diplomatischen Corps und den zu den Cortes erwählten Deputirten von Rio Janeiro, nebst einem Gefolge von 3000 Personen einschiffte, während er den Kronprinzen Dom Pedro (s. d.) als Regenten in Brasilien zurückließ. In Lissabon zeigte sich bei der Ankunft des Königs großes Mistrauen gegen denselben. Er mußte, ehe er am 4. Juli ans Land treten durfte, mehre Beschlüsse der Cortes genehmigen und sodann die Grundlagen der neuen Verfassung beschwören. Nachdem im Aug. der östr. und der russ. Geschäftsführer abgereist waren, hörte mit beiden Höfen sowie mit denen von Turin und Neapel alle Verbindung auf. Durch unpolitische Beschlüsse reizten die Cortes das aufgeregte Brasilien mehr und mehr zur Trennung vom Mutterlande. In P. selbst wurde die Ruhe durch wiederholte Bewegungen zu Gunsten des vorigen Zustandes gestört. In den Provinzen zeigten sich bewaffnete Banden, in der Hauptstadt geheime Umtriebe; der Patriarch von Lissabon wurde verbannt, und in den Verwaltungsstellen machte sich ein öfterer Wechsel nöthig. Silvester Pinheiro Ferreira, der früher Professor der Philosophie zu Coimbra gewesen war, wurde Staatsminister. Da die Cortes hartnäckig die Rechte, welche sie den Portugiesen zuerkannten, den Brasilianern verweigerten, so erfolgte Ende des J. 1822 die gänzliche Trennung Brasiliens von P.

In P. war inzwischen die Verfassung vollendet und am 1. Oct. 1822 von dem Könige beschworen worden. Die Sitzung der außerordentlichen Cortes wurde am 4. Nov. geschlossen, doch schon am 1. Dec. die der ordentlichen Cortes eröffnet, die zunächst auf Antrag des Königs die Verbannung der Königin Carlotta, weil sie die Constitution nicht beschwören wolle, beschlossen und sodann mit der Umbildung der Gesetze, Rechtspflege und anderer Zweige der innern Verwaltung sich beschäftigten. Bei der Intervention der Franzosen in Spanien und dem Aufstand in den Provinzen Minho und Traz os Montes unter dem Grafen von Amaranthe, erhielt die Regierung von dem engl. Minister die Versicherung, daß Großbritannien P., sobald dessen Unabhängigkeit von einer andern Macht bedroht werden sollte, jede Unterstützung leisten werde. Auch Frankreich erklärte, daß es an keine Intervention in P. denke. So vor den von Außen drohenden Gefahren gesichert, griff dagegen im Innern das Feuer des Aufstandes immer weiter um sich. Der Graf Amaranthe nahm sein Hauptquartier in der span. Provinz Zamora; in Valladolid trat im Mai 1823 unter dem Vorsitz des verbannten Patriarchen von Lissabon eine Regentschaft zusammen, und mehre Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit, an ihrer Spitze die Königin, entwarfen im Stillen den Plan, die Constitution zu stürzen. Nachdem man sich der Unterstützung eines großen Theils der Offiziere versichert hatte, foderte die Königin ihren Sohn Dom Miguel (s. d.) auf, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, der nun die Nation, den Adel und die Geistlichkeit aufrief, sich unter der königlichen Fahne gegen das anarchische System der Cortes zu erheben, indem er versprach, daß der König eine Constitution geben und ohne zum Despotismus zurückzukehren oder Reactionen zuzulassen, alle Stände in ihre Rechte wieder einsetzen werde. Gleichzeitig interessirten sich in Lissabon, wo man bereits den General Sepulveda gewonnen hatte, einzelne Mitglieder der Cortes und des Ministeriums für den Plan, durch einen Aufstand der Truppen die Partei der überspannten Liberalen zu stürzen und nach dem Rathe des engl. Cabinets eine den repräsentativ-monarchischen Staaten Europas ähnliche Verfassung mit zwei Kammern einzuführen. Vergebens suchten die Cortes ihre Sache durch energische Beschlüsse zu retten. Schon hatten sich die Besatzungen in den Provinzialstädten und mehre Große für Dom Miguel erklärt; aus Spanien zog der Graf von Amaranthe mit seiner

Schar herbei, und auch das in Lissabon zurückgebliebene 18. Regiment trat unter die Fahne des absoluten Königs. So von allen Seiten bedrängt, war der König genöthigt, sich in das Lager von Villafranca zu begeben, wo auch die übrigen Glieder der königlichen Familie eintrafen. Als Souverain ernannte er ein neues Ministerium, in welchem der Graf Palmella die auswärtigen Angelegenheiten übernahm; auch setzte er die Königin in ihre, durch das Decret vom 4. Dec. 1822 verlornen Rechte wieder ein und erklärte die Constitution der Cortes von 1822 für ungültig, indem er eine andere zu geben versprach. Als die Cortes sahen, daß ihre Sache verloren war, erließen sie eine von 60 Deputirten unterzeichnete Protestation gegen die neue Ordnung der Dinge und hoben ihre Versammlung auf. Hierauf hielt der König nebst Dom Miguel und den Infantinnen am 5. Juni seinen Einzug in Lissabon, wo Unterwerfungsschreiben aus Oporto und andern Städten der Monarchie, die zum Theil das Verlangen nach Wiederherstellung der absoluten Gewalt ausdrückten, ihm überreicht wurden. Dasselbe schienen die Urheber der Gegenrevolution beabsichtigt zu haben; auch war es der Wunsch der Offiziere und Soldaten. Nur der König blieb fest bei seiner Erklärung, die absolute Gewalt nicht wieder übernehmen zu wollen. Er ernannte den Infanten Dom Miguel zum Generalissimus, stellte die mit Frankreich und andern Höfen abgebrochene Verbindung wieder her und schickte Bevollmächtigte nach Brasilien, um dieses Land der Monarchie zu erhalten. Die Nationalgarden und die Milizen in Lissabon und in den Provinzen wurden entwaffnet, den geistlichen Stiftungen, Klöstern u. s. w. ihre Güter zurückgegeben, der im März auf Befehl des Königs geächtete Graf Amaranthe wurde in seine Rechte und Würden wieder eingesetzt, und der Patriarch von Lissabon aus seiner Verbannung zurückberufen, dagegen wurden die nicht ausgewanderten Cortes und ihre Anhänger verhaftet, zum Theil verwiesen, und eine Censur bis zur gesetzlichen Bestimmung der Preßfreiheit angeordnet. Eine Junta von 14 Mitgliedern unter dem Vorsitz des Ministers Palmella erhielt vom König den Auftrag, sich mit der Abfassung eines monarchisch-repräsentativen Staatsgrundgesetzes zu beschäftigen. Noch immer hatte bisher das System der Mäßigung vorgeherrscht, durch welches der milde und gerechte Johann VI. die Parteien versöhnen wollte. Die Verfolgungen der Anhänger des constitutionellen Systems begannen, nachdem am 18. Juni 1823 die Königin und einige Tage darauf der Graf von Amaranthe nach der Hauptstadt zurückgekehrt waren, der zum Marquis von Chaves (s. d.) ernannt wurde. Zu gleicher Zeit fing das neue diplomatische Corps in Lissabon an, Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten in P. zu gewinnen, namentlich der franz. Botschafter, Baron Hyde de Neuville. Indessen zeigte sich bald, daß der brit. Hof seinen frühern überwiegenden Einfluß nicht aufzugeben geneigt war. Die Unterhandlungen mit Brasilien waren ohne Erfolg, und der König dachte bereits an einen Kriegszug dahin, doch der erschöpfte Staatsschatz und die sinkenden Finanzverhältnisse gestatteten solches nicht. Den Gang der Regierung lähmte mehr und mehr der innere Parteienkampf. Endlich erschien am 7. Apr. auch ein span. Botschafter am lissaboner Hofe. Die Partei der Königin beschloß jetzt, alle Hoffnungen der Constitutionellen mit Einem Schlage zu vernichten und das bisherige System der Mäßigung zu stürzen. Schon war am 1. März, als Opfer des politischen Hasses, der Marquis Loulé (s. d.), dem der König sein Vertrauen schenkte, ermordet worden. Noch war die Untersuchung deshalb nicht beendigt, da erfolgte der Gewaltschritt vom 30. Apr. 1824. Dom Miguel rief die Soldaten unter die Waffen und erließ an diese wie an das Volk Proclamationen, worin er seine Absicht kund that, das begonnene Werk zu vollenden und namentlich die Sekte der Freimaurer auszurotten. An demselben Tage wurden mehre Minister, unter ihnen der Marquis Palmella, sowie einige hundert andere Personen verhaftet. Niemand durfte sich dem Könige nahen, der, als der franz. Botschafter durch seine Festigkeit den Zutritt erlangte, erklärte, daß das Vorgefallene durchaus nicht auf seinen Befehl geschehen sei. Das diplomatische Corps protestirte gegen die Gewaltschritte vom 30. Apr., und am 9. Mai gelang es, dem Könige mit seinen beiden Töchtern am Bord eines engl. Linienschiffs im Tejo eine sichere Zuflucht zu gewähren. Dom Miguel unterwarf sich nunmehr und bekam die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland; die bisherigen Minister traten sofort wieder in Function und alle seit dem 30. Apr. widerrechtlich Verhaftete wurden in Freiheit gesetzt. Am 5. Juni 1824 erließ der König eine Amnestie für die Anhänger der Cortes von 1820, und an demselben Tage

erschien das Decret, durch welches die alte politische Verfassung des Reichs (por estamentos) wieder in Kraft erklärt und die Cortes von Lamego, Geistlichkeit, Adel und dritter Stand, einberufen wurden. Die Verschiedenheit der Ansichten im Ministerium in Betreff Brasiliens veranlaßten den König im Jan. 1825 zu einer Erneuerung desselben und das der auswärtigen Angelegenheiten übernahm Saldanha (s. d.). Allein die Verhandlungen mit Brasilien in London unter Östreichs und Englands Vermittelung hatten keinen bessern Erfolg, indem die brasil. Commissarien auf der vollständigen Unabhängigkeit Brasiliens bestanden. Endlich brachte der brit. Gesandte in Rio Janeiro, Sir Charles Stuart, am 29. Aug. 1825 den Vertrag zur Unabhängigkeit Brasiliens als eines selbständigen Kaiserreichs zu Stande, der am 15. Nov. 1825 von Johann VI., welcher sich blos für seine Person den kaiserlichen Titel vorbehielt, zu Lissabon bestätigt wurde.

In P. selbst hörten die Umtriebe der Partei der Königin nicht auf, und auch das Constitutionswerk kam nicht zu Stande. Für die innere Verwaltung des Reichs konnte nur wenig geschehen. Indeß förderte der König das Schul- und Unterrichtswesen. Durchgreifende Reformen erlaubte der Zustand des Finanzwesens nicht, da Handel und Gewerbe daniederlagen. Die Engländer blieben fortwährend im Besitz der früher erlangten Vorrechte, und P. war mehr als je ein Stützpunkt Großbritanniens auf dem Festlande Europas. Johann VI. starb am 10. März 1826, nachdem er zuvor seine Tochter, die Infantin Isabella, zur Regentin ernannt hatte, die ihre Beschlüsse im Namen des Kaisers Dom Pedro als Königs von P. erließ. Dom Pedro gab sofort dem Königreiche eine Constitution, die Carta de ley vom 26. Apr. 1826, ernannte 86 erbliche Pairs und erklärte eine allgemeine Amnestie. Darauf verzichtete er am 2. Mai 1826 auf die portug. Krone, indem er diese auf seine Tochter Maria da Gloria (s. d.) übertrug, welche er zugleich verpflichtete, sich mit ihrem Oheim, Dom Miguel, zu vermählen. Allein es erhob sich sehr bald in P., von Spanien begünstigt, eine Partei, die auf den Sturz der von der Regentin, von den Cortes, von allen Behörden und selbst von Dom Miguel in Wien beschworenen Constitution ausging und endlich Letztern als absoluten König ausrief. An die Spitze der aufrührerischen Truppen stellten sich der Marquis von Abrantes und der Marquis von Chaves, ein Werkzeug der verwitweten Königin und der apostolischen Partei. England, Östreich, Rußland, Frankreich, Preußen hatten das constitutionelle P. anerkannt; nur Spanien weigerte sich und zog ein Heer an der portug. Grenze zusammen. P. rief daher das verbündete England zum Beistand auf; doch noch ehe am 25. Dec. brit. Truppen in Lissabon landeten, waren die Insurgenten in P. geschlagen und hatten sich nach Spanien zurückgezogen. Hierauf besetzten die Engländer die wichtigsten Punkte; ihr Befehlshaber, General Clinton, enthielt sich aber aller Einmischung in die innern Angelegenheiten. Ohne ihren Beistand wurde nun der Aufstand von den Portugiesen in den ersten Monaten des J. 1827 völlig unterdrückt, und Spanien sah sich zum Nachgeben bewogen. Die von der Regentin am 30. Oct. 1826 eröffneten Cortes schlossen ihre Sitzung am 31. März 1827. Bald aber veranlaßte die Krankheit der Regentin neue Umtriebe der Parteien, und es machte sich ein öfterer Ministerwechsel nöthig. Als Dom Miguel in Wien die Verlobung mit seiner Nichte vollzogen hatte, ernannte ihn Dom Pedro unterm 3. Juli 1827 zum Regenten von P. mit allen Rechten, welche durch die Charte bestimmt waren, um das Königreich nach dieser Charte zu regieren. Er traf am 22. Febr. 1828 in Lissabon ein, wo er seinen, den Souverainen gegebenen Versicherungen gemäß, vor der von der Regentin am 2. Jan. eröffneten dritten Versammlung der Cortes die Constitution nochmals beschwor. Kaum hatten sich aber die engl. Truppen eingeschifft, so brach Dom Miguel, von seiner Mutter verleitet, seinen Schwur, hob die Kammern auf, vernichtete die Charte und berief die sogenannten alten Cortes, welche ihn am 25. Juni 1828 zum absoluten König erklärten. Von dem Pöbel, den Mönchen und einigen Großen unterstützt, begann nun eine blutige Reaction. Die Constitutionellen, welche von Coimbra gegen Lissabon marschirten, wurden geschlagen und vom 16. Juli 1828 an war Oporto sowie Lissabon der Schauplatz eines von Prevotalhöfen vollzogenen Proscriptionssystems. Dom Pedro protestirte durch seine Bevollmächtigten in London am 8. Aug. 1828 gegen Dom Miguel's Usurpation, und seine Tochter, Donna Maria, wurde von Georg IV. am 23. Dec. als Königin von P. empfangen. Gleichwol erkannte die brit. Regierung Dom Miguel's Blockade der ihrer Königin treuge-

bliebenen Inseln an, und engl. Schiffe schossen auf unbewaffnete Portugiesen, welche am 16. Jan. 1829 auf der Insel Terceira landen wollten. Doch hier schlug Graf Villaflor den Angriff der Miguelisten zurück; auch der Gouverneur von Goa blieb seinem Eide treu; Madera aber mußte sich den Miguelisten unterwerfen. Im Oct. 1829 kehrte nun die Königin Maria nach Rio Janeiro zurück. Dom Miguel wurde zuerst von Marokko, im Oct. 1829 von Spanien und dann von den Vereinigten Staaten anerkannt, von letztern jedoch blos als factischer Besitzer. Die Urheberin alles Unheils, die Königin-Mutter Carlotta, starb am 6. Jan. 1830. Den übeln Eindruck zu verwischen, den es in P. machte, daß auf Terceira, dem noch einzig der Königin treu verbliebenen Punkte der portug. Monarchie, durch Dom Pedro eine Regentschaft eingesetzt wurde, ließ Dom Miguel durch seinen Staatsminister Bastos das alte Schreckenssystem wieder einführen. Argwohn und Tyrannei entdeckten, richteten und straften angebliche Verschworene ohne allen Beweis durch Specialcommissionen. In Oporto allein befanden sich 1831 nach amtlichen Berichten 11000 Verdächtige in Haft, und in ganz P. über 26000. Zu den Hinrichtungen nach dem Ausspruche der Commission kamen auch noch viele Hinrichtungen auf Dom Miguel's Befehl; 1600 Verdächtige wurden nach Afrika deportirt und über 13000 mußten Verfolgungen halber auswandern. Verschwörungen, die nun wirklich ausbrachen, wie in Lissabon am 21. Aug., in Oporto gegen Ende des Sept., wurden unterdrückt und streng bestraft. Selbst an brit. und franz. Unterthanen wurden Gewaltthätigkeiten verübt, sodaß von Seiten Englands mit einer Blockade gedroht werden mußte. Dom Miguel verließ sich auf Spanien und auf die Tories im brit. Parlamente.

Inzwischen war nun auch Dom Pedro, als Vormund seiner Tochter, auf den Kampfplatz getreten und suchte zunächst diplomatisch für seine Tochter zu wirken. Die Cortes erklärten sich für dieselbe, und Frankreich und England leisteten der Sache derselben allen nur möglichen Vorschub. Im Sept. 1831 trat der Marquis Palmella an die Spitze der Regierung der Königin, der sehr bald durch die Umsicht, mit welcher er sich der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten unterzog, England und Frankreich bestimmte, sich offen gegen Spanien in Betreff P.s zu erklären. Im Febr. 1832 sammelte Dom Pedro eine Expeditionsflotte, mit der er am 8. Juli 1832 bei Oporto landete, das er nahm und wo er sich 13 Monate hindurch gegen alle Angriffe der Miguelisten behauptete. Gleichzeitig gelang die von Charl. Napier (s. d.), den Dom Pedro zum Admiral erwählt hatte, unternommene Expedition gegen Algarbien vollständig. In der Schlacht beim Cap St.-Vincent am 5. Juli 1833 verlor Dom Miguel seine Flotte, wodurch die Sache der Königin ein Übergewicht gewann. Die südlichen Provinzen erhoben sich zu Gunsten der Königin und nach mehren glücklichen Gefechten konnte Villaflor am 24. Juli 1833 Lissabon besetzen, wo Donna Maria durch Acclamation als constitutionelle Königin anerkannt wurde. Dom Pedro übernahm nun die Regentschaft, und England und Frankreich erkannten sofort Donna Maria als Königin von P. an. Dom Miguel hatte seine Regierung nach Coimbra verlegt; seine Angriffe auf Lissabon am 5. und 14. Sept. wurden zurückgeschlagen. Die junge Königin langte mit ihrer Stiefmutter, der Herzogin Amalie von Braganza, am 22. Sept. in Lissabon an, als Villaflor bereits Dom Miguel auf mehren Punkten geschlagen und gegen Santarem hin zurückgedrängt hatte. Doch erst nach dem Treffen bei Tomar am 15. Mai 1834 und nachdem in Folge der am 22. Apr. 1834 zwischen England, Frankreich, Spanien und P. zu London geschlossenen Quadrupleallianz ein span. Hülfscorps unter dem General Rodil zu Villaflor gestoßen war, gelang es, den Despoten Dom Miguel vollends zu stürzen, der am 24. Mai 1834 die Capitulation von Evora unterzeichnete, in welcher er und der span. Prätendent Don Carlos (s. d.) sich verpflichteten, P. zu verlassen und Ersterer gegen einen Jahrgehalt von 60 Contos Reis (ungefähr 100000 Thlr.) allen Ansprüchen auf P. entsagte, was er jedoch von Genua aus widerrief. Dom Pedro führte nun wieder seine am 23. Apr. 1826 erlassene Carta de ley ein. Er hob die Mönchsklöster auf und berief die Cortes, die am 17. Aug. seine Regentschaft bestätigten, und als er lebensgefährlich krank wurde, seine Tochter Donna Maria für volljährig erklärten. Sein Tod am 24. Sept. 1834 war für P. ein Unglück. Launenhaft, verwöhnt, kindisch, trotzig und ohne alle Erfahrung bestieg die noch nicht 16jährige Donna Maria II. da Gloria (s. d.) den von den Umtrieben

der Parteien, den Ränken der Diplomatie und den Intriguen des Hofes gleichmäßig bestürmten Thron. An diesem spielte die alte, nachmals zur Herzogin ernannte Marquise Ficalho eine große Rolle, bis sie im Juni 1837 wegen Verdachts, es mit der liberalen Partei gehalten zu haben, in Ungnade fiel. Auch die ehrgeizige Infantin Donna Anna, die Gemahlin des Marquis Loulé, hatte großen Einfluß und wußte ihren unfähigen Gemahl wiederholt in die höchsten Ämter einzuschieben. Ihr entgegen stand die ältere Tante der Königin, die frühere Regentin Donna Isabella. Zugleich zeigte sich nach jedem politischen Parteisiege eine fortschreitende Zersetzung der herrschenden Partei. Unter Denen, die Dom Pedro zunächst gestanden, neigten sich Palmella und der Herzog von Terceira (s. d.) zum Aristokratismus, während Saldanha damals noch für liberal galt. Villareal trat schon mit schlecht verschleiertem Absolutismus hervor; auf der andern Seite bekannte Manoel Passos öffentlich seine Vorliebe für die Republik. Auch im Volke, zumal in der Nationalgarde, verbreiteten sich durch die zahlreicher werdenden Clubs die demokratischen Meinungen, zwischen deren Andrange und dem Einflusse der Camarilla die Königin rathlos schwankte. Vor Allem hatte ihre Vermählung, am 26. Jan. 1835, Coterien und Fractionen in Bewegung gesetzt; der baldige Tod ihres ersten Gemahls, des vom Volke freudig begrüßten Herzogs August von Leuchtenberg (s. d.), gest. am 28. März 1835, öffnete von neuem der Intrigue ein weites Feld. Die Opposition mit demokratischer Richtung, die sich schon in den Cortes gebildet, hatte damals in geheimer Berathung beschlossen, daß Donna Maria keinem Prinzen, dessen Familie der heiligen Allianz angehöre, keinem Gliede des franz. Königshauses und keinem Portugiesen ihre Hand reichen solle; für den Fall ihres kinderlosen Todes hatte man ihre Schwester, die brasilianische Infantin Januaria, 1836 als Thronerbin ausersehen. Endlich war die Wahl der Königin auf den Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg gefallen. Kalt vom Volke empfangen, als er am 9. Apr. 1836 im Tejo einlief, verweigerte auch fast einstimmig die Deputirtenkammer die ihm im Heirathspact zugesagte Oberbefehlshaberstelle. Die Königin, darüber erzürnt, schloß die Sitzung noch vor Bewilligung des Budgets und entließ das Ministerium, das jene Ernennung gleichfalls nicht gutgeheißen hatte. Am 29. Mai 1836 von neuem versammelt, beharrten die Cortes auf ihrer Weigerung und wurden nach blos fünftägiger Sitzung ebenfalls entlassen. So entfremdeten sich die Constitutionellen der nach Unumschränktheit gelüstenden Königin. Dagegen erwachten die Hoffnungen der Miguelisten von neuem und spornten zu wiederholten Versuchen, während gleichzeitig die drückende Finanznoth das allgemeine Misbehagen steigerte. Zudem war aus Spanien die Kunde von der Revolution von La Granja gekommen, und da seit Jahren P. gewohnt war, sein Schicksal an das des Nachbarlandes zu knüpfen, so war eine Krisis unvermeidlich. Sie kam am 9. Sept. 1836 zum Ausbruche, als die liberalen Abgeordneten des Nordens in Lissabon eintrafen und von Tausenden der Demokraten, die man deshalb später Septembristen nannte, mit dem Rufe: „Es lebe die Constitution von 1820!“ empfangen wurden. Da die Masse eine drohende Haltung annahm, so suchten die Minister ihr durch Militairgewalt zu begegnen. Aber bei einbrechender Nacht gingen die meisten Truppen zum Volke über, das am 10., Morgens 2 Uhr, durch eine Deputation an die Königin die Annahme der Constitution und die Veränderung des Ministeriums begehrte. Letzteres geschah sogleich. Passos (s. d.), der durch unermüdliche Hast den Mangel an Talent verdeckte, war die Seele des neuen Cabinets. Mit ihm bildeten Sa da Bandeira (s. d.) und de Castro ein Triumvirat, das jedoch in seiner Macht durch den Einfluß der Clubs sehr beschränkt war. Die Königin beschwor zugleich mit ihrem Gemahl die neue Verfassung. Ein Decret vom 8. Oct. 1836 verordnete die Wahlen zu den allgemeinen außerordentlichen Cortes und ihre Versammlung am 18. Jan. 1837. Aber der Hof hatte nur gezwungen nachgegeben. Der Groll der Aristokratie gegen die neue Umwälzung that sich zunächst in der Eidesweigerung des Patriarchen von Lissabon kund und in der Protestation von 20 Pairs, Palmella an der Spitze, gegen die Aufhebung ihrer Vorrechte. Der beabsichtigten Gegenrevolution schlossen sich an Palmella, Terceira, Saldanha, Silva Carvalho und Villareal. Diese Demonstration brachte schnell das Volk in Wuth. Die Proclamation der Königin, die zwar eine Amnestie bewilligte, aber das neue Ministerium entließ, und die Herstellung der Charte Dom Pedro's anordnete, wurde mit allgemeinem Unwillen zurückgewiesen und die Nationalgarde griff am 4. Nov. zu den Waffen. Der als Absolutist bekannte frühere

Kriegsminister Jozé Freire wurde auf dem Wege nach Belem ermordet. Bald ließen sich auch unter den Linientruppen Zeichen des Abfalls gewahren. Unter diesen Umständen mußte der Hof nochmals am 5. Nov. den Foderungen des Volks nachgeben und die Beibehaltung der Cortesverfassung von 1820, oder vielmehr von 1822, „mit den von den Cortes für räthlich gehaltenen Abänderungen" verheißen. Zugleich wurde das Ministerium in seinen frühern Häuptern, Sa da Bandeira, Passos und de Castro, erneuert. Die Königin kehrte in die Hauptstadt zurück und erließ eine Proclamation an die Nationalgarde, worin dieselbe wegen ihrer Anhänglichkeit an die Verfassung belobt wurde. Die Stifter der Gegenrevolution aber flüchteten an Bord engl. Schiffe und mehre, wie Palmella, suchten in England eine Zuflucht. Natürlich ließen solche Vorfälle bei einem großen Theile des Volks eine tiefe Misstimmung gegen die Königin zurück, sowie gegen ihren im Interesse der Reaction nicht unthätigen Gemahl. Durch die zur Vollziehung der Verheißungen erlassene, aber mit diesen nicht völlig übereinstimmende Verordnung vom 12. Nov. mußte das Mistrauen noch erhöht werden. Die Königin hielt sich meist in ihrem Palaste auf, der von Nationalgardisten bewacht wurde und der Schauplatz vieles Unfugs war. Wie die Nationalgarde am 4. Nov. das Schicksal des Staats entschieden hatte, so blieb dieses auch später in ihren Händen. Sie selbst aber stand zum Theil unter dem Einflusse der Clubs. Ihr Übergewicht weckte indeß beim stehenden Heer einige Eifersucht, die gar bald der revolutionairen Partei zum Stützpunkt diente, worauf sie zum neuen Versuche der Gegenrevolution ihre Hebel ansetzte.

Am 26. Jan. 1837 begann die Sitzung der constituirenden Cortes. Unter ihren Mitgliedern waren nur zwölf vom Adel; doch zeigte die Mehrheit gemäßigtere Gesinnung, als man nach den Umständen ihrer Berufung erwarten durfte. Die Hauptpunkte der Discussion waren die in der Constitution von 1822 festgesetzte Eine Kammer und das blos suspensive Veto des Regenten. Mit großer Mehrheit entschieden sich die Cortes am 6. Mai für das Zweikammersystem und auch die Genehmigung eines absoluten Veto ließ sich voraussehen. Hiermit waren inzwischen die Septembristen sehr unzufrieden, sodaß namentlich França (s. d.), der Befehlshaber des Arsenalbataillons, bereits mit einem bewaffneten Einschreiten drohte, wozu es aber nicht kam. Ebenso unzufrieden waren mit diesen Beschlüssen die sogenannten Chartisten, welche die völlige Herstellung der Charte Dom Pedro's wünschten. Unter Leitung der Marschälle Saldanha und Terceira erhoben sich die Letztern, doch mußten sie sich im Sept. unterwerfen. Auch die am 16. Sept. 1837 erfolgte Geburt eines Thronerben trug nicht wenig zur Beruhigung des Landes bei. Die wiederholt unterbrochenen Verhandlungen der Cortes hatten ihren Fortgang, und am 4. Apr. 1838 wurde die neue Verfassung von der Königin beschworen. Während die Regierung im J. 1839 mit Großbritannien in mehrfache ernstliche Differenzen gerieth und sich zur Ernennung eines meist aus Pedristen zusammengesetzten Ministeriums genöthigt sah, waren unter dem Einflusse dieser Ereignisse die meisten Wahlen zu den am 2. Jan. 1840 eröffneten Cortes auf Septembristen gefallen. Die gereizte Sprache in der Versammlung über die Stellung P.s zu England und ein steter Parteienkampf, der alle andern Geschäfte in den Hintergrund drängte, ließen die Regierung zu dem Entschlusse kommen, schon am 25. Jan. die Versammlung aufzulösen und neue Wahlen für den 25. Mai zu veranstalten. Die Differenzen mit Großbritannien wurden beigelegt; auch söhnte sich der Hof mit dem Papste und den nord. Mächten aus. Das platte Land war beruhigt, nur in den Städten dauerte die Bewegung fort. Am 19. Jan. 1842 kam es in Oporto zu einem Aufstand der Moderisten, für die sich sehr bald auch die Municipalität von Lissabon entschied, und schon am 11. Febr. 1842 wurde die Charte Dom Pedro's von 1826 abermals wiederhergestellt, worauf der Herzog von Terceira an die Spitze des Ministeriums trat. Der Herzog gab indeß bald nachher die Präsidentschaft freiwillig auf, behielt aber den Oberbefehl über die Truppen in Lissabon. Erst nachdem im Sommer 1842 der Vertrag mit England in Betreff der Aufhebung der Sklaverei zu Stande gekommen und durch engl. Vermittelung die Differenzen mit Spanien ausgeglichen waren, übernahm der Herzog wieder das Ministerium des Kriegs und die Präsidentschaft im Ministerrathe. Ein Aufstand in Oporto im Jan. 1843, wegen Erhöhung der Steuern, wurde bald unterdrückt; gefährlicher gestaltete sich eine Militairinsurrection der Septembristen, die im Febr. 1844 zum Ausbruch kam. Der Herd

der Insurrection wurde die Festung Almeida; auch anderwärts kam es zu Aufständen, doch wie diese ziemlich schnell unterdrückt wurden, so wurde endlich nach langer Einschließung auch Almeida am 29. Apr. genommen und hiermit die Ruhe wiederhergestellt. Allein die steigende Finanznoth vermochte Niemand zu bezwingen. Ministerium folgte auf Ministerium. Im Mai 1844 trat der zum Staatskanzler ernannte Costa Cabral als Minister des Innern an die Spitze des Ministeriums, hierauf der Herzog von Terceira und dann wieder Costa Cabral, der sich aber so verhaßt machte, daß es im Aug. 1846 zu einem ziemlich weit verzweigten Aufstande kam, der sogar die Anhänger Dom Miguel's wieder aufregte, für ihre noch immer nicht aufgegebenen Zwecke zu arbeiten. Der Zustand der Dinge nahm eine so verzweifelte Gestalt, daß die Königin an eine Niederlegung der Krone und die Errichtung einer Regentschaft im Namen ihres unmündigen Sohnes gedacht haben soll. Eine sehr zweideutige Rolle spielte dabei der Herzog von Terceira. Das verhaßte Ministerium wurde gestürzt und Präsident des neuen Ministeriums wurde Palmella, Saldanha aber übernahm die auswärtigen Angelegenheiten. Vgl. Gebauer, „Portug. Geschichte" (2 Bde., Lpz. 1759, 4.); Rabbe, „Histoire abrégée de P." (2 Bde., Par. 1823; deutsch, Dresden 1828); Marquis de Fortia d'Orbay und H. Mielle, „Histoire de P. depuis l'origine des Lusitaniens jusqu' à la régence de Dom Miguel" (10 Bde., Par. 1828—29); Schäfer, „Geschichte von P." (2 Bde., Hamb. 1836—39); Eschwege, „Portugal" (Hamb. 1837), und Alexander, „Skizzen aus P. während des Bürgerkriegs im J. 1834" (deutsch von Ungewitter, Meiß. 1836).

Portugiesische Sprache und Literatur. Auch das Portugiesische hat sich, wie alle seine romanischen Schwestersprachen, aus einem röm. Provinzialdialekt, der lingua romana rustica, gebildet. Zu Portugal gehört sprachlich die ganze nordwestliche Küste der pyrenäischen Halbinsel; der galicische Dialekt, der sich durch größere Annäherung an das Lateinische von dem eigentlich Portugiesischen unterscheidet, wurde früher mit Vorliebe von portug. und castilian. Dichtern gebraucht. Das Portugiesische steht zwar dem Castilianischen sehr nahe, hat mit ihm gemeinsame Quellen und daher auch fast gleichen Wortgehalt; doch unterscheidet es sich davon durch so wichtige grammatische Züge, daß es nicht blos in dem Verhältniß einer Mundart zu demselben steht, sondern auf Selbständigkeit Anspruch machen kann. Überdies sind die Mischverhältnisse im Portugiesischen mit andern Sprachen bedeutend von denen im Castilianischen unterschieden; so findet sich im Portugiesischen eine viel bedeutendere Beimischung von franz. Wörtern, die man mit Recht der zahlreichen Begleitung des Stifters der portug. Monarchie, des Grafen Heinrich von Burgund, zuschreibt (vgl. Franc. de Santo-Luiz, „Glosario das palavras e frases da ling. francesa que se tem introduzido na locução portug. moderna", Lissab. 1827, 4.); dagegen hat es viel weniger arab. Beimischung (vgl. João de Sousa, „Vestigios da ling. arab. em portug.", 2. Ausl., Lissab. 1830, 4.). So hat das Portugiesische die dem Castilianischen ganz fremden Nasallaute, vorzüglich in flexiven Auslauten, und verwandelt dagegen durchgehends die castilian. Kehllaute in fette gelinde Zischlaute. Ferner unterscheidet sich das Portugiesische vom Castilianischen durch noch größere Neigung zum Vocalismus, durch Brechung der Selbstlaute e und o in ei und ou, und durch Erweichung und häufige Ausstoßung der Consonanten im In- und Auslaut, wodurch es zwar den Charakter des weichsten, süßesten, aber zugleich des unmännlichsten, kraftlosesten romanischen Sprachzweigs erhalten hat. Einen speciellen Zug besitzt noch die portug. Grammatik in der echt verbalen Flexion des Infinitivs. Das Portugiesische ist auch über einen Theil von Ostindien, Westafrika und Südamerika verbreitet. Die portug. Sprachproben geben den spanischen wenig an Alter nach; die älteste rein portug. Urkunde ist mit era 1230=1192 gezeichnet. Vgl. Ribeiro, „Observações historicas e criticas para servirem de memorias ao systema da diplomatica portugueza" (Lissab. 1798), wo sich ein Verzeichniß der ältesten Urkunden findet. Ein treffliches Hülfsmittel für das ältere Portugiesische ist das von Santa-Rosa de Viterbo in linguistischer und sachlicher Beziehung gleich fleißig und verständig gearbeitete „Elucidario das palavras, termos e frases, que em Portugal antiguamente se usárão e que hoje regularmente se ignorão" (2 Bde., Lissab. 1798—99, Fol.), dem eine kurze Geschichte der portug. Sprache vorausgeschickt ist. Duarte Nuñez de Lião ist der erste Autor, der über die noch immer schwankende

portug. Orthographie schrieb („Origem da ling. portug.", Lissab. 1606 u. öft.). In den „Memorias de lit. portug." finden sich mehre wichtige Abhandlungen über die Geschichte der portug. Sprache, und überhaupt war die Akademie der Wissenschaften von Lissabon thätig für die vaterländische Philologie; doch erschien von dem von ihr unternommenen Wörterbuche blos Ein Theil (Lissab. 1793, Fol.), der nur den Buchstaben A enthält, dem aber ein sehr schätzbarer „Catalogo dos livros, que se hão de ler para a continuação do Diccionario da ling. portug." (Lissab. 1799) beigegeben wurde. Das vollständigste und beste Wörterbuch der portug. Sprache ist aber das von dem Brasilier Antonio de Moraes Silva (Lissab. 1789; 4. Aufl., 2 Bde., 1831, 4.). Ein kritisch-etymologisches Wörterbuch hat Franc. Solano Constancio herausgegeben (Par. 1836, 4.), von dem auch eine gute Sprachlehre erschien („Gramm. portug.", Par. 1831); die beste Grammatik ist aber die von Jeronymo Soares Barboza („Grammatica philosophica da ling. portug.", 2. Aufl., Lissab. 1830). Franc. de Santo-Luiz hat einen „Ensaio sobre alguns synonymos da ling. portug." (2 Bde., Lissab. 1824—28, 4.) geschrieben. Eine eigentlich wissenschaftlich-historische Grammatik der portug. Sprache findet sich in Diez' trefflicher „Grammatik der romanischen Sprachen". Für Deutsche ist noch die brauchbarste portug. Sprachlehre die von Aldoni (Lpz. 1813), und nicht ohne Verdienst ist die „Pequena chrestomathia portug." von Massarellos (Hamb. 1809). Von den provinziellen Mundarten des Portugiesischen sind als die eigenthümlichsten die von Beira und Minho zu erwähnen.

Trotz aller scheinbaren, oder doch nur äußern Ähnlichkeit in der literarischen wie in der politischen Geschichte der Portugiesen und Spanier, ist doch der Grundcharakter der beiden Nationen ein bedeutend verschiedener, und daher tritt auch der Unterschied zwischen der portug. und span. Literatur desto greller hervor, je mehr man ihre Principe, ihre innern Entwickelungsphasen, kurz ihre Wesenheiten mit kritischem Auge untersucht und vergleicht. Diese Verschiedenheit in dem Charakter der beiden stammverwandten Hauptvölker der pyrenäischen Halbinsel ist aber theils in den geographischen, theils in ihren Mischungsverhältnissen mit fremden Nationalitäten begründet. Die Grundelemente beider Völker waren wol keltiberisch-romanische; beide wurden zunächst mit germanischen und dann auch mit arabischen gemischt; die keltisch-romanischen verschmolzen aber bei den Portugiesen (wenigstens den südlichern in Beziehung auf Staat und Bildung mehr zu berücksichtigenden) nie so innig mit den germanischen, wie bei den Spaniern, worunter man vorzugsweise die in politischer und literarischer Hinsicht herrschend gewordenen Castilier verstehen muß, und wurden bei der Erhebung Portugals zu einem selbständigen Staate durch die homogenen Elemente der herrschenden Kaste, der südfranz. Ritter, zur noch mehr überwiegenden Potenz. In geographischer Hinsicht sind die Spanier ein in Sierren oder auf Hochebenen wohnendes Binnenvolk; die Portugiesen ein an Abdachungen und Ausmündungen angesiedeltes Küstenvolk. Aus diesen Ursachen wurde der span. Nationalcharakter ein abgeschlossener, zähe am Altherkömmlichen haltender, fremden Einflüssen schwer zugänglicher, der portugiesische hingegen ein leicht erregbarer, veränderungsliebender und nachahmungssüchtiger. Rechnet man noch dazu, daß Portugal wiederholt und lange in abhängigen politischen Verhältnissen zu Spanien stand, daß die Portugiesen noch vor der Entwickelung einer indigenen Volkspoesie eine fertige fremde Kunstpoesie überkamen, so ist es nicht zu wundern, daß die portug. Literatur nie die Originalität und Spontaneität der spanischen erreichte, mehr receptiv als productiv wurde, und bei ihrer Nachahmungssucht des Ausländischen nur allzu oft ihre Volksthümlichkeit einbüßte. Daher ist die Geschichte der portug. Poesie beinahe ausschließend nur die einer kunstmäßigen, und man kann ihre Entwickelungsperioden vorzugsweise nach den sie bestimmenden fremden Einflüssen eintheilen; so bildete sie sich in der ersten Periode bis zum 14. Jahrh. unter dem Einflusse der provençalischen Kunstpoesie; in der zweiten, bis zu Anfange des 16. Jahrh., unter dem der spanischen; in der dritten, bis in die Hälfte des 18. Jahrh., nach classisch-ital. und span. Mustern, und in der vierten, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, nach dem Vorbilde der classisch-franz., der engl. und der modern-europ. Literatur überhaupt. Die charakteristischen Grundzüge der indigenen portug. Poesie sind die des Nationalcharakters: süßliche Weichheit, melancholische Vagheit, elegische Sentimentalität.

Daß auch in Portugal, wie überall, die Volkspoesie der Kunstpoesie vorausgegangen, liegt in der Natur der Sache; aber es haben sich davon nur viel spätere Umbildungen und Nachklänge, und auch von diesen nur so wenige erhalten (als solche kann man die „Trovas dos Figueiredos" und das Lied von Gonçalo Hermiguez und Duroana ansehen; alle übrigen poetischen Denkmäler, welche die Portugiesen für vor dem 13. Jahrh. verfaßte ausgeben, sind apogryph), daß man daraus auf kaum mehr als die ohnehin keines Beweises bedürftige Existenz einer solchen ursprünglichen volksthümlichen Poesie schließen kann. Denn Heinrich von Burgund und sein Gefolge südfranz. Ritter, welche die staatliche und nationale Selbständigkeit der Portugiesen begründeten, brachten ihnen zugleich eine fertige höfische Kunstpoesie, die provençalische (s. Provençalische Sprache und Literatur), mit, welche die Portugiesen bei ihrem Nachahmungstrieb so bereitwillig aufnahmen und so ausschließend cultivirten, daß sie darüber ihre eigene, ohnehin noch sehr wenig entwickelte volksthümliche Poesie gänzlich vernachlässigten. Dieser frühe Einfluß einer fremden Kunstpoesie, noch bevor die volksthümliche so weit entwickelt war, um ein lebendiges nationelles Princip, eine dauernde Basis zu bilden, ist für die portug. Nationalliteratur ein so entscheidender Moment geworden, daß ihre volksmäßige Poesie, sich selbst überlassen, zum Bänkelgesang herabsank und ihre kunstmäßige, dadurch bodenlos geworden, nie viel über die Reproduction sich erhob, kurz ihre volksthümliche Entwickelung schon im Keime erstickt wurde. So glich die portug. Kunstpoesie von Anfang an einer Treibhauspflanze, die trotz des herrlichen Südhimmels und der üppigen Erde im vaterländischen Boden nie recht Wurzel fassen und frei, selbständig und naturwüchsig gedeihen wollte, immer des stützenden Stabs und des pflegenden Gärtners aus der Fremde bedurfte; denn sie begann, womit die Dichtungen anderer Nationen im Mittelalter endeten: mit einer aus der Fremde stammenden Hofpoesie. Daher sind ihre ältesten echten Denkmäler die Liederbücher (Cancioneiros), d. i. Sammlungen höfischer Minnelieder, die bis ins 13. Jahrh. hinaufreichen und zuerst, sowol in Ton als Form, nach den Mustern der altprovençalischen oder Troubadourpoesie gebildet und in galicischer oder altportug. Sprache abgefaßt worden sind. Das älteste dieser Liederbücher ist das des Königs Diniz (1279—1325), den daher die Portugiesen als ihren ersten Kunstdichter ansehen (man hat dieses älteste Denkmal der portug. Poesie lange für verloren gehalten; ganz neuerlich aber haben es die Portugiesen, nachdem Ferdinand Wolf sie auf die wahrscheinliche Existenz einer Handschrift in der Vaticana aufmerksam gemacht, dort wirklich wieder aufgefunden und nun endlich herausgegeben: „Cancioneiro d'El Rei Dom Diniz", Par. und Lissab. 1846); auch noch dem 13. Jahrh. angehörig ist das Liederbuch eines Ungenannten (vielleicht Joan Coello's), dessen handschriftliche Reste zuerst Lord Stuart in wenigen Exemplaren drucken ließ (Par. 1823, 4.). Diese höfische Kunstlyrik nach provençalischen Mustern in galicischer Mundart verbreitete sich sogar über den ganzen Westen der pyrenäischen Halbinsel, sodaß selbst der König Alfons der Weise von Castilien seine Gedichte dieser Gattung auch in dieser Mundart sang und daher als höfischer Kunstdichter und Gonner der Troubadourpoesie mehr der portug. als der span. Literatur angehört.

Auch in der zweiten Periode, im 14. und 15. Jahrh., behielt die portug. Poesie diesen Charakter einer höfischen Kunstlyrik; aber eben durch die galicisch dichtenden Spanier wurde sie wenigstens in formeller Hinsicht modificirt und mehr nationalisirt; denn diese, die eine festwurzelnde, sich immer reicher entwickelnde Volkspoesie hatten, suchten durch ihre heimischen volksmäßigen Formen die künstlichen provençalischen auch aus der höfischen Poesie zu verdrängen. Durch diese zugleich in castilian. und galicischer Mundart dichtenden Spanier wurden nicht nur die nationalen trochäischen kürzern Rhythmen (Redondilhas) und leichtern volksmäßigen Formen (Cántigas, Vilhancicos etc.) auch in der portug. Poesie immer ausschließender herrschend, sondern selbst die Portugiesen begannen seit dem 14. Jahrh. auch in beiden Mundarten zu dichten, und der Gebrauch der span. Sprache nahm in den folgenden Jahrhunderten bei ihnen so sehr zu, daß die portug. Literatur in mehr als einer Beziehung nur der farblosere Wiederabdruck der spanischen wurde. Unter diesen in beiden Mundarten singenden und daher gewissermaßen beiden Literaturen angehörigen Hofdichtern ist der so berühmt gewordene Macias (s. d.) zu erwähnen.

Auch in dieser Periode blieb der königliche Hof der eigentliche Sitz und das Centrum

poetischer Bildung in Portugal, und nicht nur schlossen sich fast alle Dichter an diesen an, sondern die Mitglieder der königlichen Familie selbst erscheinen noch fortwährend als die Choragen dieses höfischen Sängerkreises, von welchem neben der Lyrik nur mitunter auch die Didaktik gepflegt wurde, da in Folge der veränderten allgemeinen Zeitrichtung die zunehmende Präponderanz des Verstandes über die Phantasie, des concret-realen Bürgerthums über das ideelle Ritterthum sich selbst in diesen Kreisen immer mehr geltend machte. Die nationale Epik hingegen konnte bei der dauernden scharfen Lostrennung dieser ganz subjectiven portug. Kunstpoesie von der objectiven Basis der Volkspoesie nie sich zu dem Grade von Cultur erheben, um, wie in der spanischen, ein literarisches Moment zu werden; historische Lieder werden fortwährend in der portug. Poesie vermißt und selbst der Name der Romanze ist bei den Portugiesen immer nur die Bezeichnung einer einfachen poetischen Erzählung von einem liebenden Hirtenpaar und nicht wie in Spanien der Gesang von ritterlichen Thaten. Von den im 14. Jahrh. lebenden Söhnen des Königs Diniz, Affonso IV. und seinen Halbbrüdern, Affonso Sanchez, Grafen von Albuquerque, und Pedro, Grafen von Barcellos (dem Verfasser eines genealogischen Werks, des ältesten portug. Nobiliario), wissen wir zwar, daß sie selbst gedichtet haben, aber es hat sich keine ihrer Poesien erhalten; auch vom Könige Dom Pedro, dem Gemahle der Inez de Castro, haben sich nur fünf seinen Namen tragende Lieder erhalten, wovon eins schon in span. Sprache abgefaßt ist. Im 15. Jahrh. sind vor Allen die Söhne und Enkel König Johann's I. nicht blos als Gönner der Dichtkunst, sondern auch als wirkende Kunstgenossen zu nennen, und die von dem ersten burgund. Fürstenhause nach Portugal mitgebrachte höfische Minnepoesie trieb durch den Schutz und die Pflege des zweiten, dessen Stifter Johann I. war, eine Nachblüte. So wird dessen ältester Sohn, König Dom Duarte (1433—38), als Dichter und als Verfasser von dem „Leal conselheiro" (d. i. „Der treue Rathgeber", eine Sammlung philosophisch-moralischer Abhandlungen in Prosa; herausgeg. von Roquete, Par. 1843, 4.) genannt; so dichtete dessen um ein Jahr jüngerer Bruder, der Infant Dom Pedro, der von seinen Reisen im Orient den Namen des „Vielgereisten" erhielt (die von einem seiner zwölf Gefährten, Gomes de Santo Estevão, verfaßte Beschreibung seiner Reise ist eine romantisch ausgeschmückte Erzählung voller Fabeln und Wunder und wurde zum Volksbuche), in portug. und in span. Sprache, und dessen Kinder, der Connetable Dom Pedro und Donna Filipa de Lancaster, folgten dem Beispiele ihres Vaters. Nicht minder waren die Könige Johann II. (1481—95) und Emanuel (1495—1521) große Freunde und Gönner der Dichtkunst, und wenn auch von ihnen nicht bekannt ist, daß sie sie selbst geübt hätten, so versammelten sie doch einen reichen Dichterhof um sich; denn unter ihre Regierung fällt die Glanzperiode der eigentlich portug. Hof- und Conversationspoesie, die an Garcia de Resende, der selbst Dichter war, einen fleißigen Sammler und Ordner gefunden hat. Das von ihm angelegte und herausgegebene allgemeine Liederbuch („Cancioneiro geral", Lissab. 1516, Fol.) verdient in der That diesen Namen; denn es enthält Gedichte von fast allen bedeutendern portug. Dichtern aus der zweiten Hälfte des 15. und den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrh. und gibt daher ein vollständiges Bild von dem damaligen Zustande der portug. Poesie. Es enthält geistliche, Minne-, Fest- und Loblieder; einen eigenen Abschnitt bilden die Spott- und Scherzgedichte (cousas de folgar) und auch noch von Mehren gemeinsam verfaßte Streitgedichte nach Art der Tenzonen und Wettlieder zum Lobe einer Frau (louvores) kommen vor. Kurz man sieht, daß diese Gedichte recht eigentlich Gelegenheitsgedichte zur Unterhaltung der höfischen Gesellschaft sind, worunter sich wol einige durch gewandtere Behandlung der Form auszeichnen, alle aber innerhalb den Schranken des Conventionellen, des bon ton, der eleganten Gesellschaft so sehr halten, daß dadurch Gleichförmigkeit bis zur Monotonie, Äußerlichkeit bis zur Flachheit, Beobachtung des Herkömmlichen bis zur Banalität entsteht. Doch wird an diesen Liedern der durch die span. höfische Kunstlyrik vermittelte Einfluß der spätern catalonisch-provencalischen, der Gaya sciensa de trobar von Toulouse, ersichtlich. Von allen in diesem Liederbuche vorkommenden Dichternamen sind aber nur zwei in der Geschichte der portug. Poesie so merkwürdig und zum Theil Epoche machend geworden, daß sie einer besondern Erwähnung verdienen. Es sind dies Bernardim Ribeiro, der durch seine Eklogen, die noch ganz

nationale Formen und mehr, als die meisten übrigen, local-volksmäßige Färbung haben, und durch seinen sentimentalen, halb Schäfer-, halb Ritterroman in Prosa, bekannt unter dem Titel „Menina e moça" (Lissab. 1559; neue Ausg., 1785), der Begründer dieser beiden von den Portugiesen vorzugsweise cultivirten Dichtungsgattungen geworden ist; und Sá de Miranda, der in diesem Liederbuche zwar noch in den altherkömmlichen nationalen Formen sich bewegt, zugleich aber als Chorage der veränderten Geschmacksrichtung der nächsten Periode erscheint, und daher als der Repräsentant des Übergangs von der mittelalterlichen in die modern-classische Kunstpoesie der Portugiesen anzusehen ist. Vgl. Bellermann, „Die alten Liederbücher der Portugiesen" (Berl. 1840, 4.). Daß auch schon in diesen Perioden die Prosa in Portugal cultivirt wurde, beweisen, außer den genannten prosaischen Versuchen und dem freilich nur in der span. Bearbeitung auf uns gekommenen Amadis de Gaula (s. d.), mehre Chroniken aus dem 14. und 15. Jahrh. in Prosa, unter denen sich auch in stilistischer Hinsicht die von Fernam Lopes, Gomez Eannez de Azurara und Ruy de Pina auszeichnen, die sämmtlich neuerdings herausgegeben worden sind in Correa da Serra's „Collecção de livros ineditos da historia portugueza" (Lissab. 1790, Fol.) und Azurara's „Chronica do descobrimento e conquista do Guiné" von Visconde de Carreira (Par. 1841, 4.).

Die dritte Periode der portug. Nationalliteratur beginnt mit der Einführung und Nachahmung des classisch-ital. Stils. Auch dies geschah zunächst durch Vermittelung und Rückwirkung der span. Literatur, in der gleichzeitig dieselbe Revolution vorgegangen war; wenn es aber in der spanischen eine Revolution war, die nur nach hartnäckigem Kampfe mit der Nationalpartei einen theilweisen und stets bestrittenen Sieg errang, so war es in der portugiesischen nur eine Evolution, eine Entwickelung derselben unter anderm, aber immer äußerm, fremdem Einfluß, dem man sich ebenso kampflos, ebenso bereitwillig wie bisher hingab, weil es hier an einer eigentlich volksthümlichen Partei und Richtung fehlte, die an einer naturwüchsig entwickelten und daher immer frisch treibenden Volkspoesie Widerstandskraft und selbständigen Halt gefunden hätten. Als daher zu Anfang des 16. Jahrh. durch das Wiederaufleben des Studiums der altclassischen Literaturen die modern-europäischen alle mehr oder minder von dieser humanistischen Zeitrichtung einen neuen Impuls erhielten; als insbesondere die Spanier durch ihre Eroberungen in Italien mit diesem Grabe der alten Welt, dieser Wiege des modernen Classicismus in engere und dauerndere Verbindung traten, als ein Mann von Geschmack, wie Boscan, ein Dichter, wie Garcilaso de la Vega, die classisch-ital. Formen mit Glück und Geschick in die span. Literatur eingeführt hatten, trotz dem kräftigen Widerstande eines Mannes von so echt span. Charakter, so volksthümlicher Gesinnung, so großem Dichtertalente wie Castillejo's, nahmen die Portugiesen mit gewohnter Bereitwilligkeit und widerstandsunfähiger Gefügigkeit auch diese Neuerungen von ihren Nachbarn an, die für sie nicht einmal so unbedingte Neuerungen waren, da sie durch ihre frühere Nachahmung der provençalischen Formen diesen homogenen italienischen bereits den Weg gebahnt hatten. Zudem trat an die Spitze dieser neuen Bewegung auch bei ihnen ein Mann von wirklich dichterischer Begabung, der erwähnte Sá de Miranda (s. d.), der freilich, obwol Portugiese, doch der Sprache seiner Werke nach mehr der span. Literatur angehört und in dieser nebst seinem Landsmann Montemayor (s. d.) am meisten zur Verbreitung der Schäferposie beitrug, einer Dichtungsgattung, die, nachdem sie durch die classisch-ital. Schule einmal Mode geworden war, von den ohnehin zur beschaulichen Schwärmerei und süßen Tändelei geneigten Portugiesen mit besonderer Vorliebe gepflegt und selbst mit eigenthümlicher Färbung ausgestattet wurde. Minder national als in seinen Eklogen ist Sá de Miranda in seinen übrigen Gedichten und in seinen in Prosa geschriebenen Lustspielen, durch die er zwar einer der Väter der portug. Dramatik wurde, aber eben seiner fast sklavischen Nachahmung des Terenz und Plautus wegen doch ohne Einfluß auf die eigentliche Volksbühne blieb. Dem von Sá de Miranda gegebenen Impulse folgte mit noch weniger Selbständigkeit Antonio Ferreira (s. d.), obwol er mit mehr äußerlichem Patriotismus nur in portug. Sprache schrieb und nur vaterländische Stoffe wählte; in seiner Inez de Castro gab er den Portugiesen die erste Tragödie im classischen Geschmack. Um diese beiden Professoren und Hofmänner bildete sich eine Schule von gelehrt-höfischen Dichtern auf der Universität

von Coimbra und in der Residenz, unter welchen Pero d'Andrade Caminha („Poezias", Lissab. 1791), Diogo Bernardes („O Lima", Lissab. 1596 und 1761) und Jeronimo Cortereal („Successo do segundo Cerco de Diu, poema", Lissab. 1574 und 1784; „Naufragio de Sepulveda, poema", Lissab. 1594 und 1783; franz. von Ortaire Fournier, Par. 1844) nennenswerth sind. Aber diese classische Schule blieb auf die Studirstube und den Salon beschränkt, für die sie berechnet war; die Nation, das Volk wurde davon wenig berührt. Und doch war gerade damals eine Art von Nachheroenthum für die Nation eingetreten; durch ihre Entdeckungen, Siege und Eroberungen in Asien, Afrika und Amerika war ihr Selbstbewußtsein wieder erwacht und bis zur Begeisterung gesteigert worden; der Drang, dieses Selbstgefühl auch literarisch, auch poetisch auszusprechen, war zu lebhaft, um nicht Organe zu finden; und er fand sie auch. So wurde Gil Vicente (s. d.) zum Repräsentanten des Volksthums, Camoens (s. d.) zum begeisterten Sänger des nationalen Heroenthums. Unter den Königen Emanuel dem Großen und Johann III. hatten die Portugiesen den Gipfelpunkt ihrer staatlichen Entwickelung, die größte Intensität ihrer Nationalkraft erreicht; unter den Dichtern Gil Vicente und Camoens entfaltete sich auch die portug. Poesie zu ihrer schönsten Blüte, zu ihrem eigenthümlichsten Leben. Nun genügten die subjective Lyrik und die Nachahmung fremder Kunstdichtung nicht mehr; des Volks Leben und Treiben mußte sich in Gil Vicente's Dramen objectiviren, der Nation Heldenthaten drängten den Sänger der Lusiaden zur epischen Gestaltung. Doch schon mit der Niederlage der Portugiesen bei Alcaçar erblich der Glanz ihres Heroenthums, mit dem Verluste ihres heldenmüthigen Königs Dom Sebastian neigte sich auch ihr Siegesgestirn zum Untergang; von da an lebte ihr König wie ihr Ruhm nur noch eine Weile in der Sage, im Munde des Volks fort. Die Erinnerung an vergangene Herrlichkeit konnte höchstens noch einen Mann des Volks, den Schuhflicker Gonçalo Annes Bandarra, zu Prophezeiungen von dem Wiederaufleben nationaler Größe inspiriren („Trovas em ar de profecias", Nantes 1644). Die Heldengedichte, die nach dem schnellen Erbleichen jenes späten Heroenthums die Epigonne noch nachsangen, waren mehr elegische Klaggesänge als epische Siegeslieder, wie schon Dom Sebastian's Kampf- und Unglücksgenosse, der Sänger seines und des portug. Ruhms Untergangs bei Alcaçar-Kebir, Luiz Pereira Brandam, sein Epos mit richtigem Gefühl „Elegiada" (Lissab. 1588 und 1785) nannte; oder sie wurden gemachte Epopöen gewöhnlichen Schlags ohne epische Begeisterung, in denen die elegischen Partien noch die meiste eigenthümliche, nationale Färbung haben, die eigentlich heroischen aber schon die großartige epische Einfachheit durch den Bombast des auch in der portug. Poesie immer mehr einreißenden Gongorismus zu ersetzen suchen, wie Vasco Mouzinho de Quevedo e Castellobranco's „Afonso Africano" (Lissab. 1611 und 1787), ein Heldengedicht, das seines glücklich gewählten nationalen Stoffs, gelungener Beschreibungen und Episoden und seines fließenden eleganten Stils wegen nach den Lusiaden am nächsten gestellt wird, aber von Gongorismus nicht frei ist; noch mehr ist dies der Fall in den auch sonst viel tiefer stehenden Epopöen von Gabriel Pereira de Castro („Ulyssea", Lissab. 1636, 1745 und 1827) und Francisco de Sá e Menezes („Malaca conquistada", Lissab. 1634 und 1779). So wuchs durch den Verlust der politischen und nationellen Selbständigkeit der Portugiesen unter der Herrschaft der drei Philippe von Spanien die Abhängigkeit der portug. Literatur von der spanischen bis zu dem Grade, daß die erstere der Schattenriß der letztern wurde, mit all ihren Schwächen und Manierirtheiten, ohne das originelle Colorit, ohne die in der Volkspoesie wurzelnde unverwüstliche Lebens- und Regenerationskraft derselben zu besitzen; so konnten die Portugiesen wol die Seiltänzerkünste der Gongoristen, die Affectation der Culteranisten nachäffen; aber nicht wie die Spanier zu gleicher Zeit ein so reiches, so eigenthümliches Nationaltheater schaffen. Ja so groß war der Mangel an Selbständigkeit und Volksthümlichkeit bei den Portugiesen unter der span. Herrschaft geworden, daß sie das letzte Rettungsmittel einer unterjochten Nation, die Muttersprache, freiwillig aufgaben und die meisten ihrer Dichter und Schriftsteller jener Zeit es vorzogen, in span. Sprache zu schreiben. Nur in der Schäferpoesie haben auch in dieser Periode einige Dichter die nationelle Eigenthümlichkeit in Sprache, Ton und Färbung bewahrt; so Fernão Alves de Oriente, geb. zu Goa um 1540, in seinem in Prosa und Versen verfaßten Schäfer-

roman „Lusitania transformada" (Lissab. 1607 und 1781), den Einige sogar für das dem Camoens in Mozambique abhanden gekommene Werk hielten und der, obwol eine Nachahmung von Sannazar's „Arcadia" und nicht mehr frei von ital. Conceptismus, sich doch durch die Wahrheit der Localtinten in den Beschreibungen und die melancholisch süße Weichheit des Tons als ein echt portug. Werk auszeichnet. Noch mehr ist dies der Fall in den ebenfalls in Prosa und Versen geschriebenen drei Schäferromanen des Francisco Rodriguez Lobo (geb. zu Leiria in Estremadura um 1550), „Primavera", „Pastor peregrino" und „O desenganado", die durch Naturwahrheit, Einfachheit und eine ungemeine Süße und Zartheit zu dem Besten gehören, was die Portugiesen in dieser von ihnen so sehr und noch mit dem meisten Glück cultivirten bukolischen Gattung geleistet haben; selbst in seinen didaktischen Eklogen hat er trotz ihrer moralisirenden Tendenz diese reizende Natürlichkeit zu bewahren gewußt, und durch seine in einer der Ciceronianischen nachgebildeten Prosa geschriebenen dialogisirten Abhandlungen über höfische Bildung, „Corte na aldea e Noites de inverno", ist er Begründer und Muster der rhetorischen Prosa in der portug. Literatur geworden. Daß aber ein so begabter Dichter, wie Lobo, in seiner Epopöe „O Condestabre", worin er den portug. Cid, den Connetabel Nuno Alvarez Pereira besang, doch nur eine trockene Reimchronik zu Stande brachte, daß er in seinen spanisch geschriebenen moresken Romanzen (nur ein Paar Schäferromanzen hat er in portug. Sprache abgefaßt), die in stilistischer Hinsicht nicht ohne Verdienst sind, diese den Portugiesen fremd gewordene volksmäßige Dichtungsgattung überhaupt zu parodiren versuchte und selbst dazu sich der span. Sprache bediente, beweist, wie wenig heimisch der echte volksthümlich-epische Geist bei den Portugiesen geworden war. Lobo's sämmtliche Werke erschienen zu Lissabon 1723 in Einem Folioband, und die „Obras politicas, e pastoriz" in einer verbesserten Auflage zu Lissabon 1774 (4 Bde.). Endlich verdienen noch die unter dem Titel „Laura de Amphriso" (Evora 1627, 4.) erschienenen Schäfergedichte von dem unglücklichen Schwärmer Manoel da Veiga Tagarro (geb. zu Ende des 16. Jahrh.) erwähnt zu werden, der auch unter die sieben gefeiertsten bukolischen Dichter der Portugiesen gerechnet wird.

Aber auch nach der Befreiung von der span. Herrschaft und der Wiedererlangung der politischen Selbständigkeit unter Johann IV. von Braganza blieb die portug. Literatur unter dem Einfluß der spanischen und theilte ihre Schicksale; nur mit dem Unterschiede, daß selbst in dieser Periode des beginnenden Verfalls an der spanischen noch die Kraft der Verirrung, an der portugiesischen hingegen nur die Verirrung der Schwäche sichtbar wurde. So zeigen sich in der portugiesischen alle Ausartungen des Marinismus und Gongorismus; auch in der portug. Poesie rissen die Allegorie, der gelehrte Pedantismus, das Spielen mit Concetti und vor Allem die Sonettenwuth ein, und unter den Dichtern jener Zeit, die durch ihre große Anzahl schon sie als eine des Verfalls kennzeichnen, verdienen höchstens als poetische Irrlichter Manoel de Faria y Sousa (s. d.), Antonio Barbosa Bacellar, geb. zu Lissabon um 1610, der Erfinder der sogenannten „Saudades", d. i. elegischer Schilderungen verliebter Einsamkeit, und die Nonne Violante do Ceo, geb. zu Lissabon 1601, genannt zu werden, deren Gedichte unter dem Titel „Parnazo Luzitano de divinos e humanos versos" (2 Bde., Lissab. 1733) gesammelt erschienen. Von den Gedichten jener Zeit gibt es ein Paar Sammlungen, deren Titel allein schon die bombastische Geschmacklosigkeit derselben charakterisiren, „A Fenix renascida, ou obras poeticas dos melhores engenhos Portugueses" (5 Bde., 2. Aufl., Lissab. 1746) und „Eccos que o clarim de Fama dà; Postilhão de Apollo etc." (Lissab. 1761); eine geschmackvolle Auswahl portug. Sonette gab hingegen John Adamson im ersten Theile seiner „Lusitania illustrata" (Newcastle upon Tyne 1842) heraus. Nur der als Prosaist ausgezeichnete Jacinto Freire de Andrade hatte Muth, Geschmack und Witz genug, um diese portug. Gongoristen auf ergötzliche Weise in ein Paar parodischen Gedichten leider fruchtlos zu verspotten. Hingegen herrschten auf den Bühnen Portugals die großen span. Dramatiker jener Zeit; selbst die Portugiesen schrieben für das Theater in span. Sprache, worunter einige namhafte sind, wie Diamante, Matos Fragozo, Melo (s. d.), und höchstens wurden die eigentlichen Volksschauspiele, die Autos, Farsas und Entremeses, auch in portug. Sprache abgefaßt. So ist die einzige nennenswerthe dramatische Production des 17. Jahrh. in portug. Sprache die Sammlung der Entremeses von Manoel Coelho Re-

bello, die unter dem Titel „A Musa entretenida de varios entremeses" (Coimbra 1658 und Lissab. 1695) erschien und zugleich die ältesten portug. Zwischenspiele dieses Namens enthält. Doch erzeugte die Einführung der ital. Opern am Hofe Johann's V. zu Anfang des 18. Jahrh., welche die span. Comedia verdrängten, eine Art von portug. komischen Opern, eine sehr bunte und rohe Nachahmung des ital. Opernprunks und des trivial-witzigen Vaudevilles der Franzosen in der abenteuerlichsten Verbindung, welche Melodramen, von 1733—41 aufgeführt und insgemein einem Juden Antonio José da Silva zugeschrieben, der bei dem letzten Auto da Fe im J. 1745 mit verbrannt wurde, durch ihre komische Kraft und Originalität solchen Beifall fanden, daß mehre Sammlungen davon auch im Druck erschienen (so im J. 1747 eine unter dem Titel „Operas portuguezas", und in 4. Aufl. noch 1787 „Theatro comico portuguez").

Ungefähr denselben Gang, wie die Poesie in gebundener Rede, nahm die Nationalliteratur in ungebundener in dieser Periode. Auch sie war noch anfangs ganz in ritterlich-höfischen Formen, so die Ritterromane in der Manier des Amadis von Francisco de Moraes (gest. 1572), „Palmeirim de Inglaterra" (3 Bde., Evora 1567 und Lissab. 1786; engl. von Southey, 4 Bde., Lond. 1807); von Jorge Ferreira de Vasconcellos (gest. 1585), „Triumfos de Sagramor" (Coimbra 1554) und „Memorial dos cavalleiros da segunda tavola redonda" (Lissab. 1567), von dem auch drei berühmt gewordene dramatische Novellen nach Art der Celestina existiren („Comedia Euphrozina", Lissab. 1616; „Comedia Olyssipo", Lissab. 1618; „Comedia Aulegrafia", Lissab. 1619; alle drei neu aufgelegt, 3 Bde., Lissab. 1787); von Gaspar Pires Rebello, „Constante Florinda" (Lissab. 1625 und 1684), der auch „Novelas exemplares" (Lissab. 1650 und 1700) schrieb. Der zum Theil in Prosa geschriebenen Schäferromane des Rodriguez Lobo und seines Einflusses auf die Bildung der rhetorischen Prosa haben wir oben gedacht; einen viel schwächern Nachfolger fand er an Eloy de Sá Sotomayor („Ribeiras do Mondego", Lissab. 1623). Selbst der berühmteste Geschichtschreiber jener Zeit, João de Barros (s. d.), debütirte noch mit einem Ritterroman „Chronica do Imperador Clarimundo" (Coimbra 1520; Lissab. 1742). Damals aber begannen die abenteuerlich-heroischen Entdeckungszüge der Portugiesen die Phantasie viel mächtiger aufzuregen als diese matten Nachklänge einer längst ausgelebten Chevalerie, und dieses Heroenthum, das die Lusiaden, das einzige wahrhafte Epos der modernen Zeit, erzeugte, mußte auch zu einer Wiedererzählung begeistern, die, wenn sie auch in Prosa und noch halb im Chronikenstil geschrieben war, doch von epischem Hauche durchweht wurde. So entstanden die Decaden des João de Barros, des portug. Livius, freilich in viel matterm Geiste fortgesetzt von Diogo de Couto und Antonio Boccaro; so fühlte sich der natürliche gleichnamige Sohn des großen Affonso de Albuquerque (s. d.) berufen, des Vaters Heldenthaten in seinen „Commentarios" (4 Bde., Lissab. 1557 und 1774) zu erzählen; so beschreibt mit epischer Anschaulichkeit der vielgereiste Staatsmann und Reichshistoriograph Damian de Goes (gest. 1560) das Leben Emanuel's des Großen („Chronica del Rey D. Manoel", Lissab. 1566, Fol., und 3 Bde., Coimbra 1790, 4.) und das des Königs Johann I. („Chronica do Principe D. Joam", Lissab. 1567 und 1724); so sammelte an Ort und Stelle als Gefährte der Eroberer im Seesturm und Schlachtengewühl Fernan Lopes de Castanheda (gest. 1559) die Daten zu seiner „Historia do descobrimento da India pelos Portuguezes" (Coimbra 1551, und 4 Bde., Lissab. 1833), worin er nur erzählt, „was er selbst gesehen und gehört". Von derselben Entdeckungs- und Abenteuersucht getrieben, durchreiste Afrika und Asien bis zu den Japanesen Fernan Mendez Pinto (gest. 1581) und beschrieb seine „Pilgerfahrten" („Perigrinaçam", Lissab. 1614 und 1725, Fol.). Aber nicht nur die Siege der Portugiesen fanden begeisterte Erzähler; auch die besiegten Indianer sollten einen Apostel der Humanität, einen portug. Las Casas, in dem größten Redner der Portugiesen, dem Jesuiten Antonio Vieira, geb. zu Lissabon 1608, gest. 1697, finden. Dieser Missionar brachte den größten Theil seines Lebens in dem portug. Amerika zu, machte 14000 M. zu Fuß in den einsamsten Capitanerien der neuen Welt und schrieb Katechismen in sechs verschiedenen Sprachen der Indianer, um diese die Wahrheiten des Evangeliums zu lehren; aber er suchte nicht blos die Indianer zum Glauben, sondern auch die Portugiesen zur Menschlichkeit zu bekehren; er vertheidigte, an den Hof Johann's IV. zurück-

gekehrt, mit all dem Feuer seiner energischen Beredtsamkeit die Menschenrechte der Eingeborenen gegen die Habsucht der Eroberer, er nahm sich mit solcher Wärme der europ. Parias, der Juden, an, daß er zweimal wegen seiner allzu freien Kanzelreden und als des Judaismus verdächtig vor dem Tribunal der Inquisition angeklagt und nur auf Verwendung des Papstes freigesprochen wurde. Seine Predigten und Reden („Sermoens", 15 Bde., Lissab. 1748, 4., eine Auswahl seiner Briefe, herausgeg. von Roquete, Par. 1838) sind daher nicht nur die vollendetsten Muster des prosaischen Stils und der Beredtsamkeit in portug. Sprache, sie sind der hinreißende Ausdruck seines bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerten Gefühls für Recht und Humanität, das feurige Wort einer männlich-kräftigen, von keiner Autorität eingeschüchterten Indignation über Unterdrückung jeder Art, und erheben sich oft zu dem begeisterten Tone der Propheten, den man bei einem solchen Charakter, der mit demselben Muthe in Einöden Hunger und Elend ertrug und in der Residenz das Gold der Könige verachtete, mit Unrecht für Affectation oder gar für Gongorismus halten würde. Allerdings waren aber zu seiner Zeit die meisten Prosaisten in diesen Fehler verfallen; allerdings zeigen sich auch in den Prosawerken jener Zeit, nachdem die letzten Funken der patriotischen Begeisterung unter dem span. Drucke verglommen, nur zu häufig Gedankenarmuth und Schwäche in pedantisch-breiter Gelehrsamkeit und hohl aufgedunsenem Wortkram; allerdings hielten selbst nach Abschüttelung des span. Jochs die Portugiesen die span. Sprache noch für geeigneter, die Geschichte ihres Landes, die Thaten ihrer Helden zu erzählen. Daher sind nicht hier, sondern in der Geschichte der span. Literatur die Portugiesen Faria e Sousa, Melo u. s. w. zu erwähnen. Daher gehören mehr der Geschichte der Wissenschaften als der der Nationalliteratur die historischen, antiquarischen und ethnographischen Werke von Manoel Severim de Faria (s. d.), den beiden Polyhistoren Macedo, Duarte Nunez de Lião u. A. an, da nun die Geschichte nicht mehr im Zelte des Kriegers, in der Kajüte des Weltumseglers oder im Cabinete des Staatsmanns, sondern in der Zelle des Mönchs oder in der Studirstube des Gelehrten geschrieben wurde. Doch sind als rühmliche Ausnahmen zu nennen Bernardo de Brito, gest. 1617, der in seiner „Geschichte der portug. Monarchie" („Monarchia lusitana", Alcobaça 1597 und Lissab. 1690, mit den Fortsetzungen von Brandam und Raphael de Jesus, 8 Bde., Fol.), die freilich von der Schöpfung der Welt anfängt und nur bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats reicht, ein Muster von patriotischer Gesinnung und von einer durch das Studium der Alten gebildeten correcten Einfachheit des Stils gab; Luiz de Sousa, gest. 1632, der selbst in seinen Biographien des heil. Dominicus („Historia de San Domingos", Bemfica 1623, und 3 Bde., Lissab. 1626—78, Fol.) und des Erzbischofs von Braga, Bartholomäus dos Martyres („Vida de D. Fr. Bartholomeu dos Martyres Arceb. de Braga", Viana 1619, 2 Bde., Lissab. 1785), den mönchgewordenen Ritter nicht verleugnen kann, und doch durch die echt nationelle Weichheit und Süßigkeit seines Stils einen solchen Reiz für die Portugiesen hat, daß sie ihn unter ihre classischen Prosaisten zählen; vor Allem aber gilt als unübertroffenes Muster classischer Prosa die Lebensbeschreibung João de Castro's, vierten Vicekönigs von Indien von dem oben erwähnten Jacinto Freire de Andrade, Abt von San-Maria das Chans, gest. 1657, der einen würdigen Gegenstand mit patriotischer Begeisterung ohne Schwulst, mit Sallustischer Prägnanz und eleganter Correctheit, ohne affectirt, unklar oder nüchtern zu werden, in diesem Meisterwerke behandelt hat, das in der That als das geeignetste zur Einführung in die portug. Sprache und Literatur empfohlen zu werden verdient. Sie erschien zuerst zu Lissabon 1651 (Fol.), wurde dann in unzähligen Auflagen in und außerhalb Portugal wiederholt in mehre Sprachen übersetzt und neuerdings am besten von Fr. de Santo-Luiz (Lissab. 1835, 4.) herausgegeben.

Die vierte Periode wird zwar auch in der portug. Nationalliteratur durch den Einfluß gekennzeichnet, den zu Anfang des 18. Jahrh. die franz.-classische Schule auf alle Literaturen des gebildeten Europa mehr oder minder zu üben begann; allein hier trat auch diese Evolution so widerstandslos, so blos äußerlich ein, daß sie mehr ein Vertauschen der geschmacklos gewordenen span. Moden mit den neu fashionablen französischen war; denn diese hatten bei den Portugiesen nicht, wie bei den Spaniern, eine altherkömmliche, mit dem Volksgeiste innerlich verbundene Nationaltracht zu verdrängen, wo sie selbst, als man ihr

Misverhältniß zu der fortgeschrittenen allgemein europ. Cultur zu fühlen begann, noch so warme Vertheidiger fand, wie Huerta, und die nur zu reformiren, nicht zu verdrängen, es so geschickter Protagonisten des allmächtigen Zeitgeistes bedurfte, wie Luzan's. Hier reichte es hin, daß ein hochgestellter Mann, aber sehr mittelmäßiger Dichter, der General Franz Xav. da Meneses, Graf von Ericeira, den Impuls dazu gab, der, nicht zufrieden, Boileau's „Art poétique" in portug. Verse zu übertragen, auch noch die nüchterne Lehre durch ein ebenso poesieloses Beispiel, seine „Henriqueida" (Lissab. 1741), eine langathmige, langweilige Epopöe auf die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich von Burgund, zu bethätigen suchte. Besser ist seine in Prosa geschriebene Geschichte der Restauration Portugals („O Portugal restaurado"). Ebenso wurde nach dem Muster der franz. Akademie eine portugiesische (Academia portugueza) im J. 1714 gestiftet, die aber ohne Erfolg blieb. Mehr wirkte ein nach der röm. Dichtergesellschaft der Arkadier gebildeter gleichnamiger Verein von aufstrebenden jungen portug. Dichtern, die mit der classisch-franz. Eleganz und Correctheit die Nachahmung der einheimischen Muster des 16. Jahrh., wenigstens in Hinsicht auf Sprachreinheit, zu verbinden suchten; und durch den „aufgeklärten Despotismus" des Marquis von Pombal wurden wenigstens die Schranken des alten Obscurantismus gebrochen, um den hellern Ansichten des Jahrhunderts auch in Portugal Eingang zu verschaffen. Doch wurde gerade eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der portug. Arkadier, Pedro Antonio Correa Garção, ein Opfer von Pombal's Despotismus, der ihn im Kerker verschmachten ließ. Er ahmte mit feinem Takt die Alten, besonders den Horaz, nach und wird wegen seiner Glätte und Gefeiltheit der „portug. Horaz" genannt; auch das Theater suchte er durch seine Lustspiele in der Manier des Terenz zu reformiren („Obras poeticas", Lissab. 1778). Ein anderer Arkadier, Antonio Diniz da Cruz e Silva, ist weniger correct, hat aber mehr Feuer und Schwung und gilt für den besten Anakreontischen Dichter der Portugiesen; auch seine Nachahmung von Boileau's „Lutrin", „O hyssope" (der Sprengwedel), wird für das beste heroisch-komische Gedicht der Portugiesen gehalten („Obras", Lissab. 1809). Domingos dos Reis Quita, den, obwol nur ein Friseur, die Arkadier in ihre Genossenschaft aufnahmen, hat sich mehr nach vaterländischen Mustern gebildet und daher vorzugsweise die bukolische Dichtungsgattung cultivirt, in der er für den ausgezeichnetsten unter den Neuern gilt; auch schrieb er nach franz. Mustern mehre Tragödien („Obras", Lissab. 1781). Mehr durch sein kritisches Studium der portug. Classiker des 16. Jahrh. als durch seine eigenen correcten und eleganten, aber nicht über die Mittelmäßigkeit sich erhebenden Gedichte ist Francisco Diaz Gomez merkwürdig („Obras", Lissab. 1799, 4.). Um diese Zeit traten auch mehre Brasilianer als Dichter auf, so Claudio Manoel da Costa, ein glücklicher Nachahmer der Italiener, besonders des Petrarca und Metastasio („Obras", Coimbra 1768); die beiden Epiker José de Santa-Rita-Durão („Caramuru", Lissab. 1781; franz., Par. 1829) und José Bazilio da Gama („O Uraguay", Lissab. 1769), Beide mehr in Naturbeschreibungen ausgezeichnet als in der Auffassung der zu breit angelegten epischen Handlung; und Thomas Antonio Gonzaga da Costa, der Trost für seine unverschuldeten Leiden in den Kerkern Brasiliens und den Präsidien Afrikas suchte, indem er unter dem Namen Dirceu seine unglückliche Liebe zu Marilia in freilich zu arkadisch gehaltenen elegischen Idyllen, aber voll Anakreontischer Anmuth und süßer Schwermuth besang („Marilia de Dirceu", 3. Aufl., Lissab. 1819). Immer mehr riß aber unter den Portugiesen die Gallomanie ein bis zur sklavischen geistlosen Nachahmung und selbst zum Schaden der Sprachreinheit, noch befördert durch die Menge von gewöhnlichen Übersetzungen, wiewol man durch den zunehmenden politischen Einfluß Englands auch schon Werke dieses Landes anfing zu übertragen und mit dessen Literatur bekannter zu werden. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts erhielt die portug. Poesie vorzüglich durch zwei Männer einen neuen eigenthümlichen Glanz. Francisco Manoel do Nascimento, geb. zu Lissabon 1734, gest. in der Verbannung zu Paris 1819, noch aus der Schule der Arkadier und nach Garção und Diniz sich bildend, ist der Repräsentant des strengen classischen Stils, ausgezeichnet durch Sprachreinheit und elegante Correctheit, und leistete, vorzüglich in der Lyrik, was ein fein gebildeter Geschmack und ein bedeutendes poetisches Talent ohne eigentlich geniale Schöpfungskraft zu leisten vermag („Obras completas", 11 Bde., 2. Aufl., Par. 1817—19); auch als Prosaist zeichnete er sich durch seine

Übersetzung von Osorio's classischer Geschichte Emanuel's des Großen aus. Der andere, Manoel Maria Barbosa da Bocage, geb. zu Setubal 1766, gest. zu Lissabon 1805, weithin der berühmteste und volksthümlichste unter allen neuern Dichtern Portugals, war allerdings minder streng geschult, hatte keinen so fein gebildeten Geschmack und selbst nicht die musterhafte Reinheit des Stils und der Sprache Manoel's; aber er war ein geborener Dichter, feurig und leidenschaftlich bis zur Extravaganz; seine Sucht nach Ruhm und Abenteuern trieb ihn nach Indien, sein verletzender Witz nöthigte ihn wieder, nach Lissabon heimzuflüchten, wo ihn seine rücksichtslose Keckheit in die Kerker der Inquisition brachte, aus welchen ihn nur seine Beliebtheit als Dichter wieder befreite; vorzüglich die Jugend vergötterte ihn, die er durch seine ungemeine Improvisationsgabe entzückte; aber wenn auch viele von seinen Gedichten nur als Inspirationen des Augenblicks Werth haben und seine Leichtigkeit im Versificiren ihn verleitete, sich in allen Gattungen zu versuchen und die nöthige Feile zu vernachlässigen, so hat er doch durch seine maritimen Idyllen, Fabeln, Epigramme und vorzüglich durch seine Sonette, die zu den schönsten in portug. Sprache gehören, eine bleibende ausgezeichnete Stelle errungen. Sein Ruhm verleitete Mehre, ihn nachzuahmen, die, ohne seinen Geist zu besitzen, nur seine Extravaganzen und seine spätere Manierirtheit noch zu überbieten suchten, und diesen hat er es zu danken, wenn er in der Geschichte der portug. Poesie als der Einführer eines neuen Gongorismus figurirte, den man nach seinem poetischen Namen (Elmano) den „Elmanismo" nannte. Seine Werke erschienen zu Lissabon (5 Bde., 3. Aufl., 1806—14). Doch verdienen unter seinen Nachfolgern mit Auszeichnung genannt zu werden der Tragiker João Bapt. Gomes (s. d.) und J. M. da Costa e Silva, der Verfasser des anmuthigen Gedichts „Der Spaziergang" („O passeio"). Hingegen folgten der classischen Schule des Manoel: Domingos Maximiano Torres, ausgezeichnet durch seine Idyllen und Canzonen; Antonio Ribeiro dos Santos, als Odendichter namhaft; der gutmüthige Satiriker Nicolau Tolentino de Almeida; der als Mathematiker berühmter gewordene philosophische Dichter José Anastacio da Cunha; der durch seine biblischen Gedichte und Oden in Milton's und Klopstock's Manier ausgezeichnete Brasilier Antonio Pereira Souza Caldas u. A. Doch war durch diese Nachahmungssucht das Nationalgefühl so sehr unterdrückt worden, daß José Agostinho de Macedo es wagen durfte, mit herostratischem Eifer den größten Dichter seines Volks in den Staub herabzuziehen, indem er in der Vorrede zu seinem Epos „O Oriente", das denselben Gegenstand wie die Lusiaden behandelt, zu beweisen sich bemühte, daß Camoens nichts selbständig producirt, sondern Alles den alten und frühern Italienern und Spaniern abgeborgt habe; und dieser Mann galt in der That bei vielen Portugiesen für einen größern Dichter als Camoens; sein bestes Gedicht ist „A meditação". In neuester Zeit haben die Befreiungskriege und die politischen Umwälzungen auch in den Portugiesen das nationale Selbstgefühl wieder mehr aufgeregt und erstarkt, und unter den jüngsten Dichtern sind doch einige, die sich von den fremden Fesseln mehr losgemacht und eine volksthümlichere Richtung eingeschlagen haben. So Mouzinho de Albuquerque, der 1835 Minister des Innern war, ein sehr fruchtbarer Dichter, vorzüglich durch seine „Georgicas portuguezas" bekannt geworden; J. G. de Magalhaens („Suspiros poeticos e saudades"); Antonio Feliciano de Castilho (s. d.); Alexandre Herculano de Carvalho, enthusiastischer Anhänger des liberalen Systems, in Paris gebildet und mit der ausländischen Literatur, namentlich auch mit der deutschen, wohl bekannt, zeichnete sich zuerst als Mitarbeiter chartistischer Blätter und als Redacteur des literarischen Journals „Panorama" aus, machte dann durch seine religiös-politischen Gedichte „A voz de propheta" Aufsehen, worin er in trüben Visionen und Träumen das künftige Schicksal seines Vaterlands schildert; darauf erschienen seine poetischen Versuche, die er zum Theil in frühern Jahren schon entworfen, unter dem Titel „A harpa do crente" in vier Gesängen, ebenfalls religiös-politischen Inhalts, wie er sich denn überhaupt durch eine ernste, christlich-patriotische Gesinnung vor allen übrigen Dichtern des jetzigen Portugals auszeichnet. J. B. Leitão d'Almeida Garrett, im J. 1827 Bureauchef im Ministerium des Innern, dann verhaftet und verbannt, kehrte erst mit Dom Pedro in sein Vaterland zurück, und auch er ist eifriger Chartist geblieben; als Dichter erregte er zuerst Aufmerksamkeit durch sein zu Paris 1825 anonym herausgegebenes Gedicht „Camões, poema em X cantos", worin er das Le-

ben und den Tod des größten Dichters seiner Nation mit patriotischer Begeisterung besungen hat; ebenfalls noch zu Paris und als „Obra posthuma de F. E." gab er ein episch-lyrisch-satirisches Gedicht in sieben Gesängen, „Dona Branca ou a conquista do Algarve", in Wieland'scher Manier heraus, das vorzüglich gegen die Mönche gerichtet ist; am merkwürdigsten ist aber sein episch-lyrisches Gedicht „Adozinda, romance" in vier Gesängen (Lond. 1828), da es mehr im romantischen Geiste und nach vaterländischen Volksliedern (Chaeras) verfaßt ist; seine gesammelten poetischen und prosaischen Werke erschienen zu Lissabon im J. 1840. Von portugiesisch schreibenden Dichtern, außerhalb Portugals geboren, verdienen genannt zu werden die Brasilier Antonio José Osorio de Pina Leitão, Verfasser eines zu Bahia erschienenen epischen Gedichts „A Affonsiada" (die Gründung der portug. Monarchie); José Bonifacio d'Andrada („Poesias avulsas de Americo Elysio", Bordeaux 1825); der Visconde de Pedrabanca („Poesias offrecidas as senhoras brasileiras, por um Bahiano", Par. 1825), und die anonym erschienenen „Romances historicos, por um Brasileiro" (Par. 1843). Wenn in diesen Werken ein Bestreben, den modern-europ. Zeitgeist mit altnationalen und sogar volksmäßigen Elementen zu verschmelzen, nicht zu verkennen ist, so hat dagegen die dramatische Poesie der Portugiesen das herkömmliche franz.-classische Geleise noch nicht zu verlassen gewagt; dem von der Gräfin Vimieiro eingeschlagenen Wege, deren Tragödie „Osmia" im J. 1785 von der Akademie gekrönt wurde (deutsch, Halberst. 1824), folgten die wenigen neuesten dramatischen Dichter, etwa mit Ausnahme des etwas kühnern Gomes, wie Manoel Gaetano Pimenta de Aguiar, Verfasser vieler Tragödien, aber alle im franz.-classischen Geschmack, Pedro Nolasco und selbst Garrett; und trotz dem Bestreben Castilho's und Carvalho's, das portug. Theater durch Übersetzungen aus dem Deutschen und durch eigene Compositionen zu reformiren, fehlt es noch immer an einer portug. Nationalbühne. Um die Cultur der Prosa und Beredtsamkeit in dieser Periode machten sich vorzüglich einige Mitglieder der Akademie der Wissenschaften von Lissabon durch ihre kritischen ästhetischen Abhandlungen in den „Memorias de lit. portug." verdient; des Paters Theodoro d'Almeida moralischer Roman „O feliz independente" (Liss. 1786) wird auch in stilistischer Hinsicht gerühmt; die im J. 1819 erschienene Anleitung zur Beredtsamkeit von Antonio Leite Ribeiro soll mit der Theorie die Praxis verbinden; und unter den neuesten ausgezeichnetern Prosaisten sind die unter den Dichtern genannten Castilho, Carvalho und Garrett wieder zu erwähnen. Letzterer gab auch unter dem Titel „Parnaso Lusitano" (5 Bde., Par. 1826) eine poetische Mustersammlung und dazu im J. 1834 einen Supplementband, „Satyricos portuguezes", heraus; die dem „Parnaso" vorgesetzte historisch-kritische Einleitung gibt eine brauchbare gutgeschriebene Übersicht der Geschichte der portug. Poesie, worüber man außer den allbekannten Werken von Bouterwek und Sismondi noch Ferd. Denis' „Résumé de l'histoire littéraire du Portugal" (Par. 1826) und dessen „Chefs-d'oeuvre du théâtre portug." (Par. 1823) mit Nutzen zu Rathe ziehen kann.

Die wissenschaftliche Literatur wurde in früherer Zeit in einigen Zweigen von den Portugiesen nicht ohne Erfolg betrieben, so durch die ausgezeichneten Mathematiker Nuñez (s. d.) und Da Cunha, durch ihre zahlreichen Reisenden, unter denen Magellan (s. d.) einen europ. Ruf hat; durch mehre namhafte Gelehrte in den Naturwissenschaften und in den oriental. Sprachen. Doch behielten bei ihnen die Wissenschaften bis in die neueste Zeit einen scholastischen Zuschnitt und nahmen erst durch die 1779 gestiftete Akademie der Wissenschaften einen freiern Aufschwung, unter deren thätigste Mitglieder der Mathematiker Garção-Stockler, der Natur- und Geschichtsforscher Correa de Serra, die Rechtsgelehrten Mello, Figueiredo und Ribeiro, die Literarhistoriker d'Arragão Morato, Alexandre Lobo und Trigozo und der Astronom Ferreira d'Arango, gehören. Für die Ökonomie sind die von der Akademie herausgegebenen „Memorias economicas" wichtig; mehre geflüchtete Portugiesen gaben in Paris das interessante wissenschaftliche Journal „Annaes das sciencias e artes" heraus. Nach Balbi's „Essai statistique de Portugal" (2 Bde., Par. 1822) wurden in Portugal von 1801—19 ungefähr 1800 Werke gedruckt, darunter über 1200 Originalwerke, 430 Übersetzungen, 57 periodische Schriften und 40 neue Ausgaben. Außerdem ließen noch die Akademie der Wissenschaften und die Universität zu Coimbra während derselben Zeit 116 Werke drucken. In neuester Zeit vermehrte sich besonders die Zahl der Journale

doch sind auch in mehren Zweigen des Wissens nennenswerthe Werke erschienen, wie in den Rechts- und Staatswissenschaften das „Projecto de Codigo politico para a nação portug." von Silvestre Pinheiro-Ferreira (Par. 1839), „Digesto portug." von J. H. Correa Tellez (Coimbra 1835); in der Medicin die „Memorias para a historia da medicina lusitana" von José Maria Soares (Lissab. 1825), „Flora farmacentica e alimentar portug." von J. J. de Figueiredo (Lissab. 1825), „Codigo farmaceutico lusitano" von Silveira Pinto (Lissab. 1835); besonders reich sind die Fächer der Geographie und historischen Wissenschaften bedacht worden, wovon vorzüglich nennenswerth sind der „Tratado completo de cosmographia e geographia historica, physica e commercial" von J. P. Cardoso Casado Giraldes (4 Bde., Par. 1825—28, 4.); „Memoria sobre a prioridade dos descobrimentos portug. na costa d'Africa occid." von Visconde de Santarem (Par. 1841), dessen „Noticia dos manuscriptos pertenecentes ao direito publico externo diplomatico do Portugal, e á historia e litteratura do mesmo paiz, que existem na bibliotheca reg. de Paris" (Lissab. 1829, 4.) und „Quadro elementar das relações politicas e diplomaticas de Portug. com as diversas potencias do mundo" (Par. 1842); „Bibliotheca hist. polit. e diplomatica da nação portug." von Joaq. Ferreira de Freitas (Lond. 1830); „Historia do Brasil" von Franc. Solano Constancio (Par. 1838); und „Viagens extensas e dilatadas do celebre Arabe Ben-Batuta", herausgeg. von José de San-Antonio Moura (Lissab. 1840). In dem Zweige der Philologie sind anzuführen „Arte China" von J. A. Gonçalves (Macao 1829) und dessen „Diccionario portug.-chino" (Macao 1831) und das „Magnum Lexicon novissimum lat. et lusitan." von Em. Jos. Ferreira (Par. 1843). Die Hauptquelle für die ältere Gelehrtengeschichte Portugals ist die „Bibliotheca lusitana" von Barbosa Machado (4 Bde., Lissab. 1741—52, Fol.) und für die historische Literatur insbesondere die „Bibliotheca hist. de Portugal e seus dominios ultramarinos" von Arvo do Cejo (Lissab. 1801).

Portulak (Portulaca oleracea) ist eine aus Südeuropa und Ostindien stammende, jetzt in ganz Deutschland in Gärten angebaute Gewürzpflanze. Die Blätter sind sehr saftig und äußerst erquickend. Man benutzt sie, sowie die jungen Triebe der Pflanze, gewöhnlich als Zuthat zu Salat und gekocht als Gemüse. Die zarten Stengel macht man in Frankreich wie die Gurken ein, ißt sie auch roh mit Essig, Öl und Pfeffer.

Portumnus oder **Portunus**, ein Gott der Schiffahrt, wurde von den Römern identificirt mit dem griech. Palämon oder **Melikertes** (s. d.). Ihm zu Ehren feierte man am 17. Aug. die **Portunalia**.

Portwein nennt man gewisse rothe und weiße portug. Weine. Der Portwein hat zwar von der Stadt Oporto oder Porto seinen Namen, wächst aber in der gebirgigen Landschaft Lima de Duero. Seine rechte Stärke bekommt der Portwein erst, wenn er fünf bis acht Jahre gelegen hat. Junge Portweine sucht man nicht selten durch Rum geistiger zu machen.

Porzellan, unstreitig das schönste und vollkommenste Erzeugniß der Töpferkunst, ist wahrscheinlich nach dem portug. Worte porcella, d. i. Schale, benannt, da die Portugiesen im 15. Jahrh. das Porzellan aus China und Japan, wo man dasselbe bereits seit Jahrtausenden kannte und verfertigte, zuerst nach Europa brachten. Auch die Holländer führten Porzellan ein und es stand damals, seiner großen Seltenheit wegen, in hohem Preise. Erst zu Anfange des 18. Jahrh. wurde in Europa Porzellan gefertigt, und es gebührt Sachsen der Ruhm dieser Erfindung, wo **Böttger** (s. d.) bereits 1706 mit Unterstützung des Grafen Walter von Tschirnhausen aus einem braunen, in der Nähe von Meißen und Nossen gegrabenen Thone mit einem Zusatz von Gypsspath ein Porzellan von braunroth jaspisartiger Farbe verfertigte. Dieser Erfindung folgte 1709 die des weißen Porzellans und ein Jahr später die Gründung der Porzellanfabrik auf dem Schlosse zu Meißen. Man hielt in Sachsen mit eifersüchtiger Strenge auf die Geheimhaltung der Mischung der Erden und des Verfahrens bei Bereitung des Porzellans, indessen gelang es doch theils der List, theils den angestellten Versuchen anderer Länder, das Geheimniß zu erforschen, und kaum zwanzig Jahre nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, welche noch gegenwärtig, namentlich in Hinsicht auf dauerhafte und geschmackvolle Vergoldung, sich vor vielen andern auszeichnet. Nachdem so die Bahn gebrochen war, folgte rasch eine Anlage der andern. Im J. 1740 ent-

standen die Fabriken zu Höchst und Ilmenau, 1743 die zu Frankenberg im Braunschweigischen, 1751 die zu Berlin, welche nach manchen widrigen Schicksalen 1763 von der Regierung übernommen wurde und gegenwärtig der meißner mindestens gleichsteht. Im J. 1754 entstand die Fabrik zu Frankenthal in Baiern, welche 1799 wieder einging, 1756 die zu Nymphenburg bei München, 1758 die zu Ludwigsburg bei Stuttgart, die 1824 aufgegeben wurde, 1766 die zu Sitzendorf im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstädt, die 1782 nach Volkstedt verlegt wurde, 1767 die zu Brückberg im Ansbachischen, 1765 die zu Klosterweilsdorf im Hildburghausischen, 1770 die zu Limbach, 1785 die zu Rauenstein, 1790 die zu Blankenhain in Sachsen-Weimar u. s. w. Im Auslande wurde 1750 die Fabrik in Kopenhagen und 1756 die in Petersburg gegründet. In Frankreich bereitete man bereits 1695 aus einer Masse, welche man Porzellan nannte, Gefäße, doch war diese Masse nichts Anderes als das jetzt noch gebräuchliche Frittenporzellan. Fabriken gab es in Saint-Cloud, Chantilly, Villeroi, Orleans, Vincennes und Sevres. Echtes Porzellan fing man erst 1765 an zu fertigen; doch war 1774 die Fabrikation desselben in Sevres in vollem Gange. Das franz. Porzellan ist sehr weiß, aber es springt leicht und die Vergoldung ist nicht haltbar. Die Malerei aber ist wol die beste, namentlich hat sich um den Schmelz und die Lebhaftigkeit der Farben Brogniart große Verdienste erworben. England hat Porzellanfabriken in Liverpool, Worcester, Derby und Chelsea; doch ist das engl. Porzellan nicht das beste. In Italien sind Fabriken in Florenz, Venedig, Mailand, Neapel, Savona und Doccia und die dortige Waare hat schöne Formen und richtige Zeichnungen. Holland hat Fabriken in Weesp, Amsterdam und Tournay; Dänemark in Kopenhagen; Schweden in Stockholm; Rußland in Petersburg, Dmitrowsk, Sewsk, Riga und Siemsk; doch kommen die Producte aller fremden Fabriken dem deutschen Porzellan nicht gleich. Das chines. Porzellan ist minder weiß als das europäische, und die Glasur schimmert ins Bläuliche und Grünliche. Beim chinesischen liegt die Malerei über der Glasur, beim japanischen unter derselben. Die Geschirre sind dünn, sehr leicht und doch sehr haltbar.

Gutes Porzellan soll im heftigsten Ofenfeuer unschmelzbar, beim plötzlichen Übergange von großer Hitze zu heftiger Kälte unverändert bleiben, am Stahle Funken geben, an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Emaille gleichen, beim Anschlagen hell klingen, auf der Oberfläche glatt, glänzend und von blendender Weiße, dabei aber halb durchsichtig sein. Die Glasur darf sich nur durch die Glätte von der übrigen Masse unterscheiden. Die Materialien, deren man sich zur Porzellanbereitung bedient, sind hauptsächlich die Porzellanerde, Kaolin, welche meist aus verwittertem Feldspath entsteht und ¾ Kieselerde und ¼ Thonerde enthält. Sie ist im heftigsten Feuer unschmelzbar. Als Flußmittel bedient man sich des eisenfreien Sandes, des Feldspathes, kalkhaltiger Sandsteine und auch wol des Gypses und der Kreide. Der rohe Kaolin wird verlesen und dann geschlämmt, um den feldspathhaltigen Sand, welchen man später zum Fluß anwendet, davon zu sondern. Die feinste abgeschlämmte Erde dient dann als Grundlage des Porzellans, der Sand aber und die übrigen Flußmittel werden auf besonders dazu eingerichteten Mühlen fein gemahlen. Die Mischungsverhältnisse sind fast überall verschieden. Die Materialien werden in einer großen Kufe, unter Zusatz von möglichst wenigem Wasser, mittels eines Flügelrades sehr innig gemengt und dann in Schalen von sehr ausgetrocknetem Gyps abgelassen, welcher das überschüssige Wasser begierig aufsaugt und die Masse fast trocken macht. Diese wird nun geballt und zur Gährung in feuchte Keller gebracht, wo sich dann erst der Thon gehörig aufschließt. Die Masse wird um so besser, je länger man die Gährung dauern läßt, und man sagt, daß in China keine Masse verwendet werde, welche nicht 50—60 Jahre gegährt habe. Die gegohrene Masse wird dann abermals geknetet und geschlagen, bis sie vollkommen gleichartig ist und am Bruche weder Risse noch Blasen zeigt. Die vollkommen durchgearbeitete Masse kommt in die Formerei, wo sie entweder mit den Handgriffen der Töpfer auf der Drehscheibe, oder in glatten und gewölbten oder hohlen Formen, oder auch aus freier Hand bearbeitet wird. Ornamente, Henkel u. dgl. werden besonders geformt und auf die rauhgekratzte Grundfläche mit sehr verdünnter Porzellanmasse, dem sogenannten Töpferbrei, angeklebt. Die zu schnelle Absorption der Feuchtigkeit hindert man durch einen Zusatz von Gummiwasser zum Töpferbrei. Die vollkommen ausgetrockneten Gegenstände kommen nun in den Verglühofen, wo sie einem

ziemlich bedeutenden Hitzegrad ausgesetzt werden, welcher dieselben nicht gahr brennt, aber dennoch im Wasser unaufweichbar macht. Nach dem Verglühen werden die Gegenstände glasirt. Der Pegmatit, welcher die Grundlage der Glasur bildet und aus Feldspath und Quarz besteht, wird durch Calciniren brüchig gemacht und dann gemahlen und geschlämmt. Um die feinsten Theilchen in dem Wasser schwebend zu erhalten, setzt man Weinessig zu. In dieses Schlämmwasser werden die verglühten Gegenstände getaucht, und dann die etwa nicht getroffenen Stellen mit dem Pinsel ausgebessert. Porzellan, welches ohne Glasur gahr gebrannt wird, nennt man Bisquit. Die so weit fertigen Gegenstände kommen in den Brennofen. Um sie jedoch hier vor der Asche und den Funken, welche vom Feuer in den Ofen gejagt werden, zu hüten, werden sie in Kapseln von feuerfestem Thon (Chamotte) gesetzt, und vor dem Verwerfen durch Stützen u. s. w. gesichert.

Der Brennofen ist cylindrisch, aus feuerfesten Steinen mit Zügen erbaut und hat mehre Etagen, um den Gegenständen den ihnen passenden Hitzegrad geben zu können. Die oberste Etage dient zum Verglühen. Die Feuerungsräume sind nicht im Ofen selbst, sondern an den Seiten vorgebaut, sodaß nur die Flammen in den Ofen schlagen. Ist der Ofen in allen Etagen beschickt, so mauert man ihn zu, gibt dann anfänglich leichtes Feuer, bis man die Rothglühhitze erlangt hat, dann steigert man die Hitze rasch bis zum Weißglühen und hält den Ofen so gewöhnlich 36 Stunden ununterbrochen. Gegen das Ende des Brandes, von dessen Fortgange man sich durch die Zugöffnung unterrichtet, werden Proben gezogen. Dies sind Bruchstücke von derselben Masse als die geformten Gegenstände, welche man an verschiedene Stellen im Ofen vertheilt und nach und nach herausnimmt, um zu sehen, ob der Brand vollendet ist. So bald dies der Fall, läßt man das Feuer abgehen, schließt den Ofen und läßt ihn vier Tage verkühlen, worauf man ihn austrägt. Die so gebrannten Gegenstände sind nun, wenn sie weiß bleiben sollen, fertig. Außerdem aber werden sie auch gemalt und vergoldet. Zum Bemalen gehören Farben, welche feuerbeständig, meist Mineralien oder Metalloxyde sind und mit einem besondern Flußmittel gemengt, mit dem Pinsel und Spiekol aufgetragen werden. Die gemalten Gegenstände werden in Muffeln oder Kapseln von neuem der Rothglühhitze ausgesetzt, in welcher sie sich mittels des zugesetzten Flusses mit der Glasur mischen und einbrennen. Zu Vergoldungen und Versilberungen wird das Metall durch einen eigenthümlichen Proceß in feinen Staub verwandelt, mit Fluß gemengt und wie die Farben aufgetragen. Die Metalle erscheinen vor dem Brande grau, wenn sie aus dem Ofen kommen, matt metallfarbig und werden dann mit Agat oder Blutstein polirt.

Die Porzellanmalerei ist seit anderthalb Jahrhunderten in beständigem Fortschreiten begriffen und gilt gegenwärtig als eine der vorzüglichsten Künste des Luxus. Lange wurden blos Blumen und Ornamente dargestellt; jetzt werden ziemlich große Bilder auf Porzellan übertragen und erhalten auf diese Weise eine wahre Unzerstörbarkeit. Besondere Virtuosität entwickeln dabei die in den Anstalten von Sevres und Berlin arbeitenden Künstler; doch findet man auch sonst überall in Deutschland gute Porzellanmaler, welche selbst auf Pfeifenköpfen und Tassen wahre Meisterwerke liefern. Indeß leidet diese Art von Malerei noch immer an großen Schwierigkeiten, wie man denn z. B. des Farbentons noch nicht völlig Meister geworden ist, indem die einzelnen Farben sich im Brennen ganz verschieden modificiren.

Posamentier (franz.), d. i. Bortenwirker, hießen ursprünglich diejenigen Handwerker, welche die zu Besätzen bestimmten Borten und Tressen wirkten oder webten. Später haben sie auch die Bandweberei und die Verfertigung von Schnuren, Flechtwerken aus letztern, Franzen, Crepinen, Quasten, Canetillen u. dgl. in ihren Bereich gezogen, sodaß sie jetzt fast die ganzen Aufputze auf gewebten Stoffen liefern. Früher waren nur Männer mit diesem Handwerk beschäftigt, jetzt aber wird es auch vielfach von Weibern ausgeführt. Die Arbeit besteht theils in Handarbeit, im Flechten und Klöppeln der Schnüre und Besätze, größtentheils aber in der Weberei. Der Bandwebestuhl oder Bortenwirkstuhl, auch Bandmühle genannt, hat viel Ähnlichkeit mit dem gewöhnlichen Webestuhle und es sind daran alle die Verfeinerungen angebracht, welche dieser in der neuesten Zeit erhalten hat. Der überaus künstliche, aus drei übereinander stehenden Gestellen zusammengesetzte Bortenwirkstuhl wurde zu Ende des 16. Jahrh. in Deutschland erfunden; denn schon 1586 gab es in Danzig eine Bandmühle

von sechs Gängen, deren Erfinder hingerichtet worden sein soll, weil der Rath befürchtete, daß durch diese Mühle viele Leute brotlos gemacht werden würden; in andern Ländern wurden sie verboten und in Hamburg 1676 öffentlich verbrannt. Sachsen verbot sie noch im J. 1720. Nichtsdestoweniger zeigte sich doch ihr Nutzen so klar, daß sie immer mehr in Aufnahme kamen, und jetzt hat man Bandmühlen, welche durch Wasser oder Dampfkraft betrieben werden und gleichzeitig 50—60 verschiedene Bänder und Borten, meist mit den künstlichsten Mustern weben. Übrigens hat sich jetzt die Bandfabrikation von dem Posamentierhandwerke getrennt und der Posamentirer ist nur auf die Schnurborten und Flechtwerke, auf die Franzenfabrik und auf die Crepinen und Quastenarbeit beschränkt, wozu wieder eigene Maschinen dienen. Vgl. Jacquard, „Handbuch der Posamentierkunst" (Quedlinb. 1835).

Posaune (trombone) heißt ein musikalisches Blasinstrument aus Messingblech, welches aus zwei Theilen zusammengesetzt ist, dem Hauptstücke, das aus zwei Röhren oder Scheiden besteht, die unten in einen Schalltrichter auslaufen, und den Stangen, welche in die Scheiden passen und oben mit einem der Trompete ähnlichen Mundstück versehen sind. Mittels Auf- und Abschiebens des Hauptstücks werden hohe und niedrige Töne hervorgebracht. Es gibt Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßposaunen; doch werden gewöhnlich nur die drei letztern gebraucht. Die Posaunen waren schon im frühesten Alterthume bekannt und bildeten ehemals neben der Orgel die Hauptinstrumente der Kirchenmusik. Erst seit Mozart wurden sie in der Opernmusik angewendet. Die Cultur des Instruments hat es in neuerer Zeit möglich gemacht, sogar Posaunenconcerte zu geben. Ausgezeichnete Posaunenbläser sind Belcke, früher in Leipzig, jetzt in Berlin, Schmidt, Vater und Sohn; der größte aber unter Allen war der 1846 in Leipzig verstorbene K. Queißer. — Posaunenbaß heißt in den Orgeln eine der stärksten Baßstimmen, gewöhnlich 16 Fußton.

Pöschelianer, eine schwärmerische Sekte, gestiftet von Thom. Pöschel, geb. 1769 zu Horiz in Böhmen, der in Linz zum katholischen Weltpriester sich bildete und dann Beneficiat-Cooperator und Vorsteher der Stadtschule zu Braunau war, wo er 1806 den Buchhändler Palm zum Tode bereitete. Schon früher dem Mysticismus ergeben, verfiel er nach Palm's Hinrichtung in Überspannung und wurde deshalb von seinem Amte entfernt und später als Landkaplan nach Ampfelwang, im Innkreis in Oberöstreich, versetzt. Er hielt sich für einen Märtyrer des Glaubens an den Christus in uns, hatte Erscheinungen und predigte nun zu Ampfelwang seine neue Offenbarung, die besonders bei den Weibern Beifall fand. Wegen der Verbreitung seiner Schwärmerei wurde er 1815 nach Salzburg in Verhaft gebracht. Allein seine Anhänger, dadurch noch mehr erhitzt, unterhielten eine geheime Verbindung mit ihm und verirrten sich endlich gar bis zu der Meinung, daß der Herr die Ermordung der Unreinen gebieten könne. Im März 1817 wurden drei Personen von ihnen tödtlich gemishandelt, und eine Magd, die sich freiwillig zum Sühnopfer hingab, umgebracht, sodaß die östr. Behörde militairisch einschreiten mußte und sechs Strafbare festnehmen ließ. P. brachte man nach Wien, wo er im Verhör Geisteszerrüttung verrieth, die Gewaltthaten seiner Anhänger aber misbilligte. Er wurde der geistlichen Aufsicht übergeben, später aber entlassen und starb fast gänzlich vergessen zu Linz am 15. Nov. 1837. Von seinen Anhängern hat man auch nichts mehr gehört. Die Kloos'schen Andachtsstunden in Sachsen und der 1818 von den Fischer'schen Eheleuten zu Beyersdorf bei Leisnig aus religiöser Schwärmerei an dem alten Bergmann Flor verübte Mord stand mit P.'s Lehre in keinem erweislichen Zusammenhange.

Poseidon, s. Neptun.

Posen, eine Provinz des preuß. Staats, gehörte früher zu Polen und bildete einen Theil Großpolens (s. d.). Bei der ersten Theilung Polens im J. 1772 kamen zunächst die von der Netze nördlich liegenden Theile unter dem Namen Netzdistrict (s. d.), bei der zweiten Theilung im J. 1793 auch das Übrige an Preußen, und sowol dieses wie der ganze südliche von der Weichsel bis Warschau hin bei der dritten Theilung von Preußen erworbene Landstrich wurde nun Südpreußen (s. d.) benannt. Seit 1807 gehörte P. zu dem Herzogthume Warschau (s. d.), bis es durch die wiener Congreßacte im J. 1815 von Polen getrennt, unter dem Namen eines Großherzogthums an Preußen zurückfiel. Die

Provinz grenzt an das Königreich Polen und die preuß. Provinzen Schlesien, Brandenburg und Preußen, hat einen Flächeninhalt von 535 □M., zerfällt in die Regierungsbezirke Posen und Bromberg und zählt 1,150000 E., darunter über 70000 Juden, in 145 Städten, mit Einschluß von 96 Mediatstädten, von denen mehre nicht einmal 300 E. haben. Die bedeutendern Städte sind Posen, Bromberg, Gnesen (s. d.), Lissa (s. d.), Fraustadt (s. d.), Meseritz (s. d.), Rawitsch, Inowrazlaw. Der Boden ist im Allgemeinen eben und von wenigen Hügeln durchzogen, im Ganzen fruchtbar; in mehren Gegenden, besonders nach der Mark hin, sandig; an beiden Seiten der Wartha, im Netzbruche, einem 20 M. langen und 1½ M. breiten Striche längs der Netze, im Obrabruche und in Kujawien (s. d.) am fruchtbarsten. Wo unter der poln. Regierung unwirthbares Bruch- und Buschwerk war, sind jetzt die herrlichsten Wiesen, Aecker, Höfe und Dörfer. Die das Land der Länge nach durchströmende Wartha ist, sowie die Netze, schiffbar und letztere durch den von Friedrich II. angelegten Bromberger Kanal mit der schiffbaren in die Weichsel gehenden Brahe verbunden. An Seen, Sümpfen und Brüchen fehlt es nicht. Der Ackerbau liefert viel Getreide, Hülsenfrüchte und Flachs; auch Viehzucht wird viel betrieben. Beträchtlich sind die Waldungen; die Mineralien dagegen unbedeutend; doch ist das bei der Stadt Wronki aufgefundene Braunkohlenlager erwähnungswerth. Man verfertigt viele grobe und Mitteltücher, Leinwand, Spitzen, Papier und Glas. Die Bewohner sind größtentheils Polen, ferner Deutsche und Juden. Der Adel ist zahlreich, zum Theil sehr reich, zum Theil aber auch sehr arm. Die Chausseen der Provinz verbinden Posen und Bromberg mit Berlin, ferner Posen mit Glogau und Warschau, erst zum Theil Posen mit Breslau und Thorn. Die Eisenbahnstrecke von Posen nach Stargard ist bereits in Angriff genommen. Zur Förderung der Volksbildung sind unter der preuß. Regierung viele Schulen gegründet worden. Die Provinz hat jetzt sechs Gymnasien, zu Posen, Bromberg, Lissa, Trzemesno und Ostrowo. Die Hauptstadt Posen (poln. Poznań), an der Wartha in einer sandigen Gegend, ist eine der ältesten Städte Polens, erhielt im 10. Jahrh. bei der ersten Einführung des Christenthums in Polen ein Bisthum und war im 13. Jahrh. Residenz der poln. Herzoge. Im Mittelalter gehörte sie zur Hansa und viele deutsche, engl. und schot. Kaufleute ließen sich daselbst nieder. Noch jetzt fällt sie ihrer vielen Thürme und hohen Häuser wegen auf. Sie hat 15 Kirchen, darunter drei evangelische, ein Kloster der Barmherzigen Schwestern mit einem Hospitale, und 43000 E., darunter 20000 Katholiken, 14000 Evangelische und gegen 9000 Juden, und ist der Sitz des Oberpräsidenten, des Erzbischofs von Gnesen und P., eines evangelischen Bischofs, des Oberappellationsgerichts, des landschaftlichen Creditvereins der Provinz, des Oberlandesgerichts u. s. w. Nach dem Brande von 1803 hat die Stadt sehr an Regelmäßigkeit gewonnen. Auf dem großen Marktplatze steht das Rathhaus, ein prächtiges goth. Gebäude aus dem 16. Jahrh., mit dem höchsten Thurme der Stadt. Die größte Vorstadt, die Wallischay, ist mit der Stadt durch die Warthabrücke verbunden. Unter den Kirchen zeichnen sich aus die St.-Stanislauskirche (die ehemalige Jesuitenkirche), ein Meisterstück ital. Baukunst, und der Dom, ein neueres Gebäude in edler Einfachheit, in welchem die prächtige, hauptsächlich durch die Fürsorge des Grafen Raczynski eingerichtete Kapelle mit den von Rauch angefertigten Bildsäulen der im Dome ruhenden poln. Herzoge Mieczyslaw und Boleslaw sich befindet. Neben dem Dome steht der Palast des Erzbischofs. In dem weitläufigen Jesuitencollegium hat die Regierung ihren Sitz. Der Bazar ist ein großes, auf Kosten des poln. Adels erbautes Hotel. Übrigens hat die Stadt zwei Gymnasien, ein Seminar für katholische Geistliche, eine öffentliche, von dem Grafen Raczynski nebst einem prächtigen Palaste und einem Capitale von 20000 Thlr. der Stadt geschenkte Bibliothek von 20000 Bänden, ein Schauspielhaus, ein Schullehrerseminar, eine Hebammenschule und viele Privatlehranstalten. In der neuesten Zeit hat sie sich sehr gehoben; ganze Straßen voll palastähnlicher Häuser sind entstanden und man kann sie jetzt zu den freundlichsten Städten der preuß. Monarchie rechnen. Der Handel, namentlich mit Holz, Getreide, Wolle, Tuch und Leinwand, ist ziemlich bedeutend, jedoch meist in den Händen der Juden. Eine Art Messe findet zu Johannis statt, dann strömt der Adel der ganzen Provinz in P. zusammen. Die Hauptfabriken sind in Tuch, Leder, Wagen, kupfernen Brennereigeräthen und Taback. Die Befestigung der Stadt in ihrem weiten Umfange und aus einzel-

nen großen Forts bestehend, ist zum großen Theile beendet und schreitet rasch vorwärts. Am 11. Dec. 1806 schloß zu P. Napoleon den Frieden mit Sachsen.

Posgarn, s. Suckow (Karl Adolf).

Posidonius, ein stoischer Philosoph, der Rhodier genannt, weil er des Panätius von Rhodus Schüler war und später in Rhodus lehrte, war aus Apamea in Syrien gebürtig und um 103 v. Chr. geboren. Nach der Rückkehr von seinen Reisen trug er mit großem Beifall die stoische Philosophie vor, aber auf eine minder strenge, schon den Peripatetikern und Akademikern sich annähernde Weise. Er war zugleich Staatsmann und ging in seinem 50. Jahre als Gesandter nach Rom. Die ausgezeichnetsten Römer, wie Pompejus und Cicero, waren seine Schüler. Auch in die mathematisch-astronomischen Wissenschaften scheint er für die damalige Zeit tief eingedrungen zu sein. Er maß die Größe der Erde, soll auch die Abhängigkeit der Erscheinungen der Ebbe und Flut von dem Monde gelehrt haben und gab die Höhe der Atmosphäre der Erde zu 400 Stadien und die Entfernung der Sonne von der Erde zu 13000 Erdhalbmessern an, eine Schätzung, die selbst Tycho nicht so genau anzugeben im Stande war. Seine Schriften sind verloren gegangen; die Fragmente derselben hat Bake (Leyd. 1815) gesammelt.

Position, eigentlich Stellung, heißt in der Prosodie die Verlängerung eines von Natur kurzen Vocals durch das unmittelbar darauf folgende Zusammentreffen zweier oder mehrer Consonanten. In gewissen Fällen, deren nähere Bestimmung nicht hierher gehört, bleibt jedoch die vorhergehende Silbe mittelzeitig und man nennt dann diese Position die schwache, jene die starke.

Position nennt man im Kriegswesen jede vortheilhafte Stellung von Truppen, in der sie den feindlichen Angriff mit Erfolg zurückweisen, oder durch eine offensive Bewegung den Gegner selbst schlagen können. Ist das Terrain nicht überall gleich günstig, so kommt man den schwachen, leicht angreifbaren Punkten durch Verschanzungen und mancherlei Annäherungshindernisse zu Hülfe, wodurch die Flügel gedeckt und die Umgehungen gehindert werden.

Position, in der Musik, s. Lage.

Positiv oder Affirmativ bezeichnet im Allgemeinen Das, wodurch etwas bejahend gedacht wird, entgegengesetzt dem Negativen (s. d.), z. B. ein positiver Begriff, ein positives Urtheil u. s. w. Da die nächste Veranlassung, Etwas bejahend zu denken, einfach anzuerkennen, in der Erfahrung liegt, die uns gewisse Facta aufdringt, so bezeichnet das Positive im Gegensatze zu Dem, was durch das Denken, unabhängig von der Erfahrung, gefunden wird oder wenigstens eine verschiedene Auffassung im Denken gestattet, auch das factisch Gegebene, ferner das durch eine äußere Autorität Festgesetzte. So heißen z. B. positive Gesetze die Vorschriften, die durch eine äußere Autorität festgesetzt sind; positives Recht ist der Inbegriff der positiven Gesetze, entgegengesetzt dem natürlichen oder Naturrechte; positive Religion eine solche, die auf eine äußere Offenbarung sich stützt; positive Theologie, entgegengesetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphilosophie, u. s. w. — In der Musik nennt man eine kleine Orgel ein Positiv.

Posse nennt man ein Erzeugniß der scherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen herunterstеigt oder das Gemeine zum Gegenstand ihres Spiels wählt, ohne jedoch selbst gemein zu werden. Besonders zeigt sich die Posse in lächerlichen Übertreibungen und ihr vorzüglicher Reiz ist der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd etwas possenhaft, entweder wenn der Scherz am unrechten Orte angebracht, oder wenn er ein gemeiner Scherz, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich, wenn er unwillkürlich ist und seine Gemeinheit von Dem, der Possen treibt, nicht eingesehen wird. Je mehr, zumal am unrechten Orte, das Possenspiel gehäuft wird und je weniger es sinnreich und witzig ist, desto leichter verliert es sich in das Platte, Fade und Läppische und artet in Possenreißerei aus. Von dem Possirlichen unterscheidet sich das Possenhafte dadurch, daß Jenes mehr ein Erzeugniß der Natur oder mit dem Niedlichen und Naiven verbunden ist. So nennen wir z. B. die lustigen Bewegungen der Kinder und mancher Thiere possirlich. Vorzugsweise aber bezeichnet man mit Posse ein Erzeugniß der komischen Poesie, welches aus Possen besteht und den oben angegebenen Charakter der Posse trägt, z. B. „Europa" von Bürger,

besonders aber eine dramatische Posse, in welcher die Regel des höhern Lustspiels weniger streng beobachtet wird, Haltung der Charaktere und Zusammenhang der Scenen sogar absichtlich verletzt scheinen, und die Situationen aus dem Kreise des gemeinen Lebens entlehnt sind. Unter den Neuern hat Angely (s. d.) die beliebtesten Possen für das deutsche Theater verfertigt. (S. Burlesk und Farce.)

Posselt (Ernst Ludw.), ein bekannter Historiker, geb. 1763 zu Durlach in Baden, besuchte das Pädagogium seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Karlsruhe und studirte in Göttingen die Rechte, Politik und Diplomatik. Auch erwarb er sich eine gründliche Kenntniß des Englischen und Französischen. Nachdem er in Strasburg die juristische Doctorwürde erhalten, practicirte er als Advocat in Baden, ohne jedoch darin eine Befriedigung zu finden. Mit Freuden übernahm er daher 1784 die Stelle eines Professors der Geschichte und Beredtsamkeit an dem Gymnasium zu Karlsruhe, wo er zugleich Privatsecretair des regierenden Markgrafen wurde. Hier gab er unter Anderm das „Wissenschaftliche Magazin für Aufklärung" (1785—88) heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des menschlichen Wissens in gefälliger Form zu verbreiten, dem großen Entwurfe aber in der Ausführung nicht entsprach. Im J. 1791 wurde er nach Gernsbach, unweit Rastadt, als Beamter versetzt, wo er volle Muße fand, sich historischen Studien zu widmen. In lat. Sprache beschrieb er unter dem Titel „Bellum populi gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges, eorumque socios" (Gött. 1793) die Begebenheiten von 1792. Gleichzeitig begann er sein Hauptwerk, das „Historische Taschenbuch für die neueste Geschichte", welches ihm den Ruhm eines trefflichen Annalisten erwarb. Im J. 1796 nahm er seine Entlassung aus dem Staatsdienste und lebte seitdem abwechselnd in Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Schon kränkelnd, in Folge seines übermäßigen Arbeitens, nahm er sich den Proceß, in welchen Moreau, mit dem er in vertrauter Freundschaft stand, verwickelt wurde, so zu Herzen, daß eine Reise zu seiner Zerstreuung nothwendig wurde. Auf dem Rückwege starb er zu Heidelberg am 11. Juni 1804 in Folge eines Sturzes aus dem Fenster der obern Etage. Er war weniger selbständiger Forscher, als vielmehr ein ausgezeichneter Compilator und hatte die Sprache auf das vollkommenste in seiner Gewalt. Noch führen wir an seine „Geschichte der Deutschen" (2 Bde., Lpz. 1789—90; fortgesetzt von Pölitz, Bd. 3 und 4, Lpz. 1805 und 1819); „Geschichte Karl's XII." (Karlsr. 1791); „Geschichte Gustav's III." (Karlsr. 1793); „Krieg der Franken" (Lpz. 1794); „Herzberg's Leben" (Tüb. 1798); die „Europ. Annalen", seit 1795, und die 1798 von ihm angefangene „Allgemeine Zeitung". Vgl. Gehres, „Lebensbeschreibung P.'s, nebst ungedruckten Briefen desselben" (2 Bde., Manh. 1827).

Possessorisches Rechtsmittel, s. Petitorienklagen.

Possevini (Antonio), geb. 1534, wurde nach seinem Eintritt in den Jesuitenorden 1578 von Gregor XIII. an den schwed. König Johann entsendet, um diesen für die katholische Kirche zu gewinnen. Er bewog den König, insgeheim nach katholischem Ritus zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Da jedoch der Papst auf des Königs Foderungen des Laienkelchs, der Priesterehe und der Messe in der Landessprache nicht einging, so mußte P. bei seiner zweiten Sendung nach Schweden das Land verlassen, ohne den König zum unbedingten Übertritt zum Katholicismus bewogen zu haben. Zweimal erschien er darauf als päpstlicher Legat in Rußland, zuletzt 1581, wo es ihm gelang, den Frieden zwischen dem poln. Könige Stephan Bathori und dem Zar Iwan II. Wasiljewitsch (s. d.) zu vermitteln, der für Iwan, welcher sich von dem poln. Könige hart bedrängt sah, noch ziemlich vortheilhaft ausfiel. Aber der Hauptzweck der Sendung P.'s, die gehoffte Vereinigung der russ. und der röm. Kirche herbeizuführen, blieb, so klug und gewandt P. auch verfuhr, unerfüllt, selbst nachdem er eine öffentliche theologische Disputation mit dem Zar bestanden hatte. Dieser erlaubte nicht einmal die Erbauung katholischer Kirchen in Rußland. P. starb 1611. Sein Werk „Moscovia" (Wilna 1586 und Köln 1595, Fol.) ist eine wichtige kirchenhistorische Quelle. Vgl. „La vie de P." (Par. 1712).

Postament, s. Piedestal.

Posten bezeichnet sowol den einzelnen Mann, dem die Bewachung eines besondern Punktes übergeben ist, als auch eine Anzahl zu analogen Zwecken aufgestellter Mannschaf-

ten. Jede Wache z. B. kann ein Posten genannt werden, aber ebenso auch jede einzelne Schildwache. Der Posten ist unverletzlich; er hat die Pflicht und das Recht, jeden Unfug in seiner Nähe zu verbieten, und im Weigerungsfalle den Schuldigen zu verhaften und festzuhalten, bis er von der Wache abgeholt wird. Thätliche Widersetzung gegen den Posten wird überall sehr hart bestraft. Dagegen ist der auf Posten stehende Mann auch zu besonderer Wachsamkeit, Nüchternheit und Beobachtung der ihm besonders aufgegebenen Functionen verpflichtet. Er darf sich von seinem eigentlichen Standpunkte nur etwa 30 Schritte entfernen, er darf ihn, ohne abgelöst zu sein, nie verlassen, und jede Vernachlässigung auf dem Posten wird härter als außerdem bestraft. Man unterscheidet Ehren-, Bewachungs-, Fahnen- und scharfe Posten, unter welchen letztern man diejenigen versteht, die einer vermehrten Gefahr ausgesetzt sind.

Posthúmus oder Postumus (lat.) heißt ein Sohn, Posthuma eine Tochter, die nach des Vaters Tode geboren werden.

Postillen nannte man sonst Auslegungen und Sermone über die evangelischen und epistolischen Perikopen (s. d.), welche ursprünglich dazu bestimmt waren, nach diesen (post illa) verlesen zu werden und daher der Name. Eine solche trug bereits Paulus Diakonus (s. d.) auf Befehl Karl's des Großen unter dem Titel „Homiliarium" aus den Kirchenvätern zusammen. Den größten Ruhm erwarben sich im 14. Jahrh. des Nicolaus von Lyra „Postillae perpetuae in Biblia" (5 Bde., Rom 1471), deren Verfasser vorzugsweise der Postillator hieß. Nicht ohne Geist war auch die „Postill" Joh. Geiler's von Kaisersberg (s. d.), obgleich sie an praktischem Werthe der „Kirchen- und Hauspostille" Luther's weit nachsteht. In neuerer Zeit hat Harms (s. d.) einen Jahrgang seiner Predigten unter dem Namen „Postille" veröffentlicht.

Postúlate, vom lat. postulare, d. i. fodern, nennt die Mathematik, namentlich die Geometrie, solche Aufgaben, deren Lösung ohne weitere Vermittelung möglich ist, z. B. zwischen zwei Punkten eine gerade Linie zu ziehen; während Probleme Aufgaben sind, deren Auflösung erst durch eine Reihe von Schlüssen möglich ist. In einem allgemeinern Sinne nennt man Postulat wol auch jede Voraussetzung, deren Erweis man dahin gestellt sein läßt, daher man Postulat durch Heischesatz übersetzt hat. Die Kant'sche Philosophie nannte Postulate theoretisch nicht erweisliche, aber aus sittlich praktischen Gründen anzunehmende Sätze. (S. Kant.)

Postulirt hieß sonst in den protestantisch gewordenen Stiftern der von dem Stifte selbst verlangte Administrator oder Stellvertreter des Bischofs, so z. B. in Magdeburg, Merseburg u. s. w.

Postumius ist der Name einer röm. patricischen Gens. Aulus P. Albus lieferte im J. 496 v. Chr. die berühmte Schlacht am See Regillus, in der die Lateiner, die sich der vertriebenen Tarquinier angenommen hatten, überwunden wurden. — Spurius P. Albinus wurde von den Samniten in seinem zweiten Consulat mit Titus Veturius Calvinus in den Caudinischen Pässen (s. d.) eingeschlossen und zu schimpflichem Frieden genöthigt. — Lucius P. Albinus führte als Consul im J. 229 den ersten illyrischen Krieg siegreich gegen die Königin Teuta. — Spurius P. Albinus kämpfte als Consul im J. 110 ohne Erfolg gegen Jugurtha, von dem sein Bruder, Aulus P., den er bei seinem Weggange als Legaten zurückgelassen hatte, im J. 109 unter das Joch geschickt wurde.

Postwesen. Schon das Alterthum kannte eine Art Posten zur Beförderung von Briefen, Personen und Gütern, jedoch, wie es scheint, nur zum Gebrauch der Regierung. So ließ der König Darius Hystaspis von Persien, um aus den Provinzen seines Reichs schnelle Berichte zu erhalten, Tagereisen weit voneinander Eilboten mit gesattelten Pferden bereit stehen. Vgl. Amelang, „Untersuchung einiger Stellen der alten Autoren, das pers. Postwesen betreffend" (Lpz. 1774). Im röm. Reiche machte Augustus eine den neuern Posten ähnliche Einrichtung (res veredaria). Der erst später aufgekommene Name soll vom lat. ponere herrühren, weil man zu dem Transport in gewisser Entfernung voneinander Pferde aufstellte. In Deutschland, Frankreich und Italien hatte man zwar zur Besorgung der Staatsangelegenheiten reitende Boten; doch war die Einrichtung nicht von Dauer.

Das Verdienst der wahrscheinlich ersten Einführung von Postanstalten im neuern Sinne gebührt dem Deutschen Orden, in dessen Gebiet eine solche Einrichtung bereits um 1270 gemacht wurde. Nach dem Aufblühen des Handels fingen zunächst die großen Handelsstädte, besonders in Deutschland, an, sich reitende Boten und fahrende Landkutschen zu halten. Auch reisende Kaufleute und reitende Fleischhauer (Metzgerpost) besorgten Briefe, weshalb letztere noch das Posthorn im Schilde führen. Im Anfange des 13. Jahrh. unterhielt die pariser Universität sogenannte fliegende Boten, welche die Briefe und Gelder der in Paris Studirenden besorgten. Ludwig XI. von Frankreich richtete zu seinem Privatgebrauch eine Anstalt von reitenden Boten ein und bestimmte 1464 die ersten Poststationen von vier zu vier Meilen. Karl VIII. erweiterte diese Anstalt, die seit 1524 auch noch andern Personen, als dem Hofe zugänglich gemacht wurde. Als die Spanier 1527 Peru entdeckten, fanden sie 500 M. weit, von Cuzco bis Quito, von Meile zu Meile Boten aufgestellt, welche die Befehle des Inka mit größter Schnelligkeit beförderten. Die erste Spur einer eigentlich deutschen Post fällt in die letzte Hälfte des 15. Jahrh., wo Roger I., Graf von Thurn und Taxis, in Tirol eine Post anlegte. Roger's Sohn Franz führte auf Verlangen Kaiser Maximilian's I. 1516 eine Post von Brüssel nach Wien ein und erhielt die Würde eines Generalpostmeisters. Wegen des Kriegs mit den Türken wurde 1522 eine Reichspost über Nürnberg nach Wien errichtet, die aber nach dem Frieden wieder aufhörte. Hierauf ließ Karl V. durch Leonhard, Graf von Thurn und Taxis, eine stehende reitende Post anlegen, die ihren Weg von den Niederlanden aus über Lüttich, Trier, Speier und Rheinhausen nahm, von dort durch Würtemberg über Augsburg und durch Tirol nach Italien ging; den Grafen ernannte er 1543 zum niederländ. und zugleich auch zum Oberpostmeister des Deutschen Reichs. Diese Ernennung war aber in der Form nicht richtig, daher wollten die Reichsstände diese span.-niederländ. Post in ihren Landen nicht länger dulden; doch Kaiser Ferdinand I. machte dem Streite dadurch ein Ende, daß er 1563 das gräflich Thurn- und Taxis'sche Haus in dem Besitze des Reichs-Oberpostmeisteramts bestätigte. Gegen Ende des 16. Jahrh. kam das Thurn- und Taxis'sche Postwesen, durch die Unruhen in den Niederlanden zerrüttet und durch Schulden gedrückt, in Verfall; erst nachdem Kaiser Rudolf II. den Grafen Leonhard von Thurn und Taxis 1595 zum kaiserlichen Generaloberpostmeister im Reiche ernannt, fing es an, sich wieder zu heben. Allein Kurpfalz, Würtemberg, Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig, Hessen und andere Reichsstände, welche inzwischen seit 1574 in ihren Staaten eigene Postanstalten errichtet hatten, erkannten das Postwesen nicht als hochbefreites kaiserliches Regal an. Hierauf wurde Leonhard's Sohn, Lamoral, Graf von Thurn und Taxis, 1615 vom Kaiser Matthias in den Reichsfreiherrnstand erhoben und für sich und seine männlichen Nachkommen mit der Reichspost belehnt und diese Belehnung von Ferdinand II. auch auf Lamoral's Enkelinnen und weibliche Erben erstreckt, der sich dagegen verpflichtete: 1) als Reichsgeneralerbpostmeister nicht nur dem Kaiser, sondern auch Kurmainz gehörigen Respect zu beweisen; 2) von Köln nach Frankfurt und Nürnberg und sodann bis an die nächste Post in Böhmen eine neue ordentliche Post auf seine Kosten anzulegen und die schon bestehenden ordinairen Posten gehörig zu bestellen und zu erhalten; 3) kaiserliche Stafetten und andere Briefe des Kaisers, des Kurfürsten von Mainz, des Reichsvicekanzlers, der kaiserlichen Geheimräthe, auch anderer hohen Beamten unentgeltlich zu besorgen, und 4) den kaiserlichen Hof- und niederöstr. Postämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche Taxis'sche Post wöchentlich vom kaiserlichen Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mailand, Mantua u. s. w. nach Augsburg, von da durch das Würtembergische nach Brüssel und wieder zurück. Die Reichsstände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poststellen angelegt wurden, waren von aller Brieftaxe frei, und auch die Kanzleipackete der Häuser Pfalz, Baiern, Würtemberg, Burgau und Baden mußten unentgeltlich besorgt werden. Außerdem wurden in den ersten Jahren des 17. Jahrh. noch Posten eingerichtet 1) von Rheinhausen nach Frankfurt, 2) über die Bergstraße, von Metz in der Oberpfalz bis Nürnberg, 3) von Nürnberg nach Frankfurt, 4) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig, und 5) von Köln nach Hamburg. Noch aber war das Postregal nicht vom Reiche anerkannt. Daher mußte das Thurn- und Taxis'sche Haus mit jedem einzelnen Reichsstande über die Gestattung ihrer Posten sich in Unterhandlungen einlassen und durch

Güte zu bewirken suchen, was sich nicht erzwingen ließ. Das Thurn- und Taxis'sche Postwesen gewann immer mehr an Ausbreitung, obschon das Kurfürstencollegium sich bei etwaigen Beeinträchtigungen der Reichsstände der letztern sich ernstlich annahm. Namentlich wurde während des Dreißigjährigen Kriegs auch das östr. Hofpostamt mit dem kaiserlichen Reichspostamte in Streitigkeiten verwickelt. Bei der Wahl Leopold's I. suchte das Thurn- und Taxis'sche Haus dem künftigen Kaiser das Postwesen in seinen Erblanden zu entziehen, aber das Kurfürstencollegium wies diesen Antrag ab, und das östr. Landpostamt wurde in der Wahlcapitulation bestätigt. Sowol in der Wahlcapitulation Kaiser Joseph's I., wie in den folgenden Wahlcapitulationen wurde die Bestimmung des Postwesens auf einen Schluß des gesammten Reichs ausgestellt. Wenngleich durch den Reichsdeputationsschluß von 1803 das 1524 in den Reichsgrafen- und 1685 in den Reichsfürstenstand erhobene Haus Thurn und Taxis in dem Besitz und Genusse seiner Rechte auf das Postwesen erhalten wurde, so kamen doch in den Kriegen von 1805—15, zumal da 1806 das bis dahin reichsunmittelbare Haus mediatisirt wurde, dessen Rechte fast ganz in Vergessenheit. Erst durch die deutsche Bundesacte wurde es in alle seine Rechte, die es aus dem Reichsdeputationsschlusse ableiten konnte, wieder eingesetzt; doch nahm man ihm das Recht, die Posttaxe selbst zu bestimmen. Vgl. Klüber, „Das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und sein könnte" (Erl. 1811). Seit dieser Zeit hat sich der Fürst von Thurn und Taxis mit mehren der deutschen Bundesstaaten über die Abtretung des Postrechts verglichen, in andern die Postverwaltung ganz übernommen. In Baiern erhielt er den Titel als Erbpostmeister und Entschädigung für seine Ansprüche. An Preußen trat er die Postverwaltung ganz ab gegen Überlassung des Fürstenthums Krotoschin in Posen. Östreich, Preußen, Baiern, Hannover, das Königreich Sachsen, Baden, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg, Lauenburg und Luxemburg haben ausschließend eigene Landespostanstalten. Als Erbmannthronlehen besitzt das fürstlich Thurn- und Taxis'sche Haus gegen Entrichtung eines jährlichen Lehnskanons die Posten in Würtemberg, Hessen, Nassau, Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, jedoch mit Ausnahme des nördlichen Theils, in beiden Schwarzburg, Hohenzollern und den fürstlich Reußischen Landen. In der freien Stadt Frankfurt sind gleichfalls ausschließend fürstlich Thurn- und Taxis'sche Posten. Nebeneinander bestehen Thurn- und Taxis'sche und andere Landes- und concessionirte Postanstalten in den freien Städten Hamburg, Lübeck und Bremen. In einigen deutschen Staaten, wie in Sachsen-Altenburg und in Reuß-Gera, sind die Posten der Thurn- und Taxis'schen Postverwaltung in Pacht übertragen. So umfaßt dieselbe noch gegenwärtig ein Areal von 1180 □M. unter einer Generalpostdirection, die seit 1811 in Frankfurt am Main ihren Sitz hat. Preuß. Posten haben die anhalt. Lande, Mecklenburg-Strelitz und der nördliche Theil des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen und seit 1834 Waldeck und Lippe-Detmold. Auch in Hamburg besteht neben der dän., Thurn- und Taxis'schen und andern eine preuß. Post. An Hannover hat Braunschweig das Postwesen überlassen.

Posten zum regelmäßigen Transport von Personen wurden erst nach dem Dreißigjährigen Kriege eingerichtet. Die Wagen bestanden meist in offenen Leiterwagen und gingen, bei ihrer Schwere und bei den schlechten Wegen, sehr langsam. Zwar fing man nachher an, die Wagen mit Leinwand oder mit Leder zu bedecken, allein sie leichter herzustellen, dazu kam es erst seit Anfang des 18. Jahrh. Schon die Generaldirection der ehemaligen Reichsposten hatte Eilposten einzurichten angefangen; allein die politischen Veränderungen im J. 1806 lösten auch diese Anstalt auf. Reißende Fortschritte machte das Postwesen seit 1816. Es wurden zunächst sogenannte Diligencen zur schnellen Beförderung der Reisenden eingerichtet und bald darauf fanden die Eilposten, nach dem Vorgange Preußens im J. 1821, allgemeinen Eingang. Die größte Förderung hat aber das Postwesen in der neuesten Zeit durch die Eisenbahnen gefunden, mit denen die Posten in Verbindung gesetzt wurden. Allgemein ist noch immer die Klage über zu hohe Posttaxen, obschon Manches zur Erleichterung des Publicums geschehen ist. So sind die Taxen nach der directen Entfernung und dem Gewichte regulirt worden; ebenso hat man den Francaturzwang, so weit nur immer möglich, aufgehoben und die Briefportofreiheit beschränkt. Die Sicherheit der Post beruht hauptsächlich in der richtigen Bestellung der Briefe und Packete, sowie in der Heiligkeit des

Siegels. Letztere ist zwar bei allen deutschen Postanstalten gegen die Beamten durch die Androhung von harten Strafen geschützt. Allein damit ist noch kein Schutz gewährt gegen die Verletzung des Postgeheimnisses von policeilicher, ministerieller und diplomatischer Seite. Wenn auch das deutsche Postwesen an und für sich beiweitem noch nicht so einfach ist als das französische, so läßt sich doch andererseits nicht leugnen, daß es, in seinen etwas schwerfälligen Formen, auch mehr Genauigkeit und Zuverlässigkeit gewährt. Hauptsächliche Verdienste um dasselbe haben sich in neueter Zeit erworben der preuß. Generalpostdirector von Nagler, der Thurn- und Taxis'sche Generalpostdirector Freiherr von Brints-Berberich, der Oberpostdirector von Hüttner und der kaiserliche Hofrath von Ottenfels in Wien.

Das franz. Postwesen erhielt erst unter Ludwig XIII., 1610—30, durch die Anstellung der Generalpostcontroleurs eine regelmäßigere Form. Die Generalcontroleurs sowol wie die 1630 ernannten Postmeister bezogen die Postrevenuen, bis der Minister Louvois 1676 die Posten verpachtete und dem Pächter die Regulirung der Brieftaxen überließ. Bis 1733 waren diese Pachtgelder über 3 Mill. Francs gestiegen. Im J. 1738 nahm man die Briefpost unter die königliche Regie, um ihren wahren Ertrag kennen zu lernen. Dies hatte eine Vermehrung des Pachts zur Folge, der 1786 auf 10,800000 Francs gestiegen war. Als beim Ablauf des letzten Pachts im Dec. 1791 die Posten dem Könige anheimfielen, betrugen die reinen Einkünfte über 11 Mill. Francs. An der Spitze der Verwaltung des Postwesens standen seit Ludwig's XV. Zeiten bis zur Revolution fast immer Generalintendanten, die meist aus dem hohen Adel gewählt wurden. Für die Aufsicht über die Briefpost und die Posthalter war, unter dem Präsidium derselben, ein eigener, aus drei Generalinspectoren zusammengesetzter Rath angeordnet. Die Posthalter genossen bis zur Revolution große Privilegien in Hinsicht auf Grundeigenthum, Einquartierung, Militairpflicht ihrer Söhne u. s. w. und bedeutende Besoldungen. Die Nationalversammlung gab ihnen für die verlorenen Privilegien unter dem Titel als Besoldung eine geringe Entschädigung. Im J. 1819 wurden die Brief- und Extraposten, welche letztere den Posthaltern für eigene Rechnung überlassen sind, unter einer Generaldirection vereinigt. Alle Briefpostfelleisen werden durch verantwortliche Courriere begleitet (service des malles). Wegen des Transports der Briefposten und Staatsestaffetten einigt sich die Generaldirection mit den Posthaltern in besondern Verträgen. Die Briefpostanstalten sind besonders seit 1791 regelmäßiger und schneller geworden. Die Grundlage des gegenwärtigen Tarifs ist das Gesetz von 1806. Die Taxe eines einfachen Briefs ist billiger als in irgend einem großen Staate; dagegen ist sie in der Gewichtsprogression die theuerste unter allen. Die Beobachtung des gesetzlichen Briefgeheimnisses wurde sonst von der geheimen Policei so oft verletzt, als man es nur für nöthig erachtete. Auch zur Zeit der Republik und unter dem Kaiserreiche beobachtete man dasselbe nicht unbedingt. Nach der Restauration wurde ein besonders mit Entsiegelung der Briefe beauftragtes geheimes Postbureau eingerichtet und erst 1828 nach dem Sturze des Ministeriums Villèle aufgehoben. Wie die Briefposten in Frankreich stets unter königlicher Regie standen, so waren dagegen die fahrenden Posten, Diligencen oder Eilwagen (messageries, diligences) stets Privatanstalten unter öffentlicher Autorisation und hierin lag der aus der Concurrenz von selbst hervorgehende Grund ihrer frühern Vorzüge. Die Extraposten (postes relais) in Frankreich zeichnen sich nicht durch schnelleres Fahren vor den deutschen aus, wol aber durch rasche Förderung auf den Stationen.

Des engl. Postwesens wird zuerst unter Eduard III. gedacht. Eduard IV. ließ Posthäuser von 20 zu 20 M. anlegen und durch seinen Bruder Richard wurde im Norden eine Militairpost eingerichtet. Doch noch kurze Zeit vor Karl I. hielten sich die Universitäten und die bedeutenden Städte ihre eigenen Posten. Karl I. verbot es 1632, Briefe nach dem Auslande anders als durch die Posterpedition besorgen zu lassen, und richtete 1635 eine Posterpedition für England und Schottland ein. Alle Privat- und Landposten wurden aufgehoben, und die Einkünfte des Postwesens als Regal in Anspruch genommen. Auch richtete Karl I. in Verbindung mit Ludwig XIII. von Frankreich die Post zwischen London und Paris, von Dover nach Calais und von da über Boulogne, Abbeville und Amiens nach Paris ein. Alle diese Einrichtungen litten bedeutend während des Bürgerkriegs. Nach wiederhergestellter Ruhe wurde durch ein Comité unter dem Vorsitze des Generalprocurators Ed-

mund Prideaux ein vollständiges Postsystem entworfen, das auch nach der Restauration Karl II. mit geringen Modificationen bestätigte. Unter Wilhelm III. wurde das innere Postwesen Schottlands und unter der Königin Anna das Postwesen Englands in der Art, wie es zum Theil noch jetzt besteht, geordnet. Das Generalpostamt Großbritanniens begreift unter seiner Jurisdiction alle Angelegenheiten, welche auf die engl. und schot. und die nach sämmtlichen engl. Colonien, mit Ausnahme Ostindiens und der in der Südsee, gehenden Posten Bezug haben. Irland hat seine besondere Postbehörde. Merkwürdig ist in England die Regelmäßigkeit, in welcher die Posten ankommen und abgehen, die Briefe angenommen und ausgegeben werden. Die Engländer haben hierin eine musterhafte Fertigkeit erlangt, welche ungemein zu der Gewißheit und Geschwindigkeit ihrer Handelsgeschäfte beiträgt. Die Unverletzlichkeit der Briefe ist aber, wie sich gezeigt hat, nicht so groß, als man früher geglaubt. Viel hat zu der Vollkommenheit des engl. Postwesens die sichere, schnelle und wohlfeile Beförderung der Briefschaften durch fahrende Briefposten beigetragen, die 1787 von Palmer vorgeschlagen und in Ausführung gebracht wurden, seit welcher Zeit die diesfallsige Organisation wenig Veränderungen erlitt. Ebenso vieles Lob wie jene verdient die Einrichtung der reitenden und Fußposten, welche die verwickelte Maschine zu einem Ganzen gestalten. Der erste Briefwagen ging am 2. Aug. 1784 von London nach Bristol ab, und schon 1786 waren sie durchgängig eingeführt. Nicht möglich ist es ohne nähere Bekanntschaft mit dem brit. Postwesen, sich einen Begriff von der gegenwärtigen Vollkommenheit desselben zu machen. England hatte früher die höchsten Posttaxen, bis es sich neuerdings zur Herabsetzung des Briefportos entschloß, die, weitgefehlt, daß sie, wie man gefürchtet, einen bedeutenden Ausfall im Ertrage des Briefportos veranlaßt hätte, vielmehr von den außerordentlichsten Resultaten der Steigerung begleitet war. Nirgend fährt man so bequem, geschwind und wohlfeil als in England.

Die Postanstalten der übrigen europ. Staaten sind entweder den bisher angeführten mehr oder minder nachgebildet, oder noch auf einer sehr niedern Stufe. Insbesondere hat in neuerer Zeit Rußland seine Briefposten nach norddeutschen Mustern besser eingerichtet. Postwagen oder Diligencen, die es bis zu Anfange des 19. Jahrh. in Rußland gar nicht gab, finden sich jetzt auf allen Hauptrouten. Die Extraposten fahren noch schneller und ebenso wohlfeil als in England, aber freilich weniger bequem. Wer sich der Extrapost bedienen will, muß aber durch einen eigenen Paß oder Befehl (Poioroshnoja) obrigkeitlich hierzu autorisirt sein; auch ist, um gehörig befördert zu werden, auf dem Lande irgend ein Uniformzeichen dem mit Extrapost Reisenden nöthig. In Dänemark, Schweden und Norwegen hat das Postwesen in seiner Einrichtung durchaus nichts Besonderes. In Belgien und Holland ist es in franz. Weise eingerichtet. In Italien nahm es erst seit der Verbindung des Landes mit dem franz. Kaiserreiche einen höhern Aufschwung durch Annahme der franz. Einrichtung. Seit 1815 wurde zwar in dem Lombard.-venetian. Königreiche, in Toscana, Parma und Modena das Postwesen mehr nach östr. Muster, jedoch mit Beibehaltung der franz. Grundlage, eingerichtet. Die Brief- und Extraposten sind in Italien erträglich organisirt und das Briefgeheimniß ist so hoch geachtet, daß das mailänd. Strafgesetzbuch Brieferbrechung mit Todesstrafe bedroht. Im Allgemeinen ist jedoch in neuerer Zeit in Italien verhältnißmäßig am wenigsten für das Postwesen geschehen. In der Schweiz hat jeder Canton, nach den Tagsatzungsbeschlüssen von 1803, das Postregal, folglich auch seine eigenen Postanstalten, die ebenso verschieden sind, wie die Regierungen selbst. Extraposten gibt es in der Schweiz nirgend. In Spanien und Portugal sind die Postanstalten noch immer auf einer sehr niedern Stufe der Ausbildung. In dem Zustande völliger Kindheit zeigen sie sich noch in der europ. Türkei, wo Jahrhunderte lang nichts für Verbesserung des Postwesens geschehen ist. Früher hielt der Großherr Staatsboten zu Fuß, welche aber das Recht hatten, Reitende, die ihnen unterwegs begegneten, im Namen des Großherrn absitzen zu lassen und sich ihrer Pferde entweder bis zu ihrem Bestimmungsorte zu bedienen oder sie zu vertauschen, wenn sie auf ihrem weitern Wege Reisende mit weniger ermüdeten Pferden antrafen. An ihrer Stelle befördern jetzt reitende Tataren des Großherrn und aller öffentlichen Behörden Befehle. Indessen ist in neuester Zeit doch eine ziemlich regelmäßige Postverbindung mit Wien zu Stande gekommen. In Nordamerika endlich, wo man die Postanstalten ganz auf engl. Weise organisirt hat, sind sie im höchsten Flore, hauptsächlich in Folge davon, daß alle Überschüsse zur

weitern Vervollkommnung derselben verwendet werden. Vgl. Müller, „Über die Reform des Postwesens in Deutschland" (Frankf. 1843) und dessen „Posthülfsbuch" (Jena 1843).

Potemkin (Fürst Grigorij Alexandrowitsch), russ. Feldmarschall, geb. im Sept. 1736 auf dem Gute seines Vaters unweit Smolensk, stammte aus einer alten adeligen Familie, die aus Polen nach Rußland herübergekommen, und war der berühmteste und berüchtigtste unter allen Günstlingen der Kaiserin Katharina II. (s. d.), welche fast nur durch ihn regierte, und welche sich zuletzt vor der Macht dieses ihres erwählten Günstlings und spätern Premierministers fast mehr noch fürchtete, als vor der Roheit und Rücksichtslosigkeit ihres frühern Anbeters, des Fürsten Grigorij Grigorjewitsch Orlow (s. d.), der Jenem hatte weichen müssen. Es wollen Einige sogar behaupten, daß Katharina dem P. heimlich angetraut gewesen sei; doch widerstreiten die Meisten einer solchen Behauptung. Sein Glück verdankte P. einem Zufall. Als einst die Kaiserin, um die Gunst der Truppen zu gewinnen, in Uniform und nach Mannesart auf dem Pferde sitzend, die Glieder ihrer Garde durchritt, bemerkte P., der damals (1762) noch Fahnjunker in der Garde zu Pferde war, daß ihr die Quaste an dem Degen fehle; er überreichte ihr sogleich die seinige und von diesem Augenblicke an schenkte ihm Katharina ihre Gunst, da seine schöne Gestalt und seine Aufmerksamkeit großen Eindruck auf die für Liebeseindrücke sehr empfängliche Monarchin gemacht hatte. Als es ihm einmal gelunger war, zu dem engern Kreise ihrer Gesellschaft zugelassen zu werden, wußte er sich sehr bald in ihrer Gunst zu befestigen. Er verdrängte seine Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Alexei und Grigorij Orlow, und von 1776 an war er erklärter Liebling der Kaiserin, der er um so werther wurde, als er in einem Duelle mit Alexei Orlow durch einen Schuß ein Auge verloren hatte. Indem er sich von Zeit zu Zeit zurückzog, nach eigener Laune aber an den Hof zurückkehrte, wußte er sich um so interessanter zu machen. Katharina ernannte ihn zum Kriegsminister, und sein politischer Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung begann, als er die Stelle des Lieblings aufgab. Man kann sagen, P. wurde von nun an Beherrscher der Kaiserin, zumal da er sie in der Meinung zu erhalten wußte, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich sei. Katharina fühlte nämlich, daß sie von wichtigen Männern gehaßt war; sie fürchtete sogar ihren Sohn, dem sie nach seiner Volljährigkeit den Thron zu überlassen verpflichtet war, und sah daher in P., welchen der Großfürst Paul, Graf Panin und die Ersten der Nation haßten, nur den entschlossenen, vor nichts erschreckenden Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerstand niederschlug. Anders hat ihn die Nachwelt beurtheilt. Nach der Schilderung, die Dohm im ersten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" von ihm entwirft, war er nichts als ein kühner, verschlagener Hofmann, und ohne gründliche Staatskenntnisse. Sein schnelles Glück, sein mächtiger Einfluß und die Gewalt, welche er über die Kaiserin ausübte, selbst das Orientalische und absichtlich Sonderbare in seiner Lebensweise haben in ihm oft einen außerordentlichen Mann erblicken lassen, dessen Fehler nur als Misverhältnisse seiner an sich großen Eigenschaften anzusehen wären. Man hat sogar in seiner Roheit, in seinen Launen eine gewisse ihm eigene Originalität, und in der ungebundenen Frechheit, mit welcher er sich seinen Leidenschaften überließ, Größe finden wollen; allein mit Unrecht. P. war ohne sittliche Würde, vielmehr ein sehr gemeiner Mensch, voller Willkür und Brutalität, der, von außerordentlichen Umständen begünstigt, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Er hat seine Rolle nicht ausgespielt, weil weder höhere Talente noch Charakterstärke seinen Willen unterstützten. Welchen Sinn P. für Völker- und Menschenrecht hatte, bewies er 1783 bei der gewaltsamen Unterdrückung der Krim, wo er die Widerspenstigen unter den Tataren, die der Kaiserin nicht huldigen wollten, einfangen und niedermetzeln ließ. Als Generalgouverneur von Taurien behandelte er die ihm gehässigen Tataren mit der grausamsten Willkür, und während er anderwärts Städte gründete und Provinzen bevölkerte, verödete er den herrlichsten Landstrich Rußlands, die Krim. Obgleich er weder die Talente, noch die Kenntnisse eines Feldherrn besaß, so stand doch das ganze Kriegsheer unter seinem unumschränkten Befehl. Der höhere Zweck des Staatswohls war ihm fremd. Ebensowenig mit den äußern Verhältnissen des Reichs bekannt als mit der innern Verwaltung, entschied er doch immer allein, was die Ehrsucht und Eitelkeit der Selbstherrscherin innerhalb ihres Reichs oder gegen fremde Macht unternehmen sollte. Von 1778 an führte er bis zu seinem Tode fast ganz die Leitung der auswärtigen

Verhältnisse, wo er dem preuß. System, welchem Graf Panin (s. d.) ergeben war, entgegenwirkte und mit einer Kühnheit und Rücksichtslosigkeit handelte, die ihres Gleichen suchen dürfte. In Allem zeigte er sich als unumschränkten Herrn. Er wollte der einzig Regierende sein, und so duldete er Niemanden neben sich, selbst der Kaiserin dictirte er die Gesetze, die dann als kaiserliche Ukase publicirt wurden. Er bewies einen solchen Trotz gegen die Kaiserin, der er doch Alles verdankte, daß sie vor ihm zitterte, und man sogar erzählt, er habe sie geschlagen. Gewiß ist, daß er ihren Wünschen sich oft laut widersetzte und geflissentlich das Gegentheil that. Dagegen täuschte er sie wiederum durch die kühnsten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien, wie z. B. 1787 auf ihrer Reise nach Taurien, zu welcher Zeit sich P. überhaupt in dem Glanzpunkte seiner Macht zeigte. Katharina hatte gewünscht, daß die öden und menschenleeren Provinzen des südlichen Rußlands bevölkerter wären. Auf einen Wink des allmächtigen Gebieters und mit der nutzlosen Verschwendung ungeheurer Summen ließ P. Scheindörfer und Städte in einer kleinen Entfernung vom Wege anlegen, die aus Holz und Pappe zusammengeklebt waren und immer wieder auf andern Stellen aufgestellt wurden. In den Umkreis dieser Dörfer hatte P. Tausende von Einwohnern aus entfernten Gegenden zusammentreiben lassen, die in scheinbarer Geschäftigkeit, mit Säcken von Erde beladen, längs des Weges hin und her eilten, sodaß die keinen Trug ahnende Kaiserin ganz entzückt war und nach ihren eigenen Worten sich wie in eine Zauberwelt versetzt dünkte, da sie noch wenige Wochen zuvor hier nichts als Öde gesehen hatte. Bis zum Überfluß gesättigt durch jede sinnliche Lust, setzte P. seine Größe darein, sich nichts versagen zu dürfen und mit grenzenloser Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens anderer Menschen jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Seine Oberstatthalterwürde von Taurien und die eines Großadmirals vom Schwarzen Meere waren mit beträchtlichen Einkünften verbunden, und obgleich ihm Katharina in jedem Wunsche zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die sie ihm schenkte, allen Glauben übersteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andere Zwecke anvertraute Geld für sich zu behalten, sogar Zahlungsbefehle der Kaiserin an die Kassen zu erdichten, um Gelder an sich zu reißen, die für die Bedürfnisse des Staats unentbehrlich waren. Er erkaufte die reichen Verlassenschaften der Fürsten Lubomirski und Sapieha in Podolien und Lithauen und ließ sie in Beschlag nehmen, aber bezahlte sie nicht. Auch ließ er sich von fremden Mächten erkaufen. Im Besitze eines Vermögens, das man bei seinem Tode auf 50 Mill. Thlr. schätzte, und die größten Summen mit Verachtung im Spiele oder sonst aus Laune wegwerfend, pflegte er Diejenigen nicht zu bezahlen, die für seine Bedürfnisse gearbeitet hatten. Man kann überhaupt die Unbilligkeit und Widerrechtlichkeit neben der Maßlosigkeit und Schonungslosigkeit als Grundzüge seines Wesens bezeichnen. Mit rohem Übermuth wußte er Jeden, der sich durch Verdienst, Geburt oder Reichthum auszeichnete, durch Grobheit niederzudrücken, und ohne Rücksicht auf Alter und Rang mishandelte er seine Landsleute mit Worten und Schlägen. Auch die Vorstellungen angesehener Fremden und der Gesandten unabhängiger Mächte hörte er mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrschers an. Je größer die Macht war, mit der er es zu thun hatte, um desto kecker und trotziger stellte er sich ihr gegenüber. Er war seit 1775 russ. Graf und seit 1776 Fürst des heiligen röm. Reichs, mit welcher Würde ihn Joseph II. von Östreich beschenkte; in der Folge wollte er auch Herzog von Kurland werden. Als ihm aber Friedrich II. von Preußen hierzu seine Mitwirkung anbieten ließ, erklärte er stolz, daß diese Besitzung ihm nicht genüge, und daß es nur von ihm selbst abhängen würde, sie zu erhalten, ohne deshalb den König zu bemühen. Im J. 1787 ertheilte ihm Katharina den Ehrennamen des Tauriers (Tawritscheskij); doch seinem Hochmuthe fehlte jetzt noch das Band des Georgenordens, welches nur einem Oberfeldherrn nach einem Siege zu Theil werden konnte, daher reizte er 1787 die Pforte zum Kriege. Das sogenannte oriental. oder griech. System und die Vertreibung der Türken aus Europa war sein Lieblingsgedanke, dessen Ausführung seit Katharina's Reise nach Taurien und seit ihrer Verbindung mit Joseph II. ihm nahe schien. Er selbst hoffte dann die Moldau und Walachei als ein unabhängiges Fürstenthum unter Rußlands Schutz zu erhalten. Als der Krieg begann, stand P. mit unumschränkter Gewalt an der Spitze eines Heers von 150000 M.; unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherren, wie Suworow, Bagration, Dorochow, Gudowitsch, Kachowskij,

Kamenskij, Kutusow, Ostermann-Tolstoi, Platow, Rajewskij, Repnin, von der Osten-Sacken, Tormassow und Uschakow. Mit solchen Kräften ließ sich freilich Bedeutendes wirken. Der Krieg wurde in den Ebenen von Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerstörungswuth geführt. Hunger und Pest vermehrten die allgemeine Noth; dennoch ließ P. im Juli die Belagerung Oczakows unternehmen, die bis zum 17. Dec. 1788 währte, wo die Festung in der Nacht zerstört wurde. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde drei Tage lang geplündert, mehr als 30000 Menschen kamen auf beiden Seiten ums Leben; P. aber erhielt das große Band des Georgenordens, ein Geschenk von 100000 Rubeln, den Titel eines Kosackenhetmans und einen mit Diamanten besetzten und mit Lorberzweigen umwundenen Commandostab. Als er hierauf, im März 1791, nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiserin ihm zu Ehren glänzende Feste veranstalten, schenkte ihm den Taurischen Palast und ein mit Diamanten besetztes Kleid. Gesättigt von Glanz und Pracht, begab er sich auf den Friedenscongreß zu Gallacz, wo die Präliminarien zwischen der Pforte und Rußland am 11. Aug. 1791 abgeschlossen, aber erst nach seinem Tode, am 9. Jan. 1792 zu Jassy in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Befallen von der im Feldlager herrschenden Krankheit, wollte er sich, da ihm die Luft in Jassy nicht zuzusagen schien, nach Nikolajew begeben. Unterwegs wurde er am zweiten Reisetage sehr unwohl; er stieg aus dem Wagen und gab in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, geborenen von Engelhardt, unter einem Baume am 16. Oct. 1791 seinen Geist auf. So endete dieser einflußreichste Mann aus dem Zeitalter Katharina's II., der, ob er gleich als einer der größten Egoisten zu bezeichnen ist, doch auch sein Augenmerk auf nützliche Gegenstände wendete und seinem Vaterlande, dem er selbst so vieles verdankte, auch hinwiederum von großem Nutzen war. Die Vereinigung der Krim mit dem russ. Reiche ist sein Werk; Cherson, Kertsch, Nikolajew, Sewastopol und viele andere Städte wurden von ihm gegründet, in Taurien Fruchtbäume eingeführt, bei Sudak große Fabrikanlagen gegründet, die neurussl. Provinzen bevölkert und die russ. Flagge auf dem Schwarzen Meere ausgebreitet. Auch verdankte ihm Petersburg eine Glas- und Spiegelmanufactur, die an Größe und Schönheit ihrer Erzeugnisse denen zu Venedig und Paris gleichkommt. Überhaupt schätzte P. die Künste; er liebte leidenschaftlich die Musik und hatte 80 Musiker in seinem Gefolge. Katharina gab den Befehl, daß seine Leiche nach der von ihm gegründeten Stadt Cherson gebracht werde, und bestimmte 100000 Rubel zur Errichtung eines Mausoleums für ihn; doch kam dieses Denkmal nicht zu Stande; vielmehr ließ Kaiser Paul, sobald er 1796 die Regierung angetreten hatte, den Leichnam des übermüthigen, ihm persönlich so verhaßten Günstlings seiner Mutter aus dem Sarge reißen und in den Festungsgraben werfen. Alexander ließ die Gebeine P.'s 1801 wieder bestatten. Doch kam ein Denkmal für ihn erst 1836 unter der Regierung des Kaisers Nikolaus zu Stande, welcher der Stadt Cherson die Erlaubniß ertheilte, P.'s Bildsäule von Bronze, von dem russ. Bildhauer Matow verfertigt, aufzustellen. Vor wenigen Jahren hat auch die obenerwähnte Gräfin Branicka im Jassyschen Kreise von Bessarabien unweit des Erbgutes Sabieni, an dem Wege von Skulani nach Kischinew, einen steinernen sechs Faden hohen Obelisk an derselben Stelle errichten lassen, wo ihr berühmter Oheim starb.

Potenz oder **Dignität** bedeutet in der Mathematik ein Product aus drei oder mehren gleichen Factoren, deren Anzahl der Exponent genannt wird. Nach dem letztern wird die Potenz benannt: zweite, dritte u. s. w.; diejenige Größe, welche mehrmals als Factor gesetzt oder auf eine Potenz erhoben wird, heißt die Grundzahl oder die Wurzel der Potenz, auch wol der Dignand. Die erste Potenz ist keine eigentliche Potenz, indem jede Zahl oder Größe als erste Potenz ihrer selbst betrachtet werden kann. Die zweite Potenz pflegt man Quadrat, die dritte Cubus oder Würfel, die vierte, aber selten, Biquadrat zu nennen. Will man eine Potenz nur andeuten, so setzt man den Exponenten rechts neben die Grundzahl, aber etwas erhöht, z. B. a^5. Nach der obigen Erklärung ist der Exponent stets eine ganze und positive Zahl. Es gibt jedoch auch Potenzen mit negativen und gebrochenen Exponenten, wiewol diese nur uneigentlich Potenzen heißen können. Eine Potenz mit negativem Exponenten ist eigentlich nichts Anderes als ein Bruch, dessen Nenner dieselbe Potenz, aber mit positivem Exponenten, und dessen Zähler die Einheit ist, z. B. $a^{-5} = \frac{1}{a^5}$. Eine Potenz, die

einen Bruch zum Exponenten hat, bezeichnet eine Wurzel, welche zum Radicanden dieselbe Potenz, aber mit Weglassung des Nenners des Exponenten, zum Wurzelexponenten jedoch eben diesen Nenner hat, z. B. $a^{\frac{3}{4}} = \sqrt[4]{a^3}$. Eine Potenz, welche Null zum Exponenten hat, ist stets der Einheit gleich. — In der Mechanik versteht man unter den mechanischen Potenzen oder einfachen Maschinen diejenigen Vorrichtungen, aus welchen alle eigentliche Maschinen zusammengesetzt sind, nämlich den Hebel, die Radwelle, die Rolle, die Schraube und den Keil, zu denen häufig noch die schiefe Ebene und von manchen Schriftstellern die Seilmaschine gerechnet wird. Streng genommen können nur der Hebel und die schiefe Ebene als einfache oder Fundamentalmaschinen gelten.

Poterne bezeichnet im Allgemeinen einen bedeckten, von beiden Seiten geschützten Gang, zur Verbindung eines Festungswerkes mit andern. Die gewöhnlichsten Poternen finden im Hauptwall statt; doch kommen sie auch zur Durchschneidung des Grabens und in den Außenwerken vor. Sie sind entweder gemauert und gewölbt, oder von Holzzimmerung hergestellt; im erstern Falle werden sie, namentlich zur Bestreichung des Grabens, mit Cremailleren, d. h. Schießscharten für das kleine Gewehr, versehen.

Pothier (Rob. Jos.), einer der berühmtesten franz. Rechtsgelehrten, war zu Orleans am 9. Jan. 1699 geboren. Nachdem er bei den Jesuiten seiner Vaterstadt seine erste Bildung erhalten hatte, wollte er sich ursprünglich dem Mönchsstande widmen, änderte aber seinen Entschluß und umfaßte nun mit großem Eifer das Rechtsstudium, in welchem schon sein Vater sich hervorgethan hatte. In einem Alter von 21 Jahren war er bereits Rath beim Präsidialgericht zu Orleans. Sein wahrer Ruhm aber begann mit der Herausgabe seiner vortrefflichen „Pandectae Justinianeae in novum ordinem digestae" (3 Bde., Par. 1748—52 und Leyden 1782; neue Aufl., von Latruffe Montmeylian, Par. 1818—21 Fol., franz. mit gegenüberstehendem Text von Bréard de Neuville, 18 Bde., Par. 1806 fg.). Dieses Werk, welches dazu bestimmt ist, in die zerstreuten Gesetzstellen der Justinianischen Sammlung die Einheit des Systems zu bringen, wurde dem berühmten Kanzler D'Aguesseau dedicirt, der den Werth dieser bedeutenden Leistung erkannte und dem Verfasser den Lehrstuhl des franz. Rechts zu Orleans verlieh. Obgleich P. den Pflichten seines Amtes auf das rühmlichste nachkam, und fortwährend literarisch thätig war, fand er doch noch Gelegenheit, als Rath bei der Chambre du domaine eine einflußreiche praktische Thätigkeit zu entfalten. Zu seinen bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen gehören, außer seiner Bearbeitung der Coutume d'Orléans, seine einzelnen civilrechtlichen Abhandlungen und Versuche, welche unter dem Titel „Traités sur différentes matières de droit civil" (8 Bde., Par. 1773 fg., 4.) erschienen, und als deren Meisterstück der „Traité des obligations" (2 Bde., Par. 1781, 12.) gilt. Sein großes Verdienst in allen seinen Schriften besteht weniger in antiquarisch-philologischer Gelehrsamkeit, als in der großen Klarheit und Consequenz, womit er die obersten Grundsätze des Rechts auf die Verhältnisse und Geschäfte anwendete, kurz in einem rationalen Dogmatismus. Er starb am 2. März 1772 zu Orleans, wo ihm 1823 ein Monument gesetzt wurde. Das herrlichste Denkmal aber, welches er sich errichtet hat, sind seine Werke, welche zuerst als „Oeuvres complètes" (25 Bde., Par. 1810) gesammelt erschienen. Unter den spätern Ausgaben bemerken wir die von Siffrein (17 Bde., Par. 1821—23), von Rogeon und Firbach (2 Bde., Par. 1830) und von Dupin (10 Bde., Par. 1824).

Potocki, eine poln. Familie, deren Stammschloß Potok in der ehemaligen Wojewodschaft Krakau lag, und der noch gegenwärtig sehr bedeutende Herrschaften, besonders in Galizien und der Ukraine, angehören. Vom 16. Jahrh. an bekleideten viele Mitglieder dieser Familie die höchsten Staats- und Kirchenwürden in Polen. — Zu den berühmtesten gehören Jan und Jakub P., tapfere Heerführer zur Zeit Sigismund's III.; ferner Stanislaw P., mit dem Beinamen Nevera, gest. 1667, 88 Jahre alt, Großhetman der Krone, ein Schrecken der Schweden und des Ragozi; Pawel P., Kastellan von Kamieniec, und Antoni P., Gesandter August's II. bei der Kaiserin Anna, dann Wojewode von Belz, und unter August III. Marschall des Adels, zeichneten sich als Staatsmänner und Redner aus. — Graf Stanislaw Felix P., Großfeldherr der poln. Artillerie, war ein verblendeter Aristokrat, und hatte, durch seinen Reichthum vielvermögend, großen Antheil an den poln.

Unruhen von 1788. Da er die Annahme der Verfassung vom 3. Mai 1791 nicht zu hindern vermochte, stiftete er zum Sturze derselben mit Gleichgesinnten die Conföderation von Targowiza (s. d.). Die Kaiserin Katharina II., die er vornehmlich zur Einmischung in die Zwistigkeiten des poln. Volks aufgefodert hatte, zeichnete ihn vielfach aus und übertrug ihm seit 1793 wichtige Geschäfte in Polen. Nach dem Auftreten Kosciuszko's im J. 1794 floh er nach Rußland. Das höchste Gericht der Republik machte ihm den Proceß und verurtheilte ihn als Verräther des Vaterlands zum Tode; sein Vermögen wurde eingezogen und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. Suworow's Siege vereitelten jedoch auch diese Beschlüsse und Katharina ernannte P. 1795 zum Oberfeldherrn. Doch lebte er meist auf seinen Gütern in der Ukraine, von Reue und Schmerz gequält über seines Vaterlands Geschick, das er selbst heraufbeschworen. Er starb 1803. — Seine Söhne traten in russ. Dienste. Einer derselben, Wladimir P., voll Verlangen, des Vaters Schuld zu sühnen, nahm im J. 1809 im poln. Heer den ehrenvollsten Antheil an dem Feldzuge gegen die Östreicher und hatte große Hoffnungen erregt, da er als Oberst 1811 starb. Seine Bildsäule von Thorwaldsen steht in der krakauer Kathedrale. — Graf Ignacy P., geb. 1751, Großmarschall von Lithauen, war einer der Begründer der Constitution vom 3. Mai 1791, für die er durch seine Entschlossenheit auch den König Stanislaw August zu gewinnen wußte. Als die russ. Truppen vordrangen, suchte er am berliner Hofe vergebens Hülfe zu erwirken. Er floh dann nach Dresden und seine Güter wurden confiscirt. Der Aufstand Kosciuszko's im J. 1794 rief ihn nach Warschau zurück, wo er mit der obersten Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt wurde. Im Vertrauen auf die mit Suworow abgeschlossene Capitulation von Warschau blieb er in der Stadt, wurde aber verhaftet und als Staatsgefangener nach Schlüsselburg abgeführt. Paul gab ihm 1796 die Freiheit wieder. Er zog sich hierauf nach Galizien zurück, wo er unter Aufsicht stand, bis er 1806, als Napoleon's Siege neue Hoffnungen weckten, wieder ins öffentliche Leben eintrat. Er hatte sich an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warschau zu Napoleon nach Wien begeben, als er am 30. Aug. 1809 starb. — Graf Stanislaw Kostka P., des Vorigen Bruder, zeichnete sich durch seine Beredtsamkeit schon auf den poln. Reichstagen von 1788 und 1792 aus. Er war General der Artillerie und ein Freund der Verfassung vom 3. Mai, zog sich aber, nachdem König Stanislaw der Targowizer Conföderation beigetreten war, nach Östreich zurück. Ohne weitern Antheil an den poln. Ereignissen widmete er sich dem Studium der Künste und den Wissenschaften, bis 1807 das Herzogthum Warschau errichtet wurde, worauf er sich wieder in sein Vaterland begab und als Mitglied und Präsident der Oberschul- und Erziehungsdirection unermüdet für die geistige Bildung seiner Nation wirkte. Im J. 1815 wurde er vom Kaiser Alexander zum Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts ernannt. Sein Haus in Warschau war eins der glänzendsten, und seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin Lubomirska, eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen. Er starb am 14. Aug. 1821. Seiner großen Rednertalente wegen hieß er princeps eloquentiae. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehört sein Werk über Beredtsamkeit und Stil (4 Bde., Warsch. 1815); ferner seine treffliche, jedoch unvollendet gebliebene, poln. Bearbeitung des Werks von Winckelmann über die Kunst der Alten (Warsch. 1815.). — Graf Jan P., einer der ausgezeichnetsten slaw. Geschichtsforscher, war 1761 geboren. Schon früh faßte er den Entschluß, das dunkle Feld der slaw. Geschichte aufzuklären, bereitete sich dazu durch gründliches Studium der oriental. Sprachen vor und durchreiste den großen Wohnplatz der slaw. Völker von Pommern aus bis Kairo und Kiächta. Dann hielt er sich bis 1812 in Petersburg, später auf dem Lande in Podolien und Volhynien auf, und starb 1816. Seine vorzüglichsten Werke sind „Voyage en Turquie et en Egypte fait en 1784" (Warsch. 1788), „Essai sur l'histoire universelle et recherches sur la Sarmatie" (4 Bde., Warsch. 1789) und „Histoire primitive des peuples de la Russie" (Petersb. 1802), besonders wichtig als Materialiensammlung. Von jedem seiner Werke sind nur 100 Exemplare abgedruckt. P.'s Tagebücher aus dem Kaukasus gab 1823 Klaproth heraus. — Klaudyna P., geborene Gräfin Dzialynska, die Gemahlin des Grafen Bernhard P., geb. 1802 zu Kurnik bei Posen, eilte nach dem Ausbruche der poln. Revolution von 1829 nach Warschau und widmete sich auf den Schlachtfeldern und in den Choleralazarethen der Pflege ihrer leidenden

Landsleute mit einer Hingebung und einem Heroismus, daß sie allgemeine Bewunderung erregte und überall wie ein Schutzengel erschien. Sie theilte darauf das Exil, und starb zu Genf am 8. Juni 1836, wo ihr ihre Landsleute einen schönen Denkstein gesetzt haben.

Potosi, die Hauptstadt des gleichnamigen Departements der südamerik. Republik Bolivia, früher einer Intendantschaft gleiches Namens in dem span. Vicekönigreiche Laplata in Südperu, wurde gegen die Mitte des 16. Jahrh. auf der Südseite des silberreichen, 15700 F. hohen Gebirgs Cerro de Potosi, in einer Höhe von 12200—12500 F. gegründet. Die Straßen der Stadt sind schmal und unregelmäßig, und die Häuser haben ein ärmliches Ansehen; doch gibt es mehre prächtige Kirchen und Klöster. Die Gegend umher ist durchaus nicht zur Cultur geeignet und fast ohne alle Vegetation. Die einzigen Erzeugnisse liefern die sonst so berühmten und zahlreichen Gold- und Silbergruben im obenerwähnten Cerro de Potosi, welche 1547—1820 die ungeheure Summe von ungefähr 1500 Mill. Thlr. lieferten. Die Menge der Indianer und Spanier, welche in jener Zeit der Bergbau dahin zog, war sehr groß, und der Reichthum der Bewohner, unter denen Uppigkeit und Luxus im hohen Grade herrschten, fast unermeßlich. Den Gipfel seiner Blüte hatte P. im Anfange des 17. Jahrh. erreicht, wo es gegen 160000 E. zählte. Durch den Unabhängigkeitskrieg und die darauf folgenden Bürgerkriege der ehemaligen span. Colonien, die wie anderwärts so auch hier den Bergbau so gut wie vernichteten, ist es gänzlich in Verfall gerathen.

Potpourri ist der franz. Name für Olla podrida (s. d.) und wird nicht nur in derselben Bedeutung wie dieses gebraucht, sondern außerdem auch noch, besonders in musikalischer Beziehung, statt Quodlibet (s. d.).

Potsdam, Hauptstadt des Regierungsbezirks gleiches Namens (373 □M. mit 1,100000 E.) der preuß. Provinz Brandenburg und zweite Residenz des Königs, vier Meilen von Berlin, nach diesem die schönste Stadt der preuß. Monarchie, und durch die Eisenbahn und den Aufenthalt des Hofs daselbst im Sommer sehr belebt, liegt an dem Einflusse der Nuthe in die Havel auf einer Insel von vier Meilen Umfang (dem potsdamschen Werder), welche von der Havel, einigen Seen und einem Kanale gebildet wird, und hat 32000 E. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das holländ. Revier gehören, und aus der berliner, nauer, brandenburger und teltower Vorstadt, hat fünf Kirchen, eine Synagoge und eine griech. Kapelle in der russ. Colonie Alexandrowka. Die Straßen sind breit, gerade, mit vielen palastähnlichen Häusern und, wie die Plätze, zum Theil mit Bäumen besetzt; unter den Plätzen sind die vorzüglichsten der Wilhelmsplatz, mit dem Denkmale Friedrich Wilhelm's III.; der Bassinplatz, mitten im Bassin mit einem Gebäude nach holländ. Art auf einer mit Werkstücken eingefaßten Insel, wo Friedrich Wilhelm I. sein Tabackscollegium hielt; der Lustgarten, aus dem Paradeplatz und Park bestehend, mit neun Büsten berühmter preuß. Feldherren aus dem Befreiungskriege, zwölf Marmorstatuen und sechs Kanonen aus verschiedenen Zeitaltern; endlich der alte Markt am Schlosse, auf dessen Mitte ein Obelisk von weißem und rothem Marmor, 75 F. hoch, steht, dessen vier Seiten mit den Brustbildern Kurfürst Friedrich Wilhelm's und der Könige Friedrich's I., Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. geschmückt sind. Unter den öffentlichen Gebäuden ist das königliche Schloß in der Altstadt bemerkenswerth, welches Kurfürst Friedrich Wilhelm zu bauen anfing und Friedrich II. vollendete. Es bildet ein längliches Viereck von drei Geschossen, hat das Hauptportal nach dem alten Markt und die Hauptfaçade nach der Garten- und Havelseite zu. Einen herrlichen Effect bewirken die Säulenreihen auf der Seite gegen die 600 F. lange, von 1822—25 erbaute Havelbrücke und zwischen der Mitte des Flügels und dem königlichen Reitpferdestalle; die erstere besteht aus 20 und die andere aus 32 freistehenden korinthischen Säulen mit dazwischen aufgestellten Gruppen und Statuen. Andere ausgezeichnete Gebäude sind das Rathhaus, welches Friedrich II. 1754 nach dem Muster des amsterdamer erbauen ließ; das Militairwaisenhaus, auf der Waisenstraße, 400 F. lang, vier Stock hoch, mit einem Thurm von 148 F.; unter den Kirchen die Garnison- und Hofkirche mit dem schönen Glockenspiele auf dem 365 F. hohen Thurme und einer marmornen Kanzel, unter welcher, in einem Gewölbe, die Leichname Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. beigesetzt sind; die nach Schinkel's Riß 1830—37 erbaute Stadtkirche zu St.-Nicolai, die, nachdem ein Umbau nöthig geworden, zum Theil abgetragen wurde

und nach dem Muster des Pantheon zu Paris prächtig hergestellt wird; die heilige Geistkirche, mit einem hohen prachtvollen Thurme, und die franz.-reformirte Kirche, die nach dem Pantheon zu Rom erbaut ist; endlich auch das Schauspielhaus, das Casino, das große Reit- und Exercierhaus und die Husaren- und Uhlanencasernen. P. ist der Sitz der Regierung und der Oberrechnungskammer, der Staatsbuchhalterei und mehrer anderer Behörden, sowie der kurmärkischen ökonomischen Gesellschaft; auch bestehen daselbst ein Gymnasium, ein Cadetteninstitut, ein Landschullehrerseminar, eine Gärtnerlehranstalt mit einer Landesbaumschule, eine Stiftung zur Ausstattung tugendhafter Mädchen unter dem Namen „Luisendenkmal", das Militairwaisenhaus mit 600 Zöglingen und das Civilwaisenhaus für Söhne unbemittelt gestorbener Staats- und Gemeindebeamten. Unter den Gewerbsanstalten nimmt die königliche Gewehrfabrik, die wöchentlich gegen 800 Gewehre liefert, den ersten Platz ein. Hier werden die in Spandau geschmiedeten Flintenläufe geschäftet und equipirt, die Gewehre mit Schlössern versehen und in fertigen Stand gesetzt. Ausgezeichnet sind auch die Zuckersiederei, nach der stettiner die größte in der Monarchie, und eine Chokoladenfabrik, welche mit Dampfkraft arbeitet. Die übrigen Fabriken in Taback, Baumwolle, Seidenzeuchen, Bleistiften, Leder, Tuch und Wachsleinwand sind unbedeutend. Vor den meisten Thoren findet man schöne Alleen und weiter hin, größtentheils an der Havel, Wälder, buschige Hügel und Weinberge. Durch das brandenburger Thor, einen schönen, mit freistehenden korinthischen Säulen gezierten Triumphbogen, nach dem Muster des Trajanischen in Rom, gelangt man nach dem königlichen Lustschlosse Sanssouci (s. d.). Außerdem liegen in den schönen Umgebungen von P. noch die königlichen Lustschlösser Charlottenhof, die Villa des jetzigen Königs als Kronprinzen, die Villa des Prinzen Wilhelm auf dem Babertsberge bei Klein-Glienicke, die Villa des Prinzen Karl in Klein-Glienicke an der Havel, wo eine prachtvolle Brücke über den breiten Fluß führt; die Pfaueninsel in der Havel, das königliche Weinbergshaus auf dem Pfingstberge, das Belvedere auf dem Brauhausberge, das Jagdschloß der Stern, das königliche Landhaus auf der Privatdomaine Paretz u. s. w. Die Stadt P. entstand im 17. Jahrh. aus einem unansehnlichen Fischerdorfe, welches ursprünglich von Wenden bewohnt, auf dem heutigen Kiez stand. Der große Kurfürst erhob dasselbe zuerst aus seiner Unbedeutendheit, indem er 1660—73 das königliche Schloß bauen und mehre Straßen anlegen ließ. Friedrich Wilhelm I. umgab den Ort mit Mauern und gründete die Neustadt und den Wilhelmsplatz, und Friedrich II. verschönerte ihn durch viele Prachtgebäude, das Rathhaus, das Schloß Sanssouci, die Bildergalerie, das Cavalierhaus, das neue Palais u. s. w. Friedrich Wilhelm II. begann den Bau des Marmorpalastes, und auch Friedrich Wilhelm III. fuhr fort, die Stadt durch Gebäude und Anlagen zu verschönern. Vgl. Schmidt, „Geschichte und Topographie der königlichen Residenzstadt P." (Potsd. 1825) und Cosmar, „Wegweiser durch Berlin und durch P. Mit den Planen von Berlin und P." (9. Aufl., Berl. 1845).

Pott (Dav. Jul.), protestantischer Theolog, wurde am 10. Oct. 1760 zu Nettelrede im Hannoverschen geboren und empfing seine Vorbildung theils durch Hauslehrer, theils auf dem Pädagogium zu Ilfeld. Nachdem er in Göttingen, namentlich unter Koppe's Leitung, studirt hatte, wurde er 1783 Repetent und ging 1787 als außerordentlicher Professor der Theologie nach Helmstedt, wo er im folgenden Jahre die theologische Doctorwürde und eine ordentliche Professur erhielt. Im J. 1798 zum Abt des Klosters Marienthal ernannt, nahm er als solcher an den Versammlungen der braunschweig. Landstände Theil. Nach Aufhebung der Universität zu Helmstedt wurde er 1810 wieder nach Göttingen zurückversetzt und wirkte nun vorzugsweise für das homiletische Seminar, sowie für gemeinnützige Anstalten mit ebenso großem Eifer als Erfolg. Er war bereits 1816 Consistorialrath geworden; 1837 erhielt er die Würde eines Obereonsistorialraths. Er starb am 18. Oct. 1838. Von seinen Werken erwähnen wir die lat. Commentare über den Brief Jacobi (3. Aufl., Gött. 1816) und über die Petrinischen Briefe (2. Aufl., Gött. 1810), die sich ganz in der Weise seines Lehrers Koppe halten, sowie die Schrift „Moses und David, keine Geologen" (Berl. 1799). — Aug. Friedr. P., ein Verwandter des Vorigen, geb. ebenfalls zu Nettelrede 1802, widmete sich seit 1821 in Göttingen theologischen und philologischen Studien, wurde 1825 Collaborator an der Schule zu Celle, legte aber 1827 diese Stelle nieder und ging

nach Berlin, wo er sich bei der Universität habilitirte. Im J. 1833 wurde er Professor an der Universität zu Halle. Seine Werke sind in ethnographischer und linguistischer Beziehung von großer Bedeutung. Dahin gehören seine „Etymologischen Forschungen" (2 Bde., Lemgo 1833—36), „De borussico-lithuanicae tam in slavicis quam letticis linguis principatu" (2 Abhandl., Halle 1837—41, 4.) und „Die Zigeuner in Europa und Asien" (2 Bde., Halle 1844—45).

Pott (Percival), ein berühmter engl. Chirurg, geb. zu London am 26. Dec. 1713, studirte daselbst am St.-Bartholomäushospitale und wurde an dieser Anstalt 1745 als assistirender und 1749 als dirigirender Wundarzt angestellt. Als praktischer Chirurg wie als Lehrer gleich ausgezeichnet, hatte er einen großen Antheil an den bedeutenden Fortschritten der Chirurgie in England. Nachdem er 1787 seine Stelle aufgegeben hatte, starb er am 22. Dec. 1788. Von großer Wichtigkeit für die Chirurgie sind seine Schriften, so besonders „A treatise on ruptures" (2. Aufl., Lond. 1766), „An account of a particular kind of rupture, frequently attended upon new-born children" (2. Aufl., Lond. 1765), „Observations on that disorder of the corner of the eye commonly called Fistula lacrymalis" (5. Aufl., Lond. 1775), „Remarks on the disease commonly called Fistula in ano" (2. Aufl., Lond. 1765; deutsch von Plenk, Wien 1768), „Some remarks on fractures and dislocations" (2. Aufl., Lond. 1768) und „Observations on the nature and consequences of those injuries, to which the head is liable from external violence" (Lond. 1768; deutsch, Nürnb. 1768). Eine Sammlung seiner Werke erschien unter dem Titel „Chirurgical works" (2. Aufl., 3 Bde., Lond. 1791; deutsch, 2 Bde., Berl. 1787—88).

Pottasche heißt das unreine kohlensaure Kali (s. d.), welches durch Auslaugen der Asche, die man aus verschiedenen Holzarten und krautartigen Pflanzen durch das offene Verbrennen derselben in besonders dazu eingerichteten Öfen oder Gruben erhalten hat, bereitet wird und vielfältig in Glasfabriken, Seifensiedereien, Bleichereien, Färbereien, Blaufarbenwerken und chemischen Fabriken Anwendung findet. Die ganze Procedur der Pottaschesiedereien zerfällt in das Sieben der Asche, das Auslaugen derselben mit heißem Wasser, wobei man auch für häuslichen Gebrauch die Lauge gewinnt, das Abdampfen oder Versieden und das Glühen des Rückstandes. Man erhält so eine graue oder bläuliche, poröse, an der Luft feucht werdende, noch vielfach verunreinigte Masse. Soll die Pottasche ein ganz weißes, reines, alkalisches Salz darstellen, so muß man die feinste und beste Pottasche noch verschiedene Male auflösen, wieder verdunsten und anschießen lassen und sie zuletzt in wohlverwahrten Gefäßen verschließen, weil sie sonst die Feuchtigkeit aus der Luft an sich zieht; gleiche Vorsicht ist auch bei den Verpacken der Pottasche in Fässer oder Tonnen für den Handel anzuwenden. Die Pottasche wird hauptsächlich aus Nordamerika von Neuyork und Boston, aus Böhmen, Mähren, Ungarn, Galizien und Illyrien von Triest und Fiume, aus Preußen von Kolberg, Danzig, Elbing, Königsberg, Memel und Stettin, aus Polen und Rußland von Riga, Libau, Reval, Petersburg, Feodosia und Archangel, aus Schweden und Norwegen von Karlskrona, Christianstadt, Halmstad und Warburg zum Handel gebracht.

Potter (John), ein namhafter engl. Philolog und Alterthumsforscher, geb. 1672 zu Wakefield, wurde, nachdem er seine Studien zu Oxford vollendet hatte, Professor der griech. Sprache daselbst, stieg 1737 bis zur höchsten Würde eines Erzbischofs von Canterbury und Primas von England und wußte sich in dieser Stellung bis an seinen Tod, am 21. Oct. 1747, die Liebe und das Vertrauen der ganzen Nation ebenso wie des Königs zu erhalten. Seine gelehrte Thätigkeit erstreckte sich theils auf die Bearbeitung einzelner Schriftsteller, namentlich des Lykophron (Oxf. 1697; 2. Aufl., 1702, Fol.) und des Clemens von Alexandria (Oxf. 1715, Fol., und 2 Bde., Ven. 1757, Fol.), theils auf die Erläuterung der griech. Alterthümer in der „Archaeologia graeca or the antiquities of Greece" (2 Bde., Oxf. 1699; 9. Aufl., 2 Bde., Lond. 1776; deutsch von Rambach, 3 Bde., Halle 1775—78).

Potter (Louis de), einer der Hauptanstifter der belg. Septemberrevolution, geb. zu Brügge 1786, literarisch gebildet, reich und unabhängig, führte in seiner Jugend ein ausschweifendes Leben und hielt sich während Napoleon's Herrschaft meist in Rom und Toscana auf, wo er, namentlich in den Archiven zu Rom, den Stoff zu seinen Schriften sammelte, die er seit seiner Rückkehr im J. 1817 in Brüssel ausarbeitete. Zunächst machte er

sich bekannt durch seinen „Esprit de l'église" und ähnliche Angriffe auf das katholische Kirchenthum und die röm. Curie; doch das meiste Aufsehen erregte seine „Vie de Scipion de Ricci" (3 Bde., Brüss. 1825; deutsch, Stuttg. 1827), worin er seinen Haß gegen die Geistlichkeit und die Aristokratie aussprach. Auch arbeitete er an mehren politischen Zeitschriften. Ungeachtet er mit den niederländ. Ministern in Verbindung stand, gelang es ihm doch nicht, eine bedeutende Anstellung zu erhalten. Deshalb stellte er sich an die Spitze einer Gesellschaft, zu der die Hauptarbeiter des „Courrier des Pays-Bas" gehörten, und trat nun in Opposition gegen die Regierung. Scharfe Artikel im „Courrier" vom J. 1828 gegen die Minister zogen ihm eine Gefängnißstrafe von 18 Monaten und eine Geldbuße von 1000 Fl. zu, was große Unzufriedenheit im Volk erregte. Bisher ein erklärter Antipapist und obwol von der liberalen Partei gefeiert, doch von der katholischen als Atheist verabscheut, trat er plötzlich aus Haß gegen den Minister von Maanen in ein anderes Verhältniß zu dieser, söhnte sich, zum Behuf einer Opposition auf Leben und Tod gegen die Regierung, mit ihr aus und stellte sich an die Spitze der sogenannten Union der Republikaner und der Katholiken. Vom Gefängniß aus erließ er die erbittertsten Brandschriften gegen die Regierung, welche die Gemüther zur Revolution vorbereiteten, und wurde jetzt auf einmal, lediglich um der Regierung zu schaden, ganz im Widerspruch mit seiner wahren Gesinnung, zum Verfechter der Aristokratie und des Papstthums. Der Plan zu einer Nationalunterzeichnung, um mit dem gesammelten Gelde verdrängte Beamte zu unterstützen und patriotische Mitbürger zu belohnen, den er vom Gefängnisse aus anregte und der im Grunde nichts Anderes als eine Auffoderung zur Revolution war, sowie der Briefwechsel, den er deshalb mit dem im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellten Tielemans führte, der aber entdeckt wurde, zog Beiden nebst andern Theilnehmern einen Hochverrathsproceß zu. Das Gericht verurtheilte ihn am 30. Apr. 1830 zu achtjähriger Verbannung. Sein Revisionsgesuch wurde verworfen, und er begab sich im Juli 1830 nach dem Rhein. Unterdeß brach die franz. Julirevolution aus, in Folge deren er nach Paris ging, nachdem er zuvor aus Aachen am 2. Aug. einen später bekannt gemachten Brief an den König der Niederlande geschrieben, worin er, auf die Juliwoche in Frankreich deutend, ihn auffoderte, Belgien zu retten, so lange es noch Zeit sei. Als hierauf der Aufstand in Brüssel ausbrach, begab er sich nach Brüssel, wo er sogleich zum Mitglied der provisorischen Regierung ernannt wurde. Im Centralausschusse entwarf er das neue Staatsgrundgesetz. Am 10. Nov. eröffnete er den Nationalcongreß, in welchem er für die Errichtung einer Republik, aber vergeblich, sprach; denn es trat die merkwürdige Erscheinung ein, daß der kurz zuvor so gefeierte Mann plötzlich auf einmal allen Einfluß verlor und zum Schatten eines Volksführers wurde; die natürliche Folge seiner sittlichen und geistigen Gehaltlosigkeit, sowie des Umstandes, daß er sich zum Werkzeuge einer Partei, wie der katholischen, gemacht, die ihn jetzt, da sie ihn nicht mehr brauchte, fallen ließ. Als gegen seine Meinung die Mehrheit der provisorischen Regierung ihre Gewalt in die Hände des Nationalcongresses niederzulegen beschloß, verzichtete er am 13. Nov. 1830 auf seine Stelle und begab sich, da seine Abdankung gleichgültig aufgenommen wurde, bald darauf nach Paris. Vor der Wahl des belg. Regenten trat er wieder in Brüssel auf, kehrte aber, als sie erfolgt war und er zur Einsicht gekommen war, daß er für immer moralisch-politisch vernichtet sei, nach Paris zurück, wo er eine „Histoire du christinisme" (8 Bde., Par. 1836 fg.), die wieder ganz seinen frühern Ansichten huldigte, herausgab, 1838 über die kölner Angelegenheit sich vernehmen ließ und später ein Schriftchen „Y aura-t-il une Belgique?" veröffentlichte. Gegenwärtig lebt er, als gefallene politische Größe, abwechselnd in Paris und Brüssel.

Potter (Paul), einer der berühmtesten holländ. Maler, geb. zu Enkhuysen 1625, erhielt durch seinen Vater, Pieter P., einen mittelmäßigen Maler, den ersten Unterricht. Schon in seinem 15. Jahre lieferte er allgemein bewunderte Werke, und nachdem er sich im Haag niedergelassen, sah er sich mit so viel Aufträgen beehrt, daß er gar nicht alle übernehmen konnte. Besonders arbeitete er viel für den Prinzen von Oranien. Sein Fach waren Thiermalerei und Landschaften, doch zeichnete er sich hauptsächlich in der erstern aus; die letztern dienten ihm gewöhnlich nur, um die Kühe, Schafe, Ziegen, die seine Lieblingsgegenstände waren, im mannichfachsten Leben und in den abwechselndsten Gruppen zu zeigen.

Sein Colorit ist ungemein glänzend, und so fein er auch alle einzelne Theile ausführte, so wenig findet sich eine Spur von Zwang, Steifheit und Manier. Gewöhnlich arbeitete er nur Stücke von mäßigem Umfang; eine Ausnahme hiervon machen die Bärenjagd im amsterdamer Museum, die große Ochsenheerde, die beim Transport nach Petersburg auf der See unterging, und sein Hirte mit einer Heerde in natürlicher Größe, gewöhnlich der junge Stier genannt, eines seiner ausgezeichnetsten Werke. Am berühmtesten wurde er durch seine Pissende Kuh. Auch hat man geätzte Blätter von ihm, die in hohem Werthe stehen. Seine Spaziergänge waren immer nur dem Studium gewidmet; auf ihnen skizzirte er, was er in seinem Fache wahrnahm. Seine rastlose Thätigkeit ließ ihn kein hohes Alter erreichen; er starb 1654 zu Amsterdam, wohin er sich zwei Jahre vor seinem Tode begeben hatte. Cabinetsstücke von ihm werden unter allen holländ. Thierstücken am theuersten bezahlt. Seine pissende Kuh, welche aus der kasseler Galerie nach Paris geführt wurde, kaufte der Kaiser Alexander von Rußland 1814 in Paris aus der Galerie in Malmaison für 6000 Thlr. Sein Stier, der ursprünglich dem Prinzen von Oranien gehörte, wurde 1795 von den Franzosen weggeführt und war hierauf eine der vorzüglichsten Zierden des pariser Museums, bis er 1815 wieder nach dem Haag gebracht wurde, wo er die Gemäldesammlung schmückt. Außerdem finden sich Hauptbilder von ihm in Petersburg, London, Paris, Antwerpen, Scheveningen, Dresden, Wien und München. Theuer und höchst selten sind auch seine Handzeichnungen.

Pottery, d. i. Töpferei, nennt man in England die Fabrikgegend in der Grafschaft Stafford, welche das berühmte engl. Steingut u. s. w. liefert. Sie umfaßt das Thal des obern Trent in einer Länge von mehr als 1½ □M., mit einer Bevölkerung von ungefähr 75000 Menschen, in 14 kleinen Städten und Dörfern, die nach und nach so aneinander gerückt sind, daß sie jetzt fast eine einzige Stadt bilden. Die Pottery hat ein sehr besonderes Ansehen; sie besteht zum Theil aus einem verworrenen Haufen kunstloser Gebäude, die, durch blose Feldwege verbunden, mitten unter Meiereien und Äckern liegen, und ist stets mit einer dichten Rauchwolke bedeckt, die aus den Brennöfen aufsteigt. Ebenso eigenthümlich sind Leben, Sitten und Verfassung in diesem industriellen Freistaat. In dem Hauptorte Stanley erscheint eine Pottery gazette; ja es hat sich sogar ein wissenschaftlicher Verein gebildet, der sich Philosophical society of the pottery nennt. Die Pottery verdankt ihr Aufkommen dem Unternehmungsgeiste Wedgwood's (s. d.), sowie dem Umstande, daß sich daselbst die ergiebigsten Steinkohlenminen und die Gruben des besten Thons befinden. Im Anfange des 18. Jahrh. war die Gegend nur von wenigen Landleuten bewohnt, die grobe Töpferwaaren verfertigten.

Pottfisch, s. Kaschelot.

Poudrette nennt man ein aus getrockneten menschlichen Excrementen, Kalk, Gyps, Mergel, Asche, gebrannter Erde u. s. w. bereitetes, in Gruben einer Gährung ausgesetztes, dann getrocknetes und mit Walzen gemahlenes geruchloses Düngepulver, das zuerst in Frankreich in Anwendung kam und allerdings von großer Wirkung als Beförderungsmittel des Pflanzenwachsthums ist, indeß mehr bei dem Garten- als bei dem Ackerbau benutzt werden kann, weil seine Bereitung mühsam und mit einem außerordentlichen Substanzverlust verbunden ist. Mehr Empfehlung scheint das Verfahren zu verdienen, welches Payen in Paris anwendet, um alle Excremente und andere stinkende und nasse Stoffe ohne Substanzverlust auszutrocknen, geruchlos zu machen und in einen jedem Boden und Gewächs zusagenden Dünger umzuwandeln. Es besteht solches darin, daß dergleichen Substanzen mit thierischer Kohle und calcinirter Erde versetzt werden. Der auf diese Weise gewonnene Dünger wird thierisches Schwarz (noir animalisé) genannt.

Pougens (Marie Charl. Jos. de), franz. Dichter und Sprachforscher, geb. zu Paris am 15. Aug. 1755, der Sohn des Prinzen Conti und einer hohen Person am Hofe, wurde als Kind der Madame Bangé übergeben, die ihn von den ausgezeichnetsten Privatlehrern unterrichten ließ. Schon in seinem zwölften Jahre versuchte er sich in einem deutschen Gedichte „Aurora", bei dem ihm Geßner's „Idyllen" vorschwebten. Für die diplomatische Laufbahn bestimmt, wurde er 1776 nach Rom geschickt, um sich unter dem Cardinal Bernis zu bilden, dem er vom franz. Hofe dringend empfohlen war. Seinen Aufenthalt in

Rom und seinen Umgang mit bedeutenden Männern, besonders mit Jostin d'Urban, benutzte er zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung, welche er in einem auf zehn Foliobände berechneten „Trésor des origines des langues et dictionnaire grammatical et raisonné de la langue franç.", von dem er 1819 einen Probeband drucken ließ, und der bei seinem Tode fast ganz vollendet war, bethätigen wollte. Als 20jähriger Jüngling nahmen ihn die Akademie zu Boulogne und die Crusca als Mitglied auf. Einige Jahre später wurde er von den Blattern befallen und erblindete. In Frankreich, wohin er zurückgekehrt war, um Heilung zu suchen, beraubte ihn ein Charlatan, der ihm den Staar operirte, in seinem 24. Jahre gänzlich der Augen. Er blieb nun mehre Jahre in Paris, bis er mit einem diplomatischen Auftrage nach London geschickt wurde, wo er bei den Unterhandlungen über den Handelsvertrag zwischen Frankreich und England von 1786 gute Dienste leistete. Die Revolution raubte ihm seine bedeutenden Einkünfte, welche theils aus dem Staatsschatze, theils aus einem Priorate, das er als Malteserritter besaß, flossen. Er sah sich nun auf literarischen Erwerb angewiesen und übersetzte G. Forster's „Ansichten vom Niederrhein" und andere Werke. Als seine Noth am höchsten war, gründete er ein Buchhändlergeschäft, dem er durch unermüdliche Thätigkeit einen bedeutenden Schwung verlieh. Aber unverschuldete Unglücksfälle erschütterten den Wohlstand, den er sich auf diese Weise wiederum geschaffen hatte, und nur durch ein Anlehen, welches ihm Napoleon gewährte, konnte er sich wieder zu neuer Thätigkeit aufraffen. Im J. 1805 vermählte er sich mit Miß Sayer, Nichte und Gemahlin des brit. Admirals Boscoven. Hierauf zog er sich 1808 vom Handel zurück und ließ sich zu Vaux-buins bei Soissons nieder, wo ihm seine unbegrenzte Mildthätigkeit den ehrenvollen Titel Bonhomme verschaffte, der ihm lieber war, als alle glänzenden Auszeichnungen. Er war Mitglied der Akademie der schönen Künste, und starb am 19. Dec. 1833. Unter seinen gelehrten Schriften erwähnen wir noch „Essai sur les antiquités du nord et les anciennes langues septentrionales" (2. Aufl., Par. 1799) und „Archéologie franç., ou vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude" (2 Bde., Par. 1823), ein gelehrtes Werk, mit Beispielen aus den franz. Schriftstellern des 12.—16. Jahrh. Von seinen Dichtungen verdienen die geistreichen „Contes" (Par. 1798) und die „Quatre âges" besonders hervorgehoben zu werden.

Poularden heißen verschnittene Hühner, die sich, wie die Kapaunen, vorzüglich gut mästen lassen und ein noch besseres, zarteres Fleisch geben als diese. Besonders häufig kommen die Poularderien in Frankreich vor.

Pouqueville (Franç. Charl. Hugues Laurent), ein durch seine Reisen in Griechenland bekannter franz. Gelehrte, geb. im Nov. 1770 zu Merlerault im Ornedepartement, gest. zu Paris am 20. Dec. 1838, widmete sich ursprünglich dem Studium der Medicin und erwarb sich durch seine Abhandlung über die oriental. Pest, die er in Ägypten und Syrien beobachtet hatte, einen ehrenvollen Ruf auf diesem Felde. Nachdem er eine Zeit lang Mitglied der ägypt. Commission gewesen war, dann eine Reise nach Konstantinopel und Griechenland unternommen hatte, sendete ihn Napoleon als Generalconsul zu Ali Pascha nach Janina, bei dem er bis 1812 blieb, worauf er zum Generalconsul in Patras ernannt wurde. Bei seiner Liebe für historische, geographische und archäologische Beschäftigungen, unterstützt durch seine günstige Stellung und als Zeitgenosse wichtiger Ereignisse, war er vor Vielen geeignet, über Griechenland Aufschlüsse zu geben, nur ist zu beklagen, daß auch seine Forschungen, wie die der meisten seiner Landsleute, viele Spuren von Flüchtigkeit und Ungründlichkeit an sich tragen, obgleich die Partien in seinen Werken, worin er eigene Anschauungen gibt, die gelungensten sind. Zuerst erschien seine „Voyage en Morée, à Constantinople, en Albanie etc." (mit Karten von Barbié du Bocage, 3 Bde., Par. 1805), dann die „Voyage de la Grèce" (mit Karten und Ansichten, 5 Bde., Par. 1820—22, 4.; 2. Aufl., 6 Bde., 1826—27, und Frankf. 1838), zuletzt „La Grèce, histoire et description" (Par. 1835) für das „Univers pittoresque". Auch lieferte er die Einleitung zu Blount's „Peloponnese" (Par. 1834, Fol.). Eine noch größere Verbreitung erlangte trotz aller Schwulst und Parteilichkeit seine „Histoire de la régénération de la Grèce, 1740—1824" (4 Bde., Par. 1824). Außerdem hat er als Mitglied der Akademie der Inschriften mehre Memoiren über Illyrien, die walach. Colonien in Griechenland und ein sehr interessantes „Mémoire histo-

rique et diplomatique sur le commerce et les établissements franç. au Levant" verfaßt, welches die Zeit vom J. 500 bis ins 17. Jahrh. begreift und im zehnten Bande der Memoiren der Akademie (Par. 1833) enthalten ist. Auch gab er ein „Mémoire" über Ali von Janina (Par. 1820) und eine „Notice" über dessen Tod (Par. 1822) heraus.

Poussin (Nicolas), Historien- und Landschaftmaler, geb. zu Andelys in der Normandie 1594, stammte aus einer edeln, aber sehr armen Familie. Er machte seine ersten Studien in seiner Heimat und in Paris unter sehr mittelmäßigen Meistern mit ausgezeichneten Fortschritten. Sein Verdienst war bereits anerkannt und verschaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, 1624 nach Italien ging. In Rom trat der Dichter Marini mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß und flößte ihm Geschmack an den Dichtern Italiens ein, in denen P. reichen Stoff für seine Compositionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es P. an Unterstützung, und er sah sich genöthigt, seine Arbeiten zu sehr niedrigen Preisen zu verkaufen. Dennoch war er unablässig theils mit der Ausübung seiner Kunst, theils mit den vielseitigsten darauf bezüglichen Studien beschäftigt. Auch seine Unterhaltung, seine Spaziergänge, seine Lecture hatten fast immer Bezug auf seine Kunst. Für seine Figuren diente ihm die Antike zum Muster; er modellirte mit vielem Geschick und gewiß wäre er, wenn er sich mehr darauf gelegt hätte, ein trefflicher Bildhauer geworden. Endlich fand er wieder großmüthige Unterstützung durch den Cardinal Francesco Barberini und den Ritter Cassiano del Pozzo, für welchen er die sieben Sacramente malte. Durch diese treffliche Folge von Gemälden wurde P. auch in Frankreich berühmt und 1640 vom Cardinal Richelieu nach Paris berufen, um die Galerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. ernannte ihn zu seinem ersten Maler. Er erhielt in Paris viele Aufträge, fand aber auch zugleich eine Menge Widersacher, namentlich an den Malern und Architekten, welche bereits die Decoration des Louvre begonnen hatten. Er sah sich genöthigt, damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten geradezu wegschaffen ließ. Auch hatte er gegen die ganze Schule des von der Königin begünstigten Simon Vouet zu kämpfen, und überdies gefielen seine Gemälde dem auf das Glänzende und Blendende gerichteten Geschmacke der Franzosen weniger als den kunstsinnigen Italienern. Unter solchen Verhältnissen gab er schon im Sept. 1642 seine Stellung in Paris wieder auf und kehrte nach Rom zurück, wo er nun bis zu seinem Tode, 1665, sich aufhielt. Obgleich Ludwig XIV. ihm Titel und Gehalt gelassen hatte, so lebte P. doch immer in sehr beschränkten Umständen. Seine Uneigennützigkeit verschmähte die Mittel, sich zu bereichern, was ihm nicht schwer hätte werden sollen; er arbeitete mehr für den Ruhm als für den Gewinn. Am bedeutendsten war er im Fache der Landschaft. Auf Grundlage des bisher von den Bolognesern und den in Rom wohnenden Niederländern Geleisteten schuf er die sogenannte heroische Landschaft, welche nach den Gesetzen bedeutsamer Massenvertheilung angeordnet, in ihren sanften und großen Formen den Schauplatz für ein goldenes, idyllisches Zeitalter darbieten sollte. P. selbst blieb dabei in der Färbung hart und kalt; viel weiter gelangte sein Schwager und einziger Schüler Kasp. Dughet, gewöhnlich Gasparo Poussin genannt, geb. in Rom 1613, gest. 1675, welcher das Element der Luft und des Lichts beifügte. Als Historienmaler wird P. meist überschätzt, zumal wenn ihn seine Landsleute Rafael gleichstellen. Er besaß allerdings die tiefste Wissenschaft der Zeichnung und der Composition, welche letztere in Betreff der Gruppirung wie der Detailanordnung vollendet zu nennen ist. Auch in der Zeichnung sind ihm ein plastischer Ernst und eine strenge Bestimmtheit des Stils nicht abzusprechen. Allein es geht durch seine Bilder eine so eisige Verstandeskälte, eine so durchgreifende Berechnung und Befangenheit, daß sie auch den Beschauer kalt lassen und ihn sogar oft durch Affectation abstoßen. Dazu kommen noch die geringe Kraft des Ausdrucks und das trübe, blasse Colorit, in welchem man Mühe hat, die Studien nach Tizian wiederzuerkennen, welche P. gemacht haben soll. Immer aber bleibt ihm das Verdienst, der Entartung und Willkür in der franz. Kunst für einige Zeit Stillstand geboten und sie auf eine strengere, classische Bahn geleitet zu haben. Zu seinen berühmtesten historischen Werken, die sich meist im Louvre befinden, gehören außer den sieben Sacramenten, die er zweimal ausführte, die Sündflut, Germanicus, die Einnahme von Jerusalem, das Abendmahl, die Pest der Philister, Rebekka, die Ehebrecherin, Moses als Knabe, Moses, der mit seinem

Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, die Anbetung des Goldenen Kalbes, Johannes, welcher in der Wüste tauft, u. s. w. Nach ihm haben gestochen Chateau, Poilly und am vorzüglichsten G. Audran, J. Pesne und Claudine Stella. Kasp. Poussin hat zehn Blatt Landschaften selbst geätzt, und nach ihm hat F. Vivares vortrefflich gestochen.

Pozzo di Borgo (Carlo Andrea, Graf), ein geschickter Diplomat der neuesten Zeit, wurde am 8. März 1768 in Alala, einem Städtchen auf der Insel Corsica, geboren. Seine Familie, obschon arm, war eine der ältesten der Insel und bewohnte seit Jahrhunderten das Dorf Pozzo di Borgo, welches jetzt in Trümmern liegt. Beim Ausbruche der franz. Revolution lebte P. in der Heimat als einflußreicher Advocat, zeichnete sich durch seinen Revolutionseifer aus und wurde 1791 als Abgeordneter von Ajaccio in die Gesetzgebende Versammlung nach Frankreich geschickt. Hier trat er in den diplomatischen Ausschuß und erklärte sich mit großer Heftigkeit für den Krieg gegen Östreich und Preußen. Nach seiner Rückkehr auf Corsica, im Sept. 1792, schloß er sich jedoch aus unbekanntem Grunde ganz entschieden Paoli (s. d.) an, während die Bonapartes der Republik treu blieben. Seitdem entbrannte ein unauslöschlicher Haß zwischen diesen beiden Familien und deren Häuptern. P. erhielt unter dem Vicekönig Elliot die Präsidentschaft des corsischen Staatsrathes, dann die eines Staatssecretairs, mußte sich aber, von dem Hasse der französisch gesinnten Städte verfolgt, mit den Engländern einschiffen. Er lebte nun 18 Monate in London, verband sich mit den franz. Emigranten und übernahm im Interesse der Bourbons mehre geheime Sendungen. Im J. 1798 begab er sich nach Wien, um die Erneuerung der Coalition zu fördern. Ein gleich heftiger Feind Bonaparte's wie der Republik, trat er 1802 mit dem Titel eines Staatsraths in russ. Dienste; im J. 1803 ging er als diplomatischer Commissar zur engl.-neapolitan. Armee und 1806 in gleicher Eigenschaft zum preuß. Heere. Mit dem Frieden zu Tilsit verließ P. den russ. Dienst und ging nach Wien, wo er für den Krieg von 1809 die größte Thätigkeit entwickelte. Napoleon verlangte deshalb nach dem Frieden seine Auslieferung, die das östr. Cabinet aber zurückwies. P. aber ging noch im J. 1809 nach Konstantinopel, bereiste Syrien und traf über Smyrna und Malta im Oct. 1810 in London ein, wo er den Haß gegen Napoleon und Frankreich nährte. Als Napoleon 1812 in Rußland eindrang, suchte er das Bündniß zwischen Rußland und England herzustellen. Von Alexander nach Petersburg berufen, reiste er über Stockholm und stimmte den Kronprinzen Bernadotte zum Bunde gegen Frankreich. Als sich Alexander zu Kalisch zum Frieden mit Napoleon geneigt zeigte, soll er denselben in Aussicht auf die Machtvergrößerung Rußlands zur Fortsetzung des Kampfes und zur Aufrufung der Völker bewogen haben. Nach der Schlacht bei Bautzen begab er sich zu Bernadotte nach Stralsund, besiegte dessen Unentschiedenheit und führte ihn auf den Kriegscongreß nach Trachenberg. Hier halfen die drei größten Feinde Napoleon's, P., Moreau und Bernadotte, den gegen Frankreich selbst gerichteten Kriegsplan zu Stande bringen. Nach dem Waffenstillstande und dem Beitritte Östreichs ging er mit dem Range eines Generalmajors als Commissar zur schwed. Armee, nach der Schlacht bei Leipzig aber nach Frankfurt am Main, um von hier aus Verbindungen mit Frankreich anzuknüpfen. Als England schwankte, sein ganzes Gewicht aus Eifersucht gegen Rußland in die Wagschale zu legen, schickte ihn Alexander im Jan. 1814 nach London. Es gelang ihm auch, den Minister Castlereagh mit sich in das Hauptquartier der Verbündeten zu Baden zu führen. Mit Eifer erklärte sich P. gegen die Friedensversuche zu Chatillon (s. d.); er trieb zum Vertrage zu Chaumont (s. d.), und rieth, von Talleyrand und den Misvergnügten der franz. Hauptstadt instruirt, zum unmittelbaren Zuge auf Paris. Nach dem Einzuge in Paris wurde er russ. Commissar bei der provisorischen Regierung und hemmte die letzten großmüthigen Regungen Alexander's für Napoleon und dessen Regentschaft. „Wenn ich auch nicht", sagt er selbst, „Napoleon politisch todtschlug, so habe ich doch die letzte Schaufel Erde auf sein Haupt geworfen." Man schickte ihn nun nach London, um Ludwig XVIII. herbeizuholen. Unterwegs unterrichtete er denselben von dem Zustande und der öffentlichen Meinung Frankreichs und bewog ihn wahrscheinlich zu der liberalen Declaration von Saint-Ouen. (S. Frankreich.) Alexander belohnte P. mit dem Posten eines russ. Gesandten in Paris, nahm ihn auch mit auf den Congreß nach Wien, wo er darauf drang, Napoleon einen entferntern Aufenthaltsort, als die Insel Elba, anzuweisen. Als die Nachricht von Napoleon's Landung eintraf,

arbeitete er an der Erneuerung der Coalition und ging als russ. Commissar zur preuß.-brit. Armee nach Belgien. Nach der Schlacht bei Waterloo eilte er, um das russ. Interesse aufrecht zu erhalten, den Verbündeten nach Paris voraus. Talleyrand wollte ihn jetzt zum Eintritt in franz. Staatsdienste bewegen; er sollte das Ministerium des Innern übernehmen und die Pairswürde empfangen. Diese Veränderung scheiterte indessen an dem Widerwillen Alexander's. P. blieb als russ. Gesandter in Paris mit der Vollmacht, die neue Regierung in ihren wahren Interessen zu unterstützen. In dieser wichtigen Stellung rieth er den Bourbons unausgesetzt zur Mäßigung und bestärkte den König auch in der Auflösung der Chambre introuvable. Desgleichen bemühte er sich, dem Kaiser Alexander die Furcht vor der Revolution und das Mistrauen gegen liberale Maßregeln zu benehmen und suchte wenigstens, als dies nicht gelang, der Reaction beschränkend entgegenzutreten. Bei allen wichtigen Verhandlungen betheiligt, mußte er auch den Congreß zu Verona besuchen. Im Oct. 1823 verfügte er sich nach Madrid, um dem Könige die Absichten der Cabinete auseinanderzusetzen. Als der Kaiser Nikolaus den Thron bestiegen, erhielt P. vielfache Gunstbeweise; er wurde zum Grafen erhoben und zwar, da er keine Kinder besaß, mit dem Rechte, die Würde auf seinen eingesetzten Erben zu übertragen. Auch erhob ihn der Kaiser zum General der Infanterie und zu seinem Adjutanten. Mit großer Freimüthigkeit misbilligte P. die Politik Karl's X. und nach der Errichtung des Ministeriums Polignac sagte er seinem Hofe die hereindrohende Katastrophe mit Bestimmtheit voraus. Nach der Revolution von 1830 rieth er dem Kaiser, der Julidynastie die Unterstützung nicht zu versagen. Bei dem Widerwillen des Kaisers Nikolaus gegen die aus der Revolution emporgestiegene Macht gestaltete sich seine Stellung äußerst schwierig. Doch mußte er besonders der poln. Insurrection wegen auf seinem Posten bleiben. Nach dem Falle von Warschau erfolgten im Sept. 1831 vor seinem Hotel tumultuarische Auftritte, in welchen man den Haß gegen Rußland darlegen wollte, sodaß ihn der Kaiser im März 1832 nach Petersburg abrief. Um das engl. Cabinet über die belg. Angelegenheiten und die oriental. Frage auszuforschen, kehrte er im Febr. 1833 über London nach Paris zurück, wo ihm jetzt die poln. Emigration sehr viel zu schaffen machte. Als gegen Ende des J. 1834 in England plötzlich die Tories ans Staatsruder traten, verließ er auf des Kaisers Befehl seinen Posten und ging als russ. Gesandter nach London. Als ein erfahrener Diplomat sollte er hier dem nicht in der parlamentarischen Majorität wurzelnden Cabinet zur moralischen Stütze dienen. P. sah das Vergebliche dieser Schritte ein; auch verließ er Frankreich und Paris schon darum mit Widerwillen, weil ihm der dortige Aufenthalt lieb geworden. Nach dem Rücktritte der Tories nahm er deshalb seine Entlassung aus russ. Dienste und zog sich als Privatmann nach Paris zurück. Das Einkommen von großen Gütern, die er sich auf Corsica angekauft hatte, erlaubte ihm, mit gewohntem Aufwande fortzuleben; auch bewahrte er immer noch in der hohen Welt ein großes Ansehen. Er starb am 15. Febr. 1842. Seine diplomatischen Noten sind Meisterwerke nach Form und Inhalt.

Pozzuöli oder Pozzuolo, eine Stadt mit 10000 E., in einer reizenden Gegend an der Bucht des Meerbusens von Neapel, mit berühmten warmen Bädern, ist hauptsächlich merkwürdig wegen der Überreste röm. Bauwerke, bestehend in Ruinen eines Tempels des Augustus, der jetzt die Kathedrale des heil. Proculus bildet, eines Tempels des Jupiters Serapis, eines ehemaligen Amphitheaters, Colosseum genannt, und unterirdischer Substructionen, die den Namen des Labyrinths des Dädalus führen. In der Nähe der Stadt findet man die Puzzuolanerde, die zumeist aus reichhaltigem Eisensande besteht, der durch Kalk verbunden, steinhart wird. Zwischen P. und Bajä liegt der Lucrinersee mit dem im J. 1538 durch ein Erdbeben emporgestiegenen Monte nuovo, der Avernersee, die Ruinen mehrer Tempel und die Bäder des Nero. Überhaupt veranlaßten die reizende Lage dieser Gegend und ihr herrliches Klima die alten Römer, hier ihre Villen anzulegen, und die Kaiser, mit unendlichem Aufwande die riesenhaften Bauwerke aufzuführen, deren Überreste als Zeugen ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit Staunen erregen.

Präadamīten nennt man diejenigen Menschen oder Menschengeschlechter, welche vor Adam gelebt haben sollen, indem man annimmt, daß die Erde schon früher von Menschen bewohnt worden sei, als die Mosaische Erzählung besagt. Isaak Peyrère, um die Mitte

des 17. Jahrh., behauptete, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidnischen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abstammten.

Präbende oder Pfründe heißt ein gewisses jährliches Einkommen von einer geistlichen Stiftung, und Präbendarius Der, welcher es bezieht. Auch pflegt man jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen.

Präcipitat und Präcipitation heißt soviel als Niederschlag (s. d.).

Präclusion. Der Betrieb und die Möglichkeit der Beendigung processualischer Verhandlungen beruhen darauf, daß die Parteien entweder durch Strafbefehle angehalten werden, die erfoderlichen Handlungen oder Erklärungen vorzunehmen, oder daß man ihnen dazu gewisse Fristen vorschreibt, nach deren Ablauf es dafür angesehen wird, als hätten sie ihrem Rechte entsagt, worauf sie dann mit diesen Handlungen oder Ansprüchen präcludirt, d. h. ausgeschlossen werden. (S. Fristen.) So werden auch Gläubiger bei einem Concurs oder einer Erbschaft, die Erben, die Inhaber eines abhanden gekommenen Schulddocuments u. s. w., die man nicht kennt, öffentlich vorgeladen, und die Ausbleibenden ihrer Ansprüche theils überhaupt, theils in gewisser Hinsicht durch einen Präclusionsbescheid für verlustig erklärt. Im Concurs muß dies dem Erkenntniß über die Rangordnung der Gläubiger, dem Locations- oder Classificationserkenntniß, vorangehen.

Prädestination, d. i. Vorherbestimmung, heißt in der Dogmatik der absolut freie Beschluß Gottes, vermöge dessen aus der durch den Sündenfall verderbten Totalität des Menschengeschlechts nicht Alle zum Heile berufen werden und wiederum unter den Berufenen selbst nur die individuell Erwählten zur Seligkeit wirklich gelangen. Seinen Ursprung verdankt dieses abstoßende Dogma dem heil. Augustinus (s. d.), und wurde dasselbe gleich anfangs von den Semipelagianern gemisbilligt. Vertheidiger fand es im 9. Jahrh. an dem Mönche Gottschalk zu Orbais, im 14. Jahrh. an dem oxforder Theologen Thomas von Bradwardino und im Zeitalter der Reformation an Calvin, ja anfangs selbst an Luther. Nachmals hat die Lutherische Kirchenlehre durch die freilich nicht stichhaltige Unterscheidung der göttlichen Präscienz und Prädestination eine Milderung versucht. Am schroffsten ist die Prädestinationslehre von der Synode zu Dordrecht im J. 1618 aufgestellt und dadurch Anlaß zu manchen Spaltungen (s. Arminianer) gegeben worden. In neuerer Zeit endlich wurde sie am geistreichsten von Schleiermacher in Schutz genommen. — Eine förmliche Sekte der Prädestinatianer, welche man früher annahm, hat es nie gegeben.

Prädeterminismus nennt man die Ansicht Derer, welche behaupten, der Mensch sei durch eine höhere Macht, ohne Rücksicht auf seinen Willen, nicht nur zum Glück oder Unglück, sondern auch zu Tugend und Laster vorausbestimmt oder prädeterminirt. Dem Begriffe nach ist Prädeterminismus von Determinismus (s. d.) nicht verschieden; nur daß man bei jenem Worte an einen vorhergehenden unveränderlichen Beschluß eines höhern Wesens zu denken pflegt, wie bei der Prädestination (s. d.) zur Seligkeit oder Verdammniß.

Prädicabilien oder Kategoreme, auch Prädicamente, nannte Aristoteles die allgemeinen Bezeichnungen Dessen, was man bei der methodischen Untersuchung irgend eines Gegenstandes zu berücksichtigen hat. Es sind deren fünf: definitio, genus, species, proprium und accidens. Es ist damit gefodert, daß jede Untersuchung ihren Gegenstand durch den ihn bezeichnenden Begriff auffassen und diesem Begriffe sowol dem Umfange, als dem Inhalte nach seine Stelle neben andern Begriffen anweisen müsse.

Prädicamente, s. Kategorien.

Prädicantenorden, s. Dominicaner.

Prädicat heißt in der Logik ein Begriff in Beziehung auf einen andern, das Subject, insofern im Urtheil (s. d.) über die Verknüpfung oder Nichtverknüpfung des einen mit dem andern Etwas ausgesagt wird. Sobald Urtheile auf Gegenstände bezogen werden, nennt man die Eigenschaften der Dinge wol auch Prädicate, und Prädicat bezeichnet daher oft auch so viel wie ein Titel, den Jemand erhält.

Pradt (Dominique Dufour de), franz. Publicist und Diplomat, geb. am 23. Apr. 1759 zu Allanches in Auvergne, widmete sich dem geistlichen Stande und war vor der Revolution Großvicar bei seinem Verwandten, dem Cardinal-Erzbischof von Rouen, Larochefoucauld. Als Abgeordneter seines Standes trat er 1789 in die Nationalversammlung, wo

er sich sehr entschieden, aber ohne Erfolg und Beachtung, gegen die Reformen erklärte. Nach Auflösung der constituirenden Versammlung wanderte er nach Hamburg aus. Hier ließ er 1798 eine Schrift „Antidote au congrès de Rastadt" erscheinen, worin er die Unterhandlungen der Mächte mit der Republik misbilligte. Zwei Jahre später veröffentlichte er, ebenfalls anonym, „La Prusse et sa neutralité, eine wahre Kreuzzugspredigt gegen das republikanische Frankreich. Nach der Revolution vom 18. Brumaire wirkte er sich die Erlaubniß zur Rückkehr aus. Da er keine Existenzmittel besaß, änderte er seine politische Farbe und ließ sich durch Duroc, seinen Verwandten, dem ersten Consul vorstellen. Mit feiner Schmeichelei wußte er Bonaparte so einzunehmen, daß ihn derselbe zwar nicht in Staatsdienst nahm, aber zum Almosenier wählte. Nach der Krönung ernannte ihn Napoleon zum Baron, gab ihm eine Gratification von 40000 Francs und erhob ihn zum Bischof von Poitiers. Auch begleitete P. den Kaiser nach Mailand und half dort dessen Krönung als König von Italien vollziehen. Im J. 1808 wurde er in den Verhandlungen zu Bayonne benutzt. Bei der Entfernung der Bourbons vom span. Thron leistete er dem Kaiser so treffliche Dienste, daß er 1809 das Erzbisthum Mecheln erhielt. Im J. 1811 hatte er die Verhandlungen mit dem Papste zu Savona zu leiten, wobei er sich jedoch den Absichten des Kaisers weniger geneigt zeigte. Er wurde deshalb in sein Erzbisthum verwiesen, durfte aber schon nach einigen Monaten an den Hof zurückkehren. Die hohe Meinung von P.'s Treue und diplomatischen Talenten bewog Napoleon, denselben bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 als franz. Gesandten nach Warschau zu schicken. P. handelte indessen hier, und zwar, wie er später selbst gestand, mit Absicht, gegen das Interesse seines Herrn und zog sich den Haß der Polen wie der franz. Generale zu. Bei Annäherung der Russen verließ er Warschau und begab sich nach Paris, wo er in höchster Ungnade aufgenommen und in seine Diöces verwiesen wurde. „Ohne diesen Mann", rief Napoleon aus, „würde ich die Eroberung der Welt vollendet haben." Nach der ersten Restauration erschien P. zu Paris und zeigte sich offen als Anhänger der Bourbons. Er veröffentlichte zugleich einen „Récit historique sur la restauration de la royauté en France", worin er behauptete, daß seine Mittheilungen die Verbündeten zum gänzlichen Bruche mit Napoleon und zur Herstellung der Bourbons bewogen hätten. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Kanzler der Ehrenlegion, setzte ihn aber sehr bald einer Voreiligkeit wegen wieder ab. P. begab sich nun auf seine Güter in Auvergne und verharrte daselbst auch während der Hundert Tage. Nach der zweiten Restauration sah er sich so gänzlich unbeachtet, daß er völlig ins Privatleben zurücktrat und sein Erzbisthum gegen eine Leibrente aufgab. Er widmete sich nun ausschließend der Feder und schrieb zuvörderst eine „Histoire de l'ambassade dans le grand-duché de Varsovie en 1812" (Par. 1815), die maßlosen Scandal erregte und neunmal aufgelegt wurde. Seitdem veröffentlichte er „Du congrès de Vienne" (2 Bde., Par. 1815); „Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne à Bayonne" (1816); „Des colonies et de la révolution actuelle de l'Amérique" (2 Bde., 1817); „Des progrès du gouvernement représentatif en France" (1817); „Les quatre concordats" (3 Bde., 1818—20); „L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle" (1819); „Le congrès de Carlsbad" (1819), und „De la Belgique depuis 1789 jusqu'en 1794" (1820). Diese und eine Menge anderer Arbeiten erwarben ihm durch schlagende Polemik, freimüthige Opposition und geistreiche Gesichtspunkte große Erfolge. Indessen leidet seine Darstellungsweise an Unklarheit der Begriffe und Verworrenheit des Stils, und die Willkür, die Anmaßung und der Leichtsinn, womit er Menschen, Verhältnisse und Grundsätze behandelt, werfen weder ein vortheilhaftes Licht auf seinen Charakter noch auf seine Bildung. Im J. 1820 mußte er wegen der Schrift „De l'affaire de la loi des élections" vor Gericht erscheinen, wurde jedoch nach einer muthigen Vertheidigung freigesprochen. Nach längerm Stillschweigen setzte er seine Feder wieder in Bewegung und veröffentlichte „Parallèle de la puissance anglaise et russe relativement à l'Europe" (1823); „Du jésuitisme ancien et moderne" (1825); „Le congrès de Panama" (1825) und mehre Flugblätter von minderer Wichtigkeit. Auch schrieb er unter dem Titel „L'Europe et l'Amérique" von 1821—24 eine jährliche Übersicht der politischen Ereignisse. Im J. 1827 trat er als Abgeordneter von Clermont in die Kammer, wo er sich zur Opposition gesellte. Weil jedoch seine Eitelkeit wenig Befriedigung fand, nahm er am 14. Apr. 1828 seine Entlassung. Nach der Julire-

volution suchte er sich durch „Un chapitre sur la légitimité" aufs neue Bedeutung zu geben, von welcher Schrift er behauptete, daß sie früher geschrieben, aber von der Censur unterdrückt worden sei. Außerdem schickte er noch eine Menge Flugblätter, wie „De la presse et du journalisme" (1832) und „De l'esprit actuel du clergé franç." (1834), ins Publicum. Seine Polemik, wie seine in der philosophischen Bildung des vorigen Jahrhunderts wurzelnden Anschauungen überhaupt hatten jedoch ihre Wirksamkeit verloren. P. starb in völliger Vergessenheit am 18. März 1844 auf seinem Schlosse Vedrine.

Praet (Jos. Bas. Bernard van), einer der geachtetsten Literatoren der neuern Zeit, wurde zu Brügge am 29. Juli 1754 geboren, der Sohn Joseph's van P., der Buchhändler und Buchdrucker war. Frühzeitig neigte er sich mit Vorliebe zu bibliographischen Studien hin, und schon auf dem Collége von Arras in Paris studirte er zu bibliographischen Zwecken den Katalog der Gaignat'schen Bibliothek. Im J. 1772 kehrte er ins Vaterhaus zurück, das er nach siebenjähriger Lehrzeit abermals verließ, um nach Paris zurückzugehen, wo er in der Buchhandlung von Guill. Debure arbeitete. Kleine literarische Versuche verschafften ihm bald einen Ruf. Durch den mit Debure zugleich verfertigten Katalog der Bibliothek des Herzogs von Lavallière (3 Bde., 1783) wurde die Königin Marie Antoinette auf ihn aufmerksam, welche ihm auftrug, ihre Privatbibliothek zu ordnen. Nachdem diese Arbeit zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit ausgefallen war, bezeichnete sie ihn dem Chef der königlichen Bibliothek Lenoir, welcher ihn sofort 1784 als ersten Secretair anstellte, eine Stellung, die P. einer andern und weit bessern vorzog, die ihm durch den Bibliothekar Strattmann an der kaiserlichen Bibliothek zu Wien angeboten wurde. Im J. 1792 war er Secretair des Instituts, Unteraufseher der gedruckten Bücher und bald auch Tresorier der Anstalt. Den Stürmen der Revolution entging er glücklich, obgleich er 1793 zwei Monate lang sich verbergen mußte, ja sogar „als Belgier und des Bürgersinnes entbehrend" vor das Revolutionstribunal gestellt wurde. Als am Abend des 19. Aug. 1794 die im Speisesaale der Abtei Saint-Germain nach Conventsdecret aufgehäuften Pulvervorräthe in die Luft flogen, war es vor Allen P., welcher auf den Feuerlärm herbeieilte und eine Menge kostbarer Manuscripte aus der alten Bibliothek rettete. Mit Freuden sah er im Verlauf der Zeit die Nationalbibliothek durch die einverleibten Stiftsbibliotheken und die ungerechten literarischen Trophäen der siegreichen Heere Frankreichs wachsen; eine um so unwillkommnere Erscheinung war ihm die Commission der verbündeten Mächte, welche 1815 zur Requisition jener Beute in Paris erschien. Die entstandenen Lücken suchte er dann möglichst zu ersetzen. Als Bibliothekbeamter war er im höchsten Grade aufopfernd und hingebend. Er starb am 5. Febr. 1837. Seinem Namen sichern ein dauerndes Andenken unter den Bibliographen der „Catalogue des livres imprimés sur vélin, de la bibliothèque du roi" (6 Theile in 5 Bdn., Par. 1822—28) und als eine Fortsetzung desselben „Catalogue des livres imprimés sur vélin, qui se trouvent dans des bibliothèques tant publiques que particulières" (4 Theile, Par. 1824—28).

Präexistenz, d. h. die Annahme, daß die menschliche Seele schon vor Erzeugung des gegenwärtigen Körpers vorhanden gewesen sei, war ein in dem Oriente sehr verbreitetes Philosophem. Auch griech. Philosophen, besonders diejenigen, welche eine Seelenwanderung annahmen, z. B. die Pythagoräer, Empedokles und selbst Platon, wenn die Präexistenz bei ihm nicht eine mythische Einkleidung ist, bekannten sich zu dieser Ansicht. Unter den Christen war die Annahme einer solchen Präexistenz mit der Behauptung verbunden, daß Gott die Seelen vor der Welt erschaffen habe und daß diese bei der Erzeugung oder Geburt mit den menschlichen Leibern verbunden würden. Später nannte man die Anhänger dieser Meinung Präexistentianer und unterschied sie von den Traducianern, welche behaupteten, daß die Seele des künftigen Menschen in den zeugenden Individuen schon vorhanden sei.

Präfect (praefectus), d. i. Vorgesetzter, war bei den Römern die Benennung gewisser Kriegsbefehlshaber und namentlich in der Kaiserzeit von Beamten, denen die Bestimmung wofür gewöhnlich, im Genitiv oder Dativ, beigefügt war. Das Amt und der Wirkungskreis derselben hieß Präfectura. Praefecti sociorum hießen bei den Römern die vom Consul ernannten Oberoffiziere des zur Legion gestellten Contingents der Bundesgenossen, praefecti alae die der Reitergeschwader, und praefecti legionum unter den Kaisern Die, welche unter den Legaten (s. d.) die einzelnen Legionen commandirten; praefecti classis die Ad-

mirale, namentlich seit Augustus der beiden in Ravenna und Misenum stationirten Flotten; praefectus fabrum hieß der Oberanführer der beim Heere befindlichen Werkleute (fabri); praefectus castrorum der mit der Oberaufsicht über das Lager betraute Offizier. Unter den Beamten führten den Titel praefecti aerarii die Vorsteher der Schatzkammer des Volks (aerarium), die durch Augustus statt der Quästoren hierzu eingesetzt und aus den Prätoren anfangs vom Senat, dann durchs Loos und nachher durch den Kaiser gewählt wurden. Der praefectus annonae hatte für Zufuhr und Wohlfeilheit des Getreides (annona) in der Hauptstadt zu sorgen, und es war dies anfangs ein außerordentliches, von Pompejus und von Augustus selbst bekleidetes Amt, bis dieser es zu einem stehenden, aus den Rittern zu besetzenden, jedoch nicht zu den eigentlichen Magistraten gerechneten machte. Praefectus Aegypti oder augustalis hieß unter den Kaisern seit Augustus der vom Kaiser aus den Rittern oder Freigelassenen erwählte Statthalter der Provinz Ägypten. Praefecti juri dicundo nannte man die Beamten zur Verwaltung der Jurisdiction, die durch den Prätor von Rom in gewissen Municipien (s. d.) bestellt wurden, denen die Wahl eigener Magistrate hierfür entzogen war und die deshalb selbst Präfecturen hießen; vier solchen praefecti juri dicundo, die aber durch das röm. Volk jährlich unter den sogenannten Vigintiserviri (s. Magistratus) gewählt wurden, war die Verwaltung der campan. Städte eine Zeit lang übertragen, als diese nach ihrem Abfall im zweiten pun. Kriege mit Auflösung ihrer Verfassung bestraft wurden. Praefectus praetorio hieß der von Augustus eingesetzte Oberbefehlshaber der Prätorianer (s. d.). Seine Macht steigerte sich mit dem Einfluß der letztern, seit Tiberius; er galt für den Ersten nach dem Kaiser und regierte unter schwachen Regenten an deren Statt, als unbeschränkter erster Minister. Ihm war die Sorge für die Sicherheit des Kaisers, die oberste Leitung des ganzen Militairwesens übergeben; auch wurde er vorzugsweise bei allen wichtigen Staatsgeschäften und namentlich auch bei Rechtssachen zu Rathe gezogen. Ursprünglich hatte Augustus das Amt zweien übertragen, dann wurde es gewöhnlich von Einem bekleidet, den der Kaiser aus den Rittern, ohne bestimmte Amtsdauer, häufig auf Lebenszeit ernannte. Bei der durchgängigen Trennung der Civil- und Militairgewalt, die Konstantin vornahm, kam die Sorge für die letztere an die magistri militum (Heermeister), für die erstere aber wurden als oberste Chefs vier praefecti praetorio ernannt und das Reich für sie in vier große Gebiete oder Präfecturen getheilt. Der erste praefectus praetorio, der gewöhnlich im Hoflager des Kaisers sich befand, stand der Praefectura Orientis vor, die Thrazien, Asien und Ägypten umfaßte; der zweite der Praefectura Illyrici, die das östliche Illyricum, Macedonien und Griechenland umfaßte, hatte seinen Sitz anfangs in Sirmium, dann in Thessalonich; der dritte regierte in Mailand die Praefectura Italiae, d. i. Italien und Afrika; der vierte von Trier aus die Praefectura Galliarum, d. i. Gallien, Britannien und Spanien. Ihre Macht erstreckte sich über die ganze Jurisdiction und wenigstens anfangs über alle Zweige der Verwaltung. Dafür hatten sie eine Menge Unterbeamter, die zusammen das officium praefecti praetorio bildeten. Zwischen ihnen, die nur vom Kaiser abhängig waren und den Titel illustres führten, und den Vorstehern der Provinzen (rectores, proconsules oder praesides) standen vermittelnd die Vorsteher der Diöcesen (s. d.) als ihre Stellvertreter, daher vicarii genannt. Praefectus urbi hieß in der Königszeit der von dem Rex, wenn dieser abwesend, zur Hütung der Stadt zurückgelassene Statthalter. Das Amt erhielt sich auch unter den Consuln bis zu Ende des 3. Jahrh. der Stadt; nachher wurde, wenn die Magistrate mit dem Senat die lat. Ferien auf dem alban. Berge feierten, für diese Tage ein Scheinmagistrat unter dieser Benennung bis in die Kaiserzeit hinein ernannt. Unendlich wichtiger war dagegen das von Augustus begründete, anfangs außerordentliche, bald aber stätige Amt des praefectus urbi, dem die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, die Leitung der städtischen Verwaltung und der Civil- und Criminaljurisdiction im Namen des Princeps in Rom und dem dazu gehörigen Gebiet (bis zum hundertsten Milliarium) übertragen war. Auch für Konstantinopel wurde ein solcher durch Konstantin zuerst im J. 359 n. Chr. eingesetzt. Er wurde aus den Consularen vom Kaiser ohne festgesetzte Amtsdauer ernannt und stand im Rang neben dem praefectus praetorio. Das Amt eines aus den Rittern auf bestimmte Zeit ernannten praefectus vigilum, das nicht als eigentlicher Magistrat galt, gründete ebenfalls Augustus; ihm war in Rom die Feuerpolicei und die Leitung der

sieben Cohorten Scharwächter (vigiles), jede zu 700 Mann, die Augustus daselbst aus Freigelassenen errichtet hatte, und zugleich eine Criminalgewalt gegen Diebe, Räuber und Brandstifter gegeben. — Über den Präfect in Frankreich s. Präfecturen.

Präfecturen heißen gegenwärtig in Frankreich die obersten Verwaltungsbehörden der Departements. Vor der Revolution wurden die einzelnen Provinzen durch sogenannte Intendanten regiert, welche gänzlich die Werkzeuge der Minister waren und keiner andern Verantwortung als der des Hofes unterlagen. Richelieu hatte unter Ludwig XIII. dieses Verwaltungssystem zur Vollendung gebracht und dadurch jede Theilnahme der Corporationen am Staatsleben erdrückt. Die Nationalversammlung hob darum auch diese Verwaltungsweise auf und richtete statt ihrer durch ein Gesetz vom 22. Dec. 1789 für jedes Departement eine Generalverwaltung ein, deren Mitglieder von den Gemeinden frei erwählt wurden. Das Directorium des Departements war hiernach permanent, der Departementsrath hingegen sollte jährlich nur einmal zusammentreten, um die Geldangelegenheiten des Departements zu besorgen und die nothwendigen Localverordnungen zu erlassen. Eine ähnliche Organisation wiederholte sich in den Districten und einzelnen Gemeinden. Diese freie Organisation mußte bei den Schwankungen und der Schwäche der Staatsgewalt zu Übelständen führen. Bonaparte, dem jede republikanische Einrichtung zuwider war, beeilte sich, nachdem er zum Consulat gelangt, die alten Intendanten, doch unter dem weniger verhaßten Namen der Präfecten wiederherzustellen. Durch ein Gesetz vom 28. Pluviôse, Jahr VIII (17. Febr. 1800), erhielt jedes Departement einen Präfecten (Préfet), den das Staatsoberhaupt ernannte und auch entlassen konnte. Dem Präfecten zur Seite wurde als erste Administrativinstanz ein ebenfalls vom Consul ernannter Präfecturrath (Conseil de préfecture) gesetzt, der aus drei bis fünf Mitgliedern bestand. Auch die allgemeinen Departementsräthe (Conseils générals de départements) wurden aufgestellt, traten jedoch erst nach der Restauration wirklich ins Leben. Nach dieser Einrichtung, die als die Grundlage der franz. Landesverwaltung noch gegenwärtig gilt, üben die Präfecten die ganze Verwaltung im eigentlichen Sinne, wohin auch die Leitung und Anordnung der Policeianstalten gehören. Unter ihrer Autorität handeln die Unterpräfecten (Sousprefets), welche den Arrondissements vorstehen und ebenfalls vom Könige gewählt werden. Die Präfecten besitzen außerdem das Recht, die Maires (s. d.) zu suspendiren und diese Gemeindehäupter in den Ortschaften unter 3000 Seelen zu ernennen. Entsteht über einen Administrativgegenstand ein Rechtsstreit, so ist der Präfect gehalten, denselben vor den Präfecturrath zu bringen, dessen Präsident er aber ist, und in dem er bei Stimmengleichheit durch sein Votum den Ausschlag gibt. Der Wirkungskreis dieser Administrativjustiz ist gleich den Befugnissen des Präfecten sehr weit. Vor den Präfecturrath gehören alle Streitigkeiten der Einzelnen in Steuersachen, alle Processe über Verträge, Lieferungen, Bauunternehmungen mit der Regierung, die Entschädigungsklagen bei öffentlichen Bauten, die Streitigkeiten in Domainensachen, die Ansprüche auf Kriegsentschädigung u. s. w. Die Appellationen gegen die Entscheidungen des Präfecturraths gehen an den Staatsrath, sowie auch die einfachen Beschwerden und die Nullitätsklagen. Beschwerden über die Verwaltungsmaßregeln des Präfecten selbst können nur beim Ministerium, nach diesem beim Könige angebracht werden. Die Frist für diese Recurse ist auf drei Monate festgestellt. Vor dem Generalconseil des Departements hat der Präfect nur Rechnung über die Departementalfonds abzulegen. Weil die Präfecten völlig der Autorität des Ministeriums unterworfen sind, so besitzt dasselbe die Gelegenheit, mittels ihrer Werkzeuge in die Rechtspflege, in die Wahlen, in alle Acte des öffentlichen Lebens, selbst in die Privatverhältnisse einzugreifen. Mit Recht ist darum ein solcher Verwaltungsorganismus, der die wichtigsten Zweige der Rechtspflege in die Hände ministerieller Beamten legt und überhaupt alle Theile der öffentlichen Verwaltung in das Ermessen weniger Minister stellt, als ein Übelstand anzusehen, der freilich in Frankreich mehr als in andern Staaten durch eine freie Presse und den constitutionellen Antheil der Nation am Staatsleben ausgeglichen wird.

Prag, die Hauptstadt Böhmens, fast in der Mitte dieses Königreichs in einer fruchtbaren Umgebung gelegen und von anmuthigen Anhöhen und Bergen umringt, welche diese alterthümliche Stadt vor rauhen Nord- und Ostwinden schützen und ihre Temperatur begünstigen, hat nach allen Seiten die überraschendsten Ansichten, am malerischsten aber von

den beiden Terrassen der alten und neuen Schloßstiege, dem herrlich gelegenen Prämonstratenserstift Strahow mit seinen stattlichen Thürmen und dem noch höher anlaufenden Laurenzberge, nicht minder von dem steil nach der Moldau abstürzenden Belvedere über ihren prachtvollen Bogen aus Süd nach Ost und eine endlose Masse von Thürmen. Die Stadt besteht aus vier Hauptvierteln, der Judenstadt und zwei ansehnlichen Vorstädten, dem Smichow und dem Karolinenthale, und zählt mit Einschluß der Bergveste Wyschehrad 3763 Häuser und ohne die 8—10000 M. starke Garnison 131500 E. Die eigentlichen Stadtviertel sind die Alt- und die Neustadt, die Kleinseite und der Hradczin. Die beiden erstern liegen am rechten, die letztern am linken Ufer des Moldauflusses. Alle vier Stadtviertel sind durch zwei Brücken und viele Überfuhren verbunden. Darunter ist die älteste und frequenteste die von Kaiser Karl IV. im J. 1357 ganz aus Quaderstücken erbaute und doppelt gewölbte, zu beiden Seiten mit 28 steinernen und ehernen Bildsäulen geschmückte Karlsbrücke. Sie hat eine Länge von 262 und eine Breite von 3½ Klafter und ist gegenwärtig auf beiden Seiten mit einem vier Fuß breiten eisernen Trottoir versehen. Von ihr führt eine 1844 angelegte, sehr geräumige, mit einem saubern Geländer von Eisenstäben versehene Stiege von 58 Staffeln auf die mit ansehnlichen Häusern bebaute Insel Kampa herab. Die zweite, 1841 in einiger Entfernung oberhalb der vorigen gebaute Brücke ist eine massenhafte und sehenswerthe Kettenbrücke in einer Länge von 1455 F. und einer Breite von 29 F. Sie führt von dem kleinseitener aujezder Stadtthor durch eine ganz neue, sehr symmetrisch und elegant gebaute Häuserreihe über die schöne Schützeninsel nach der Neustadt und theilt sich auf der Schützeninsel, die in der Mitte der Moldau liegt, in zwei fast gleiche Kettenlängen und Spannungen, sodaß es das Ansehen gewinnt, als seien zwei Kettenbrücken vorhanden, die sich in die Kammergebäude dieser Insel absenken. Der Aufwand für den Bau derselben belief sich auf 340000 Fl. Conv.-Münze. Der gleichzeitig von dieser Brücke gegen die altstädter Mühlen erbaute herrliche Quai mit der wunderschönen Ansicht des Schloß- und Laurenzbergs und über die breite Moldau hat eine Länge von 205 Klaftern und eine Breite von zwölf Klaftern, ist mit einem schönen gußeisernen Gitter eingefaßt und mit einer Reihe von Akazienbäumen begrenzt. In der Mitte dieses Quais, jedoch außerhalb seines innern Raums, kommt in einer parkmäßigen Pflanzung die 75 F. hohe Reiterstatue Kaiser Franz's I. zu stehen, welche die böhm. Landstände sammt dem Quai auf ihre Kosten zu seinem Andenken herstellen lassen. Außer diesem prächtigen Quai führt von der Kettenbrücke noch ein zweiter, 30 Klafter langer und sechs bis sieben Klafter breiter Quai auf die liebliche, mit den mannichfachsten Blumenpartien, hohen Pappelalleen und herrlichen Saal- und Badehäusern geschmackvoll hergestellte Sophien- oder Färberinsel, den besuchtesten Belustigungsort innerhalb der Stadt, der sich in der Nähe auch noch die in der Mitte der Moldau gelegene, schöne und baumreiche Schützeninsel mit stattlichen Gebäuden anschließt, auf welche von der Kettenbrücke eine zweiarmige, breite, mit Eisengittern versehene Treppe von 29 Staffeln herabführt. Die dritte im Bau begriffene Brücke wird jenes staunenswerthe Werk werden, welches aus dem äußern Bahnhofe zuerst als Viaduct von 46 Bogen, in einer Länge von 200 Klaftern, einer Breite von 4½ Klafter und einer Höhe von fünf Klaftern, sich durch die Vorstadt Karolinenthal ziehen und von da in gleicher Flucht, Höhe und Breite mit 26 Bogen über mehre Arme der Moldau auf das jenseitige nördliche Ufer des Dorfs Bubna zur dresdener Eisenbahn geführt werden wird, woran sich eine Brücke von acht Bogen anschließen soll. Viaduct und Brücke werden aus 80 fünf Klafter hohen Gewölbbogen bestehen und eine ununterbrochene Länge von 3000 F. erreichen.

Zu den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten gehören auf dem hohen Hradczin die weitläufige königliche Burg mit zahlreichen Zimmern und großartigen Sälen, darunter insbesondere der böhm. Huldigungssaal und der span. Tanzsaal; dann das freundlich anliegende herrliche königliche Theresianische Damenstift mit der umfangreichsten Aussicht über P. und die weite Ferne nach Süden und Osten; die prächtige Domkirche, voller Denkmäler, darunter das des heil. Nepomuk (s. d.), mit dem in älterer Zeit 506, jetzt aber noch 314 F. hohen Glockenthurme, im goth. Stile; vor der königlichen Burg der große viereckige Platz mit den imposanten Palästen des Erzbischofs, des Fürsten zu Schwarzenberg und des Großherzogs von Toscana und dem stattlichen Gebäude der Bildergalerie; weiter aufwärts das

Artilleriespital und die Kirche in Loretto mit ihren Schätzen; ihr gegenüber der kolossale, vielsäulige gräflich Czernin'sche Palast in einer Fronte von 76 Klaftern nebst Garten; noch höher das herrliche Prämonstratenserstift Strahow mit der schönen Stiftskirche und dem großen Bibliothekgebäude, und zuletzt auf schwindelnder Höhe des kronartig mit einer zackigen hohen Mauer umfaßten Laurenzbergs die restaurirte Kirche St.-Laurenz mit dem freundlichen Vorplatze und der umfassendsten Aussicht über die Stadt und das weite Land. Unfern darunter am östlichen Abhange des Bergs liegt die gastliche Hafenburg, die im Sommer wegen der schönen Aussicht viel besucht ist. Auf der Kleinseite sind zu bemerken das große Gubernial- und Landhaus mit der prächtigen St.-Nikolaipfarrkirche, früher dem Jesuitenorden gehörig; das sehr ansehnliche landständische Palais und das Gebäude der böhm. Sparkasse; ferner die Kajetaner-, Augustiner-, Karmeliter- und Grandprioratskirche nebst der Stiftskirche zu den Englischen Fräuleins; die großartigen Paläste der Fürsten Fürstenberg, Windischgrätz, Lobkowitz und Rohan, dann der Grafen Nostitz, Ledebur, Morzin und Thun, insbesondere das weitläufige Palais des Grafen von Waldstein mit den herrlichen Gartenpartien und Gewächshäusern; das schöne Gebäude des Blindeninstituts, daneben jenes der Militairmontirungs-Ökonomie-Commission, und über ihm auf den hohen Stadtwällen die anmuthigen Baumpromenaden, der parkartige Volksgarten und das architektonisch merkwürdige, vom Kaiser Ferdinand I. erbaute Lustschloß mit seinen großen Galerien und der schönsten Umsicht, darunter die pittoreske Schlucht des Hirschgrabens mit der schauerlichen Ansicht des bethürmten hintern Schloßbezirks, mit den geschichtlich denkwürdigen Thurmgefängnissen des weißen und schwarzen Thurms; endlich die Militair- und Civilschwimmschulen in der Moldau, der kleinseitener Ring, die beiden massiven altdeutschen Brückenthürme, die imponirenden Gebäude des kleinseitener Gymnasiums mit der Musterhauptschule und der Straßen- und Landesbaudirection, und zuletzt noch die große Artilleriekaserne am aujezder Thore mit der schönen Chotekstraße an der Kettenbrücke. In der Altstadt sind besonders bemerkenswerth der mit geschichtlichen Emblemen gezierte Brückenthurm mit der Durchfahrt; ihm gegenüber der stattliche Wasserthurm; der freie Platz an der Karlsbrücke, worauf das eherne, durch den Bildner Hähnl in Dresden anzufertigende Standbild des um Prag und Böhmen so liebevoll besorgten Kaiser Karl's IV. bei Gelegenheit des 500jährigen Jubiläums der prager Universität im J. 1848 zu stehen kommen wird; gleich dabei die prächtige Rotunde der Kreuzherrenkirche und die St.-Salvatorskirche mit dem riesenhaften Priesterseminar, den Universitäts- und Bibliotheksälen mit der hohen Sternwarte, dann der St.-Clemenskirche; ferner die herrlichen Paläste des Fürsten Colloredo-Mansfeld und des Grafen Clam-Gallas; der große altstädter Ring mit dem im neuen Ausbau begriffenen städtischen großartigen Rathhause, dahinter die mehrthürmige, aber verschlossene Nikolaikirche; weiter vor auf dem Ringe das schöne fürstlich Kinsky'sche Palais und die hohe alterthümliche Pfarrkirche im Thein mit ihren beiden hohen, in Pyramiden auslaufenden Glockenthürmen und den neuerdings daselbst aufgestellten, von dem jetzigen Kaiser geschenkten Marmorstatuen der beiden Slawenapostel Cyrill und Method von Marr; dahinter das alte Ungeld, für sich einen eigenen Platz bildend; auswärts die große Minoriten-Jakobskirche; ferner die Pfarrkirchen zu St.-Egidi und Galli, dabei das große Carolin-Universitätsgebäude mit schönen Hör- und Promotionssälen, insbesondere für die juridische und medicinische Facultät; weiterhin die Garnisonskirche mit der großen Militairkaserne; gegenüber das stattliche freiweltlich-adelige Damenstift; vorn bei der Garnisonkirche der merkwürdige Pulverthurm mit der Durchfahrt; das Palais des Generalcommandos; der große Obstmarkt mit dem Nationaltheater, und endlich die landständische technische Lehranstalt mit der Realschule bei der Dominicaner-Egidikirche. In der Neustadt sind sehenswerth in der Nähe des Pulverthurms das weitläufige Gebäude der Hauptmauth; unfern davon die im J. 1845 aufgeführten Bahnhöfe für die wiener und dresdener Eisenbahnen; vorwärts des Hauptmauthamts der geräumige St.-Josephsplatz und unter den schönen, langen und breiten Gassen die Schillings-, Hiberner-, Heinrichs- und Kolowratstraße, in welcher letztern sich das Nationalmuseum und das gräflich Albert Nostitzische Palais befinden. Nichts gleicht jedoch an Regelmäßigkeit und perspectivischer Schönheit dem 360 Klafter langen und 32 Klafter brei-

ten Roßmarkte. Nicht minder schön sind die bogenartige Breite- und Brenntegasse, der weit auslaufende, 280 Klaftern lange und 80 Klaftern breite Viehmarkt, das mächtige Criminalhaus mit seinem hohen Thurme, die schöne Ignatiuskirche mit dem in langer Fronte anstoßenden großen Garnisonspital, einem ehemaligen Jesuitencollegium, ferner das großartige allgemeine Krankenhaus und dahinter nicht allzu fern, auf einer luftigen, sonnenreichen Höhe, dem sogenannten Windberge, das schon von weitem imponirende neue Irren- und Gebärhaus nebst den schönen Kirchengebäuden am Karlshofe mit dem Siechenhause und bei St.-Katharina mit dem schlanken hohen Thurme, und endlich vorn am Viehmarkt das Taubstummeninstitut und gleich dabei die schöne zweithürmige Kirche zu St.-Johann am Skalka, und gegenüber die gleichfalls zweithürmige Stiftskirche in Emaus. Hinter dem großen Viehmarkt liegt vertieft das für weibliche Personen bestimmte Krankenhaus der Elisabethinerinnen, und im Hintergrund erhebt sich die mächtige Bergveste Wyschehrad auf einem steilen, nach drei Seiten abstürzenden Felsenkolosse mit der Collegiatkirche zu St.-Peter und Paul. Außerdem sind noch sehenswerth die Pfarrkirche St.-Trinitatis in der Brenntegasse, die sehr hohe Franciscanerkirche Maria Schnee am Eingange der Breitengasse und die St.-Heinrichs- und St.-Peterpfarrkirche, letztere unfern des Spitalthors. Auch sind zu bemerken die beiden protestantischen Kirchen und mehre Synagogen. Die elegantesten, besuchtesten und mit den reichsten Schmuckläden gefüllten Straßen sind die große und kleine Jesuitengasse, der kleine und große altstädter Ring, die Zeltnergasse, die Kolowratstraße, das Brükl, die Bergmannsstraße und insbesondere die Eisengasse, endlich die Obstgasse und die Brückengasse auf der Kleinseite. Die beiden Vorstädte Karolinenthal und Smichow zeichnen sich hauptsächlich aus durch ihre großartigen Baumwollengespinnst-, Kattun- und anderweite Fabriken und Manufacten. Sehr großartig wird sich auch die im Bau begriffene Kaserne im Karolinenthale ausnehmen, die für 2000 M. bestimmt und zu 366000 Fl. Conv.-Münze veranschlagt ist, wie denn auch das außerhalb dieser Vorstadt gelegene massenhafte Invalidenhaus mit den großen Exercierplätzen einen eigenen Effect macht. Die besuchtesten und anmuthigsten Spaziergänge innerhalb der Stadt sind die baumbepflanzten Wälle mit der freundlichsten Aussicht vom blinden Thore bis zum Spitalthore, der Volksgarten mit den bepflanzten Wällen auf der Marienschanze, der kaiserliche Lustgarten und der treffliche Haidische Blumen- und Obstgarten in der Nähe der Burg, dann die Sophien- und Schützeninsel in der Moldau. Außerhalb der Stadt bieten die Hetz- und Köpplische Insel am Karolinenthale, der Pstrosische und Banquier Zdekauerische Garten hinter dem Roßthore, dann die Gärten und Restaurationen zu Nußl und Podol, mit einer ungemein weit reichenden Aussicht längs der Moldau gegen Königsaal, insbesondere aber der bubentsche Park mit dem landständischen Lustschlosse, mit wunderschöner Aussicht viele Annehmlichkeiten. Schön sind überdies auch das pittoreske Scharkathal und der ernste Sternwald auf dem Weißenberge. Überaus schön und geschmackvoll ist endlich der Fürst Kinsky'sche Park vor dem aujezder Thore.

Das wichtigste wissenschaftliche Institut der Stadt ist die Universität, die 1348 nach dem Muster der Universität zu Paris von Kaiser Karl IV. gestiftet und mit wichtigen Privilegien ausgestattet wurde. Sie zählte zu Anfange des 15. Jahrh. über 20000 Studirende. Als aber Kaiser Wenzel die nach Karl's IV. Tode entstandenen Streitigkeiten zwischen Ausländern und Inländern dahin entschied, daß die Polen, Baiern und Sachsen bei Wahlen und Besetzung von Collegiaturen zusammen nur Eine, die Böhmen dagegen drei Stimmen haben sollten, so zogen 1409 mehre Tausend Ausländer, Lehrer wie Studirende, aus und veranlaßten die Gründung der Universitäten zu Leipzig, Ingolstadt, Rostock und Krakau. Seit dieser Zeit hat sich die Universität zu P. nie wieder zu ihrer frühern Höhe erheben können; sie verfiel vielmehr ganz und gar, bis Maria Theresia, Joseph II. und Franz II. sie durch besondere Unterstützung wieder erhoben. Gegenwärtig zählt dieselbe einige 50 Professoren, mehre Adjuncte und etwa 1500 Studirende. Mit ihr stehen in Verbindung eine Thierarzneischule, eine Hebammenschule, fünf klinische Institute, Sammlungen für Zoologie und Anatomie, ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium, eine reich ausgestattete Sternwarte u. s. w. Die Universitätsbibliothek enthält mehr als 100000 Bände, 4000 zum Theil seltene Handschriften und viele seltene Urkunden. Neben der Universität ist besonders hervorzuheben das von dem ehemaligen Oberstburggrafen Grafen Kolowrat 1818 gestiftete Nationalmuseum mit reichen

Sammlungen. Auch außerdem fehlt es P. nicht an Privatbibliotheken, Gemälde- und Kunstsammlungen, sowie an öffentlichen und Privatinstituten und wohlthätigen Vereinen. Wir erinnern hierbei nur an das Technische Institut, die Leih- und Sparkassenanstalten, das Taubstummen- und das Blindeninstitut, das große Provinzialstrafhaus in der Nähe des Viehmarkts und das Zwangsarbeitshaus auf dem Hradczin. Der Handel ist in P., insofern es die Hauptniederlage aller Erzeugnisse des Landes abgibt, von hoher Bedeutung. Es zählt gegen 350 größere Handlungshäuser und hat über 68 Fabriken, namentlich in Baumwolle und Leinwand. Die Stadt soll muthmaßlich im J. 722 von der Herzogin Libussa (s. d.) angelegt worden sein. Schon im 13. Jahrh. war sie zu solcher Bedeutung herangewachsen, daß sie von den in Böhmen einbrechenden Tataren nichts zu fürchten hatte. Ihren jetzigen Umfang scheint sie erst unter Kaiser Karl IV. erhalten zu haben. Durch die Hussiten, die 1420 an dem jetzt sogenannten Zizkaberge, östlich von dem Neuthore gelegen, unter ihrem Anführer Zizka den Kaiser Sigismund schlugen, wurde sie 1424 erobert und damals im Innern sehr verwüstet, jedoch, nachdem sie 1433 dem Kaiser sich unterworfen, um desto regelmäßiger wieder aufgebaut. Aus den Fenstern des Schlosses wurden 1618 die kaiserlichen Räthe herabgeworfen. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Am 8. Nov. 1620 kam es bei dem eine Stunde westlich von P. gelegenen Weißen Berge zur Schlacht zwischen dem Könige Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz und dem Kaiser Ferdinand I., die Jenem die Krone kostete und die Stadt in die Hände des Kaisers brachte. Im J. 1631 wurde P. von den Sachsen erobert, wenige Monate nachher aber durch Wallenstein ihnen wieder entrissen. Am 10. Mai 1635 kam es hier zwischen dem Kaiser und Kursachsen zum Frieden. Im östr. Erbfolgekriege wurde die Stadt am 26. Oct. 1742 von den Franzosen und Baiern genommen. An Friedrich den Großen übergab sie sich im Sept. 1744 durch Capitulation. Im Siebenjährigen Kriege, am 6. Mai 1757, schlug Friedrich der Große am Zizkaberge den Prinzen von Lothringen. Im Juli und Aug. 1813 fanden hier die Verhandlungen zur Vermittelung des Friedens zwischen Östreich, Preußen und England mit Frankreich statt. Die von ihrer ehemaligen Größe so sehr herabgekommene Stadt hat sich in neuerer Zeit mehr und mehr wieder gehoben und ihre Volkszahl ist in dem Verlaufe von 60 Jahren fast auf das Doppelte der frühern Bevölkerung angewachsen.

Praga, befestigte Stadt in dem Gouvernement Mazowien des Königreichs Polen, auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber, als dessen Vorstadt sie zuweilen angesehen wird, ist mit Warschau durch eine Schiffbrücke verbunden und hat gegen 8000 E. An ihren Namen knüpft sich die Erinnerung an Polens blutigen Untergang. Nach der Schlacht bei Maciejowice (s. d.) zog Suworow gegen P., den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die 20000 M. stark, worunter 5000 M. Reiterei und einige Tausend Sensenträger nebst 48 Kanonen, unter Makranowski zum Theil in wilder Flucht sich da hineingeworfen hatten. Zajonczek (s. d.) erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30000 M. starke Besatzung, die ein befestigtes Lager vor P. innehatte. Nachdem die Russen am 2. Nov. 1794 gegen P. vorgerückt waren, brachen sie am Morgen des 4. Nov. in sieben Colonnen zum Sturme auf. Zwei Colonnen schnitten, nachdem sie die poln. Reiterei zurückgedrängt und an 1000 M. in die Weichsel gesprengt hatten, die Besatzung von P. von der Brücke und von der Verbindung mit Warschau ab, während die andern Colonnen sich der Bastionen und der innern Werke bemächtigten und die Polen von vorn und von beiden Seiten angriffen. Ein Pulver- und Bombenvorrathslager wurde in die Luft gesprengt. Unter blutigem erbitterten Kampfe von Straße zu Straße drangen die Russen in die Stadt bis auf die Marktplätze vor, und nach vierstündigem Widerstande, um 9 Uhr früh, war das dreifach verschanzte P. von 22000 Russen erstürmt. Es wurde der Plünderung preisgegeben. Gegen 13000 Polen lagen auf dem Wahlplatze, darunter die Generale Jasinski, einer der ausgezeichnetsten poln. Offiziere, und Grabowski, mehr als 2000 waren in der Weichsel ertrunken und 14680 gefangen, darunter die Generale Mayen, Hösler und Krupinski, fünf Oberste, 24 Stabs- und 413 Oberoffiziere. Eine große Zahl Landleute, die sich nach P. geflüchtet, Kinder, Weiber und Greise, nach einigen Berichten an 15000 M., hatten in dem Gemetzel und bei der Plünderung das Leben verloren. Die Russen, welche in P. 104 schwere Geschütze eroberten, verloren nach ihren Berichten nur 580 M., nach andern 2000 M. Erst

am Abende entstand eine große Feuersbrunst, die einen großen Theil von P. einäscherte. Suworow berichtete der Kaiserin vom Schlachtfelde aus die Einnahme P.s mit den drei Worten: „Hurrah! Praga! Suworow"; und sie antwortete ihm ebenso kurz: „Bravo, Herr Generalfeldmarschall!" Der Commandant von Warschau, Wawrzecki, hatte die Brücke nach Warschau abbrennen lassen, doch unterwarf sich die Hauptstadt schon am 8. Nov.

Pragmatisch heißt ursprünglich geschäftig, was dem Geschäftsmanne, besonders Dem, der ein öffentliches Geschäft verwaltet, angemessen ist; dann Alles, was sich auf praktische Thätigkeit bezieht, daher auch so viel als gemeinnützig und lehrreich. Insbesondere hat man diesen Begriff auf die Geschichte angewendet. (S. Geschichte.)

Pragmatische Sanction (Sanctio pragmatica) heißt im Allgemeinen ein Staatsvertrag, ein über eine wichtige Staatsangelegenheit von dem Landesherrn festgestelltes Grundgesetz, das unverletzlich sein und für ewige Zeiten in Kraft bleiben soll. Die wichtigste der mit diesem Namen vorzugsweise bezeichneten öffentlichen Urkunden ist das Gesetz, durch welches Kaiser Karl VI., da er ohne männliche Nachkommen war, die Nachfolge unter seinen weiblichen Nachkommen ordnete. In diesem Gesetze war bestimmt, daß die gesammten östr. Staaten immer ungetheilt beisammen bleiben und zunächst auf die männlichen Nachkommen des regierenden Kaisers, in deren Ermangelung auf seine weiblichen Nachkommen, bei deren Abgange aber auf die Töchter seines Bruders Joseph und deren männliche und weibliche Nachkommenschaft jederzeit nach dem Rechte der Erstgeburt fallen sollten. Um die Gewährleistung sowol des Deutschen Reichs als der auswärtigen Mächte wurden keine Bemühungen und Opfer gescheut, ja es ließ sogar Karl VI. zur größern Sicherstellung die beiden Josephinischen Erzherzoginnen, die als Töchter des ältern Bruders die nächsten Erbrechte hatten, bei ihrer Vermählung mit dem Kurprinzen von Sachsen und dem von Baiern auf die Erbfolge in Östreich eidlich Verzicht leisten. Trotz dieser Vorkehrungen wurde diese pragmatische Sanction doch nach Karl's VI. Tode die Ursache zu dem östr. Erbfolgekrieg (s. d.) mit Maria Theresia, indem namentlich Baiern in Folge seines verwandtschaftlichen Verhältnisses Ansprüche auf einen Theil der östr. Erbländer machte. — Pragmatische Sanction (Sanction pragmatique) heißt ferner das vom Könige Karl VII. von Frankreich 1438 zu Bourges nach den Beschlüssen des baseler Concils gegebene Grundgesetz, auf welchem die Freiheit der Gallicanischen Kirche (s. d.) beruht; ebenso der Beschluß des deutschen Reichstags zu Mainz von 1439 in Betreff der Annahme derselben Beschlüsse, durch welche beiden Grundgesetze die Macht des Papstes beschränkt wurde, die aber nachmals zu Gunsten des röm. Hofs durch Concordate wieder abgeändert wurden; und dann auch das vom König Karl III. von Spanien, als er 1759 den Thron beider Sicilien seinem dritten Sohne und dessen Nachkommen abtrat, erlassene Erbfolgegesetz.

Prägschatz, s. Schlagschatz.

Prahm, ein flaches, niedriges Fahrzeug, dient in Seehäfen und auf Flüssen zum Fortschaffen schwerer Lasten und erhält, je nach seiner Bestimmung, verschiedene Namen, z. B. Fährprahm, Kanonenprahm u. s. w.

Präjudiz (praejudicium), eigentlich eine vorgefaßte Meinung oder ein Vorurtheil, heißt in der Rechtslehre die nachtheilige Folge, welche einer Partei daraus erwächst, daß sie einer gesetzlichen Vorschrift oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leistet, daher auch oft Nachtheil einer Handlung überhaupt. Auch bezeichnet man mit Präjudiz die Entscheidung einer Rechtsfrage, wonach man sich bei künftigen ähnlichen Fällen richtet.

Praktisch heißt im Unterschiede vom Theoretischen alles Das, was sich auf das Thun und Handeln bezieht. Während daher rein theoretische Wissenschaften keinen andern Zweck haben als die Erkenntniß selbst, heißen praktische Wissenschaften diejenigen, welche entweder über die Zwecke des Handelns oder über die Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke etwas feststellen. Praktisch wird eine Erkenntniß dadurch, daß sie ein Motiv oder einen Leitfaden für ein bestimmtes Handeln enthält. Praktisch in dem erstern Sinne, wo es auf die Feststellung der Zwecke des Handelns ankommt, ist vor Allem die Ethik (s. d.), überhaupt jede Untersuchung, die ein Musterbild für das Handeln aufstellt, daher man in einer veränderten Bedeutung die dadurch gewonnenen Ideale oft unpraktisch, d. h. unausführbar oder unerreichbar nennt, was sie unter gewissen Bedingungen auch sein mögen, ohne darum ihre

Gültigkeit zu verlieren. In diesem Sinne nennt man die Bestimmung der Ideale wol auch selbst Theorie und sagt: Es könne etwas in der Theorie richtig sein, tauge aber nicht für die Praxis. In der zweiten Beziehung, wo es sich um die Mittel für gewisse durch die Bedürfnisse des Lebens, die Gewinnsucht, Genußsucht u. s. w. aufgedrungene Zwecke handelt, heißt praktisch alles Das, was als Mittel für die Erreichung jener Zwecke dient; es ist dann etwas um so mehr praktisch, je einfacher, bequemer, sicherer, wohlfeiler dadurch der Zweck erreicht wird. Hierher gehört namentlich das ganze Gebiet des Technisch-Praktischen, und man nennt dann besonders solche Wissenschaften praktisch, deren Lehren eine mannichfaltige Anwendbarkeit auf die Erreichung solcher von den Bedürfnissen und Neigungen vorgezeichneter Zwecke gestatten. So wird die Astronomie praktisch für die Schiffahrt, die Chemie und Physik für Gewerbe und Ackerbau, die Mathematik für die Baukunst u. s. w. Einen praktischen Vortrag einer Wissenschaft nennt man einen solchen, der auf die Anwendbarkeit ihrer Lehren für bestimmte Zwecke vorzugsweise Rücksicht nimmt. Insofern endlich die Wahl der Mittel für gewisse Zwecke unabhängig von systematischen Untersuchungen vielfach von der Erfahrung geleitet wird, und einzelne Individuen ein besonderes Talent haben, diese Weisungen zu bemerken und zu befolgen, spricht man von praktischem Blick, Geschick und Takt; auch die Individuen selbst nennt man häufig praktisch oder Praktiker, insofern sie vorzugsweise mit der Ausübung einer mehr oder minder ausgebildeten Theorie beschäftigt sind, z. B. praktischer Arzt, praktischer Jurist u. s. w. Praxis ohne Theorie wird aber überall leicht zur gedankenlosen Routine, und die wahre Fackel der Praxis bleibt in allen Gebieten immer die echte, durchgeführte Theorie. (S. Praxis.)

Prälaten heißen diejenigen Beamten der katholischen Kirche, welche eine Jurisdiction im eigenen Namen auszuüben haben. Dieses waren ursprünglich nur die Bischöfe, Erzbischöfe, die Patriarchen und der Papst. Später erhielten auch die Cardinäle und Legaten, die Äbte und Vorsteher der Klöster durch Privilegien und Herkommen eine gewisse Jurisdiction, und dann wurde auch den höhern Stellen in den Domcapiteln der Prälatentitel gegeben. In Deutschland gab es bis zur Säcularisation sehr viele Prälaten, welche, frei von der Landeshoheit, unmittelbar unter dem Reiche standen. Sie hatten selbst weltliche Regierungsrechte, zum Theil die fürstliche Würde und Sitz und Stimme auf den Reichstagen. In England, Schweden und Dänemark hat sich die Prälatur auch nach der Reformation erhalten, in dem protestantischen Deutschland blieb nur der Name in den Domstiftern und in den landschaftlichen Verfassungen, wo der Prälatenstand zuweilen durch die Universitäten repräsentirt wurde.

Präliminarien nennt man die Bestimmungen, welche festgesetzt werden, um einem zu schließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen. (S. Friedensschluß.)

Präludium, s. Vorspiel.

Pram (Christen Henriksen), ein geachteter dän. Dichter und staatsökonomischer Schriftsteller, geb. in Guldbrandsdalen 1756, war seit 1781 beim Ökonomie- und Commerzcollegium angestellt, bis er 1815 bei Aufhebung dieses Departements seinen Abschied erhielt. In staatsökonomischer Beziehung bereiste er 1798 Bornholm und 1804—6, zur Untersuchung des Zustandes der Fischereien, Norwegen. Er redigirte die Handelszeitung 1782—87 und lieferte mehre auf staatswissenschaftliche Gegenstände bezügliche Preisschriften, z. B. über die Nationaltracht (1798) und über die Anlegung einer Universität in Norwegen (1796). Als Dichter begründete er seinen Ruhm durch das romantische Epos „Stärkodder" (1785); auch seine dramatischen Stücke und eine Reihe kleiner Erzählungen bekunden viel Lebensfrische und Humor. Mit Rahbek unternahm er 1785 die Zeitschrift „Minerva", welche auf die Gestaltung der dän. Literatur damals einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt hat. Um die Schulden, in welche er allmälig gerathen, mit dem Überreste eines sehr einträglichen Gehalts bezahlen zu können, ging er 1819 als Zollverwalter nach der westind. Insel St.-Thomas, wo er aber schon am 25. Nov. 1821 dem Einflusse des Klimas unterlag. Seine schönwissenschaftlichen Werke gab Rahbek heraus (6 Bde., Kopenh. 1824—29).

Prämie (praemium) heißt so viel wie besondere Belohnung. Prämien, bestehend in Büchern u. s. w., erhalten die Schüler als Aufmunterung zu fortzusetzendem Fleiß und sittlichem Benehmen; Prämien gibt man auch den bezahlten Arbeitern, bestehend in außerordent-

lichen Darreichungen neben dem eigentlichen Arbeitslohn, um sie zum Fleiße zu ermuntern, zum Nachdenken aufzufodern und für gewisse Gewerbe zu gewinnen. Ferner werden Prämien gegeben für die Gewinnung von ausgezeichneten Producten, für die Fertigung von gewissen Waaren und von Waaren in einer bestimmten Quantität, auch für die Einfuhr von Getreide in der Zeit der Theuerung, von Stoffen zur inländischen Fabrikation u. s. w., sowie für die Ausfuhr im Lande erzeugter Waaren. Auch sucht man bei Staatsanleihen die Darleiher durch Prämien anzulocken, die Diejenigen erhalten, welche zuerst einzahlen. Die beste Prämie für Industrie und Handel bleibt aber immer die Freiheit, denn alle diese außerordentlichen Unterstützungen führen nur zu Treibhauspflanzen und sind eine Ungerechtigkeit gegen solche Gewerbe und Unternehmungen, welche gleiche Anwartschaft darauf haben, aber sie nicht erhalten. — Bei den Versicherungen (s. d.) versteht man unter Prämie den Ersatz, welchen der Versicherer für die übernommene Gefahr erhält und dessen Höhe sich nach der Größe der Gefahr und dem durch die Erfahrung gegebenen Durchschnitt berechnet.

Prämissen heißen in der Logik die Vordersätze eines Schlusses (s. Syllogismus), überhaupt die Urtheile, aus welchen man einen Schluß zieht.

Prämonstratenserorden. Dieser geistliche Orden wurde von Norbert, einem Chorherrn aus Xanten im Kleveschen, der sich durch kirchlichen Eifer als Erzbischof von Magdeburg (seit 1127) die Ehre der Kanonisation erwarb, im Sprengel des franz. Bisthums Laon im J. 1120 gestiftet. Im Walde von Coucy sammelte Norbert auf einer ihm, nach seinem Vorgeben, vom Himmel gezeigten Wiese (pré montré, pratum monstratum, daher der Name des Ordens) seine ersten Schüler und gab ihnen die verschärfte Regel Augustin's. Deshalb rechnen sich die Prämonstratenser zu den regulirten Chorherren, obwol sie ihrer Verfassung nach wirkliche Mönche sind. Der Orden wuchs schnell; auch entstanden mehre Nonnenklöster derselben strengen Regel. Der Abt des Stammklosters Prémontré bei Coucy führte den Titel General und bildete mit drei andern franz. Prämonstratenseräbten den hohen Rath der Väter des Ordens. Die Prämonstratenser zählten vor der Reformation gegen 2000 Klöster, darunter 500 weibliche, und zwar die meisten in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, England und den nord. Reichen; in Folge der Reformation verloren sie mehr als die Hälfte derselben. Um die verfallene Klosterzucht herzustellen, vereinigten sich die Klöster in Spanien 1573 zu einer noch strengern Observanz, doch blieben sie mit den Klöstern von der gemeinen Observanz in Ordensgemeinschaft, welche 1630 durch neue Statuten für alle Klöster beider Gattungen befestigt wurde. Im 18. Jahrh. hatte sich der Orden in Frankreich bis auf 42 männliche Klöster vermindert; die weiblichen waren eingegangen. Jetzt besteht er nur noch aus einer geringen Zahl von Klöstern in Polen und den östr. Staaten, besonders in Böhmen, wo ihm zu Prag eins seiner schönsten und reichsten Klöster geblieben ist, das seine Pfründen zu gemeinnützigen Zwecken verwendet.

Präneste, jetzt Palestrina im Kirchenstaat, ungefähr vier Meilen östlich von Rom, am Abfall des Gebirgs zur Campagna gelegen, war eine uralte Stadt, die zum Bunde der Lateiner gehörte, im J. 499 v. Chr. sich an die Römer anschloß, dann von ihnen abfiel, im J. 380 aber wieder unterworfen und darauf durch eine röm. Colonie besetzt wurde. Im J. 82, wo sie dem jüngern Marius (s. d.) zum letzten Zufluchtsorte diente, mußte sie sich dem Sieger Sulla ergeben. Wichtig war sie namentlich wegen der Festigkeit ihrer auf dem Berge gelegenen Burg, die mit der untenliegenden Stadt durch Schenkelmauern verbunden war; auch der Tempel der pränestinischen Fortuna war berühmt. Die jetzige Stadt ist unbedeutend. Unter den Alterthümern, die daselbst gefunden wurden, sind besonders die Fragmente von marmornen Fasti (s. d.) und schön gearbeitete Bronzekästchen bemerkenswerth.

Prangen und Pressen. Unter diesen gewöhnlich vereint gebrauchten Ausdrücken versteht das Seerecht den Gebrauch aller Segel, die ein Schiff führen muß, um einer unterhalb des Windes gelegenen Gefahr zu entrinnen. Der dadurch herbeigeführte Schade gehört zur großen Havarie.

Pranger, s. Halseisen und Schandpfahl.

Pränumeration, d. i. Vorausbezahlung, nennt man eine Vertragsbedingung, nach welcher für eine zu erhaltende Leistung eine Verbindlichkeit zum voraus erfüllt wird. Diese

Übereinkunft kann bei verschiedenen Geschäften vorkommen, z. B. bei Miethverträgen, beim Handel; vorzüglich aber ist sie im deutschen Buchhandel gewöhnlich, um bei wichtigen Unternehmungen die Verlagskosten zu decken. In der Regel genießen die Pränumeranten für die zum voraus erfüllte Leistung den Vorzug eines geringern Preises, als spätern Käufern nach Verlauf der bestimmten Frist bewilligt wird. Von der Pränumeration ist die Subscription oder Unterzeichnung dadurch unterschieden, daß mit dieser keine Vorausbezahlung verbunden ist, sondern daß der auch hier gewöhnlich geringere Preis erst bei der Ablieferung des Werks bezahlt wird.

Präposition oder Verhältnißwort heißt derjenige Redetheil (s. d.), durch welchen das äußere Verhältniß eines Gegenstandes zu einem andern ausdrücklich bezeichnet wird. Um nämlich die Verhältnisse der Dinge zueinander zu bezeichnen, kann sich die Sprache des zweifachen Mittels bedienen, entweder, daß sie dem Worte selbst, welches den Gegenstand bezeichnet, eine eigenthümliche Beugung gibt, die wir den Casus nennen, oder daß sie ein besonderes Wort zur Bezeichnung gewisser Verhältnisse anwendet, und dieses ist die Präposition. Es ist daher auch natürlich, daß die Präposition stets zu dem Worte, mithin unmittelbar zu dem Substantivum gehört, welches die in Verhältniß gestellte und von einem Gegenstande abhängig gemachte Sache bezeichnet. Sie heißt Präposition oder Vorwort, weil sie in der natürlichen Redefolge gewöhnlich vor dieses Wort gestellt wird, und fodert ihren bestimmten Casus, z. B. „Petrarca wurde wegen seiner dichterischen Verdienste zu Rom auf dem Capitol gekrönt". Die Präpositionen beziehen sich hauptsächlich auf Zeit- und Raumverhältnisse, auf die Verhältnisse von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Verbindung und Entgegensetzung u. s. w., und stehen in ihrer Bedeutung den Conjunctionen am nächsten, die ebenso das Verhältniß ganzer Sätze, wie die Präpositionen das Verhältniß einzelner Begriffe zueinander ausdrücken. In Zusammensetzungen, wie Ausgang, vorrücken u. s. w., nimmt die Präposition die Bedeutung des Adverbiums an. Vgl. Graff, „Die althochdeutschen Präpositionen" (Königsb. 1825).

Prärien, s. Savannen.

Präsens, eigentlich gegenwärtig dauernd, bezeichnet in der Sprachlehre als Tempus (s. d.) die Gleichzeitigkeit der Handlung mit dem Momente, in welchem sie ausgesprochen wird, z. B. „Jetzt fühle ich, was die Freundschaft vermag". Allein es steht dasselbe auch, abgesehen von einem Zeitwechsel, als immanentes Prädicat, um eine Eigenschaft, Gewohnheit oder Sitte auszudrücken, die zu jeder Zeit stattfindet, z. B. „Der Mensch ist sterblich", oder „Die Tugend verdient Lob". Ebenso gebraucht man es bei allgemeinen Behauptungen und Sentenzen, wenn Etwas ausgesagt wird, was immer gilt, z. B. „Was du nicht willst, Das man dir thu', Das füg' auch keinem Andern zu". Außerdem erscheint das Präsens häufig, wo von vergangenen Dingen die Rede ist, und zwar theils bei Anführung von Aussprüchen eines Schriftstellers, die in seinen Werken noch vorhanden sind, oder von Eigenthümlichkeiten desselben, die in seinen Werken fortleben; theils als sogenanntes historisches Präsens (Praesens historicum) in der Erzählung des Vergangenen, sobald diese in eine Beschreibung oder Schilderung übergeht, durch welche die Aufmerksamkeit des Lesers gespannt werden soll, indem man die ganze Begebenheit in die Gegenwart rückt, wie wenn Alles vor den Augen des Lesers vorginge. Übrigens unterscheiden einige Grammatiker von der absoluten Gegenwart, als dem Mittel- und Ausgangspunkte aller Zeitbestimmungen, jenseit dessen Alles der Vergangenheit oder Zukunft anheimfällt, die relative oder bezügliche Gegenwart, mit welchem Namen sie das Imperfectum (s. d.) belegen.

Präsentation heißt die Benennung eines oder mehrer Candidaten zu einer erledigten Stelle, welche dem Patron einer Kirche, den Städten in Ansehung ihrer Beamten und in manchen Ländern den höhern Landescollegien bei den in ihrem Geschäftskreise erledigten Ämtern zusteht. Die Präsentation ist blos Vorschlag; wenn sie auch nicht ohne hinreichende Gründe verweigert werden kann, so geht doch die eigentliche Verleihung oder Übertragung des Amtes von Dem aus, welchem präsentirt wird. Sie ist also verschieden von der wirklichen Wahl oder Ernennung, gesetzt auch, daß diese noch der Genehmigung und Bestätigung einer höhern Autorität, z. B. des Landesherrn, bedarf. Wird die Präsentation bei kirchlichen Ämtern über sechs Monate verzögert, so tritt Devolution (s. d.) ein, d. h. der

Höhere ernennt selbst. (S. Patronus.) — Präsentation heißt auch das Vorlegen eines Wechsels (s. d.) an den Bezogenen, und zwar, wenn derselbe noch nicht fällig ist, zur Acceptation, wenn er fällig ist, zur Zahlung. Die Präsentation zur Annahme ist bei Wechseln auf Sicht und a uso der Natur der Sache nach nothwendig; bei Wechseln auf Zeit von der Ausstellung ist sie in der Regel nicht nöthig, doch in vielen Wechselordnungen vorgeschrieben. Die Präsentation zur Zahlung ist immer nothwendig, um sich den Regreß gegen Aussteller und Indossanten zu erhalten. Bei der letztern muß in jedem Falle der Originalwechsel vorgezeigt werden, und der Präsentant muß sich überdem durch den Wechsel selbst, wenn derselbe auf ihn gestellt ist, oder durch eine richtige Folge von Indossationen legitimiren. Auch Wechsel, deren Annahme verweigert worden ist, müssen, wenn sie nicht vermöge der in mehren Wechselgesetzen enthaltenen Bestimmung sofort zurückgeschickt sind, am Verfalltag nochmals präsentirt werden. Bei verweigerter Annahme oder Zahlung wird darüber der Protest (s. d.) aufgenommen, zum sofortigen Beweis, daß alles Erfoderliche beobachtet worden sei, der Bezogene aber Acceptation oder Zahlung nicht geleistet habe.

Präsident (Praeses) heißt Derjenige, welcher in einer collegialisch eingerichteten Behörde den Vorsitz führt und die Geschäfte leitet; doch pflegt man nur den Dirigirenden der höhern Stellen diesen Namen beizulegen. Bei stark besetzten Collegien sind mehre Präsidenten, Vicepräsidenten und Directoren, und in diesem Falle führt der erste den Namen Ober- oder Chefpräsident, in Frankreich Premier. Ein talentvoller und eifriger Präsident wird leicht die Seele seines Collegiums, sodaß seine Meinungen gar zu entscheidend werden. Daher ist in manchen Staaten vorgeschrieben, daß der Präsident nur votiren soll, wenn die Stimmen gleich sind, um alsdann den Ausschlag zu geben, wodurch aber seine Wirksamkeit wieder allzusehr beschränkt wird. Besser ist es, die Collegien mit tuchtigen Männern zu besetzen. Von besonderer Bedeutung sind die Präsidenten ständischer Kammern. (S. Volksvertretung.) Sie sind die verfassungsmäßigen Geschäftsleiter und vielfach die Repräsentanten derselben gegen außen, und haben ebenso für Einhaltung der gesetzlichen Schranken, wie für Wahrung der Würde und Rechte der Kammern zu bürgen. Hier wird auch bei dem strengern Gange der Verhandlungen die Geschäftsleitung doppelt schwierig. Es fragt sich hier übrigens staatsrechtlich, wie und von wem der Präsident ernannt oder erwählt werden soll, und in letzterm Falle, ob mehr auf Geschäftstüchtigkeit, wie in England, oder auf Parteifarbe, wie in Frankreich, zu sehen ist.

Prästabilirte Harmonie, d. h. vorherbestimmte Harmonie, ein von Leibnitz zuerst gebrauchter Ausdruck, bezeichnet die Annahme einer von Gott ausgehenden, ein für allemal festgestellten Einrichtung der Dinge, vermöge deren jedes Ding zu dem andern paßt und jede einfache Substanz ein Spiegel des Alls ist. Hiernach stimmen nicht nur alle Veränderungen der Dinge zu einem Zwecke zusammen, sondern daraus wird namentlich auch die Gemeinschaft der Seele und des Leibes erklärt. (S. Leibnitz.)

Präsumtion nennt man eine Voraussetzung, welche auf Gründen der Wahrscheinlichkeit beruht. — In den Rechtsverhältnissen versteht man darunter einen Satz, welcher ohne weitern Beweis so lange für wahr gilt, bis das Gegentheil erwiesen werden kann. Das Natürliche, Regelmäßige wird präsumirt; Thatsachen, Veränderungen müssen erst besonders erwiesen werden. Jeder muß für einen rechtlich handelnden Menschen, für unschuldig, gehalten werden, bis seine Schuld dargethan wird. Wahrscheinlichkeiten aus besondern individuellen Gründen heißen praesumtiones hominis oder facti; die in den Gesetzen anerkannten Vermuthungen praesumtiones juris. In einigen Fällen der letztern wird sogar der Beweis des Gegentheils nicht zugelassen; dies nennt man praesumtiones juris et de jure. — Präsumtiv nennt man Das, was unter gewissen Bedingungen eintreten kann; daher spricht man von einem präsumtiven Thronerben und versteht darunter Denjenigen, der unter den gegebenen Umständen, die sich aber noch ändern können, die nächste Anwartschaft auf den Thron hat.

Prätendent (vom lat. praetendere) ist im weitesten Sinne Jeder, der auf Etwas Anspruch erhebt; in engerer Bedeutung bezeichnet man aber damit die Prinzen, welche Erbansprüche auf einen ihnen vorenthaltenen Thron machen. Revolutionen haben gewöhnlich Prätendenten zur Folge, die, wenn sie von mächtigen Parteien unterstützt werden, innere

oder äußere Kriege erregen. So traten die vom engl. Throne vertriebenen Stuarts (s. d.) in der Person Jakob's III. (s. d.) und Eduard's (s. d.) als Prätendenten auf. So hat die Krone von Schweden gegenwärtig einen Prätendenten in dem Prinzen Wasa, dem Sohne des vertriebenen Königs Gustav's IV. Adolf (s. d.), die von Spanien in Don Carlos (s. d.), die von Portugal in Dom Miguel (s. d.), die von Frankreich in dem Herzog Heinrich von Bordeaux und in dem Prinzen Ludwig Napoleon (s. d.), Braunschweig in der Person des Erherzogs Karl (s. d.). Da aber in gegenwärtiger Zeit das dynastische Interesse mit dem Bedürfnisse und den Interessen gebildeter Nationen nothwendig Hand in Hand gehen muß, so haben diese Prätendenten, mögen sie sich auch auf Parteien stützen, wol kaum auf die Verwirklichung ihrer Ansprüche zu hoffen.

Präteritum, d. i. vergangene Zeit, heißt in der Sprachlehre die Bezeichnung der Vergangenheit durch das Zeitwort. Da jeder Zustand wie jede Handlung der Vergangenheit in doppelter Weise, entweder schlechthin ohne alle Beziehung auf andere Zustände und Handlungen, oder mit solcher Beziehung gedacht werden kann, so ist auch die Bezeichnung der Vergangenheit am Zeitworte zunächst eine doppelte, eine Form der absoluten und eine der relativen Vergangenheit. Die absolute (Praeteritum absolutum oder perfectum) kann nur Eine sein, z. B. „Ich habe den Brief geschrieben"; die relative aber, die da stattfindet, wo zwei Handlungen oder Zustände in gegenseitige Beziehung gesetzt werden, ist eine zweifache, indem beide Handlungen entweder als gleichzeitig oder als nicht gleichzeitig dargestellt werden können. Ist das Erstere der Fall, so steht das Praeteritum imperfectum, z. B. „Ich schrieb den Brief, als er eintrat"; im zweiten Falle wird von dem Zeitworte, welches die frühere und bereits vollendete der beiden Handlungen ausdrückt, das Praeteritum plusquamperfectum gebraucht, z. B. „Ich hatte den Brief geschrieben, als er eintrat". Wegen der im Imperfectum (s. d.) ausgedrückten Gleichzeitigkeit haben neuere Sprachlehrer, wie Schmitthenner, dasselbe auch die Gegenwart in der Vergangenheit oder die relative Gegenwart benannt. Übrigens ist der Gebrauch dieser Formen des Präteritums nicht in allen Sprachen derselbe.

Prätor hieß bei den Römern der den Consuln zunächst stehende Magistrat (s. d.) und sein Amt Prätura. Als die Patricier das Consulat im J. 360 v. Chr. mit den Plebejern theilen mußten, suchten sie die Jurisdiction ihrem Stande, bei dem auch damals vorzugsweise die Kunde des Rechts war, zu retten. Daher wurde dieselbe von dem Consulat getrennt und für sie ein eigener Magistrat eingesetzt, unter dem früher auch für die Consuln üblichen Namen Prätor, um der Rechtspflege in der Stadt vorzustehen. Erst im J. 336 erlangten die Plebejer auch zu diesem Amte Zutritt. Um das J. 242 wurde, da die Anzahl von Fremden (peregrini), die sich in der Stadt aufhielten, sich gemehrt hatte, ein zweiter Prätor erwählt, dem die Civiljurisdiction bei Rechtshändeln unter Fremden, oder unter Bürgern und Fremden zufiel (daher er auch in späterer Zeit praetor peregrinus hieß, während dem erstern, dem praetor urbanus oder praetor urbis, die Jurisdiction unter Bürgern verblieb. Nur bisweilen wurden anfangs noch bei anderweitiger Verwendung des einen Prätors die Geschäfte beider verbunden. Zwei neue Prätoren wurden seit dem J. 227 zur Verwaltung der Provinzen Sicilien und Sardinien gewählt, und noch zwei kamen im J. 177 für die Verwaltung der beiden span. Provinzen hinzu. Als aber für gewisse Verbrechen ständige Gerichtshöfe (die quaestiones perpetuae) in Rom eingerichtet wurden, blieben auch diese Prätoren, um denselben vorzustehen, in der Stadt, und gingen erst nach Ablauf ihres Amtsjahres in die Provinzen. Für diese Quästionen fügte Sulla noch zwei Prätoren hinzu; Cäsar erhöhte die Zahl auf zehn, dann auf 14 und 16. Die Prätoren wurden in denselben Comitien und unter denselben Auspicien wie die Consuln gewählt; auch ihre Auspicien waren maxima, und daher wurden sie als Collegen der Consuln betrachtet, ihr Imperium galt aber doch für ein geringeres. Unter ihnen war der praetor urbanus der angesehenste; er versah auch die städtischen Geschäfte der Consuln in deren Abwesenheit, und ihm kam die kostspielige Haltung der Apollinarischen Spiele zu. Vornehmlich aus den Bekanntmachungen (s. Edict), die er und der praetor peregrinus über die Rechtspflege erließen, deren Functionen sie von ihrem Tribunal aus übten, bildete sich das auf die Entwickelung und Gestaltung des gesammten Römischen Rechts (s. d.) höchst einflußreiche prätorische, magistratische Recht (jus praetorium oder honorarium) unter Einwirkung des jus gentium. Als

curulische Magistrate mit Imperium hatten die Prätoren die Ehrenzeichen der sella curulis, der toga praetexta und der Lictoren, wahrscheinlich in Rom zwei, in den Provinzen sechs. In der Kaiserzeit, wo ihre Zahl seit Tiberius meist 16 war, blieben anfänglich ihre Verrichtungen dieselben; auch wurden gewisse civile Rechtssachen, namentlich über Fideicommisse, Streitigkeiten zwischen Fiscus und Privaten, und Vormundschaften bestimmten einzelnen Prätoren zugetheilt. Allmälig wurde indeß ihr Wirkungskreis ein beschränkterer durch den Untergang der quaestiones perpetuae und überhaupt durch die richterliche Gewalt des Kaisers und seiner Beamten. Die Sorge für die Festspiele war nun ihr Hauptgeschäft; doch behielten sie selbst nach Konstantin, der auch in Konstantinopel Prätoren einsetzte, noch immer, aber freilich nur wie städtische Beamte, einige Jurisdiction.

Prätorianer hießen die Garden der röm. Kaiser. Schon die Feldherren der Republik hatten von alter Zeit her eine Schar ausgezeichneter Soldaten zu ihrer persönlichen Bedeckung und nächsten Umgebung verwendet, die sogenannte cohors praetoria, die aber zur Legion gehörte und nur durch die höhere Schätzung des Feldherrn vor den übrigen Cohorten sich auszeichnete. Augustus bildete im J. 27 v. Chr. aus den Truppen, die ihm schon bis dahin als Garde gedient hatten, unter dem Namen der Prätorianer neun eigene Cohorten, die später um eine vermehrt wurden, jede zu 1000 Mann. Ihre Vorrechte vor den Legionen (s. d.), zu deren keiner sie gehörten, bestanden in kürzerer Dienstzeit, höherer Löhnung und größerm Geschenk, das der Einzelne bei der Entlassung empfing. Sie standen unter dem praefectus praetorio (s. Präfect) und wurden bis auf Septimius Severus blos aus Italienern ergänzt. Unter Augustus lagen nur drei Cohorten, durch die der Wachtdienst im Palatium versehen wurde, in Rom, die übrigen waren in den Landstädten untergebracht; Tiberius vereinigte sie insgesammt in einem großen Standlager, das in dem nordöstlichen Winkel Roms angelegt war. Bald erlangten sie den bedeutendsten Einfluß; die schwächern Kaiser wurden ganz abhängig von den Prätorianern, die oft genug mit dem Throne gewaltthätig schalteten, den Kaiser, der ihren Unwillen erregt hatte, mordeten und bei der neuen Wahl die gewichtigste Stimme, der der Senat scheu nachgab, hatten. Diocletian, der ihre Gefährlichkeit wohl erkannte, minderte ihre Zahl; Konstantin löste sie ganz auf und errichtete statt ihrer die Corps der sogenannten domestici und protectores mit höherm Sold, die unter zwei comites standen und theils in der Hauptstadt, theils auswärts lagen. Neben ihnen bestand unter dem magister officiorum (Hofmarschall) eine eigene Truppe zur besondern Bewachung des Palastes.

Prävarication nennt man im Allgemeinen die Treulosigkeit eines Sachwalters, im engern Sinne die eines Anklägers, welcher dem Angeklagten durch unredliche Mittel behülflich ist, der verdienten Strafe zu entgehen und die Anklage selbst zu vereiteln; im weitern Sinne die eines Procurators oder Advocaten, welcher sich zum Schaden seines Machtgebers mit dem Gegner desselben einläßt und also den Einen oder auch Beide betrügt. Das Verbrechen ist ein criminelles, und die Strafe, außer der Entfernung vom Amte, dem richterlichen Ermessen überlassen.

Prävention, d. h. Zuvorkommen, wird in den Rechten besonders in dem Sinne gebraucht, daß Jemand früher eine Handlung vornimmt als ein anderer dazu ebenfalls Berechtigter, und sich dadurch das ausschließliche Recht zur Fortsetzung der Sache verschafft. So entscheidet unter mehren zu Anstellung einer Klage Berechtigten, sowie unter mehren competenten Gerichten die Prävention. — Auf etwas Ähnlichem beruht die Präventionstheorie des Strafrechts. Einem Angriffe zuvorzukommen ist erlaubt; aus der Voraussetzung nun, daß man Einem, welcher einmal ein gewisses Verbrechen begeht, zutrauen könne, daß er auch in Zukunft dergleichen wieder thun werde, leiten die Anhänger dieser Theorie das Recht des Staats ab, dagegen Sicherheitsmittel zu ergreifen, welche unter Anderm auch darin bestehen können, den Verbrecher solche üble Folgen seiner rechtswidrigen Handlung empfinden zu lassen, daß ihm die Lust zur Wiederholung seines Verbrechens vergeht. Diese Theorie, deren vorzüglichster Vertheidiger in neuerer Zeit Karl Ludw. Wilh. von Grolman (s. d.) war, ist, abgesehen davon, daß seine Voraussetzung nicht allenthalben Platz ergreift, auch deshalb zu verwerfen, weil sie den Zweck der Strafe in etwas von dieser selbst Verschiedenem sucht. (S. Strafrecht.)

Praxagŏras aus Kos, der letzte berühmte Arzt aus dem Stamme der Asklepiaden, lebte zur Zeit Alexander's des Großen und machte sich besonders durch seine anatomischen Forschungen einen Namen. Er war der Erste, welcher Schlagadern und Blutadern unterschied und erstere nach seiner Meinung, daß in ihnen der Luftgeist enthalten sei, Arterien nannte. Von seinen Werken über Anatomie, Arzneimittellehre, Therapie und Symptomatologie finden sich nur noch Bruchstücke in andern Schriftstellern.

Praxis heißt so viel als Thätigkeit, also überhaupt jedes Handeln für einen bestimmten Zweck. Ein schlechthin zufälliges und bewußtloses Handeln würde jedoch diesen Namen kaum verdienen, und deshalb steht jede Praxis in einem Verhältniß zu einer mehr oder weniger ausgebildeten Theorie, d. h. zu einem Wissen über die Zwecke und die Mittel ihrer Erreichung. Es gibt daher gar keinen solchen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, daß in der einen als richtig erscheinen könnte, was in der andern falsch ist; wo das so zu sein scheint, muß entweder der Theorie etwas an der Richtigkeit oder Vollständigkeit fehlen, oder die Praxis muß noch nicht im Stande sein, die Weisungen der Theorie zu befolgen. Dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß die Theorie von der Praxis lernen könne; dies geschieht in vielen Beziehungen so gewiß, als Erfahrungen und Versuche die Erkenntniß berichtigen, erweitern, bestätigen; aber eine Praxis, die sich um gar keine Theorie kümmern wollte, würde in ihrer Rathlosigkeit häufig zu einem blosen Herumtappen werden. Von einem Gegensatz zwischen Theorie und Praxis ist daher hauptsächlich nur dann die Rede, wo es entweder nicht gelingt, die zur Erreichung eines Zwecks nöthigen Mittel in seine Gewalt zu bekommen, und was theoretisch gewiß ist, kann dann praktisch unausführbar sein, oder wo das Verhältniß zwischen Mittel und Zweck, die Ursachen und Bedingungen für gewisse Erfolge, die man wünscht oder beabsichtigt, noch nicht bekannt sind. In diesem Sinne muß die Praxis, wie z. B. in der Heilkunst, oft sich dabei beruhigen, daß gewisse Mittel einen Erfolg haben oder nicht haben, obwol der ursachliche Zusammenhang noch nicht klar und erkannt ist. In einem engern Sinne nennt man Praxis oft auch die praktische Übung in der Anwendung der von der Erfahrung oder der Theorie dargebotenen Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zwecks, welche jederzeit eine Subsumtion des gegebenen Falls unter eine mehr oder weniger allgemeine Regel einschließt. Je leichter, sicherer, schneller diese Subsumtion und die davon abhängige Bestimmung der gerade in diesem Falle zweckdienlichen Mittel erfolgt, desto sicherer wird der praktische Takt. Aus dem Gesagten geht hervor, daß das Verhältniß der Theorie zur Praxis sich in verschiedenen Gebieten menschlicher Thätigkeit verschieden gestalten kann. So ergänzen sich namentlich in der Jurisprudenz Theorie und Praxis gegenseitig.

Praxitĕles, der Meister der jüngern attischen Bildnerschule (s. Bildhauerkunst), repräsentirt in der griech. Kunstgeschichte zuerst die Richtung auf das Anmuthige, Reizende, sodaß man mit ihm und seinem Zeitgenossen Skopas (s. d.) um 364 v. Chr. die Periode des anmuthigen, sinnlich reizenden Stils, im Gegensatz zu dem vorhergehenden erhabenen Stil, anzufangen pflegt. P. arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber nach des Plinius Zeugniß in Marmor glücklicher. Seine Kunst war dem Kreise des Dionysos, der Aphrodite und des Eros zugewendet, und jeden derselben verherrlichte er mit eigenthümlicher Anmuth. Von der Strenge früherer Kunstauffassung sich entfernend, zeigte er in Venus, der Herrscherin der Liebe, das der Liebe selbst bedürftige Weib, und sowie er in den Bacchischen Darstellungen dem Ausdrucke der Schwärmerei und des schalkhaften Muthwillens ein Übergewicht gab, so gefiel er sich, im Eros die Schönheit und Lieblichkeit des Knabenalters zu erheben. Selbst Apollon wurde durch ihn zum Apollino, d. h. zu einem schönen jugendlichen Genius, der den edlern Satyrgestalten näher steht als dem höhern Göttertypus. Lebend in dem Umgange der ausgebildetsten und bald auch ausgeartetsten Gesellschaft trugen seine Götterbilder den Eindruck derselben und entsprachen durch ihre rein irdische, menschliche Anmuth um so mehr der allgemeinen Empfänglichkeit. Seine koische und seine knidische Venus, sein Eros zu Thespiä, sein Satyr periboetos, seine Hetairen und sein Eidechsentödter hatten bei den Alten sprüchwörtliche Berühmtheit. Die schönste unter allen diesen Statuen soll die knidische Venus gewesen sein, in welcher er zum ersten Male die Venus unbekleidet zu bilden wagte, zu der ihn der Sage nach Kratina oder Phryne durch Enthüllung ihrer Reize begeistert habe.

Precarium heißt die Gestattung irgend einer Sache oder eines Rechts, z. B. eines Durchgangs, zum Gebrauch auf Bitte und mit beliebigem Widerruf. Durch diese bittweise Einräumung wird kein juristischer Besitz begründet und der Eigenthümer hat ein possessorisches Rechtsmittel zur Wiedererlangung der Sache.

Prechtl (Joh. Jos.), Director des kaiserlichen Polytechnischen Instituts in Wien, geb. am 16. Nov. 1778 zu Bischofsheim vor der Rhön, studirte in Würzburg die Rechte und begab sich 1801 nach Wien, um beim Reichshofrathe zu prakticiren, wendete sich aber sehr bald ganz dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Chemie und Physik in technischer Beziehung zu und wurde dann Director der Realakademie in Triest. Von hier kam er 1810 als Lehrer der Chemie, Physik und Naturgeschichte an die Realschule zu Wien und wurde 1818 kaiserlicher Regierungsrath und Director des seit 1815 unter seiner wesentlichen Mitwirkung organisirten, 1818 aber nach neuem Plane und in seiner noch gegenwärtig bestehenden Gliederung in eigentliche technische Anstalt, commercielle Anstalt und Realschule definitiv eröffneten Polytechnischen Instituts. Seine Hauptthätigkeit ist fortwährend der Direction dieses Instituts, der Herausgabe der seit 1819 in zwanglosen Bänden erscheinenden „Jahrbücher" dieses Instituts und der zum großen Theil von Lehrern und ehemaligen Schülern der Anstalt, namentlich von Altmütter, Burg und Karmarsch gearbeiteten „Technologischen Encyklopädie" (Bd. 1—14, Stuttg. 1830—46) gewidmet gewesen, die jetzt bis in die Mitte des S gediehen ist. Außer Beiträgen in die „Jahrbücher" und den fast ganz von ihm herrührenden technisch-chemischen Artikeln in der „Encyklopädie" hat er früher „Grundlehren der Chemie in technischer Beziehung" (2 Bde., Wien 1813—15; 2. Aufl., 1817—18) und eine „Anleitung zu Einrichtung der Steinkohlengasbeleuchtung" (Wien 1815) herausgegeben.

Prediger heißen die Geistlichen der Protestanten, weil die Predigt oder die Verkündigung des göttlichen Worts ihr Hauptgeschäft ist und ihre sämmtlichen Amtsgeschäfte sich auf den Beruf zur Predigt stützen. Diese Ansicht vom geistlichen Amte gründet sich auf dessen Ursprung. Das Lehren war seit dem Zeitalter der Apostel die hauptsächlichste Beschäftigung der Bischöfe, Presbyter und Diakonen. Auch hatte Jesus selbst das Apostelamt als ein Lehramt eingesetzt. Je entschiedener aber der geistliche Stand sich nach und nach zum Charakter des jüd. Priesterthums neigte und Reichthum und Herrschaft erstrebte, um so mehr wurde von ihm die Predigt und das Lehrgeschäft vernachlässigt, dagegen der blose Altardienst, die Verwaltung der Sacramente und die Behauptung eines richterlichen Ansehens über die Laien als die wichtigsten Functionen erachtet. (S. Priester.) Im Mittelalter fehlte es an Männern, die zu Abfassung einer Predigt fähig gewesen wären; man beschränkte den öffentlichen Religionsunterricht auf das Vorlesen veralteter Homilien, die seit dem 9. Jahrh. hier und da in die Landessprache übersetzt wurden, und gewöhnte das Volk, seine vorzüglichste Erbauung in kirchlichen Ceremonien und im Gesange zu suchen. Erst die zu Anfange des 13. Jahrh. entstandenen Orden der Bettelmönche, unter denen die Dominicaner (s. d.) gleich anfangs als Volksredner gegen die Ketzer auftraten, weshalb sie auch Prädicanten oder Predigermönche genannt wurden, und die Mystiker des 14. Jahrh. brachten das Predigen wieder in Aufnahme. Auch die Waldenser und Hussiten hielten viel darauf, und die Reformatoren des 16. Jahrh. machten es wieder zum Hauptberufe der Geistlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung Polemik und unfruchtbare Dogmatik sich der Kanzeln nicht weniger als der akademischen Lehrstühle bemächtigten, so wurde doch, da der Lehrbegriff festgestellt und im 17. Jahrh. der Zustand eines ruhigen Bestehens der Kirchen nebeneinander eingetreten war, eine größere Nutzbarkeit des Predigtamts möglich. Spener (s. d.) erwarb sich das Verdienst, daß er das praktische Christenthum auf die Kanzeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte und dem vernachlässigten Unterrichte der Katechumenen neuen Schwung gab. Der milde evangelische Geist, der von diesem würdigen Manne ausging, entwöhnte die protestantischen Prediger allmälig von dem wieder eingeschlichenen Priesterdünkel und führte sie zu jener apostolischen Einfalt im Lehren und Leben, die den echten Charakter des christlichen Predigtamts bezeichnet. Weil aber der Prediger zwischen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne steht und in beiden Gebieten einheimisch die sittlichen Ideenschätze der Wissen-

schaft zum alltäglichen Gebrauch einprägen soll, so bringt auch jede neue Form und Wendung der Bildung für ihn eine neue Richtung mit sich. So kam jene apostolische Einfalt mit dem Ringen des Natur- und Freiheitsgeistes, der sich seit der Mitte des 18. Jahrh. regte, die Theologie und Philosophie einer allgemeinen Prüfung unterwarf und auf Zerstörung jener alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerstreit, den sie nur zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Es trat ein neues Geschlecht philosophischer Volksredner auf, die zufolge des Grundsatzes, nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, sich bald genöthigt sahen, die meisten Glaubenslehren mit Stillschweigen zu übergehen und sich in dem Kreise einiger Moralien und praktischer Wahrheiten zu bewegen. Geist und Kraft schienen aus solchen Vorträgen gebannt, das Volk fand sie ungenießbar und die Kirchen wurden leer. Doch haben auch in dieser Periode mehre Kirchenlehrer, namentlich Reinhard (s. d.), den Geist der Gründlichkeit und der Treue gegen das Evangelium zu wahren gewußt. Ihr Verdienst und die Frucht der großen politischen Erschütterungen ist es, daß man das Bedürfniß der Menge später besser erkannte. Günstiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neuesten Philosophie der Rückkehr zum biblisch-kirchlichen Lehrbegriff, und seit letzterer auf den Kanzeln in seine alten Rechte wieder eingetreten und in den Herzen der Lehrer die Theologie der Religion selbst näher gerückt ist, hat die Kirche wieder christliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigener Begeisterung und Überzeugung lehren und zahlreiche Versammlungen vor sich sehen. Auch läßt sich gegenwärtig das Streben der Prediger nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren religiösen Reden nicht verkennen; der gute Geschmack wird selbst von den Minderbegabten selten beleidigt. Daß die katholischen Geistlichen in Deutschland mit den protestantischen Predigern in der Amtsberedtsamkeit wetteifern, haben sie durch rühmliche Proben dargethan; nur versagt ihnen die Natur des katholischen Gottesdienstes, welcher die Messe über die Predigt stellt, die Antriebe und Aufmunterungen, welche den protestantischen Predigern zu Statten kommen. Viel wichtiger als eine Änderung des Kirchendienstes ist den protestantischen Kirchen die Wachsamkeit der Regierungen über die Würde des Predigtamts. Wird dieses allenthalben mit Männern von gebildetem Geiste und heiligem Sinne versorgt und seine Wirksamkeit nicht von Seiten der Regierungen gehindert, noch sein Geist gedämpft; hört man auf, dieses Amt als eine policeiliche Anstellung zu betrachten und für zweideutige Zwecke misbrauchen zu wollen; läßt man es ganz in der Sphäre der Religion, deren segnender Einfluß von ihm ausgehen soll, so wird es sich schon selbst die Macht über die Gemüther zu verschaffen wissen, die ihm gebührt, die aber nicht durch Zwangsmittel sich hervorrufen läßt.

Zur praktischen Vorbereitung künftiger Prediger bestehen sowol in der katholischen als evangelischen Kirche sogenannte Predigerseminarien, nur mit verschiedener Tendenz, wie das bereits 1552 gegründete Collegium germanicum zu Rom zur Genüge beweist. Bei den Protestanten haben sie den Zweck, die Candidaten nach Beendigung des akademischen Cursus gründlicher und tiefer in Alles einzuweihen, was zur gesegneten Führung des Predigtamts nothwendig ist, demnach nicht blos praktische Geschicklichkeiten ihnen beizubringen, sondern sie auch theoretisch und moralisch fortzubilden. Die Mitglieder kommen nicht blos gelegentlich zusammen, sondern haben gemeinsame Wohnung und Lebensweise und sind ihrer ganzen Stellung nach Seminaristen. Die wichtigsten und zugleich nur für besonders fähige Candidaten bestimmten Anstalten dieser Art sind das Hospitium zu Loccum, das seit 1824 bestehende Predigerseminar zu Hannover und das 1817 gestiftete zu Wittenberg. Ihre Mitglieder erhalten außer freier Wohnung und Feuerung noch einen jährlichen Gehalt von 120—230 Thlrn. Für alle Candidaten der betreffenden Länder sind bestimmt das nassauische Predigerseminar zu Herborn, das braunschweigische zu Wolfenbüttel, das hessendarmstädtische zu Friedberg und das badische zu Heidelberg. Umfassender freilich und wirksamer als alle diese Seminarien sind die würtemberg. Stiftungen zur Ausbildung evangelischer Geistlichen, die vorbereitenden Klöster und das tübinger Stift. Neuerdings hat die 1846 in Berlin zusammengetretene Generalsynode die Errichtung mehrer Seminarien für dringendes Bedürfniß erklärt.

Prediger, s. Kohelet.

Predigermönche, s. Dominicaner und Bettelmönche.

Pregel, ein Fluß, entsteht oberhalb der Stadt Gumbinnen aus der Vereinigung der Pissa, einem Ausflusse des Wistittensees an der poln. Grenze und der Romente, einem Ausflusse des Sees bei Przerosl in Polen. Seinen bedeutendsten Zufluß erhält er durch die Angerap, die mit den großen Seen auf dem Plateau von Ostpreußen in Verbindung steht; auf der rechten Seite nimmt er unweit Insterburg die Inster, auf der linken bei Wehlau die von Friedland an schiffbare Alle mit der Gruber auf. Nachdem er einen schiffbaren Arm, die Deime, von Tapiau über Labiau ins Kurische Haff entsendet hat, mündet er sechs Meilen unterhalb Königsberg bei Pillau in die Ostsee. Er bildet den größten Theil des Wassersystems von Ostpreußen, durchströmt den gumbinner und königsberger Regierungsbezirk, wird von Insterburg an schiffbar und trägt von Königsberg an Fahrzeuge bis zu 90 Last.

Preis (pretium), einer der wichtigsten Begriffe der Nationalökonomie, ist mit Werth (s. d.) und Kosten verwandt. Der Preis einer Sache ist Das, was der Inhaber derselben von Andern dafür erhalten kann, entweder im reinen Tausch und in Gegenleistungen oder in dem allgemeinen Werthmesser und Tauschmittel, im Gelde. Der Preis ist ein natürlicher oder der Kostenpreis, wenn er dem Besitzer, und zwar von dem ersten Erwerber oder Producenten an bis zu dem jedesmaligen Verkäufer, die Kosten ersetzt, welche auf das Erlangen, Aufsuchen, Erbauen oder Bearbeiten der Sache und das Hinbringen an den Verkaufsort gewendet worden sind. Bei diesem natürlichen Preise ist aber wieder zu unterscheiden der gemeine, welcher erfoderlich ist, um eine Gattung Sachen zu produciren, und der besondere, der den Verkäufer in den Besitz der Sache gesetzt hat, welcher letztere viel höher, aber auch viel niedriger sein kann als der gemeine Preis, z. B. wenn ein Arbeiter aus Mangel an Übung oder guten Werkzeugen viel mehr Zeit auf die Production verwenden muß als ein anderer, oder umgekehrt, wenn durch Maschinen ein Theil der Arbeit so wohlfeil verrichtet wird, daß dadurch die Kosten des Hervorbringens sehr vermindert werden. Dem natürlichen oder dem Erwerbspreise steht gegenüber der Verkaufspreis, welcher größer oder geringer als der Erwerbspreis, übertrieben oder herabgedrückt sein kann. Darauf wirken eine große Menge Ursachen, vornehmlich aber folgende ein: 1) Der Werth, welchen die Waare an sich und gerade an dem Orte hat, wo sie verkauft werden soll; dieser Werth ist ein natürlicher, wenn die Sache einen wirklichen Nutzen gewährt oder einem allgemeinen menschlichen Bedürfnisse abhilft; er ist ein künstlicher, wenn er blos auf Liebhaberei und Angewöhnungen gegründet ist, ohne einem wirklichen Bedürfnisse der menschlichen Natur zu entsprechen. Da aber solche Angewöhnungen außerordentlich weit verbreitet sind, wie der Gebrauch des Tabacks, des Thees, Opiums, Branntweins, der Edelsteine u. s. w., so entsteht daraus ein Werth dieser Waaren, welcher fast die Beschaffenheit des natürlichen annimmt. Dagegen drückt die Mode den Preis anderer Dinge herab, ohne daß ihr wahrer Werth verloren hätte. 2) Das Verhältniß zwischen dem verkäuflichen Vorrath einer Waare und der Nachfrage nach derselben, verbunden mit den Kosten der Aufbewahrung, zu denen auch die Rente des Anschaffungscapitals geschlagen werden muß, und dem Grade der Verderblichkeit, auch Verminderung des künstlichen Werths, auf der einen Seite und dem Grade der Unentbehrlichkeit und der Zeit, binnen welcher neue Vorräthe beigeschafft werden können, auf der andern Seite. Die Nachfrage findet aber auch gewisse Grenzen, wenn der Preis einer Waare so hoch gestiegen ist, daß sich Viele den Gebrauch einer Waarengattung versagen müssen. 3) Die Preise anderer vom Verkäufer gesuchter Waaren auf dem Platze des Verkaufs. Sind diese, im Vergleiche zu dem Verkaufspreise in der Heimat, so niedrig, daß sie einen ansehnlichen Gewinn möglich machen, so kann natürlich der Einkäufer derselben seine eigenen Waaren unter seinem Einkaufspreise verkaufen und dennoch Gewinn von seinem Handel haben. Aus allen diesen Factoren, die wieder durch eine Menge anderer Einwirkungen bestimmt werden, setzt sich ein mittlerer und anhaltender Verkaufspreis, Marktpreis, zusammen, welcher auf den großen Handelsplätzen in ziemlichem Gleichgewichte steht, aber doch gewissen, oft plötzlich eintretenden und großen Schwankungen ausgesetzt ist. Diese werden dann 4) benutzt zu blosen Wettpreisen, welche sich nach Zufällen richten, die sich nur mit Wahrscheinlichkeit voraus berechnen lassen und unter dem Scheine einer Handelsspeculation ein oft verwegenes und betrügerisches Spiel verstecken.

Preisler ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie. — Joh. Dan. P., geb.

zu Dresden 1665, gest. als Akademiedirector zu Augsburg 1737, war ein guter Zeichner und Maler und gab auch eine Anleitung zum Zeichnen unter dem Titel „Zeichenakademie" heraus. Er hatte vier Söhne, die sich ebenfalls als Künstler auszeichneten. — Der älteste, Joh. Justin P., geb. zu Nürnberg am 4. Dec. 1698, gest. am 17. Febr. 1771, wurde des Vaters Nachfolger als Director der Akademie zu Augsburg. Er machte sich durch ein Altargemälde, die Grablegung Christi, vortheilhaft bekannt, radirte mit vielem Geschmack und gab ein Werk über Statuen (Nürnb. 1732) heraus. — Seine Gattin, Susanna Maria P., geborene Dorsch, geb. zu Nürnberg 1701, gest. am 8. Apr. 1761, zeichnete sich im Steinschneiden aus. — Der zweite Sohn, Georg Martin P., geb. zu Nürnberg am 6. Nov. 1700, gest. daselbst am 29. Aug. 1754, war ein guter Zeichner und Kupferstecher. In dem Werke über Dresdens antike Denkmäler sind seine Blätter die besten; auch arbeitete er an dem florent. Museum. — Der dritte Sohn, Joh. Martin P., geb. zu Nürnberg am 14. März 1715, der sich insbesondere als Kupferstecher auszeichnete, widmete sich mit Glück historischen Gegenständen. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Paris wurde er 1744 zum Hofkupferstecher und Professor der Malerakademie zu Kopenhagen ernannt, wo er am 17. Nov. 1794 starb. Sein Kupferstich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronzestatue von Sailly, ist ein Meisterstück; auch hat er Gellert nach Graff, und Klopstock nach Juel gestochen. Sein letztes Blatt war die berühmte Madonna della Sedia nach Rafael. — Valentin Daniel P., der jüngste der vier Brüder, geb. am 18. Apr. 1717 zu Nürnberg, starb daselbst am 8. Apr. 1765, wendete sich erst ziemlich spät der Kunst zu und machte sich als Kupferstecher in schwarzer Kunst bekannt. — Joh. Georg P., der Sohn und Schüler Joh. Martin P.'s, geb. 1757, vervollkommnete sich unter Wille's Leitung in Paris, wo er das schöne Blatt Ikarus, nach Vien, stach, und starb als Professor bei der Malerakademie zu Kopenhagen zu Anfange des 18. Jahrh.

Preißelbeeren, Preuselbeeren, Grosseln oder Grooseln heißen die fleischig dunkelrothen, etwas mehligen und angenehm bitterlichsauern Früchte eines in Sandgegenden und auf Haideboden in den Wäldern Deutschlands häufig wachsenden hand- bis fußhohen Strauchs (Vaccinium Vitis Idaea), mit immergrünen Blättern und weißen glockenförmigen Blüten, der sich sehr gut zu Einfassung der Gartenwege eignet. Die Beeren werden roh, häufiger aber eingemacht mit Essig und Zucker gegessen. Die jungen im Schatten getrockneten Blätter geben einen guten Brustthee.

Prenzlau oder Prenzlow, im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, die ehemalige Hauptstadt der Ukermark, an der Uker und an der Nordseite des Unter-Ukersees, hat 10600 E., ein Gymnasium, ein Landarmenhaus und in der Neustadt eine eisenhaltige Mineralquelle, das Elisabethbad, mit Dampf- und Schwitzbädern. Die schöne goth. Marienkirche enthält viele Alterthümer. Unter den Einwohnern, die sich zumeist mit Tabacksbau, Korn- und Viehhandel beschäftigen, sind viele franz. Abkömmlinge. Bei P. mußte sich am 28. Oct. 1806 das von Jena her auf dem Rückzug begriffene 16000 M. starke preuß. Corps unter dem Fürsten von Hohenlohe nach einem unglücklichen Gefechte den Franzosen unter Murat ergeben.

Presburg (lat. Posonium, ungar. Posony, slaw. Pressburek) Freistadt der gleichnamigen ungar. Gespanschaft in Niederungarn, am linken Ufer der Donau, welche von da östlich die Bildung der fruchtbaren Insel Schütt beginnt, soll schon zu den Zeiten der Römer vorhanden gewesen und durch Piso, einen Feldherrn des Kaisers Tiberius, gegründet worden sein. Meist von deutschen Ansiedlern bevölkert, erhob sie sich frühzeitig zu einem bedeutenden Grenzplatze gegen die Deutschen und Böhmen und erhielt mancherlei Privilegien. Der Burggraf von P. schloß die Reihe der großen beamteten Reichsbarone. Als die Osmanen 1541 die Residenz Ofen genommen, wurde P. Haupt- und Krönungsstadt von Ungarn, der Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas und der Versammlungsort des Reichstags und blieb es lange noch, als schon die Türken wieder vertrieben waren. Noch bis im letzten Viertel des 18. Jahrh. war P. die vornehmste, schönste und volkreichste Stadt des ungar. Reichs; doch gegenwärtig wird sie von Pesth in jeder Hinsicht weit, von Ofen an officieller Wichtigkeit und von Debreczyn an Bevölkerung übertroffen. Die Quellen ihres Wohlstands fingen an zu versiegen, als Kaiser Joseph II. 1784 Ofen wieder zur Haupt-

und Krönungsstadt erhob und dahin die Statthalterei und andere Reichsbehörden verlegte. Der Krieg im J. 1805 schadete ihr wenig; desto härter wurde sie 1809 mitgenommen, wo ihr die tapfere Vertheidigung des Brückenkopfs vom 4. Juni bis 4. Juli ein wiederholtes Bombardement zuzog. Gegenwärtig ist sie Residenz des Vicekönigs von Ungarn, Sitz eines Erzbischofs, Versammlungsort des Reichstags und auch wieder Krönungsstadt, obschon die Reichsinsignien fortwährend in Ofen aufbewahrt werden. Sie zählt einschließlich der Vorstadt Blumenthal und der Orte Zuckermandel und Schloßberg 40000 E., worunter über 8000 Protestanten und gegen 2700 Juden. Der Stadtmagistrat, nebst dem äußern, aus 100 Wahlbürgern bestehenden Rath und andern städtischen Ämtern, ist aus Protestanten und Katholiken zusammengesetzt. Ausgezeichnete Gebäude sind die Domkirche, in welcher die Könige von Ungarn gekrönt werden; das Landhaus, die sogenannte Kammer, wo der Reichstag gehalten wird, das alterthümliche Rathhaus mit einem Frescogemälde an der Außenwand, welches die Höllenfahrt eines meineidigen Senators vorstellen soll, der erzbischöfliche Palast, das alte Statthaltereigebäude und das Comitathaus. Das königliche Schloß ist 1811 bis auf die Mauern abgebrannt. Außerhalb der Stadt liegt der durch Menschenhände errichtete Königshügel, auf welchen der König von Ungarn nach der Krönung reitet und das Schwert nach den vier Weltgegenden schwingt, zum Zeichen, daß er Ungarn vertheidigen wolle, woher der Feind auch komme. Außer der Domkirche hat die Stadt noch 13 andere Kirchen, darunter zwei protestantische, drei Mönchs- und zwei Nonnenklöster, ein altes und reich dotirtes Collegiatstift von 12 Domherren und eine Synagoge. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind zu erwähnen die königliche katholische Akademie mit zwei Facultäten, einer juridischen und einer philosophischen; das katholische Erzgymnasium, von Benedictinern versehen, und neben andern katholischen Normal- und Trivialschulen die Klosterschulen; ferner das protestantische Lyceum mit einer Bibliothek von 10000 Bänden und endlich die seit 1826 in einem neu dazu errichteten Gebäude aufgestellte, in der classischen Literatur reiche gräflich Anton Apponyische Bibliothek von 50000 Bänden. Auch fehlt es keineswegs an wohlthätigen Anstalten und Stiftungen. Ebenso hat es ein Theater mit Redoutensaal und Casino. Der Handel ist nicht sehr blühend und die Donauschiffahrt nur wenig Vortheil gewährend; auch die Fabriken sind von keiner großen Bedeutung. Deutsche Sitten und Sprache sind vorherrschend. Den geselligen Verkehr beleben die daselbst in großer Zahl sich aufhaltenden Magnaten und Adeligen, pensionirte Offiziere und Geistliche. Die Umgebungen sind von Natur reizend; auch hat die Kunst Vieles gethan. — In dem nach der Schlacht und dem Waffenstillstande von Austerlitz (s. d.) zwischen Napoleon und Kaiser Franz II. zu P. am 26. Dec. 1805 abgeschlossenen Frieden mußte Letzterer 1) den im Luneviller Frieden erworbenen Theil von Venedig (730 □M. mit 2,130000 E.) an das Königreich Italien abtreten; 2) den Kurfürsten von Baiern und Würtemberg die königliche Würde und Souverainetät und letztere auch dem Kurfürsten von Baden zugestehen; 3) Tirol, Vorarlberg und einige Landschaften nebst Eichstädt und Passau an Baiern, den größten Theil des Breisgaues nebst Konstanz an Baden, die Donaustädte und einige Striche in Schwäbisch-Östreich an Würtemberg überlassen; dafür wurde 4) das bisherige Kurfürstenthum Salzburg der östr. Monarchie einverleibt, der Kurfürst Erzherzog Ferdinand aber durch das ihm von Baiern abgetretene Würzburg entschädigt. Der Erzherzog Karl Jos. Ant. Ferdinand von Östreich-Este aber, welcher das Breisgau verlor und in Deutschland vollständig entschädigt werden sollte, erhielt weder damals noch später die ihm zugesicherte Schadloshaltung; dem Erzherzog Anton dagegen wurde die Hochmeisterwürde des Deutschen Ordens erblich gegeben. Der unmittelbaren Reichsritterschaft in Baiern, Würtemberg und Baden wurde im Frieden nicht gedacht; ein Militairbefehl Napoleon's vom 19. Dec. 1805 hatte sie bereits den Regenten dieser Länder zugetheilt. Unmittelbar nach der Unterzeichnung des Friedens erklärte Napoleon am 27. Dec.: „die Dynastie von Neapel habe aufgehört zu regieren", weil Ferdinand IV. den im Sept. 1805 mit Frankreich abgeschlossenen Neutralitätsvertrag gebrochen hatte.

Presbyopie, s. Weitsichtigkeit.

Presbytern, d. i. Älteste, hießen bei den ersten Christen angesehene Kirchenbeamte, welche von den Gemeinden nach dem Muster der Ältesten in der jüd. Gesellschaftsverfassung

angestellt wurden, und Presbyterium das Collegium derselben. Sie waren Vorsteher, als welche sie auch Bischöfe hießen, und Wortführer der Gemeinden und hatten für die Erhaltung des Anstands, der Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu sorgen. Die Verwandlung des geistlichen Amts in ein förmliches Priesterthum veränderte auch den Charakter dieser Würde. Aus den Presbytern wurden Priester und Pfarrer, die ihre Stelle in der höhern Geistlichkeit und ihren Rang nach den Bischöfen erhielten. Später hieß Presbyter ein Priester, der die Sacramente austheilen durfte. Die reformirte Kirche ist zur Presbyterialverfassung, als der ältesten der christlichen Kirche, wieder zurückgekehrt, und am ausgebildetsten findet sich dieselbe in Schottland. Auch in Deutschland, namentlich in Baiern, den preuß. Rheinprovinzen, Nassau u. s. w., hat man sie zu Hebung des religiösen und kirchlichen Lebens wieder eingeführt, während man in andern deutsch-protestantischen Staaten ihrer angeregten Einführung mannichfache Bedenken entgegengestellt hat. (S. Synodal- und Presbyterialverfassung.)

Presbyterianer, s. Hochkirche und Puritaner.

Presse (technische), s. Buchdruckerkunst und Schnellpressen.

Presse. Das Recht der Presse tritt zwar als geschichtliche Erscheinung erst auf einem neuern, der modern-europ. Civilisation angehörigen und diese selbst zum Theil wesentlich bedingenden Punkte der culturgeschichtlichen Entwickelung des Menschengeschlechts auf; gleichwol ist dasselbe, speculativ aufgefaßt, eines der ursprünglichsten und, in seinem Grunde, mit dem Wesen der Persönlichkeit unmittelbar zusammenhängenden. Denn die Presse ist nur eine Form der Gedankenmittheilung und hat als solche einen ursprünglichen Rechtscharakter (s. Nachdruck); die Gedankenmittheilung selbst aber ist ein Ausfluß der freien Thätigkeit, welche ebenso als Recht wie als Pflicht der Person sich darstellt. Hieraus geht hervor, daß die Freiheit der Presse keiner weitern philosophischen Begründung bedarf, vielmehr mit dem Rechte der Presse an sich identisch ist, und daß nur die absichtliche Beschränkung dieser Freiheit in irgend einer Form des Rechtsvereins eine Rechtfertigung nöthig hat. Diese Beschränkung ist nur insofern bedingt, als ein Misbrauch jener Freiheit, wie einer jeden Freiheit, zum Nachtheile Anderer stattfindet, und es werden gegen einen solchen Misbrauch, wie bei jedem andern, die Maßregeln anzuwenden sein, welche als Ausfluß der, mit der höchsten Gewalt in einem jeden Rechtsvereine verbundenen Strafgewalt erscheinen, nämlich Repressivmaßregeln. Wie durch Androhung von Strafen überhaupt von Rechtsverletzungen zurückgehalten werden soll, so auch bei den durch die Presse begangenen. Diese Form der Beschränkung jener Freiheit ist aber auch, unter der Voraussetzung geordneter Culturverhältnisse, die einzige dem Rechte entsprechende. Eine andere ist zwar nicht blos möglich, sondern leider vielfach angenommen, nämlich durch Präventivmaßregeln, insbesondere durch die Censur (s. d.), zufolge deren der Gebrauch der Presse in jedem einzelnen Falle von vorheriger policeilicher Prüfung und Genehmigung des durch die Presse zu veröffentlichenden Gedankenerzeugnisses abhängig gemacht wird. Allein der Mangel einer rechtlichen Begründung dieser Form der Beschränkung liegt darin, daß sie das der Person als Rechtssubject ureigene Recht der Gedankenmittheilung einer durch die Zwecke des Rechtsvereins nicht bedingten Hemmung unterwirft. Wäre es möglich, daß die Censur alle die, aber auch nur die Misbräuche der Preßfreiheit im Keime unterdrückte, welche eine strafbare Rechtsverletzung enthalten, so würde wenigstens die Frage entstehen können, ob nicht trotz aller sonstigen Nachtheile, welche mit der Ausübung der Censur unverkennbar verbunden sind, doch dieselbe, die Präventivmaßregel, den Repressivmaßregeln vorzuziehen sei. Da aber die nahe liegende Vermuthung, daß dies der Censur nicht möglich sei, durch eine 300jährige Erfahrung bestätigt wird, so kann die speculative Auffassung dieses Rechtsverhältnisses über die Widerrechtlichkeit der Präventivmaßregeln gegen die Presse, der Censur, nicht in Zweifel sein. Es sind zwar gegen die Preßfreiheit, sowol gegen die in wissenschaftlichen wie gegen die in politischen Angelegenheiten, verschiedentliche Bedenken erhoben worden. Man hat gemeint, die Wahrheit, Moral und Religion bedürfe des Schutzes und der Bevormundung, damit die Wohlthaten derselben dem Menschengeschlechte nicht entrissen würden. Es würde aber schlimm um die Menschheit stehen, wenn jemals das Bestreben, dieselbe auf der Bahn des Forschens nach Licht und Wahrheit zurückzuhalten, auf die Dauer

hätte gelingen können, und selbst Diejenigen, welche noch jetzt von gefährlichen Wahrheiten oder von einer Pflicht, Irrthümer durch Zwang zu bekämpfen, sprechen, würden, wenn die Vorzeit glücklicher darin gewesen wäre, als sie selbst sein werden, eine Menge nützlicher Kenntnisse entbehren. Früher suchte man die Naturwissenschaften zurückzuhalten, jetzt hat man diese mehr freigegeben und erklärt nur gewisse Untersuchungen über religiöse und staatliche Verhältnisse für gefährlich. Allein selbst die freiesten Erörterungen hierüber werden immer mehr Nutzen als Schaden bringen; denn nichts ist mehr geeignet, Irrthümer und Übertreibungen zu widerlegen, als eine freie Verhandlung. Überhaupt aber ist es die größte Verletzung des Rechts eines erwachsenen Menschen und zugleich die größte Thorheit, ein Maß von Wahrheit bestimmen zu wollen, das einer bürgerlichen Gesellschaft zuträglich sei, oder gar durch menschliche Gesetze festzusetzen, was Wahrheit sei und wobei der menschliche Geist stehen bleiben müsse. Es gibt kaum ein demüthigenderes Gefühl, als die Wahrheit nicht sagen zu dürfen und einen Glauben an das Unwahre erheucheln zu müssen. Eine bescheidene, anständige Form, in welcher die Wahrheit zu sagen ist, kann verlangt werden; aber sie selbst muß ihr wohlthätiges Licht über alle menschliche Verhältnisse und durch das ganze Reich des menschlichen Wissens verbreiten dürfen. Ganz Dasselbe gilt auch gegen Das, was man über die Gefahren der Preßfreiheit in politischen Dingen gesagt hat. Die Regierung der Staaten ist es vor Allem, welche der vollen Freiheit der Wahrheit bedarf und zu deren Würde es gehört, überall die ganze Wahrheit vortragen zu können; es ist ein Geständniß der Schwäche, von der Wahrheit irgend eine Gefahr zu erwarten, ein Geständniß, welches eine wohlmeinende Regierung ohne alle Noth aus blosem Misverständniß ablegt. Ohne freie Mittheilung der Wahrheit, d. h. also auch ohne Preßfreiheit, kann die Entwickelung des Menschengeschlechts wie des einzelnen Volks weder in der Erweiterung und Verbreitung des Wissens, noch in der sittlichen Erhebung zu strenger Pflichtmäßigkeit und Ehre, noch in der staatsbürgerlichen Erziehung zur Gerechtigkeit und Scheu vor dem Unrecht ihren wesentlichen Fortgang haben, und doch sind hierin für jeden Staat und jedes Volk die einzig dauerhaften Grundlagen aller äußern Ordnung und die stärksten Garantien der Verfassung zu suchen.

Steht sonach das Rechtsgebot der Preßfreiheit fest, und wird dasselbe durch politische Gründe nicht nur nicht alterirt, sondern vielmehr unterstützt, so ist demnächst nach den Grenzen und dem Maße der Strafbestimmungen zu forschen, welche auf die Misbräuche der Preßfreiheit zu setzen sind. Solcher Misbräuche müssen zwei Arten unterschieden werden: die, welche schon aus andern Gründen als strafbare Rechtsverletzung sich charakterisiren, und die, bei denen dies nicht der Fall ist. Zu den erstern gehören alle die Fälle, in welchen dieser Misbrauch nur das Mittel zur Erreichung anderer verbrecherischer Zwecke enthält, wie z. B. bei aufrührerischen Proclamationen, oder gelegenheitlich bei andern verbrecherischen Handlungen vorkommt, z. B. beim Abdruck der Gesetze einer bei Strafe verbotenen Gesellschaft, oder eine besondere Qualification einer an sich strafbaren Handlung ist, wie z. B. bei gedruckten Injurien. In einzelnen oder auch in allen diesen Fällen, namentlich aber in dem letztern, wird dieser Misbrauch der Preßfreiheit je nach dem Maße der gefährlichen Intentionen oder des gefährlichen Erfolgs eine Erhöhung der an sich verwirkten Strafe begründen können, ohne jedoch als an sich strafbare Handlung, als selbständiges Vergehen zu erscheinen. Die zweite der oben aufgestellten Kategorien von Fällen begreift aber diejenigen, in welchen der Misbrauch der Preßfreiheit nicht wegen der in ihm liegenden Handlung, sondern wegen seines Gegenstandes und der Wirkungen, welche der Druck solcher Gegenstände hervorbringen kann, ein Strafverbot begründet. Mag dieser Gegenstand ein Gedanke oder eine Thatsache sein, so liegt in dem Abdrucke derselben stets die Absicht des Bekanntmachens und Verbreitens derselben, und die schädlichen Wirkungen, welche von diesem Bekanntwerden zu fürchten sind, werden es daher allein sein, durch welche das Verbot des Drucks, mithin die Bestrafung der Übertretung dieses Verbots als Misbrauch der Preßfreiheit gerechtfertigt werden muß. Diese schädlichen Wirkungen können sich äußern als Gefährdungen der physischen, der moralischen oder der politischen Wohlfahrt. Das Erstere wird der Fall sein, wenn die Anwendung lebens- oder gesundheitsgefährlicher Heilmittel dem Nichtarzte durch Druckschriften angerathen, oder solche Unternehmungen, deren Gefährlichkeit nicht von selbst in die Augen fällt, angepriesen und empfohlen werden. Das Zweite tritt

ein, wenn Grundsätze und Ideen aufgestellt, verbreitet oder empfohlen werden, durch welche Un- oder Aberglauben oder Verbrechen oder auch Unsittlichkeiten gerechtfertigt und im Allgemeinen befördert werden. Das Dritte endlich geschieht, wenn unwahre Thatsachen als wahre erzählt werden, insofern hierdurch der Staat oder einzelne Angehörige desselben in eine gegründete Gefahr versetzt werden, oder Nachtheil an unersetzlichen Gütern oder doch wenigstens einen Vermögensverlust von gewisser Höhe zufolge dieser Wahrheitsentstellung leiden. In allen drei Kategorien von Fällen aber wird ein Strafverbot nur unter den fernern Voraussetzungen begründet sein, daß die allgemeinere Verbreitung des Gedruckten selbst bei der großen Menge der weniger Gebildeten möglich ist, daher nur bei Druckwerken in gangbaren, vielbekannten Sprachen und von populairer, nichtwissenschaftlicher Haltung; daß ferner der von diesem Bekanntwerden zu fürchtende Schaden ein unersetzlicher oder doch schwer wieder gut zu machender ist; daß endlich ein solcher Schaden entweder unmittelbare Folge des Drucks ist oder doch durch nachfolgende Widerlegungen und Verbote nicht mehr genügend aufgehoben werden kann. Vgl. Martin, „Entwurf eines Strafgesetzes gegen den Misbrauch der Preßfreiheit im Großherzogthum Sachsen-Weimar" in Hitzig's „Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege" (fortgesetzt von Schletter, Bd. 36).

Die geschichtliche Entwickelung des Rechts der Presse entspricht den philosophischen wie legislativen Anfoderungen nur theilweise. England erfreut sich am längsten der Preßfreiheit; sie besteht daselbst schon seit 1694. Die Preßvergehen fallen dort stets unter den Begriff des Friedensbruchs durch öffentliche Schmähschrift, Libell (s. d.), worauf sehr strenge Strafen stehen. Das Wesentliche dabei besteht darin, daß durch eine solche Beleidigung der Landfriede, z. B. durch Duell oder eine andere Gewaltthat, gestört werden könne, was um so mehr zu befürchten, je schmerzlicher die Kränkungen sind. Auch ist es einerlei, ob die Kränkung öffentlich oder durch einen an den Beleidigten gerichteten Privatbrief erfolgt ist. Früher galt als Axiom, daß zwar bei der mündlichen, aber nicht bei der geschriebenen Ehrenkränkung die Einrede der Wahrheit gehört werden müsse. Allein seitdem durch die Parlamentsacte von 1792 den Geschworenen das Recht zusteht, nicht blos über die Thatsache der Publication, sondern auch darüber zu urtheilen, ob in der Schrift eine rechtswidrige Ehrenkränkung enthalten sei, so wird auch hier die Falschheit der Vorwürfe als das Hauptmerkmal der Strafbarkeit betrachtet und keine Anklage zugelassen, worin nicht die Beleidigung zugleich als Lüge bezeichnet ist. Dem Beispiele Englands folgte nach langem Zeitraume zunächst Dänemark, wo 1770 Preßfreiheit eingeführt wurde, und dann Östreich unter Joseph II., doch in beiden Staaten wurde die Censur sehr bald wieder eingeführt. Frankreich erhielt in Folge der Revolution vollständige Preßfreiheit; doch das vom Consul Bonaparte mit Liebe gepflegte Kind wurde vom Kaiser Napoleon mit Haß verfolgt und statt seiner ein harter Censurzwang angenommen. Nach Napoleon's Sturze wurde in Frankreich durch die Charte von 1814 die Preßfreiheit wiederhergestellt; durch die Julioordonnancen von 1830 sollte sie, nachdem sie seit 1818 zeitweise suspendirt und wiederhergestellt worden war, von Grund aus vertilgt werden. Doch dieser entscheidende Angriff auf die Presse führte zunächst die Julirevolution herbei, mit welcher die neuere Geschichte der Preßfreiheit beginnt. Die revidirte Charte vom 7. Aug. 1830 gab den Franzosen das Recht, unter Beobachtung der Gesetze ihre Meinungen öffentlich bekannt zu machen und drucken zu lassen. Das Gesetz vom 8. Oct. 1830 wies die Bestrafung aller Preßvergehen an die Geschworenen, und im Gesetze vom 29. Nov. 1830 wurde verordnet, daß jeder Angriff auf die königliche Würde, die Ordnung der Thronfolge, die dem Könige von der Nation übertragenen Rechte, seine verfassungsmäßige Gewalt und die Unverletzlichkeit seiner Person, sowie gegen die Rechte und Autorität der Kammern mit Gefängniß von drei Monaten bis zu fünf Jahren und mit einer Geldbuße von 300—6000 Francs bestraft werden sollte. In Folge des Attentats vom 28. Juli 1835 aber wurde die periodische Presse durch das Gesetz vom 9. Sept. 1835 vielfach beschränkt, und jede Aufreizung zur Empörung gegen die Charte oder die regierende Dynastie als ein Majestätsverbrechen, auch wenn sie keinen Erfolg gehabt, erklärt und der Untersuchung des Pairshofs unterworfen, auch bei andern Preßvergehen die Strafe sehr geschärft. Vgl. Pégat, „Code de la presse" (Par. 1837, 4.). Belgien ging noch weiter als Frankreich; in der Verfassung vom 25. Febr. 1831 wurde be-

stimmt, daß die Presse frei sei, die Censur nie wieder eingeführt werden dürfe, daß Schriftsteller, Verleger und Drucker keine Caution zu stellen brauchen und, wenn sie bekannt und in Belgien domicilirt sind, nicht verfolgt werden dürfen.

In Deutschland war bis zur Zeit der Errichtung des Deutschen Bundes die Preßgesetzgebung sehr verschieden und zum Theil sehr mangelhaft organisirt. In vielen Staaten war Censur die Regel, aber der Debit der gedruckten Schriften ohne weitere besondere Aufsicht frei, insofern nicht in den einzelnen Staaten ein besonderes Verbot erfolgte. In einzelnen Ländern, wie z. B. in Östreich, ging man allerdings hierin weiter, und es bestand daselbst zum Theil schon in Folge der „Censurordnung" von 1795, insbesondere aber nach den Censurvorschriften vom 10. Sept. 1810 noch eine strengere Überwachung, wonach, wie noch jetzt, alle Schriften einer Prüfung unterworfen wurden, welche entweder ein unbedingtes Verbot (damnatur), oder ein bedingtes Verbot, mit Zulassung des Verkaufs an einzelne Gelehrte und Geschäftsmänner auf besondere Erlaubniß (erga schedam), oder den Verkauf, jedoch ohne Ankündigung in den Zeitungen (transeat), oder endlich den völlig freien Verkauf mit Ankündigung in den öffentlichen Blättern (admittitur) aussprach. Dagegen fanden in andern Staaten wieder verschiedene Ausnahmen, selbst hinsichtlich der vorläufigen Censur, statt, indem z. B. im Großherzogthum Hessen, in Mecklenburg und in Holstein früher gar keine Censur stattfand, in Baiern dieselbe durch die Verordnung von 1803 aufgehoben wurde, und Dasselbe in Nassau durch eine Verordnung von 1814, in Würtemberg durch ein Gesetz von 1815 geschah, vielfache persönliche Befreiungen, namentlich der Universitäten, in andern Staaten ungerechnet. In Art. 18 der deutschen Bundesacte wurde nun zwar die demnächstige Regulirung dieser Verhältnisse („gleichförmige Verfügungen über Preßfreiheit") zugesichert; allein es erfolgte statt dessen in dem Bundesbeschlusse von 1819 vielmehr die Einführung der Censur, was man mit einer für die Logik und Wissenschaft stets unbegreiflichen Deutung noch gegenwärtig mehrfach als jener Versicherung durchaus nicht widersprechend erklären hört.

Das Bundesgesetz vom 20. Sept. 1819, welches zuerst nur auf fünf Jahre angenommen war, aber durch den Beschluß vom 16. Aug. 1824 auf so lange in Kraft erklärt wurde, bis man sich über ein definitives Preßgesetz vereinbart haben werde, enthält als vorläufige allgemeine Bestimmungen folgende: 1) Alle periodische Schriften, mögen sie in Blättern oder Heften erscheinen, und alle Schriften von weniger als 20 Bogen müssen einer vorgängigen Censur unterworfen werden, und die Bundesstaaten sind dafür einander gegenseitig und der Gesammtheit des Bundes verantwortlich. 2) Die Bundesversammlung ist berechtigt, auch aus eigener Bewegung dergleichen Schriften zu verbieten, und der Redacteur einer unterdrückten Zeitung oder andern periodischen Schrift darf in den nächsten fünf Jahren bei der Redaction keiner andern ähnlichen Schrift zugelassen werden. 3) Klagen der Regierungen über Misbrauch der Presse in andern Staaten müssen von den Regierungen, in deren Lande die Schrift gedruckt ist, in gesetzlicher Form erledigt werden. 4) Wegen der Schriften von mehr als 20 Bogen ist Alles den einzelnen Regierungen überlassen, sodaß es von ihnen abhängt, ob sie darüber eine vorgängige Censur oder nur eine nachherige Policeiaufsicht und eine gerichtliche Verfolgung der darin etwa begangenen Vergehungen anordnen wollen. Nur Das ist 5) noch bundesgesetzlich vorgeschrieben, daß auch bei Druckschriften von mehr als 20 Bogen der Name des Verlegers und bei periodischen Schriften der Name des Redacteurs angegeben sein müsse, und daß alle mit diesen Namen nicht versehene Druckschriften sogleich in Beschlag genommen und in keinem Bundesstaate verkauft werden sollen. In Folge dieses Gesetzes wurde zunächst eine ziemliche Anzahl Zeitungen und anderer periodischer Schriften unterdrückt. Später richtete die Bundesversammlung ihre Aufmerksamkeit auch auf größere Werke und auf die Bemühungen mancher Buchhandlungen in benachbarten Ländern, politische Schriften von leidenschaftlichem und strafbarem Inhalte nach Deutschland zu verbreiten. Die Regierungen wurden ersucht, diejenigen Schriften anzuzeigen, deren Unterdrückung und Verfolgung wegen ihres staatsgefährlichen Inhalts für nöthig erachtet werde; es wurden Verzeichnisse der in den einzelnen Staaten verbotenen Schriften übergeben und dergleichen Verbote nun auch von der Bundesversammlung selbst erlassen. Ja es kam dahin, daß nicht nur die sämmtlichen Verlagsartikel einiger Buchhandlungen, sondern auch die sämmtlichen

noch gar nicht erschienenen Schriften einiger Schriftsteller verboten wurden. Das Bundesgesetz vom 5. Juli 1832 enthielt nur das allgemeine Verbot aller außerhalb des Deutschen Bundes in deutscher Sprache erschienenen politischen Schriften, wenn nicht ausdrückliche Erlaubniß der Regierungen hinzukommt. Die Öffentlichkeit der landständischen Verhandlungen und deren Bekanntmachung durch den Druck war schon in der Schlußacte von 1820 ein Gegenstand der Fürsorge gewesen; durch Beschluß vom 28. Juni 1832 machten sich die Bundesstaaten aufs neue verbindlich, bei den landständischen Verhandlungen und deren Bekanntmachung durch den Druck dafür nach Maßgabe ihrer innern Landesverfassung zu sorgen, daß die Grenzen der freien Äußerung nicht überschritten und insbesondere Angriffe auf den Bund verhütet würden. Ein späterer Bundesbeschluß vom 28. Apr. 1836 verbot, Nachrichten über Verhandlungen deutscher Ständeversammlungen in Zeitungen und periodische Schriften aus andern als den zur Öffentlichkeit bestimmten amtlichen Quellen aufzunehmen.

Diese den grundgesetzlichen Zusicherungen widersprechenden Ausnahmegesetze riefen natürlich mannichfache Gegensätze hervor. Schon 1819 trug die großherzoglich sächs. Regierung auf Einführung jener verheißenen gleichförmigen Bestimmungen beim Bunde an, während die bad. Regierung die Preßfreiheit (mit Ausnahme der Schriften über auswärtige Politik) durch Gesetz vom 28. Dec. 1831 wirklich einführte. Allein schon unterm 5. Juli 1832 erklärte ein Bundesbeschluß dieselbe mit der bestehenden Bundesgesetzgebung nicht vereinbar, und die bad. Regierung sah sich genöthigt, sie durch die Verordnung vom 28. Juli 1832 aufzuheben. Hieran reihten sich andere, die Bestrebungen für Preßfreiheit beengende Maßregeln, und insbesondere wurden auch die zuerst von Schüler, Savoye und Geib zu Zweibrücken 1831 gestifteten Preßvereine verboten, welche durch gesammelte Beiträge Mittel theils zur Verbreitung der ohne Censur gedruckten Schriften, theils zur Entschädigung der mit Strafe wegen Preßvergehen Belegten herbeischaffen sollten. Seitdem ist zwar Seiten der legislativen Corporationen in den deutschen constitutionellen Staaten vielfach alles Das für Preßfreiheit geltend gemacht worden, was die Literatur schon längst als anerkannte Wahrheit tausendfältig ausgesprochen hatte; allein die von dem Einflusse des Bundes gezügelten Bestrebungen der Regierungen sind nur darauf gerichtet gewesen, entweder durch einige Concessionen die Censur erträglicher zu machen und Auswüchse von Präventivmaßregeln, wie sie nicht einmal vom Bunde geboten waren, abzuschneiden, wie in Sachsen durch Aufhebung der 1836 eingeführten Nachcensur, oder die Lösung des nie zu lösenden Problems einer gewissen Unterstellung der Censur unter die Justiz zu versuchen, wie in Preußen 1843 durch Einsetzung des Obercensurgerichts. Eine Zusammenstellung der deutschen Gesetzgebungen über die Presse enthält Schletter's „Handbuch der deutschen Preßgesetzgebung" (Lpz. 1846).

Pressen der Matrosen heißt das abscheuliche Verfahren, mittels dessen man die königliche Flotte in England mit Matrosen und Schiffssoldaten versieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Wenn sonst ein Preßgang vorgenommen wurde, so gingen 10—15 Matrosen, mit Prügeln und Messern bewaffnet, unter Anführung eines Offiziers, durch die Gassen, in Wirthshäuser, Bordels und andere öffentliche Orte, und nahmen alle Diejenigen weg, die sie zum Seedienst für tüchtig hielten, wobei es gewöhnlich nicht ohne blutige Kämpfe und selbst Todtschläge abging. Die auf solche Weise zusammengebrachten Leute wurden auf ein Schiff geschleppt, wo sie so lange gefangen blieben, bis sie auf ein Kriegsschiff abgeliefert wurden. Seit 1799 wurde durch eine Parlamentsacte in England auch das Pressen der Landsoldaten eingeführt; doch hat dieser scheusliche Misbrauch in neuern Zeiten in England ziemlich aufgehört, da die freiwillige Werbung hinreichende Mannschaft liefert. Noch immer besteht aber das Matrosenpressen in der Türkei, in Holland und auch in Nordamerika.

Preßfreiheit, s. Presse.

Preßspäne, **Preßpappe** oder **Tuchkarten** nennt man eine besondere Art Pappen, welche sich durch große Härte, Dichtigkeit und Glätte auszeichnet. Man bedient sich dieser Pappen, um dem Tuche, den leichten, wollenen und leinenen Stoffen und dem Papier bei der Appretur den höchsten Glanz zu geben, indem man dieselben blattweise zwischen diese Preßspäne legt und dann in die Presse bringt. Sie wurden in England erfunden und lange geheim gehal

ten, bis 1780 der Papierfabrikant Kanter in Trautenau bei Königsberg in Preußen dieselben ebenfalls fertigen lehrte und bald in derselben Güte wie die englischen lieferte. Seitdem hat man an verschiedenen andern Orten solche Fabriken angelegt, und es bestehen deren in Malmedy, Elberfeld, Berlin, Breslau und anderwärts. Die engl. Preßspäne sind aus altem Segeltuch und Segeltauen, die deutschen aus reinem Hanf gefertigt, und letztere sollen deshalb besser sein. Die ziemlich stark geschöpfte Pappe geht dann, mit venedischer Seife bestrichen, mehrmals unter sehr großer Pressung zwischen einem Walzwerke durch, wobei sie verdichtet und geglättet wird. Nach einer andern Art wird mittels eines eigenen Mechanismus eine Walze unter einem Druck von 8—10000 Pf. mit großer Schnelligkeit über die Pappe hin- und hergeführt, wodurch an der Oberfläche eine Art von Fermentation entsteht, welche derselben die glasartige Beschaffenheit gibt. Auch Gentil in Vienne hat die Fabrikation der Preßspäne verbessert.

Prestel (Joh. Gottlieb), Maler und Kupferstecher, geb. 1739 zu Grünbach im ehemaligen Gebiete von Kempten in Schwaben, erhielt den ersten Unterricht in der Malerei durch die Brüder Zeiller in Tirol und ging hierauf nach Venedig und dann nach Rom. In der Schweiz, wo er sich nachher aufhielt, beschäftigte er sich besonders mit Portraitmalen, worin er sehr glücklich war; allein nach seiner Rückkehr nach Nürnberg fing er an, mit dem Grabstichel zu arbeiten. Seine ersten Versuche gaben wenig Hoffnung; deshalb fing er an, in Röthel- und Tuschmanier zu arbeiten und versuchte sich dann nicht ohne Glück im Radiren. So entstand endlich die Handzeichnungsmanier, die ihn berühmt gemacht hat. Er wußte die Handzeichnungen auf das glücklichste nachzuahmen. Die Blätter, welche er herausgab, übertrafen Alles, was Engländer und Franzosen hierin geleistet haben. Häusliche Verlegenheiten veranlaßten ihn, sich 1783 mit seiner Familie in Frankfurt am Main niederzulassen; später ging er nach Augsburg, wo er am 5. Oct. 1808 starb. Vorzüglich bekannt, wenngleich nicht immer gut ausgewählt, sind seine drei großen Sammlungen interessanter Zeichnungen der vorzüglichsten Maler aus mehren Schulen, wovon die erste 48 die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält.

Presto, s. Tempo.

Preti (Matteo), gewöhnlich Il cavalier calabrese genannt, ein neapolitan. Maler, geb. 1613 zu Taverna in Calabrien, war ein Schüler Domenichino's und Guercino's, wendete sich aber in der Folge dem Stil der neapolitan. Naturalisten zu, dessen höchste Übertreibung (schwarze Schatten, wilde, willkürliche Composition und Zeichnung) seine Werke charakterisirt, obschon ihm dabei noch immer eine besondere Kraft eigen ist. Ölbilder und Fresken von ihm finden sich namentlich in Rom, Neapel und Malta. Er starb als Malteser-comthur im J. 1699.

Prêtres insermentés oder réfractaires nannte man während der franz. Revolution diejenigen Geistlichen, welche sich weigerten, den in der Constitution civile du clergé vom 12. Juli 1790 vorgeschriebenen Eid zu leisten. Bischöfe und Pfarrer sollten zufolge dieser Constitution von dem Volke gewählt werden, die kanonische Einsetzung aber von dem Bischofe oder Erzbischofe, und der Erzbischof von dem ältesten Bischofe seines Bezirks empfangen. Dem Papste sollte nur die geschehene Wahl angezeigt werden, als dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche, eine Bestätigung von ihm nicht nöthig sein. Alle, sowol gegenwärtige als künftig zu erwählende Geistliche sollten vor der Consecration den Eid leisten: „Mit Sorgfalt über die ihnen anvertrauten Gemeinden zu wachen, der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu zu sein und die Verfassung, welche von der Nationalversammlung beschlossen und von dem Könige angenommen worden, aus allen Kräften aufrecht zu erhalten." Doch die meisten alten Prälaten und viele Geistliche weigerten sich, den Eid zu leisten, und da dieses für eine Resignation gelten sollte, so begannen die Wahlen neuer Bischöfe und Geistlichen. Die unvereidete Geistlichkeit (Prêtres insermentés) bildete nun eine mächtige Opposition gegen das republikanische Frankreich. Sie fachte den Bürgerkrieg in der Vendée (s. d.) an, während der vornehmere Theil auswanderte und besonders von England aus Bannflüche und verketzernde Schriften gegen Diejenigen schleuderte, welche sich der neuen Ordnung gefügt hatten. Der Nationalconvent erwiderte diese Angriffe mit den heftigsten

Verfolgungen. In den Gefängnissen zu Paris wurden am 2. und 3. Sept. 1792 mehre Hundert der den Eid weigernden Geistlichen ermordet. Die Revolutionstribunale suchten sie vom Boden der Republik zu vertilgen; Carrier (s.d.) ließ zu Nantes auf einmal 58 ertränken; ein Gesetz verurtheilte sie in Masse zur Deportation. Auch blieben selbst Diejenigen, welche sich der bürgerlichen Verfassung unterworfen hatten, nicht ohne Verfolgung, und endlich wurde die Religion selbst dem politischen Fanatismus verhaßt. Der Frevel ging so weit, daß der constitutionelle Bischof von Paris, Jean Bapt. Jos. Gobel, ein Mann von 67 Jahren, der in Rom seine Bildung als Geistlicher erhalten hatte und seit 1772 Weihbischof des Bischofs von Basel gewesen war, vor den Schranken der Revolution erschien, sich als Betrüger bekannte, der das Volk bisher mit Lehren, an die er selbst nicht glaube, getäuscht habe, und die Zeichen der bischöflichen und priesterlichen Würde von sich warf, worauf dann sehr bald sein Kopf unter der Guillotine fiel. Endlich im J. 1794 errangen einige constitutionelle Bischöfe von der Nationalconvention den Ausspruch der Gewissensfreiheit, traten nun mit ihren Amtsbrüdern in Verbindung und brachten es dahin, daß schon 1796 von den 40000 Pfarrkirchen Frankreichs 32214 wieder geöffnet waren, und fast alle von beeidigten Pfarrern (Prêtres assermentés) verwaltet wurden. Die franz. Kirche war auf dem Wege zur nationalen Selbständigkeit sehr weit vorgeschritten, als die Revolution von 1799 und das Concordat von 1801, worin Bonaparte ein Mittel zu erblicken glaubte, die Kirche zum Werkzeuge und zur Stütze seiner Gewalt zu machen, die alten Verhältnisse mit dem röm. Stuhle wiederherstellten.

Preuß (Joh. Dav. Erdmann), Historiograph für die Mark Brandenburg, geb. am 1. Apr. 1785 zu Landsberg an der Warthe, besuchte zunächst die dasige lateinische Schule, dann das städtische Gymnasium zu Frankfurt an der Oder und studirte seit 1806 auf der dasigen Universität Theologie. Indeß zogen ihn die allgemein wissenschaftlichen, namentlich die philologischen und mathematischen Vorlesungen weit mehr an als die theologischen, während zugleich Hüllmann's anregender historischer Vortrag in ihm eine besondere Neigung zu geschichtlichen Studien weckte. Nach Ablauf der akademischen Jahre nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Banquier Benecke in Berlin an. Seine Schrift „Die schönen Redekünste in Deutschland" gab Veranlassung, daß er 1816 als Lehrer der Geschichte und deutschen Literatur an das Friedrich-Wilhelms-Institut berufen wurde. Einige Zeit darauf erhielt er auch den Titel eines königlichen Professors der Geschichte. Eine solche Anstellung entsprach ganz seiner aus der bisherigen Thätigkeit erwachsenen Neigung für historische Gegenstände, namentlich für die vaterländische Geschichte, welche letztere er immer mehr als seinen eigentlichen Lebensberuf erkannte. Aus seinen fleißigen Studien zur Geschichte Friedrich's II. ging zuerst die „Biographie Friedrich's des Großen" (4 Bde. Text und 5 Theile Urkunden, Berl. 1832—34) und sodann die mehr für das größere Publicum berechnete Schrift „Die Lebensgeschichte des großen Königs von Preußen, Friedrich's II." (2 Bde., Berl. 1834; 2. Aufl., 1837) hervor. Es folgten die Schriften „Friedrich der Große als Schriftsteller" (Berl. 1837, mit einem Ergänzungshefte 1838) und „Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden" (Berl. 1838). Die Schlußschrift dieses Cyklus bildete die Jubelschrift „Friedrich's des Großen Jugend und Thronbesteigung" (Berl. 1839). Alle diese Werke haben sich verdienter Anerkennung zu erfreuen gehabt. Auch ließ er 1822 eine Festrede am Regierungsjubiläum Friedrich Wilhelm's III., 1834 eine biographische Skizze des Leibarztes von Wiebel, 1838 eine Erinnerungsschrift auf den Großkanzler von Beyme, und 1840 bei der Thronjubelfeier „Der große Kurfürst und der Kurfürst Friedrich Eisenzahn" im Druck erscheinen. Im J. 1841 erfolgte seine Ernennung zum Historiographen. In neuerer Zeit wurde seine ganze Thätigkeit für die Ausgabe der Werke Friedrich's II. in Anspruch genommen.

Preußen. Der preuß. Staat zerfällt seiner geographischen Lage nach in zwei durch fremdherrliches Gebiet getrennte Haupttheile, einen östlichen und einen westlichen. Die östliche, größere Hälfte grenzt gegen Norden an die Ostsee, gegen Osten an Rußland, das Königreich Polen und die Republik Krakau, gegen Süden an östr. Galizien, östr. Schlesien, Mähren und Böhmen, an das Königreich Sachsen, die herzoglich sächs. Länder, Reuß und Schwarzburg, gegen Westen an Kurhessen, Hannover, Braunschweig und die beiden

Mecklenburg, ungerechnet einige Parcellen, die von kurhess., braunschweig., herzoglich sächs., schwarzburg. und reuß. Landestheilen, und einer kleinen Enclave, die von Mecklenburg-Schwerin umschlossen wird. Die westliche, fast um ein Drittheil kleinere Hälfte des Staats grenzt gegen Norden an die Niederlande und an Hannover, gegen Osten an Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Braunschweig, Hannover, Kurhessen, Waldeck, das Großherzogthum Hessen, Nassau, die Landgrafschaft Hessen, Oldenburg und an die Rheinpfalz, gegen Süden an Frankreich, gegen Westen an Luxemburg, Belgien und die Niederlande. Außerdem gehört zu der preuß. Monarchie noch das Erbfürstenthum Neuenburg (s. d.) oder Neufchatel mit Valengin, das vom Staate ganz abgesondert in der Schweiz gelegen ist. Beide Hälften mit Neuenburg und dem im J. 1834 hinzuerworbenen Fürstenthum Lichtenberg haben zusammen ein Areal von 5091 □M. mit 15,472975 E., und sind, ausschließlich Neuenburg, das unter Aufsicht des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten durch einen Gouverneur besonders administrirt wird, in acht Provinzen getheilt, nämlich 1) Preußen, 1178 □M. mit 2,406380 E.; 2) Posen, 536 □M. mit 1,290187 E.; 3) Brandenburg, 731 □M. mit 1,935107 E.; 4) Pommern, 574 □M. mit 1,106350 E.; 5) Schlesien, 742 □M. mit 2,950000 E.; 6) Sachsen, 461 □M. mit 1,684000 E.; 7) Westfalen, 368 □M. mit 1,421443 E.; und 8) Rheinland, 487 □M. mit 2,679508 E. Seiner physischen Beschaffenheit nach ist P. größtentheils eine Ebene, welche dem großen nordöstlichen Tieflande Europas angehört. Nur der südliche Rand der mittlern Provinzen ist gebirgig und die größere Hälfte von Westfalen und der Rheinprovinz ist Bergland. Ein fast ununterbrochenes großes Flachland bilden namentlich die Theile der Monarchie, welche von der nordöstlichen Grenze bis zur Oder und dem untern Lauf der Elbe sich erstrecken und Preußen, Posen, Pommern und Brandenburg, sowie die rechts der Oder gelegene Hälfte von Schlesien umfassen; doch ist auch dieses Gebiet von einem Gemenge kleiner Höhenzüge durchschnitten, die in Ostpreußen in der Goldapschen und der Wildenhöfer Anhöhe bis auf 6—700 F. und in einigen rechts der Oder gelegenen schles. Kreisen bis auf 1400 F. ansteigen. Wirkliche Gebirgszüge bieten erst die von der Oder und dem Oberlauf der Elbe eingeschlossenen Landstriche, und namentlich ist es Schlesien mit seinem Antheil an der Oberlausitz, welches von bedeutend hohen Gebirgen, namentlich von dem Riesengebirge, dem Iserkamme, dem mähr. Gesenke, den glazer und lausitzer Gebirge oder deren Ausläufern durchzogen wird. Die mittlere Kammhöhe des Riesengebirgs beträgt 4100 F. und der höchste Punkt desselben ist die Schneekoppe, 4929 F. hoch, welche zugleich der höchste Berg P.s und Deutschlands ist. Die zwischen der Elbe und Werra gelegenen Ländertheile, welche die Provinz Sachsen bilden, enthalten in ihren nördlichsten Strichen und bis zur Saale ebenfalls nur Flachland mit unbedeutenden Hügeln, unter denen allein der isolirt stehende Petersberg bei Halle, 1086 F., sich auszeichnend hervortritt, von der Saale jedoch südlich und südwestlich geht das Terrain immer mehr in förmliches Hügelland über, das durch die hereindringenden Vorläufer und Berge des Thüringer Waldes und des Harzes sehr bald wirkliches Gebirgsland wird. Die höchsten Punkte sind im Harz der dicht an der Landesgrenze liegende Brocken, 3508 F., und im Thüringer Wald der Dolmar, 2184 F. hoch. Die westlichen Provinzen P.s, Westfalen und das Rheinland, beginnen in ihrem nördlichen und nordwestlichen Theile, im Regierungsbezirke Münster und dem Niederrhein, wieder mit Flachland, aus welchem in dem von der Weser und dem Rhein eingeschlossenen Gebiete zuerst im Nordosten das Weser- und mindensche Gebirge mit der Porta westphalica, dann östlich sich herabziehend der Teutoburger Wald, westlich hereintretend das Rothhaargebirge, das sauerländische Gebirge, der Westerwald mit dem 2006 F. hohen Salzburgerkopf und das Siebengebirge sich erheben. Links vom Rhein, südlich der Mosel, liegt der Hundsrück, ein Waldgebirge, das sich an einigen Punkten fast 3000 F. erhebt, und zwischen der Maas, Mosel und dem Rhein der hohe Veen, ein Theil der Ardennen, kahl und unbewaldet, an welchen die Eifel, ein wildes, ödes Gebirge an der Ahr, in seinem höchsten Punkte, dem Kellberg, kaum bis 1600 F. ansteigend, sich anschließt. Neuenburg wird vom Jura durchzogen. Was die Gewässer betrifft, so ist das einzige Meer, von welchem P. bespült wird, die Ostsee oder das Baltische Meer (s. d.), dessen Gestade aber zu seicht und versandet ist, als

daß es tiefe und sichere Häfen gewähren sollte. Man zählt längs der mehr als 110 M. sich ausdehnenden Küste vier eigentliche Meerbusen: das putziger oder pauzker Wyk, den rüger Bodden, das prorer Wyk und das tromper Wyk, außerdem mehre große mit dem Meer in unmittelbarer Verbindung stehende Strand- oder Binnenseen, Haffe genannt, das Kurische, das Frische und das Große und Kleine Haff nebst dem Achterwasser. Landseen gibt es in großer Anzahl, besonders in den Provinzen Preußen, Pommern, Posen und Brandenburg, und die Provinz Preußen hat allein deren 173, die mehr als 300 Morgen Land einnehmen. Der bedeutendste See in dieser Provinz ist der Mauersee, über eine □Meile groß, in Pommern, das wenigstens ebensoviel Seen, als Preußen, nur minder große, zählt, der Madüesee, in Posen der Goplosee, welcher von der Netze durchschnitten wird, und in Brandenburg, welches gleichfalls an 130 Seen von mehr als 300 Morgen Umfang hat, der Schwieloch-, der Müggel-, der Ucker-, der Ruppinersee und die Havelseen. Außerdem findet sich in der Provinz Sachsen der Arendsee, und der salzige und süße rövelinger See unweit Halle, in der Rheinprovinz der Laacherse, ein 8000 F. breiter und ebenso langer Krater, der über 200 F. tief durch 40 Quellen gespeist wird, ferner die unter dem Namen Maare (das meerfelder und das Pulvermaar) bekannten Seen auf der Eifel, endlich im Fürstenthume Neuenburg der neun Stunden lange und zwei Stunden breite Neuenburger (Neufchateller) See mit einer Tiefe von 400 F. Sämmtliche Seen, mehr als 350 an der Zahl, nehmen einen Flächenraum von 35 □M. ein. Große Bruchniederungen kommen trotz fortgesetzter Entwässerungsbemühungen noch an der untern Havel, der Oder, der Wartha und Netze vor. Die sämmtlichen Flüsse P.s strömen mittelbar oder unmittelbar entweder der Ostsee oder dem Deutschen Meere zu. Hauptstromgebiete in den östlichen Provinzen bilden die Weichsel (s. d.) mit der Drewenz, Ossa, Brahe und Mottlau, die Oder (s. d.) mit der Oppa, Ohlau, der Bartsch, dem Bober, der Neisse und der durch die Netze verstärkten Wartha, endlich die Elbe (s. d.) mit der Saale und Havel (s. d.); außer ihnen giebt es aber noch viele Küstenflüsse, wie die Dange, die Memel, der Pregel (s. d.), die Elbing, die Leba, die Lupow, die Stolpe, die Wipper, die Persante, die Rega, die Ucker, die Peene und die Recknitz, von denen die meisten wenigstens theilweise schiffbar sind. Der westliche Haupttheil wird von der Weser (s. d.) mit der Werra und Diemel, sowie von der Ems, jedoch nur auf eine kurze Strecke, dagegen von dem Rhein, welchem rechts die Lahn, die Wied, die Sieg, die Wupper, die Ruhr, die Lippe, die Berkel und Vechte, links die Nahe, die durch ihre Schiffahrt wichtige Mosel (s. d.) und die Ahr zufließen, in einer Länge von 40 M. durchströmt. Außer diesen Flüssen hat P. noch eine große Anzahl künstlicher Wasserstraßen oder Kanäle. Von ihnen sind die wichtigsten der kleine Friedrichsgraben, der den Gilgenstrom mit dem Nemonin, der große Friedrichsgraben, der den Nemonin mit der Deime und durch diese mit dem Pregel, der Bromberger Kanal, der die Weichsel mit dem Odergebiet, der Friedrich-Wilhelms- oder müllroser Kanal, der die Oder mit der Spree, der Finowkanal, der die Oder mit der Havel, der plauesche Kanal, der die Havel mit der Elbe verbindet; ferner der Klodnitzkanal in Schlesien, der zum Transport der Bergwerks- und Hüttenproducte nach der Oder dient, anderer Kanäle, welche die Verbindung zwischen den einzelnen kleinen Landseen herstellen, nicht zu gedenken. Mehre Kanäle, wie der münstersche, der Nordkanal im Regierungsbezirk Düsseldorf und der Eugenienkanal, der von Rheinberg am Rhein bis zur Maas geführt werden sollte, sind zur Zeit noch unvollendet. Das Klima in den preuß. Ländern ist im Ganzen gemäßigt und gesund, aber bei einer Ausdehnung von 17 Längengraden von Westen nach Osten sehr verschieden. So kleidet die Natur am Rhein und an der Mosel bereits das Land mit frischem Grün, wenn der Bewohner des Riesengebirgs und der lithauischen Haide sich noch in wärmende Pelze hüllen muß. Die mittlere Temperatur ist in Königsberg + 6,5 und in Trier + 10° R.

Ackerbau und Viehzucht sind in beiden Hälften der Monarchie die Grundlage der Nahrungsverhältnisse. Einflußreich auf die Hebung und Förderung derselben haben nicht nur die zum Besten der Gutsbesitzer errichteten Creditinstitute und die allen Unterthanen seit 1807 freigegebene Erwerbung der Rittergüter, sondern auch die durch die Edicte vom 9. Oct. 1807 und 25. Sept. 1820 ausgesprochene Aufhebung der Erbunterthänigkeit, ferner die durch die Edicte vom 14. Sept. 1811 und 25. Sept. 1820 gestattete Ablösung der bäuerlichen Lasten gegen Entschädigung der Gutsherren, sowie die im J. 1821 unter

gewissen Bestimmungen verordneten Gemeinheitstheilungen gewirkt. Dabei spart die Regierung keine Kosten, um durch außerordentliche Unterstützungen, durch Musterwirthschaften, landwirthschaftliche Institute, Mittheilung von Zuchtthieren und auf andere Weise den Landbau zu immer größerer Blüte zu erheben. Natürlich ist der Stand und Erfolg desselben je nach der natürlichen Beschaffenheit des Bodens verschieden, und während in manchen Gegenden, wie auf der kahlen Eifel, auf dem rauhen Hundsrück, in der mindener und lippstädter Haide, wenig oder gar keine Vegetation sich findet und in vielen Landstrichen Brandenburgs, Pommerns, Preußens und Posens nur harte und angestrengte Arbeit dem dürren Boden Früchte abzuzwingen vermag, ist derselbe in dem größern Theile der Monarchie fruchtbar, ja in einigen Landschaften ausgezeichnet. Dahin gehören die tilsiter Niederung, der marienburgische Werder, die Niederungen der Wartha und Netze, die Gegenden an der Plöne, am Madüesee, der nördliche und nordöstliche Theil von Pommern und die Insel Rügen, die Tiefländereien am linken Ufer der Oder in Schlesien, die Börde bei Magdeburg, die Gegenden an der Saale und Unstrut (Goldene Aue), die soester Börde, die Gegenden um Jülich und an der Wupper, die Thäler der Mosel, Saar und Nahe. Fast alle Arten von Getreide werden, besonders in Preußen, Posen, Schlesien und Sachsen, mit so reichem Gewinne gebaut, daß sie fortdauernd eine beträchtliche Zufuhr an Cerealien sowol dem Auslande als den bedürftigen Provinzen des eigenen Staats zu leisten fähig sind. Die jährliche Production an Weizen schlägt man zu 15, die des Roggens, der Gerste, des Hafers auf 51 Mill. Scheffel an. Außerdem ist der Anbau von Kartoffeln (13 Mill. Scheffel jährlich), von Spelz (besonders am Rhein), Hülsenfrüchten, Ölgewächsen, Futterkräutern, Farbepflanzen, Gewürzpflanzen (Sachsen), Flachs (Preußen, Schlesien und Westfalen), Rüben und Hopfen fast überall, hier mehr dort weniger, verbreitet. Die Tabackscultur, schon früher bedeutend, ist, sowie der Weinbau, fortwährend im Steigen. Man rechnet von den 50000 Morgen mit Taback bepflanzten Boden einen jährlichen Ertrag von 21 Mill. Pf. und von den 63000 Morgen Weinbergsland gegen 700000 Eimer Wein, von denen 610000 allein auf die Rheinprovinz kommen. Geschätzte Weinsorten liefern nur die Rhein-, Mosel- und Ahrgegenden, der naumburger und die niederschles. (grünberger) Weine dagegen sind von geringer Qualität. Der Obstbau ist in einigen Provinzen beträchtlich, der Reichthum an Waldungen, welche im Ganzen 18 Mill. Acker bedecken, ist besonders in Ost- und Westpreußen, Posen, Oberschlesien und Westfalen sehr groß. Der Runkelrübenbau wird erst seit 1833 vornehmlich in Schlesien, Sachsen und Brandenburg betrieben und lieferte von jenem Jahre an mehr als 90 Zuckerfabriken das rohe Product. Doch ist derselbe in neuerer Zeit, seitdem weniger Runkelrübenzucker fabricirt wird, wieder im Abnehmen. Am entschiedensten hat in der physischen Cultur des preuß. Staats die Viehzucht nach Qualität wie Quantität seit dem letzten Frieden Fortschritte gemacht. Die Schafzucht, besonders in Schlesien, Brandenburg, Sachsen und Posen einheimisch, hat sich in den letzten Jahren so gehoben, daß die Gesammtzahl der Schafe beinahe um das Doppelte (15 Mill.), die Zahl der ganz edlen um das Fünffache (3½ Mill.) und die der halbveredelten fast um das Dreifache (7 Mill.) stieg und eine Wollproduction von 300000 Ctnr., worunter 72000 Ctnr. feine Wolle, mit einem Gesammtwerth von 20 Mill. Thlr., gewährte. Die Pferdezucht, welche am meisten in Ostpreußen blüht, ist auf Kosten des Staats durch die vier Hauptgestüte zu Trakehnen in Lithauen, Neustadt an der Dosse, Graditz bei Torgau und Beßra in der Grafschaft Henneberg, sowie durch sieben Landgestüte (das lithauische mit drei Marställen, zu Trakehnen, Insterburg und Gudwallen, ferner das zu Marienwerder, zu Lindenau bei Neustadt an der Dosse, zu Repitz bei Torgau, zu Leubus in Schlesien, zu Warendorf in Westfalen, zu Zirke im Posenschen), in denen 1000 Beschäler zur Bedeckung der Landstuten gehalten werden, so gefördert und veredelt worden, daß P. nicht nur schon längst den Bedarf für seine Remonte, sondern auch jährlich noch eine entsprechende Anzahl guter und kostbarer Pferde für das Ausland zieht. Man zählt jetzt eine halbe Mill. Pferde, unter denen 280000 Fohlen. Ebenso hat die Rindviehzucht (man rechnet fünf Mill. Stück) im Verhältniß zu der geringen oder stärkern Bevölkerung in den meisten Provinzen zugenommen. Westfalen ist der Hauptsitz der Schweinezucht, Pommern der der Gänsezucht; die Bienenzucht ist in Brandenburg, Westfalen und der Niederlausitz (Waldbienenzucht in den Haiden von Muskau und Hoyerswerda), die Fischereien an den Küsten

der Ostsee und in den von größern Flüssen und Landseen bewässerten Landestheilen sehr beträchtlich; Ziegen werden in den Gebirgsgegenden gezogen, Federvieh hinlänglich in allen Provinzen. In den waldreichen Gegenden gibt es viel Wildpret aller Art, auch Raubwild, z. B. Wölfe, sogar hier und da noch den Auerochs und das Elenn (im bludauer Forste in Ostpreußen werden sie förmlich gehegt), außerdem Luchse, Füchse, Dachse, Marder, Fischottern, Biber in Westfalen, Seehunde an der Ostsee und wildes Geflügel. — Der Bergbau, zu dessen Betrieb und Verwaltung fünf Oberbergämter (das brandenburg.-preußische zu Berlin, das schlesische zu Brieg, das niedersächs.-thüringische zu Halle, das westfälische zu Dortmund, das rheinische zu Bonn), unter der Oberaufsicht der Oberberghauptmannschaft, als Section für die Verwaltung des gesammten Bergwerk-, Hütten- und Salinenwesens im Finanzministerium bestehen, liefert von edlen Metallen nur Silber, etwa 30000 Mark, außerdem reichlich Eisen (über 2 Mill. Ctnr.), weniger Blei (40500 Ctnr.), ferner Kupfer und Zink, letzteres in großer Menge, Vitriol, Alaun, Steinkohlen, Braunkohlen und in großem Überflusse Kochsalz, wovon 1½ Mill. Ctnr. jährlich in 20 Salinen bereitet wird, besonders in Sachsen und Westfalen. Auch edle Steinarten mangeln nicht. Man findet Chrysopras, Amethyst, Achat in Schlesien, Alabaster in Sachsen, Marmor in Schlesien, am Rhein, in Westfalen und Sachsen, Tuffsteine am Rhein, Mühlsteine in Schlesien, Sachsen und Westfalen, Lavamühlsteine in der Rheinprovinz, Kalksteine und Gyps in Schlesien, Westfalen, Sachsen, Brandenburg und am Rhein, Schiefer in Westfalen und am Rhein; von Thon- und Sanderdarten Porzellanerde bei Halle in Sachsen, Pfeifen- und Walkererde in Schlesien, Ziegelerde und Mergel fast in allen Provinzen, Torf vorzüglich in Brandenburg, endlich Bernstein, ein P. eigenthümliches Product, das theils gegraben, theils gefischt wird, in Ostpreußen, besonders an dem drei Meilen langen Küstenstriche von Pillau bis Dirschkemen, und in Pommern. An den 108 mineralischen Quellen, die P. besitzt, haben Schlesien und die Rheinprovinz den größten Antheil. Die berühmtesten sind: Warmbrunn, Salzbrunn, Reinerz, Landeck, Cudowa und Flinsberg in Schlesien, Freienwalde in Brandenburg, Lauchstädt in Sachsen, die Eisenquelle zu Driburg in Westfalen und vor allen die kalten und warmen Schwefelquellen zu Aachen.

Die technische Cultur hat seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in den westlichen und mittlern Provinzen des Staats, zum Theil durch die Bedrängnisse des Napoleonischen Continentalsystems in ihrer ersten schwunghaften Ausdehnung unterstützt, überraschende Fortschritte gemacht, die seit 1815 nicht nur glücklich behauptet, sondern auch noch so ansehnlich weiter geführt wurden, daß in den meisten Manufacturartikeln die preuß. Fabrikate durch äußere Eleganz, wie durch innern Gehalt neben die ausgezeichnetsten ihrer Art sich stellen konnten. Zur Hebung des Kunst- und Gewerbfleißes im Allgemeinen aber wirkte nächst der ausgezeichneten Sorgfalt, welche die Regierung in neuerer Zeit den Fabriken und Manufacturen fortdauernd zuwendete, nicht nur die seit dem Edict vom 28. Oct. 1810 eingeführte Gewerbefreiheit, indem sie den Gewerbsbetrieb von den ihn hemmenden Banden der Zunft- und Innungsverfassung befreite, sondern vorzüglich auch das Beispiel der uralten und alten schwunghaften Fabriken in den neuerworbenen Landestheilen durch den zwischen den alten und neuen Staatsangehörigen entstandenen Wetteifer, verbunden mit dem größern Felde der Handelsthätigkeit innerhalb der seit 1815 ausgedehntern Grenzen des Staats. Neben den westfäl. Regierungsbezirken Minden und Arnsberg (Mark und Ravensberg), dem Regierungsbezirk Aachen und der Provinz Kleve-Berg mit dem Wupperthale und seinen Hauptstädten Elberfeld und Barmen, der unstreitig industriereichsten Gegend der Monarchie und vielleicht ganz Deutschlands, haben sich daher die schles. Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz, einige Theile Sachsens und Brandenburgs und der an Schlesien angrenzende Theil von Posen schon seit längerer Zeit in die Reihe der Hauptwerkstätten des europ. Gewerbfleißes gestellt. Übrigens beschäftigt sich die Industrie nicht blos mit Verarbeitung einheimischer Stoffe, sondern auch roher ausländischer. Zu der erstern Gattung gehört vor allen die Leinwandfabrikation, die vorzüglich in Schlesien und Westfalen, aber auch in den ermländ. Kreisen Ostpreußens und in den Regierungsbezirken Düsseldorf (Gladbach) und Köln einheimisch, obgleich der frühern reichen Ausfuhrkanäle beraubt, in Folge des deutschen Zollvereins wieder einen sehr verstärkten Absatz nach Süddeutschland gefunden hat. Die jährliche

Ausfuhr an gebleichter Leinwand betrug in den letzten Jahren 75000 Ctnr. zum Werthe von 7½ Mill. Thlr. jährlich, an roher Packleinwand und Segeltuch 35000 Ctnr. zum Werthe von 1¼ Mill. Thlr. Der Leinenfabrikation zunächst stehen die Wollmanufacturen, die selbst trotz der im J. 1824 von Seiten Rußlands verhängten Grenzsperre, durch anderweit eröffnete Absatzkanäle besonders in den Rheinprovinzen, Sachsen, Schlesien und Brandenburg zu immer größerer Blüte gelangt sind. Die Ausfuhr an wollenen Waaren betrug jährlich an 40000 Ctnr. zum Werthe von fünf Mill. Thlr. Zu gleichem Aufschwung hat sich die Seidenfabrikation, die in den Rheinprovinzen, hauptsächlich in Barmen, Elberfeld, Krefeld, Köln, Iserlohn und Schwelm, zum Theil auch in Berlin und Potsdam blüht, emporgehoben. Der Gewinn betrug, nach Abzug der Ausgabe von 4½ Mill. Thlr. für die angekaufte rohe Seide, noch 9½ Mill. Thlr. Auch die Fabrikation in Leder ist im Steigen; Loh- und Rohgerbereien findet man vorzugsweise in der Rheinprovinz (Malmedy und St.-Vieth), doch auch in Westfalen, Sachsen, Brandenburg und Schlesien; berühmt sind die Weißgerbereien in Magdeburg, Halberstadt, Königsberg und Danzig, die Saffian- und Korduanfabriken in Königsberg und Berlin, die Handschuhfabriken in Berlin, Magdeburg und Schweidnitz, die Papierfabriken in Schlesien, Sachsen, Brandenburg (Berlin, Neustadt-Eberswalde) und dem aachener Regierungsbezirk; ferner die Bierbrauereien in den östlichen Provinzen (Berlin, Potsdam, Werder, Grünthal), die Branntweinbrennereien in Königsberg, Danzig, Breslau, Stettin und Nordhausen, die Zuckersiedereien zu Berlin, Frankfurt, Magdeburg, Breslau, Hirschberg, Königsberg, Danzig, Elbing und Stettin, die Cichorien- und Stärkefabriken besonders in Sachsen und die Tabacksfabriken fast im ganzen Staate, besonders aber in Berlin, Frankfurt, Magdeburg, Köln und Düsseldorf. Ausgezeichnet sind auch die Fabrikate aus Eisen, namentlich die Gußeisenwaaren zu Berlin und in Schlesien, die Klingen-, Messer- und Scheerenfabriken zu Solingen und zu Suhl (jährlich 100000 Stück Klingen und eine halbe Mill. Messer und Gabeln); die Gewehrfabriken ebendaselbst und zu Potsdam; die Glaswaaren von Zechlin in Brandenburg, Karlsthal, Hoffnungsthal, Marienthal und Warmbrunn in Schlesien, Stolpe in Pommern, Altenstein in Ostpreußen, Lippusch, Grunow, Schloppe und Behle in Westpreußen, Gernheim in Westfalen, Steele, Saarbrücken und Ottweiler in der Rheinprovinz; die Holzwaarenfabriken in Henneberg und Westfalen; Reckeisen (Stab-, Band- und Zaineisen) liefert Westfalen, die Rheinprovinz und Schlesien; Schwarzblech fabricirt man besonders im Regierungsbezirk Arnsberg, in Schlesien, in Sachsen bei Suhl, in Brandenburg bei Neustadt-Eberswalde und Kutzdorf; Weißblech zu Düren im Regierungsbezirke Aachen, zu Schillenburg im Regierungsbezirke Düsseldorf, zu Dillingen im Regierungsbezirke Trier und zu Slavenzig in Schlesien; Draht in Westfalen zu Altena, Lüdenscheid, Iserlohn, Limburg; Sensen in Westfalen an der enneper Straße; Nähnadeln in Aachen, Burtscheid und Iserlohn; Kupfer- und Messingwaaren fast in allen Provinzen, jedoch sind die wichtigsten Werke der erstern Art bei Neustadt-Eberswalde, zu Guben, Rodach, Ilsenburg, Wernigerode und Rothenburg, der letztern in den Rheinprovinzen bei Stolberg. Die wichtigsten Fabriken in Flittern, Tressen, Fransen und Borten finden sich in Breslau, Magdeburg, Köln und Berlin; die besten Steingutwaaren in Köln, Rheinsberg, Berlin, Breslau, Proskau, Magdeburg und Althaldensleben; die besten Fabriken in Fayence in Mettlach bei Merzig, in Poppelsdorf bei Bonn und im Magdeburgischen; die besten irdenen Geschirre zu Bunzlau; eine durch Güte der Masse wie der Malerei ausgezeichnete Porzellanfabrik ist zu Berlin; die wichtigste Spiegelfabrik ist die zu Neustadt an der Dosse; die größte Pulverfabrik ist die bei Berlin.

Der Reichthum der Producte, die ausgedehnte lebendige Gewerbsthätigkeit aller Art rufen auch einen vielverzweigten Handel hervor, der zwar nicht so wichtig ist, daß man P. zu den ersten Handelsstaaten rechnen könnte, doch aber bereits einen für die Verhältnisse dieses Staats ansehnlichen Umfang gewonnen hat und täglich an Bedeutsamkeit wächst. Begünstigt wird derselbe hauptsächlich durch die vortheilhafte Lage des Staats fast in der Mitte Europas und an den Küsten der Ostsee, durch die Menge schiffbarer Ströme und Flüsse (Rhein, Elbe, Oder, Weichsel u. s. w.), durch zahlreiche Kanäle, sowie durch von Jahr zu Jahr sich mehrende vortreffliche Kunststraßen (bis jetzt 1400 M.) und ein bereits den größern Theil des Staats überspinnendes Netz von Eisenbahnen, vor allen aber durch mehre mit den benachbarten

Staaten neuerlich geschlossene Handelsverträge und durch den deutschen Zollverein, an dessen Spitze P. steht. Dem Binnenhandel gaben, außer der Gewerbefreiheit, die allenthalben errichteten Banken (die Hauptbank zu Berlin, von der die Bancocomptoire in den Provinzen zu Breslau, Danzig, Köln, Königsberg, Magdeburg, Münster und Stettin ressortiren), Institute anderer Art, wie Actiengesellschaften, Assecuranzen, Flußschiffahrtsacten, Messen und Märkte und der wohlgeordnete Postenverkehr, die meiste Belebung. Der Handelsverkehr auf und an dem Rhein hat seit 1829 durch die Dampfschiffahrt und die Regulirung der Rheinfahrt um das Dreifache zugenommen, und ebenso ist der Waaren- und Personentransport auf der Ostsee durch die zwischen Stettin, Greifswald, Danzig und Königsberg fahrenden Dampfschiffe sehr erleichtert worden. Für die Lebhaftigkeit der Flußschiffahrt überhaupt zeugen die 8000 Flußschiffe, die P. zählt. Der unmittelbare Seehandel, welcher von 20 Hafenplätzen an der Ostsee gegenwärtig getrieben wird, beschäftigt eine besondere Handelsmarine, deren Schiffszahl im J. 1806 auf 1102 Schiffe mit 106894 Last Tragbarkeit, im J. 1840 auf 682 mit 90071 Last sich belief. Obgleich diese Berechnung in der Zahl der Schiffe eine bedeutende Verminderung zeigt, so ist die Rhederei dessenungeachtet zu größerer Ansehnlichkeit dadurch gestiegen, daß man jetzt größere Schiffe mit einer größern Lastenzahl anwendet. Die vorzüglichsten Seehäfen des Staats, auf deren Erhaltung die Regierung fortdauernd große Summen verwendet, sind Danzig mit 2200, Pillau, das zugleich als Seehafen für Königsberg, Elbing, Braunsberg und Fischhausen dient, mit etwa 2400; Memel, das vorzugsweise Holzhandel treibt, mit 700; die vier Seehäfen des Regierungsbezirks Stralsund, nämlich Stralsund, Greifswald, Wolgast und Barth, mit 750, und die drei Seehäfen des Regierungsbezirks Köslin, Kolbergermünde, Rügenwaldemünde und Stolpemünde, mit 800 jährlich ein- und auslaufenden Schiffen. Doch ist zu bemerken, daß der Seehandel der Provinz Preußen durch die veränderten Welthandelsconjuncturen im Vergleich mit frühern Zeiten sehr gelitten hat. Weder Getreide noch Holz werden von dort in so großen Quantitäten mehr ausgeführt, während der Gesammthandel nach Rußland, Polen, Schweden, kurz nach dem Nordosten, theils durch die Zollverfassung Rußlands, theils durch das Emporkommen eigener Gewerbthätigkeit in diesen Ländern in neuerer Zeit sehr gesunken ist. Eine Aussicht zu erneueter Erweiterung des Getreidehandels jedoch scheint sich durch die neuerlich in England durchgegangene Kornbill zu eröffnen. Hauptplätze des Landhandels sind Berlin, Breslau, Magdeburg, Frankfurt, Köln, Elberfeld und Münster. Messen finden zu Frankfurt an der Oder und Naumburg, große Wollmärkte zu Breslau, Berlin, Stettin, Posen, Landsberg an der Wartha und Schweidnitz statt. Was die Ausfuhrartikel betrifft, so gehören hierher Wolle, wollene Waaren, Getreide, Leinsamen, Raps, Rübsaat, Öl, Flachs, leinene Waaren, baumwollene Waaren, Seidenwaaren, Weine, Holz, Salz, Bernstein, Steinkohlen, Eisen, Zink, Blei, Eisen-, Messing- und Stahlwaaren, Farbewaaren, Bücher, Leder und gefärbtes Garn. Eingeführt werden dagegen vorzüglich roher und raffinirter Zucker, Kaffee, Wein, Rum, Arak, Taback, Baumwolle, rohe Seide, Thee, Gewürze, Hopfen, Farbematerialien, Zinn, Quecksilber, Salpeter, Glas, Vieh, Fische, Thran und Pelzwerk.

Auf einer vorzüglich hohen Stufe steht die Pflege der geistigen Cultur im preuß. Staate. Ausgezeichnet ist besonders die Sorgfalt der Regierung für alle öffentliche Schul- und Erziehungsanstalten, und das in allen seinen Theilen geregelte Volksschulwesen steht in vielen Beziehungen unübertroffen da. In angemessenem Verhältnisse zu diesen regsamen Bestrebungen der Regierung für Ausbildung des Volks steht die wissenschaftliche literarische Thätigkeit, die P. fortdauernd entwickelt und die ebenso kräftig und lebendig als in ihrem Werthe bedeutend ist. Für Förderung und Ausbreitung der Wissenschaften überhaupt wirken zahlreiche Institute und Gelehrtenvereine, an deren Spitze die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit zwei Classen, einer physikalisch-mathematischen und einer philosophisch-historisch-philologischen, und mit ordentlichen, auswärtigen und Ehrenmitgliedern und Correspondenten steht. Nächstdem sind zu erwähnen die naturforschenden Gesellschaften zu Berlin und zu Breslau, die deutsche Gesellschaft zu Königsberg, die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Breslau und die westfälische zu Minden, die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz,

die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin u. s. w. Für die höhere Ausbildung der heranwachsenden Jugend sorgen die Universitäten zu Berlin, Königsberg, Halle, Breslau, Berlin und Bonn, nebst zweien, besonders für katholische Theologen bestimmten Specialakademien, dem Lyceum Hosianum zu Braunsberg und der akademischen Lehranstalt zu Münster, die sämmtlich gegen 6000 Studirende unterrichten. Gymnasien gibt es im Ganzen 114, wovon auf die Provinz Preußen 14, auf Posen 4, auf Brandenburg 18, auf Pommern 7, auf Schlesien und Sachsen je 21, auf Westfalen 11, auf das Rheinland 18 kommen. Sie haben 1404 Lehrer und etwa 24000 Schüler, und unter ihnen sind die Fürstenschule zu Pforta, drei Ritterakademien zu Brandenburg, Liegnitz und Bedburg am Rhein und fünf Pädagogien zu Halle, Züllichau, Roßleben, Magdeburg und Nieky. Progymnasien sind 34, die meisten, nämlich 11, in der Rheinprovinz, mit 169 Lehrern und 1896 Schülern. Außerdem gibt es in den verschiedenen Theilen der Monarchie in großer Anzahl Bildungsanstalten für bestimmte Lebensberufe. Dahin gehören die in den einzelnen Provinzen vertheilten Schullehrerseminare zur Heranbildung tüchtiger Lehrer für das Elementarschulwesen, an der Zahl 45, von denen die Provinz Sachsen allein neun besitzt; die bischöflichen Seminare für katholische Geistliche zu Bonn, Braunsberg, Breslau und Münster, sowie die Priesterseminare zu Gnesen, Paderborn, Pelplin, Posen und Trier; das technische Gewerbeinstitut zu Berlin; die allgemeine Bauschule zu Berlin, mit welcher eine Baugewerksschule für den Unterricht der Bauhandwerker während des Winters verbunden ist; das Hauptbergwerkseleveninstitut zu Berlin; die Thierarzneischulen zu Berlin und Münster; die höhere Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde; die Akademie der Landwirthschaft zu Möglin und die staats- und landwirthschaftliche Akademie zu Eldena bei Greifswald; die Chirurgenschulen zu Berlin, Breslau, Greifswald, Magdeburg und Münster; die zur Bildung der Militairärzte und der Offiziere bestimmten Institute zu Berlin, nebst den Cadettenanstalten; die Navigations- und Schiffahrtsschulen zu Danzig, Pillau, Stralsund, Memel und Stettin; ferner die Gärtnerlehranstalten zu Potsdam und zu Schöneberg bei Berlin; die als Privatinstitute an mehren Handelsorten befindlichen Handlungsschulen und die fast in allen größern Städten bestehenden Industrie- und Gewerbschulen, von denen allein die Hauptstadt neun hat, nebst der großen Anzahl von Realschulen, niedern und höhern Bürger- und Sonntagsschulen. Mehr in die Kategorie der milden Stiftungen gehören die Taubstummeninstitute zu Berlin, Königsberg, Breslau, Münster und Köln; die beiden größern Blindeninstitute zu Berlin und Breslau; die Waisenhäuser, unter denen das große Militairwaisenhaus zu Potsdam obenan steht und die in mehren Städten von Privatvereinen gegründeten Kleinkinderbewahranstalten; der Hauptverein für christliche Erbauungsschriften; die 43 Bibelgesellschaften in den einzelnen Provinzen, sämmtlich unter dem Ressort der Hauptbibelgesellschaft zu Berlin stehend; die berliner Missionsgesellschaft mit dem Seminar für Missionare. Für künstlerische Ausbildung im Allgemeinen wirkt die königliche Akademie der Künste zu Berlin und die Malerakademie zu Düsseldorf, im Besondern die jener erstern untergeordneten Kunst- und Baugewerkschulen in den Provinzen, zu Breslau, Danzig, Erfurt, Magdeburg und Königsberg; ferner die selbständig zu Potsdam bestehende geographische Kunstschule für die wissenschaftliche und technische Bildung geographischer Kupferstecher; die zahlreichen Singakademien; die Theater u. s. w. Kunst und Wissenschaft finden übrigens umfassende Hülfsmittel in den zahlreichen Gemäldegalerien, Sammlungen und Museen aller Art, in Bibliotheken, Sternwarten und botanischen Gärten, an welchen der Staat reich ist.

Die herrschende Religion ist in P. im Allgemeinen die evangelische nach ihren verschiedenen Bekenntnissen, und zwar in einem solchen Verhältnisse, daß die Zahl der Evangelischen zu $^3/_5$ der Gesammtbevölkerung sich erhebt, während die Katholiken drei Achttheile der ganzen Volkszahl bilden. Beide Glaubensbekenntnisse sind so überwiegend, daß die Mitglieder der andern Confessionen zusammengenommen nur wenig über $^1/_{70}$, die Juden etwa $^1/_{77}$ der Einwohnerzahl ausmachen. Die Lutheraner und Reformirten bilden seit der im J. 1817 stattgefundenen Union, welcher im J. 1821 die vielbestrittene Kirchenagende folgte, in den meisten Theilen des Staats eine vereinigte Kirche, ein Vereinigungsact, der auch von der neuesten in Berlin gehaltenen evangelischen Generalsynode factisch anerkannt worden ist.

Im Allgemeinen ist in den östlichen Provinzen das protestantische, in den westlichen das katholische Glaubensbekenntniß vorherrschend, und während Ostpreußen und Lithauen, mit Ausnahme von Ermland, ferner Pommern, Brandenburg, Sachsen, mit Ausschluß des erfurter Regierungsbezirks, fast ganz dem Protestantismus angehören, bekennen sich Posen, Westfalen und die Rheinprovinzen vorzugsweise zur katholischen Kirche. In Westpreußen oder den Regierungsbezirken Marienwerder und Danzig ist in der deutschen Bevölkerung der größern Städte und der Niederungen das evangelische, bei der polnisch sprechenden Volksmenge das katholische und in Schlesien in der Nordhälfte das evangelische und in der Südhälfte das katholische Glaubensbekenntniß vorherrschend. Die Evangelischen besitzen nach der Aufnahme von 1838 überhaupt 5118 Mutter- und 3032 Tochterkirchen, zusammen 8150, die Katholiken 3897 Mutter- und 1328 Tochterkirchen, zusammen 5225. Die Angelegenheiten der evangelischen Kirche werden, unter der obersten Leitung des geistlichen Ministeriums, in den Provinzen durch die Consistorien geleitet, an deren Spitze der Oberpräsident der Provinz und für die rein kirchlichen Sachen ein Generalsuperintendent (bisweilen mit dem Titel eines evangelischen Bischofs) als erstes Mitglied des Consistoriums steht. Jede Provinz ist in eine gewisse Anzahl von Kirchenkreisen eingetheilt, denen ein Superintendent vorgesetzt ist. Solcher Kirchenkreise hat die Provinz Preußen 50, Posen 16, Brandenburg 77, Pommern 56, Schlesien 49, Sachsen 91, und die beiden westlichen Provinzen, Westfalen und das Rheinland, welche unter einem gemeinschaftlichen Generalsuperintendenten stehen, jenes 16, dieses 26, die jedoch den Namen Kreissynoden führen. Nächstdem bestehen zu Königsberg und zu Stettin franz.-reformirte Consistorien, sowie in den Regierungsbezirken Potsdam, Frankfurt, Stralsund, Magdeburg einige reformirte Superintendenturen. Die katholische Kirche dagegen hat zwei Erzbisthümer: Posen mit Gnesen, und Köln, und sechs Bisthümer: Kulm, Ermland, Breslau, Münster, Paderborn und Trier, während zwei Districte von Schlesien, nämlich das Dekanat Glatz zum Sprengel des Erzbisthums Prag, und das Commissariat Katscher in Oberschlesien zu dem Erzbisthum Olmütz gehört. Von diesen Bisthümern zerfällt Gnesen in 16, Posen in 22, Kulm, dessen Bischof zu Pelplin residirt, in 25, Ermland, mit dem Bischofssitz zu Frauenburg, in 14 Dekanate, Breslau, welches ein exemptes Bisthum mit einem Fürstbischof ist, in 8 Commissariate und 69 Dekanate, Münster in 16, Paderborn in 37, Köln in 44 und Trier in 22 Dekanate. Klöster gibt es nur noch wenige und zwar fast nur solche, die sich die Krankenpflege zum Zwecke gemacht haben, die meisten in Westfalen. Von andern christlichen Religionsparteien finden sich in P. etwa 20000 Herrnhuter, welche fünf selbständige Colonien zu Gnadenfeld, Gnadenfrei, Gnadenberg und Niesky in Schlesien und zu Gnadau im Regierungsbezirk Magdeburg und ansehnliche Niederlassungen zu Neusalz in Schlesien, zu Nixdorf bei Berlin und besonders zu Neuwied am Rhein haben; ferner 14500 Mennoniten, die vorzugsweise in den Regierungsbezirken Danzig, Marienwerder und Königsberg, sowie in den Rheinprovinzen (in der Stadt Krefeld allein 807) und in Westfalen einheimisch sind, und einige griech. Christen. Die Juden, 206000 an der Zahl, leben besonders in den vormals poln. Provinzen des Staats, oder wenigstens mit der slaw. Bevölkerung untermischt, und außerdem in den Hauptstädten, wegen des Handelsverkehrs. Von ihnen befinden sich 101200 in den Regierungsbezirken Posen, Bromberg, Marienwerder und Oppeln, 38215 in den Rheinprovinzen und in Westfalen, die Stadt Posen zählt allein deren 6830, Kempen 3500, Lissa 3500, Berlin 5650, Breslau 5500, Danzig 2400 u. s. w. Alle christliche Confessionen genießen übrigens gleiche Staatsrechte. Den Juden ist ebenfalls das Staatsbürgerrecht ertheilt und sie werden zu allen Lasten des Staats herangezogen, Anspruch auf Anstellungen im Staatsdienste jedoch haben sie nicht. Endlich haben sich in neuester Zeit in mehren Provinzen P.s auch eine Anzahl deutschkatholischer Gemeinden, namentlich in Schlesien und Posen, gebildet, ohne jedoch bis jetzt volle staatsrechtliche Anerkennung zu erlangen.

Mit der kirchlichen Verschiedenheit hängt in P., wie auch in andern Ländern Europas, die Verschiedenheit der Abstammung der Volksmasse zusammen. Die Bewohner des preuß. Staats sind der Hauptzahl nach von german. und slaw. Abkunft, von denen die letztern fast ohne Ausnahme der katholischen Confession angehören. Nach approximativen Schätzungen läßt sich die Zahl der Deutschen zu etwa zwölf Mill., die der Slawen zu etwa drei Mill.

annehmen, wozu noch 100000 E. französ., 10000 wallon., und 200000 oriental., d. h. jüd. Abstammung hinzukommen. Die slaw. Abstammung, insofern sie sich noch rein erhalten hat und in mannichfachen Dialekten ihrer Nationalsprache treu geblieben ist, erscheint am stärksten mit 772000 Seelen in Posen als Pole, in demselben Volksaste mit 134000 Seelen in Westpreußen, westwärts von der Weichsel, als Mazowier mit 383000 Seelen in Ost- und Westpreußen, ostwärts von der Weichsel; als Kassube mit 4000 Seelen im Regierungsbezirk Köslin, als der sogenannte Wasserpole mit 500000 Seelen im Regierungsbezirk Oppeln und 60000 Seelen im Regierungsbezirk Breslau. Außerdem gibt es noch in der slaw. Abstammung 11500 Mähren im Regierungsbezirk Oppeln, 11000 Böhmen in Schlesien und als Colonisten in Berlin und Potsdam, und 76000 Wenden in der Lausitz.

Die Staatsverfassung P.s ist unumschränkt monarchisch. Alle Staatsgewalt concentrirt sich in dem Oberhaupte des Staats, dem Könige, jetzt Friedrich Wilhelm IV. Von ihm gehen alle Gesetze aus, er ordnet den Staatshaushalt, bestimmt die Staatslasten und vollstreckt die Gesetze. Zwar ist, in Folge des in der königlichen Cabinetsordre vom 22. Mai 1815 gegebenen Versprechens einer Repräsentativverfassung, seit 1823 die Organisation von Provinzialständen ins Leben getreten und eine weitere fortgesetzte Entwickelung der Wirksamkeit derselben seit 1840 angebahnt worden, doch besitzen diese Stände bis jetzt keinen directen Antheil an der Gesetzgebung, sondern berathen nur über Gesetzentwürfe, die ihnen vorgelegt werden, haben das Recht, Bitten und Beschwerden bei der Regierung einzureichen und dürfen bei der Steuervertheilung entscheidend mitwirken. Sie sind zusammengesetzt aus den Standesherren und Domcapiteln, aus Abgeordneten des Standes der Rittergutsbesitzer und aus Deputirten der Städte und Repräsentanten des Standes der ländlichen Gemeinden. Die Versammlungen derselben sind für das Publicum geschlossen, doch werden sowol die Anträge und Petitionen als auch die Antworten des Königs regelmäßig bekannt gemacht. Die durch das Gesetz vom 21. Juni 1842 angeordneten ständischen Ausschüsse zu gemeinsamer Berathung über allgemeine Landesangelegenheiten versammeln sich auf den Ruf des Königs jedesmal zu Berlin und bestehen für die östlichen und mittlern Provinzen aus sechs ritterschaftlichen, vier städtischen, zwei bäuerlichen, für die westlichen Provinzen aus vier ritterschaftlichen, vier städtischen und zwei bäuerlichen Abgeordneten. In der Thronfolge gilt das Recht der Erstgeburt nach der Ordnung der Linien mit Vorzug des Mannsstammes. Das 18. Jahr ist der gesetzmäßige Majorennitätszeitpunkt. Der erstgeborene Sohn des Königs heißt Kronprinz von P. und ist als solcher Statthalter von Pommern; der Bruder des Königs als präsumtiver Thronerbe heißt vorzugsweise Prinz von P. Der König und das königliche Haus bekennen sich zur evangelischen Confession. Hausgesetze sind: das Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht Achilles von 1473, der Gera'sche Vertrag von 1699 und die Verordnung König Friedrich Wilhelm's I. von 1713. Die Personalangelegenheiten des Regentenhauses gehen durch das Ministerium des königlichen Hauses, welches zugleich auch alle Hoffachen, höhere Hofämter, die Thronlehen, die Erbämter, die Standesangelegenheiten und die, die Verwaltung der Kron-Fideicommißfonds betreffenden Geschäfte besorgt. Den Hofstaat des Königs bilden 11 große Hofchargen und Oberhofchargen und die Hof- und Erbämter jeder Provinz, außerdem umgibt den König noch die Adjutantur (Generaladjutanten, Generale à la suite und Flügeladjutanten), die Kammerherren u. s. w. Zur Besorgung der Staatsgeschäfte umgibt des Königs Person ein geheimes Cabinet, getrennt in Civil- und Militairsachen, ersteres wieder in zwei Abtheilungen. Zwei wirkliche Geh. Staats- und Cabinetsminister, ein Militairrath und zwei Geh. Cabinetsräthe haben in demselben den Vortrag. Als höchste berathende Staatsbehörde ist durch die königliche Verordnung vom 20. März 1817 der Staatsrath eingerichtet worden, der aus sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses nach vollendetem 18. Jahre, den Feldmarschällen, den wirklichen Geh. Staatsministern, den Chefpräsidenten des Geh. Obertribunals und der Oberrechnungskammer, den Geh. Cabinetsräthen, dem Staatssecretair, den commandirenden Generalen und Oberpräsidenten der Provinzen, wenn sie in Berlin anwesend sind, und aus solchen Staatsdienern besteht, welche durch besonderes Vertrauen des Königs Sitz und Stimme in demselben haben. Der Staatsrath zerfällt in sechs Abtheilungen, für die Justiz, die innern, die Finanzangelegen-

heiten, für den Cultus und die Erziehung, für die Militair- und für die auswärtigen Angelegenheiten; kein Beschluß aber ist gültig, wenn er nicht die Bestätigung des Königs erhalten hat. Eigentlich erste verwaltende Behörde ist das Staatsministerium, seit dem 3. Juni 1814 neu organisirt, an dessen Spitze der jedesmalige Thronfolger (jetzt Prinz von P.) steht, und das gegenwärtig 13 Staatsminister zu Mitgliedern hat. Es kommen bei demselben zum Vortrage: alle Entwürfe zu neuen Gesetzen, Abänderungen der bestehenden, die Verwaltungsrechenschaften und Verwaltungsplane der Oberpräsidenten, die monatlichen Zeitungsberichte der Regierungen, die Etats der General- und Provinzialhauptkassen und die Anstellung der Oberpräsidenten und anderer hohen Civilbeamten. Das Staatsministerium theilt sich wieder in die einzelnen Ministerien, deren jedes die besondern Zweige seiner Verwaltung unmittelbar leitet. Es sind dies die Ministerien des königlichen Hauses und der Domainen, des Kriegs, der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, des Innern und der Policei, der Justiz und der Gesetzesrevision, der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten. Unmittelbar unter dem Staatsministerium als solchem steht das statistische Bureau; unter der speciellen Leitung der Minister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten stehen das Geh. Staats- und Cabinetsarchiv und die Archive der Provinzen zu Königsberg, Stettin, Breslau, Magdeburg, Münster, Koblenz und Düsseldorf, unter den Ministern des Innern und der Finanzen die Obereraminationscommission für den Geschäftskreis der Regierungen, endlich unter den Ministerien des Innern, dem der geistlichen und dem der auswärtigen Angelegenheiten steht das Obercensurcollegium. Andere Centralstaatsbehörden sind: die Verwaltung des Staatsschatzes und der Münzen, welche unter der Leitung eines besondern Ministers und des Finanzministers steht, das Postdepartement unter dem Generalpostmeister, die Hauptverwaltung der Staatsschulden, das Seehandlungsinstitut, die Hauptbank und das königliche Creditinstitut für Schlesien, sämmtlich unter der Leitung eines Ministers, die Oberrechnungskammer zu Potsdam, die Staatsbuchhalterei und das Departement der Haupt- und Landgestüte. An der Spitze der Verwaltung der Provinzen stehen die Oberpräsidenten, welche die Leitung des Consistoriums, des Provinzialschulcollegiums und des Medicinalcollegiums der Provinz, sowie die Controle über die einzelnen Regierungen und eine mehr auf das Allgemeine als auf die speciellen Verhältnisse gerichtete Aufsicht über die ihnen anvertrauten Landschaften führen und für die verschiedenen Verwaltungsangelegenheiten den einzelnen Staatsministerien verantwortlich sind. In einzelnen Provinzen sind übrigens jetzt die Consistorien der Leitung der Oberpräsidenten entzogen und besondern Präsidenten zugetheilt. Die Verwaltung in den Bezirken geht von den Regierungen aus, die bald aus zwei, bald aus drei, zuweilen auch wol aus vier Abtheilungen bestehen, in welchen die innern Angelegenheiten, die Sachen für Landescultur, die Kirchenverwaltung und das Elementarschulwesen, sowie die Verwaltungssachen der directen Steuern, der Domainen und Forsten bearbeitet werden. Die Regierungen bestehen aus dem Chefpräsidenten, den Abtheilungsdirigenten und dem Collegium der Räthe und Assessoren. Sie sind die Vollstrecker des Gesetzes in allen Verwaltungsangelegenheiten und ressortiren demgemäß von einem jeden der Ministerien innerhalb seines Geschäftskreises. Jeder Regierungsbezirk zerfällt wieder in Kreise (314 im ganzen preuß. Staate). Der Verwaltung eines Kreises ist der Landrath vorgesetzt, ein von den Eingesessenen des Kreises frei gewählter, vom König bestätigter Beamter, der die Policei auf dem Lande, die Truppenaushebung und andere innere Verwaltungsangelegenheiten zu besorgen hat, von dessen Gewalt jedoch die größern Städte eximirt sind. Den Landräthen stehen in der Kreisverwaltung die Kreisstände zur Seite, welche bei allen Abgaben, Leistungen und Naturaldiensten des Kreises ihr Gutachten abgeben, und unter den Landräthen steht an der Spitze jeder Landcommun ein Schulze oder Richter, der mit meist zwei Gehülfen (Schöppen) die Staats- und Gemeindesachen des Orts besorgt. Die Communalverwaltung der städtischen Gemeinden gründet sich auf die Städteordnung vom 19. Nov. 1819 und auf die revidirte Städteordnung für die preuß. Monarchie vom 17. März 1831, und wird theils von den Magistraten unter Vorsitz eines Oberbürgermeisters oder Bürgermeisters, theils von den Stadtverordneten besorgt. Die Mitglieder der Magistrate, deren Anzahl sich nach der Größe der Städte richtet, werden mit Ausnahme des Oberbürgermeisters von den Stadtverordneten gewählt. Den Regierungen coordinirt verbunden ist die Ver-

waltung der indirecten Steuern, indem für jede Provinz ein Provinzialsteuerdirector angestellt ist, der unabhängig von der Regierung und dem Oberpräsidenten mit seinen Räthen die Geschäfte seines Ressorts leitet und den Haupt-, Zoll- und Steuerämtern vorgesetzt ist. Was die Zahl der Regierungsbezirke betrifft, so gibt es deren im ganzen Staat 25, nämlich in der Provinz Preußen vier: die Regierungsbezirke Königsberg, Gumbinnen, Danzig und Marienwerder; in der Provinz Posen zwei: die Regierungsbezirke Posen und Bromberg; in Brandenburg zwei: die Regierungsbezirke Potsdam mit Berlin und Frankfurt; in Pommern drei: Stettin, Köslin und Stralsund; in Schlesien drei: Breslau, Oppeln und Liegnitz; in Sachsen drei: Magdeburg, Merseburg und Erfurt; in Westfalen drei: Münster, Minden und Arnsberg; endlich im Rheinland fünf: Köln, Düsseldorf, Koblenz, Trier und Aachen, die sich wieder sämmtlich in 314 landräthliche Kreise zertheilen. Die Policeiverwaltung, über welche das Ministerium des Innern die Oberaufsicht hat, wird in den Provinzen durch die Regierungen und unter deren Leitung durch die Landräthe in den Kreisen und durch besondere Policeiämter mit Präsidenten oder Directoren in den größern Städten besorgt. Die Landgendarmerie ist bestimmt, die Policeibehörden bei Handhabung der bestehenden Gesetze und Anordnungen zu unterstützen.

Das gesammte Justizwesen, für dessen Verbesserung schon seit mehren Menschenaltern in P. auf das rühmlichste gesorgt wird, steht unter der Obhut zweier Justizminister, von welchen dem einen die Leitung der allgemeinen Gesetzrevision, dem andern die Aufsicht über die Justizangelegenheiten mit Einschluß der obersten Lehnsachen übertragen ist. Die Gerichtsverfassung ist nicht in allen Provinzen dieselbe. Während in dem größten Theile des Rheinlandes das franz. Gesetzbuch (Code Napoléon), in Vorpommern das gemeine deutsche Recht gilt, findet in allen übrigen Provinzen die sogenannte preuß. Gerichtsordnung und das Landrecht Anwendung, ohne jedoch hier und da provinzielle und statutarische Rechte ganz auszuschließen. Für die Justizverwaltung in der Rheinprovinz besteht im Justizministerium ein unter einen Director gestelltes besonderes Departement und von demselben ressortirt der zu Berlin befindliche rheinische Revisions- und Cassationshof, der für den ostrheinischen Theil des koblenzer Regierungsbezirks als Revisionshof in dritter und letzter Instanz entscheidet, in den übrigen Rheinlanden aber, mit Ausnahme des nordöstlichen Theils vom Regierungsbezirk Düsseldorf, der franz. Rechtsverfassung zufolge, als Cassationshof urtheilt. Für Vorpommern bildet das Hofgericht und das Consistorium von Pommern und Rügen, beide zu Greifswald, die zweite und das Oberappellationsgericht zu Greifswald die dritte Instanz. Für alle andern Landestheile ist das Geh. Obertribunal in Berlin die höchste Justizbehörde und entscheidet in allen Civilprocessen und fiscalischen Untersuchungen nur als Spruchcollegium in der dritten oder Revisionsinstanz. In dem Ländergebiet, wo das allgemeine preuß. Landrecht Geltung hat, erfolgt der Instanzenzug in Civilsachen durch Patrimonial- und standesherrliche Gerichte, durch königliche Justizämter, Stadt- und Land- und Stadtgerichte, in Criminalsachen durch Inquisitoriate. Ein Complex dieser Justizbehörden hat in den für die einzelnen Regierungsbezirke bestehenden Oberlandesgerichten jedesmal seine höhere Instanz, doch stimmen die Grenzen des Geschäftskreises der Oberlandesgerichte nicht immer mit denen der Regierungsbezirke überein. Die Oberlandesgerichte bilden übrigens zugleich das Forum der eximirten Personen und Grundstücke, den Criminalgerichtshof, die obervormundschaftliche Behörde (Pupillencollegium) und die Aufsichtsinstanz für die Untergerichte; sie selbst sind dem Justizministerium unmittelbar unterworfen. Solche Oberlandesgerichte bestehen in der Provinz Preußen zu Königsberg, Insterburg und Marienwerder, die in dem Tribunal zu Königsberg ihre Appellations- und Revisionsbehörde haben; in der Provinz Posen zu Posen und zu Bromberg, über ihnen das Oberappellationsgericht zu Posen; in Brandenburg das Oberlandesgericht zu Frankfurt und das Kammergericht zu Berlin, welches letztere außerdem noch seit 1835 zum ausschließenden Forum der ganzen Monarchie für alle Verbrechen wider die Verfassung, öffentliche Ordnung und Ruhe bestimmt worden ist; in Pommern die Oberlandesgerichte zu Stettin und Köslin; in Schlesien zu Breslau, Glogau und Ratibor; in der Provinz Sachsen zu Magdeburg, Halberstadt und Naumburg, und in Westfalen zu Münster, Paderborn, Hamm und Arnsberg. In demjenigen Theile des Rheinlandes, worin nach dem franz. Gesetzbuch Recht gesprochen wird

treten die Friedensgerichte, die Civil- und Zuchtpoliceigerichte und die Assisengerichte an die Stelle der altpreuß. Untergerichte. Die Friedensgerichte werden durch einzelne Richter verwaltet und vereinigen in sich die Functionen eines Vergleichrichters, eines Civilrichters für gewisse Angelegenheiten und eines niedern Policeigerichts. Die Civil- und Zuchtpoliceigerichte dienen als Forum für die nicht vor die Friedensgerichte gehörenden Civilsachen in erster, sowie für die von diesen entschiedenen in zweiter Instanz. Die Assisengerichte sind aus fünf Richtern (Mitglieder der Landgerichte) und aus zwölf Geschworenen, welche unter den 300 am höchsten Besteuerten und andern angesehenen Einwohnern des Gerichtsbezirks gewählt werden, zusammengesetzt und versammeln sich vierteljährlich an den Landgerichtsorten. Sie erkennen über alle schwere Criminalverbrechen in erster und letzter Instanz, sodaß nur der Recurs an den Cassationshof bleibt. Über die Zulässigkeit der Anklagen vor den Assisen entscheidet der Appellationshof zu Köln, vor den auch die Appellationen von den Land- und Handelsgerichten in Civilsachen gehören. Allen diesen Gerichten steht noch in den Rheinprovinzen das sogenannte öffentliche Ministerium zur Seite, bei den Landgerichten durch Oberprocuratoren, in den höhern Gerichten durch Generalprocuratoren repräsentirt. Sie geben vor Abfassung des Erkenntnisses in Civilprocessen in bestimmten Fällen ihr Gutachten ab, sind in den Zuchtpolicei- und Assisengerichten die öffentlichen Ankläger und sorgen für die Execution der rechtlichen Strafen. Im Fürstenthum Neufchatel ist die höchste Gerichtsinstanz ein Obertribunal, dessen Präsident der königliche Gouverneur ist. Die Censurangelegenheiten stehen unter einem besondern Obercensur-Collegium zu Berlin. Zu den wirklichen Justizstaatsdienern gehören noch die Justizcommissare und Notare mit dem Range der Assessoren derjenigen Gerichte, bei welchen sie ihren Wirkungskreis finden. Sie sind bestellt, den Parteien mit Rath und Gutachten zu dienen, Vollmachten zu übernehmen, die Processe derselben zu führen, sowie die Acte der freiwilligen Gerichtsbarkeit aufzunehmen. Die Kosten der ganzen Gerichtsverwaltung müssen im Allgemeinen von den Parteien getragen werden und sind durch bestimmte Taxen festgestellt. Die Justizbeamten werden nach folgenden Leistungen angestellt. Nach einem dreijährigen juristischen Universitätscursus muß sich der Competent einem Examen unterwerfen, nach dessen günstigem Erfolg er als Auscultator bei einem Landesjustizcollegium verpflichtet und angestellt wird. Weist er seine weitern Fortschritte durch eine Proberelation und durch ein zweites Examen bei dem Obergerichte nach, so wird er mit Zustimmung des Justizministers als Referendarius angestellt. Ein wohlbestandenes drittes, sogenanntes großes Examen, welches mit einzureichenden Proberelationen und Instructionen verbunden ist und von der Immediatcommission zu Berlin abgehalten wird, befähigt endlich den Candidaten, alle höhern Staatsämter der Justiz zu bekleiden. Ein ähnlicher Prüfungsgang ist gleichfalls für die Candidaten der höhern Regierungsstellen angeordnet. Das allgemeine Gesetzbuch für die Monarchie ist das Landrecht (s. d.) für die preuß. Staaten, welches auf Friedrich's II. Befehl entworfen, vom 1. Juni 1794 an eingeführt wurde und Gesetzeskraft erhielt. Neben demselben haben jedoch in den alten Provinzen die Provinzialgesetze, Statuten, Gewohnheiten und Observanzen Geltung. Gesetzliche Vorschriften für besondere Justizbranchen sind in der Depositalordnung vom 15. Sept. 1783, in der Hypothekenordnung vom 20. Dec. 1783 und in der Criminalordnung vom 11. Dec. 1805 niedergelegt, wozu noch das am 19. Dec. 1833 für die Obergerichte und am 3. Aug. für die Untergerichte gegebene Bureaureglement gerechnet werden kann. Das Verfahren und der Gang bei Processen ist durch die am 6. Juli 1793 publicirte allgemeine Gerichtsordnung, die durch spätere Verordnungen mehre wesentliche Veränderungen erlitt, regulirt. Auf die Untersuchungsmaxime gegründet, erscheint sie mehr als eine Dienstanweisung und zerfällt in die Proceßordnung und in die Anweisung über die Pflichten der Justizbehörden. Zur officiellen Mittheilung der im Laufe der Zeit nöthig gewordenen Verordnungen im Justizfache dient das seit 1839 gegründete Justizministerialblatt. Zur schleunigen Beförderung der Processe und zur Vermeidung derselben sind in der neuern Zeit hauptsächlich zwei Anordnungen ins Leben getreten, nämlich die Verordnung über den Mandats-, den summarischen und Bagatellproceß, vom 1. Juni 1835, wobei ein mündliches Verfahren stattfindet, und das Institut der Schiedsrichter, welches auf Antrag der Provinzialstände zur gütlichen Schlichtung streitiger Verhältnisse, wenn solche von den Par-

teien gewünscht wird, eingeführt worden ist. Diese Schiedsrichter werden von der Bürgerschaft gewählt und von der Regierung bestätigt. In eine neue Phase scheint das Gerichtsverfahren durch das Gesetz vom 17. Juli 1846 eingetreten zu sein. Demzufolge wird in den bei dem Kammergericht und dem Criminalgericht zu Berlin anhängigen Untersuchungen der Anklageproceß durch Staatsanwälte und ein vor Fällung des Urtels vor dem erkennenden Gericht anzustellendes mündliches Verfahren eingeführt, bei welchem außer den dabei betheiligten Personen auch alle Justizbeamte Zutritt haben. Zugleich ist durch eine Verordnung vom 21. Juli 1846 über das Verfahren in Civilsachen dem summarischen Processe eine weitere Ausdehnung gegeben worden. Übrigens unterliegt die gesammte preuß. Gesetzgebung einer Revision, an welcher unter Leitung eines besondern Ministers schon seit vielen Jahren gearbeitet wird. Die in neuester Zeit als Probe dieser Umarbeitung veröffentlichten Entwürfe, das Ehegesetz von 1842 und das Strafgesetzbuch von 1843, haben jedoch von vielen Seiten her lebhaften Widerspruch gefunden.

Die Kriegsverfassung und Kriegsverwaltung des ganzen Staats steht unter dem Kriegsministerium, das ein Minister mit einem besondern Bureau leitet. Nach der Cabinetsordre vom 31. Aug. 1824 ist dasselbe in zwei Departements und jedes derselben in mehre Abtheilungen getheilt. Das allgemeine Kriegsdepartement zieht in seinen Geschäftskreis alle die Organisation, Ausbildung und Grundverfassung der militairischen Angelegenheiten betreffende Sachen und zerfällt in die Armeeabtheilung, in die Artillerie- und in die Ingenieur-, sowie in die Abtheilung für die persönlichen Angelegenheiten, mit welcher die Geh. Kriegskanzlei verbunden ist. Das zweite Departement des Kriegsministeriums ist das Militair-Ökonomie-Departement, welches, in fünf Abtheilungen geschieden, das Etats- und Kassenwesen, die Naturalverpflegungs-, Reisevorspann-, Bekleidungs-, Feldequipage- und Trainangelegenheiten, das Servis- und Lazarethwesen, sowie die Militairwittwenkassenangelegenheiten besorgt. Ein drittes Departement des Ministeriums, obwol es diese Benennung nicht führt, bildet das Generalauditoriat, welches mittels der aus Militairauditoren zusammengesetzten Untergerichte die Rechtspflege, jedoch nur in Criminal- und Injuriensachen, da für alle Angelegenheiten der bürgerlichen Gerichtsbarkeit der besondere Militairgerichtsstand aufgehoben ist, beim Heere übt. Unmittelbar von dem Kriegsministerium ressortiren die Generalmilitairkasse, die Remonte-Inspection, die Inspection der Artilleriewerkstätten, die königlichen Pulver- und Gewehrfabriken, die Geschützgießereien, die Artilleriedepots in den preuß. Festungen und den Bundesfestungen Mainz und Luxemburg, das geheime Feuerwerkslaboratorium, das Marinedepot zu Stralsund, die Commission zur Prüfung der anzustellenden Intendanturbeamten und die Medicinalangelegenheiten der Armee. Das Invalidenwesen bildet laut Cabinetsordre vom 28. Jan. 1834 eine für sich bestehende Abtheilung des Kriegsministeriums. Besondere Militairbehörden, die aber mit dem Kriegsministerium in Verbindung stehen, sind die Obermilitairexaminationscommission und die Generalinspection für das gesammte Militairunterrichts- und Erziehungswesen der Armee, unter der die Militairstudiendirection steht. In den Provinzen stehen der Administration des Militairwesens neun sogenannte Generalcommandos vor, von denen jedes für die Militairökonomie eine Intendantur zur Seite hat, welche auch das Serviswesen leitet. Das Medicinalmilitairwesen wird von einem Medicinalstabe der Armee, an dessen Spitze ein Generalstabsarzt steht, verwaltet. Ihm sind die bei den Generalcommandos angestellten Generalärzte, Oberstabsärzte, Stabsärzte, Regiments-, Bataillons- und Compagnieärzte untergeordnet, die in der Regel in den beiden Militairmedicinalanstalten zu Berlin, der medicinisch-chirurgischen Akademie und dem medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut, ihre Vorbildung erhalten haben. Die kirchlichen Verhältnisse der Militairgemeinden hat die Militairkirchenordnung vom 12. Febr. 1832 neu organisirt. An der Spitze des Ganzen steht ein evangelischer Feldpropst, bei jedem Generalcommando ein Oberprediger, bei jeder Division zwei Divisionsprediger, die sämmtlich der Aufsicht des Kriegsministeriums und des Ministers der geistlichen Angelegenheiten unterworfen sind. Bei Divisionen mit vielen Katholiken ist auch ein katholischer Geistlicher angestellt. Außerdem gibt es in Berlin, Breslau und Königsberg, sowie in Festungen, wo kein Divisionsprediger sich findet, auch Garnisonprediger. Alle wehrfähige Unterthanen des preuß. Staats sind nach dem Edict vom 3. Sept. 1814 zum Kriegsdienst verpflichtet und

leisten denselben nacheinander im stehenden Heere, in den Landwehren des ersten und zweiten Aufgebots und dem Landsturm. Demgemäß gibt es jetzt ungefähr zwei Mill. wehrfähige und wehrpflichtige Männer. Von ihnen gehört zum eigentlich stehenden Heere alle waffenfähige Mannschaft vom 20.—25. Jahre. Diese Soldaten dienen bei der Garde drei Jahre, bei der Linie nur zwei Jahre und bleiben hierauf noch zwei Jahre als Kriegsreserve beurlaubt, d. h. sie müssen im Fall eines Kriegs oder der Rüstung zu demselben wieder beim stehenden Heere eintreten. Die Söhne der höhern gebildeten Stände brauchen jedoch, sobald sie durch ein Examen ihre Bildung nachgewiesen, als Freiwillige nur eine einjährige Dienstzeit zu leisten, während welcher sie sich aber selbst bekleiden und ohne Sold dienen müssen. Ist die Dienstpflicht im Heere geleistet, so beginnt die Dienstzeit in der Landwehr des ersten Aufgebots, welche alle waffenfähige, vorher im activen Dienst ausgebildete Mannschaft vom 26. bis mit dem 32. Lebensjahre umfaßt und in Kriegszeiten ganz dem stehenden Heere gleich im In- und Auslande dienen muß. Sie wird jährlich einmal zu einer 14tägigen Übung, alle zwei Jahre zu einer vierwöchentlichen zusammengezogen und während ihrer Dienstzeit equipirt und besoldet. Außer der activen Dienstzeit bleiben von diesen Truppen nur die Majore, ein Capitain und die Compagniefeldwebel von jedem Bataillon, einige Unteroffiziere und Gefreite in Besoldung. Die höhern Offiziere der Landwehr ernennt der König gewöhnlich aus Linienmilitairs, die niedern werden von den Offiziercorps unter denjenigen Landwehrmännern gewählt, die das nöthige Qualificationsexamen bestanden haben. Das gesammte Offiziercorps der Landwehr hat aber ganz denselben Rang und dieselben Rechte wie die Linienoffiziere. Zum zweiten Aufgebot der Landwehr, welches nur in Kriegszeiten versammelt wird und dann die Garnisonen zu verstärken vorzugsweise bestimmt ist, bleibt alle waffenfähige Mannschaft bis zum 39. Lebensjahre verpflichtet. Alle ältern kriegstauglichen Leute gehören dem Landsturm an, der bei einem ausbrechenden Kriege für Aufrechthaltung der innern Ordnung sorgt, zum Schutze des Landes und zur Deckung von Transporten dient. Das stehende Heer ist in neun Armeecorps eingetheilt, von denen eins die Garde bildet, die nur in den Residenzen Berlin, Potsdam und Charlottenburg ihre Stellung hat; die übrigen acht Armeecorps, welche zu zwei und zwei unter vier Armeeinspectionen stehen, sind in den acht Provinzen aufgestellt, jedoch so, daß Schlesien und die Rheinprovinzen $1\frac{1}{2}$ Armeecorps, das Großherzogthum Posen und Westfalen dagegen nur ein halbes Armeecorps, die übrigen, Preußen, Pommern, Brandenburg (außer den Garden) und Sachsen, je ein Armeecorps bei sich haben. Von diesen Armeecorps hat das Commando der Garde seinen Sitz zu Berlin, das Generalcommando des ersten Armeecorps zu Königsberg, des zweiten zu Stettin, des dritten zu Frankfurt an der Oder, des vierten zu Magdeburg, des fünften zu Posen, des sechsten zu Breslau, des siebenten zu Münster und des achten zu Koblenz. Jedes Armeecorps zerfällt in zwei Divisionen, jede Division in drei Brigaden, von denen eine aus Infanterie, eine aus Cavalerie und eine aus Landwehr besteht. Jede Brigade umfaßt zwei Regimenter. Außerdem gehören noch zu jedem Armeecorps eine Artilleriebrigade, eine Pionierabtheilung, eine Jäger- und Schützenabtheilung von zwei Compagnien, ein Reserve-Infanterieregiment von zwei Bataillons, ein combinirtes Reservebataillon, ein Reservelandwehrbataillon, eine Reservelandwehrescadron, eine Brigade Gendarmerie, zwei Compagnien Invaliden und sechs Sectionen Halbinvaliden. Jedes Linieninfanterieregiment besteht aus drei Bataillons, von denen die beiden ersten Musketiere, das dritte ein Füselierbataillon und zum leichten Dienst bestimmt ist, 69 Offizieren und 3013 M. nach dem Feldetat und aus 2034 M. (ohne die Offiziere) nach dem Friedensetat. Die Reserve-Infanterieregimenter haben nur zwei Bataillons und zählen 2075 M. Jedes Cavalerieregiment besteht aus vier Schwadronen oder Escadrons, 270 Offizieren und 600 M. nach dem Feldetat und aus 500 M. nach dem Friedensetat. Jede Artilleriebrigade umfaßt, nach dem Friedensetat, 1650 M., und mit der Handwerkscompagnie 1730 M. außer den Offizieren. Es besteht demnach das gesammte stehende Heer aus 1) 32 Linieninfanterieregimentern zu drei Bataillons, acht Reserveregimentern zu zwei Bataillons, vier Jäger- und vier Schützenabtheilungen und acht combinirten Reserve-Infanterieregimentern; 2) aus 32 Cavalerieregimentern, und zwar aus acht Küraſſier-, vier Dragoner-, zwölf Husaren- und acht Uhlanenregimentern; 3) aus acht Artilleriebrigaden, die unter vier Artillerie-Inspectionen stehen. Jede dieser Brigaden hat drei Abtheilungen, bestehend aus einer reitenden

und vier Fußcompagnien, sodaß also die Brigade 15 Compagnien zählt, wozu noch eine Handwerkscompagnie, die das Material und Geschirr anfertigt, kommt; 4) aus drei Ingenieurinspectionen mit acht Pionierabtheilungen nebst zwei Reservepionierabtheilungen zu Mainz und Luxemburg, zusammen 20 Pioniercompagnien; 5) aus Garnisontruppen und Invaliden, von denen die erstern aus den schon erwähnten combinirten Reservebataillons, ferner den den Regimentern attachirten Halbinvalidensectionen und aus der Garnisonunteroffiziercompagnie zusammengesetzt sind, die letztern aus zwei Gardeinvalidencompagnien, einer Abtheilung Gardeinvaliden zu Potsdam und Werder, 15 Invalidencompagnien, für jedes Armeecorps zwei, und dem berliner Invalidenbataillon im dasigen Invalidenhause und den Invalidenhäusern zu Stolpe und Rybnik bestehen; doch sollen die Invalidencompagnien nach und nach eingehen; 6) aus dem reitenden Feldjägercorps, aus drei Oberjägern mit Lieutenants- und 77 Jägern mit Feldwebelsrang bestehend, und 7) aus der Gendarmerie, wovon die Armeegendarmerie 150 M., die Landgendarmerie, welche zur Unterstützung der Policei und öffentlichen Sicherheit dient und in acht Brigaden in die Provinzen vertheilt ist, 1714 M. mit den Offizieren zählt. Die gesammte Kriegsmacht, welche P. aufstellen kann, beträgt also I. Stehendes Heer 123288 M., und zwar 1) Infanterie 78700 M., 2) Cavalerie 23907 M., 3) Artillerie 13826 M., 4) Pioniere 2236 M., 5) Invaliden 3000 M. und 6) 150 Armee- und 1714 Landgendarmen, und erhebt sich im Kriege nach Einrechnung der Kriegsreserve auf die Höhe von 223000 M.; II. Landwehr des ersten Aufgebots im Frieden 93442, im Kriege 138316 M.; und III. Landwehr des zweiten Aufgebots 190000 M. Demnach zählt das Heer mit der Landwehr ersten Aufgebots im Kriege 356000 M. und gegen 73000 Pferde, und kann mit dem zweiten Aufgebot der Landwehr bis auf 550000 M. gebracht werden, wobei immer noch eine Reserve von 120000 M. für den äußersten Nothfall übrig bleibt. Für die technische Ausbildung der Linie sind die Institute der Lehrinfanteriebataillons zu Potsdam und der Lehrescadron zu Berlin bestimmt, beide aus Commandirten aller Regimenter bestehend, die, um in dem Exerciren die gehörige Gleichmäßigkeit zu erhalten, alljährlich im Sommer an diesen Orten zusammengezogen werden. Zur wissenschaftlichen Erziehung der Offiziere dienen die vier Provinzialcadettenhäuser zu Potsdam, Kulm, Wahlstatt und Bensberg nebst dem Hauptcadettenhause zu Berlin und die bei den einzelnen Divisionen bestehenden Divisionsschulen, zur höhern allgemeinen militairischen Offizierausbildung die allgemeine Kriegsschule zu Berlin, zur Bildung zu Artillerie- und Ingenieuroffizieren die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin nebst den für die Bombardiere und Unteroffiziere bestehenden Artilleriebrigadeschulen, an welche sich noch die für die Ausbildung der Feuerwerker eingerichteten vier Artillerie-Inspectionsschulen und eine Oberfeuerwerkerschule anschließen. Nächstdem erzieht das Militairwaisenhaus zu Schloß Pretsch 200 und das annaburger Militairknabenerziehungsinstitut 400 Knaben zu Unteroffizieren, Trompetern und Hautboisten, und die bei den Compagnien, Escadrons, Bataillons und Regimentern eingerichteten Schulen gewähren durch geeignete Offiziere und Unteroffiziere den lehrbedürftigen Soldaten und Unteroffizieren den nöthigen Unterricht in den Elementarschul- und Dienstkenntnissen. P. hat eine große Anzahl Festungen, unter ihnen mehre ersten Ranges. Von diesen liegt an der franz. Grenze Saarlouis, gegen die Niederlande Jülich, am Rhein Wesel, Köln und Koblenz mit Ehrenbreitstein, an der Weser Minden, Thüringen vertheidigt Erfurt mit dem Petersberge und der Cyriaksburg, die Elbe decken Magdeburg, Wittenberg und Torgau, die Havel Spandau und die Oder Stettin, Küstrin, Glogau und Kosel, Schlesien schützt Glatz, Silberberg, Schweidnitz und Neisse, die Weichsel wird gedeckt durch Graudenz und Thorn, die Ostsee durch Stralsund, Kolberg und Danzig, und die östliche Grenze gegen Rußland durch die neugebaute Festung Posen und die noch im Entstehen begriffenen Königsberg und Lötzen. Dieser Aufzählung zufolge erscheint nur die Festungslinie an der Grenze der Lausitz und gegen Belgien noch nicht hinlänglich geschlossen. Außerdem hat P. noch in der Bundesfestung Mainz mit Östreich, und in der Bundesfestung Luxemburg mit den Niederlanden gemeinschaftlich das Besatzungsrecht. Waffenplätze sind Berlin, Königsberg, Breslau, Münster und Trier; Traindepots zu Berlin, Köpenick, Königsberg, Bischofswerder, Breslau, Magdeburg, Posen, Ehrenbreitstein und Münster;

Artilleriewerkstätten zu Berlin, Deutz, Danzig und Neisse; Stückgießereien zu Berlin und Breslau; Gewehrfabriken in Potsdam, Neisse, Danzig, Sömmerda, Suhl und Saarn, königliche Klingenfabriken zu Solingen und Suhl; ein geheimes Feuerwerkslaboratorium zu Spandau, und Pulverfabriken zu Spandau und Neisse.

Was die Finanzen des preuß. Staats betrifft, so sind dieselben zwar in Folge der bedeutenden Opfer und Anstrengungen, welche die Kriege mit Napoleon erfoderten, zur Zeit noch mit ansehnlichen Staatsschulden belastet, übrigens aber wohlgeordnet und trefflich verwaltet. Die Direction derselben hat das Finanzministerium, welches aus vier Abtheilungen besteht: der Kassen- und Etatsabtheilung, der Abtheilung für die Verwaltung der Steuern, der Abtheilung für Handel, Gewerbe und Bauwesen und aus der Abtheilung für Berg-, Hütten- und Salinenwesen. Von diesem Ministerium ressortiren, und zwar von der ersten Abtheilung, die Generallotteriedirection und die Generaldirection der allgemeinen Witwenverpflegungsanstalt, von der zweiten Abtheilung die Provinzialsteuerdirectionen, die Salzfactorei, die in Berlin bestehenden Steuerämter und die Kalenderdeputation, von der dritten Abtheilung die technische Oberbaudeputation, die technische Deputation für Gewerbe, die Bauschulen und das technische Gewerbeinstitut, sowie die Porzellan- und Sanitätsgeschirrmanufacturen, von der vierten endlich die Bergbehörden in den Provinzen und das Bergwerkseleveninstitut. Die Quellen der Staatseinnahmen sind theils Domainen und Forsten, theils Regalien, theils directe und indirecte Steuern. Die Verwaltung der Domainen und Forsten führen die hiervon benannten Abtheilungen der Regierungen unter der Oberaufsicht der Generalverwaltung der Domainen und Forsten, welche eine Section des Ministeriums des königlichen Hauses bildet. Die Domainen heißen, je nach den Provinzen, Domainen-, Intendantur- und Rentämter und im Ganzen besitzt der Staat 537 königliche Amtsherrschaften, von denen die meisten in der Provinz Sachsen, die wenigsten in Westfalen sind. Die Einnahmen aus den Domainen und Forsten ergaben in den J. 1844 und 1845, nach Abzug von 3,261279 Thlr. Verwaltungskosten und einer dem Kronfideicommisse vorbehaltenen Summe von 2,572099 Thlr., den Betrag von 4,090163 Thlr., wozu noch eine Mill. aus Domainenablösung und Verkäufen zur schnellen Schuldentilgung hinzukamen. Zu den Regalien gehören die Einkünfte aus den Bergwerken und Salinen, der Porzellanmanufactur, der Post und der Lotterie. Der Gewinn aus den Bergwerken und Salinen betrug, nach Abzug von 507838 Thlr. Verwaltungskosten, die Summe von 1,117241 Thlr., wobei der Betrag der Porzellanmanufactur mit 17241 Thlr. mit eingerechnet ist. Die Verwaltung des Postregals ist keinem besondern Ministerium einverleibt, sondern steht unter dem Generalpostamt zu Berlin, als einer für sich bestehenden Staatsbehörde, deren Leitung ein Staatsminister mit dem Titel eines Generalpostmeisters führt. Ihm sind alle Postanstalten des Staats, die zwei Hofpostämter zu Berlin und Königsberg, die zwölf Oberpostämter zu Aachen, Breslau, Koblenz, Köln, Danzig, Düsseldorf, Hamburg, Magdeburg, Münster, Posen, Stettin und Tilsit, die zwölf Postämter im Auslande (im Anhaltischen, Schwarzburgischen, Waldeckischen und in Hamburg) und die inländischen Postämter untergeordnet. Der jährliche Ertrag der Post ist 1,400000 Thlr. Von dem Generalpostamt ressortirt auch das Zeitungsdebitwesen. Die Salzregie brachte, nach Abzug von 2,666420 Thlr. Verwaltungskosten, die Summe von 4,315300 Thlr. ein. Die Lotterie zu Berlin besteht aus 85000 Loosen zu 45 Thlr. Einsatz in Gold, mit 35000 in vier Classen vertheilten Gewinnen und 15000 Freiloosen. Die höchsten Gewinne sind 150000, 100000, 50000, 40000, 30000 und 20000 Thlr. Von allen Gewinnen, welche übrigens von keinem Gläubiger in Beschlag genommen werden dürfen, macht der Staat vom Hundert einen Abzug von 12½ Proc. für die Generallotteriekasse und 3½ Proc. für den Einnehmer. Der Reinertrag für den Staat beläuft sich auf 863200 Thlr. Die Steuern theilen sich in directe und indirecte. Die erstern gehören zu dem Geschäftskreise der Regierungen und zerfallen wieder in Grundsteuer, Classensteuer und Gewerbsteuer. Die Grundsteuer, welcher jetzt auch die bisher freien Grundstücke und königlichen Domainen unterworfen sind, ist zwar nach den Localitäts- und Bodenverhältnissen in den verschiedenen Gegenden verschieden, darf aber doch nirgend den fünften Theil des Reinertrags überschreiten. Sie beträgt, nach Abzug von 585637 Thlr. Verwaltungskosten, 9,842307 Thlr. Die Classensteuer, eigentlich ein

Surrogat der Mahl- und Schlachtsteuer, wird nach verschiedenen Steuersätzen erhoben. Die höchstbesteuerte Haushaltung zahlt jährlich 144 Thlr., die am niedrigsten angesetzte für jede steuerbare Person 15 Sgr. Doch dürfen in dieser letztern weder mehr als drei Personen, noch die Kinder unter 16 Jahren und die Greise über 60 Jahre veranschlagt werden. Es trifft sonach diese Steuer mehr die vermögenden Classen des Volks, während die Mahl- und Schlachtsteuer den geringsten Tagelöhner auf gleiche Stufe mit dem reichsten Manne stellt. Der Ertrag der Classensteuer ist, nach Abzug von 297761 Thlr. Verwaltungskosten, 6,890346 Thlr. Die Gewerbsteuer, seit 1820 eingeführt, wird bezahlt vom Handel und Krämerei, von Handwerkern, von Gast-, Speise- und Schenkwirthen, von Bäckern und Fleischern, Bierbrauern und Müllern, Schiffern, Fracht- und Lohnfuhrleuten; alle andern Gewerbe sind frei. Die Steuersätze, deren Erhebung von den Communalbehörden unter Aufsicht der Regierungen besorgt wird, sind der Natur der Sache nach sehr verschieden. Die reine Einnahme gewährte, nach Abzug von 98491 Thlr. Verwaltungskosten, die Summe von 2,336969 Thlr. Die indirecten Steuern (Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangssteuern, die Verzehrungssteuern von inländischen Producten, die Schiffahrts- und Communicationsabgaben, die Stempelsteuer) stehen unter der directen Leitung des Finanzministeriums und werden in den Provinzen von einem Provinzialsteuerdirector, der zu den Regierungen in einem coordinirten Verhältnisse steht und die Hauptzoll- und Hauptsteuerämter beaufsichtigt, verwaltet. Solche Provinzialsteuerdirectionen sind zu Königsberg für die Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen; zu Danzig für Danzig und Marienwerder; zu Stettin für Pommern; zu Breslau für Schlesien; zu Posen für die Provinz gleiches Namens; zu Magdeburg für die Provinz Sachsen; zu Münster für Westfalen und zu Köln für die Rheinprovinz. Nur in der Provinz Brandenburg geschieht die Verwaltung der Steuern noch von den Regierungen zu Potsdam und Frankfurt. Der höchste Satz in der Erhebungsrolle ist 100 Thlr. vom Ctr. seidener Waaren, 50 Thlr. vom Ctr. baumwollener Stuhl- und gestrickter Waaren. Die Mahlsteuer beträgt vom Ctr. Weizen 16 Sgr., vom Ctr. Roggen 4 Sgr.; die Schlachtsteuer vom Ctr. Fleisch 1 Thlr. Zur Aufrechterhaltung der Zollgesetze und zur Verhütung der Zolldefraudationen an den Grenzen des Landes dient die Grenzgendarmerie. Die Stempelabgaben sind im Durchschnitt hoch. Der gewöhnlichste Satz für Ausfertigung öffentlicher Behörden ist 15 Sgr.; bei Urkunden, durch welche gewisse Verhältnisse, wie Eheverträge u. s. w., regulirt werden, 2 Thlr. Am höchsten sind die Erbschaften entfernter Verwandten besteuert, sodaß die Taxe in einigen Fällen zu 8 Proc. steigt. Die gesammte Besteuerung beträgt im Durchschnitt 4½ Thlr. auf den Kopf, ein im Vergleich mit andern Staaten sehr günstiges Verhältniß. Die Revenuen aus den indirecten Steuern, mit Einschluß der Stempelsteuer, beliefen sich auf 25,475078 Thlr. Der Ausgabe-Etat für die J. 1844 und 1845 ist veranschlagt auf 57,677194 Thlr., wovon jedoch der Bedarf des Königs und aller Hofausgaben mit 2,572099 Thlr. ausgenommen ist. Diese Ausgaben vertheilen sich folgendergestalt: 1) für das Staatsschuldentilgungswesen 7,253920; 2) an Pensionen, Competenzen und Leibrenten 2,217648; 3) an dauernden Renten 1,134988, und zwar Entschädigungen für aufgehobene Rechte und Nutzungen 254110, Zinsen für Amtscautionen 211845, Verzinsung eingezogener Stiftscapitalien 358840 und Zuschuß zur Civilwitwenkasse 310193; 4) für Centralbehörden 330518, nämlich für das Geh. Cabinet 20203, für das Staatsministerialbureau 64424, für die Staatsbuchhalterei 28219, Staatsschatz und Münzen 15968, Staatsarchiv 10435, Provinzialarchive 11422, Staatssecretariat 23911, Oberrechnungskammer 123781, Generalordenscommission 20946 und statistisches Bureau 11209 Thlr.; 5) für das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten 3,119940; 6) Ministerium des Innern und die Generalcommissionen 2,752656; 7) Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 729304; Ministerium des Kriegs nebst den Militairwaisenhäusern 24,604208; 8) Ministerium der Justiz und Ministerium der Gesetzrevision 2,277938 (außer 3,707255 Thlr. aus Sporteln); 9) Ministerium der Finanzen und die Generalstaatskasse 158653; 10) Generalverwaltung der Domainen und Forsten 99909; 11) Verwaltung für Handel und Gewerbe, Bauten 2,008917; 12) Chausseebauten 2,782800; 13) Oberpräsidien und

Regierungen 1,704489; 14) Haupt- und Landgestüte 173306; 15) Ablösung kleiner Passivrenten 100000; 16) Verlust bei Umprägung der nicht mehr vollhaltigen Münzen 400000; 17) zu wohlthätigen Zwecken, die erblosen, dem Fiscus anheimfallenden Verlassenschaften 16000; 18) außerordentliche Bedürfnisse, Bauten und Landesverbesserungen 2,500000; 19) Dispositionsfonds zu Gnadenbewilligungen 350000; 20) zur Deckung der Einnahmeausfälle, namentlich durch die Postportoermäßigung eine Mill.; 21) zu unvorhergesehenen Ausgaben 500000; 22) zu Ansammlung eines Fonds zur Deckung von Eisenbahnbauverbindlichkeiten 1,462000 Thlr. Die gesammten Staatsschulden betrugen im J. 1845 die Summe von 150,103434 Thlr. Sie zerfallen in 1) Schulden im Auslande 21,449475 Thlr. zu 4 Proc.; 2) Staatsschulden im Lande und zwar a) kurmärkische Schuldverschreibungen 2,364267, b) neumärkische Schuldverschreibungen 440133, c) Staatsschuldscheine 99,916275, sämmtlich zu 3½ Proc.; 3) provinzielle Staatsschuld 14,690937, endlich 4) unverzinsliche Staatsschuld (Kassenanweisungen) 11,242347 Thlr. Die unverzinsliche Staatsschuld beträgt zwar eigentlich 25,732347 Thlr., insofern 7,242347 Kassenanweisungen zu 1 Thlr., 7,500000 zu 5 Thlr, 5,500000 zu 50 Thlr., drei Mill. zu 100 Thlr. und 2½ Mill. zu 500 Thlr. in Umlauf sind, der Mehrbetrag ist aber durch 14½ Mill. Staatsschuldscheine, die außer Cours gesetzt und deponirt sind, gedeckt. Das Münzwesen, welches, wie schon oben bemerkt, unter der Leitung eines Geh. Staatsministers steht, ist im Besondern einer Generaldirection untergeben. Die Hauptmünze ist in Berlin, zwei andere Münzstätten sind in Breslau und Düsseldorf.

Preußen hat verschiedene Orden und Ehrenzeichen. Von ihnen ist der vom ersten preuß. Könige Friedrich I. am Tage vor der Krönung gestiftete Schwarze Adlerorden der vornehmste. Er wird den Prinzen des Hauses, auswärtigen Fürsten und den ersten Staatsbeamten als höchste Auszeichnung ertheilt und verleiht den Rittern persönlichen Adel und das Prädicat Excellenz. Der Rothe Adlerorden, ursprünglich vom Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth 1712 unter dem Namen des Ordens de la sincerité gestiftet und 1792 mit den fränk. Fürstenthümern Ansbach und Baireuth an Preußen vererbt, wurde von Friedrich Wilhelm II. zum zweiten Orden seines Hauses erklärt und von Friedrich Wilhelm III. so erweitert, daß er jetzt vier Classen, die dritte mit der besondern Auszeichnung der Schleife, die zweite mit denen des Sterns oder des Eichenlaubs, die erste gleichfalls mit der Auszeichnung des Eichenlaubs oder der in Brillanten, umfaßt, an welche sich dann noch das allgemeine Ehrenzeichen, bestehend in einer silbernen Denkmünze mit der Inschrift „Verdienst um den Staat", welche an dem Bande des Rothen Adlerordens im Knopfloche getragen wird, anreiht. Der Orden Pour le mérite, von Friedrich dem Großen 1740 für ausgezeichnete militairische Verdienste gestiftet, wurde, nachdem Friedrich Wilhelm III. eine Verzierung mit Eichenlaub hinzugefügt hatte, von dem jetzigen Könige 1842 durch eine Friedensclasse für Wissenschaften und Künste, mit der geschlossenen Anzahl von 30 Rittern aus der deutschen Nation und einer unbestimmten des Auslandes, vermehrt. Zur Belohnung und Aufmunterung für Gelehrte und Künstler besteht außerdem noch eine goldene und eine silberne Verdienstmedaille, welche aber nicht getragen wird. Der Johanniterorden, kein Verdienst-, sondern nur ein Standesorden, ist seit dem 23. Mai 1812, nach Aufhebung der Johanniterballei Brandenburg im J. 1811, preuß. Hausorden geworden. Der Orden des Eisernen Kreuzes, durch die Urkunde vom 10. März 1813 gestiftet, um die unmittelbaren und mittelbaren Verdienste in den Feldzügen des großen Freiheitskampfes von 1813—15 zu belohnen, besteht aus Großkreuzen und zwei Classen. Das Großkreuz, an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen, kann nur von höhern Generalen durch den Gewinn einer Schlacht oder die Eroberung einer Festung erworben werden. Dieser Orden, mit welchem die Denkmünzen in Verbindung stehen, welche aus dem Metall eroberter Kanonen für die Krieger aus den Jahren 1813—15 geprägt sind, wird zwar zur Zeit in der dritten Classe den zur Bewerbung notirten verdienstvollen Kriegern noch ertheilt, stirbt aber seiner Bestimmung gemäß mit den Theilnehmern an jenen Feldzügen aus. Endlich der Luisenorden, welcher am 3. Aug. 1814 für Frauen und Jungfrauen, die sich durch Krankenpflege und Sorgfalt für die verwundeten und erkrankten Krieger oder sonst um die große Sache des Vaterlands verdient machten, gestiftet wurde, und der im J. 1843 erneute Schwa-

nenorden Kurfürst Friedrich's II. von Brandenburg mit dem Zwecke, Kranke zu pflegen, reuige Gefallene oder Bestrafte aufzurichten und zu bessern, Leidende zu trösten, zu welchem Behufe die Stiftung eines evangelischen Mutterhauses in Berlin begonnen wurde. Außerdem besteht noch ein Dienstauszeichnungskreuz für Offiziere des stehenden Heers für 25jährige Dienste, bestehend in einem goldenen Kreuze an blauem Bande mit der Inschrift F. W. IV. auf der einen und der Zahl XXV. auf der andern Seite, und eine Dienstauszeichnung für Unteroffiziere und Gemeine in drei Classen, bestehend in einer Schnalle mit Namenszug, in Gold für 21jährige, in Silber für 15jährige, in Eisen für 9jährige Dienste, und das Verdienstehrenzeichen für Rettung aus Gefahr, ein silbernes Kreuz an orangenem, weißgestreiftem Bande.

P. bildet in der Reihe der europ. Staaten eine Großmacht ersten Ranges und gehört zu dem deutschen Staatenbunde, in welchem es die zweite Stelle einnimmt, und in engerer Versammlung eine, in der weitern vier Stimmen führt. Die Provinzen, mit denen es dem Deutschen Bunde beigetreten ist, sind Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, Westfalen und Rheinland, die ein Areal von 3362 □M. mit 11,776000 E. umfassen, während 14□M. mit 60000 E. auf Neufchatel und 1715 □M. mit dem Überrest der Einwohner auf die nicht deutschen Provinzen Preußen und Posen kommen. Zum deutschen Bundesheere stellt es drei Armeecorps oder 79484 M. als Contingent.

Vgl. Mützell, „Topographisch-statistisch-geographisches Wörterbuch" (6 Bde., Halle 1821—25); Schneider, „Der preuß. Staat in geographischer, statistischer, topographischer und militairischer Hinsicht" (Bresl. 1839); Schlieben, „Neuestes Gemälde der preuß. Monarchie" (Wien 1830); Zedlitz-Neukirch, „Der preuß. Staat in allen seinen Beziehungen" (Berl. 1835—36); Weber, „Handbuch der staatswirthschaftlichen Statistik und Verwaltungskunde der preuß. Monarchie" (Bresl. 1840); und „Statistik des preuß. Staats" (Berl. 1845); C. O. Hoffmann, „Preuß. Nationalencyklopädie, Wörterbuch alles Wissenswerthen aus dem preuß. Vaterlande in Hinsicht auf Naturleben, Erdbeschreibung, Gesetzgebung, Cultur u. s. w." (Bd. 1—4, Berl. 1838—44); Joh. Gottfr. Hoffmann's (s. d.) zahlreiche statistische Musterarbeiten, besonders aber F. W. Schubert, „Handbuch der allgemeinen Staatskunde des preuß. Staats" (Königsb. 1846). Die besten und neuesten Karten des preuß. Staats sind die „Generalkarte von P." (24 Bl., Halle bei Kümmel, 1842) und die von Engelhardt (23 Bl., Berl. 1833 und 1842), von Wörl (17 Bl., Karlsr. 1843—44), von Handtke (36 Bl., Glog. 1845) und der „Atlas von P." (36 Bl., Erf. 1844—45); Nowack und Mahlmann, „Provinzialatlas des preuß. Staats" (9 Bl., Berl. 1842); Döring, „Administrativ-statistischer Atlas" (18 Bl., Berl. 1845); Berghaus, „Postkarte von dem preuß. Staate" (25 Bl., Berl. 1838); Zindel, „Zollvereins- und Handelskarte von P." (2. Aufl., 4 Bl., Magdeb. 1843); „P.s Seeatlas. Geschichte, Übersichtskarte, Leuchtthürme, Küstenansicht", herausgeg. von dem Ministerium des Handels (14 Bl., Berl. 1841); Rau, „Hydrographische Karte vom preuß. Staate" (4 Bl., Berl. 1828); F. Hoffmann, „Geognostische Karte vom nordwestlichen Deutschland" (24 Bl., Berl. 1829); und für die Provinz Preußen insbesondere L. Krug, „Die preuß. Monarchie, topographisch, statistisch und wirthschaftlich dargestellt" (Abth. 1, Berl. 1833); Gebauer, „Kunde des Samlandes" (Königsb. 1844) und „Karte von Ostpreußen, Lithauen und Westpreußen und dem Netzdistricte" und von F. B. Engelhardt (9 Bl., Berl. 1818—22).

Über die Länder an dem Ufer der Ostsee, welche das eigentliche Königreich P. ausmachen, haben wir schon im 4. Jahrh. v. Chr. Nachrichten. Pytheas, ein griech. Seefahrer, der ums J. 320 v. Chr. von Massilia aus auf phöniz. Schiffen das Bernsteinland P. besuchte, fand dort die Insel Abalus und eine 150 M. lange Küste von den Guttonen und Asiyern bewohnt, Völkerschaften mit demokratischen Verfassungen, die sich von Kräutern, Früchten und Wurzeln nährten, aber auch Hirse und Getreide bauten und aus Honig Meth bereiteten. Der Handel mit Bernstein, der seit langer Zeit auf dem Landwege aus diesen Gegenden geholt wurde, dauerte auch unter der röm. Kaiserzeit fort. Frühzeitig schon hatten die Gothen, aus Skandinavien in P. eingewandert, sich zwischen der Weichsel und Memel niedergelassen und sich mit den dort wohnenden Völkern, namentlich den Ulmerugen, entweder vermischt oder sie unterjocht, machten aber in der ersten Hälfte des 3. Jahrh., von ihrer

Wanderlust weiter nach Süden getrieben, den Ureinwohnern wieder Platz. Diese, ein den Polen, Mazowiern und Pommern nahe verwandter Stamm, werden seit dem 10. Jahrh. unter dem Namen Porussen, Preußen, erwähnt, ein Name, der von Po, d. h. hinter, und Ruß, einem Arme der Memel, durch welchen sie in das Kurische Haff mündet, abgeleitet wird. Die Preußen hatten eine Art hierarchischer Verfassung, an deren Spitze ein Oberpriester, Griwe, stand, welcher in dem heiligen Hain zu Romove oder Ranove wohnte. Ihre Sitten waren roh, aber einfach und patriarchalisch. Sie lebten von Fischfang und Viehzucht, nährten sich von Pferdefleisch und Stutenmilch, kämpften im Kriege mit Schild, Schwert, Spieß und Keule, die geschleudert wurde, und schützten ihr Lager und ihre Ortschaften, unter denen namentlich auch die Handelsstadt Truse am Frischen Haff genannt wird, mit Verhauen und Erdwällen. Jeder Mann durfte drei Frauen heirathen; verkrüppelte Kinder wurden getödtet. Ihre Religion war Fetischismus; sie hatten vier Hauptgötter, unzählige Untergötter, die sie an heiligen Örtern in dichten Wäldern verehrten, auch beteten sie Schlangen an und opferten an großen Festen ihren Göttern Menschen. Diesem heidnischen Volke das Christenthum zu predigen, versuchte zuerst, von heiligem Bekehrungseifer getrieben, der Bischof Adalbert (s. d.) von Prag, der während seines Besuchs beim poln. Herzog Boleslaw von den Preußen gehört hatte, erlitt aber, als er die heilige Eiche bei Fischhausen umzuhauen wagte, durch die Hand eines Priesters im J. 997 den Märtyrertod. Ein zweiter Bekehrungsversuch des Benedictinermönchs Bruno 1008 endigte auf gleiche Weise. Um den Tod dieser Heiligen zu rächen und das Christenthum einzuführen, überzog nun der Herzog von Polen, Boleslaw Chrobri, 1015 die Preußen mit Krieg, verheerte das Land mit Feuer und Schwert, zerstörte sogar ihren Hauptgöttersitz Romove und zwang sie zu einem jährlichen Tribut und zu dem Versprechen, sich taufen zu lassen. Nach dem Abzuge der Polen empörten die Preußen unter Anführung Maslaw's von Mazowien sich zwar aufs neue, sie wurden aber von Kasimir I. wieder zum Gehorsam gebracht. Diese Empörungsversuche wiederholten sich unter den nachfolgenden Polenfürsten Boleslaw II. und Wladislaw I. noch mehrmals, sie endigten aber, trotzdem, daß die Preußen an den benachbarten Pommern gleichgesinnte Verbündete fanden, allemal mit Unterwerfung der Aufrührer, bis endlich bei einem neuausgebrochenen Kriege 1161 Boleslaw IV. von Polen mit seinem großen Heere von ihnen in eine von Morästen und Wäldern eingeengte Gegend gelockt und völlig aufgerieben wurde. Nach langer Waffenruhe versuchte erst Kasimir II. im Bunde mit den Herzogen von Schlesien ums J. 1192 einen neuen Angriff auf die Preußen, durch welchen es ihm gelang, den Sieg wieder auf seine Seite zu bringen, aber die Erbstreitigkeiten in Polen nach Kasimir's Tode verschafften den Besiegten aufs neue so sehr die Oberhand, daß sie ihrerseits jetzt die Polen, namentlich den Herzog Konrad von Mazowien, zu temporairem Tribute nöthigten.

Unterdeß hatte der Abt des Klosters Oliva, Christian, den der Papst 1214 zum ersten Bischof von P. ernannte, nicht ohne Erfolg neue Versuche gemacht, die Preußen auf friedlichem Wege zum Christenthum zu bekehren; allein der glühende Haß, den sie gegen den lasterhaften Konrad von Mazowien hegten und die Furcht, mit Annahme des Christenthums auch ihre politische Freiheit zu verlieren, trieb sie immer wieder zu Abfall und Empörung. Sie plünderten, nachdem das im J. 1219 aus Deutschland gesendete Kreuzheer nichts gegen sie ausgerichtet, Mazowien, verwüsteten das ihnen entrissene Kulmerland, bekriegten auch die schon zum Christenthum bekehrten Preußen und zerstörten binnen Kurzem 300 Gotteshäuser. Da stiftete Bischof Christian, in Übereinstimmung mit Herzog Konrad, im J. 1225 einen dem schon in Liefland bestehenden ähnlichen geistlichen Ritterorden, „die Brüder des Ritterdienstes Christi" oder „die Ritterbrüder von Dobrin", an der Zahl 14, später 30, denen Konrad ein Stück Land in Kujawien und das Versprechen der Hälfte aller Eroberungen gab. Von ihrer Burg Dobrin, an der Grenze Mazowiens, aus machten sie anfangs häufig siegreiche Einfälle in das feindliche Land, als aber die Preußen, durch die Raubzüge der Ritter gereizt, ein mächtiges Heer sammelten und mit demselben gegen sie und den Herzog Konrad zu Felde zogen, kamen die Ritter in der unglücklichen Schlacht bei Strasburg bis auf fünf um und der Orden verlor seitdem sein Ansehen für immer. Unterdeß setzten die Preußen, durch diesen Sieg ermuthigt, ihre verheerenden Einfälle nicht nur mit der gewohnten Vernichtungswuth und Beutegier fort, sondern dehnten dieselben sogar bis auf Pommern aus. In dieser Noth

rief Konrad von Mazowien den Orden der Deutschen Ritter (s. d.) gegen die erdrückende Übermacht der Preußen aus Palästina zu Hülfe. Mit Bevollmächtigung des Papstes und nach erhaltener Zusicherung des Besitzes der zu erobernden Landschaften sendete der Großmeister Hermann von Salza den Landmeister von Balk mit 100 Ordensrittern und einem ansehnlichen Reiterhaufen in das Kulmerland und begann so für den Orden, der bald darauf mit dem Überreste der Ritter von Dobrin und den Schwertbrüdern sich vereinigte, die von 1230—1283 dauernde Eroberung Preußens. Die ersten Burgen, welche die Deutschen Ritter zur Begründung ihrer Herrschaft erbauten, waren Vogelsang und Nessau, die ersten Städte Thorn (1231), Kulm (1232) und Marienwerder (1233). Durch die Schlacht bei Sirgune 1234 wurde der Anfang mit der Bezwingung Pomesaniens gemacht, bis zum J. 1237 war Pogesanien erobert und der Grund zur Stadt Elbing gelegt, unter dem Landmeister Heinrich von Wida wurde Ermland und bald darauf mit Hülfe eines vom Herzog Otto von Braunschweig herbeigeführten Kreuzheers Natangen und Barten überwältigt und nach langen wechselvollen Kämpfen mit den noch heidnisch gebliebenen Preußen und dem sie wiederholt unterstützenden Herzog Suantepolk von Pommern, unter Beihülfe Ottokar's von Böhmen und Otto's von Braunschweig, 1255 auch Samland erobert und Memel (1253) und Königsberg gegründet. Mit Unterwerfung der drei letzten Landschaften Nadrauen (1275), Schalauen (1277) und Sudauen, das von 1277 an sich noch hartnäckig vertheidigte, war endlich 1283 die Eroberung P.s vollendet. Das ganze Land wurde, besonders seitdem im J. 1309 der Sitz des Hochmeisters nach Marienburg verlegt war, behufs der Verwaltung in Comthureien, Vogteien und Pflegeräumter eingetheilt, die einander nicht untergeordnet, sondern nur in Bezug auf ihren Umfang und die Größe ihrer Einkünfte verschieden waren. Mit der Machtbefestigung des Ordens erhob sich unter seiner Herrschaft und Leitung das Land bald zu neuer Blüte; der fruchtbare Boden, von deutschen Colonisten größtentheils bevölkert, wurde sorgfältig bebaut, Städte und Flecken gelangten durch Handel und Gewerbe zu nie gekanntem Reichthum und das Volk unter der gerechten, wohlgeordneten Verwaltung des Ordens erstarkte bald zu Festigkeit und Kraft. Wenn aber schon die unablässigen, zum Theil unglücklichen Kriege des Ordens mit Lithauen und Polen ein ungestörtes, weiteres Aufblühen der Cultur in P. hinderten, so blieb noch weniger der innere sittliche Verfall des Ordens, der mit dem gegen das Ende des Mittelalters erlöschenden Geiste des wahren Ritterthums hereinbrach, ohne Einfluß auf die Regierung des Landes. Städte und Adel beschwerten sich gleicherweise über die Eingriffe in die ihnen ertheilten Rechte und über Bedrückungen allerlei Art, und die Aufregung wuchs, seitdem der Orden, von Polen hart bedrängt und mehrmals besiegt, um sich aus seiner Bedrängniß zu retten, die Anfoderungen an seine Unterthanen noch mehr zu steigern sich genöthigt sah. Da schritten endlich Städte und Adel 1454 zur offenen Empörung, unterwarfen sich dem Schutze des Königs von Polen und bekämpften von 1454—66 in Verbindung mit ihm den Orden. Diesem das Land auf die schrecklichste Weise verheerenden Kriege machte der thorner Friede im J. 1466 ein Ende. Die Macht des Ordens war gänzlich gebrochen; er mußte ganz Westpreußen und Ermland an Polen abtreten und sein übriges Besitzthum von dieser Krone zum Lehn annehmen.

Um dem Orden Hülfe gegen das übermächtige Polen zu verschaffen, wählten die Ritter im J. 1511 den Markgrafen Albrecht (s. d.) von Brandenburg, aus der fränk. Seitenlinie dieser Dynastie, einen Verwandten des Königs von Polen, zum Hochmeister. So eifrig aber auch Albrecht den Krieg gegen Polen rüstete und so tapfer er ihn eine Zeit lang führte, so sah er doch bald, als die Unterstützung von Deutschland, auf die er gehofft, ausblieb, nach mancherlei Unfällen sich zu friedlichen Unterhandlungen mit dem poln. König Sigismund genöthigt, die endlich am 8. Apr. 1525 mit dem Frieden zu Krakau endigten, zufolge dessen Albrecht, auf Luther's Rath und mit Genehmigung der preuß. Stände, P. in ein weltliches Herzogthum verwandelte, das er von Polen zu Lehn empfing. Unterdeß hatte in P., besonders durch des geistvollen und allgemein geachteten Bischofs von Samland, Georg von Polenz, Bemühungen, die Reformation allenthalben Eingang gefunden, was Albrecht, der dieselbe 1522 in Wittenberg kennen gelernt hatte, ruhig geschehen ließ. Kaum aber hatte er sein Ordenskleid abgelegt, so bekannte auch er nebst den meisten Ordensbrüdern sich öffentlich zur evangelischen Kirche, erlaubte den Rittern, sich zu verheirathen, und vermählte sich selbst

zuerst mit der dän. Prinzessin Anna Dorothea und, als diese starb, mit Maria Anna von Braunschweig. Das Land gewann unter seiner Fürsorge an Wohlstand, Cultur und Ordnung in der Verwaltung. Trotz mehrmaliger bürgerlicher Unruhen und heftiger Religionsstreitigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, sorgte er für gute Gerechtigkeitspflege, ordnete die Finanzen, gründete Schulen, ließ die Bibel ins Polnische übersetzen und Lehrbücher in deutscher, poln. und lithauischer Sprache anfertigen und stiftete 1544 die Universität zu Königsberg. Sein Sohn Albrecht Friedrich, bei seines Vaters Tode 1568 noch minderjährig, übernahm erst 1572 die Regierung, verfiel jedoch später in Schwermuth, worauf mit Polens Einwilligung zuerst der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, nach dessen Tode 1603 der Kurfürst Joachim Friedrich, und als auch dieser 1608 starb, dessen Sohn und Nachfolger, Kurfürst Johann Sigismund, die Regentschaft führte. Der Letztere, ein Schwiegersohn des blödsinnigen Herzogs, erbte nach dessen Tode 1618 Preußen, ließ sich von Polen damit belehnen und P. blieb seit jener Zeit ununterbrochen bei dem hohenzollern-brandenburg. Hause. Diese Dynastie, zu größerm Machtbesitz durch die Vorsehung bestimmt, war nach dem Abgange der luxemburg. Linie durch Kauf und kaiserliche Bestätigung mit Friedrich VI., Grafen von Hohenzollern und Burggrafen von Nürnberg, auf den Kurthron von Brandenburg gelangt. (S. Hohenzollern und Brandenburg.)

Friedrich VI., als Kurfürst Friedrich I., ein durch geistige Bildung für seine Zeit ausgezeichneter Fürst, hatte nicht sobald zu seinen fränk. Ländern Ansbach und Baireuth den Besitz des Kurfürstenthums Brandenburg hinzugefügt, als er zunächst dessen Grenzen gegen äußere Feinde zu sichern und die Räubereien im Innern auszurotten begann. Der Adel, der Raublust und Herrenlosigkeit unter der letzten Regierung gewohnt geworden, versagte ihm den Huldigungseid und verband sich mit den Mecklenburgern und Pommern. Nach einer Reihe nichts entscheidender Kämpfe aber schlug er seine Gegner, eroberte mit Hülfe einer großen, unbeholfenen, 24pfündigen Kanone, der sogenannten faulen Grete, die Burgen des Adels, zwang ihn zur Huldigung und erwarb von den Pommern 1421 die Uckermark, sowie von den Mecklenburgern die Priegnitz. Zum Anführer des Reichsheers gegen die Hussiten in den J. 1422 und 1431 gewählt, kämpfte er beide Male unglücklich. Ja die Hussiten fielen, um sich zu rächen, 1432 in die fränk. und brandenburg. Besitzungen des Kurfürsten ein, brannten namentlich in der Mark viele Städte nieder und verließen erst das Land, nachdem sie Alles verheert und verwüstet hatten. Kurz vor seinem Tode 1440 theilte Friedrich seine Länder unter seine vier Söhne so, daß sein ältester Sohn Johann das Fürstenthum Baireuth, der zweite, Friedrich, die Kurwürde mit den Marken, der dritte, Albrecht Achilles, das Fürstenthum Ansbach, der vierte endlich, Friedrich der Fette, die Altmark und Priegnitz erhielt. Der neue Kurfürst Friedrich II., 1440—70, wegen seiner Körperstärke der Eiserne genannt, erwarb gleich im Anfange seiner Regierung durch Kauf die Herrschaft Cottbus, sowie die Herrschaft Peiz, brachte die bereits den Askaniern in Brandenburg zugestandene Lehnshoheit über Wernigerode an sich, erkaufte vom Hochmeister des Deutschen Ordens, Ludwig von Erlichshausen, die Neumark für 100000 rhein. Gulden und verband nach seines jüngsten Bruders Friedrich Tode die Altmark und Priegnitz wieder mit der Kurmark. Zugleich sah er sich wegen des Besitzes der Niederlausitz mit Georg Podiebrad von Böhmen und wegen Stettin mit den Herzogen von Pommern in Krieg verwickelt, ohne jedoch seine Ansprüche an diese Länder behaupten zu können. Wegen seiner durch die Kriegsstrapazen zerrütteten Gesundheit zog sich Friedrich, nachdem er seinem Bruder die Regierung abgetreten hatte, mit einem kleinen Jahrsgehalte in die Abgeschiedenheit zurück und starb 1471 zu Plassenburg im Fürstenthum Baireuth. Albrecht, wegen seiner Turniergeschicklichkeit und Tapferkeit Achilles genannt, 1470—86, hatte bereits früher, nach seines Bruders Johann Tode, die fränk. Fürstenthümer in seiner Hand wieder vereinigt, von welchen aus er, da der Aufenthalt in der Mark wegen der Roheit des Adels ihm zuwider war, eine Zeit lang die Verwaltung führte, die er später seinem ältesten Sohne Johann übertrug. Er erneuerte, mit Genehmigung Kaiser Friedrich's III., um welchen er sich gewichtige Verdienste erworben, den Krieg gegen die Herzoge von Pommern wegen Stettin, konnte aber außer einigen eroberten Städten nur die neubestätigte Anerkennung der Lehnshoheit Brandenburgs über Pommern und der Anwartschaft auf ganz Pommern gewinnen. Sein Haupt-

verdienst, neben Verminderung der Landesschulden und Ausrottung der Räuber, bestand in der zu Köln 1473 erlassenen wichtigen „Hausordnung", durch welche bestimmt wurde, daß die sämmtlichen Marken künftig ungetheilt dem jedesmaligen Kurfürsten gehören, in den fränk. Fürstenthümern aber nie mehr als zwei Fürsten regieren sollten. Sein Sohn Johann, 1486—99, von dem Erfolge seiner Überredungskunst in der Fehde Polens, Böhmens und Ungarns über Schlesien (1474) Cicero genannt, war der erste hohenzollernsche Fürst, der im Kurstaate seine bleibende Residenz nahm. Ein guter Wirth und fürsorglicher Hausvater, war er vor Allem bemüht, das vom Kaiser Maximilian I. im J. 1495 durch das Reichsgrundgesetz des ewigen Landfriedens aufgehobene Faustrecht in der Mark abzuschaffen, zerstörte, mit Unterstützung der brandenburg. Städte, 15 Burgen raublustiger Ritter und ließ die Besitzer derselben hinrichten. Schon begann er in das der Ruhe und Ordnung wiedergegebene Land auch Künste und Wissenschaften einzuführen, wie denn unter seiner Regierung in Berlin und Stendal die ersten Buchdruckereien, in Berlin die erste Apotheke angelegt wurde, als er in Folge einer ungewöhnlichen Leibesdicke und Fettsucht, die auch der äußerst schmerzhaften Operation des Ausschneidens nicht weichen wollte, im 34. Lebensjahre starb.

Joachim I., 1499—1535, welcher den Beinamen Nestor erhielt, ein in Sprachen, Geschichte und Mathematik gelehrter Fürst, folgte dem Vater in den Marken und in der Kurwürde. Obgleich erst 14 Jahre alt und ohne Vormund und Rathgeber, regierte er dennoch das Land mit besonnener Vorsicht und kräftigem Ernste, ließ die noch immer hier und da keck hervortretenden Feinde der öffentlichen Sicherheit schonungslos hinrichten, gründete zur Handhabung einer geregelten Rechtspflege 1516 das Kammergericht zu Berlin und verwirklichte den schon von seinem Vater gefaßten Plan, die Universität zu Frankfurt 1506 zu stiften. Aber ein Feind Luther's und der Reformation, hinderte er nicht nur die Verbreitung der gereinigten Lehre in seinem Lande auf alle Weise, sondern behandelte sogar seine treffliche Gemahlin Elisabeth von Dänemark wegen ihrer Anhänglichkeit an dieselbe mit solcher Härte, daß sie sich gezwungen sah, heimlich zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten Johann von Sachsen, zu fliehen. Mit noch grausamerer Härte verfuhr er gegen die Juden, die er auf die Anschuldigung, daß sie eine geweihte Hostie beschimpft hätten, sämmtlich aus dem Lande vertrieb; 38 wurden vorher zu Berlin verbrannt. Nachdem er noch 1524 in Folge des Aussterbens der Grafen Lindau die Grafschaft Ruppin als eröffnetes Lehn mit dem Kurstaate verbunden, vertheilte er, im Widerspruche mit dem weisen Hausgesetze des Kurfürsten Albrecht Achilles, die brandenburg. Lande so, daß sein ältester Sohn Joachim in der Kurwürde und den Kurmarken ihm folgen, sein zweiter Sohn Johann aber die Neumark, Sternberg, Crossen, Cottbus und Peiz als besonderes Fürstenthum besitzen sollte. Joachim II., 1535—71, der in einem Feldzuge gegen die Türken 1532 sich den Beinamen Hektor erwarb, machte sich, obgleich prachtliebend und verschwenderisch, dennoch durch mancherlei wohlthätige Einrichtungen, vor Allem aber durch die nach allen Seiten hin wohlüberlegte und höchst besonnene Einführung der Reformation um Brandenburg verdient. Ebenso weise wußte er sein Verhältniß zu Kaiser Karl V. zu behandeln und vermied dadurch für sich und sein Land den Sturm, welcher das Kurhaus Sachsen, das erste Haupt der Protestanten, von der Höhe seiner Macht und seines Einflusses in Deutschland stürzte. Um den Gang der Gerechtigkeitspflege festzustellen, erließ er eine besondere Gerichts- und Kanzleiordnung und machte verbesserte Einrichtungen bei dem von seinem Vater begründeten Kammergerichte. In Folge der Säcularisation der geistlichen Güter wurden die drei Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus dem Staate einverleibt, die reichen Pfründen der Klöster den Städten oder der Geistlichkeit überlassen oder zur Stiftung von gelehrten Schulen (Berlin, Stendal, Salzwedel) und zur Ausstattung der Universität zu Frankfurt und zur Errichtung von Krankenhäusern verwendet. Zugleich gründete Joachim, nach dem Muster der im Kurstaate Sachsen unter Johann dem Beständigen angeordneten Kirchen- und Schulverfassung, für Brandenburg ein Consistorium aus geistlichen und weltlichen Räthen, das im Namen des Kurfürsten das gesammte Kirchen- und Schulwesen des Landes ordnete und leitete. Doch brachten seine Prachtliebe und Verschwendung, seine Bauluft und der Einfluß unwürdiger Günstlinge, namentlich des Juden Lippold, leider auch die Übel einer großen Schuldenlast, der Unordnung in den Finanzen und der Steigerung der Abgaben über das

Land. Wichtig für die spätere Entwickelung des Staats wurde die Erbverbrüderung, welche Joachim 1537 mit dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz schloß, nach welcher beim Erlöschen des piastischen Mannsstammes die schles. Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an das Haus Hohenzollern fallen sollten, sowie nicht minder die im J. 1569 erlangte Mitbelehnung über P., durch welche er sich und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf dieses Herzogthum sicherte. Sein Sohn Johann Georg, 1571—98, vereinigte zunächst, nach dem Tode seines Oheims Johann, 1571 die Neumark aufs neue mit den Kurländern, vertrieb die von seinem Vater zurückgerufenen Juden, die zu einer wahren Landplage geworden waren, wieder aus dem Lande und brachte theils durch eigene Sparsamkeit, theils durch das kräftige Mitwirken der brandenburg. Stände, welche auf seine Veranlassung die Bezahlung des größten Theils der zu 2½ Mill. Thlr. aufgelaufenen Staatsschulden mit uneigennützigem Patriotismus übernahmen, wieder Ordnung in die Finanzen. Obgleich er in die calvinistischen Religionsstreitigkeiten sich einmischte und die Formula concordiae mit Strenge in seinem Staate einführte, so öffnete er doch andererseits den um ihres Glaubens willen vom span. Könige vertriebenen Niederländern, zum großen Vortheil seines Landes, bei sich einen sichern Zufluchtsort, sorgte für Emporbringung des Landbaus, Belebung des Gewerbfleißes und Erweiterung des Handels und stiftete das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin.

Ganz in ähnlichem Geiste regierte sein Sohn Joachim Friedrich, 1598—1608. Schon vor seinem Regierungsantritte hatte der Markgraf Georg Friedrich von Ansbach und Baireuth, mit Zustimmung des Oberlehnsherrn, des Königs Stephan von Polen, die Verwaltung des Herzogthums P., dessen Fürst Albrecht Friedrich in Blödsinn verfallen war, übernommen, bei welcher Gelegenheit der Kurfürst sich aufs neue die Mitbelehnung ertheilen ließ. Um aber jede Einmischung fremder Mächte in die Angelegenheiten P.s für die Zukunft auszuschließen, vermählte er sich in zweiter Ehe mit der ältern Tochter des preuß. Herzogs, Eleonore, während sein Sohn bereits früher die jüngere, Agnes, geheirathet hatte. Zugleich schloß er zur Vermeidung der Nachtheile künftiger Ländertheilungen mit dem Markgrafen Georg Friedrich 1598 den Geraischen Vertrag, eine Erneuerung des von Albrecht Achilles erlassenen Hausgesetzes. Auf ihn folgte sein Sohn Johann Sigismund, 1608—19, welcher seit seinem Regierungsantritte schon Administrator von P., im J. 1618 endlich, nach dem Tode des gemüthskranken Herzogs Albrecht Friedrich, dieses Herzogthum für immer mit den brandenburg. Ländern vereinigte. Auf Veranlassung des jülich-kleveschen Erbfolgestreites, den Brandenburg mit Pfalzneuburg führte, trat der Kurfürst, um die Unterstützung der Niederländer zu gewinnen, zur reformirten Kirche über, ein Schritt, der besonders, da seine Gemahlin Anna am Lutherischen Bekenntnisse eifrig festhielt, dem Lande viele Unruhen und Verwirrungen bereitete. Der Erbfolgestreit, welcher vor der Hand durch den 1609 zu Dortmund geschlossenen Vertrag mit der Übereinkunft, daß Brandenburg und Pfalzneuburg die erledigten jülich-kleveschen Länder gemeinschaftlich besitzen und regieren wollten, beigelegt wurde, endigte, nach einer vorläufigen Auseinandersetzung im J. 1624, erst durch die im J. 1666 erfolgte definitive Theilung der Erbländer, in welcher das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg an Brandenburg kamen. Ungehindert und sogleich trat dagegen Johann Sigismund in den Besitz der Herrschaften Schwedt und Vierraden, die als eröffnete Lehen, nach dem Aussterben der Hohensteiner, dem Kurstaate zufielen. Unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Georg Wilhelm, 1619—40, hatte das Land die schweren Drangsale des Dreißigjährigen Kriegs zu erdulden, die dasselbe um so härter trafen, weil der Kurfürst, schwach und unbeständig und ein blindes Werkzeug in den Händen seines dem Interesse Östreichs und des Katholicismus ergebenen Ministers, des Grafen Adam von Schwarzenberg, eine feste, achtunggebietende politische Stellung zu rechter Zeit sich zu sichern versäumt hatte. Ohne Heer und Geld, willenlos zwischen den verschiedenen Parteien hin- und herschwankend, mußte er sehen, wie erst in dem gleichzeitigen Kriege zwischen Schweden und Polen 1629 Ostpreußen, und darauf seit 1626 seine brandenburg. Lande bald von den Mansfeld'schen und Wallenstein'schen, bald von den Tilly'schen und schwed. Truppen greuelvoll verwüstet wurden. Dabei hatte er durch sein furchtsames Nachgeben gegen den Kaiser sich in der Achtung bei diesem so tief herabgesetzt, daß Ferdinand II.

1623 nach der Achtserklärung des Fürsten Johann Georg von Jägerndorf die Mitbelehnung des Kurhauses Brandenburg überging, das durch die Achtung der Herzoge erledigte Pommern, trotz Brandenburgs gerechten Ansprüchen, an Wallenstein vergab, und auf gleiche Weise den zweiten Oheim des Kurfürsten, den Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg, mit der Reichsacht belegte und seines Besitzthums für verlustig erklärte. Durch den Beitritt zum prager Frieden 1635 zog Georg Wilhelm, nach der Niederlage der Kaiserlichen in der Schlacht bei Wittstock, am 24. Sept. 1636, die Rachescharen der Schweden in sein Land, die von jetzt an noch zwölf Jahre lang, während der Kurfürst sich in Ostpreußen barg, dasselbe mit Feuer und Schwert furchtbar verheerten.

In diesem traurigen Zustande fand Friedrich Wilhelm (s.d.), 1640—88, als er, voll hohen Bewußtseins seiner ihm inwohnenden Kraft, nach des Vaters Tode die Regierung antrat, den Kurstaat. Entschlossen, das Land von dem ihm sichtbar drohenden Untergange um jeden Preis zu retten, eilte er vor Allem, das Interesse seines Staats von der selbstsüchtigen Politik Östreichs, in der sein Vater zum Unglück seiner Staaten befangen gewesen war, unabhängig zu machen. Er schloß daher zunächst mit den von Pommern her vordringenden Schweden einen Waffenstillstand, entließ diejenigen Truppen seines Vaters, die nach Schwarzenberg's Willen im J. 1637 dem Kaiser und dem Kurfürsten zugleich den Eid der Treue hatten leisten müssen, und warb dafür andere, rief an die Stelle des verabschiedeten Schwarzenberg erfahrene und bewährte Räthe und begann mit deren Hülfe die neue Gestaltung des innern Staatslebens, namentlich die Wiederbelebung des Wohlstandes in seinen Landen. Durch staatskluge Unterhandlungen gelang es ihm, in dem westfäl. Frieden seine Herrschaft durch Hinterpommern (Pomerellen), Halberstadt, Minden, Kamin, Hohenstein und Magdeburg zu vergrößern, aber als einen noch weit größern Meister der Staatskunst bewährte er sich dadurch, daß er seiner Monarchie eine würdevolle, ja einflußreiche Stellung im Staatensystem Europas zu verschaffen wußte. So wichtig nämlich auch immer der Zuwachs an Macht, durch die Erwerbung des Herzogthums P., die jülich-klevesche Erbschaft und die im westfäl. Frieden gemachten Acquisitionen, für die politische Entwickelung des preuß. Staats erscheinen mußte, so versetzten diese Gebietserwerbungen doch andererseits durch ihre geographische Lage die preuß. Herrscher in eine bedenkliche, gefahrvolle Stellung zwischen mächtige Nachbarstaaten. Das Herzogthum P. lag zwischen Polen und Schweden, den damals mächtigsten und miteinander rivalisirenden Staaten des nordöstlichen Europa. Es mußten also auch die Fürsten P.s nothwendig in die Streitigkeiten dieser beiden hineingezogen werden, wodurch sie eine höhere politische und mehr europ. Wichtigkeit erlangten. Sie hatten nunmehr nicht nur als deutsche Reichsfürsten eine Bedeutung, waren mit ihren Interessen nicht mehr an dieses Verhältniß allein gewiesen, sondern mußten an den allgemeinen politischen Verwickelungen Europas Theil nehmen. Auf der andern Seite brachte die Erwerbung der jülichschen Länder ähnliche Folgen mit sich. Hier wurden die Kurfürsten Nachbarn der Niederlande und Frankreichs, und je mehr Frankreich im 17. Jahrh. fast Alles in den politischen Verhältnissen Europas bestimmte, um so mehr wurde Brandenburg in diese hineingezogen. Der Kreis seiner politischen Thätigkeit erweiterte sich, mit ihm Theilnahme und Ansehen. Neben diesen großen Vortheilen bedrohten aber die Kurfürsten zugleich nicht weniger große Gefahren. Schweden hatte sich in Folge des Dreißigjährigen Kriegs an den deutschen Küsten der Ostsee festgesetzt, es schien in Verbindung mit Frankreich den einmal im Reiche erworbenen Einfluß nicht aufgeben zu wollen und war ein gefährlicher Nachbar Brandenburgs, während seine Verhältnisse zu Polen und die schlecht verdeckte Schwäche dieses Reichs die Lage des Herzogthums P. noch mehr bedrohten. Frankreichs Übermacht am Rhein und in den Niederlanden war dagegen für die westlichen Besitzungen der Kurfürsten zu fürchten, beide Mächte aber standen in so enger Verbindung, daß ein Bruch mit der einen auch einen Kampf mit der andern herbeiführen mußte. Friedrich Wilhelm nun war das Verdienst vorbehalten, durch eine kluge und feste Benutzung der sich darbietenden Verhältnisse seinen Staat von der erdrückenden Übermacht Schwedens und Polens zu befreien und so den Grund zu legen zu der Bildung eines unabhängigen Staats an den Küsten der Ostsee. Gegen Polen gelang des Kurfürsten Plan zuerst. Johann Kasimir von Polen und Karl Gustav, Pfalzgraf von Zweibrücken und König von Schweden, begannen im J. 1655 den Krieg über die alten Ansprüche

des Erstern auf den schwed. Thron. Für Beide war der Beitritt Friedrich Wilhelm's in P. wichtig. Dieser wendete sich zuerst auf die Seite des Königs von Schweden und erlangte von ihm für seine Hülfleistung in der Schlacht bei Warschau im Vertrage zu Labiau, am 10. Nov. 1656, die Souverainetät über Ostpreußen und Ermland. Als aber Karl Gustav im nächsten Jahre den Krieg nach Dänemark versetzte, solchergestalt seinen Verbündeten dem Angriffe Polens bloßstellte und immer mehr Feinde gegen Schweden sich erhoben, schloß Friedrich Wilhelm mit Polen einen Frieden, behauptete auch gegen dieses in dem Tractat zu Welau, am 19. Sept. 1657, die Souverainetät in P. und erhielt für Ermland die neuerworbenen poln. Starosteien Lauenburg und Bütow und die Aussicht auf den Besitz der Starostei Draheim und der Stadt Elbing. Zugleich verband sich Friedrich Wilhelm zu seiner Sicherstellung mit Dänemark und Kaiser Leopold I. von Östreich und kämpfte nicht nur im Vereine mit den Dänen in Holstein, sondern auch in Pommern und Kurland siegreich gegen die Schweden. Hierdurch gelang es ihm, im Frieden von Oliva, 1660, die Bestätigung der Bedingungen des Vertrags von Welau, namentlich die Anerkennung der Souverainetät P.s von Seiten der Krone Schwedens, zu erlangen. Von diesem Augenblicke an war die Unabhängigkeit P.s für immer festgestellt. Die Schweden, welche, von den Franzosen aufgereizt, im J. 1674 noch einmal in Brandenburg einfielen, um den Kurfürsten von dem Reichskriege gegen Frankreich abzuziehen, wurden durch die entscheidende Schlacht bei Fehrbellin, 1675, und die nachfolgenden siegreichen Kämpfe der brandenburg. Truppen in Pommern und P. in die äußerste Defensive zurückgedrängt; ein nach Kleve vordringendes franz. Heer nöthigte jedoch den Kurfürsten zum Beitritt zu dem Frieden von Saint-Germain en Laye, 1679, in welchem Brandenburg einen kleinen Landstrich in Pommern, Schwedens Verzichtleistung auf den bisherigen Antheil an den Zöllen in Hinterpommern und einen Ersatz der Kriegsschäden, von Frankreich 300000 Kronen und von Schweden 50000 Thlr. gewann. Die nächsten Jahre seiner Regierungszeit benutzte der Kurfürst zur Emporbringung der Cultur seines Landes durch Unterstützung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, durch Herbeiziehung fremder Colonisten (der Refugiés), durch Beförderung der Wissenschaften und mancherlei nützliche, großartige Anlagen (den Friedrich-Wilhelm's-Kanal), sodaß er bei seinem Tode einen im Auslande geachteten, im Innern wohlorganisirten und aufblühenden Staat hinterließ. Unter ihm hatte P. die Souverainetät und dadurch eine feste Stellung in der Reihe der europ. Mächte gewonnen, der Umfang des Landes war auf 2000 □M., und eine Bevölkerung von 1½ Mill. E. gestiegen, zu deren Vertheidigung bei einem gefüllten Staatsschatze ein Heer von 38000 M. bereit stand. Ihm folgte sein Sohn Friedrich III., 1688—1713. Obgleich an Geist und Charakter seinem großen Vater nicht zu vergleichen, hat doch Friedrich III. durch den einzigen von ihm gefaßten, wenn auch ursprünglich aus Eitelkeit und Liebe zu äußerm Glanze hervorgegangenen Gedanken, sein Haupt mit einer Königskrone zu schmücken, die künftige Erhebung des preuß. Staats nicht wenig gefördert. Denn durch die Anerkennung der königlichen Würde von Seiten der übrigen europ. Staaten wurde es gewissermaßen öffentlich ausgesprochen und sanctionirt, daß die Stufe der Macht und des Ansehens, welche der große Kurfürst sich errungen hatte, nicht mehr nur die eines deutschen Reichsfürsten, sondern die eines wichtigen und bedeutenden Mitgliedes der Gesammtheit der europ. Herrscher sei. Dabei war es ein wohlüberlegtes Verfahren, daß Friedrich die Königswürde von dem Herzogthum P. annahm, weil er davon schon als souverainer Herr anerkannt war und weil sein Reichsverhältniß dadurch unverändert blieb. Nach wiederholten Unterhandlungen und vielfachen Aufopferungen erhielt endlich Friedrich III. vom deutschen Kaiser die Einwilligung zu seiner Erhebung und setzte sich am 18. Jan. 1701 zu Königsberg als König von P. unter dem Namen Friedrich I. (s. d.) die Krone aufs Haupt. Übrigens blieb Friedrich für Erweiterung der äußern Macht seines Staats nicht unthätig. Nicht nur daß er durch Truppensendungen an allen wichtigen Kriegen seiner Zeit Antheil nahm, um sich in der Achtung der europ. Mächte zu befestigen, er erwarb auch durch Erbschaft das Fürstenthum Meurs und die Grafschaft Lingen, sowie das Fürstenthum Neuenburg mit Valengin und durch Kauf die Grafschaft Tecklenburg, die Schutzgerechtigkeit über das Stift Quedlinburg und die freie Reichsstadt Nordhausen und durch einen mit den letzten Besitzern abgeschlossenen Vertrag den Anfall der Grafschaft Limburg. An Friedrich Wil-

helm I. (s. d.), 1713—40, erhielt P. einen Ordner und Schirmer, der dem jungen Königsstaate erst die eigentliche feste Grundlage gab, die allen spätern Stürmen und Erschütterungen trotzte und es Friedrich Wilhelm's Nachfolgern möglich machte, das Gebäude zu der jetzigen Höhe hinaufzuführen. Ein Feind alles äußern Pompes und Gepränges, dessen Erhaltung dem Lande unter der Regierung seines Vaters so bedeutende Summen gekostet hatte, führte er die Einfachheit der Lebensweise, die er selbst liebte, an seinem Hofe, die wohlberechnete Sparsamkeit, mit welcher er seinen Privathaushalt geordnet hatte, in der Verwaltung des Landes ein, und gewann so hinreichende Geldmittel, um durch Unterhaltung eines bedeutenden Heers sich zu einer achtunggebietenden Macht in Europa zu erheben. Den Krieg selbst vermied Friedrich Wilhelm, wo er nur konnte, und nur gegen Schweden sah er fast wider seinen Willen in den letzten Jahren des nord. Kriegs sich genöthigt, als Mitkämpfer aufzutreten, was für ihn im Frieden 1720 die Erwerbung Stettins, sowie des Theils von Vorpommern zwischen der Oder und Peene zur Folge hatte. Dafür war er bemüht, auf alle Art die Wohlhabenheit seiner Unterthanen zu heben; sechs Mill. verwendete er auf Verbesserung seiner Länder, ebenso viel auf die Wiederbevölkerung Lithauens und P.s, für fünf Mill. kaufte er neue Krongüter, für zwei Mill. Landgüter für seine jüngern Söhne, für 1½ Mill. Silbergeräth, und dieses Alles bestritt er mit einer jährlichen Einnahme von 7,371707 Thlr., von denen allein 5,977407 Thlr. durch die Unterhaltung des Heers verzehrt wurden. So hinterließ er seinem Sohne Friedrich II. den zu 2275 □M. mit 2⅓ Mill. E. angewachsenen Staat in trefflicher Ordnung mit einem Schatze von 8,700000 Thlr. und einem wohldisciplinirten Kriegsheer.

Friedrich II. oder der Große (s. d.), 1740—86, benutzte trefflichst die ihm vom Vater hinterlassene Macht und erhob sich und seinen Staat auf dieser Grundlage zu einer der ersten politischen Mächte Europas. Sein Regierungsantritt fiel gerade in die Zeit, als nach dem Erlöschen des östr. Mannsstammes die ungetheilte Fortdauer der östr. Monarchie, mit ihr der Bestand der bisherigen wechselseitigen Machtverhältnisse der europ. Staaten in Frage stand, und Friedrich begriff sofort, daß ein ruhiges Zusehen bei diesen Verwickelungen dem Aufstreben seiner Monarchie nur Hinderung, wenn nicht vielleicht gar Zertrümmerung bringen konnte. Nur durch thätiges Miteingreifen in die Weltverhältnisse durfte er auf Sicherung des Erworbenen und auf dessen Vermehrung rechnen. Als daher Östreich den ihm angebotenen Beistand P.s ausschlug, griff Friedrich sofort zu den Waffen und setzte sich durch den ersten schles. Krieg, 1741—42, in den Besitz Schlesiens, indem er auf verschiedene Landschaften dieser Provinz von seinen Vorfahren Ansprüche, wenn auch zweifelhafte, ererbt hatte. Zugleich aber zeigte sich schon hier sein Plan, P.s Macht so zu stärken, daß es eine eigene preuß. Politik behaupten konnte; denn er ließ sich keineswegs von den gegen Östreich verbündeten Staaten leiten, sondern bestimmte, den eigenen und Deutschlands Vortheil im Auge haltend, seine Stellung zu Östreich selbst. Der zweite schles. Krieg, 1744—45, sicherte vorläufig die neue Erwerbung wie des jungen Königs Bedeutsamkeit in den allgemeinen politischen Verhältnissen Europas. Aber Östreich konnte nicht so schnell verschmerzen, daß ihm von dieser früher so wenig gefürchteten Macht eine seiner reichsten Provinzen mit den Waffen entrissen war, daß P. sich ihm in den deutschen Verhältnissen als einen mächtigen Gegner und Rival entgegenstellte, an denen sich alle kleinern protestantischen Staaten, als deren Haupt und Schützer Brandenburg schon seit dem westfäl. Frieden galt, anschlossen, und der solchergestalt ein Nachbar geworden war, den man bei jeder europ. politischen Verwickelung zu fürchten hatte. Indem nun auch die übrigen großen Mächte Europas, Frankreich und Rußland, das Emporstreben und die Geltung des jugendlichen Staats mit Eifersucht betrachteten, indem zumal in Frankreich sich eine katholische Richtung damals erhob, führte dies zu einer Coalition mit Östreich, um den alten unbequemen Feind in die Schranken seiner frühern Verhältnisse zurückzuweisen. Fast ganz Europa, mit Ausnahme Englands, verbündete sich gegen P., auf dessen Demüthigung selbst Schweden neue Hoffnungen der Größe baute. Aber der König und sein Staat gingen aus der Feuertaufe des Siebenjährigen Kriegs (s. d.), 1756—63, glänzend hervor; Friedrich blieb, da mancherlei Verhältnisse zu seinen Gunsten wirkten, unbesiegt, und so hatte dieser Kampf nur gedient, einerseits zu zeigen, daß P. nicht mehr so leicht aus der Reihe der großen Mächte Europas zu stoßen sei,

andererseits aber einen preuß. Nationalgeist hervorzurufen, die mächtigste Grundlage jedes in den Weltverhältnissen bedeutenden Staats. Diese Stellung für P. zu bewahren, war der einzige Zweck, welcher Friedrich's Politik, sowol in Bezug nach außen als im Innern, seit dem hubertusburger Frieden leitete. Er strebte Das, was er erworben, auch zu erhalten, und so trug natürlich auch sein ganzes politisches System einen im Ganzen friedlichen und erhaltenden Charakter. Gegen Östreich verharrte er in einer gespannten, wenn auch mehr aufmerksamen als feindseligen Stellung. Nur ein einziges Mal noch, als Kaiser Joseph's Plane mit Baiern den Fall der ganzen Reichsverfassung herbeizuführen drohten, griff der schon alternde König mit seltener Uneigennützigkeit zu den Waffen, und nöthigte im Frieden zu Teschen, am 13. Mai 1779, Östreich zum Aufgeben seiner Vergrößerungsprojecte. Indem aber Frankreich in dem seit dem Siebenjährigen Kriege mit Östreich eingegangenen Bunde verharrte, Englands Vereinigung mit P. dagegen sich fast ganz auflöste, sah sich Friedrich genöthigt, nach einer andern Macht sich umzusehen, auf welche er sich nöthigenfalls stützen könnte. So entstand zuerst jene Annäherung P.s an Rußland, die in der neuesten Zeit zu einer innigen Vereinigung geworden ist. Ihr opferte Friedrich, wiewol mit Widerstreben, Polen auf, bei dessen erster Theilung im J. 1772 er seinen Staat durch die Erwerbung fast ganz Westpreußens und anderer Theile bedeutend vergrößerte und arrondirte. Im Übrigen war seine Politik im Ganzen eben so friedlich als uneigennützig, namentlich in Bezug auf Deutschland, dessen kleinere Fürsten er zum Schutze der deutschen Verfassung, der Macht des östr. Hauses gegenüber, noch kurz vor seinem Tode in dem sogenannten Fürstenbunde, 1785, vereinte. Die letzte Landerwerbung, welche Friedrich 1780 machte, waren zwei Drittheile der Grafschaft Mansfeld. Mit derselben hatte sich der Staat zu einer Größe von 3112 □M. mit 6 Mill. E. vermehrt.

Die Form, unter welcher Friedrich II. den preuß. Staat regierte, war die absolut monarchische, eine Regierungsform, die im Laufe der politisch-religiösen Entwickelung seit dem 16. Jahrh. in allen Staaten mit mehr oder weniger Modificationen sich geltend gemacht hatte und für P. unter dem großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I. ein nicht unwirksames Moment zur Erhebung der Staatskräfte geworden war. Wohlthätig modificirt wurde dieselbe in den Händen Friedrich's II. dadurch, daß er, wie sein Ausspruch „Le prince est le premier serviteur de l'état" bewies, sich selbst stets dem Staate unterordnete. In diesem letztern Momente vorzüglich lag wol der Grund, daß unter seiner Regierung in P., trotz der überall unverkennbaren selbstthätigen Einwirkung seines unumschränkten Herrscherwillens, dennoch ein sehr frisches und geistiges Leben und der Keim zu einem Nationalgeiste sich entwickelte, den man anderwärts in Deutschland damals vergeblich suchte. Unter dem Einflusse dieses Geistes erstarkte der Unterthan, bei dem erwachenden Bewußtsein der hohen politischen Stellung und Bedeutung P.s, zu der willigen Hingabe jedes Opfers für den Staatszweck, und durch ihn bildete sich zugleich jener ehrenwerthe preuß. Beamtengeist, der allein das mechanische Regierungssystem des Staats, wie es jener Zeit eigenthümlich war, in seinen mittlern und niedern Regionen fast unschädlich machte. Während nun auch der Anklang und die theilweise Nachahmung, welche die preuß. Administration fast in ganz Deutschland fand, vortheilhaft auf das Selbstbewußtsein der Preußen zurückwirkte, vielleicht es sogar zu sehr erhob, erwachte in ihnen wunderbar schnell eine Fähigkeit für allgemeine geistige Bildung, die von dem freisinnigen Könige auf das Beste gefördert wurde. Schon seit der Zeit des Kurfürsten Johann Sigismund war Brandenburg das Land religiöser Freiheit geworden, indem der Übertritt dieses Fürsten zur reformirten Kirche ihn nothwendig dahin führte, dieselbe Glaubensfreiheit, welche er gegen den Willen seiner Stände für sich in Anspruch genommen hatte, auch seinen Unterthanen zu gewähren. Seitdem blieb diese Glaubensfreiheit eine der Hauptzierden des preuß. Staats und ist in ihm nur selten angefochten worden. Friedrich II. ehrte sie auf das Höchste, sorgte für höhere und niedere Unterrichtsanstalten rühmlichst und gewährte seinem Volke eine Freiheit der Presse, wie sie wol nicht leicht wieder in einem monarchischen Staate stattgefunden hat. Solchergestalt schien P. zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, als die Entwickelung der Weltverhältnisse noch einmal der Erfüllung dieser Hoffnungen hemmend in den Weg trat. Friedrich's des Großen Geist hatte mehr oder weniger den Staat belebt und fast allein geleitet;

nach seinem am 17. Aug. 1786 erfolgten Tode zeigte sich sehr bald, daß er nicht mehr an der Spitze stand.

Trotz mancherlei guter Eigenschaften war Friedrich Wilhelm II. (s. d.), 1786—97, nicht fähig, weder nach außen noch nach innen hin den Staat auf der Höhe zu erhalten, auf die ihn sein großer Oheim gestellt hatte. Wenn P. auch in den holländ. Unruhen entscheidend eingriff und selbst in den türk.-östr.-russ. Verhältnissen noch gewissermaßen als geachteter und gefürchteter Schiedsrichter auftrat, so versetzte doch der durch die franz. Revolution erfolgte Umschwung der Weltverhältnisse, den Friedrich Wilhelm nicht sogleich zu begreifen und zu benutzen verstand, die Politik P.s in einen Zustand unsichern Schwankens. Um den gefahrdrohenden Bewegungen Frankreichs gegenüber festen Boden zu gewinnen, näherte sich zwar Friedrich Wilhelm II. Östreich, aber Eifersucht und Mistrauen, die, ein Erbtheil aus frühern Zeiten, beide Mächte zu keinem einträchtigen, planvollen Zusammenwirken kommen ließen, vereitelten den Zweck zweier Feldzüge gegen Frankreich, deren Ausgang vorzüglich für P. verderblich wurde. Wenn daher auch Friedrich Wilhelm II. durch den Anfall der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth 1792 und durch die beiden neuen, in den J. 1793 und 1795 vorgenommenen Theilungen Polens, wozu er durch Rußland sich gewinnen ließ, einen Länderzuwachs (Südpreußen, Neu-Ostpreußen und Neuschlesien) von etwa 2000 □M. erhielt, so war P. dadurch weder innerlich erstarkt, noch hatte es seine Achtung in der Meinung der übrigen Cabinete Europas erhöht. Seine charakterlose Politik hatte ihm die meisten europ. Großmächte entfremdet, sein Schatz war erschöpft, der Staat mit Schulden belastet, die Stimmung in den östlichen Provinzen ungünstig und abgeneigt, das geistige Leben durch hemmende Regierungsmaßregeln, wie das Religionsedict, den Censurzwang und die theologische Examinationscommission, gelähmt. Friedrich Wilhelm eilte vor seinem Tode nur noch, durch einen Separatfrieden mit Frankreich zu Basel am 5. Apr. 1795, in welchem das linke Rheinufer an Frankreich überlassen wurde, die ersten Früchte friedlicher Unterhandlungen mit dieser Republik zu ernten und seine Erwerbungen sich zu sichern, mußte jedoch bald darauf sehen, wie Östreich den gegen P.s Interesse gerichteten Vertrag zu Campo Formio 1797 mit Frankreich schloß.

Seitdem bestrebte sich P., auf einer unerschütterlichen Neutralität zu beharren, und wandte seine ganze Sorgfalt, namentlich seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. (s. d.), 1797—1840, darauf, seine innern Hülfsquellen zu vermehren und die erschöpften Finanzen wiederherzustellen. Während aber Frankreich immer siegreicher vorschritt, seine Anmaßung und Macht auf dem Continente immer weiter ausdehnte, P. andererseits, durch seine Neutralität gebunden, einzugreifen verhindert wurde, konnte es nicht anders kommen, als daß das letztere seine politische Bedeutung verlor und den franz. Gewalthabern der That, wenn auch nicht dem Namen nach, fast dienstbar wurde. Diese im Ganzen unwürdige Stellung regte, verbunden mit der Erinnerung an die Bedeutsamkeit der Monarchie unter Friedrich dem Großen, sowol am Hofe wie in der Nation die bittersten Gefühle auf, sodaß man endlich, vielfach durch Napoleon verletzt und gekränkt, seine Unabhängigkeit durch den Krieg wieder zu erringen beschloß. Doch der günstige Zeitpunkt zur Erhebung der Waffen war vorüber. Die Uneinigkeit der Feldherren, nicht die Unfähigkeit des Heers selbst, führte den Verlust der Schlacht bei Jena, am 14. Oct. 1806, herbei und mit ihm die Zertrümmerung der Monarchie. Bis an die äußersten Grenzen seines Staats zurückgedränge, schloß der König mit Napoleon den Frieden zu Tilsit, am 9. Juli 1807, durch welchen er die Hälfte seiner Staaten verlor und in die Besetzung des erhaltenen durch ein franz. Heer von 150000 M. einzuwilligen gezwungen wurde. Allgemein war der innere Grimm über diesen Ausgang des Kriegs in ganz P. verbreitet; die von der Nation geliebte, fast angebetete Königin Luise (s. d.) starb am 19. Juli 1810 aus Gram, und nur der König mit wenigen ihm zur Seite Stehenden hielt die Hoffnung auf eine dereinstige Erhebung männlich fest. In diesen Jahren der Noth erwachte die Lebenskraft des preuß. Staats von neuem. Der Minister von Stein (s. d.), nach ihm, seit dem 6. Juni 1810, der Baron von Hardenberg (s. d.) an der Spitze des Staats, leiteten mit Glück die Reorganisation desselben, welche vor Allem darauf hinausging, ein frisches Bewußtsein von dem Zusammengehören der Nation und des moralisch-politischen Werthes des Einzelnen bis in die untersten Classen zu verbreiten. Durch das

Edict vom 9. Oct. 1807 wurde ein freier Bauernstand geschaffen, durch die Städteordnung vom 19. Nov. 1808 den Communen eine freiere Bewegung in ihren eigenen Kreisen gegeben, während der General von Scharnhorst (s. d.) das Militair neu organisirte und durch die allgemeine Einübung der jungen Mannschaft, die nur kurze Zeit in bestimmten Massen zu den Fahnen einberufen und dann wieder entlassen wurde, eine Nationalbewaffnung vorbereitete. Nach sieben Jahren harten Druckes von Seiten Frankreichs erschien endlich die Zeit der Erhebung und Befreiung. Flüchtig und von Truppen entblößt kam Napoleon aus Rußland, noch jetzt den gerechten Foderungen P.s jede Gewährleistung versagend. Da hielt der König mit seinem Volke die Zeit für die Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit für günstig. Er erklärte am 16. März an Napoleon den Krieg und rief am 17. März sein Volk zum Krieg mit Gott für König und Vaterland. Nicht vergebens war dieser Ruf. Eine lebendige Begeisterung erhob sich in ganz P. für den Krieg; alle Alter, alle Stände, alle Geschlechter wetteiferten miteinander, für das Vaterland sich zu opfern. P.s Erhebung in moralischer Kraft, seine Ausdauer und Thatkraft führten vorzugsweise zur Befreiung des ganzen deutschen Vaterlands, wenn auch in ähnlichem Geiste in allen Gegenden desselben sich der Haß gegen Frankreich erhob und zu dessen Besiegung beitrug. Die Heldenschlachten der Jahre 1813 und 1814, und was damals die Völker und Fürsten geleistet, sind dem Bewußtsein unserer Zeit nicht entschwunden. Der Friede zu Paris im J. 1814 gab P. seine frühere politische Stellung unter den europ. Mächten und in Deutschland zurück, indem es zur Entschädigung für seine im tilsiter Frieden verlorenen Provinzen und seine in den Freiheitskriegen gemachten ungeheuern Anstrengungen außer den ehemals am linken Ufer der Elbe von ihm besessenen Landestheilen die größere Hälfte des Königreichs Sachsen, das Großherzogthum Posen nebst der Stadt Danzig und zu den frühern westfäl. Besitzungen mehre neue zu dem ehemaligen Westfalen gehörige, ferner das Großherzogthum Berg, das Herzogthum Jülich, den größern Theil der ehemaligen kurköln. und kurtrier. Länder, das Fürstenthum Neuenburg und Schwedisch-Pommern nebst der Insel Rügen erhielt, zugleich aber auch mit Östreich an die Spitze des am 8. Juni 1815 gegründeten deutschen Staatenbundes gestellt wurde. Indessen zwang Napoleon's Rückkehr von Elba die Fürsten Europas noch einmal zum Kriege, dessen Beendigung durch den zweiten pariser Frieden 1815 keine bedeutende Veränderung in die gegenseitige Stellung der Staaten brachte, da P. die gerechte Foderung der Rückgabe der ursprünglich deutschen, von Frankreich schon vor 1790 besessenen Landschaften, besonders Rußland und England gegenüber, nicht durchzusetzen vermochte. Eine letzte Erwerbung machte Friedrich Wilhelm III. 1834 noch an dem Fürstenthum Lichtenberg (s. d.), das als Kreis St.-Wendel mit dem Regierungsbezirk Trier vereinigt wurde.

Die hierauf folgenden Friedensjahre benutzte Friedrich Wilhelm, die Verhältnisse seiner vielgegliederten Staaten zur Einheit zu ordnen, die Verwaltung derselben neu zu organisiren, Handel und Gewerbe wieder zu beleben, Kunst und Wissenschaft zu heben und den durch die schweren Kriegszeiten tief erschütterten Wohlstand wieder zu erneuern. Mit Hinsicht auf diese Zwecke wurde zunächst der Staat 1816 behufs der Administration in Regierungsbezirke getheilt, die verwaltenden Behörden für diese, sowie die Oberpräsidentschaften eingesetzt, behufs der Gerechtigkeitspflege allenthalben Land- und Stadtgerichte und als obere Behörden derselben die Oberlandesgerichte organisirt, und in den neuen Landestheilen, mit Ausnahme einzelner Districte der Rheinprovinz, das preuß. Landrecht eingeführt. Zugleich traten neben dem neuorganisirten Staatsrath die Ministerien mit ihren verschiedenen streng abgegrenzten Geschäftskreisen in ihrer noch jetzt bestehenden Gestalt ins Leben. Eine neue, auf die Basis einer streng gehandhabten Grenzabschließung und eines Grenzzolls gegründete Steuerverfassung wurde dem Lande ertheilt, die allgemeine Militairpflichtigkeit zugleich mit einer Militairverfassung, wie sie schon im letzten Kriege vorbereitet war, eingeführt, die Finanzverwaltung und das Staatsschuldenwesen geordnet und eine Commission für die Gesetzesrevision niedergesetzt. Zur Belebung des Handels wurden Handelsverträge 1818 mit Dänemark, 1824 mit England, 1825 mit Rußland, 1827 mit Schweden und Norwegen, 1828 mit den Hansestädten geschlossen, der Elb- und Weserschiffahrtsvertrag, sowie die Rheinschiffahrtsacte in Vollziehung gesetzt und Schiffahrts- und Handelsverträge mit Mexico 1834, mit Östreich 1835, mit den Niederlanden 1837 zu Stande gebracht; zugleich

wurden zahlreiche treffliche Chausseen gebaut, die Einrichtung der Posten vervollkommnet und sogar, obgleich anfangs mit Widerstreben, ein Anfang mit dem Bau von Eisenbahnen (die ersten zwischen Berlin und Potsdam und zwischen Magdeburg und Leipzig) gemacht. Den größten Aufschwung aber erhielt der Handel durch den vom Finanzminister Maaßen zwischen P. und den meisten deutschen Staaten von 1828—34 zu Stande gebrachten allgemeinen deutschen Zollverein (s. d.), dem später 1838 die allgemeine Münzconvention und der Vertrag über ein allgemeines Zollgewicht folgte. Um den Buchhandel zu heben, wirkte P. nicht nur selbst durch energische Verordnungen in seinen Ländern gegen den Nachdruck, sondern schloß auch zu gegenseitigem Schutz mit mehren deutschen Staaten Vereine, bis es seinen unermüdlichen Verhandlungen gelang, 1836 einen gemeinschaftlichen Bundestagsbeschluß gegen den Nachdruck durchzusetzen. Auch für Gründung und Verbesserung der Schulen und höhern Lehranstalten sorgte die Regierung mit großartiger Freigebigkeit; außer der schon früher zu Berlin 1810 errichteten Universität wurde eine zweite 1818 zu Bonn gegründet, gegen 70 Gymnasien neu gestiftet, die alten verbessert, Schulseminarien und Volksschulen errichtet und die Gehalte der Lehrer, besonders der Volksschullehrer, verbessert. Mit gleich lebendiger Fürsorge suchte der König das Gedeihen des Kirchenwesens zu fördern. Für die katholische Kirche wurden in Folge des 1821 mit dem röm. Stuhle abgeschlossenen Concordats zwei Erzbisthümer und sechs Bisthümer errichtet, für bessere Ausbildung der Geistlichen gesorgt und bisher unbesetzte Stellen wieder besetzt. In der protestantischen Kirche wurden die ärmlich dotirten Stellen der Geistlichen verbessert, neue Gotteshäuser und geistliche Wohnungen gebaut und neue Kirchspiele gegründet. Die Idee jedoch, die der König bei dem 1817 eingetretenen Reformationsjubiläum zu verwirklichen suchte, die reformirte und lutherische Kirche durch eine Union in Eine, die evangelische, zu verbinden, fand, so wohlgemeint sie war, bei einzelnen Gemeinden und Geistlichen heftigen Widerspruch, besonders seit die Einführung der neuen Agende und Liturgie angeordnet wurde, und wirkte unabsichtlich mit zum entschiedenen öffentlichen Hervortreten der Sekte der Altlutheraner, sowie der Partei der Mystiker, deren Wiederunterdrückung selbst strengern Maßregeln der Regierung nicht gelingen wollte. In einen Conflict schwieriger Art kam die Regierung mit der katholischen Kirche, als der Erzbischof zu Köln, Droste-Vischering, 1836 unerwartet gegen sein früher gegebenes Versprechen, die gemischten Ehen der Protestanten und Katholiken ohne das Versprechen, die Kinder einzig in der katholischen Kirche zu erziehen, als ungesetzlich und unrechtmäßig verbot, ein Verfahren, in welchem ihm sehr bald die Bischöfe von Münster und Paderborn und der Bisthumsverweser zu Trier, sowie besonders der Erzbischof von Posen, von Dunin, folgten und welches, nächst den Aufregungen des Volks in den Ländern jener Bischöfe, lange Unterhandlungen mit dem Papste ohne Resultat zur Folge hatte. Zu verschiedenen Malen nahmen auch die Anzeichen politischer Aufregung und bürgerlicher Unzufriedenheit die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung in Anspruch. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß die Einführung der neugeschaffenen Einrichtungen, das Aufdringen vieler ungewohnter Formen, wie die der Steuer- und Militairverfassung, das Anstellen zu vieler altpreuß. Beamten, verbunden mit dem fortdauernd unbefriedigt gebliebenen Wunsche nach einer Repräsentativverfassung, die der König 1815 versprochen hatte, in mehren, namentlich den neuerworbenen Landestheilen eine ziemlich allgemeine Misstimmung gegen die Regierung erzeugte, die in manchen Provinzen durch besondere örtliche Verhältnisse noch gesteigert wurde. Dieser Geist der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden fand sehr bald auch unter der Jugend, namentlich auf den Universitäten, Eingang und trat hier in Aufwallungen unvorsichtiger Äußerungen bei den Turnvereinen, in den burschenschaftlichen Verbindungen und bei dem Wartburgfeste mit offener Sprache hervor. Der in Folge dieser Erscheinungen erregte Argwohn der Regierung eröffnete nun die Untersuchungen der demagogischen Umtriebe, erließ in Folge der Karlsbader Beschlüsse ein schärferes Censurmandat, hob die Turnanstalten auf, stellte die Universitäten unter strengere Aufsicht und errichtete, als man 1824 in dem Bunde der Jungen den Herd der Verschwörungen zu entdecken wähnte, neben der Centraluntersuchungscommission zu Mainz eine besondere für den preuß. Staat zu Köpenick. Das Resultat zeigte aber, daß man es mehr mit einem eingebildeten Phantom als mit einer

wirklichen Gefahr zu thun gehabt hatte, und der König gewann, obwol er das revolutionaire Princip allenthalben zu bekämpfen fortfuhr (Congresse zu Aachen, Troppau, Laibach, Verona), bei der nach und nach von selbst erfolgten Umstimmung des Volks und den zahlreichen Zeichen von Anhänglichkeit, die er erfuhr, so viel Vertrauen zu seinen Unterthanen wieder, daß er endlich 1824 die Provinzialständeverfassung ertheilte. Ernstere Verlegenheiten, als die demagogischen Umtriebe, bereitete Friedrich Wilhelm III. der in Folge der Julirevolution 1830 allenthalben hervorbrechende Geist der politischen Aufregung, weniger durch die hier und da im Inlande, z. B. in Aachen, Breslau und Berlin, von einigen unruhigen Köpfen versuchten Aufstände, die schnell gedämpft wurden, als durch die an der östlichen und westlichen Grenze, in Polen und Belgien, entstandenen Volksrevolutionen, wozu bald darauf an der poln.-preuß. Grenze noch das Eindringen der viele Menschen hinraffenden asiat. Cholera kam. Aber der würdigen, durch schnell gerüstete Streitkräfte imponirenden Haltung P.s gelang es, nicht nur das Weitergreifen der Aufregung in den eigenen Ländern zu hemmen, sondern auch die einzelnen Mächte zu hindern, von dem Andrange der innern Bewegungen getrieben, eine erhöhte politische Autorität sich anzumaßen und danach willkürlich ihren Besitzstand zu verändern oder ihren politischen Einfluß auszudehnen. Dieselbe Mäßigung mit Ernst gepaart bewährte Friedrich Wilhelm wie hier, so auch später bei allen die europ. Verhältnisse betreffenden politischen Streitfragen, sowie gleicherweise in den Angelegenheiten der deutschen Bundesstaaten, und indem er so jeder unzeitigen Einmischung eines fremden Staats in die innern Angelegenheiten des andern, hierin nicht unähnlich Friedrich dem Großen, stets mit consequenter Energie entgegentrat, erhielt er in seinen letzten Lebensjahren allein durch seinen festen Willen unter den schwierigsten Verhältnissen und Conflicten Europa fortdauernd den Frieden.

Friedrich Wilhelm IV. (s. d.), der 1840 seinem Vater auf dem Thron folgte, hatte theils in den noch nicht erledigten Wirren der katholischen Kirche, theils in den die Rheingrenze bedrohenden Kriegsrüstungen Frankreichs und der in Deutschland erwachten Kampflust zur Abwehr der Franzosen, sowie in dem mit dringlicher Heftigkeit hervortretenden Verlangen nach einer vollständigen Repräsentativverfassung vollständige Gelegenheit, seine Herrscherbefähigung zu zeigen. Und er zeigte sie in der That. Der drohenden Bewegung Frankreichs setzte er ruhige Energie und umsichtige Anstalten zur Gegenwehr entgegen; die katholische Sache glich er durch versöhnende Maßregeln und kluge Unterhandlungen mit Rom aus, und den Anträgen um Gewährung von Reichsständen suchte er, nächst der Verheißung einer in allmäliger Entwickelung sich heranbildenden repräsentativen Verfassung, durch die den Provinziallandtagen sogleich verstattete größere Freiheit und durch Constituirung ständischer Ausschüsse sämmtlicher Provinzen, die sich am 18. Oct. 1842 zum ersten Male in Berlin versammelten, vorläufig zu entsprechen. Um einer tiefer dringenden Spaltung der evangelischen Kirche Grenzen zu setzen, wurde auf Bitten einer zu Breslau zusammengetretenen altlutherischen Synode den Altlutheranern 1842 die Duldung ihres Gottesdienstes nach alter Weise gewährt; zugleich wurden andererseits die auf Erschütterung des positiven christlichen Elements hinzielenden Richtungen der philosophischen und theologischen Wissenschaft, z. B. in Bruno Bauer, Nauwerk u. A. mit energischen Maßregeln bekämpft. Für den Zweck, der evangelischen Kirche wieder mehr Einheit und Festigkeit zu geben, das positiv christliche Element allenthalben zu schützen und zu heben und christlich frommes Leben zu fördern, sollte eine angemessene Beschränkung der öffentlichen Lehrfreiheit, die genaue Beaufsichtigung des Religionsunterrichts auf den Schulen, die von der Regierung sichtbar begünstigte Anstellung nur frommer, dem Kirchenglauben anhängender Geistlichen, eine strengere Sonntagsfeier, ein neues, die Trennung der Ehen erschwerendes Ehescheidungsgesetz, das jedoch nicht durchging, und beschränkende Verbote der Bordelle dienen. Doch fanden diese Maßregeln in ihrer Ausführung vielfache Hinderung, zum Theil heftigen Widerspruch und hatten als Gegenwirkung laute Klagen und Beschwerden einzelner Städte und Gemeinden beim Könige und das Entstehen der Protestantischen Freunde (s. d.) und der freien Gemeinde in Königsberg unter Rupp zur Folge. Mit bereitwilligerer dankbarerer Anerkennung wurde dagegen die Errichtung eines evangelischen Bisthums zu Jerusalem im J. 1841, der nach einiger Zögerung erfolgte Beitritt zur Gustav-Adolf-Stiftung (s. d.), an deren Spitze der König

1844 als Protector sich stellte, sowie die 1846 zur Feststellung einer allgemeinen, dem jetzigen Standpunkte der theologischen Wissenschaft und den christlich-religiösen Bedürfnissen entsprechenden evangelischen Kirchenverfassung in Berlin versammelte geistliche Generalsynode aufgenommen. Neben den Kämpfen, in welchen die evangelische Kirche sich bewegte, blieb auch die katholische nicht ohne Bewegung. Die mit pomphaftem Aufsehen vom Bischof Arnoldi zu Trier zur Verehrung der Gläubigen veranstaltete Ausstellung des heiligen Rocks Christi veranlaßte den schles. Kaplan Ronge zu einer polemischen Erklärung gegen diese Verehrung und gegen die Reliquien überhaupt und hatte, nach einem lebhaft von den entgegengesetzten Parteien geführten Streite, den Abfall einer Menge katholischer Laien und Priester, worunter namentlich Czerski, Theinert u. A., und die Entstehung vieler deutschkatholischer Gemeinden, zuerst in Schlesien und Posen und nach und nach in allen Provinzen P.s, zur Folge. (S. Reformation.) Die Regierung suchte zwar die politisch-rechtlichen Verhältnisse dieser Gemeinde alsbald zu ordnen, fand aber außer der durch das Concordat ihr vorgeschriebenen Stellung zur katholischen Kirche hierbei um so mehr Schwierigkeiten, als sie bei den von ihr angenommenen, die positiven Kirchensatzungen allenthalben schützenden Grundsätzen nicht den Schein der Begünstigung einer so freien, von den Kirchensymbolen unabhängigen Lehre geben wollte, zu der sich auch eine große Anzahl Protestanten hindrängte. Abwechselnd mit den kirchlichen Unruhen beschäftigte die Regierung auch die hier und da hervortretende politische Aufregung. Friedrich Wilhelm IV. hatte bei seinem Regierungsantritt die wegen demagogischer Verbindungen Verhafteten begnadigt, die Flüchtigen amnestirt, würdigen, ohne Schuld zurückgesetzten Männern, wie von Boyen, Professor Arndt und Jahn, sein Vertrauen zu erkennen gegeben und namentlich auch der Presse größere Freiheit gestattet, aber der schrankenlose Gebrauch, den Einzelne von dieser Freiheit machten, versetzte ihn bald in die Nothwendigkeit, die Zügel wieder straffer anzuziehen. Es wurden daher die Censoren wieder strenger instruirt, auswärtige Zeitschriften verboten, den inländischen die Concession entzogen, einzelne Schriftsteller, wie Jacobi, Hoffmann von Fallersleben u. A., zur Verantwortung gezogen, dagegen aber auch die über 20 Bogen umfassenden Schriften von der Censur befreit und ein aus Juristen und wissenschaftlichen Notabilitäten zusammengesetztes Obercensurgericht errichtet. Mehre zu Danzig, Breslau, Düsseldorf, Thorn im J. 1844 vorgefallene Aufstände hatten vorzüglich im Pauperismus, die Weberunruhen zu Langenbielau und Peterswaldau in Schlesien hierin und in der Bedrückung der Fabrikanten, der neueste Aufstand in Köln im Aug. 1846 in dem zu raschen Eingreifen der Policei- und Militairbehörden ihren Grund und waren von nur vorübergehender Dauer. Auch das am 26. Juli 1844 gegen den König zu Berlin von dem mit seinem Bittgesuch um Wiederanstellung abgewiesenen Bürgermeister Tschech gerichtete Attentat stand als persönlicher Racheversuch vereinzelt da. Für die innere Verwaltung wurde Manches gethan. Die Arbeiten der Gesetzesrevision wurden eifrig fortgesetzt und namentlich ein neues Strafgesetzbuch, welches den Provinzialständen vorgelegt werden soll, berathen und die Einführung eines neuen, dem amerik. ähnlichen Gefängnißsystems unter Beirath des sachkundigen Dr. Julius (s. d.) vorbereitet, sowie die Mündlichkeit der Proceßführung in Verbindung mit beschränkter Öffentlichkeit versuchsweise zu Berlin angeordnet. Außerdem wurden zahlreiche Handelsverträge, z. B. mit den Niederlanden (1841), mit England, mit der Türkei und mit Portugal (1844), stets mit Berücksichtigung der Interessen des deutschen Zollvereins geschlossen, für den letztern Lippe-Detmold und Braunschweig gewonnen, ein Zollcongreß im J. 1841 zu Berlin abgehalten, über den Sundzoll, obwol erfolglos, unterhandelt, der Bau zahlreicher Eisenbahnen nach allen Richtungen des Landes hin genehmigt und in schnellen Angriff genommen, und der Zinsfuß der Staatsschuldscheine auf $3\frac{1}{2}$ Procent herabgesetzt. Zugleich wurden die 1819 geschlossenen Turnanstalten wieder eröffnet, das Turnen auch beim Heere wieder eingeführt und dem Heere in den Waffenröcken und Helmen eine neue Bekleidung gegeben. Seine Liebe zur Kunst und Wissenschaft zu beweisen, stiftete der König die Friedensclasse des Ordens pour le mérite für ausgezeichnete Gelehrte und Künstler des In- und Auslandes, unternahm die Vollendung des kölner Doms, begann in Berlin und in den Provinzen eine Menge Prachtbauten, ertheilte an berühmte Dichter

und Künstler Ehrengehalte und sammelte um sich die ausgezeichnetsten literarischen Notabilitäten. Mit den auswärtigen Mächten stand das Land fortgesetzt im besten Vernehmen, und nur mit Rußland trat in Folge der strengern Zollmaßregeln dieses Staats eine Zeit lang eine merkliche Spannung ein, doch blieb das persönliche Verhältniß der Regenten beider Länder dadurch unberührt. Vgl. Lancizolle, „Geschichte der Bildung des preuß. Staats" (Berl. 1828); Pölitz, „Geschichte der preuß. Monarchie" (2. Aufl. von K. Ramshorn, Lpz. 1841); desselben „Geschichte P.s" (4 Bdchn., Dresd. 1827); Leutsch, „Geschichte des preuß. Reichs von dessen Entstehen bis auf die neueste Zeit" (3 Bde., Berl. 1825); Stenzel, „Geschichte des preuß. Staats" (Bd. 1 u. 2, Hamb. 1830—37); Manso, „Geschichte des preuß. Staats vom Frieden zu Hubertusburg bis zum zweiten pariser" (3 Bde., Frankf. 1819—20; 2. Aufl. 1835); Heinel, „Geschichte des preuß. Staats und Volks", fortgesetzt von Kugler (Bd. 1—4, Danz. und Berl. 1834—44); Tetzner, „P., Geschichte seines Volks und seiner Fürsten von der frühesten bis auf die neueste Zeit" (Lpz. 1843); Ohnesorge, „Geschichte des Entwickelungsgangs der brandenburg.-preuß. Monarchie" (Lpz. 1841) und für P. insbesondere Voigt, „Geschichte P.s von der ältesten Zeit bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens" (9 Bde., Königsb. 1827—39) und Dessen „Handbuch der Geschichte P.s bis zur Zeit der Reformation" (3 Bde., Königsb. 1841—43).

Preusker (Karl Benjam.), Rentamtmann in Großenhain, ein um Volkscultur, Jugendbildung, Geschichte und Alterthumskunde vielfach verdienter Mann, geb. am 22. Sept. 1786 zu Löbau, wo sein Vater Kaufmann war, wurde, nachdem er es im Militairdienste bis zum Regiments-Quartiermeister gebracht hatte, 1824 adjungirter und 1826 wirklicher Rentamtmann in Großenhain. Hier widmete er zunächst seine Muße der vaterländischen Geschichts- und Alterthumskunde. Er brachte eine ansehnliche Sammlung german.-slaw. Alterthümer zusammen, und von seinen Schriften gehören hierher, außer mehren zerstreuten Aufsätzen, seine Schrift „Oberlausitz. Alterthümer" (Görl. 1828), die Schrift „Über Mittel und Zweck der vaterländischen Alterthumsforschung" (Lpz. 1829) und „Blicke in die vaterländische Vorzeit" (3 Bdchen, Lpz. 1841—44). Gleichzeitig war er eifrigst bemüht für Verbreitung nützlicher Kenntnisse; er war 1828 einer der Mitstifter der damaligen Schul- und jetzigen Stadtbibliothek, sowie 1829 der Sonntagsschule und 1832 des Gewerbvereins in Großenhain; auch regte er auswärts ähnliche wohlthätige Anstalten an. Für diesen Zweck schrieb er seine „Andeutungen über Sonntags- und Realschulen, Gewerbvereine u. s. w." (Lpz. 1834), die in der zweiten Auflage unter dem Titel „Bausteine" (3 Bde., Lpz. 1835) erschienen, und, als Fortsetzung derselben, die „Förderungsmittel der Volkswohlfahrt in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und Leben" (Lpz. 1836); ferner „Über Jugendbildung" (4 Hefte, Lpz. 1837—39); „Über öffentliche, Vereins- und Privatbibliotheken" (2 Hefte, Lpz. 1839—40); „Gutenberg und Franklin" (Lpz. 1840); „Die Dorfbibliothek" (Lpz. 1843) und die populaire Erzählung „Der Sophien-Dukaten oder des Tischlers Gustav Walther's Lehrjahre" (Lpz. 1845). P. ist Mitglied von mehr als 40 gelehrten und gewerblichen Vereinen Deutschlands; Großenhain erkannte seine Verdienste um die Stadt im J. 1840 durch die Ertheilung des Ehrenbürgerrechts an, und von Sachsen und Preußen wurden ihm Orden verliehen.

Prevēsa, eine ehemals stark befestigte Stadt Albaniens, auf einer Halbinsel am Meerbusen von Arta, dem Vorgebirge Actium gegenüber, hat gegen 7000 E. griech. Glaubens, die nicht unbedeutende Schiffahrt und Handel mit den Landesproducten treiben. Seit 1684 unaufhörlich ein Spielball des Waffenglücks und der Convenienzpolitik, war es namentlich seit 1797 bis zur Pacification Griechenlands der Schauplatz steten Kriegs und barbarischer Bedrückung von Seiten der Türken, die hier furchtbar hausten. In der Nähe von P. finden sich die Ruinen von Nikopolis (s. d.).

Prevorst (Die Seherin von) hieß Friederike Hauffe, geb. 1801 in dem Dorfe Prevorst bei Löwenstein im Würtembergischen, wo ihr Vater Revierförster war. Einfach erzogen, wuchs sie als lebensfrohes Kind heran; doch entwickelte sich bei ihr bald ein Ahnungsvermögen, das sich besonders in voraussagenden Träumen kund gab. Auch siderische Einflüsse wirkten auf sie sehr früh. Auf Spaziergängen wandelte sie oft plötzlich ein Wehegefühl und Frieren an, und dieses Gefühl überfiel sie auch in Kirchen, wo Gräber waren, und auf

Gottesäckern. Dazu gesellte sich an gewissen Stellen ein Sinn für Geistererscheinungen. Nach dem Wunsche ihrer Aeltern in ihrem 19. Jahre verheirathet, versank sie sehr bald in Schwermuth. Ihr neuer Aufenthaltsort Kürnbach an der Grenze Würtembergs gegen Baden, tief zwischen Bergen liegend, schien sie zum Theil feindlich ergriffen zu haben. Ein gewisser Zwang, den sie sich anthun mußte, da ihre äußere Lage sehr mit ihrem innern Zustande contrastirte, ging endlich in körperliches Leiden über. Am Tage ihrer Verheirathung war das Leichenbegängniß des von ihr hochverehrten Geistlichen gewesen; auf seinem Grabe war in ihrem Innern ein höheres Leben aufgegangen. Seit dem 14. Febr. 1822 in Folge gespenstiger Träume in ein Fieber verfallen, hatte sich ihr Gefühlsleben so gesteigert, daß sie nach den größten Entfernungen hin Alles fühlte und hörte; für siderische Einflüsse wurde sie schon so empfänglich, daß sie jeden eisernen Nagel in der Wand schmerzhaft fühlte; auch konnte sie kein Licht mehr ertragen. Um diese Zeit fühlte sie, daß sie sieben Tage lang jeden Abend um 7 Uhr ein nur von ihr gesehener Geist magnetisirte, in welchem sie ihre Großmutter erkannte. Während dieser Zeit wurden Dinge, deren längere Berührung ihr schädlich war, wie von einer unsichtbaren Hand weggenommen. Durch dieses geistige Magnetisiren in noch tiefern Schlaf gefallen, gab sie an, daß sie nur durch Magnetisiren zu erhalten sei. Seit Juni 1824 wurde sie nun einer geregelten magnetischen Behandlung unterworfen. Ahnungsvolle Träume, Divinationen und Voraussehen in Glas- und Krystallspiegeln zeugten von ihrem aufgeregten innern Leben. So sah sie z. B. in einem Glase mit Wasser, das auf dem Tische stand, Personen, die erst nach einer halben Stunde das Zimmer betraten, schon im voraus. Die fortgesetzte Behandlung wirkte indeß so wohlthätig auf sie, daß sie ihre weiblichen Geschäfte wieder verrichten konnte und zuletzt blos alle sieben Wochen magnetisch wurde. Nach ihrer zweiten Niederkunft aber, am 28. Dec. 1824, bei welcher sie künstlich entbunden werden mußte, stellte sich wieder ein verstärkter magnetischer Zustand ein. Wenn in dieser Periode ein Freund, der oft um sie war, sie mit dem Finger auf der Stirne zwischen den Augenbrauen berührte, sagte sie dem Dr. Justinus Kerner (s. d.), der sie beobachtete, jedesmal einen Spruch, der auf jenen und seinen Seelenzustand Bezug hatte. Da man auf den Gedanken kam, diese Krankheit sei durch dämonische Einflüsse erzeugt, so wendete man sich an einen als Teufelsbanner in Ruf stehenden Mann. Dieser sendete ein grünes Pulver, nach dessen Genusse die Kranke wie vom Veitstanze befallen erschien, dann in Schlaf verfiel, in welchem sie auf einmal eine Allen fremde Sprache redete, die sie ihre innere nannte. Ein Amulet, das der Teufelsbanner ihr gegeben, wollte nicht bei ihr bleiben, sondern lief einige Male ganz von freien Stücken vor mehren Anwesenden über ihre Brust und Bettdecke wie ein lebendes Wesen weiter. Folgen dieser Behandlung waren eine stete Überreizung der Magennerven, Kraftlosigkeit und Krämpfe und eine völlige Nervenzerrüttung, sodaß man nun den Dr. Kerner zu Rathe zog. Dieser rieth, die Kranke aus ihrem magnetischen Zustande hinauszuführen und rein nur mit den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln zu behandeln. Doch die Kranke verschlimmerte sich zusehends, und nachdem sie von ihren Verwandten, welche eine Ortsveränderung für heilsam erachteten, 1826 nach Weinsberg gebracht worden war, mußte auch Kerner wieder zu dem Magnetismus seine Zuflucht nehmen. Den wirklichen Verlauf dieser Behandlung erzählt Kerner in seiner Schrift „Die Seherin von P." (4. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1846). Immer höher gesteigerte magnetische Träume und vielfache Geistererscheinungen führten endlich am 5. Aug. 1829 die völlige Auflösung dieser höchst merkwürdigen Kranken herbei. In der Todesstunde sah die Schwester, ein einfaches, unbefangenes Mädchen, die auch Geister wahrnahm, eine hohe, lichte Gestalt ins Zimmer treten, und in demselben Momente that die Sterbende einen heftigen Schrei der Freude. Bei der Section der Leiche fanden sich krankhafte Veränderungen in den Unterleibsdrüsen, in der Leber und in dem Herzen. Der Schädel war bewunderungswürdig schön gebaut. Vgl. Eschenmayer, „Mysterien des innern Lebens, erläutert aus der Geschichte der Seherin von P." (Tüb. 1830). Obschon Kerner in der vorerwähnten Schrift nur reine Thatsachen erzählt zu haben versichert, so dürfte doch zu einer gründlichen Beurtheilung dieser Erscheinung wol auch die Erwägung der Vorfrage gehören, ob die Beobachter unbefangen genug gewesen seien, sich gegen Täuschungen zu bewahren. Ein Versuch aber, dieselbe zu erklären, würde zu weit führen und muß nothwendigerweise nach den Grundansichten, die Jeder zu dem Er-

klärungsversuche mitbringt, ganz verschieden ausfallen. Durch besonnene Ruhe der Untersuchung zeichnet sich unter den vielen über diesen Gegenstand erschienenen Schriften aus „Das verschleierte Bild zu Sais" (Lpz. 1830).

Prévôt d'Exiles (Ant. Franç.), franz. Schriftsteller, geb. am 1. Apr. 1697 zu Hesdin in Artois, studirte bei den Jesuiten und trat in ihren Orden, verließ aber denselben schon nach einigen Monaten und nahm als Freiwilliger Dienste. Da er sich jedoch nicht schnell genug befördert sah, kehrte er zu den Jesuiten zurück, verließ sie aber bald aufs neue, ergriff wieder die Waffen und stürzte sich in die wilden Genüsse des Lebens, bis er gesättigt und enttäuscht in den Orden der Benedictiner von Saint-Maur trat. In Saint-Germain des Prés nahm er an den gelehrten Arbeiten seiner Ordensbrüder und besonders an der Ausarbeitung der „Gallia christiana" lebhaften Antheil, der ihm indessen für die Freuden der Welt keinen vollen Ersatz zu bieten schien. Er verließ deshalb sein Kloster und ging nach Holland, wo er sich durch seine Feder zu erhalten anfing. Hier gab er seine „Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde" (8 Bde.) heraus, die zwar etwas breit sind, aber ihrem Verfasser wegen ihrer stilistischen Vorzüge Ehre und Geld verschafften. Nachdem er sich einige Zeit in England aufgehalten hatte, erhielt er Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Er kam 1734 nach Paris und lebte unter dem Schutze des Prinzen Conti, der ihn zu seinem Almosenier und Secretair ernannte. Eine literarische Unvorsichtigkeit nöthigte ihn noch einmal, sich auf eine kurze Zeit nach Brüssel zu begeben, was den Kanzler D'Aguesseau indeß nicht abhielt, ihn, als er zurückgekehrt war, mit der Bearbeitung der nach engl. Hülfsquellen angefertigten „Histoire générale des voyages" zu beauftragen. Alles schien ihm ein zufriedenes Alter zu verheißen, als er am 23. Nov. 1763, auf dem Rückwege von Chantilly, vom Schlage getroffen, von den Landleuten gefunden und zu einem Pfarrer gebracht wurde. Er schien ohne Leben, und ein herbeigerufener Chirurg hatte bereits die gerichtliche Öffnung angefangen, als der Unglückliche die Augen aufschlug, aber nur um zu sehen, auf welche schreckliche Weise er sein Leben verliere, denn keine Rettung war mehr möglich. P. arbeitete mit unglaublicher Leichtigkeit und hatte ein so glückliches Gedächtniß, daß er versicherte, etwas Gelerntes nie wieder vergessen zu haben. In seiner „Histoire de M. Cleveland" (6 Bde., Utr. 1732; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1832) zeigte er sein Talent in fürchterlichen Schilderungen. Der einzige von seinen Romanen, der seinem Namen noch jetzt einen guten Klang gibt, ist die „Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut" (2 Bde., Par. 1733 und neuerdings sehr oft), welche neben etwas weichlicher Empfindsamkeit theilweise eine gewisse Festigkeit der Charakterzeichnung bietet. Wie in seinen meisten Dichtungen waren auch hier die Engländer seine Vorbilder, deren „Clarisse" und „Grandison" er auch ins Französische übersetzte. „Oeuvres choisies" von ihm erschienen in 39 Bänden (Par. 1783 und 1811).

Prévôtalgerichte waren in der alten Verfassung Frankreichs Gerichtshöfe, die ursprünglich einen policeilichen Charakter trugen und irgend eine Specialjustiz mit summarischem Verfahren übten. Das Wort prévôt, Profoß, Propst, ist aus dem lat. praepositus, d. i. Vorgesetzter, entsprungen. Der Grand-prévôt de la connétablie, welcher letztere Würde überdauerte, übte mit seinen Lieutenants die Policei in der Armee, mit Ausnahme der königlichen Garden, die unter einem Prévôt des bandes standen. Der von Philipp V. eingesetzte Prévôt de l'hôtel richtete in allen Policei- und Criminalfällen, die im Bereiche des Hofes vorkamen, und hieß seit Karl VII. Grand-prévôt de France. Er hatte ein Militaircorps zur Unterstützung, das in der Revolution in die Gendarmerie verwandelt wurde. Der Grand-prévôt de l'armée, welchen Napoleon einführte, besaß zugleich fast die ganze Gewalt des alten Prévôt de France. Der Prévôt de Paris war eigentlich der Präsident des Stadt- und Landgerichts der Vicegrafschaft Paris und als solcher auch Kreishauptmann der Ritterschaft und Schirmvogt der Universität. Er galt nach dem Könige und den Parlamentsräthen als der Höchste in der Stadt; sein Gerichtshof hieß Châtelet (s. d.); einer seiner Beamten war der Lieutenant général de la police, der allmälig zum Policeiminister stieg und seit Ludwig XIV. eine schrankenlose Gewalt besaß. Der Prévôt des marchands war das Haupt der Kaufmannscorporation und zugleich erster Municipalbeamter von Paris; er versah im Ganzen die Functionen des heutigen Maire (s. d.). Außer der Hauptstadt besaß

nur Lyon einen solchen Prévôt. Auch die Corporation der Wundärzte hatte einen Prévôt; desgleichen führten diesen Namen mehre Vorsteher geistlicher Stifter. (S. Propst.) Diese sämmtlichen Würden sind indessen nicht zu verwechseln mit den Prévôts des maréchaux, welche an der Spitze eines Gerichts (Cour prévôtale) standen und eigentlich nur die außerordentliche Policeijustiz in den Provinzen handhabten. Sie wachten über den Landfrieden und pflogen über Landstreicher, Räuber, Zigeuner und in Fällen öffentlicher Ruhestörung eine schnelle Justiz. Adelige und die meisten Staatsbeamten waren ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterworfen. Diese Prévôts besaßen keine gelehrten Rechtskenntnisse und schalteten als die Ausflüsse einer wilden, ordnungslosen Zeit oft mit solcher Willkür, daß ihnen schon der Kanzler L'Hopital engere Schranken anwies. In der Revolution wurden die Prévôtalhöfe, deren sich auch zuweilen die Könige in außerordentlichen Fällen misbräuchlich bedienten, aufgehoben. Napoleon stellte jedoch die Prévôtalhöfe in ihrer Eigenschaft als Specialgerichtshöfe wieder her. Der Anfang mit dieser Ausnahmenjustiz geschah schon im J. 1800; die Criminalordnung von 1808 bestätigte und erweiterte dieselbe. In den Specialgerichten sollte der Präsident des Assisengerichts mit vier Räthen und drei Militairpersonen über Landstreicher, dann aber auch in Fällen der Rebellion, des bewaffneten Schleichhandels, der Falschmünzerei und über Mordbrennerbanden ohne Geschworene und mit sehr abgekürzten Formen zu Gericht sitzen. Ein Decret vom 6. Apr. 1809 unterwarf der Procedur auch Diejenigen, welche seit dem 1. Sept. 1804 gegen den Kaiser die Waffen geführt hatten. Durch ein Gesetz vom 3. März 1810 über die Staatsgefängnisse ließ sich Napoleon auch das Recht beilegen, gefährliche Menschen ohne Urtheil in acht Staatsgefängnissen zurückzuhalten. Nach einem Gesetz vom 20. Apr. wurden ferner in den Departements, wo sich Verbrecher gewisser Art häuften, außerordentliche Specialhöfe errichtet, welche die Regierung mit acht Mitgliedern des Appellationsgerichts auf ein Jahr besetzte. Endlich ordnete ein Decret vom 18. Oct. in 36 Städten Douanengerichte gegen den Schleichhandel, und in acht Städten Appellationsgerichte (Cours prévôtales des douanes) an, welche letztere acht Mitglieder und einen Grand-prévôt zum Präsidenten hatten. Alle diese außerordentlichen Gerichte, die ohne Geschworene urtheilten, und zu denen noch die Militaircommissionen kamen, wurden durch Art. 63 der Charte Ludwig's XVIII. aufgehoben, dagegen die Einrichtung von Prévôtalgerichten im frühern Sinne auf den Fall der Nothwendigkeit vorbehalten. Diese Clausel benutzten nach der zweiten Restauration die Ultraroyalisten, um unter dem Namen von Prévôtalhöfen förmliche Specialgerichte einzuführen, welche die Bürger den Geschworenengerichten entzogen und unter dem Einflusse des Hofes eine schnelle Justiz gegen politische Verbrechen, darunter auch gegen Beleidigungen der königlichen Familie u. s. w., übten. Nach dem Gesetz vom 20. Dec. 1815 traten in allen Departements Cours prévôtales ins Leben, die aus vier Mitgliedern des Kreisgerichts, einem Präsidenten und einem Militairoffizier als Prévôt zusammengesetzt waren. Die Appellation von diesen Gerichten, die vorerst drei Jahre bestehen sollten, war unmöglich, oder konnte doch durch Kunstgriffe unmöglich gemacht werden, weil das Urtheil binnen 24 Stunden vollzogen werden mußte. Zu welchen Racheäußerungen eine solche Justiz gerade damals, im Gewühle, in der Verwirrung und der Leidenschaft der Parteien, führte, läßt sich leicht denken. Deshalb wurden auch die Prévôtalhöfe 1818 nicht erneuert.

Priämel ist der Name einer Art kürzerer volksmäßiger gnomischer Dichtungen, die in Deutschland mindestens vom 12. Jahrh. an, wo sich bereits bei dem Meistersänger Spervogel ein Beispiel findet, bis in das 16. Jahrh. üblich, und namentlich im 14. und 15. Jahrh. sehr beliebt war. Die eigenthümliche Form dieser Reimsprüche besteht darin, daß nach der Aufführung einer Reihe von Vordersätzen oder Subjecten ein zu ihnen insgesammt gehöriger kurzgefaßter Nachsatz oder Prädicat eintritt, mit dem der Spruch wie mit einer epigrammatischen Spitze schließt. So z. B. „Wenn man einen Einfältigen betreugt, Und man auf einen Frommen leugt, Und Feindschaft zwischen Ehleuten macht: der Dreyer Arbeit der Teufel lacht"; und „Ein junge Maid ohn Lieb, Und ein großer Jahrmarkt ohn Dieb, Und ein alter Jud ohn Gut, Und ein junger Mann ohn Mut, Und ein alte Scheur ohn Mäus, Und ein alter Pelz ohn Läus, Und ein alter Bock ohn Bart: das ist alles widernatürlich Art." Der Name ist wahrscheinlich aus Präambel (praeambulum) entstellt, indem

die Vordersätze als ein solches Vorspiel zu der plötzlichen Auflösung gelten. Eine große Anzahl späterer Priameln stehen in Eschenburg's „Denkmälern" (Brem. 1799).

Priämos, der Sohn des Laomedon (s. d.) und der Strymo oder Plakia, König von Ilios oder Troja, hieß früher Podarkes, d. i. der Schnellfüßige, und bekam den andern Namen erst später, als ihn, der allein von den Söhnen des Laomedon übrig geblieben war, seine Schwester Hesione vom Herakles loskaufte. Aus der Zeit vor dem trojan. Kriege, der erst in seinem hohen Alter ausbrach, wissen wir wenig von ihm. Nur Das berichtet Homer, daß er mit den Phrygiern gegen die Amazonen gezogen sei. Vermählt soll er zuerst gewesen sein mit Arisbe, der Tochter des Merops, mit der er den Äsakos zeugte. Seine zweite Gemahlin war Hekabe (s. Hecuba), und von dieser war er Vater des Hektor, Paris, Deiphobos, Helenos, Pammon, Polites, Antiphos, Hipponoos, Polydoros, Troïlos, der Kreüsa, Laodike, Polyxena und Kassandra. Außerdem hatte er noch mehre Kinder von andern Weibern, nach Homer im Ganzen 50 Söhne, von denen 19 von der Hekabe waren. Am Kampfe zur Vertheidigung Trojas nahm er seines Alters wegen nicht Theil. Von seinem Tode findet sich bei Homer nichts. Nach den spätern Dichtern waffnet er sich nach Erstürmung der Stadt und will sich in die Feinde stürzen, um den Tod zu finden, aber auf Bitten der Hekabe flüchtet er sich mit ihr und seinen Töchtern an den Altar des Zeus Herkeios. Als er hier seinen Sohn Polites durch Pyrrhos fallen sieht, entsendet er sein Geschoß gegen diesen, findet aber hierbei seinen Tod durch denselben.

Priapeïa, auch Poetarum veterum in Priapum lusus, nennt man eine Sammlung epigrammatischer Gedichte, die, an den Priapos (s. d.) gerichtet, vielen Witz und ziemliche Gewandtheit in der Form verrathen, zum Theil aber auch eine schlüpfrige Darstellung und obscöne Anspielungen nicht verschmähen. Sie stammen übrigens nicht von einem Verfasser, sondern von mehren aus verschiedenen Zeiten, und vielleicht haben selbst Ovid, Virgil und Catull Antheil an diesen Kindern einer muthwilligen Laune. Am besten wurden sie herausgegeben in der lat. Anthologie von Burmann und von Meyer (s. Anthologie) und einzeln von Scioppius (Frankf. 1606) und von Lindenbrog mit Scaliger's Anmerkungen (Padua 1664).

Priäpos, der Sohn des Dionysos, oder Adonis, oder Hermes und der Aphrodite, oder Chione, war durch Einwirkung der Here so häßlich und mit so großem Schamglied zur Welt gekommen, daß ihn seine Mutter gleich nach der Geburt von sich stieß. In der ältern Zeit erscheint er nirgend, sondern erst in der spätern. Zuerst wurde er in Lampsakos am Hellespont als Feldgott verehrt. Überhaupt ist er der Gott der ländlichen Fruchtbarkeit, und unter seiner Obhut stehen die Ziegen- und Schafheerden, die Bienenzucht, Wein- und Gartenbau und selbst die Fischerei. Die Orphiker identificirten ihn, weil er mit andern Göttern der Fruchtbarkeit Vieles gemein hatte, mit ihrem mystischen Dionysos, Hermes, der Sonne u. s. w. Sein Cultus, dem jedenfalls der ind. Lingamdienst zu Grunde lag (s. Lingam), war in den nächsten Jahrhunderten vor und nach Chr. sehr verbreitet. Geopfert wurden ihm die Erstlinge des Feldes, Weinbergs und Gartens, Milch, Honig, Kuchen, Böcke, Esel und von den Fischern auch Hummer. Dargestellt wurde er gewöhnlich hermenartig, mit großem Zeugungsgliede, mit Früchten im Gewande und mit einer Hippe in der Hand. Diese Hermen, die erst unter dem Phallus (s. d.) anfingen, waren in der Regel mit Mennig angestrichen.

Priegnitz oder Vormark hieß derjenige Theil der ehemaligen Kurmark Brandenburg, welcher von Hannover, Mecklenburg, der Mittelmark, dem Herzogthum Magdeburg und der Altmark begrenzt wurde und auf 57 □M. etwa 100000 E. zählte. Sie hat flachen, sandigen Boden, wird an ihrer Südwestgrenze von der Elbe und Havel berührt und von den Flüssen Dosse, Stepenitz, Elde und Lökenitz durchflossen. Sie bildet gegenwärtig den ostpriegnitzischen und den westpriegnitzischen Kreis mit den Hauptstädten Perleberg und Kyritz, die zum Regierungsbezirk Potsdam gehören. Die alte Hauptstadt der P. war Perleberg; außerdem liegen in ihr die Städte Kyritz, Lenzen, Havelberg, Wittstock und Pritzwalk.

Priester heißen die durch Wahl oder Geburt berufenen Pfleger der Religion und Verwalter des Cultus. Wo der Staat aus dem Familienbande hervorging, blieb die königliche Gewalt lange mit der priesterlichen Würde verbunden. (S. Melchisedek.) Dagegen trennte sich die erstere von der letztern in den Staaten des Alterthums, die dem Glücke

und der Übergewalt einzelner Helden oder Horden ihr Dasein verdankten, und neben der Macht der Fürsten bildete sich ein bald durch Wahl und Beruf, bald durch erbliche Geschlechtsfolge fortgepflanzter geschlossener Priesterstand, dem höhere Weisheit und geheimnißvolle Gemeinschaft mit den Göttern, weshalb man die Priester auch als Zauberer und Ärzte ehrte, die Gemüther unterwarf. So zeigten sich bei den Ägyptern, Griechen und Römern die Priester auch als Rathgeber und, als aus dem Glauben an die alten Götter ein politisches Gaukelspiel geworden war, als Helfer der Regierungen. Ihr ursprüngliches Geschäft aber war, das Göttliche durch Deutung der Symbole und Bilder zur Anschauung der Menschen zu bringen und die nationelle Verehrung der Götter durch Opfer, Gebete und Aufzüge (s. Mysterien) auszudrücken. Als jedoch die mythischen Religionssysteme sich abschlossen, und als Dichter, Redner und Philosophen sich des religiösen Lehrstoffs bemächtigten, blieb den Priestern nur die Handhabung der heiligen Gebräuche. Auf diesen Standpunkt setzte sie auch der Mosaismus, der zwar große Gewalt in ihre Hände legte (s. Hoher Priester), das Amt des Geistes aber doch den Propheten vorbehielt. Daher versank Aaron's Nachkommenschaft, in der die Priesterwürde erblich war, unter den täglich wiederkehrenden Geschäften des Tempeldienstes in Mechanismus. Nicht besser ging es der christlichen Geistlichkeit, als sie die Strenge und Förmlichkeit des jüd. Priesterthums annahm, um von den christlichen Laien ähnliche Einkünfte, z. B. den Zehnten, zu ziehen, wie einst der Stamm Levi von den übrigen Stämmen genoß. (S. Geistlichkeit.) Dem Stifter des Christenthums und seinen Aposteln war dieses Bestreben ganz fremd gewesen. Die ersten christlichen Gemeinden hatten Lehrer, die weder bei gottesdienstlichem Gepränge wirken, noch die Gewissen beherrschen wollten. (S. Prediger.) Einige dieser Lehrer hießen Presbyter (s. d.), woraus das Wort Priester entstanden ist; die Amtsverrichtung dieser Ältesten erlaubt jedoch nicht, sie in dem jetzt gewöhnlichen Sinne Priester zu nennen. Auch kommt der Name Priester gegenwärtig nur den Geistlichen derjenigen Kirchen zu, die dafürhalten, der Geistliche sei noch auf eine andere Weise als durch Lehre und Wandel ein Vermittler der Menschen mit Gott. (S. Hierarchie.) In dieser Bedeutung nennt die katholische Kirche diejenigen Geistlichen Priester, welche das heilige Amt der Messe verwalten. Auch die lamaische und mohammedan. Religion haben in der Person des Dalai-Lama und des Khalifen Priesterreiche begründet.

Priesterweihe, s. Ordination.

Priestley (Jos.), engl. Theolog, Philosoph, Chemiker und Physiker, geb. am 13. März 1733 zu Fieldhead bei Leeds, studirte Theologie und wurde dann Prediger der Socinianer in Leeds. Als Theolog sah er sich bald in Streitigkeiten mit Reid, Beattie u. A. verwickelt, namentlich durch seine Schriften „Examination of the doctrine of common sense (Lond. 1775); „Disquisition on matter and spirit" (Lond. 1777); „The doctrine of philosophical necessity illustrated" (Lond. 1777); „History of the corruptions of christianity" (Lond. 1782) u. s. w., in denen er die Vibrationen der Gehirnnerven als die materiellen Ursachen des Empfindens und Denkens darstellte, die Kirche für eine Feindin der Wahrheit erklärte, die Lehre von der Nothwendigkeit vertheidigte u. s. w. Kein Land war für derartige Untersuchungen weniger reif als England, wo man zwar die reinchemischen oder physikalischen Arbeiten P.'s, wie seine „History and present state of electricity" (Lond. 1767); „History and present state of discoveries relating to vision, light and colours" (2 Bde., Lond. 1772; deutsch, Lpz. 1775, 4.); „Observations on different kinds of air" (Lond. 1772) u. s. w. billigte und lobte, aber Zweifel an der Religion um keinen Preis dulden wollte. Im J. 1780 ging P. nach Birmingham als Prediger einer Dissentergemeinde; doch seine Schriften und die Verdammung derselben durch die Geistlichen brachten ihn auch sehr in bösen Ruf, den er durch seine „Familiar letters addressed to the inhabitants of Birmingham in refutation of several charges" (1790) nicht zu verbessern vermochte. Zur Zeit der franz. Revolution, am Jahrestage der Zerstörung der Bastille, brach der Unwille des aufgereizten Pöbels in Birmingham dergestalt gegen ihn los, daß sein Haus nebst Bibliothek, wissenschaftlichen Werkzeugen und Sammlungen in Flammen aufging, und er selbst sich nur mit Mühe retten konnte. Drei Jahre nachher, der in England nie aufhörenden Verfolgungen müde, schiffte er sich nach

Amerika ein, wo er zuerst in Northumberland in Pennsylvanien, dann in Philadelphia wohnte. Der Präsident Jefferson bewies ihm Wohlwollen und Freundschaft. Er starb am 6. Febr. 1804. Erstaunlich ist P.'s literarische Thätigkeit; seine Schriften umfassen nicht nur die obengenannten Gebiete, sondern auch das Erziehungswesen, Rhetorik, Grammatik, Geschichte, Politik u. s. w. Die Chemie verdankt ihm eine Menge der wichtigsten Entdeckungen; in seinen theologischen Ansichten war er trotz seiner oben ausgesprochenen Meinungen ein Feind des Unglaubens, gegen den er auch in mehren Schriften, z. B. „Institutes of natural and revealed religion", kämpfte. Vgl. „Memoirs of Jos. P." (Lond. 1786).

Prießnitz (Vincenz), der Begründer der neuern Wasserheilkunde (s. d.), wurde zu Gräfenberg am 5. Oct. 1799 als der Sohn eines gewöhnlichen Landmanns geboren, erhielt in der Schule zu Freiwaldau einen seinem Stande angemessenen Unterricht und übernahm später die Bewirthschaftung seines väterlichen Gutes. Theils durch einen in der Nähe wohnenden Mann, der oft kleinere Verwundungen an sich und Andern durch Anwendung von kaltem Wasser heilte, theils durch den Erfolg dieses Verfahrens an sich selbst bei einer bedeutenden Verwundung durch den Schlag eines Pferdes auf die Heilkraft des kalten Wassers aufmerksam gemacht, ertheilte P., dem ein ungewöhnlich scharfer Verstand nicht abzusprechen ist, sehr häufig den Bewohnern der Umgegend Rathschläge, wie sie alle Übel mit kaltem Wasser bekämpfen sollten, und erlangte durch mehre überraschend glückliche Erfolge dieser Methode einen ziemlich bedeutenden Ruf unter seinen Nachbarn. Obwol einige Mal von den Behörden wegen unbefugter Praxis zur Verantwortung gezogen, wurde er doch stets durch die Einfachheit seines Mittels selbst gerechtfertigt, und nach und nach immer mehr um Rath angegangen, baute er sich durch die Modificationen, in denen er sein Mittel anwendete, sowie durch die Erfahrungen, die er dabei sammelte, eine Art System, nach welchem er die bei ihm Rath Suchenden behandelte. Endlich im J. 1826 langten auch einige Fremde in Gräfenberg (s. d.) an, welche längere oder kürzere Zeit daselbst verweilten, sodaß sich 1829 die Zahl der Badegäste schon auf 49 belief und sich bis 1837 bis auf 586 steigerte. Zwar setzte P. bis zum J. 1833 seine gewohnten ländlichen Geschäfte fort, von da an aber nahmen ihn seine ärztlichen Obliegenheiten und die Anstalten, die er für das Unterkommen und die Verpflegung der Badegäste zu treffen hatte, vollkommen in Anspruch. Namentlich hatte er später, als jährlich weit über 1000 Curgäste eintrafen und nebenbei eine ausgebreitete Correspondenz zu führen war, die genaueste Zeiteintheilung nöthig, um allen an ihn gemachten Anfoderungen zu genügen. Sehr verschieden sind die Urtheile über P.'s Charakter und sonstige geistige Eigenschaften, und bei der Neuheit des Rufes, in dem der Wasserarzt steht, und der größtentheils nicht leidenschaftslos über ihn und sein System geführten, gelehrten und ungelehrten Discussion dürfte ein unbefangenes Urtheil zu fällen eine schwer zu lösende Aufgabe sein. Von ihm selbst besitzen wir nichts Schriftliches, sowie er auch seine Correspondenz nicht selbst führt und überhaupt über sein System eine große Zurückhaltung beobachtet. Vgl. Munde, „Die Gräfenberger Wasserheilanstalt und die P.'sche Curmethode" (6. Aufl., Lpz. 1845) und Desselben „Memoiren eines Wasserarztes" (2 Bde., Dresd. 1844).

Primas, auch Metropolitan und Exarch (s. d.), wurde in der alten Kirche der Bischof der Hauptstadt einer Provinz genannt und nur in der afrik. Kirche kam diese Bezeichnung dem am längsten ordinirten Bischof der Provinz zu. Später wurde Primas der Amtstitel für die päpstlichen Vicarien. Endlich im 11. Jahrh. machten die Päpste mit Berufung auf die pseudoisidorischen Decretalen den Versuch, den angesehensten Erzbischof jedes Landes zum Primas zu erheben und ihm die übrigen unterzuordnen. Allein die Erzbischöfe erklärten sich entschieden gegen eine solche Einrichtung und so blieb die Würde des Primas ein bloser Ehrentitel, nur mit einigen Ehrenrechten, z. B. dem Vorsitze auf den Nationalconcilien, der Königskrönung u. s. w. In Spanien ist der Erzbischof von Toledo Primas, in England führt der Erzbischof von Canterbury den Titel Primas von ganz England und der von York den von England, in Ungarn ist der Erzbischof von Gran in Presburg Primas. Im deutschen Reiche war der Erzbischof von Salzburg Primas. Ein souverainer Fürst Primas wurde in Deutschland durch die Rheinbundacte geschaffen und es erhielt diesen Titel der bisherige Reichserzkanzler Karl Theodor von Dalberg (s. d.), der zugleich Erzbischof von

Regensburg war. Er wurde vom Protector des Rheinbundes ernannt und führte den Vorsitz in der Bundesversammlung zu Frankfurt am Main.

Primaticcio (Francesco), ein Meister der bologneſ. Schule, geb. 1490 zu Bologna, erhielt seine erste Bildung durch Innocenzo da Imola und hatte dann Giulio Romano zum Lehrer. Mit mehren Schülern dieses Meisters malte er nach dessen Entwürfen den Palast del Te in Mantua aus. Durch Empfehlung des Herzogs Friedrich von Mantua kam er 1531 in die Dienste des Königs Franz I. von Frankreich, der durch ihn in Italien antike Statuen aufkaufen und viele Abgüsse fertigen ließ, und ihn nachmals zu seinem ersten Hofmaler, sowie zum Abte von St.-Martin ernannte. Unter Franz II. erhielt er die Oberaufsicht über die königlichen Gebäude. Er starb 1570. Von ihm rühren nicht nur viele Stuccaturarbeiten und Frescogemälde her; auch andere Arten Malerei z. B. die Emailmalerei und die Teppichstickerei, wurden unter seinem Einflusse sehr vervollkommnet. Als Baumeister entwarf er die Grundrisse zu mehren architektonischen Denkmalen, z. B. zu den Grabmälern Franz's I. und Heinrich's II. Doch beiweitem mehr Ruhm haben ihm seine Arbeiten in Fontainebleau erworben. Ihn unterstützten dabei mehre Landsleute als Gehülfen, unter welchen Niccolo del Abbate der berühmteste war. P. gilt als das Haupt der sogenannten Schule von Fontainebleau, deren Einfluß auf die franz. Kunst insgemein zu hoch angeschlagen wird, indem sie doch nur eine ital. Colonie war und blieb und sich in der Folge wieder spurlos verlor. (S. Französische Kunst.) Sein Stil verräth den Schüler Giulio Romano's, ist aber verhältnißmäßig noch ziemlich frei von Manier.

Prime (prima) heißt in der Musik der erste Ton einer Octave. Sie wird reine Prime oder Einklang genannt, wenn man von zwei Tönen gleicher Größe redet, und große oder übermäßige Prime, wenn man von zwei auf derselben Notenstufe stehenden Tönen redet, von denen der eine durch die Vorzeichnung erhöht ist. — Die Buchdrucker nennen Prime die erste Seite eines Bogens.

Primeln ist der Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen. Die meisten Arten sind krautartig, haben meist nur Wurzelblätter, doldenförmig gestellte Blumen von gelber, rother, violetter oder blauer Farbe und gehören den gemäßigten Klimaten der alten Welt an. Als Gartenblumen sind manche sehr beliebt, wie die Aurikel (s. d.) und die seit etwa 1830 sehr verbreitete chinesische Primel (Primula sinensis); andere sind ein Schmuck der Alpen oder erfreuen im ersten Frühjahre durch zahlreiche, schwachduftende Blumen, wie das Himmelschlüsselchen (P. veris), oder finden in der Hausapotheke einige Anwendung, wie die wohlriechende Primel (P. officinalis); keine besitzt jedoch besondere medicinische Wirksamkeit.

Primitien (primitiae) hießen bei den Alten die Erstlinge der Früchte, welche irgend einer Gottheit gebracht wurden.

Primitivum (verbum primitivum) nennt man in der Grammatik ein Stamm- oder Wurzelzeitwort, wie „essen", „fragen" u. s. w., im Gegensatz zu Derivatum (s. d.) und zu den zusammengesetzten Verbis.

Primogenitur, s. Erstgeburt und Majorat.

Primzahlen, d. i. einfache Zahlen, heißen diejenigen Zahlen, in denen nur die Einheit ohne Rest aufgeht oder die sich nicht als Producte anderer ganzen Zahlen, mit Ausschließung der Einheit, betrachten lassen; z. B. 2, 3, 5, 7, 11, 13, 17, 19. Man unterscheidet zuweilen absolute und relative Primzahlen. Eine absolute Primzahl ist eine Zahl der angeführten Art. Relative Primzahlen oder Primzahlen unter sich nennt man zwei oder mehre ganze Zahlen dann, wenn sie keinen von 1 verschiedenen gemeinschaftlichen Factor haben; z. B. 4, 9, 25, 77.

Princeps, d. i. der Erste, war die gewöhnliche Benennung der röm. Kaiser, durch die ihre höchste Würde im Verhältniß zu den übrigen Bürgern ausgedrückt wurde. Anfangs und eigentlich bezeichnete sie ihn als Ersten des Senats (princeps senatus); diese Stellung, welche in der republikanischen Zeit von den Censoren Dem, den sie an die Spitze des Verzeichnisses der Senatoren setzten, verliehen wurde, mit der übrigens keine Gewalt, sondern nur hohe Ehre und das herkömmliche Recht, im Senat, wenn keine designirten Consuln da waren, zuerst um seine Meinung befragt zu werden, verbunden war, wurde im J. 28 v. Chr.

dem Octavian zuerkannt, dessen Nachfolger sich ebenfalls dazu ernennen ließen. Daraus ging von selbst die Bedeutung des Ersten im Volke überhaupt hervor, allmälig verband sich mit dieser Benennung der Begriff der höchsten Gewalt. Dem deutschen Fürst (s. d.) entsprechend, ging das Wort auch in die romanischen Sprachen (franz. prince, ital. und span. principe) über. Die Gewalten, welche der Principatus, die Würde des Princeps, in sich von Octavian her (s. Augustus) vereinigte, waren das consularische Imperium, das der Princeps hatte, er mochte nun das Consulat selbst bekleiden, oder nicht, und wodurch er stets als erster Magistrat des Staats erschien, ferner das proconsularische Imperium, welches ihm die höchste Gewalt in den Provinzen verlieh; das Imperium in dem Sinne, wie es schon dem Julius Cäsar gegeben war, vermöge dessen der Princeps als Imperator (s. d.) in dieser neuen Anwendung des Worts den Oberbefehl über das Heer, die unbedingte Criminalgerichtsbarkeit über alle Bürger und die unbeschränkte Gewalt in der Regierung des Staats überhaupt hatte; und, unabhängig von der Bekleidung des Tribunats, die tribunicische Gewalt (tribunicia potestas), welche die Unverletzlichkeit seiner Person erklärte, die Appellation an ihn wies und ihm die Macht, in alle Handlungen des Senats und der Magistrate einzugreifen, gewährte; außerdem die censorische Gewalt mit der jetzt besonders bezeichneten Sittenaufsicht und, durch die Würde des Pontifex Maximus, die oberste Leitung des Religionswesens. Diese Gewalten wurden dem Octavian und seinen nächsten Nachfolgern nacheinander durch verschiedene leges, in Gesetzesform gebrachte Senatsbeschlüsse, übertragen, den spätern Kaisern aber auf einmal durch eine lex de imperio, später auch lex regia genannt; von einer solchen de imperio Vespasiani hat sich ein Bruchstück in Rom erhalten. Als Titel des Princeps erscheinen die Benennungen Augustus, seine religiöse Weihung bezeichnend, und, von der Adoption Octavian's von Julius Cäsar her, Cäsar (daher das deutsche Kaiser, das russ. Zar). Den letztern Titel trug auch der bezeichnete Nachfolger; ebenso den eines princeps juventutis, wie in der republikanischen Zeit Derjenige, den der Censor als Ersten der Ritter bei der Musterung vorlas, genannt wurde, und daher in den neuern Sprachen die Anwendung des Worts Prinz zur Benennung der Fürstensöhne.

Princip (principium) heißt Anfang, ein Erstes, Voraussetzungsloses, von einem Andern nicht Abgeleitetes und Bedingtes. Ein Erstes würde aber nicht ein Erstes sein, wenn ihm nicht ein Zweites und Drittes folgten; daher das Wort Princip wesentlich zur Bezeichnung Dessen dient, was für ein zusammengesetztes Ganze das Erste ist. Es ist demgemäß verschiedenen Bedeutungen zugänglich. Man unterscheidet Principien des Seins und Geschehens (Realprincipien, principia essendi oder fiendi) und Erkenntnißprincipien (Idealprincipien, principia cognoscendi), indem man unter den erstern die letzten Ursachen Dessen, was ist und geschieht, unter diesen die für sich selbst gewissen Ausgangspunkte des Denkens und Erkennens versteht, die zugleich fähig sind, etwas Anderes gewiß zu machen. Die Untersuchung der erstern führt auf die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Ursachen und Wirkungen, die der letztern auf die des Verhältnisses zwischen Gründen und Folgen, und beide dürfen nicht miteinander verwechselt werden, weil wir sehr häufig nur von den Wirkungen auf die Ursachen schließen, sodaß die Erkenntniß der Realprincipien eine Erkenntnißfolge und die der Wirkungen ein Erkenntnißprincip ist. Unter den Erkenntnißprincipien unterscheidet man wieder solche, welche sich blos auf die Form der Anordnung und innern Verbindung einer Menge von Erkenntnissen beziehen (Formalprincipien) und solche, von denen der Inhalt der Erkenntniß abhängt (Materialprincipien). Die allgemeinsten Formalprincipien sind die der Logik (s. d.); hierher gehören auch die Principien der Eintheilung (s. d.); die Materialprincipien können so mannichfaltig sein, wie die Gegenstände der Erkenntniß überhaupt. Diese Unterscheidung hat z. B. die protestantische Theologie benutzt, wenn sie sagte: das Materialprincip der Dogmatik sei die heilige Schrift, das Formalprincip der Gebrauch der Vernunft. Ein anderer Unterschied ist der zwischen solchen Principien, die sich lediglich auf die Erkenntniß Dessen, was ist und geschieht, beziehen, und solchen, in denen sich eine Beurtheilung, eine Werthbestimmung ausspricht. Man bezeichnet jene gewöhnlich als theoretische, diese als praktische, und zwar deshalb, weil der Gedanke einer solchen Werthbestimmung ein Motiv für ein bestimmtes Handeln wenigstens werden kann. In diesem Sinne unterscheiden sich Principien von Maxi-

men dadurch, daß jene eine allgemeine und objective, diese nur eine subjective Bedeutung haben; daher ästhetische Principien Maximen des Künstlers, ethische Principien Maximen des Individuums werden sollen. Ob nun jede Wissenschaft ihre eigenen Principien habe, ob nur eines oder mehre, ob die besondern Principien der einzelnen Wissenschaften zuletzt auf ein einziges zurückweisen, sodaß die Ursachen der gegebenen Erscheinungswelt, die Gründe aller Erkenntnisse, die Normen alles Thuns nur aus diesem einzigen Punkte abgeleitet werden müßten, das sind Fragen, welche namentlich die philosophischen Systeme, welche ganz eigentlich die Aufgabe haben, alle Fragen zu entscheiden, die sich auf die Principien beziehen, vielfach getrennt haben und noch trennen. Gewiß aber ist, daß man jedem Systeme, welches bis jetzt versucht hat, Alles, was der Ableitung und Begründung bedürftig ist, aus einem einzigen Principe abzuleiten, Erschleichungen nachweisen kann.

Principal heißt die tiefste offene Flötenstimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil sie die Hauptstimme ist, nach deren Größe die übrigen Stimmen eingerichtet werden müssen, und Principalbaß das tiefste offene Flötenregister für das Pedal der Orgel. — Principalblasen heißt bei der Trompete, die mittlern Töne mit schmetterndem Ton mittels der Zungenschläge vortragen. — Principalstimme heißt bei Tonstücken die Hauptstimme oder die Concertstimme, Solopartie.

Principaltugenden, s. Cardinaltugenden.

Prinz, der Schwarze, s. Eduard, Prinz von Wales.

Prinz-Wales-Insel, s. Pulo Pinang.

Prinzenraub nennt man vorzugsweise das Ereigniß der Entführung der Prinzen Ernst und Albert, der beiden einzigen Söhne des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen von Sachsen, durch Kunz von Kaufungen (s. d.) aus dem Schlosse zu Altenburg, in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455. Kunz hatte dabei die Absicht, die Prinzen als Geiseln zu behalten, bis deren Vater, an den er Ansprüche zu haben glaubte, sich den von ihm gestellten Foderungen fügen würde. Zu diesem Vorhaben verband er sich mit Wilh. von Mosen, Wilh. von Schönfels und mehren andern gegen den Kurfürsten feindlich gesinnten Edelleuten; auch wußte er den Küchenjungen des Kurfürsten, Hans Schwalbe, zu gewinnen, der die erwähnte Nacht, wo sein Herr in Leipzig war und die meisten Hofleute an einem Banket in Altenburg Theil nahmen, im Schlosse aber außer der Kurfürstin und den beiden Prinzen nur wenige Personen sich befanden, als die passendste Zeit zur Ausführung des Unternehmens bezeichnete. Mittels Strickleitern, die Hans Schwalbe an einem der Fenster befestigte, gelangte Kunz nebst neun seiner kühnsten Begleiter in das Schloß, wo er als ehemaliger Schloßhauptmann alle Zimmer und Gänge kannte. Nachdem sie die Gemächer der Kurfürstin und ihrer Dienerinnen von außen verschlossen, drangen sie in das Zimmer, wo die Prinzen mit einer alten Kammerfrau schliefen. Kunz entführte den ältesten, Ernst; den jüngern, Albert, sollte Wilh. von Mosen nachbringen. Dieser aber war erwacht und hatte sich versteckt; daher kam es, daß Mosen statt seiner sich des jungen Grafen von Barby bemächtigte, der bei dem Prinzen schlief. Erst auf dem Schloßhofe wurde Kunz den Irrthum gewahr, übergab sogleich den Prinzen Ernst seinen Gefährten und holte selbst den Prinzen Albert. Unterdessen war im Schlosse Lärm geworden, und die Kurfürstin, welche aus dem Fenster Zeuge des Vorgangs gewesen und Kunz erkannt hatte, flehte um Schonung und begleitete ihre Bitten mit den größten und heiligsten Versprechungen. Doch sie fand kein Gehör. Der Verabredung gemäß trennten sich die Verschworenen, um auf verschiedenen Wegen nach Böhmen zu gehen. Kunz schlug mit dem Prinzen Albert den kürzesten Weg ein, während Schönfels und Mosen mit dem Prinzen Ernst auf Umwegen dahin zu gelangen suchten. Mit Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht von dem Raube der Prinzen; allenthalben ertönte die Sturmglocke und das ganze Land war in Bewegung. Kunz beflügelte seine Flucht; er war bereits in die Gegend von Elterlein und Grünhain gekommen und kaum noch eine Meile von seinem Ziele. Dies flößte ihm Sicherheit ein; es war Mittag vorüber; die Sonne brannte sehr heiß; der Prinz klagte, daß er vor Durst verschmachten müsse. Nachgebend hielt Kunz, der, außer seinem Knechte Schweinitz und noch einem Andern, seine übrigen Begleiter auf Kundschaft vorausgeschickt hatte, sein Roß an, und Alle stiegen ab, um einige Beeren zu pflücken. Ein Köhler, Namens Schmidt, der in der Nähe seinen

Mittagsschlaf in Gesellschaft seines Hundes hielt, erwachte vom Geräusch. Er hatte die Sturmglocken aus der Ferne gehört, und der Anblick gewappneter Männer weckte in ihm Verdacht. Er näherte sich daher mit seinem Schürbaum und fragte den Ritter, wer er sei. Während des Gesprächs verwickelte sich Kunz mit seinen Sporen in das Gestrüpp und fiel. Diesen Augenblick benutzte der Prinz, sich dem Köhler zu entdecken, welcher mit seinem Schürbaum sofort Kunzens Knechte niederschlug, Kunzen selbst festnahm und mit Hülfe herbeigerufener Köhler sich sämmtlicher Mitschuldiger bemächtigte. Die Gefangenen aber wurden dem Abte Liborius zu Grünhain übergeben, der sie hierauf an den Vogt zu Zwickau, Veit von Schönburg, auslieferte. Am folgenden Tage wurde der Prinz von den Köhlern und vielen Klosterknechten, unter Anführung Schmidt's, im Triumphe nach Altenburg geführt und der Kurfürstin übergeben, welche sogleich mit ihm und seinem Befreier zu ihrem Gemahl nach Chemnitz eilte. In seiner Erzählung des Vorfalls vor dem Kurfürsten hatte Schmidt unter Anderm gesagt, daß er den Kunz mit seinem Schürbaume weidlich getrillt habe, daher nahm der Kurfürst Gelegenheit, ihm und seiner Familie zum immerwährenden Andenken den Namen Triller beizulegen. Auf die Frage des Kurfürsten: Was er zum Lohne begehre? verlangte er weiter nichts als freies Holz zum Kohlenbrennen. Der Kurfürst gewährte ihm dieses und fügte noch ein Freigut und ein jährliches Deputat an Korn hinzu. Mosen und Schönfels waren indessen mit dem Prinzen Ernst bis in die Gegend von Hartenstein gekommen und hatten sich hier in einer Höhle an der Mulde versteckt, wo sie so lange bleiben wollten, bis das Land wieder ruhig geworden. Aus dem Gespräche einiger Holzbauern, die sie behorchten, erfuhren sie Kunzens Schicksal. Muthlos beschlossen sie, nur für ihre Rettung zu sorgen. In dieser Absicht schrieben sie an den Amtshauptmann, Friedr. von Schönburg, nach Hartenstein und erboten sich, den Prinzen auszuliefern, wenn ihnen Begnadigung zugesichert würde, im entgegengesetzten Falle drohten sie denselben zu ermorden. Schönburg willigte am 11. Juli in ihre Foderung, um den Prinzen zu retten, und schon am folgenden Tage war auch der Prinz Ernst seinen Altern wiedergegeben. Kunz wurde zu Freiberg, nach kurzem Processe, am 14. Juli mit dem Schwerte hingerichtet; Hans Schwalbe und drei der Knechte Kunzens wurden zu Zwickau geviertheilt. Vgl. Schreiter, „Geschichte des Prinzenraubes" (Lpz. 1804).

Prinzen von Geblüt heißen die entferntern Verwandten eines regierenden Königs, denen gewöhnlich das Recht der Thronfolge zusteht.

Prior heißt in den Klöstern der Nächste nach dem Abte, und wo kein Abt ist, der Vorgesetzte des Klosters. Denselben Rang hat in Nonnenklöstern die Priorin. — Priorat, im Allgemeinen das Amt eines Priors oder einer Priorin, hieß bei den Johannitern ein Provinzialbezirk, der wieder in mehre Balleien zerfiel. — Großprior heißt in den geistlichen Ritterorden der Nächste nach dem Großmeister.

Prior (Matthew), engl. Dichter, geb. 1664, erhielt durch Unterstützung des Grafen Dorset eine gelehrte Erziehung, studirte seit 1682 in Cambridge und schloß sich nachher Charl. Montague, nachmaligem Grafen Halifax, in vertrauter Freundschaft an, mit welchem gemeinschaftlich er „The country mouse and city mouse" verfaßte, eine Parodie auf Dryden's polemisches Gedicht „The hind and panther". Auf Empfehlung Dorset's wurde er den engl. Bevollmächtigten beim Congresse im Haag als Secretair mitgegeben. Seit 1697 wiederholt bei diplomatischen Geschäften als Secretair verwendet, war er längere Zeit Gesandschaftssecretair in Paris und wurde dann Unterstaatssecretair. Als die Tories das Übergewicht erhielten, trat auch P. zu ihnen über. Er wurde 1711 mit geheimen Friedensvorschlägen nach Paris geschickt, begleitete 1712 Lord Bolingbroke, als dieser zur Beilegung einiger Streitpunkte nach Paris ging, und blieb dort als Gesandter zurück, jedoch ohne den Titel zu führen, da der Herzog von Shrewsbury, der in dieser Eigenschaft dorthin kam, sich weigerte, diesen Titel mit einem Manne von so niederer Geburt zu theilen. Nach des Herzogs Abreise im J. 1713 nahm P. öffentlich den Charakter eines Gesandten an und behielt ihn bis zu der Thronbesteigung Georg's I. Unter der nun herrschenden Partei der Whigs zurückgerufen, wurde er 1715 verhaftet und wegen seines Antheils am utrechter Frieden in Anklagestand versetzt. Walpole trug sogar darauf an, ihn des Hochverraths anzuklagen, weil er mit dem franz. Bevollmächtigten geheime Zusammenkünfte gehalten habe. Von der 1717

erklärten Amnestie wurde er ausgeschlossen und erst später freigesprochen. Er starb 1721 zu Wimpole, dem Landsitze des Lords Orford, und wurde in der Westminsterabtei beerdigt. Unter seinen poetischen Werken erwähnen wir die beiden größern didaktischen Gedichte „Solomon or the vanity of the world", ernsten, und „Alma or the progress of mind" scherzhaften Inhalts. Außerdem schrieb er Oden, Lieder, Episteln, Epigramme und Erzählungen; hauptsächlich in den letztern, den dichterischen Erzählungen, war er überaus glücklich. Er besaß ungemeine Leichtigkeit und Anmuth im Versbau, Laune und Lebhaftigkeit im Erzählen, verbunden mit einer sehr gebildeten Sprache, obwol er sich vom Gemeinen nicht immer fernzuhalten strebte. Tief in das Wesen der menschlichen Charaktere und Leidenschaften einzugehen, war seine Sache nicht; er hielt sich auf der Oberfläche, spottete, ohne je bitter zu werden, und ist deshalb noch gegenwärtig ziemlich beliebt.

Priorität nennt man das Recht, vor einem Andern zu irgend einem Vortheil, einem Amte, zur Befriedigung einer Foderung zu gelangen. Die Priorität ist von besonderer Wichtigkeit im Concurse, wenn das Vermögen des Schuldners zur Bezahlung sämmtlicher Gläubiger nicht zureicht. Hier kommt es zuvörderst auf die Richtigkeit der Foderungen (Liquidität) und sodann auf die Ordnung an, in welcher die vorhandene Masse unter die Gläubiger vertheilt werden soll (Priorität); Beides wird zwischen dem einzelnen Gläubiger (Liquidanten) und der Gesammtheit der übrigen durch einen gemeinschaftlichen Anwalt (Contradictor, Curator ad lites) bei dem Liquidationsverfahren verhandelt und im Classifications- oder Locationserkenntniß zusammen entschieden. Nachher aber entstehen, wenn Einer oder der Andere sich bei diesem Erkenntnisse nicht beruhigt, abgesonderte Streitigkeiten zwischen den einzelnen Interessenten, indem z. B. ein Streit zwischen zwei Gläubigern über die Priorität oder über die Liquidität einer Foderung keinen der vorlocirten Gläubiger etwas angeht. Diese besondern Streitigkeiten werden indessen sogleich in der zweiten Instanz weiter geführt, und es ist eine wichtige Sache für sämmtliche Gläubiger, daß hier die verschiedenen Parteien richtig gestellt werden. — Auch in den Wissenschaften und Künsten spricht man von einer Priorität der Urheber neuer Ansichten und Entdeckungen.

Prisciānus, mit dem Beinamen Caesariensis, von seiner Vaterstadt Cäsarea, der ausgezeichnetste lat. Grammatiker, ein Zeitgenosse des Cassiodorus, lehrte im 6. Jahrh. n. Chr. unter Justinian zu Konstantinopel die lat. Sprache und zwar als öffentlicher Lehrer an dem kaiserlichen Hoflager. Er verfaßte unter dem Titel „Institutiones grammaticae" oder „Commentarii grammatici" das gründlichste und umfassendste Werk über die lat. Sprache in 18 Büchern, von denen die 16 ersten Bücher die einzelnen Redetheile, die zwei letzten, unter der besondern Aufschrift „De constructione libri duo", die Wortfügung oder Syntax behandeln. Außerdem besitzen wir von ihm noch sechs andere kleinere grammatische Abhandlungen und zwei hexametrische Dichtungen, „De laude imperatoris Anastasii" und eine freie Bearbeitung der „Periegesis" des Dionysius Periegetes (s. d.). Seine Werke wurden nach der ersten Ausgabe (Ven. 1470) am besten in den Sammlungen der lat. Grammatiker von Gothofredus (Genf 1595 und Köln 1622, 4.) und Putschius (Hannov. 1605, 4.); die „Institutiones grammaticae" nach neuen handschriftlichen Vergleichungen besonders von Krehl (2 Bde., Lpz. 1819—20), und die kleinern grammatischen Schriften von Lindemann unter dem Titel „Opera minora" (Leyd. 1818) bearbeitet. Eine gute Ausgabe des Gedichtes „De laude Anastasii" besorgte Endlicher (Wien 1828) und von der „Periegesis" Wernsdorf in den „Poetae lat. minores" (Bd. 5).

Priscillian, der Stifter einer gnostischen Sekte in Spanien, trat nach der Mitte des 4. Jahrh. mit seinem aus Dualismus, Emanationslehre und Astrologie zusammengesetzten Systeme hervor und gewann durch Sittenstrenge und Beredtsamkeit selbst Bischöfe für sich. Von einer Synode zu Saragossa im J. 380 excommunicirt, wußte er durch Bestechung dieses Urtheil rückgängig zu machen und seinen Hauptfeind, den Bischof Ithacius von Ossonuba, zur Flucht zu nöthigen. Indeß fand der Letztere bei dem Usurpator Maximus zu Trier Gehör und brachte es bei diesem dahin, daß die Priscillianisten verhaftet und ihr Anführer trotz seiner Appellation an Maximus im J. 385 in Trier hingerichtet wurde. Gegen dieses erste Beispiel der an einem Häretiker vollzogenen Todesstrafe erklärte sich namentlich Martin von

Tours. Übrigens pflanzte sich die Sekte ungeachtet aller Verfolgungen um so mehr fort, da sie Lüge und Heuchelei zu diesem Zwecke für erlaubt hielt.

Prise nennt man im Seewesen jedes weggenommene feindliche Schiff. Der Gebrauch, im Kriege das Eigenthum der einzelnen Unterthanen des feindlichen Staats als Beute sich zuzueignen, welcher im Alterthume allgemein war, hat sich in neuern Zeiten auf die Seekriege beschränkt, während welcher nicht nur von Seiten der kriegführenden Staaten das Privateigenthum der gegenseitigen Unterthanen auf der See weggenommen, sondern dasselbe auch den Kapern (s. d.) mittels sogenannter Mark- oder Kaperbriefe gestattet wird. Doch ist den Kapern nicht gestattet, aufgebrachte feindliche Schiffe eigenmächtig in Besitz zu nehmen; vielmehr müssen sie dieselben entweder in einen Hafen derjenigen Regierung bringen, von welcher sie die Kaperbriefe haben, oder, wenn sie dieselben in einen fremden Hafen gebracht, die Papiere dorthin einschicken, um die Schiffe für gute Prise erklären zu lassen. Dieses geschieht durch die hierzu bestellten Prisengerichte, deren Organisation in Frankreich ein sehr abwechselndes Geschick gehabt hat. Früher gehörte diese Function mit zu dem Amte des Großadmirals; später in den J. 1719 und 1744 bestellte man dazu ein eigenes Gericht (Conseil des prises); in der Revolution wurden 1793 die Handelsgerichte damit beauftragt, bis unter dem Consulat im J. 1800 das Conseil des prises wiederhergestellt wurde, welches seit 1814 zum Departement des Marineministers gehört. In England gehören Prisensachen vor das Admiralitätsgericht, welches von einem einzigen Richter gebildet wird, und es mag wol nirgend ein einzelner Mann über größere Summen urtheilen, als hier. Dasselbe spricht nach röm. Recht; die Appellationen gehen an die Kanzlei, wo eine besondere königliche Commission zu ihrer Erledigung besteht.

Prisma heißt in der Mathematik ein eckiger, ebenflächiger Körper, welcher von fünf oder noch mehr Ebenen oder ebenen Figuren begrenzt wird, von denen zwei, die Grundflächen, einander congruent und parallel, die übrigen aber, die Seitenflächen, Parallelogramme (s. d.) sind. Die Zahl der letztern ist immer gleich der Seitenzahl jeder der beiden Grundflächen. Diejenigen Linien, welche zwei aufeinander folgenden Seitenflächen gemeinschaftlich sind, heißen die Seitenlinien; sie sind einander gleich und paarweise parallel. Je nachdem das Prisma drei, vier, fünf u. s. w. Seitenflächen, also Dreiecke, Vierecke, Fünfecke u. s. w. zu Grundflächen hat, heißt es ein drei-, vier-, fünfseitiges u. s. w.; es heißt ferner ein gerades, wenn die Seitenlinien und mithin auch die Seitenflächen auf den Grundflächen senkrecht stehen, außerdem ein schiefes. Die Höhe eines Prisma ist der Abstand seiner beiden Grundflächen; sie ist bei dem geraden Prisma gleich einer Seitenlinie. Den Inhalt eines Prisma findet man, wenn man Grundfläche und Höhe desselben multiplicirt. — In der Physik bedient man sich des Prisma, und zwar des dreiseitigen, um die Erscheinungen der Brechung des Lichts und der dabei entstehenden Farben zu zeigen und die Größe der Brechung zu bestimmen. Das Prisma muß aus einer völlig gleichartigen Materie bestehen; in der Regel nimmt man eins von Glas, zuweilen bildet man aber durch ebene Glasplatten mit parallelen Oberflächen einen prismatischen Raum, den man mit einer Flüssigkeit füllt. Bedient man sich zweier verbundener Prismen, deren Dimensionen so abgemessen sind, daß sie einen zwar von seiner Richtung abgelenkten, aber farblosen Strahl geben, so heißt dieses Doppelprisma ein achromatisches oder farbenfreies. Schon Descartes stellte durch das Prisma Farbenerscheinungen dar, aber erst Newton zeigte die große Wichtigkeit dieses Instruments für optische Untersuchungen. (S. Farbenlehre.)

Prismoïd heißt ein Körper, dessen Grundflächen parallele, aber nicht congruente geradlinige Figuren von gleich vielen Seiten sind.

Privatacten, s. Manualacten.

Privatrecht ist der Inbegriff derjenigen Rechtssätze, welche sich auf Familien-, Eigenthums- und Foderungsrechte beziehen, deren Erwerbung, Gebrauch und Entsagung der Willkür der Einzelnen überlassen ist. Auch die Regierung oder der Staat kann in dergleichen privatrechtlichen Verhältnissen stehen, z. B. als Güterbesitzer, Empfänger eines Darlehns, Käufer und Verkäufer u. s. w., und er hat dann die Rechte und Verbindlichkeit einer Privatperson. Das Privatrecht steht unter den Gesetzen des Staats und kann durch solche abgeändert werden, ohne daß man dies einen Eingriff in die Rechte der Privaten nennen

könnte, z. B. wenn Sachen dem Privatverkehr entzogen, Beschränkungen des Eigenthums, Zehnten u. s. w. aufgehoben, die Erbfolge und die Rechte der Verträge abgeändert werden. Nur soll Niemandem von seinem Besitzthume etwas ohne hinreichende Entschädigung genommen werden, obwol die Heiligkeit des Eigenthums hierin auch oft ohne Grund in Anspruch genommen wird. Wenn man z. B. kein Bedenken trägt, durch Gesetze die Einnahme ganzer Stände zu schmälern, so muß man sich auch ein gleiches Beschränken bisheriger Rechte gefallen lassen. Von dem Privatrechtlichen ist aber alles Dasjenige auszuscheiden, was nicht individuellen Zwecken dient, sondern wobei ein allgemeiner öffentlicher Zweck zum Grunde liegt. So können Regierungsrechte, Ämter, Handhabung der Policei, Gerichtsbarkeit niemals Gegenstand des wahren Eigenthums sein. Die privatrechtliche Willkür kann nie auf das öffentliche Interesse ausgedehnt werden; Verträge über solche Anordnungen, welche der Staat eines allgemeinen Zwecks wegen oder im öffentlichen Interesse getroffen hat, sind wenigstens in dieser Beziehung ungültig. Nur in rein privatrechtlichen Dingen gilt also das Rechtssprichwort: „Willkür (d. h. privatrechtliche Abrede) bricht Stadtrecht" u. s. w. Die richtige Auffassung des Privatrechtlichen ist daher ein sehr wichtiger Punkt.

Privilegirte Stände nennt man häufig diejenigen höhern Classen des Volks, deren gesellschaftliche und politische Vortheile noch dadurch künstlich von dem Gesetze erhöht wurden, daß dieses sie von gewissen gesetzlichen Lasten und Verboten freisprach oder ihnen sonst ausnahmsweise Vorrechte zusprach. Häufig bedienten sie selbst sich ihrer politischen Macht, um sich solche Vortheile zu verschaffen, und es ist in dieser Hinsicht namentlich für den deutschen Adel bezeichnend, daß er sich die politische Macht von den Fürsten gegen privatrechtliche und Standesvortheile, z. B. Steuer- und Militairfreiheit, Befreiung von der niedern Gerichtsbarkeit, Monopol der höhern Staatsämter u. s. w. abkaufen ließ, während der englische sich aller Vorrechte entäußerte, um den Vorrang im politischen Leben zu behaupten. Gewiß ist, daß die Begünstigung einzelner Stände durch Privilegien, durch Ausnahmegesetze einen sehr fehlerhaften Zustand des Staatslebens oder der Gesetze voraussetzt, und daß der Übergang von diesen Privilegien zur wahren gesetzlichen Gleichheit ein Vorschritt genannt werden muß. Dagegen ist die verschiedene Behandlung verschiedener Verhältnisse durch das Gesetz gerade eine Anerkennung der wahren Gleichheit, die nur Verhältnißmäßigkeit sein kann, und ebenso ist es ein Misbrauch, wenn man Stände, die sich nur in thatsächlichem Besitze von im Wege des gemeinen Rechts erworbenen gesellschaftlichen Vortheilen, nicht Vorrechten, befinden, denen das Gesetz ihre Vortheile nur wie alles Eigenthum sichert, nicht aber verliehen hat, als privilegirte bezeichnen will.

Privilegium nennt man eine Ausnahme von den Regeln des gemeinen Rechts, eine Befreiung von den gemeinen Obliegenheiten der Unterthanen, oft auch eine besonders verliehene Berechtigung zu einem Gewerbe, was jetzt gewöhnlich Concession (s. d.) genannt wird. Der Begriff ist demnach sehr umfassend. Privatrechtliche Privilegien sind, daß die Frauen sich nicht gültig verbürgen können, daß die Minderjährigen gegen nachtheilige Geschäfte restituirt werden, daß den Genannten, sowie den Staatskassen und milden Stiftungen ein stillschweigendes Pfandrecht in den Gütern des Ehemanns und ihrer Administratoren zusteht; daß insbesondere den Staatskassen noch andere besondere Vorrechte zukommen. Staatsrechtliche Privilegien dagegen sind die theils gewissen Ständen für die Person (privilegia personalia) verliehenen, theils mit Gütern (privilegia realia) verknüpften Befreiungen und Vorrechte. (S. Privilegirte Stände.) Nur uneigentlich werden die Gewerbsberechtigungen Privilegien genannt, wenn sie auch mit dem ausschließenden Rechte verbunden sind, das Gewerbe, z. B. einer Apotheke, Gastwirthschaft u. s. w., zu betreiben.

Proas, s. Piroguen.

Probabilismus heißt die Denkart, welche sich bei der Beantwortung wissenschaftlicher Fragen mit einem größern oder geringern Grade von Wahrscheinlichkeit begnügt. Sie ist die gewöhnliche Form des Skepticismus (s. d.), wenn er den Satz, daß es überhaupt keine sichere Erkenntniß der Wahrheit, sondern nur Wahrscheinlichkeit gebe, allgemein ausspricht und zum Princip macht. — Eine specielle Bedeutung hat das Wort namentlich durch die Jesuiten (s. d.) für die Moral erhalten. Hier heißt Probabilismus die Ma-

rime, eine Handlung für gerechtfertigt zu halten, wenn sich für die Güte derselben irgend ein wahrscheinlicher Grund anführen lasse, sei es nun, daß der Handelnde selbst oder ein Anderer, etwa ein angesehener Theolog (père révérend), denselben für wahrscheinlich erkläre, wie sehr auch andere Autoritäten von ihm abweichen mögen. Mit der Empfehlung dieses Probabilismus, der jede Gewissenlosigkeit zu beschönigen im Stande ist, hing sehr genau der Satz zusammen: der Zweck heilige das Mittel; denn das schlechteste Mittel ist dann durch die probable Meinung, es könne doch zu etwas Gutem führen, gerechtfertigt.

Probe heißt die Privataufführung eines Tonstücks, Schauspiels u. s. w., welche dazu dient, die Ausführenden mit dem Ganzen und seinen einzelnen Theilen bekannt zu machen und in der Ausführung einzuüben. Solcher Proben werden mehre gehalten; bei einem Schauspiele zuerst eine Leseprobe, um sich zu überzeugen, daß die Rollen richtig ausgeschrieben sind, dann einige vorläufige Proben, ohne Decorationen und sonstiges Außenwerk, und eine oder auch mehre Hauptproben; bei einem größern Musikstücke zuerst gewöhnlich eine Probe mit den Sängern beim Flügel oder zur Violine, dann eine Quartettprobe, um die Hauptinstrumente, welche gleichsam die Grundlage sind, einzuüben, und hierauf die Generalprobe mit vollem Orchester.

Probejahr, s. Noviziat.

Probiren heißt in der Hüttenkunde und Münzkunde den Gehalt eines Erzes, hüttenmännischen Products oder einer Metalllegirung (Münze) an reinem Metall bestimmen, und Probirer oder Wardeine (s. d.) die dazu angestellten Leute. Die Probirkunst bediente sich früher ausschließend des trockenen Wegs und hat durch die Vervollkommnung der Anwendung des Löthrohrs zu diesem Zwecke durch Plattner einen hohen Grad der Ausbildung erlangt. Neuerdings hat jedoch Gay-Lussac für Silber und nach ihm Poligot für Kupfer gezeigt, daß wenigstens für Metalllegirungen der nasse Weg fast noch schneller und sicherer zum Ziele führe. Es ist aber stets die beste Probirmethode diejenige, welche eine für die Praxis hinreichende Genauigkeit mit der größten Einfachheit und Schnelligkeit in der Ausführung verbindet.

Problem heißt jede, namentlich wissenschaftliche Frage, deren Beantwortung nicht unmittelbar klar ist, eine Aufgabe, welche eine Lösung und einen Beweis der Richtigkeit ihrer Lösung verlangt. Jede Wissenschaft hat daher ihre eigenthümlichen Probleme und von der umfassenden Kenntniß derselben hängt die Möglichkeit einer richtigen Entwickelung der Wissenschaft selbst ab. Oft führen die Fortschritte des Wissens auf neue verwickeltere Probleme; daher ist die Vereinfachung und Sonderung derselben, wie sie namentlich die Mathematik und die Naturwissenschaften längst geübt haben, von der größten Wichtigkeit. — Problematisch heißt Alles, was ungewiß und zweifelhaft ist und noch keine feste Entscheidung zuläßt. Ein Urtheil heißt so, wenn es, mit dem entgegengesetzten Urtheile verglichen, ebenso möglich ist, als das letztere selbst. Dem problematischen Urtheil ist das apodiktische entgegengesetzt.

Probus (Marcus Aurelius), einer der tüchtigsten röm. Kaiser, geb. zu Sirmium in Pannonien, wurde zu dieser Würde im J. 276 n. Chr., nachdem Florianus, der seinem Bruder Tacitus (s. d.) gefolgt, ermordet worden war, von den syr. Legionen, die er befehligte, erhoben. Sein Streben, die Grenzen des Reichs gegen die Barbaren zu schützen, war von glücklichem Erfolg begleitet; er trieb die Franken, Burgunder, Alemannen und Vandalen, die in Gallien eingefallen waren, zurück und sicherte in den J. 277 und 278 noch einmal den Grenzwall, der zwischen der Donau und dem Rhein die Decumatischen Äcker (s. d.) der Römer von dem freien Germanien schied. Eine gleiche Sorge trug er für die Süddonauländer, für Ägypten, in das die afrik. Blemmyer eingefallen waren, und für den Orient, wo er Gothen und Alanen aus Kleinasien vertrieb, die räuberischen Isaurier bezwang, einen vortheilhaften Frieden mit den Persern schloß und den Empörer Saturninus, sowie die Gegenkaiser Proculus und Bonosus überwand. Nicht minder war er bemüht für den innern Zustand des Reichs; er hob das Ansehen des Senats, siedelte, um den verödeten Grenzprovinzen Bevölkerung zu schaffen, große Massen von Barbaren, so in Thrazien 100000 Bastarner, an, eine Maßregel, die zwar gutgemeint, aber freilich nicht minder gefährlich war als die Aufnahme von 16000 Barbaren in die Legionen. Besondere Sorge trug er für die Cultur des Bodens, daher hob er das alte, den alleinigen Vortheil Italiens bezweckende Verbot, in den transalpi-

nischen Ländern Ölbäume und Reben zu pflanzen, auf und gab dadurch den Anlaß zum Ölbau in der Provence und zum Weinbau in Gallien, am Rhein und in Pannonien. Die Strenge, mit welcher er in dem letztern Lande seine Soldaten zu öffentlichen Arbeiten, Straßenbau und Austrocknung der Sümpfe anhielt, erregte deren Unwillen, der in einen Aufstand ausbrach, in welchem er im Aug. 282 bei Sirmium erschlagen wurde. Nach der kurzen Regierung des Carus und Numerianus folgte im J. 284 Diocletianus (s. d.).

Probus (Marcus Valerius), ein bekannter lat. Grammatiker, war aus Berytus in Syrien gebürtig und lebte im 1. Jahrh. n. Chr. unter Nero bis in die Zeiten Domitian's. Er schrieb außer mehren verloren gegangenen Schriften auch Scholien zu Terenz und Virgil, die aber ebenfalls nicht mehr in ihrer Vollständigkeit vorhanden sind; dagegen gehören die unter seinem Namen auf uns gekommenen „Institutionum grammaticarum libri duo" und eine auf die röm. Stenographie bezügliche Abhandlung „De interpretandis notis Romanorum" einer spätern Zeit an. Die erstere Schrift ist in den Sammlungen der lat. Grammatiker von Gothofredus (Genf 1595 und Köln 1622, 4.) und Putschius (Hannov. 1605, 4.) enthalten, die letztere wurde von Tiliobroga, d. i. Lindenbrog, (Leyd. 1599) und von Ernst (Sorau 1647, 4.) besonders herausgegeben.

Procent, s. Zins.

Procession, überhaupt jeder festlich geordnete öffentliche Aufzug mehrer Personen, nennt man insbesondere die in der röm.-katholischen Kirche üblichen feierlichen Aufzüge der Geistlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen oder durch die Straßen, unter Schautragung heiliger Gegenstände und Absingung von Hymnen, Psalmen und Gebeten, zur Verehrung Gottes und der Heiligen. Man nennt diese Aufzüge auch Bittgänge, sowie Kreuzgänge, wegen der Kreuze und Fahnen, die mit herumgetragen werden. Wallfahrten oder Betfahrten heißen sie, wenn sie nach einem entfernten heiligen Orte, wo sich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen werden. Processionen waren schon im frühesten Alterthume üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche als Symbole dienten, herum, umging z. B. die besäeten Felder und besprengte sie mit geweihtem Wasser, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern und sie vor Schaden zu bewahren. Die Feste, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bachus, der Ceres, Diana und anderer Gottheiten anstellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, bei welchen man gewöhnlich die Bilder derselben vortrug. Noch jetzt sind Processionen bei den meisten heidnischen Völkern üblich. Seit der Zeit des heil. Ambrosius (s. d.), im 4. Jahrh., kamen auch in der christlichen Kirche Processionen auf. Namentlich wurden im J. 452 Bitt- und Bußumgänge von dem Bischof Mamertus zu Vienne eingeführt, die nach und nach in der ganzen katholischen Kirche Nachahmung fanden und später gesetzliche Bestätigung erhielten. Ein häufiges Gelübde der Großen und der Pilger im Mittelalter war namentlich eine Wallfahrt nach Jerusalem, um am heiligen Grabe sich Vergebung der Sünden zu erflehen. Die Reformation hat die Wallfahrten und religiösen Auf- und Umzüge, hauptsächlich aus moralischen Gründen, in Wegfall gebracht. Auch sind in manchen protestantischen Ländern, z. B. in Sachsen, den Katholiken Processionen auf den Straßen nicht gestattet. Einen neuen Aufschwung suchte, nicht ohne Erfolg, der Bischof Arnoldi in Trier im J. 1844 den Wallfahrten bei der Ausstellung des heiligen Rocks (s. d.) zu geben.

Proceß, in der Chemie, nennt man eine Operation der Natur oder Kunst, wobei oder wodurch das Wesen eines Körpers verändert wird. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Bestandtheile, woraus alle Naturkörper zusammengesetzt sind, außer dieser Zusammensetzung, d. h. für sich selbst, eine ganz andere Natur und Beschaffenheit haben, als sie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt dies die Erfahrung mit Gewißheit. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, wenn sie sich innigst miteinander verbinden, einen dritten Körper von ganz verschiedener Natur, nämlich Wasser. Die Chemie nun zeigt die Mittel, die Naturkörper zu zersetzen, d. h. ihre Bestandtheile aus der Verbindung zu bringen, in welcher sie einen gewissen Körper ausmachen. Sie kennt aber auch Mittel, durch neue veränderte Verbindungen Körper anderer Art hervorzubringen. Die Operationen, nach welchen dies geschieht, heißen chemische Processe; dergleichen

sind die Auflösung (s. d.), der Niederschlag (s. d.), die Verdampfung (s. d.), das Schmelzen (s. d.), die Destillation (s. d.) und Sublimation (s. Sublimat). In der Natur gehen dieselben chemischen Processe vor sich, und durch sie bringt die Natur die beständigen Veränderungen in dem Wesen der Körper oder den Wechsel der Dinge hervor. Vgl. Fourcroy, „Philosophie chimique" (3. Aufl., Par. 1806; deutsch von Gehler, Lpz. 1796).

Proceß, in der Rechtswissenschaft, nennt man die Reihe von Handlungen, wodurch ein Richter veranlaßt und in den Stand gesetzt wird, ein streitiges Rechtsverhältniß durch seine Entscheidung zu beendigen; dann auch die gesetzlichen Regeln und die wissenschaftliche Entwickelung derselben, nach welchen dieses gerichtliche Verfahren eingerichtet werden muß. (S. Proceßordnung, Geschworenengerichte und Criminalrecht.) Zu jenem Behufe, der richterlichen Entscheidung einer Rechtssache, sind einige Handlungen schon der Natur der Sache nach so unbedingt nothwendig und wesentlich (substantialia processus), daß ohne sie die Entscheidung durchaus unmöglich und die dennoch gegebene nichtig ist; andere sind nur durch besondere Gesetze, aber oft als wesentlich und bei Strafe der Nichtigkeit, vorgeschrieben, und ihre Vernachlässigung macht die Verhandlung wenigstens nicht absolut ungültig. Das gerichtliche Verfahren selbst wird nur insofern Proceß genannt, als dabei entweder auf den Antrag des einen Theils oder von Amtswegen über einen privatrechtlichen Gegenstand oder über die Bestrafung eines Vergehens eine richterliche Entscheidung gefällt wird. Jenes gibt den Begriff des bürgerlichen oder Civilprocesses, dieses den Begriff des Criminalprocesses (s. d.); doch wird oft Beides in einem gemischten Verfahren zugleich verhandelt, indem entweder in einem Criminalproceß der Beschädigte zugleich seine Entschädigungsansprüche geltend macht (Adhäsionsproceß), oder der Kläger im Civilprocesse zugleich mit auf Bestrafung (Injurien-, Denunciations- und Rügeproceß) anträgt. Im bürgerlichen Proceß sind drei Hauptgeschäfte und Abschnitte des Processes zu unterscheiden: der Vortrag der Thatsachen, der Beweis derselben und die Beurtheilung des Bewiesenen oder das Haupterkenntniß. Zum ersten Abschnitt, dem Verfahren über die Klage, gehören 1) die Klage (s. d.); 2) die Antwort, welche die Zulässigkeit und Schlüssigkeit der Klage an sich betrachtet und die Erklärung über die Wahrheit der Thatsachen, die Einlassung (litis contestatio), sowie die Einreden (s. d.) und Gegenfoderungen, wodurch der Anspruch des Klägers ganz oder zum Theil gehoben wird, in sich schließt; 3) die Gegenrede (s. Replik) des Klägers, und 4) die Widerrede (s. Duplik) des Beklagten, welcher noch mehre Wechselreden (Triplik und Quadruplik u. s. w.) folgen können, doch so, daß der Beklagte allezeit, wenn er will, das letzte Wort hat. In dieses Verfahren gehören Rechtsausführungen nur in so weit, als sie die Zulässigkeit der Klage betreffen. Es schließt mit dem Urtheil (s. Interlocut) oder blosen Decret des Richters, daß die Klage zulässig sei oder nicht, daß der Beklagte nach den eingestandenen Thatsachen zu verurtheilen oder daß der Kläger zum Beweis der abgeleugneten Thatsachen und zwar welcher derselben zuzulassen sei. Dann beginnt der zweite Abschnitt, das Vorlegen (s. Production) und Prüfen der Beweismittel im Beweis (s. d.) von Seiten des Klägers und im Gegenbeweis (s. d.) von Seiten des Beklagten (Reproduction). Urkunden, Zeugen, Augenschein, Gutachten sachverständiger Männer, und der Eid sind die Mittel, wodurch jeder Theil die Richtigkeit der vorgetragenen Thatsachen zu erweisen hat. Die Zulässigkeit dieser Beweismittel, die Schuldigkeit, sich über die Echtheit der Urkunden zu erklären (s. Recognition), die Verwerflichkeit der Zeugen u. s. w. machen oft ein eigenes Urtheil (Pro- und Reproductionserkenntniß) nöthig. Die Form ist sehr verschieden, ebenso wie die Bestimmung über die Fristen, über die Eideszuschiebung u. s. w. Der dritte Abschnitt, Hauptverfahren, besteht blos aus Rechtsausführungen, daß man seinerseits bewiesen (Salvationsschrift), der Gegner nichts bewiesen habe (Impugnationsschrift) und was nun rechtlich aus Beidem folge. (S. Deduction.) Darauf erfolgt das Definitiverkenntniß. Dieses Verfahren ist das ordentliche; für manche Fälle aber gibt es ein weniger förmliches und meist auch kürzeres (das summarische Verfahren), dessen Grund in der besondern Natur gewisser Rechtsverhältnisse und der Nothwendigkeit baldiger Entscheidung gegründet ist, z. B. Wechsel- und Executivproceß, Arrestsachen, Mandat- und Inhibitivproceß, Schutz im jüngsten Besitze, Ehe- und Sponsaliensachen u. s. w. In dem Proceß kommen überdies noch mancherlei Ne-

benpunkte vor, Auffoderungen an einen Dritten, einen Theil im Processe zu vertreten (litis denunciatio), eigenes Auftreten eines Dritten (Intervention), Streitigkeiten über Cautionen, Eintreten der Erben in einen von ihrem Erblasser geführten Proceß (litis reassumtio) u. s. w. An die richterlichen Entscheidungen schließen sich, wenn ein Theil glaubt, daß ihm unrecht geschehen sei, die Instanzen der Rechtsmittel (Appellation, Läuterung, Revision, Oberappellation u. s. w.) an, welche gewöhnlich binnen zehn Tagen (zehntägige Nothfrist, decendium) eingelegt werden müssen, eine Frist, welche genau auf zehnmal 24 Stunden (de momento in momentum) berechnet wird. Auf eigenen Gründen beruhen die Regeln des Concursprocesses. (S. Concurs.) Vgl. Grolman, „Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nach gemeinen deutschen Rechten" (5. Aufl., Gieß. 1826); Martin, „Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes" (12. Aufl., Gött. 1834); Gönner, „Handbuch des deutschen gemeinen Processes" (4 Bde., Erl. 1804—5), und Linde, „Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprocesses" (5. Aufl., Bonn 1838).

Proceßordnung. In den Gesetzen über die bürgerliche Rechtspflege (wegen der Strafrechtspflege s. Anklage, Criminalproceß und Inquisitionsproceß) läßt sich ein dreifaches Princip unterscheiden: a) das staatsrechtliche, welches sich in der Stellung des Richteramts zu der Regierung ausspricht, und wobei es also auf die Gleichheit des Rechts ohne Ansehen der Person, auf die Leichtigkeit, ein jedes Recht durch gerichtliche Hülfe geltend zu machen, und auf die Unabhängigkeit des Richteramts von jeder fremdartigen Einwirkung ankommt (s. Gerichte und Gerichtsverfassung); b) das wissenschaftlich legislative, welches sich auf die Fortbildung des Rechtssystems durch die Gerichte bezieht und also hauptsächlich das Verhältniß des Richteramts zur Gesetzgebung betrifft (s. Gesetz und Gesetzgebung); und c) das privatrechtliche und technische, welches die nächsten Zwecke der bürgerlichen Rechtspflege, Schutz der individuellen Rechte und Entscheidung der Streitigkeiten betrifft. In diesem Princip vereinigt sich wieder Dreierlei: a) der Schutz des wirklichen Rechts, nicht blos die Herstellung eines blos scheinbaren, formalen Rechts; b) die Beschränkung dieses Schutzes auf Das, was die Parteien wirklich geschützt wissen wollen, und c) die unverzögerte Ertheilung dieses Schutzes. Man setzt noch ein Viertes hinzu, die Verhütung der Processe, und sucht dies oft durch Mittel zu erreichen, gegen welche sich sehr Vieles einwenden läßt, wie das Beschränken und Erschweren der Rechtsmittel und Kostbarkeit der Rechtspflege. Es bedarf vielmehr eigener Anstalten gar nicht, um die Processe zu verhindern, da das Übel nicht in den einzelnen Processen liegt, sondern in den Ursachen, welche sie hervorgebracht haben. Diese aber sind theils die Störung des öffentlichen Wohlstandes, welche Viele in den Fall setzt, ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen zu können, theils die in den Gesetzen liegende Ungewißheit und Begünstigung der Ungerechtigkeit, welche ihre Verbindlichkeit nicht erfüllen will und daher die Achtung für Gerechtigkeit und Wahrheit so sehr untergräbt. Gegen diese Ungewißheit gibt es nur zwei Mittel: a) die Abfassung neuer Gesetzbücher in der Volkssprache und b) die Einheit der Rechtspflege, indem die Gerichte verbindlich gemacht werden, einen einmal angenommenen Rechtssatz in ihren Urtheilssprüchen ohne Genehmigung der gesetzgebenden Behörde nicht wieder zu verlassen. Noch mehr trägt es aber zur Vervielfältigung ungerechter Processe bei, wenn die Formen des gerichtlichen Verfahrens so verwickelt sind, daß es der Ungerechtigkeit leicht wird, auf jeden Fall Zeit, vielleicht sogar den Sieg durch ein Versehen des Gegners, durch einen unrichtigen Ausdruck in der Klage oder Einlassung, durch eine unvorsichtige Anlage des Beweises, durch die Versäumniß eines einzigen Tags, ja wol einer einzigen Stunde zu gewinnen. Je mehr eine Proceßordnung diesem Spiel mit der blosen Form Schranken setzen kann, desto mehr wird sie auch vorsätzlich ungerechte Processe selbst verhüten, und nur diese, nicht die Processe an sich, sind im Staate ein großes Übel. Auch nur insoweit das Processirenwollen auf Misverständniß des Rechts beruht oder aus einer gewissen Laune hervorgeht, sind die neuerlich beliebt gewordenen Institute der Friedensgerichte (s. d.) und Schiedsgerichte (s. d.) als Gegenmittel zu empfehlen. Es versteht sich rücksichtlich jenes Schutzes des wahren Rechts, insoweit ihn die Betheiligten begehren, von selbst, daß die Handhabung einer nicht blos scheinbaren, sondern der wirklichen Gerechtigkeit, der oberste Zweck der Proceßgesetze sein, und daß diesem nicht nur die Sorge für die Abkürzung der Processe, sondern auch der Wille der streitenden Parteien,

insofern derselbe als ungerecht und zweideutig erkannt wird, untergeordnet werden muß. Princip der Proceßgesetzgebung muß also sein, die Gerechtigkeit so unabhängig als möglich von der bloßen Form zu machen. Das System der Verzichte, nach welchem die bloße Unterlassung einer processualischen Handlung schon die Entsagung in sich schließt und auf welches sich die Folgen des Ungehorsams, der Fristen und Fatalien stützen, darf nicht weiter ausgedehnt werden, als seine Grundlage, der verständige und rechtmäßige Wille der Parteien, geht, und die in einigen Proceßordnungen über diesen Punkt angenommene unerbittliche Strenge, z. B. einen Beweis unwiederbringlich und ohne Restitution zu verwerfen, wenn er um einen Tag zu spät übergeben wird, kann vor dem Richterstuhle der höhern Gerechtigkeit nicht bestehen. Der Wille der Parteien muß freilich in bürgerlichen Rechtssachen sehr oft berücksichtigt werden, und es wäre eine große Beeinträchtigung der individuellen Freiheit, wenn der Staat sich hier mit einer Art Bevormundung einmischen wollte. Allein man darf zwei Bedingungen bei Dem, was man im Proceß dem Willen der Parteien einräumen will, nicht übersehen, daß nämlich a) derselbe auch wirklich vorhanden, und b) ein gesetzmäßiger und rechtlicher sei. Bei dem Ersten verwechselt man gar zu oft die Absichten und Anträge der Sachwalter mit dem Willen der Partei selbst, und dies ist um so irriger, als es in den geselligen Verhältnissen überhaupt und nach den besondern Einrichtungen vieler Länder gar nicht von der Willkür der Rechtsuchenden abhängt, sich durch Sachwalter vertreten zu lassen oder nicht. Bei dem Zweiten aber kann zwar Niemandem gewehrt werden, von seinem Rechte nachzulassen; allein der Staat ist auch sehr wohl befugt, zu verlangen, daß Derjenige, welcher den richterlichen Schutz in Anspruch nimmt, über das ganze Verhältniß eine solche Aufklärung gebe, woraus die Gerechtigkeit seiner Sache sich ergibt, und der Staat die Überzeugung erhält, daß man seine richterliche Hülfe nicht zu einem Werkzeuge der Ungerechtigkeit oder der Rache misbrauche. Besonders ist in dieser Hinsicht die Pflicht der Wahrhaftigkeit von großer Bedeutung. Die Abkürzung der Processe ist an sich selbst gar kein Vorzug, und die Gesetzgebung sucht durch die Vorschriften zum Zweck der schleunigern Behandlung nur den Vortheil und eigentlichen Willen der Parteien gegen die Sachwalter und Gerichtsbeamten zu vertreten. Die Sorge für die Beschleunigung der Processe würde daher eine sehr unrichtige sein, wenn sie auf Kosten einer gründlichen und vollständigen Erörterung geschehen sollte. Freiheit der Parteien und thätiges Einwirken der Beamten, schleunige Rechtshülfe und erschöpfende Erörterung bilden die Endpunkte, zwischen welchen die Gesetzgebung sich bemüht hat, eine richtige Mitte zu finden.

Die Verdrängung des altgerman. Gerichtsverfahrens durch das regelmäßigere der geistlichen Gerichte, welche in Deutschland in das 15. Jahrh. fällt; die Verwandlung der mündlichen Vorträge in einen Schriftwechsel, welche im 16. Jahrh. begann; die Abschaffung der in einzelne Sätze zerschnittenen Klagen; die richterliche Sorge für eine vollständige Beantwortung der Klage; die eingeführte Pflicht der Parteien, die an sich nur nacheinander zu brauchenden Mittel der Vertheidigung auf einmal vorzutragen (Eventualmarime), welche zu den Bestimmungen des Reichsabschieds von 1654 gehört; die damit zusammenhängende Verbannung der Positionen, welche im franz. Proceß unter dem Namen des interrogatoire sur faits et articles noch eine so wichtige Stelle einnehmen: dies sind die wichtigsten Momente in der Geschichte der Proceßgesetzgebung. Vgl. Meyer, „Esprit, origine et progrès des institutions judiciaires des principaux pays de l'Europe" (6 Bde., Haag 1819 fg.). Die drei Systeme, welche jetzt miteinander gleichsam im Kampfe stehen, das französische des Plaidirens, das System des deutschen gemeinen Processes, wovon der sächsische eine Abart bildet, und das preußische des Instruirens, unterscheiden sich vorzüglich durch den Grad der richterlichen Thätigkeit, welche im französischen den geringsten, im preußischen den größten Spielraum hat, sowie auch jenes das älteste, dieses das neueste ist.

Das franz. System hat seine Grundlagen noch im Proceß der geistlichen Gerichte mit Anwendung des röm. Rechts und wurde vom 14. Jahrh. an durch den Gerichtsbrauch der Parlamente, vornehmlich des pariser (style du parlement), und durch mehre königliche Verordnungen, namentlich die von 1539, fortgebildet. Vgl. Bernardi, „De l'origine et des progrès de la législation franç." (Par. 1816). Eine förmliche Proceßordnung ließ Ludwig XIV. 1667 bekannt machen, und es ist die neueste von 1806 nur eine neue Revision

derselben. Der mündliche Vortrag der Parteien in öffentlicher Gerichtssitzung ist hier die Hauptsache. Die einleitende Verhandlung, die Mittheilung der Klage, deren Beantwortung, die Aufstellung der Einreden, die Repliken u. s. w. erfolgen ganz ohne Zuthun des Gerichts durch einen Schriftwechsel zwischen den Procuratoren, für dessen richtige Behändigung blos die Huissiers zu sorgen haben. Eine förmliche Einlassung auf die Klage, wodurch die eigentlichen Streitpunkte festgestellt würden, gibt es hier nicht, und es fehlt also dem ganzen Proceß an einer festen Basis; die Behauptungen und Anträge der Parteien bleiben bis zum Endurtheil schwankend und veränderlich. Die eigentliche Klagbitte wird erst in der letzten Audienz, worin das Urtheil gesprochen wird, vorgetragen. Incidentpunkte müssen entschieden sein, ehe weiter gegangen wird, wodurch außerordentliche Verzögerungen des Processes entstehen, so sehr auch die Proceßordnung darauf Bedacht genommen hat, das Verfahren hierüber abzukürzen. Das Schwanken, welches durch den Mangel einer genauen Klagbeantwortung entstehen muß, wird durch zwei Mittel einigermaßen ersetzt, welche allerdings von sehr wohlthätiger Wirkung sind: a) das Recht der Parteien, in jeder Lage des Processes von dem Gegentheil bestimmte Erklärung über einzeln aufgestellte Thatsachen zu verlangen, welche derselbe zwar nicht eidlich, aber doch mit strenger Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit zu geben schuldig ist, und b) das Recht des Richters, das Erscheinen der Parteien in der Gerichtssitzung zu verfügen, um sie selbst über das Factische zu befragen. Der zweite Hauptabschnitt des Processes, das Beweisverfahren, wird, wie jede vom Gericht ausgehende Anordnung, durch ein Zwischenurtheil eingeleitet, wogegen die gewöhnlichen Rechtsmittel zulässig sind, und endlich der dritte Abschnitt, die Rechtsausführungen der Sachwalter gegeneinander, werden wiederum in öffentlicher Gerichtssitzung in mündlichen Reden vorgetragen, und dieser letzte Hauptact kann, wenn ein gelehrter, scharfsinniger Mann, mit großer Gegenwart des Geistes ausgerüstet, an der Spitze des Gerichts steht, und tüchtige, redliche Männer als Redner auftreten, von großer Bedeutung sein. Dieses System liegt auch dem jetzt geltenden „Code de procédure civile" zu Grunde, und das in demselben vorwaltende Princip der Mündlichkeit läßt es als Vorbild legislativer Reformen vielfach aufstellen.

Seit den Reformen des 16. Jahrh. und vorzüglich seit dem jüngsten Reichsabschiede von 1654 liegt die Kraft des deutschen gemeinen Processes in der vorsichtigen und vollständigen Abfassung der Klage, in der Pflicht des Beklagten, hierauf sogleich vollständig zu antworten und alle Einwendungen zusammen vorzutragen, sodann in der geschickten Anordnung der gegenseitigen Beweisführung. Hier soll zwar der Richter von Amtswegen darauf sehen, daß die Klageschrift die nöthigen Eigenschaften habe, um für die ganze fernere Verhandlung eine sichere und unveränderliche Grundlage abgeben zu können. Allein dies ist eine Pflicht, welche er nur in geringem Maße zu erfüllen im Stande ist, und er steht in diesem Abschnitt des Processes nur um ein Weniges höher als der franz. Richter. Die großen Nachtheile, welche für die Parteien selbst aus einer unvorsichtigen Anlage der Klage und Einlassung entstehen, zumal im sächs. Proceß, wo eine fehlerhafte Einlassung einem Zugeständniß gleich ist, sind die eigentlichen Antriebe, jene Schriften mit großer Sorgfalt zu verfertigen. Doch ist auch der geschickteste Advocat nicht im Stande, diese Klippen immer glücklich zu umschiffen, und bei der gedrückten und zu den Gerichten oft sehr schiefen Stellung des Advocatenstandes ist leicht abzunehmen, daß der Schaden, welchen ungeübte, unkundige, geistlose oder leichtsinnige Männer ihren Parteien zufügen, im Ganzen nicht unbedeutend sein muß. Die wichtigste Kunst ist, so wenig zu sagen, so wenig einzuräumen als möglich; eine ehrliche, klare Erklärung der Parteien gegeneinander ist eine seltene Erscheinung. Der Beweis kann nur einmal unternommen werden; einmal verfehlt, ist er es für immer. Sehr oft werden daher Klagen nach weitläufiger Verhandlung der Sache und großem Kostenaufwand noch abgewiesen, aber nur in der Art, wie sie angebracht sind, und mit Vorbehalt eines neuen Processes. Sehr oft geht aber auch ein wohlgegründetes Recht durch einen fehlerhaft angelegten Beweis unwiederbringlich verloren; denn das Recht der Parteien, einen bessern Beweis zu liefern, ist nur noch in wenigen Proceßordnungen zu finden. Auch der dritte Abschnitt des Processes, die Rechtsausführungen, sind schriftlich, und diese Schriften, welche nur für den Richter bestimmt sind, werden daher auch in der Regel sehr vernachlässigt, und nur bei einigen höhern Gerichten wird auf sie etwas mehr Fleiß gewendet.

Diesem Übel zu wehren, kehrte der preuß. Proceß zu alten Bestimmungen zurück, welche sich bereits im röm. und im kanonischen Rechte finden und in der franz. Proceßordnung beibehalten worden sind, nämlich daß der Richter die Parteien selbst über die Thatsachen befragen soll, und ging noch einen Schritt weiter. Schon in der Proceßordnung des Großkanzlers Cocceji von 1748 wurde hierzu der Grund gelegt; bei der Carmer'schen Reform von 1780 aber erst völlig ausgesprochen, daß der Richter die Parteien selbst gegeneinander hören; die Punkte, worüber sie streitig sind, in eine zusammenhängende Darstellung (den status causae et controversiae) bringen; wenn es die Parteien verlangen, selbst die Klage und Beantwortung aufnehmen; dann über die erheblichen Thatsachen die von den Parteien zu liefernden Beweismittel zusammenstellen; besonders die Zeugen selbst verhören; mit einem Worte, die beiden ersten Abschnitte des Processes theils selbst in die gehörige Form bringen, theils die Anwalte der Parteien in genauer Aufsicht halten muß. Hieraus entsteht die große Folge, daß einerseits diese Schritte des Richters nie den Parteien nachtheilig werden können, indem jeder Theil seine Vorträge ergänzen und berichtigen kann, andererseits, daß die Parteien nicht genöthigt sind, Alles, was zu ihrer Sache nöthig sein kann, mit ängstlicher Sorge gleich von vorn herein vorzubringen und ihre Worte mit der Goldwage abzuwägen. Angebrachtermaßen kann keine Klage verworfen werden, weil, wenn sie der Richter auch später noch in irgend einem Punkte mangelhaft finden sollte, die Ergänzung derselben verordnet werden muß, und ebenso wird bei der Beweisführung das Versäumte jederzeit nachgeholt. Daher brauchen auch in diese beiden ersten Abschnitte des Processes durchaus keine Rechtsausführungen eingemischt zu werden, und es fodert die Instruction einer Sache bis zum Endurtheile, da Zwischenurtheile bei dieser Einrichtung gar nicht vorkommen, sondern der Gang der Sache durch bloße Decrete geleitet wird, der Regel nach kaum den zehnten Theil der Schreiberei, welche diese Verhandlung nach gemeinem deutschen oder franz. Processe nöthig macht. Das Wichtigste aber ist der geringe Einfluß bloser Formen und der Werth, welchen nach der Instructionsmethode die Wahrheit behauptet. Der dritte Abschnitt hat nichts Ausgezeichnetes, da auch hier nur gegenseitige schriftliche Deductionen stattfinden. Gegen die Stellung des Richters haben sich indoß eine Menge Stimmen der bewährtesten Rechtsgelehrten seit Gönner bis auf Mittermaier erhoben; der preuß. Proceß leidet nicht minder an manchen Unvollkommenheiten, und der theilweisen Erkenntniß derselben ist es jedenfalls zuzuschreiben, daß der Fortschritt zur Mündlichkeit des Verfahrens, welcher schon durch das Gesetz von 1833 beim Bagatellproceß gemacht wurde, neuerlich auch auf den größten Theil der übrigen Civilrechtspflege übergetragen wurde. Als ein ungewöhnliches Muster solcher, von der Gesetzgebung an die Wissenschaft gemachten Concessionen ist neben dem Angeführten die hohenzollern-sigmaringische Gerichtsordnung von 1846 zu betrachten.

Procida, eine kleine, zum Königreich Neapel gehörige Insel von 1½ M. im Umfange, im Golf von Neapel, zwischen der Insel Ischia und dem Misenischen Vorgebirge, ist überaus fruchtbar und bildet gleichsam einen Wein- und Gemüsegarten. Die Bewohner, etwa 4500 an der Zahl, treiben an der Küste einträglichen Thunfischfang und an der afrik. Küste Korallenfischerei. Im Mittelalter gehörte die Insel dem bekannten Johann von Procida, dem Hauptanstifter der Sicilischen Vesper (s. d.). Das am Meeresufer liegende Städtchen Procida ist sehr belebt durch Handel und Gewerbe und hat einen Hafen.

Proconsuln und **Proprätoren** hießen bei den Römern Beamte, denen, ohne daß sie selbst Consuln oder Prätoren waren, consularisches oder prätorisches Imperium (s. d.) zur Verwaltung einer Provincia (s. d.) gegeben wurde. Dieses geschah, zum Behuf der Kriegführung, zuerst in einzelnen Fällen auf die Weise, daß einem Consul oder Prätor nach Niederlegung seines Magistrats sein Imperium auf Antrag des Senats durch ein Plebiscitum verlängert wurde, wovon das erste Beispiel das des Consuls Quintus Publilius Philo im J. 327 v. Chr. war. Daraus bildete sich später, da die Nothwendigkeit oft eine größere Anzahl von Feldherren erheischte, als die im Amt stehenden Magistrate darboten, ein förmliches proconsularisches und proprätorisches Imperium, das durch Volksbeschluß meist Einzelnen aus der Zahl der abgehenden Magistrate, selten einem Privatmanne, wie dem Publius Cornelius Scipio, übertragen wurde. Als in der spätern Zeit der Republik die Prätoren (s. d.) nicht mehr zur Verwaltung der unterworfenen Länder bestellt wurden, sondern ihr Amtsjahr in

Rom zubrachten, welches letztere auch die Consuln (s. d.) thaten, so wurde es üblich, daß dieselben erst nach Bekleidung ihres Magistrats als Statthalter in die Provinzen gingen, als Proconsuln oder Proprätoren ausgerüstet mit proconsularischem oder proprätorischem Imperium. Dieses Imperium wurde ihnen, in der Regel auf ein, den Proconsuln später auch auf zwei Jahre, und zwar in Rom feierlich übertragen; die Insignien desselben, namentlich Lictoren mit den Fasces, erhielten sie aber erst, nachdem sie die Stadt verlassen, und die Ausübung der in ihm liegenden Gewalt erst in der Provinz, für die es bestimmt war; es erlosch mit der Rückkehr und dem Eintritt in die Stadt Rom, sodaß die Fortdauer desselben in der Stadt in dem Fall des Triumphs (s. d.) durch einen besondern Volksbeschluß bewilligt werden mußte. In der Kaiserzeit führten alle Statthalter der Provinzen des Volks ohne Unterschied den Titel Proconsules.

Procopius, der Byzantiner, s. Prokopius.

Procopius (Andr.), der Große, auch Prokop Holy (rasus), d. i. der Geschorene, genannt, weil er Mönch gewesen, war der Schwestersohn eines prager Edelmanns, der ihn adoptirte und studiren ließ. Mit diesem machte er Reisen nach Frankreich, Spanien und Italien, auch nach Jerusalem. Nach der Rückkehr zum Priester geweiht, eilte er beim Ausbruch des Hussitenkampfes zu Zizka, wurde Hauptmann und führte mehre Aufträge mit Glück aus. So entsetzte er das von Albrecht von Östreich belagerte Luntenburg in Mähren und erfocht 1423 den Sieg bei Kremsir. Nach Zizka's Tode am 12. Oct. 1424 wurde P. von dem Haupttheile der Hussiten, den Taboriten, zum Führer erwählt und verwüstete nun zunächst 1425 Östreich. Mit den übrigen hussitischen Heerführern vereinigt, eroberte er 1426 die von den Meißnern besetzten Orte Teplitz, Bilin und Leipa, und belagerte nun Aussig. In der furchtbaren Schlacht bei Aussig, am 16. Juni 1426, vernichtete er das meißner Heer, trotz eines demselben zu Hülfe entsendeten sächs. Heers von 20000 M., worauf er in der folgenden Nacht die Stadt erstürmte und verbrannte. Hierauf trieb er 1427 die Östreicher aus Mähren und verwüstete Östreich bis an die Donau. Unterdessen hatte ein anderer Haufe Taboriten, die sich Waisen nannten, unter Procopius dem Kleinen, die Lausitz verheert und Lauban verbrannt. Mit ihm vereinigt drang nun P. plündernd in Schlesien vor. Gleichzeitig wurde auch Böhmen durch den erbitterten Kampf der Taboriten und Utraquisten verwüstet. Erst als das Land auf drei Seiten von einem Kreuzzuge der Deutschen sich bedroht sah, vereinigten sich die Parteien der Hussiten. P. führte 15000 Reiter und 16000 M. zu Fuß gegen die bei weitem stärkern Deutschen. Das von Letztern belagerte Mieß wurde ohne Kampf am 21. Juli 1427 entsetzt und das deutsche Heer auf dem Rückzuge geschlagen; hierauf nahm P. Tachau mit Sturm; dann zog er Alles verwüstend durch Schlesien, Mähren und Ungarn bis vor Presburg, und nur die befestigten Städte, wie Neisse, Brünn u. s. w., widerstanden der hussitischen Wuth. Gleichzeitig drangen aber auch die Deutschen wieder in Böhmen ein und verübten gleiche Greuel wie die Hussiten. Einem neuen Heerzuge der Deutschen zuvorzukommen, fiel P. 1429 in Meißen ein, verwüstete die Gegenden um Pirna und Dippoldiswalde, verbrannte die Altstadt Dresden (jetzige Neustadt), Strehla, Belgern und die Vorstädte von Torgau, ließ das Land bis Magdeburg hin ausplündern und führte 220 mit Beute beladene Wagen und eine Menge vornehmer Gefangenen nach Böhmen zurück. Im J. 1430 brach er mit einem Heere von 52000 M. zu Fuß, 20000 M. zu Pferde und 3000 Kriegswagen abermals in Meißen ein und hierauf in Franken und Niederbaiern. Mehr als 100 Städte und Schlösser und gegen 1400 Dörfer wurden verbrannt und 3000 Wagen mit Beute nach Böhmen geführt. Dann unternahm er einen ähnlichen Raubzug nach Mähren, wo er die Festung Sternberg eroberte, und nach Schlesien. Kaiser Sigismund bot P. einen Vergleich an; dieser ging an der Spitze einer Gesandtschaft nach Eger; allein alle Verhandlungen scheiterten an der Foderung des Kaisers, daß die Hussiten sich dem Ausspruche einer Kirchenversammlung unterwerfen sollten. Unterdessen hatte der Cardinal Julian ein neues Kreuzheer von Reichstruppen aufgeboten. Dieses drang unter dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg im Aug. 1431 in Böhmen ein. P. mußte die Belagerung von Pilsen aufheben und zog mit 50000 M. zu Fuß, 5000 M. zu Pferde und 3600 Kriegswagen nebst vielem Geschütz dem deutschen Heere entgegen, das 40000 M. zu Pferde, 90000 M. zu Fuß und 9000 Wagen nebst 150 Kanonen zählte. Ein Theil desselben be-

lagerte Tauß. Als P. heranzog, ergriff das deutsche Heer die Flucht (am 14. Aug. 1431); vergebens bemühte sich der Cardinal Julian, die Schlachtordnung bei Riesenberg herzustellen; über 12000 M. wurden auf der Flucht erschlagen, das Gepäck und alle Kanonen genommen. Hierauf vertrieb des P. Unteranführer, Procopius der Kleine, den Herzog Albrecht aus Mähren, P. selbst aber die Sachsen aus Böhmen, worauf er in Schlesien eindrang. Vereinigt plünderten und verheerten beide P. Ungarn bis jenseit der Waag; jedoch zurückgeschlagen, zogen sie durch die Lausitz bis Frankfurt, mußten aber endlich auch hier zurückweichen, worauf sie sich trennten. P. fiel hierauf in Schlesien ein, nahm Breslau durch Überfall und bewilligte dem Lande für eine große Geldsumme einen zweijährigen Waffenstillstand. Sodann wendete er sich nach Sachsen und schlug den Herzog von Baiern, welcher mit dem Kurfürsten von Sachsen Leipzig deckte, bei Taucha, das er verbrannte. Damals soll P. auch Naumburg (s. d.) bedroht, jedoch durch das Flehen der Kinder erweicht, die Stadt verschont haben. Auch Sachsen erkaufte mit 9000 Dukaten einen zweijährigen Waffenstillstand. Endlich brachten die Väter des Conciliums zu Basel es dahin, daß die Hussiten acht Abgeordnete, unter ihnen auch P., nach Basel schickten, wo sie mit einem Gefolge von 300 böhm. Rittern am heiligen Dreikönigstage 1433 anlangten. Bei dem Streite um die vier Glaubensartikel nahm auch P. das Wort mit Feuer und Nachdruck und verfocht hauptsächlich den Satz, daß der Bettelorden ein Werk des Teufels sei. Nachdem man funfzig Tage lang disputirt hatte, verloren die Böhmen die Geduld und gingen nach Hause. Darauf schickte das Concilium zehn berühmte Theologen und einige fürstliche Abgeordnete nach Prag. Hier näherte man sich in mehren Punkten, worauf in Basel die theologischen Verhandlungen zu einem Vergleiche führten, mit welchem aber P. nicht zufrieden war. Er vereinigte sich wieder mit Procopius dem Kleinen und belagerte abermals Pilsen. Endlich kam der Vergleich der sogenannten Compactaten am 30. Nov. 1433 zu Stande, durch welche die Hussiten den Genuß des Kelches im heiligen Abendmahle erhielten und die Böhmen für die „ersten Söhne der katholischen Kirche" erklärt wurden. Nur die beiden P. mit den Taboriten (s. d.) und Waisen wollten nichts vom Papste wissen, daher entstand nun zwischen diesen und den Calixtinern (s. d.) ein mörderischer Kampf. P. hob die Belagerung von Pilsen auf und verwüstete nun die Güter der Gegenpartei. Nach mehren Gefechten kam es, unweit Böhmischbrod bei Lipan und Hrzib, am 30. Mai 1434 zu einer entscheidenden Schlacht. Meinhard von Neuhaus führte das Heer der böhm. Herren gegen P.'s festes Lager. Er lockte P. aus seiner Stellung und nach einem erbitterten Kampfe, als die Schlacht verloren schien, begaben sich die Führer der Reiterei auf die Flucht, aber P. stürzte sich, umgeben von seinen tapfersten Kriegern, wie ein Rasender mitten in den Feind, wo er endlich, vom Tödten müde, selbst getödtet wurde. Procopius der Kleine und mehre andere Anführer fielen an seiner Seite. Die Niederlage der Taboriten war vollständig; kaum 390 M. Fußvolk entrannen der Gefangenschaft. Die Pilsener hatten 1000 Gefangene gemacht, die sie in eine Scheune sperrten und verbrannten; die übrigen Gefangenen wurden als Leibeigne unter die Sieger vertheilt. Nachdem auch die Stadt Tabor, der Sitz der Taboriten, sich ergeben hatte, wurde Böhmen durch die Böhmen selbst beruhigt, und der Landtag legte dem Kaiser Sigismund die Bedingungen vor, nach deren Annahme Böhmen ihn 1436 als König anerkannte.

Proctor (Bryan Waller), ein engl. Dichter, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Barry Cornwall, wurde gegen Ende des 18. Jahrh. in London geboren und erhielt seine Schulbildung zu Harrow-College. Er widmete sich der juristischen Laufbahn und lebt noch zu London als barrister at law in angenehmen Verhältnissen. Als Dichter trat er zuerst 1815 mit „Dramatic scenes" auf, durch welche er eine natürlichere Redeweise in die dramatische Literatur einzuführen strebte. Im J. 1820 folgte „Marcian Colonna, an italian tale, with three dramatic scenes and other poems", das ebenfalls mit großem Beifall aufgenommen wurde. Im nächsten Jahre ging sein Trauerspiel „Mirandola" mit glänzendem Erfolg über die Bühne von Coventgarden; doch ist nicht zu leugnen, daß das Stück zur Darstellung wenig sich eignet, schon wegen des Mangels an dramatischer Bewegung. Im J. 1832 erschienen seine „English songs", von denen manche, wie z. B. „The sea", völlig volksthümlich geworden sind (neue Ausl., 1844). P. scheint seinen dichterischen Stil nach den Dichtern aus Elisabeth's Zeit gebildet zu haben; seine kleinern lyrischen Gedichte sind

meist vortrefflich. Auch als prosaischer Schriftsteller hat er sich versucht. Im J. 1837 gab er das Leben von Edmund Kean (2 Bde.) heraus, 1838 ein „Memoir of the life and writings of Ben Jonson" vor der Ausgabe dieses Dichters in einem Bande (Lond. 1838) und einen „Essay upon the genius of Shakespeare" vor dessen Werken (3 Bde., Lond. 1843). Der Aufsatz über Ben Jonson erfuhr so bittere Beurtheilungen, namentlich in „Blackwood's Magazine", daß der Verleger in der neuen Ausgabe von Ben Jonson's Werken sich bewogen fand, P.'s Aufsatz wegzulassen.

Procūra heißt zunächst ein Honorar für gehabte Mühe, dann eine schriftliche Vollmacht, um im Namen Dessen, der sie ausstellt, Geschäfte abzumachen; endlich das Recht, welches der Chef eines Handelshauses einem Andern ertheilt, in seinem Namen zu unterzeichnen, in welchem Falle jedoch der Procurist unter die Firma des Hauses, für welches er die Procura hat, seinen Namen setzen muß.

Procurator heißt im Allgemeinen jeder Bevollmächtigte zur Besorgung fremder Angelegenheiten. Die Römer ertheilten diesen Namen den Aufsehern über Landgüter und den Verwaltern der Einkünfte des Kaisers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, wo sie auch bisweilen die Stelle der Statthalter, besonders in kleinern Provinzen, oder in solchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten. So war der aus dem Neuen Testament bekannte Pontius Pilatus (s. d.) Procurator des zur Provinz Syrien gehörenden Jüdäa. Das ältere röm. Recht ließ nur in drei Fällen Procuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundschaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einschränkung, sich nicht durch Andere vertheidigen zu können, lästig fand, wurden Procuratores ad negotia eingeführt, welche blos bei den Richtern die Streitsachen der Parteien, anfangs unentgeltlich, später gegen eine Belohnung betrieben. Gegenwärtig versteht man unter Procurator Denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außergerichtliche Geschäfte für ihn zu besorgen, wenn er denselben aus irgend einer Ursache sich nicht selbst unterziehen kann. Da der Procurator den Eigenthümer der Rechtssache vertritt und sie in dessen Namen leitet, so ist er verbunden, durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche sein muß, was man die Legitimation zum Processe nennt, zu beweisen, daß er von demselben zur Besorgung seiner Angelegenheiten bestellt sei, oder in Ermangelung derselben Bürgschaft zu leisten, daß er, wenn sein Mandant nicht alle seine Handlungen genehmigen sollte, dem Gegentheile den dadurch entstehenden Schaden ersetzen wolle. (S. Advocat.) In manchen Ländern ist die Procuratur, der formale Betrieb der Processe, die Einreichung der Fristen und das Abwarten der Termine u. s. w., von der Advocatur, der Ausführung der Rechte selbst, unterschieden, in andern vereinigt. Rechtskundiger muß aber jeder Procurator sein. Der Procurator, welcher ohne besondere Erlaubniß keinen Andern an seine Stelle setzen darf, ist verpflichtet, die Angelegenheit seines Vollmachtgebers mit gewissenhafter Treue zu besorgen, die Grenzen seines Auftrages nicht zu überschreiten, und ist er durch eine allgemeine Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäfte bestellt, nur solche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Letztern gereichen und von welchen zu vermuthen ist, daß sie dieser selbst unternommen haben würde. Nach Vollendung seiner Geschäftsführung muß er Rechnung ablegen und kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn sie nöthig waren, zurückfodern; auch gibt ihm die Praxis Ansprüche auf ein Honorar für seine Mühe (pro cura). Haben mehre Personen das Geschäft eines Andern übernommen, so sind sie solidarisch, d. h. Alle für Einen und Einer für Alle in Rücksicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Anderes ausdrücklich bestimmt ist. Den von einer Gemeinde bestellten Procurator nennt man Syndicus (s. d.). In der franz. und rhein. Gerichtsverfassung heißen procureurs du roi oder Staatsprocuratoren die Beamten des öffentlichen Ministeriums. (S. Staatsanwalt.) Durch einen Procurator vermählen sich fürstliche Personen, wenn der Bräutigam einem Andern den Auftrag gibt, sich seine entfernte Braut in seinem Namen antrauen zu lassen, welches mit besondern Feierlichkeiten geschieht und die nämliche Gültigkeit hat, als wenn der wirkliche Bräutigam in Person gegenwärtig gewesen wäre. — In Klöstern heißt der Conventual, welcher die ökonomischen und andern weltlichen Angelegenheiten zu besorgen hat, der Pater Procu-

rator oder Klosterschaffner. — Procurator von San-Marco war der Titel der vornehmsten Staatsbeamten in der Republik Venedig. Außer den neun wirklichen Procuratoren, aus welchen der Doge (s. d.) gewählt wurde, gab es noch viele Titularprocuratoren, welche Würde mit großen Summen bezahlt wurde, da sie von dem venetian. Adel wegen des damit verbundenen Ranges sehr gesucht war.

Procureur du roi, s. Staatsanwalt.

Prodatarius, s. Dataria.

Prodigium, s. Omen.

Prodigus heißt ein Verschwender. Wenn Jemand, sei es ein Mann oder eine selbständig lebende Frau, sein Vermögen auf eine unverständige Weise zum Schaden der Seinigen durchbringt, so haben die nächsten Verwandten das Recht, ihn für einen Verschwender erklären zu lassen, wovon die Folge ist, daß ihm ein Curator gesetzt wird, ohne welchen kein von ihm vorgenommenes Rechtsgeschäft Gültigkeit hat. Doch kann er, wenn er sich bessert, durch richterliches Decret wieder in die Verwaltung seines Vermögens eingesetzt werden.

Prodikus, s. Sophisten.

Prodrömus (griech.), eigentlich Vorläufer, nennt man eine vorläufige Abhandlung oder eine solche Schrift, durch welche der Verfasser einen vorläufigen Begriff von Dem gibt, was er in einem spätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt. So bezeichnete auch Koraïs die ersten Bände seiner „griech. Bibliothek" durch „Prodromos".

Product, s. Multiplication.

Production. Über die Productivität der Arbeit ist in der Nationalökonomie lange und viel gestritten worden. Das Mercantilsystem (s. d.) schien die Productivität nur darein zu setzen, daß Geld ins Land gezogen wurde. Das Physiokratische System (s. d.) erklärte nur die Landwirthe, die Urproducenten, für productiv. Die Smith'sche Schule deckte die in Betreff des Geldes obwaltenden Irrthümer auf und setzte Industrie und Handel auf gleiche Stelle neben den Landbau, schien aber doch, in ihren frühern Vertretern, nur in der Erzeugung von sachlichen Tauschwerthen die Productivität zu suchen. Neuere Forscher derselben Schule haben zwischen unmittelbarer und mittelbarer Productivität unterschieden und erkennen Alles für productiv an, was, mittelbar oder unmittelbar, zur Ursache wird, daß die vorhandene Summe von Werthen sich steigert. — Im Processe versteht man unter Production die Vorlegung der Beweismittel, durch welche man den nöthigen Beweis zu führen denkt, insbesondere die Vorstellung der Zeugen vor Gericht, während man von Urkunden den Ausdruck inducîren braucht. Daher heißt Producent der Beweisführer; der Termin oder Abschnitt des Processes, in welchem der Beweis geführt wird, Productionstermin; und das Erkenntniß über Förmlichkeit des Beweises und Zulässigkeit der Beweismittel Productionserkenntniß.

Profan, d. h. unheilig, hieß bei den Römern nicht nur jeder Ort, der außerhalb eines heiligen Bezirks lag, und überhaupt Alles, was keinem Gott geweiht war, sondern auch jede Person, die nicht in gewisse Mysterien oder Geheimnisse eingeweiht war, daher auch die Alten beim Beginn von Opfern und andern feierlichen Handlungen die Uneingeweihten durch besondere Formeln zu entfernen suchten. Noch jetzt bezeichnet man mit dem Ausdruck Profanscribenten die griech. und röm. Schriftsteller, im Gegensatz der biblischen und kirchlichen, und mit Profangeschichte die weltliche Geschichte, im Gegensatz zur Kirchengeschichte, sowie man das Zeitwort profaniren im Allgemeinen für entweihen oder verunreinigen gebraucht und eine solche Handlung eine Profanation nennt.

Professor wurde in der röm. Kaiserzeit ein öffentlicher Lehrer, besonders der Grammatik und Rhetorik genannt, wie solche an den Schulen in Rom und den andern bedeutendern Städten mit Besoldung angestellt waren. Der Name, von profiteri, bezeichnet, daß sie sich öffentlich zur Betreibung ihrer Kunst und dem Geschäft, sie zu lehren, bekannten. Auf den Universitäten der neuern Zeit ist es der Titel der behufs öffentlicher Vorlesungen angestellten, besoldeten Lehrer in den vier Facultäten. Die für bestimmte Fächer angestellten hießen gewöhnlich ordentliche Professoren (Professores ordinarii), im Gegensatz der außerordentlichen (Professores extraordinarii), die, nachdem sie einige Jahre als Magistri legentes sich thätig bezeigt und ihre Qualification zu Universitätslehrern bewiesen haben, hierzu ernannt werden.

In neuern Zeiten haben nicht nur die Lehrer vieler Gymnasien den Professortitel erhalten, man hat auch Professoren der Musik ernannt; selbst auch Privatlehrer neuerer fremder Sprachen, ja Tanzmeister u. dgl. nennen sich mit dem franz. Titel Professeur.

Profeß heißt das Ordensgelübde, welches der Klostergeistliche nach überstandenen Noviziatjahren ablegt. (S. Klostergelübde.) — Professen (professi) ist der Name derjenigen Mitglieder des Jesuitenordens, die in alle Ordensgeheimnisse eingeweiht und im Besitz der höhern Ämter sind. Sie leisten das vierte Gelübde des Gehorsams gegen den Papst, sind insgesammt ordinirt und wohnen in den sogenannten Profeßhäusern.

Profil bezeichnet im Allgemeinen die Ansicht des senkrechten Durchschnitts eines Körpers. Obgleich das Profil in der Baukunst auch in der Länge eines Gebäudes angenommen werden kann, so wird dieses Wort doch meist, und namentlich in der Befestigungskunst, für den Querdurchschnitt eines Werks gebraucht, aus welchem man die Dicke der Brustwehr, die Größe der vordern und hintern Dossirung derselben, die untere und obere Breite des Grabens, und namentlich die Höhen und Tiefen aller Theile vollständig ersehen kann. Das Profil ist zur richtigen Verstehung des Grundrisses (s. d.) und Aufrisses (s. d.) ganz unentbehrlich. — Insbesondere versteht man in der Malerei unter Profil den scharf von einer Seite betrachteten Umriß des menschlichen Angesichts. Sehr bedeutend sind die Züge des Charakters im Profil des Gesichts ausgesprochen. Was im vollen von vorn betrachteten Antlitz uns oft durch verschwebende Rundung, blühende Farbe und liebliches Lächeln täuschen kann, wird im scharfen Profil von seinem Zauber entkleidet und spricht nach dem echten Geisteswerthe an, oder erscheint uns leer und unbedeutend. Doch gehört ein geübtes Auge dazu, um hierbei gerecht zu sein, da das Bestimmte im Profil leicht zu grell, das Zarte zu schwach hervortritt; nur wo die reinste Harmonie, verbunden mit Übergewicht des Geistigen über das Sinnliche, herrscht, wird das Profil schöner und anziehender sein, als die Physiognomie von vorn (en face). Für den Künstler ist es am leichtesten, in dem Profil die Ähnlichkeit zu treffen; aber mit seltener Zartheit und Übung muß seine Hand diese Linie zu zeichnen vermögen, wenn er weder übertreiben noch verflachen will.

Profoß ist eine jetzt längst veraltete Stellung im Militair. Als noch die Strafen vorzugsweise körperlich waren, mußte der Profoß die Ruthen und Stöcke dazu liefern; er hatte auch die Pflicht, das Binden der Verbrecher und das Schließen mit Ketten zu besorgen. In frühern Zeiten finden wir bei den Armeen einen Generalprofoß, der sogar ermächtigt war, die Todesstrafe zu vollziehen, ja selbst zu bestimmen. Der Profoß wurde aber auch im Militair immer nur mit Herabsetzung behandelt, und seine Person wie seine Function sind in der neuern Zeit gänzlich verschwunden, oder doch in richtigere Formen übergetragen.

Prognöse nennt man in der Medicin das Urtheil über den Verlauf und den Ausgang einer Krankheit, welcher sich aus den sogenannten prognostischen Zeichen folgern läßt, die keineswegs allein in der Krankheit zu suchen sind. Gibt es nämlich unzweifelhaft unheilbare Krankheiten, so ist in dieser Benennung weder der Begriff der Tödtlichkeit mit eingeschlossen, noch, wenn sie auch wirklich tödtlich sind, die Zeit festgestellt, in der sie den Tod herbeiführen. Auf der andern Seite berechtigen viele Krankheiten, welche in der Mehrzahl der Fälle geheilt werden, dennoch den Arzt, die Hoffnung auf einen guten Ausgang derselben aufzugeben, und namentlich bieten in beiden Fällen der Zustand der Kräfte, das vorausgegangene Leben des Kranken, die günstige oder vergebens erwartete Wirkung der angewendeten Mittel u. s. w. die Anhaltepunkte dar, nach denen der Arzt sein Urtheil einzurichten hat. Wie für die reine Wissenschaft die Diagnose (s. d.) Hauptsache bei der Behandlung von Krankheiten ist, so erfodert die medicinische Praxis in Hinsicht auf den Kranken selbst und namentlich auf dessen Umgebungen die größte Vorsicht in Stellung der Prognose von Seiten des Arztes, weil er sich durch einen Irrthum auf diesem Felde weit leichter das Vertrauen verscherzt, als wenn er die Krankheit verkennt, was ihm von Laien nicht so leicht nachgewiesen werden kann.

Prognostikon heißt überhaupt eine Vorhersagung zufolge gewisser Anzeichen; insbesondere versteht man in der Medicin darunter ein Zeichen, welches auf den Ausgang der Krankheit schließen läßt. Jemandem das Prognostikon stellen, heißt, ihm sein Schick-

sal vorhersagen, es geschehe nun aus vernünftigen oder abergläubischen Gründen, ernsthaft oder scherzend. (S. Astrologie.)

Programm, eigentlich ein öffentlicher Anschlag oder Befehl, heißt jetzt jede öffentliche Ankündigungs- oder Einladungsschrift, die von den Universitäten, Gymnasien und andern höhern Bildungsanstalten auf Veranlassung einer feierlichen Handlung, z. B. eines kirchlichen oder politischen Festes, einer Disputation, Promotion, Habilitation, Prüfung u. s. w., erlassen wird, daher man auch, namentlich auf den Universitäten, denjenigen Lehrer, der mit der Anfertigung dieser Programme pflichtmäßig beauftragt ist, den Programmatarius nennt. Ihrem Inhalte nach erstrecken sich dieselben theils auf die Behandlung einzelner Punkte aus den Facultätswissenschaften, theils auf Erörterung grammatischer, antiquarischer, historischer, geographischer und mythologischer Gegenstände, oder auch bei den Gymnasien auf Besprechung der wichtigsten Fragen aus dem Gebiete der Pädagogik und Methodik, und haben, zumal da sie von letztern Anstalten zugleich die genauesten Nachrichten über den jedesmaligen Stand und Wirkungskreis derselben liefern, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders aber in der neuesten Zeit, eine außerordentliche Ausdehnung und Bedeutsamkeit erhalten. Deshalb hat man schon seit mehren Jahren nicht nur einen gegenseitigen Programmentausch in den meisten deutschen Staaten gesetzlich angeordnet, sondern auch theils in einigen gelehrten Zeitschriften, theils in eigenen Werken eine übersichtliche Zusammenstellung der in den verschiedenen Programmen mitgetheilten wissenschaftlichen Abhandlungen und statistischen Notizen zu geben versucht. Zu erstern gehören Jahn's „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik", Gersdorf's „Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur", und Mühlmann's und Jenicke's „Repertorium der classischen Philologie", zu den letztern Gutenäcker's „Verzeichniß aller Programme und Gelegenheitsschriften, welche von den bairischen Studienanstalten vom J. 1823—42 erschienen sind" (Würzb. 1843), die „Programmenrevue oder Schularchiv. Eine Zeitschrift für Schul- und Wissenschaft" (3 Hefte, Dresd. 1843—46) und Wiemiewski's „Systematisches Verzeichniß der in den Programmen der preuß. Gymnasien und Progymnasien, welche in den J. 1825—41 erschienen sind, enthaltenen Abhandlungen, Reden und Gedichte" (Münst. 1844).

Progression oder Reihe nennt man in der Mathematik eine Folge von Größen oder Zahlen, welche nach einem gegebenen Gesetze zu- oder abnehmen. Geben je zwei aufeinanderfolgende Glieder dieselbe Differenz oder ist jedes Glied das arithmetische Mittel aus dem vorhergehenden und nachfolgenden, so ist die Reihe eine arithmetische; ist dagegen der Quotient je zweier aufeinanderfolgender Glieder gleich oder ist jedes Glied das geometrische Mittel des vorhergehenden und nachfolgenden, so heißt sie eine geometrische Reihe. So ist z. B. die Reihe 3, 5, 7, 9, 11, 13 u. s. w. eine arithmetische Reihe mit der Differenz 2, d. h. jedes Glied derselben steigt um 2; dagegen ist die Reihe 2, 4, 8, 16, 32, 64 u. s. w. eine geometrische mit dem Quotienten 2.

Prohibitivsystem. Bis gegen das 16. Jahrh. bekümmerten sich die Regierungen wenig um die Waaren, welche die Kaufleute für die ins Ausland gesendeten erhielten. Der Zweck der Aus- und Eingangszölle war rein fiscalisch. Sobald man aber bemerkte, daß der Handel reich und mächtig mache, kam man zu der falschen Ansicht, daß man, um reich zu werden, viel edle Metalle kommen lassen müsse, während man diese doch nur haben kann, wenn man reich ist. Man verbot daher die Ausfuhr von Gold und Silber, und die Einfuhr von Waaren, die man im Lande selbst verfertigen könne, und glaubte, daß, wenn man mehr Waaren aus- als einführe, der Überschuß in edlen Metallen bezahlt werden müsse. Durch Handelsverträge und Prämien suchte man die Ausfuhr zu begünstigen. So entstand das System der Handelsbilanz. Es wurde zuerst von Adam Smith angegriffen und von ihm bewiesen, daß, wenn man einem Volke die freie Wahl lasse, es stets die Waare erhalten werde, die ihm den meisten Nutzen bringe, sowie, daß ein fremdes Land, welches keine Bergwerke habe, unmöglich mit edeln Metallen bezahlen könne. Diese Lehre wurde bald von Denen begriffen, welche Kenntnisse von der politischen Ökonomie besaßen, hatte aber selbst auf die aufgeklärtesten Regierungen nur wenig Einfluß; denn es leben zu viele Menschen von Vorurtheilen. Eine Einfuhr setzt stets eine Ausfuhr voraus, und umgekehrt, bestehe sie aus Ver-

brauchsgegenständen oder edeln Metallen, die auch Waaren sind, obgleich von keinem oder wenigstens sehr spätem Verbrauche. Die Größe der Einkäufe eines Volks hängt von seiner Einnahme, und diese von seiner Menge bebauten Bodens, seinem Fleiße und seiner Industrie, von der Größe des Capitals eines jeden Bürgers u. s. w. ab. Die Capitale eines Volks sind sehr verschieden von seinem klingenden Gelde und können sehr groß sein mit wenigem klingenden Gelde, und umgekehrt; sie bestehen in dem Werthe der Waaren, welche seine Industrie verarbeitet, aus Maschinen, Gebäuden, Werkstätten u. s. w. Sollen edle Metalle nutzenbringend sein, so muß man sie gegen Verbrauchsgegenstände verkaufen. Die Furcht vor einem ruinirenden Handel, vor Tributen, welche die fremde Industrie den Verbrauchern auferlegt, ist ohne allen Grund. Der Handel besteht ja in einem Verkehr, wozu beide Theile ihre Einwilligung geben. Wie jede andere Waare, so gehen auch die edeln Metalle von da, wo sie am wohlfeilsten sind, dahin, wo sie den höchsten Werth haben, und da sie da, wo sie am wenigsten gelten, in Überfluß vorhanden und im andern Lande nur deswegen am theuersten sind, weil sie fehlen, so bestrebt sich der Handel unausgesetzt, jedem Lande Das zuzuführen, was ihm fehlt, sei es nun Gold, Silber, oder sonst ein Gegenstand. Die Waaren werden mit Waaren bezahlt, und da, wenn die Kaufleute beim Handel ihre Rechnung finden sollen, die Einfuhr mehr als die Ausfuhr betragen muß, so erhält ein Land stets mehr Waaren, als es ausführt. Dies hat man bis jetzt lächerlicherweise eine ungünstige Handelsbilanz genannt. Auf den ersten Anblick scheint es widersprechend, daß alle Länder zu gleicher Zeit mehr ein- als ausführen, allein es scheint nur so. Man schätzt die auszuführenden Waaren nach dem Werthe ab, den sie vor ihrem Abgange haben, und das Ausland schätzt sie nach dem Werthe, den sie bei ihm nach ihrer Ankunft haben, und ganz analog schätzen wir die Waaren, die uns vom Auslande zukommen, nach dem Werth, den sie bei uns nach ihrer Ankunft haben, während das Ausland sie nur nach dem Werthe abgeschätzt hat, den sie dort vor ihrem Abgange gehabt haben. Wie lächerlich erscheinen daher die prachtvollen Tabellen der Anhänger der Handelsbilanz, wo die Ausfuhr stets die Einfuhr um Millionen übersteigt und das Ein- und Ausgeschmuggelte nicht in Rechnung gebracht werden kann. Es gibt allerdings Leute, welche wol annehmen, daß der Reichthum nicht allein im Besitze von Gold und Silber bestehe; sie meinen aber, daß es besser sei, Rohstoffe als Fabrikate einzuführen und Fabrikate, aber keine Rohstoffe, auszuführen. Wer dieser Meinung ist, vergißt, daß der Gewinn und Verlust eines Volks wie eines Privatmannes nicht vom Gewicht oder dem Umfang der Sachen, sondern von ihrem Werthe abhängen. Wenn eine ackerbauende Nation einer industriösen für 100000 Thlr. rohe Wolle und diese jener für ebenso viel Thaler Tuche verkauft, so gibt die letztere, wenn auch eine Sache, die nur den vierten Theil jener Wolle wiegt, aber doch für 100000 Thlr. Erzeugnisse, folglich den Werth von auch nur 100000 Thlr. Man sagt zwar, daß in den letztern viel mehr Arbeitslohn und Gewinn an dem Stoffe vom Werthe dieser Summe sei, als in dem Rohstoffe von gleichem Betrage. Allein in beiden Fällen müssen 100000 Thlr. bezahlt werden, und die Masse des Volks hat soviel in dem einen wie in dem andern gewonnen. Nicht die Gestalt des Erzeugnisses, sondern sein Werth ist für das Gesammtwohl von Wichtigkeit. Wenn man die Leute nöthigt, zu verkaufen, was ihnen weniger vortheilhaft ist zu verkaufen, und zu kaufen, was ihnen weniger vortheilhaft ist zu kaufen, so ist es unbestreitbar, daß sie weniger und mit wenigerm Gewinn kaufen und verkaufen werden. Die Kaufleute und Fabrikanten darüber um Rath zu fragen, ist ein schlechtes Auskunftsmittel. Man erhält dadurch nur unvollkommene, stets vom persönlichen Interesse eingegebene Materialien. Die Menschen haben ein allgemeines Interesse, unter sich frei zu verkehren, und Alles, was ihre unschädlichen Bewegungen hindert, ist ein Übel für das Ganze. Je weniger Schranken man aufstellt, je mehr gewinnen die Völker. Wenn man für 100000 Thlr. Wolle ausführt, so hat das Volk davon ebenso viel Gewinn, als wenn man für 100000 Thlr. Tuche ausführt; allein den größten Theil dieser Summe erhalten die Besitzer der Heerden und die andern Erzeuger des Rohstoffs, während von den 100000 Thlr. ausgeführter Tuche nur ein Drittheil jene, und das Übrige die Fabrikanten und ihre Arbeiter erhalten. Da aber bei der einen wie bei der andern Annahme das Volk dieselbe Summe gewinnt, so fragt es sich blos, in welcher Classe sie einem Volke mehr Glück oder Macht verschafft. Da nun jede Classe sich in dem Grade vermehrt, in welchem sie gewinnt, und die

ackerbauende ein weniger unsicheres Dasein hat als die industrielle, so dürfte, wenn nicht die Freiheit der Industrie und der natürliche Gang der Dinge allen andern Wegen vorzuziehen wäre, es die ackerbauende Classe und die Ausfuhr der Rohstoffe sein, deren Ausdehnung vorzüglich zu begünstigen wäre, da sie weniger von den Ereignissen und den Launen der Menschen abhängt. Den Fabrikarbeitern dagegen kann kein Schutz eine dauernde Beschäftigung gewähren. Der Verbrauch der Fabrikate ist weniger dringend als der vieler andern Erzeugnisse, und namentlich der Lebensmittel. Eine Mode beraubt eine ganze Stadt ihrer Arbeit, nicht weniger ein Krieg und ein Verbot im Auslande. Ganz abgesehen von diesen zufälligen Übeln hängt ein Übel fest an dem System, durch welches das Gedeihen eines Volks von dem Verkaufe seiner Fabrikate ins Ausland abhängig gemacht wird. Dieses Volk kann sich nur den Vorzug verschaffen, wenn es wohlfeiler als die andern verkauft. Es wird dadurch eine übertriebene sparsame Ökonomie in seiner Fabrikation hervorgerufen, welche hauptsächlich die Arbeiter drückt und sie nöthigt, selbst bei gutem Geschäftsgange den härtesten Bedingungen sich zu unterwerfen, während ein ganz gewöhnliches Ereigniß, eine schlechte Ernte, der Wechsel einer Mode sie selbst des absolut Nothwendigen plötzlich berauben kann. Nicht weniger ernstliche Erwägung verdient der Satz, daß es besser sei, theuer im Inlande zu kaufen als wohlfeil im Auslande. Ein Kaufmann sendet für 100 Thlr. seines Fabrikats in ein anderes Land und erhält dort 110 Thlr. dafür, legt diese Summe in dortigen Fabrikaten an, die er zu Hause für 120 Thlr. verkauft. Das Inland hat sich also das fremde Fabrikat erzeugt, indem es das seinige verfertigte. Das veranlaßt die Ansicht, man sei darin dem Auslande zinsbar, und müsse, um dieser Schmach zu entgehen, diese fremde Industrie sich aneignen. Die Einfuhr wird verboten, und dieselbe Menge des nun inländischen Fabrikats kostet wenigstens 150 Thlr. Man wird zwar sagen, daß es wenig auf sich habe, wenn der Verbraucher 50 Thlr. mehr dafür bezahle, weil sie den inländischen Erzeugern zu gute kämen, allein dies ist genau Dasselbe, als wenn man die Wasser- und Dampfmühlen abschaffen wollte, um durch die Handmühlen mehr Hände zu beschäftigen, während es doch ein großer Fortschritt der Industrie ist, wenn sie mit weniger Erzeugungskosten arbeitet, und wenn die Ersparniß an Handarbeit die Anzahl der Arbeiter und ihres Verdienstes nicht verringert, sondern nur einem neuen Erzeugnisse zuwendet oder den Verbrauch des alten vermehrt. Wenn man also etwas erzeugen will, das 150 Thlr. kostet, während man es sich verschaffen kann, wenn man etwas erzeugt, das nur 120 Thlr. kostet, so verliert man 30 Thlr. Geht man daher den weniger sparsamen Weg, so entzieht man sich einen Theil des Begehrs und der Erzeugung, welche einen Staat mit vorgerückter Industrie und Gesittigung begründen. Sagt man folglich, daß man bei der nationalen Arbeit nicht danach fragen dürfe, wie viel sie koste, so übersieht man ganz, daß die Einnahme sich ebenso sehr durch das weniger Ausgegebene als durch das mehr Gewonnene vermehre, und daß ein Gewinn, den ein Theil des Volks auf Kosten des andern Theils erlangt, der diese Ausgabe vermeiden könnte, keiner für das Volk ist. Wenn es fremde Waaren verbraucht, so verbraucht es immer nur seine eigenen, weil es unmöglich ist, die fremden anders als durch Tausch gegen seine eigenen zu erlangen. Wenn man durch Verbote die Verbraucher nöthigt, für eine Sache mehr zu bezahlen, so verringert man ihre Einnahme, und die Einnahme Aller, rühre sie her, von woher sie wolle, ist desto größer, je mehr Verbrauchsgegenstände zu kaufen sie ihnen erlaubt, und je mehr sie für einen Gegenstand geben müssen, um so weniger können sie an den Kauf eines andern denken. Aber auch die Erzeuger gewinnen durch niedrige Preise, weil sie den Absatz vermehren. Das Prohibitivsystem und selbst nur solche Zölle, die als Mittel zur Beförderung der Industrie dienen sollen, können einen Industriezweig nur auf Kosten eines andern und der Verbraucher schützen. Begünstigt man aber keine Classe des Volks, so werden sie alle die den meisten Nutzen bringenden Industrien aufsuchen und dadurch eine naturgemäße und folglich die beste Entwickelung der Volkskräfte herbeiführen.

Projectil, s. Geschosse.

Projection nennt man die Abbildung eines Gegenstandes auf einer ebenen oder krummen Fläche durch gerade Linien, welche sich entweder parallel sind oder nach einem gegebenen Punkte zusammenlaufen. Die Punkte, in welchen die geraden Linien die Projectionsfläche treffen, geben die Projection oder das Bild des Gegenstandes. Die Lehre von

den Projectionen findet vorzügliche Anwendung bei Verzeichnung der Land-, See- und Himmelskarten, und man hat hierbei mehre Arten Projectionen. (S. Landkarten.)

Prokesch-Osten (Anton, Freiherr von), östr. Generalmajor und bevollmächtigter Minister am griech. Hofe, geb. zu Grätz am 10. Dec. 1795, verdankte seine Erziehung hauptsächlich seinem Stiefvater, dem Professor Schneller zu Freiburg. Im J. 1813 nahm er Militairdienste; 1815 diente er in Mainz unter dem Erzherzog Karl von Östreich. Nach dem Frieden arbeitete er im mathematischen Bureau zu Wien und wurde 1816 Professor der Mathematik an der Cadettenschule zu Olmütz. Im J. 1818 kam er als Adjutant zum Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg, dessen „Denkwürdigkeiten" er herausgab (Wien 1822). Als Oberlieutenant im Generalstabe vermaß er 1821 Theile von Oberungarn; 1823 trat er als Hauptmann in ein zu Triest garnisonirendes Regiment. Im folgenden Jahre machte er eine Reise in den Orient, von wo er erst 1827 wieder zurückkehrte, indem die östr. Regierung ihn zum Chef des Generalstabs der dem Grafen Dandolo anvertrauten östr. Flotille ernannt hatte. Im J. 1829 schloß er mit dem Pascha von Saint-Jean d'Acre die Übereinkunft zu Gunsten der Christen in Palästina und Galiläa. Nachdem Griechenland seine Unabhängigkeit erlangt, kehrte P. nach Östreich zurück, wurde Major in der östr. Marine und erhielt 1830 den Adelstand mit dem Namen Ritter von Osten. Im J. 1831 ging er als Chef des Generalstabs mit dem östr. Heere nach Bologna und 1832 zur Gesandtschaft nach Rom; im Sommer 1834 wurde er Gesandter in Athen, 1843 Generalmajor und 1845 in den östr. Freiherrnstand erhoben. P.'s Schriften über den Zustand des Orients zeichnen sich durch reiche Stoffhaltigkeit aus. Ob er den politischen Charakteren, mit denen er sich in denselben beschäftigt, immer ihr Recht widerfahren lasse, dürfte zu bezweifeln sein; jedenfalls scheut er die Wahrheit um ihrer verletzenden Kraft willen nicht; vielmehr zeichnen sich seine Charakterschilderungen durch scharfe Auffassung und freimüthige Darstellung aus; die Wohlfahrt des Volks ist ihm bei der Beurtheilung der politischen Dinge immer der oberste Maßstab. Wir haben zu erwähnen seine „Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien" (3 Bde., Wien 1829—31), „Das Land zwischen den Katarakten des Nil" (Wien 1832) und die „Reise ins heilige Land" (Wien 1831); E. Münch gab aus Schneller's Nachlaß „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient von Ritter Prokesch von Osten" (3 Bde., Stuttg. 1836—37) heraus; ein Freund P.'s sammelte neuerdings dessen „Kleine Schriften" (7 Bde., Stuttg. 1842—44).

Proklus, der letzte bedeutende Neuplatoniker (s. d.), der noch einmal dieser Lehre einen Aufschwung zu geben versuchte, war geboren zu Konstantinopel im J. 412 n. Chr., studirte in Alexandria Philosophie und Rhetorik, vollendete aber diese Studien, nach dem Berichte seines Biographen Marinus auf den Rath der Minerva, zu Athen unter der Leitung des Plutarch aus Athen und des Syrianus. Diese führten ihn zu Aristoteles und Platon; außerdem vertiefte er sich in die Hermetischen und Orphischen Bücher, welche letztere er als den wahren Urquell aller speculativen Theologie pries. Die letzte Weihe in der Philosophie erhielt er von der Tochter des Plutarch, Asklepigeneia. Er suchte nicht nur durch persönlichen Unterricht, sondern auch durch zahlreiche Schriften zu wirken, von denen wir noch einen Commentar über den „Alcibiades", „Kratylus" und „Timaeus" des Platon, über Euklid's „Geometrie", eine Einleitung in die Platonische Theologie in sechs Büchern, eine Abhandlung gegen das Christenthum, eine Schrift „De sphaera" u. s. w. besitzen. Anderes ist verloren gegangen. Seine Lehre gründet sich auf die der ganzen neuplatonischen Schule gemeinschaftliche Behauptung, das Absolute, die allem Mannichfaltigen zu Grunde liegende Ureinheit, lasse sich durch unmittelbare, allem reflectirenden Denken vorausgehende Anschauung erkennen. Der eigenthümliche Dienst, welchen er der Schule zu leisten suchte, besteht darin, daß er theils die Nothwendigkeit der Voraussetzung dieser Ureinheit dialektisch zu begründen, theils die Art, wie sich das Eine in der Mannichfaltigkeit einer veränderlichen Erscheinungswelt darstelle, begriffsmäßig zu bestimmen bemüht war. Der Typus dieser Entwickelung ist ihm eine triadische Fortschreitung; das Eine bleibt bei sich, geht aber ebenso aus sich heraus und kehrt, weil es in diesem Herausgehen bei sich ist, in sich zurück. Die ersten Producte dieser triadischen Fortschreitungen, die ihrem Grundgedanken nach an die He-

gel'sche Dialektik erinnern, sind das Begrenzende, das Unbegrenzte und die Vereinigung beider; aus dieser ersten Trias entsteht die zweite, Sein, Leben, Intelligenz, welche letztere das Princip der Rückkehr in das Eine enthält; im weitern Fortschritt verliert er sich in eine weit ausgeführte Dämonenlehre, und auch bei ihm fällt die Speculation mit dem Aberglauben und der Schwärmerei des Zeitalters zusammen. Auch er glaubt an Magie und Theurgie, und sein Biograph Marinus hat sein Leben mit vielen wunderlichen Fabeln ausgeschmückt. Er starb im J. 485. Seine Werke hat Cousin (6 Bde., Par. 1820—25) und Creuzer (3 Bde., Orf. 1835) herausgegeben.

Prokne, s. Philomele.

Prokopius, aus Cäsarea in Palästina, daher Caesariensis genannt, ein späterer griech. Geschichtschreiber aus dem 6. Jahrh. n. Chr., begleitete den Belisar (s. d.) auf dessen Feldzügen als Geheimschreiber, lehrte dann zu Konstantinopel die Beredtsamkeit und wurde daselbst vom Kaiser Justinian zu den höchsten Staatswürden erhoben. Wir besitzen von ihm mehre historische Werke, die in einer noch ziemlich guten Sprache und mit großer Unparteilichkeit verfaßt sind, namentlich die „Geschichte seiner Zeit", in acht Büchern, welche eine Beschreibung der Kriege mit den Vandalen, Mauren, Persern und Gothen von 395—559 n. Chr. enthält; ferner unter dem Titel „Ktismata" eine Schrift über die unter Justinian neuerrichteten und wiederhergestellten Gebäude, in sechs Büchern, die gewöhnlich unter der Aufschrift „De aedificiis Justiniani" angeführt wird, endlich „Anecdota" oder „Arcana historia", worin er das in seinen übrigen Werken über Justinian und dessen Gattin rühmlich Erwähnte wieder zurücknimmt. Die beste Ausgabe sämmtlicher Werke besorgte W. Dindorf (3 Bde., Bonn 1833—38), eine besondere Bearbeitung der „Anecdota" J. K. Orelli (Lpz. 1827) und eine gute deutsche Übersetzung der „Geschichte seiner Zeit" P. F. Kannegießer (4 Bde., Greifsw. 1827—31). — Zu unterscheiden von ihm ist Prokopius aus Gaza, daher Gazaeus genannt, der als Lehrer der Redekunst 527 n. Chr. starb und Commentare oder Scholien zu mehren Büchern des Alten Testaments in griech. Sprache verfaßte, die nicht ohne Werth und deshalb wiederholt herausgegeben worden sind.

Prokris, s. Cephalus.

Prokrustes, d. h. der gewaltsam Ausreckende, ist der Beiname des Räubers Damastes oder Polypemon in Attika, der alle Reisende, die in seine Hände fielen, in sein Folterbett legte und ihren Körper nach demselben verkürzte oder verlängerte. Dieses trieb er so lange, bis ihn Theseus auf dieselbe Weise umbrachte.

Prolegomĕna (ein griech. Plural), eigentlich das Vorhergesagte, bezeichnet bei den Neuern eine Vorrede oder Einleitung, besonders zum Vortrag einer Wissenschaft, um die Vorbegriffe derselben zu entwickeln oder Namen, Begriff, Eintheilung und andere Verhältnisse äußerlich zu betrachten. In diesem Sinne schrieb F. A. Wolf seine berühmten „Prolegomena" zu Homer, worin über die ursprüngliche und echte Gestalt, über die verschiedenen Veränderungen und die Art der Verbesserung der Homerischen Gesänge gehandelt wird, und Otfr. Müller die „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie".

Proletarier hießen nach der Censuseinrichtung des Königs Servius Tullius alle diejenigen röm. Bürger, welche nach der fünften Classe, deren niedrigster Vermögenssatz 12500 As war, eine einzige Stimmcenturie, misbräuchlich auch sechste Classe genannt, bildeten und so den 192 Centurien der in den fünf Classen enthaltenen Bürger und der Ritter entgegenstanden. Im engern Sinne wurde mit dem Namen proletarii (der von den Alten von proles, d. i. Nachkommenschaft, weil sie durch diese namentlich dem Staate nützlich wären, abgeleitet wird) eine bestimmte Abtheilung innerhalb jener letzen Centurie bezeichnet, nämlich diejenigen Bürger, welche ein Vermögen von 1500—375 As hatten, während die noch Unbemitteltern den Namen capite censi, der freilich auch bisweilen im weitern Sinne für alle Proletarier gebraucht wird, trugen. — In neuerer Zeit hat man den Namen Proletarier für die niedrigste, besitzlose Classe der bürgerlichen Gesellschaft angewendet und ihren Zustand Proletariat genannt.

Prolog, eigentlich Vorrede oder Vorwort überhaupt, bildete in dem Drama der Alten den ersten Theil der Darstellung vor dem ersten Chorgesange und diente dazu, dem Zuhörer die Lage der Dinge auseinanderzusetzen, die zu erwartende Handlung zu motiviren und die

Scene zu bezeichnen, wo die Handlung selbst stattfinden sollte. Der gewöhnlichen Annahme nach wurde der Prolog zuerst von Thespis (s. d.), dem Urheber des Trauerspiels, um 530 v. Chr. eingeführt, und ursprünglich nur von Einer Person gesprochen. Doch behielt man diesen Namen auch bei, als der Chor selbst, wie in den „Persern" des Äschylus, die Handlung des Stücks durch eine lyrische Erzählung eröffnete. Eine Erweiterung erfuhr der Prolog besonders durch Euripides, der ihn als eigentliche Einleitung in die dem Stücke untergelegte Fabel betrachtete, um diese dem Zuschauer zu erklären oder bis dahin zu erzählen, wo die Handlung ihren Anfang nimmt. An dieser Gattung der Prologe des Euripides tadelten schon die Alten die zu große Einförmigkeit, und allerdings mangelt ihnen alles dramatische Leben, zumal da sie oft von Personen gesprochen werden, die gar nicht zur Handlung des Stücks gehören. Allein die epische Einleitung dieser Prologe gehört zu dem Wesen der Euripideischen Tragik und ist eine populaire Fortbildung der Kunstart des Sophokles, der schon das Geheimniß entdeckt hatte, die Theilnahme des Zuschauers an dem Verlaufe der vorzuführenden Begebenheiten dadurch zu steigern, daß er ihn zum Mitwisser Dessen machte, was den handelnden Personen selbst verborgen blieb. Nur geschieht dies bei Sophokles nicht geradezu durch eine Erzählung, sondern meist in dialogischer Form, wodurch die Eröffnung des Standpunkts, welchen der Zuschauer durch die Kunst des Dichters einnehmen soll, sich auf eine mehr dramatische Weise ergibt. Aus diesem Grunde erscheint z. B. zu Anfang des Ajax die Minerva im Zwischengespräch mit Odysseus, um den Zuhörer von Dem in Kenntniß zu setzen, was der Handlung des Stücks vorausgeht. Einige noch vorhandene Prologe Shakespeare's, der die Sitte derselben schon vorfand, gehören in dieselbe Classe, während andere die Verhältnisse des Dichters oder der Bühne zum Gegenstande haben. Nicht immer glücklich ist derselbe von deutschen Dichtern angewendet worden und am besten sagt er vielleicht auch jetzt noch dem alterthümlich gehaltenen Drama und der komischen Parodie zu. Außerdem kann der Prolog auch die Verhältnisse des Dichters oder Schauspielers zum Publicum betreffen. Bei den Alten, wo Dichter und Schauspieler früher Eins waren, finden wir auch Beides verbunden. Gewöhnlich bat man in einem solchen Prologe um Nachsicht in der Beurtheilung des Stücks oder seiner Darstellung, empfahl sich dem Beifall der Zuhörer, machte sie mit den äußern Verhältnissen des Stücks und seinen Schicksalen bekannt und vertheidigte sich gegen Angriffe der Kritik. Dahin gehören viele Prologe des Plautus und Terenz und auch einige englische. Aus den neuern Zeiten sind besonders die bei den wandernden Bühnen in Deutschland üblichen Prologe hierher zu rechnen. Dieser Art ist Goethe's „Was wir bringen". Letztere Gattung von Prologen ist meist von dem Stücke selbst getrennt, während die erstere, wenigstens bei den Alten, das Stück selbst begann. In neuerer Zeit hat man auch kleinere Vorspiele oder Scenen, welche ein kleines Ganzes für sich ausmachen, das aber wenigstens geschichtlich in ein größeres Ganzes einleiten soll, ebenfalls, obwol gegen den ursprünglichen Sinn des Worts, Prologe genannt. Ebenso werden bei außerordentlichen Veranlassungen oder feierlichen Gelegenheiten, mit denen die Aufführung eines Stücks zusammenfällt, z. B. bei dem Geburtstage eines berühmten Dramatikers, wie Schiller's, oder bei Eröffnung einer Bühne, Prologe gesprochen und können sich leicht dadurch über die gewöhnliche Gelegenheitspoesie erheben, daß sie sich dem aufzuführenden Stücke, das freilich für den gefeierten Gegenstand sich eignen muß, näher anschließen.

Prolonge heißt das Verbindungsmittel des zum Feuern bereitstehenden Geschützes mit der Protze, es möge in einem Tau oder einer Kette bestehen. Sie ist wol zuerst in Frankreich gebraucht worden; in Preußen hat Scharnhorst ihre Einführung lebhaft bevorwortet, und es ist nicht zu leugnen, daß dieselbe in vielen Fällen große Vortheile gewährt, weil sie das Aufprotzen des Geschützes und mithin nachher das Abprotzen desselben erspart, also Zeitgewinn gewährt. Freilich ist sie nicht in durchschnittenem, auch nur hügeligem Terrain anzuwenden; das Zerreißen des Taues kann Unglücksfälle herbeiführen, und die Handhabung des Taues macht die Bedienung des Geschützes zusammengesetzter. Dagegen ist die Prolonge sehr oft unentbehrlich, wenn das Geschütz über einzelne schwierige Stellen, z. B. einen Hohlweg, einen tiefen Graben u. s. w., gefahren werden soll, wo das aufgeprotzte vierrädrige Fahrzeug entweder gar nicht durchkommen könnte, oder wesentliche Theile zerbrechen müß-

ten. Jedenfalls bleibt die stete Verbindung des Geschützes mit der Protze schon deshalb wichtig, weil die letztere im Augenblicke der Gefahr durch entmuthigte Leute nicht fortgefahren werden kann, ohne jenes mitzunehmen.

Prolusio (lat.), eigentlich das Vorspiel vor der Hauptsache, die Vorübung, wird in neuerer Zeit zuweilen als Titel akademischer Einladungs- oder Ankündigungsschriften gebraucht. (S. Programm.)

Promesse heißt das Document über Vermiethung von Loosen der Geldlotterie oder Lotterieanlehen, wo dem Miether alle höhern Gewinne, dem Vermiether aber die in einer Classe oder Ziehung herauskommenden kleinsten Gewinne zufallen. Oft ist der Vermiether mit diesen allein als Entschädigung für diese Vermiethung zufrieden, oft aber muß der Abmiether auch noch eine bestimmte Summe dafür zahlen.

Prometheus, aus dem Titanengeschlechte, war ein Sohn des Japetos und der Klymene, Bruder des Atlas, Menoitios und Epimetheus, und Vater des Deukalion. Aschylus gibt ihm die Themis, Apollodor die Asia zur Mutter; nach Herodot hingegen ist letztere seine Gattin. Äußerst klug und gewandt, strebte er dem Zeus, dem Stifter des neuen Göttergeschlechts, entgegen, dem er früher beigestanden. Als nämlich die Titanen den Kronos vom Throne zu stürzen und den Zeus darauf zu setzen trachteten, gab P. den heilsamen Rath, mit List zu Werke zu gehen. Allein jene wollten Gewalt brauchen. Daher wendete sich P. an Zeus, und dieser siegte durch seine Anschläge und bestieg den väterlichen Thron. Allein nun zerfiel er wieder mit dem neuen Oberhaupt der Götter, da bei Vertheilung der Güter der Welt das Geschlecht der Sterblichen nicht nur nicht berücksichtigt, sondern sogar vertilgt und ein neues Geschlecht geschaffen werden sollte. P. rettete die Menschen vom Untergange; ja er entwendete sogar in einem hohlen Rohre, Narther genannt, das Feuer vom Himmel, theilte es ihnen mit und lehrte sie es zu den verschiedenen Künsten gebrauchen. Diesen Frevel zu strafen, sendete Zeus den Menschen die Pandora (s. d.), welche alles Unheil über sie brachte; den P. aber schlug er selbst in Bande und fesselte ihn an eine Säule oder ließ ihn, wie Äschylus erzählt, an einen Felsen des Kaukasus von Hephästos anschmieden und von einem Adler seine Leber zerfleischen, die während der Nacht wieder wuchs. P. duldete diese Qualen lange Zeit heldenmüthig, da er wußte, wann er davon befreit werden würde. Endlich kam Herakles zu ihm, erlegte den Adler und befreite ihn, und zwar mit des Zeus Bewilligung selbst, der seinem Sohne Herakles hierdurch noch größern Ruhm verschaffen wollte. Als Ursache, warum Zeus den Sterblichen zürnte, erzählt Hesiod Folgendes. Als sich die Götter mit den Menschen zu Mekone, dem nachmaligen Sikyon, zu vergleichen suchten und hierbei in Streit geriethen, vertrat P. die letztern. Zu dem Ende theilte er einen großen Stier, legte Fleisch, Eingeweide und Fett in die Haut gehüllt und mit dem Magen bedeckt auf die eine Seite, die Knochen aber künstlich mit der Fetthaut verhüllt auf die andere. Zeus ließ sich absichtlich täuschen und erwählte den Theil der Knochen, um in Zorn ausbrechen zu können. Die Strafe war, daß Zeus den Menschen, deren Beschützer P. war, das Feuer vorenthielt. Seit jener Zeit nun, fügt Hesiod hinzu, verbrennen die Menschen den Göttern weißes Gebein auf duftenden Altären. Der spätern Zeit gehört die Sage an, daß P. auch die Menschen geschaffen habe. Das älteste Zeugniß für den Menschenbildner P. findet sich bei der Dichterin Erinna; der Urheber des Mythus ist unbekannt. Hesiod weiß nichts davon. Auch bei Äschylus erscheint P. nur als Retter, Lehrer und Wohlthäter der Menschen. Anlaß zu dieser Dichtung gab vielleicht die Verehrung des P. als eines Dämons der Thonbildner im Kerameikos zu Athen und die dort ausgestellten Thonmodelle und Terracotten von allerlei Form, besonders auch in Menschengestalt. Vielfach ist übrigens noch dieser Mythus sowol von Dichtern als Philosophen, je nach ihrem Zweck und Bedarf, modificirt worden. So viel geht aus Allem hervor, daß demselben die Idee, P. sei der Schöpfer der vernünftigen Cultur, zu Grunde lag. Zu Athen feierte man seine Verdienste um die Menschheit durch die Prometheia, eines der drei jährlichen Fackelrennen, welche in dem Kerameikos gehalten wurden. Ausführlich und mit der größten Sorgfalt ist der ganze Mythus behandelt in Weiske's „P. und sein Mythenkreis, mit Beziehung auf die Geschichte der griech. Philosophie, Poesie und Kunst", herausgeg. von H. Leyser (Lpz. 1842).

Promotion, vom lat. promovere, eigentlich Beförderung, wird hauptsächlich von

der Beförderung zu akademischen Würden gebraucht. Daher sagt man von einem Gelehrten, daß er als Doctor, Magister u. s. w. promovirt habe, oder dazu promovirt worden sei. (S. Doctor.)

Promptuarium oder Promtuarium, vom lat. promptus, hat man häufig als Titel für Bücher gewählt, in welchen eine Wissenschaft vollständig zum bequemen Nachschlagen dargestellt ist. Große Berühmtheit bei den Juristen hat noch immer J. E. J. Müller's „Promptuarium juris novum etc." (7 Bde., Lpz. 1792—97, 4.).

Pronax, der Sohn des Talaos und der Lysimache, Bruder des Adrastos und der Eriphyle, Vater des Lykurgos und der Amphithea, soll Derjenige sein, zu dessen Ehren nach Einigen die nemeischen Spiele gestiftet wurden.

Pronomen oder Fürwort, im Gegensatz zum Nomen im engern Sinne auch Deutewort genannt, heißt in der Grammatik dasjenige Wort, welches theils als Stellvertreter der Substantive die Gegenstände selbst, jedoch nicht nach ihrem Inhalte, sondern nur nach gewissen formellen Beziehungen bezeichnet, theils als begleitendes Bestimmungswort der Substantiva gewisse formelle Beziehungen der Gegenstände ausdrückt. Im erstern Falle wird es pronomen substantivum, wie: ich, du, wir u. s. w.; im zweiten Falle pronomen adjectivum genannt, wie: mein, dein, dieser u. s. w. Nach den Umständen aber, unter denen diese Fürwörter jene Stellvertretung ausüben, unterscheidet man verschiedene Arten, nämlich das persönliche Fürwort oder Personwort, pronomen personale, welches die Stelle der redenden oder angeredeten und derjenigen Person oder Sache vertritt, welche Gegenstand der Rede ist, wie: ich, wir, du, ihr, er, sie u. s. w.; das zueignende oder possessivum, welches einen Gegenstand als einer Person eigen oder angehörig darstellt, z. B. mein, dein, euer u. s. w.; das hinzeigende oder demonstrativum, wenn es auf einen nähern oder entfernteren Gegenstand hinweist, z. B. dieser, jener, auch der, die, das; das bestimmende oder determinativum, wenn es einen Gegenstand anzeigt, um mit ihm eine neue Aussage in Beziehung zu setzen, z. B. derjenige, derselbe, solcher u. s. w.; das zurückbeziehende oder relativum, wodurch die Beziehung einer neuen Aussage auf einen angedeuteten Gegenstand ausgedrückt wird, z. B. welcher, der u. s. w.; das fragende oder interrogativum, wenn man nach Personen oder Sachen fragt, z. B. welcher? wer? was für ein? u. s. w. Zu dem persönlichen Fürworte gehört auch das zurückführende, reciprocum oder reflexivum, welches die Handlung auf das Subject zurückführt und so das Subject zugleich als Object darstellt, z. B. „mich" in: ich betrübe mich, oder „sich" in: er ärgert sich. Der Bildung nach theilt man die Pronomina theils in Stammwörter, z. B. ich, du u. s. w.; theils in abgeleitete, z. B. der meinige, deinige u. s. w.; theils in zusammengesetzte, z. B. derjenige, derselbe, Niemand u. s. w. Einige Sprachen, wie die griechische und lateinische, haben auch noch besondere Formen zur Andeutung der Qualität und Quantität oder Beschaffenheit und Größe oder Zahl der Gegenstände, wie qualis, d. h. wie beschaffen, quantus, wie groß, welche Pronominalia genannt und bald substantivisch, bald adjectivisch gebraucht werden. Übrigens wird das Pronomen von den meisten Grammatikern als eine besondere Wörterclasse angeführt, von andern, wie von Schmitthenner, als stellvertretendes Nomen dem Substantivum untergeordnet. Vgl. W. von Humboldt, „Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen" (Berl. 1830); Bopp, „Analyse der drei ersten Pronominalformen" in den „Abhandlungen der preuß. Akademie der Wissenschaften" (Berl. 1824—26) und in der Schrift „Über den Einfluß der Pronomina auf die Wortbildung" (Berl. 1832), und Schmidt, „De pronomine graeco et lat." (Halle 1832).

Pronuba, die Ehestifterin oder Ehevorsteherin, war ein Beiname der Juno (s. d.).

Prony (Gasp. Clair Franç. Marie Riche, Baron de), einer der ausgezeichnetsten franz. Ingenieure, geb. zu Chamlet im Rhonedepartement 1755, erhielt seine Bildung in der Bauakademie, wurde 1780 Unterkriegsbaumeister, 1783 nach Paris berufen, um Perronet und Chézy in ihren schwierigen Arbeiten zu unterstützen, und 1785 Hafenbeamter in Dünkirchen. Im J. 1791 zum Ingenieur en Chef zu Perpignan ernannt, erhielt er noch in demselben Jahre die Direction des neueingerichteten Steuerwesens. Gleichzeitig berechnete er seine logarithmischen und trigonometrischen Tabellen. Im J. 1794 wurde er Professor an der Polytechnischen Schule, 1798 Generalinspector und in demselben Jahre

Director der Bauakademie. Mitglied des Instituts war er 1795 bei dessen Errichtung geworden. Des ersten Consuls Gunst verlor er durch seine beharrliche Weigerung, denselben nach Ägypten zu begleiten, doch behielt er seine Stellung an der Polytechnischen Schule bis zu Napoleon's Sturze. Die Restauration schmückte ihn mit Orden, erhob ihn 1828 zum Baron und 1835 zum Pair. Er starb am 29. Juli 1839. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir „Mémoire sur la poussée des voûtes" (Par. 1783); „Exposition d'une méthode pour construire les équations indéterminées qui se rapportent aux sections coniques" (Par. 1790, 4.); „Nouvelle architecture hydraulique" (2 Bde., Par. 1790—96, 4.); „Mécanique philosophique raisonnée, ou analyse raisonnée des diverses parties de la science de l'équilibre et du mouvement" (Par. 1800, 4.); „Recherches physico-mathématiques sur la théorie des eaux courantes" (Par. 1804, 4.); „Essai expérimental et analytique sur les lois de la dilatation des fluides élastiques" (Par. 1808, 4.); „Cours de mécanique, concernant les corps solides" (2 Bde., Par. 1815, 4.), und „Description hydrographique et historique des Marais Pontins etc." (Par. 1823, 4., nebst Atlas), enthaltend eine interessante Geschichte der verschiedenen Versuche zur Austrocknung der Pontinischen Sümpfe (s. d.), sowie P.'s eigene desfallsige Vorschläge. Abgesehen von der großen Zahl seiner kleinern, aber für den Mann von Fach beachtungswerthen Schriften und den Abhandlungen in wissenschaftlichen Journalen erinnern wir nur noch an seine „Notice sur les grandes tables logarithmiques et trigonométriques, adaptées au nouveau système métrique décimal" (Par. 1824, 4.), worin er eine äußerst interessante Nachricht über die unter seiner Leitung seit den ersten Jahren der Revolution im Auftrag der Regierung berechneten, 17 Foliobände füllenden logarithmischen Tafeln gibt, die bis jetzt ungedruckt auf der pariser Sternwarte liegen. Übrigens hat P. die Wissenschaft nicht nur als Schriftsteller gefördert und als Lehrer sie verbreitet; auch seine Thätigkeit als Beamter war keine geringere, und sehr viele öffentliche Bauten, besonders Wasserbauten, wurden von ihm in Frankreich und Italien ausgeführt. — Seine Gemahlin, geborene Lapoix de Freminville, geb. 1754, gest. 1822, stand bei der Kaiserin Josephine in hohem Ansehen. — Sein Bruder, C. G. A. Riche de Prony, begleitete als Naturforscher die Expedition, welche Lapeyrouse aufsuchen sollte, und starb 1797 an den dabei erlittenen Beschwerden.

Proömium (griech.) nannten schon die Alten im Allgemeinen theils den Eingang einer Rede oder eines Gedichts, theils das Vorspiel in der Musik, insbesondere aber eine eigene Gattung kleiner lyrischer Gesänge, die vor einem größern Hymnus angestimmt und mit der Zeit unter den Händen musikalischer Dichter zu selbständigen Ganzen ausgebildet wurden.

Propädeutik, d. i. Vorbereitung oder Vorübung, nennt man den Inbegriff der Kenntnisse und geistigen Übungen, die zum Erlernen einer Wissenschaft oder Kunst nöthig sind. Der ganze Begriff ist relativ; das Studium einer Wissenschaft, die für sich ihren eigenen Zweck hat, kann in Beziehung auf eine andere ein propädeutisches Hülfsmittel sein. So sind z. B. die reine Mathematik für die Mechanik und Astronomie, die Botanik und Chemie für die Medicin, die Sprachstudien für die Theologie oder Geschichte u. s. w. propädeutische Disciplinen. Eine Propädeutik für eine bestimmte Wissenschaft nennt man daher eine Darstellung der Vorkenntnisse, welche nöthig sind, um das Studium derselben nur anfangen zu können. Gänzlich verschieden davon ist eigentlich eine Encyklopädie einer Wissenschaft, welche eine kurze und übersichtliche Zusammenstellung ihrer Resultate gibt. Soll eine Encyklopädie einen propädeutischen Charakter haben, so wird sie zu nicht viel mehr dienen können, als dazu, eine vorläufige Übersicht über den Umfang und die Theile eines wissenschaftlichen Gebiets zu geben und die Hauptclassen der Probleme hervorzuheben, mit welchen sich diese Wissenschaft beschäftigt. Wo diese Probleme verwickelt und zahlreich sind, wie z. B. in der Philosophie, da werden propädeutische Betrachtungen ebenso wichtig als schwierig. Je nach der Richtung der philosophischen Systeme haben auch die Ansichten über die Propädeutik zur Philosophie vielfach gewechselt, vorzüglich da man propädeutische Denkversuche, welche dem Geiste Freiheit und Beweglichkeit geben sollen, oft mit der Darlegung der Principien eines bestimmten Systems verwechselt hat.

Propaganda nennt man im Allgemeinen jede Anstalt, welche den Zweck hat, die christliche Religion unter nichtchristlichen Völkern zu verbreiten, wie solche hauptsächlich im 17.

Jahrh. entstanden. (S. Missionen.) Vorzugsweise aber versteht man darunter die von Gregor XV. 1622 gestiftete Congregatio de propaganda fide, ein aus 18 Cardinälen und einigen andern Mitgliedern bestehendes Collegium, welches den Zweck hat, Alles, was auf die Verbreitung des katholischen Glaubens und die Ausrottung der Ketzer sich bezieht, anzuordnen und zu leiten. Urban VIII. verband damit 1627 das Collegium seu seminarium de propaganda fide, eine Bildungs- und Vorbereitungsanstalt für Missionarien. Die Congregation versammelte sich sonst wöchentlich einmal in Gegenwart des Papstes. Ihr Hauptfest begeht sie am 6. Jan., an welchem eine Akademie gehalten wird, und die aus den verschiedensten Ländern gebürtigen Zöglinge des Collegiums in ihren Landessprachen Reden halten oder Gedichte declamiren. Sie ist im Besitz eines eigenen sehr schönen Palastes und hat eine durch ihren Reichthum an Druckschriften berühmte Druckerei, welche die fernsten Länder mit Breviarien, Meßbüchern und Tractätchen in ihren Landessprachen versieht. Zur Zeit der franz. Revolution übertrug man den Namen Propaganda auch auf die geheimen Gesellschaften, welche den Zweck hatten, die Grundsätze der Demokratie durch Emissaire nach andern Ländern zu verbreiten. Ähnliche Propaganden bildeten sich in Frankreich nach der Julirevolution, die namentlich in Belgien, Italien und Polen das Feld ihrer Wirksamkeit fanden.

Propemptikon (griech.) heißt ein Abschiedsgedicht, wodurch man Jemanden bei seiner Abreise mit guten Wünschen begleitet. Schon die Alten kannten diese Art von Gelegenheitsgedichten, und zu den ältesten gehört ein, „Propempticon Pollionis" überschriebenes episches Gedicht des Helvius Cinna aus dem 1. Jahrh. v. Chr., welches an den in den parthischen Krieg ziehenden Asinius Pollio gerichtet ist. Ähnliche Erzeugnisse besitzen wir von Statius (s. d.) und Sidonius (s. d.). Der Inhalt und die noch vorhandenen Bruchstücke jenes größern Gedichts des Cinna sind erläutert von Weichert in den „Poetarum lat. reliquiae" (Lpz. 1830). Noch im 18. Jahrh. wurde mit diesen Poesien, die meist ohne allen innern Werth waren, großer Misbrauch getrieben, während sie in neuester Zeit zugleich mit der sich steigernden Reiselust fast gänzlich verschwunden sind.

Propertius (Sextus Aurelius), einer der ausgezeichnetsten elegischen Dichter der Römer im Zeitalter des Augustus, aus Mevania, nach Andern aus Hispellum in Umbrien gebürtig, erhielt nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, eines röm. Ritters, zu Rom eine sorgfältige Erziehung und fand daselbst nach Beendigung der bürgerlichen Unruhen an Mäcenas einen kräftigen Beschützer, der ihm auch des Kaisers Gunst verschaffte. Nachdem er dem Studium der Rechtswissenschaften sehr bald entsagt hatte, lebte er, wie sein Freund Ovid, ohne ein öffentliches Amt anzunehmen, fast ausschließlich der Beschäftigung mit der Poesie, starb aber schon um 10 v. Chr. in der Blüte seiner Jahre. Seine Dichtungen, welche in vier Büchern Elegien bestehen, empfehlen sich durch eine kräftige und lebhafte Sprache, durch geregelten Versbau, durch rhetorische Kunst und Gewandtheit, sowie durch einen blendenden Glanz der Darstellung, besonders in der Schilderung heroischer Gegenstände, obgleich ihnen die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Ovid und Tibull abgeht. Für die gelungenste Dichtung und für ein wahres Meisterstück wird gewöhnlich die letzte Elegie des vierten Buchs gehalten. Der Inhalt der meisten Elegien betrifft die Liebe, freilich nicht die edlere und himmlische; doch gehören einige in die Classe des didaktischen und erzählenden Gedichts, und hier zeigt der Dichter vorzüglich seine Gelehrsamkeit, wo er Gegenstände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt. Sein stetes Muster war der Alexandriner Kallimachus (s. d.). Die Werke des P. sind früher gewöhnlich in Verbindung mit Tibull (s. d.) und Catull (s. d.) herausgegeben worden. Besondere Bearbeitungen besitzen wir von Broekhuyzen (Amst. 1702 und 1727, 4.), Vulpius (2 Bde., Padua 1755), Burmann und Santen (Utr. 1780, 4.), Kuinöl (2 Bde., Lpz. 1804—5), Lachmann (Lpz. 1816 und Berl. 1829), Jakob (Lpz. 1827), Paldamus (Halle 1827) und Hertzberg (4 Bde., Halle 1843—45); deutsche Übersetzungen von Knebel (Lpz. 1798), Strombeck (Braunschw. 1822), J. H. Voß (Braunschw. 1830) und Hertzberg (4 Bdchen, Stuttg. 1838). Vgl. Gruppe, „Die röm. Elegie" (2 Bde., Lpz. 1838—39).

Propheten hießen bei den Hebräern die Seher, Weisen und Volksredner, welche für die Aufrechthaltung der Mosaischen Religion, der Sittlichkeit und Wohlfahrt des Volks wirkten. Zu Samuel's, des letzten Richters, Zeit finden wir zuerst die Prophetenschulen,

Verbrüderungen, in denen Jünglinge aus allen Stämmen mit Lehrern des Gesetzes und der Poesie nach Art der Pythagoräischen Gesellschaft beisammenlebten, den Geist des Gesetzes erforschten und in heiligen Gesängen aussprachen. Solche Schulen gab es zu Rama, Jericho, Bethel und Gilgal. Aus ihnen gingen die unter dem Namen der Propheten des Alten Testaments berühmten Volksredner hervor, welche die Religions- und Sittenlehre reinigten und erweiterten, die Mosaische Idee des Gottesreichs gegen die Anmaßungen der Könige und gegen die Schlaffheit der Priester aufrecht erhielten, die zu sehr mit den äußern Formen der Religionsübung beschäftigt, darin nur zu häufig das Wesen der Religion selbst ergriffen zu haben wähnten. Die Vorherankündigung der Völkerschicksale wurde nicht von Allen geübt; ja gerade einige der größten haben sich begnügt, Volksredner zu sein, was auch der griech. Name Prophet eigentlich bezeichnet. An Bildung, Einsicht und Frömmigkeit standen die Meisten hoch über ihrer Zeit. Sie traten als Gesandte Gottes auf, und ihre Reden und Lieder wurden als Gottes Wort geachtet und durch die Kraft der Poesie und Musik, die ihren Vortrag belebte, eindringlich gemacht. Größere Zeichen und Wunder als die außerordentlichen Thaten, die man ihnen zuschrieb, sind ihre Dichtungen, deren Eigenthümlichkeit, Gedankenfülle und Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Von der betrübenden Gegenwart und den daraus geahneten bevorstehenden Drangsalen erheben sie häufig ihren Blick in eine ferne, bessere Zukunft, in welcher Gottes Allmacht und Weisheit die Wahrheit und die Tugend werde siegen lassen, und hieraus entstehen die messianischen Weissagungen der Propheten. Sie richten dann den Blick ihrer Zuhörer auf jene ideale Zukunft, in welcher ein erhabener Retter des Volks das goldene Zeitalter herbeiführen und die Verehrung des wahren Gottes unter die übrigen Völker der Erde verbreiten werde. Durch diese Messiasidee wirkten die Propheten mächtig auf den Geist ihres Volks; durch sie knüpft sich an die hebr. Religion die Verkündigung der Lehre Jesu. Von den sogenannten vier großen Propheten Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel, und den zwölf kleinern, Hoseas, Joel, Amos, Obadja, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Zacharias und Maleachi, welche letztere drei nach der babylon. Gefangenschaft lebten, sind uns Reden aufbewahrt in den prophetischen Büchern des Alten Testaments; andere kennen wir blos dem Namen nach. (S. Hebräische Sprache und Literatur.) Vgl. Stäudlin, „Neue Beiträge zur Erklärung der Propheten" (Gött. 1790) und Eichhorn, „Die hebr. Propheten" (2 Bde., Gött. 1819). In spätern Zeiten haben sich religiöse Schwärmer nicht selten Propheten genannt. Besonders war das 17. Jahrh. reich an neuen Propheten und Prophetanten dieser Art. Die Gegenstände ihrer Prophezeiungen waren die Erscheinung des Antichrists und das Gewebe von Träumereien, die der vorwitzige Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gebracht hatte, sowie der Welt Untergang.

Prophylaxis, d. h. das Streben, durch ärztliche Rathschläge den menschlichen Körper vor Krankheiten zu schützen, ist ein Haupttheil der ausübenden Medicin und gehört zur Hygiastik (s. d.). Im engern Sinne versteht man darunter die Pflicht des Familienarztes, die körperliche und geistige Wohlfahrt der seiner Sorge Anvertrauten nach der Kenntniß, die er von ihrem Alter, Geschlecht, Körperconstitution, Temperament u. s. w. hat, so zu überwachen, daß ihre Beschäftigungen, Wohnungen, überhaupt alle die außer ihnen liegenden Verhältnisse keine schädlichen Einflüsse auf sie ausüben, und jeder sich von fern zeigenden Krankheit die weitere Entwickelung, soviel wie möglich, abzuschneiden. In weiterer Ausdehnung ist es die Aufgabe der Sanitätsbeamten, die ihnen vom Staate übergebene Masse von Individuen auf jede Weise vor der schädlichen Einwirkung atmosphärischer und tellurischer Verhältnisse, namentlich aber vor endemischen und epidemischen Krankheiten durch umfassendere Maßregeln zu schützen. Daß dieses möglich sei, haben schon viele Erfahrungen bewiesen, daß aber zu einer rationellen Prophylaxis ungewöhnliche Kenntnisse sich mit großem Scharfsinn vereinigen müssen, wird Niemand, der einigermaßen die Wichtigkeit der genannten Einflüsse zu erkennen vermag, leugnen.

Propontis nannten die Alten die Erweiterung des Meeres vor dem Pontus Euxinus oder den zwischen dem thrazischen Bosporus und dem Hellespont gelegenen Theil des Meeres, das jetzige Meer von Marmara oder Mar di Marmara, jedoch so, daß der nördliche Theil der Dardanellen im Alterthume mit zur P. gerechnet wurde.

Proportion heißt in der Mathematik die Zusammenstellung zweier durch das Gleichheitszeichen verbundenen gleichen Verhältnisse. Je nachdem dieselben arithmetische oder geometrische sind (s. Verhältniß), heißt die Proportion eine arithmetische, z. B. 17—14=10—7, oder eine geometrische, z. B. 5:15=6:18. Ist das zweite Glied dem dritten gleich, so heißt die Proportion eine stetige, z. B. 11—8=8—5, oder 2:6=6:18; das doppelt stehende Glied heißt dann das arithmetische oder geometrische Mittel aus den beiden andern. In jeder arithmetischen Proportion ist die Summe der beiden äußern Glieder, des ersten und vierten, der der beiden innern, des zweiten und dritten, gleich; in jeder geometrischen aber, deren Glieder durch Zahlen gebildet werden, das Product der äußern Glieder gleich dem Product der beiden innern. Hiernach kann ein unbekanntes Glied einer Proportion leicht aus den drei übrigen Gliedern gefunden werden, eine Aufgabe, die namentlich bei geometrischen Proportionen häufig vorkommt, welche überhaupt in der praktischen Arithmetik vielfache Anwendung finden. Die unter dem Namen Regel de Tri bekannte Rechnungsart ist eigentlich nichts Anderes als die Berechnung des vierten Gliedes einer geometrischen Proportion und der drei übrigen, die dadurch geschieht, daß man das zweite mit dem dritten multiplicirt und das Product durch das erste Glied dividirt.

Proprätor, s. Proconsul.

Propst (praepositus) war ursprünglich der Amtstitel für Denjenigen, der in Stiftern und Klöstern die Ökonomie zu beaufsichtigen hatte, und ist in diesen noch gegenwärtig der Titel eines der ersten geistlichen Würdenträger. Der Propst, in Kathedralstiftern Dompropst genannt, folgt für gewöhnlich im Range gleich nach dem Bischof oder Abt, anderwärts aber erst nach dem Dekan, während er auch zuweilen oberster Vorgesetzter des Stiftes war, wie z. B. in Ellwangen. Den Propsttitel führten auch die geistlichen Vorsteher bei den Frauenklöstern. In der protestantischen Kirche führen diesen Titel in Berlin, Breslau und andern Städten des nördlichen Deutschlands die Pastoren an den Hauptkirchen; anderwärts ist er vermöge alter Stiftungen mit den obersten Predigtämtern an gewissen Kirchen verbunden, ohne daß sich für den Gebrauch desselben eine allgemeine Regel angeben ließe. Der Feldpropst ist in Preußen die erste Instanz der Divisions- und Brigadeprediger.

Propyläen, d. i. Vorhallen, hießen bei den Griechen die Thorhallen, welche den Eingang der Tempelhöfe bildeten. Es waren keine bloßen Thore, sondern schon Bauten von einigem Umfange, die in der Mitte eine Säulenhalle und zu beiden Seiten Gemächer enthielten. Insbesondere berühmt waren die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Akropolis führten und von Perikles nach dem Plane und unter Aufsicht des Mnesikles erbaut wurden, und die in ihrer Eintheilung diesen sehr analogen Propyläen am Heiligthume von Eleusis. Jene enthielten, außer dem mittlern, zum Eingange in die Burg dienenden Hauptgebäude mit fünf Thoren und doppelter Säulenreihe, noch zwei vorspringende Flügelgebäude, wovon das nördliche mit trefflichen Malereien ausgeschmückt war.

Prorogation oder Aufschub heißt die Hinaussetzung auf eine künftige Zeit; daher Prorogation einer Frist, des Parlaments u. s. w. — Von Prorogation der Gerichtsbarkeit spricht man, wenn sich Jemand einer Gerichtsbarkeit unterwirft, welcher er sonst nicht unterworfen ist.

Pororaca nennt man die zuweilen an der Mündung des Amazonenstromes vorkommende furchtbare Flutwelle. Zur Zeit der Syzygien erreicht nämlich hier die Flut in dem Zeitraume von einer bis zwei Stunden ihre volle Höhe, und mit einem vier bis sechs Seemeilen weit hörbaren furchtbaren Getöse wälzt sich eine 12—15 F. hohe Wasserwand stromaufwärts, der eine zweite, dritte, auch wol vierte folgen, und die alles in ihrem Laufe Liegende vernichten. Eine ähnliche Erscheinung in verkleinertem Maßstabe ist der Mascaret auf der Dordogne an ihrer Einmündung in die Gironde, und der Wolff auf der Seine.

Prosa, vom lat. prosa oder eigentlich prorsa, nämlich oratio, d. h. die gerade und schlicht vor sich hingehende Rede, bildet mit der Poesie (s. d.) die zwei verschiedenen Formen der Sprachdarstellung, deren Grund in der wesentlichen Verschiedenheit gewisser innerer Zustände liegt, welche der Mensch durch Sprache auszudrücken versucht. Hier zeigen sich die zwei Hauptthätigkeiten desselben, welche wir Denken und Dichten nennen und auch mit den Namen Verstand und Phantasie bezeichnen. Wenn wir denken im engern Sinne, so

stellen wir uns bestimmte Gegenstände durch Begriffe vor und verbinden Begriffe unmittelbar nach dem Gesetze des Verstandes; wenn wir dichten, so suchen wir das innere Leben des bewegten Gemüths anschaulich auszusprechen und verknüpfen Gedanken zu einem anschaulichen Ganzen. In der Sprachdarstellung des Dichters herrscht daher der sinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anschauung vor; beim Denken aber nimmt die Sprache die Allgemeinheit und Bestimmtheit der Begriffe an. Sonach ist die Poesie vorherrschend Sprache der Anschauung, die Prosa Sprache der Reflexion.

Sowie sich nun der Dichter zur Veranschaulichung des innern Lebens, was die Bedeutung der Worte anlangt, des versinnlichenden bildlichen Ausdrucks bedient, so charakterisirt man im Gegensatze die Prosa als den eigentlichen Ausdruck oder die unbildliche Rede, nicht als ob dieselbe alle Bilder ausschlösse, sondern weil der Zweck derselben ihre Herrschaft nicht gestattet. Was die hörbare Bewegung der Worte, oder die rhythmische und musikalische Form der Sprache anlangt, so bedient sich der Dichter zu jenem Zwecke des bestimmten, dem Charakter der poetischen Gemüthsbewegung und der sie veranlassenden Gegenstände entsprechenden Rhythmus (s. d.); aber auch in der Prosa kann Derjenige, der stets den vollkommensten und entsprechendsten Ausdruck seines Innern sucht, den Sinn für angemessene Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verleugnen, ja er muß sogar unwillkürlich seinen Worten eine hörbare Bewegung geben. So entsteht der ungebundenere, aber wohllautende Rhythmus der Prosa, welchen man als Erfoderniß jeder guten Prosa in den Perioden und Verhältnissen der Sätze verlangt (s. Numerus), und in dieser Beziehung hat man die Prosa ungebundene Rede (oratio soluta) genannt. Aus diesem Allen und daraus, daß der poetische Gemüthszustand eine erhöhte Stimmung der Seele ist, läßt sich auch abnehmen, warum man die Prosa als die im menschlichen Leben vorherrschende Sprache oder Denkweise ansieht und bezeichnet. Hiermit hängt auch die Bedeutung des Wortes Prosa zusammen, daß man darunter die Wirklichkeit, besonders das gewöhnliche Leben, versteht, und Darstellungen, welche in dasselbe verfallen, oder sich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, prosaisch zu nennen pflegt. Die Prosa kann, als Form der Sprachdarstellung betrachtet, in Hinsicht ihres Gegenstandes poetisch sein, und die höhere prosaische Darstellung kann einen poetischen Sinn und Geist, eine poetische, d. h. eine sowol über die gemeine, sinnliche, als über die blos verständige und abstracte Denkart erhabene Lebensansicht offenbaren; aber sie darf nicht die poetische und prosaische Form vermischen. In letzterer Hinsicht ist die sogenannte poetische Prosa nur eine Zwittergattung. Etwas ganz Anderes ist es aber mit der absichtlichen und bedeutungsvollen Abwechselung des prosaischen und versificirten Dialogs, z. B. bei Shakespeare.

Nach der Verschiedenheit der Bedeutungen der Worte Poesie und Prosa ist auch der Begriff des Prosaikers oder Prosaisten verschieden, mit welchem Namen man sowol einen Schriftsteller belegt, der seine Gegenstände, als Gegenstände der Erkenntniß, in verstandesmäßiger und ungebundener Rede behandelt, als auch überhaupt Den, der in ungebundener Rede schreibt, selbst den Romandichter; zuweilen spottend auch Den, welcher poetische Gegenstände unpoetisch ansieht oder darstellt, geschähe es selbst in einer gebundenen Rede. Der Behauptung, daß die Prosa die gewöhnliche Sprache des Menschen sei, scheint zu widersprechen, daß überall die Prosa sich erst später als die Poesie entwickelt hat. So soll erst Pherecydes (s. d.) die griech. Prosa gebildet haben, doch war er wahrscheinlich nur der Erste, der über philosophisch-mythologische Gegenstände in ungebundener Rede schrieb. Überhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geschichten, Gesetze und philosophische Sprüche zuerst in Versen abgefaßt. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß das Anschauungsvermögen, das Organ der Poesie, sich früher entwickelt als das Vermögen, Begriffe bestimmt zu sondern und planmäßig zu verbinden, und daß der kindliche Mensch das innere Leben seines Geistes gleichsam in sinnlichen Gestalten außer sich schaut; ferner daß die Sprache ursprünglich den lebendigsten Ausdruck des gesammten innern Zustandes, namentlich aber des Gefühls, enthält und die Gegenstände lebendig bezeichnet, und daher auch mehr Gesang als Rede ist; endlich daß die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Gesetze, Weisheitsregeln u. s. w., bei Ermangelung der Buchstabenschrift, eine sinnliche Bezeichnung durch den das Gedächtniß unterstützenden und dem Gefühle natürlich entsprechenden Rhythmus vielfach empfahl. Wenn

Einige behauptet haben, daß gute, reine Prosa seltener sei als gute Poesie, so widerlegt dies das Beispiel der Griechen und Römer, und es könnte dies nur von einem bestimmten Volke behauptet werden, dessen poetische Anlage und Ausbildung überwiegend wäre. Vielleicht ist aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen und die prosaischen Werke verdunkeln. Daher vergleicht Saint-Evremont die Prosaisten treffend mit Fußgängern, welche ruhiger einhergehen und weit weniger Lärm machen, und so nannten schon die Griechen und Römer die Prosa die zu Fuß gehende Rede. Die Theorie des prosaischen Stils macht den vorzüglichsten Theil der Stilistik (s. Stil) aus, von der jedoch die Theorie des oratorischen Stils gewöhnlich getrennt wird. Letztere wird in der Rhetorik abgehandelt, wie die des poetischen Stils in der Poetik. Einige betrachten auch Prosa, Poesie und Beredtsamkeit als drei verschiedene Arten oder Grundformen der Sprachdarstellung, welche sich auf die vorherrschenden Zustände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen und ihnen entsprechen sollen. Vgl. G. Hermann, „De differentia prosae et poeticae orationis" in den „Opuscula" (Bd. 1, Lpz. 1827).

Proscenium hieß im röm. Theater der Platz vor der Scene oder der vordere Theil der Bühne, wo die Schauspieler auftraten. Er war etwas niedriger als die Bühne, aber in gleicher Ebene mit der Orchestra (s. Orchester) und scheint an einem Punkte eine Erhöhung gehabt zu haben, von welcher man das Spiel am besten beobachten konnte, weil man zunächst war.

Proscription, von proscribere, hieß bei den Römern die Ausbietung von Gütern zum Verkauf an den Meistbietenden, die durch öffentliche schriftliche Bekanntmachung geschah, und namentlich bei Gütern stattfand, die vom Staate eingezogen wurden (Publication oder Confiscation), sowie bei der Execution in das Vermögen eines Privatschuldners. Als Sulla nach der Überwindung der Marianer im J. 82 v. Chr. in Rom morden ließ und schon mehre Tausende gefallen waren, foderte ihn Quintus Metellus Pius im Senat auf, Diejenigen zu nennen, welche noch sterben sollten, und so die Andern von der Furcht zu befreien, und der Centurio Lucius Fusidius empfahl die Bekanntmachung der Namen der zu Tödtenden mittels ausgehängter Tafeln. Sulla nahm dies an; die Ausdrücke proscribere und proscriptio wurden auf diese öffentlichen Bekanntmachungen, deren mehre aufeinander folgten, übertragen, und Sulla wird daher als Erfinder der Proscriptionen, als gewaltsamer Ächtungen ohne vorhergegangenes Urtel und Recht, bezeichnet. Die Köpfe der Geächteten, deren Zahl Valerius Maximus zu 4700 angibt und auf deren jeden ein Preis von zwei Talenten gesetzt war, wurden auf dem Forum aufgestellt. Als Dictator gab Sulla noch ein Proscriptionsgesetz, das die Einziehung und den Verkauf der Güter der Geächteten anordnete und den Söhnen und Enkeln derselben das Recht, ihre Väter zu beerben und zu Ehrenstellen zu gelangen, entzog, eine Grausamkeit, die erst Cäsar im J. 49 aufhob, der sich selbst zu keinen Proscriptionen, wie Viele sie von ihm fürchteten, erniedrigte. Dagegen ergriffen die Triumvirn Octavian, Antonius und Lepidus im J. 43 dieses scheußliche Mittel, um sich theils an ihren persönlichen Feinden zu rächen, theils die republikanisch Gesinnten aus dem Wege zu räumen, theils das Geld, das sie brauchten, zu gewinnen. Noch ehe sie nach Rom kamen, hatten sie dem Consul Pedius den Befehl gegeben, siebenzehn der angesehensten Männer, unter ihnen Cicero, tödten zu lassen. In Rom selbst erließen sie am 28. Nov. 43 ein Proscriptionsedict, durch das für jeden Kopf dem Freien 25000 Denare, dem Sklaven 10000 und die Freiheit versprochen wurden. Der eigene Bruder des Lepidus und der Oheim des Lepidus standen an der Spitze der auf den Tafeln Verzeichneten, deren erste 130, eine zweite 150 Namen enthielt, und die Zahl der Gemordeten wird auf 300 Senatoren und 2000 Ritter angegeben. Bei dem Antritt der neuen Consuln am 1. Jan. 42 wurde das Ende der Proscription verkündet.

Prosector, eigentlich Vorschneider, nennt man den an anatomischen Lehranstalten dem Lehrer der Anatomie beigegebenen Gehülfen, welcher die zu den Vorlesungen gebrauchten Präparate an frischen Leichnamen, sowie diejenigen, welche in Sammlungen aufgenommen werden sollen, zu besorgen hat.

Proselyt, seiner griech. Ableitung nach ein Fremdling oder Ankömmling, heißt in Hinsicht auf Religion Derjenige, welcher eine Religion oder Religionspartei verläßt, um sich

zu einer andern zu bekennen, und im Allgemeinen Jeder, der von irgend einer Partei zu einer andern übergeht. Die Juden unterschieden Proselyten der Pforte oder des Thors und Proselyten der Gerechtigkeit. Unter Proselyten der Pforte, auch Judengenossen genannt, verstand man Diejenigen, welche dem Götzendienst entsagten und zur Verehrung des einigen Gottes sich bekannten, ohne sich der Beschneidung und den übrigen Vorschriften des Mosaischen Gesetzes zu unterwerfen. Sie wurden nur in den Vorhof des Tempels zugelassen und standen an der Pforte oder dem Thore des Innern, und daher ihr Name. Sie hatten das Recht, in dem Lande Israel zu wohnen, aber nur in den Vorstädten und Flecken. Unter Salomo gab es 150000 solcher Proselyten, welche am Tempelbau arbeiteten und von den Kananitern abstammten. Die Proselyten der Gerechtigkeit wurden Diejenigen genannt, die von dem Heidenthume zum Judenthume völlig übertraten, beschnitten wurden und sich zur Beobachtung des Mosaischen Gesetzes (Gerechtigkeit) verpflichteten. Nach der Beschneidung erhielten sie die Taufe, indem man sie an einem Festtage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Cisterne voll Wasser tauchte. Bei Kindern eines Proselyten fand diese Taufe, welche unter dem Namen der Proselytentaufe bekannt ist, nur statt, wenn sie eine heidnische Mutter hatten. Knaben unter zwölf und Mädchen unter dreizehn Jahren konnten ohne Einwilligung ihrer Altern, und im Falle diese sich weigerten, ohne Zustimmung der Gerichtsbeamten nicht Proselyten werden. Bei den Mädchen ersetzte die Taufe auch die Beschneidung. Durch dieselbe wurde Jeder als von neuem geboren betrachtet, sodaß die Altern nun nicht mehr als solche angesehen und heidnische Sklaven dadurch frei wurden. Über das Alter der jüd. Proselytentaufe hat man viel gestritten, ohne jedoch ins Reine zu kommen. Die Rabbinen lehren, die Proselyten der Gerechtigkeit hätten vom Himmel eine neue Seele und eine neue wesentliche Form bekommen. Daß es Proselyten der erstern Art noch zu Jesu Zeiten gegeben habe, scheint daraus zu erhellen, daß Jesus es den Pharisäern vorwirft, daß sie See und Land umreisten, um einen Proselyten zu machen.

Proselytenmacherei nennt man vorzugsweise das zudringliche Bestreben, Genossen einer fremden christlichen Religionspartei in die eigene herüberzuziehen. Dieses Bestreben verletzt das natürliche Recht des Menschen, gegen absichtliche Störungen seiner religiösen Überzeugung gesichert zu bleiben. Denn der Glaube, im Besitz unumstößlicher Wahrheit zu sein, und die Absicht, durch ihre Mittheilung Andere zu beglücken, rechtfertigt nach christlicher Ansicht wol das Bemühen, Nichtchristen mit der Lehre Jesu bekannt zu machen, aber durchaus nicht die Anmaßung, einem Christen die Lehren und Gebräuche der Kirche zu verleiden, in der er bisher Befriedigung fand, und die Anwendung des Grundsatzes: außer der Kirche kein Heil (extra ecclesiam nulla salus) verräth ein Verkennen der Kraft der Lehre Jesu, Sektenstolz und Herrschsucht. Mit Recht hat daher die Proselytenmacherei, als ein ungerechtes und durch muthwillige Störung des Friedens auch gemeinschädliches Beginnen gegenwärtig das Urtheil aller Vernünftigen und den Willen der Regierungen gegen sich. Freilich galt lange in Sachen der Religion, fremde Überzeugung zu achten, für Verrath an der eigenen, und seitdem in der abendländ. Christenheit verschiedene Kirchen einander gegenüberstanden, hatte jede Gründe, sich ausbreiten zu wollen. Doch waren die Evangelischen kaum irgendwo veranlaßt und vermögend, auf Eroberungen unter den Katholiken auszugehen. Vielmehr hatten die evangelischen oder protestantischen Staaten Mühe, eindringende Katholiken als politische Widersacher von sich abzuwehren, und in den Ländern katholischer Regenten wurden sie in zu engen Schranken gehalten, um anders als durch das Beispiel ihrer Standhaftigkeit im Dulden und gelegentliche Mittheilung ihrer Lehren Seelen gewinnen zu können. Größern Reiz fanden die Protestanten und Reformirten in dem gegenseitigen Eifer, sich zu bekehren. Nur war es auch hier nicht planmäßiges Proselytenmachen, sondern entweder die Macht der Umstände, wie in England und Holland, oder das bis in das 17. Jahrh. noch anerkannte Fürstenrecht: cujus regio ejus religio, wie in der Pfalz, die 1560 reformirt, 1576 protestantisch und 1583 wieder reformirt wurde, in Anhalt 1596 und in Hessen-Kassel 1604, und in einzelnen Fällen meist die von der hyperorthodoxen protestantischen Glaubenslehre sich abwendende Überzeugung, die der reformirten Kirche bis zum Dreißigjährigen Kriege einen Zuwachs verschafften, dessen die protestantische sich weder gleichzeitig noch später zu erfreuen hatte. Einen solchen Abbruch durch protestan-

tische Bekehrer hatte die katholische Kirche schon seit dem Religionsfrieden nicht mehr und noch weniger seit dem westfäl. Frieden zu fürchten. Für diese Sicherheit bürgt auch gegenwärtig der Geist des Protestantismus, der an sich nicht nur jede Art Zwang, sondern auch alles Überreden zum Confessionswechsel verbietet, keiner Partei, die an Jesum glaubt, die Seligkeit abspricht und in seiner gegenwärtigen Entwickelung die angedeuteten Grundsätze der Duldung als die seinigen erkennt. Wenn Einzelne sich von der protestantischen Kirche trennten, so geschah dies aus eigener Bewegung. Nie hat sie Propaganden errichtet, Kassen gestiftet und Missionare ausgesendet, um Katholiken zu bekehren. Sie hat nichts anzubieten, was die Sinne fesseln, der Einbildungskraft schmeicheln oder den Eigennutz reizen könnte. Überdies ist sie gewohnt, Jeden durch Unterricht zu reiflicher Prüfung seines Schrittes anzuleiten, ehe sie ihn aufnimmt. Daher waren auch die Proselyten, die von der katholischen zu einer der evangelischen Kirchen übertraten, entweder Gedrückte, Bedrohte und Misvergnügte, die aus jener heraustraten, nur um sich frei zu machen, z. B. Geistliche und Mönche, oder Abenteurer, die nach den Umständen bald diese bald jene Confession ergriffen, oder Gewerbleute, die den Glauben wechselten, um in evangelischen Städten das Bürgerrecht zu erlangen, oder endlich Wißbegierige und Nachdenkende, die der Drang nach höherer Befriedigung für Geist und Herz den Protestanten zuführte. Selbst der Übertritt des Pfarrers Aloysius Henhöfer und eines Theils seiner Gemeinde zu Mühlhausen in Baden im J. 1823 und Anderer wurde mehr durch die Härte und Unklugheit der katholischen geistlichen Behörden als durch irgend eine Spur protestantischer Proselytenmacherei veranlaßt. Am wenigsten aber verdient die Gustav-Adolf-Stiftung (s. d.) den Vorwurf der Proselytenmacherei, den die röm. Kirche ihr so gern machen möchte; sie ist keine Propaganda, sondern nur zur Unterstützung Derer, die der evangelischen Kirche schon angehören.

Insofern nun die katholische Kirche Christen anderer Confessionen, die ihr von selbst zugehen, nach Prüfung und Unterricht aufnimmt, ist sie zwar ebenso wenig als die evangelische der Proselytenmacherei zu beschuldigen; allein die Grundsätze, welche die Proselytenmacherei förmlich verwerfen, kann sie nicht anerkennen, so lange sie den Glauben an die Untrüglichkeit der in ihr überlieferten Lehre und an die göttliche Einsetzung ihrer Hierarchie festhält, zufolge dessen es außer ihr keine christliche Kirche und keine Möglichkeit gibt, selig zu werden. So erkennt sie die Proselytenmacherei nicht nur als unerlaßliche Pflicht, sondern findet auch in den Worten Jesu: „Nöthigt sie hereinzukommen", einen ausdrücklichen Befehl dazu. In dieser Überzeugung verpflichtet sie im Glaubenseide jeden Bischof und Priester, so viel als möglich Proselyten zu machen, wozu auch alle Ablaß- und Indulgenzbriefe der Päpste, sowie die Hirtenbriefe und Fastenmandate der Bischöfe immer von neuem anregen. Zur förmlich systematischen Betreibung der Proselytenmacherei dienen die Orden der Jesuiten (s. d.) und Lazaristen (s. d.), sowie die Propaganda (s. d.) zu Rom und andere auswärts bestehende Institute. Ungleich feiner als sonst, wo eifrige katholische Fürsten durch rohe Bedrückungen ihre protestantischen Unterthanen in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen suchten, geht die Proselytenmacherei jetzt zu Werke. Sie faßt den zu Bekehrenden bei seiner Sinnlichkeit, erschüttert ihn durch Drohungen, verheißt ihm Vortheile, überredet ihn durch Sophismen und ergreift, wo sie dem Herzen nicht beikommen kann, Anlässe, irgend einen rechtlichen Anspruch der Kirche an seine Person zu erheben oder für die Zukunft zu begründen. In gemischten und protestantischen Staaten benutzt man die Gemischten Ehen (s. d.), dem katholischen Gatten das Versprechen abzudringen, den protestantischen zu bekehren und alle Kinder katholisch erziehen zu lassen; man reclamirt die Kinder aus solchen Ehen, bietet den Kindern armer protestantischer Altern freien Schulunterricht und Versorgung an und sucht Nothleidende durch Geschenke und Hülfsleistungen zu gewinnen. Dazu kommt die zuerst von Bossuet (s. d.) mit Geist und Gewandtheit geübte Kunst, die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche in einem so anziehenden Lichte darzustellen, daß sie für unkundige Protestanten alles Anstößige verlieren, und, was besonders in der neuesten Zeit mit Erfolg versucht wurde, den Principien des Katholicismus mit Hülfe philosophischer Phantasien und Axiome eine Haltung zu geben, die auch Gebildete blenden kann. Diesen Bemühungen literarischer Proselytenmacherei ist die Sucht mancher Tagesschriftsteller, etwas Neues zu sagen, und die von dem röm. Prachtcultus entzückte

Poesie auf halbem Wege entgegengekommen, der herrschende Indifferentismus der Gesinnung aber so günstig, daß es durchaus nicht befremden kann, wenn namentlich Gelehrte, Dichter, Künstler und nervenschwache Weltleute der katholischen Kirche zueilen. Vgl. Weda, „Beiträge zur Geschichte der Proselytenmacherei" (Neust. an der Orla 1827) und Bretschneider, „Heinrich und Antonio oder die Proselyten der röm. und evangelischen Kirche" (5. Aufl., Gotha 1843).

Proserpina, im griech. Persephöne, auch Persephatta, bei Homer Persephoneia, die Tochter des Zeus und der Demeter oder auch der Styx, ist von Homer an die stygische Hera und die Gemahlin des Hades oder Pluton, die mit diesem über die Seelen der Abgeschiedenen und über die Ungeheuer der Unterwelt herrscht. Zur Herrscherin der Unterwelt wurde sie durch Pluton erhoben, der sie ihrer Mutter, Ceres, mit Bewilligung des Zeus raubte. Dieser nämlich gibt dem Pluton, der in die P. verliebt ist, den Rath, selbige zu entführen, da ihre Mutter gewiß nicht zugeben werde, daß sie in die Unterwelt gehe. Die Entführung fand statt, während P. mit ihren Gespielinnen auf einer Wiese Blumen pflückte. Lange suchte Demeter ihre Tochter vergebens mit Fackeln auf der ganzen Erde, bis sie von Helios deren Aufenthalt erfuhr. Heftig zürnte sie nun, und die Erde traf in Folge ihres Zornes Unfruchtbarkeit. Dadurch genöthigt, befahl Zeus dem Pluton, die P. auf die Oberwelt zurückzusenden. Dieser gehorchte, gab ihr aber erst von einem Granatapfel zu essen, wodurch sie in der Unterwelt zu bleiben genöthigt wurde. Nur mit Mühe erlangte endlich Demeter von Zeus, daß P. blos ein Drittheil, nach der spätern Sage die Hälfte des Jahres beim Pluton in der Unterwelt zuzubringen nöthig hatte. Jedenfalls ist dieser Mythus eine Allegorie der im Frühling hervorsprossenden Erdvegetation, die zur Zeit des Herbstes wieder zurücktritt. Bei den Orphikern und in der Mystik der Spätern erscheint P. als allwaltende Naturgottheit, die Alles hervorbringt und tödtet, weshalb sie auch mit andern mystischen Gottheiten, der Rhea, Artemis, Hekate u. a., vermengt und identificirt wird. Diese mystische P. ist es auch, mit der Zeus in Schlangengestalt den Dionysos Zagreus erzeugt haben soll. Verehrt wurde sie gewöhnlich unter dem Namen Kore, d. i. Jungfrau, mit der Demeter zusammen. (S. Eleusis und Ceres.) Hauptgegenden ihrer Verehrung waren namentlich Sicilien, wo sie auch geraubt wurde, und Großgriechenland. Dargestellt wird sie theils als des Hades Gemahlin, neben diesem auf einem Throne sitzend, mit dem ernsten Charakter der stygischen oder unterirdischen Hera, theils als eine jugendlich zarte und jungfräulich bekleidete Demeter. Überhaupt hat sie in der Kunst wenig Individualität erlangt, vielmehr wird sie gewöhnlich durch die schärfer charakterisirten Wesen, mit denen sie in Verbindung steht, bestimmt.

Prosodie, womit die Alten die Betonung oder Accentuation der Silben, dann das Tonzeichen selbst und auch die Lehre von der Silbenbetonung bezeichneten, wurde später und wird noch jetzt gewöhnlich theils das Zeitverhältniß der Silben, theils der Inbegriff der allgemeinen, allen besondern Versarten gemeinschaftlichen Regeln der Sprache in Ansehung der Länge und Kürze der Silben genannt. In letzterm Sinne gebraucht man auch den Namen Prosodik, die daher von der Metrik (s. d.) wohl zu unterscheiden ist. Betrachtet man die Sprachelemente, die Vocale und Consonanten, im Allgemeinen, so ergibt sich, daß der Ton auf dem Vocale ruht, und zwar länger, wenn mehre Vocale vorhanden sind, die in Einen Laut zusammenfließen. Verdoppelte Vocale, z. B. Aar, gedehnte, z. B. ihr, ohne u. s. w., und Diphthongen, z. B. auf, euch u. s. w., ebenso mehre zusammentreffende Consonanten, wenn sie ein Verweilen der Stimme erfodern, bilden eine lange Silbe. (S. Position.) Nun sind aber in den verschiedenen Sprachen im Wechsel der Consonanten und Vocale entweder die erstern oder die letztern das Überwiegende. Sprachen, deren Princip der Wohllaut ist, z. B. das Italienische und Spanische, lieben gehäufte Vocale und meiden die Consonanten. In den nord. Sprachen herrschen dagegen die Consonanten vor, und dieser Umstand, diese Gewöhnung an Consonantenfülle läßt es zu, daß auch solche Silben kurz bleiben können und daß das Gesetz der Position in diesen Sprachen wenig gilt. (S. Rhythmus.) Eine Bestimmung des Zeitverhalts nach dem verhältnißmäßigen Gewichte der Silben untereinander heißt Quantität (s. d.). Sprachen, in welchen Vocale vorherrschender Theil sind, neigen sich an und für sich mehr zur Quantität; dagegen neigen sich andere, in welchen Consonanten vorwalten, mehr zum Accent (s. d.), indem sie den Tonverhalt mehr nach einem innern

Grunde, der logischen Begriffspriorität, bestimmen. Allgemein gelten die neuern Sprachen als accentuirend, und so auch die deutsche. So lange die deutsche Poesie im Reim, in der Assonanz (s. d.) und Alliteration (s. d.) eine Entschädigung für den Mangel größern Rhythmenreichthums, wie z. B. der Griechen, hatte, blieb auch der Silbengehalt höchstens nach dem Tonmaße und der Gewalt des Taktes bestimmbar. Sobald aber in der künstlichen Poesie Sprache, Grammatik und Metrik sich mehr und mehr ausbildeten und als durch Ramler und Klopstock die deutsche Sprache in der Nachbildung antiker Rhythmen sich versuchte, verlangte auch die Prosodie eine nähere Erörterung und Bestimmung. Seitdem Klopstock in der Schrift „Über Sprache und Dichtkunst" (Hamb. 1779) seine Ansichten mitgetheilt hatte, haben sich Moritz in seinem „Versuche einer deutschen Prosodie" (Berl. 1786), besonders J. H. Voß in der Beilage zu seinen „Oden und Elegien" (Königsb. 1802) und Grotefend in seinen „Anfangsgründen der deutschen Prosodie" (Gieß. 1815) um Begründung und Zusammenstellung des Regelwerks vielfache Verdienste erworben. Für die griech. Sprache ist von Spitzner in dem „Versuch einer kurzen Anweisung zur griech. Prosodie" (Gotha 1823), für die lat. von Friedemann in der „Praktischen Anleitung zur Kenntniß und Verfertigung lat. Verse" (5. Aufl., Lpz. 1844) das Regelwerk einfach und übersichtlich gegeben worden. (S. Metrik und Vers.)

Prosopographie (griech.), d. i. Personenschilderung, nennt man in neuerer Zeit die Beschreibung der Lebensverhältnisse und Charaktere solcher Personen, die von Schriftstellern und Dichtern in ihren Werken redend oder handelnd eingeführt werden und von deren genauerer Kenntniß das Verständniß und die Würdigung der einzelnen Schriften selbst abhängt. Unter diesem Namen besitzen wir von Groen van Prinsterer eine „Platonica prosopographia" (Leyd. 1823) und von Estré eine „Horatiana prosopographia" (Amst. 1844).

Prosopopöie, s. Personification.

Prospect, s. Ansicht und Aufriß.

Prosthĕsis (griech.) heißt die Verlängerung eines Wortes durch Hinzufügung einer Silbe am Anfang desselben, z. B. „dieweil" statt „weil". (S. Paragoge.)

Protagŏras, ein griech. Philosoph, geb. zu Abdera, lebte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Man hält ihn gewöhnlich für einen Schüler des Demokrit (s. d.), dessen Atomenlehre er aber nicht annahm. Er lehrte vorzüglich in Athen und galt für einen der bedeutendsten Sophisten (s. d.). Des Atheismus beschuldigt, wurde er aus Athen verwiesen, und seine Schriften wurden öffentlich verbrannt. Sein Hauptsatz: der Mensch ist das Maß aller Dinge, wird ihm von den Alten in dem Sinne beigelegt, daß nur Das wahr sei, was einem Jeden so scheine, daß es folglich nur eine subjective Wahrheit gebe; es liegt darin eine innere Verwandtschaft mit der Lehre des Heraklit, wie namentlich die Erörterung in Platon's „Theätet" deutlich nachweist. Auch in Beziehung auf die ethische Richtung der Sophistik betrachtet ihn Platon im „Protagoras" als Vertreter des Satzes, daß die Lust der Maßstab des Guten sei. Verfolgt von athen. Schiffern soll er in seinem 70. Jahre ertrunken sein.

Protesilāos, der Sohn des Iphiklos, Königs von Phylake in Thessalien, und der Diomedeia, Gemahl der Laodameia, der Tochter des Akastos, zog mit gegen Ilios, wurde aber zuerst unter allen Hellenen von den Trojanern getödtet; weil er der Erste war, der die trojan. Küste betrat, und erhielt davon seinen Namen. Als Laodameia seinen Tod erfuhr, bat sie die Götter um Erlaubniß, nur drei Stunden mit ihm reden zu dürfen. Nach deren Verlauf ging P. in die Unterwelt zurück, und Laodameia, die sich nicht von ihm trennen mochte, starb mit. Mannichfach ist die gegenseitige Liebe des P. und der Laodameia von den Dichtern des Alterthums ausgeschmückt worden. Sein Grabmal war auf dem sigeischen Vorgebirge. Zu Eleus auf dem thrakischen Chersones wurde er als Heros verehrt, hatte daselbst einen reichen Tempel und sprach Orakel.

Protest und **Protestation**. Protest nennt man im Wechselrechte eine unter öffentlicher Beglaubigung aufgenommene Urkunde darüber, daß der Inhaber eines Wechsels Dasjenige beobachtet hat, was zur pünktlichen Besorgung des Wechselgeschäfts gehört, daß aber der Zweck nicht erreicht worden, namentlich daß die Acceptation oder Zahlung nicht erfolgt ist. Über die Fälle, in welchen protestirt werden muß, weichen die Wechselordnungen voneinander ab. Der Protest muß von einer Gerichtsperson oder einem Notar mit zwei

Zeugen aufgenommen werden; die Form desselben ist nach den Gesetzen des Orts, wo derselbe aufgenommen wird, zu beurtheilen. Er ist zur Bewahrung des Regresses an die übrigen Theilhaber des Wechselgeschäfts (Aussteller, Indossanten u. s. w.) so wesentlich, daß er nicht einmal unterlassen werden kann, wenn sie sich denselben verbeten haben. — Protestation nennt man jede feierliche Erklärung, vornehmlich einen Widerspruch gegen eine Handlung, Erklärung, Folgerung aus einer Thatsache u. s. w. Die blose Protestation ist für sich allein selten von Wirkung; sie schützt nur dagegen, daß man nicht für einwilligend gehalten werde. Zu dem Ende darf man auch an der Handlung selbst keinen Theil nehmen (dies ist eine protestatio facto contraria), sondern vielmehr mit der Protestation zugleich Dasjenige thun, was nach Verschiedenheit der Fälle als geeignetes Rechtsmittel angesehen werden kann.

Protestanten und **Protestantismus.** Der Begriff Protestanten ist ursprünglich ein publicistischer, der Sprache des deutschen Reichs angehöriger. Der Name entstand auf dem Reichstage zu Speier im J. 1529, wo am 19. Apr. diejenigen Stände des Reichs, welche die Reformation angenommen und in ihren Gebieten eingeführt hatten, gegen den von den katholischen Ständen und von dem kaiserlichen Stellvertreter einseitig gemachten Reichstagsbeschluß protestirten. Jener Reichsabschied besagte: Kein Reichsstand solle ferner eine Veränderung in Sachen der Lehre oder der Kirche vornehmen, oder die Unterthanen anderer Stände bei sich aufnehmen, oder die Messe abstellen, vielmehr sollten die der Reformation anhängigen Stände die Wiederherstellung der Messe gestatten und ihren Predigern befehlen, von den streitigen Lehren und Gegenständen zu schweigen und die heilige Schrift nur nach der zeither in der Kirche gültigen Auslegung zu gebrauchen und auszulegen, also das Bestehende nicht aus der Schrift zu bestreiten, sondern die Schrift nur zum Beweis und zur Befestigung des Bestehenden zu gebrauchen. Die evangelischen Stände aber protestirten gegen diesen Reichsabschied, weil er einseitig von den katholischen Ständen gemacht sei und sie diesen und dem Papste kein Richteramt in Sachen der Religion über sich zugestehen könnten, weil sie ihren verfolgten Glaubensgenossen den Schutz nicht versagen dürften, die Wiederherstellung der Messe nicht gestatten, ihren Predigern, die Irrthümer aus Gottes Wort zu bestreiten, nicht untersagen und noch weniger sie anweisen könnten, die Schrift nur nach der hergebrachten Kirchenlehre, welche menschlich und irrsam sei, auszulegen, vielmehr darauf dringen und darüber halten müßten, daß das Wort Gottes in der heiligen Schrift, welchem die höchste Autorität zukomme, rein und lauter gelehrt und gepredigt, die heilige Schrift aber nicht nach der herkömmlichen Kirchenlehre, als einer blos menschlichen, sondern aus sich selbst ausgelegt werde, weil nichts gewisser sei als die Schrift selbst. Durch diese Protestation wurde das Wesen des Protestantismus festgestellt, nämlich daß er nicht eine Dogmatik oder ein formulirtes Glaubensbekenntniß, sondern eine Denkart, ein System von folgenden Grundsätzen ist: 1) Die katholische Kirche kann nicht der Richter der von ihr unabhängigen evangelischen Kirche sein; 2) die Autorität der Bibel ist die höchste und steht über der Autorität der Concilien und der Bischöfe, und 3) die Bibel ist nicht nach der Tradition oder dem Herkommen auszulegen und zu gebrauchen, sondern muß aus sich selbst, aus ihrer Sprache und ihrem Zusammenhange erklärt werden. Dieses ist Protestantismus in seiner ursprünglichen und wesentlichen Gestalt; diese Grundsätze enthalten ebenso das Fundament der Reformation als ihre Berechtigung; sie sind deshalb auch stets in der protestantischen Kirche festgehalten worden. Man trug daher und mit Recht den Namen Protestanten auch auf alle Die über, welche später, obgleich sie die speiersche Protestation nicht unterschrieben hatten, dieselben Grundsätze annahmen, und so bekam der Ausdruck Protestantismus seine feste Bedeutung für Alle, welche in der Schweiz, Frankreich, England, Schottland, Holland u. s. w. jenen Grundsätzen der Reformation huldigten. Der Erlaß der preuß. Regierung vom 30. Juni 1817, nach welchem der Name Protestanten als unpassend für unsere Zeit beseitigt werden sollte, beruhte auf einer Verkennung des richtigen historischen Sprachgebrauchs und auf einem grundlosen Vorwurfe, der den Protestanten von jesuitischer Seite gemacht wurde, und welchen die Pietisten unter ihnen nachbeteten, nämlich dem, daß der Protestantismus nichts sei als eine Verneinung, ein Protestiren gegen alles Positive und gegen alle historische Autorität. Der Protestantismus bejaht vielmehr mit dem Katholicismus, daß das Christenthum eine unmittelbar göttliche, im Laufe der Zeit an die menschliche Ver-

nunft gekommene Offenbarung und daß diese Offenbarung in der heiligen Schrift niedergelegt sei, nur daß der Protestantismus sich diese Offenbarung als mit den Aposteln abgeschlossen denkt, der Katholicismus aber meint, theils daß sie in der Bibel nicht vollständig enthalten sei, sondern Vieles sich auch mündlich von den Aposteln her unter den Lehrern fortgepflanzt habe, theils daß der Gesammtkörper des Priesterthums, Papst und Bischöfe, sich fortgehender göttlicher Inspirationen zu erfreuen hätten, und daß diese Inspirationen die alleingültige Dolmetscherin der biblischen Offenbarung seien, während der Protestantismus die Bibel aus sich selbst erklärt. Auch der Protestantismus hat daher ein Positives, nämlich die geschichtlichen Offenbarungen durch die Propheten, Christus und die Apostel, und eine Autorität, nämlich die der heiligen Schrift. In der Festhaltung der Grundsätze, welche ganz allein das Wesen des Protestantismus ausmachen, beruht aber auch seine Einheit, keineswegs aber in dem Festhalten der in den Kirchenbekenntnissen formulirten Dogmatik. Darum sind Reformirte und Lutheraner, ob sie gleich sehr verschieden formulirte Glaubensbekenntnisse haben, auf gleiche Weise Protestanten, und die Reformirten der Schweiz, Hollands, Frankreichs, Englands und Schottlands, obwol sie verschiedene Bekenntnisse haben, nennen sich mit Recht Protestanten und sind als solche anerkannt, weil sie Alle jene drei Principien des Protestantismus, die sein Wesen ausmachen, auf gleiche Weise festhalten. Wenn daher auch die Protestanten einzelne Dogmen ihrer Bekenntnisse, z. B. von der Erbsünde, Trinität u. s. w., als der Schrift ungemäß fallen lassen wollten, so thäten sie dieses nur kraft ihres Princips und hörten damit nicht auf, Protestanten zu sein. Überhaupt schließt das protestantische Princip die Verbesserung des kirchlichen oder herkömmlichen Lehrbegriffs nicht aus, sondern schließt sie ganz wesentlich ein. Denn da das Schriftverständniß aus Sprachgebrauch und Zusammenhang der Schrift eines Wachsthums und einer Berichtigung fähig ist, so ist es auch der kirchliche Lehrbegriff, der ja allein vom Inhalt der Schrift bestimmt werden soll. Die Kirchenbekenntnisse der Protestanten hatten daher nicht den Zweck und konnten ihn gar nicht haben, Normen des Glaubens oder nur des Lehrens zu sein oder jemals zu werden, sondern sie sollten nur der Ausdruck desjenigen Schriftverständnisses sein, welches man damals für das richtige hielt. Wenn später die zu solchem Thun gar nicht berechtigten Magistrate die Kirchenbekenntnisse zu Lehrnormen erhoben und die Lehrer eidlich geloben ließen, nichts Anderes, als was die Bekenntnisse lehrten, vorzutragen, so war dieses nur Misgriff und eine Verzichtung auf den ersten Grundsatz ihrer Kirche, ja eine Vernichtung desselben und ein Rückgang zum katholischen Princip. Indem man nämlich das in den Bekenntnissen niedergelegte Schriftverständniß der Reformatoren zur Lehrnorm machte, so gebot man damit aller weitern Schriftforschung völligen Stillstand, setzte die Autorität der Reformatoren über die Autorität der Schrift und erschuf ein neues Herkommen, eine neue Tradition für Dogma und Schrifterklärung, die sich von der katholischen nur dadurch unterschied, daß sie erst mit Luther und Calvin und nicht mit den apostolischen Vätern begann. (S. Religionseid und Symbolische Bücher.) Wie aber das protestantische Princip den Rationalismus erzeugte, darüber s. Rationalismus.

Die kirchliche Verfassung des Protestantismus bildete sich gleich anfangs verschieden aus und konnte dies auch, da das Neue Testament darüber wenig enthält und es zweifelhaft ist, ob dieses Wenige auch als Norm für folgende Zeiten anzusehen sei. Darin aber stimmen alle Protestanten überein, daß die vollziehende Gewalt dem protestantischen Staatsoberhaupte zukomme, welches jedoch die gesetzgebende Gewalt nicht ohne Theilnahme und Zustimmung der Kirche üben könne. Wieweit diese Theilnahme der Kirche gehe, darüber sind Gesetz und Herkommen in den verschiedenen Ländern verschieden. Veränderungen in der Kirchenverfassung führten in Deutschland die Auflösung des deutschen Reichs und die Einführung neuerer Constitutionen herbei. Durch letztere ist die früher von den Consistorien collegialisch geführte Kirchenregierung in die Hände Eines, des juristischen Cultusministers, übergegangen, was man gerade keinen Vortheil für die Kirche nennen mag. Denn ein aus mehren geistlichen und weltlichen Räthen zusammengesetztes Collegium folgt nicht so leicht einer einseitigen theologischen Richtung, nimmt nicht so leicht übereilte Neuerungen vor und beweist nicht so viele Condescenz gegen fürstliche Vorurtheile als ein einzelner Mann, ein der Entlassung

leicht unterworfener Cultusminister. Der hier und da betriebenen Wiedereinführung einer Kirchenzucht haben die Laien einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt. Der kirchliche Cultus der Protestanten ist im Wesentlichen unverändert geblieben und man hat nur Gesangbücher und Kirchenagenden nach den Fortschritten der Zeit verbessert. Die einzige wesentliche Veränderung ist, daß bei den Protestanten die Privatbeichte in sehr vielen Provinzen der allgemeinen Beichte gänzlich Platz gemacht hat. Unter den Agenden hat die neue preuß. Agende für die unirten Kirchen das meiste Aufsehen erregt. Die mit ihr eng verbundene Sache der Union der protestantischen Kirchen, welche in vielen Theilen Preußens, in Nassau, Baden, Rheinbaiern u. s. w. zu Stande kam, war das wichtigste Ereigniß neuerer Zeit im Innern der Kirche. (S. Union.)

Auch die politische Stellung des Protestantismus hat sich nur in Frankreich und Deutschland verändert. In Frankreich blos darin, daß er gesetzliche Existenz gewonnen hat; in Deutschland durch den Untergang des Reichs und die Territorialveränderungen. In Deutschland war der Protestantismus früher durch den Religionsfrieden von 1555 und den westfäl. Frieden von 1648 und durch das Corpus Evangelicorum auf dem Reichstage gesetzlich geschützt, aber auch auf die Länder, wo er einmal herrschte, beschränkt. Durch den Untergang des Reichsverbandes und die Territorialveränderungen verschwanden die katholischen Priesterstände aus Deutschland völlig; viele protestantische Fürsten bekamen eine große Anzahl katholischer, Baiern dagegen einen ansehnlichen Theil protestantischer Unterthanen. So entstanden die Staaten gemischter Confessionen, daher die deutsche Bundesacte die gleiche Berechtigung beider Confessionen in Deutschland aussprach. Obgleich dies aber im Ganzen zum Vortheil des Protestantismus war, so wurden diese Vortheile doch dadurch sehr eingeschränkt, daß in den weiten Besitzungen Östreichs die deutsche Bundesacte nicht zur Vollziehung kam und hier die Protestanten nur nach dem Toleranzedict des Kaisers Joseph und in Tirol nicht einmal danach, wie die Auswanderung der Zillerthaler (s. d.) lehrte, behandelt wurden, daß nun auch der sehr thätigen katholischen Proselytenmacherei (s. d.) die protestantischen Länder geöffnet wurden, und daß man endlich dem Papste gestattete, gegen die Bundesacte zu protestiren und sie dadurch für ungültig zu erklären, woraus die noch fortdauernden heftigen Conflicte protestantischer Regenten mit der röm. Hierarchie entstanden sind. (S. Katholicismus und Ultramontanismus.)

Protestantische Freunde, auch Lichtfreunde nannte sich der Verein von Geistlichen und Laien, der im Gegensatze zu den reactionnairen Bestrebungen des Ultramontanismus und Pietismus im Sommer 1841 zu Gnadau, zwischen der Saale und Elbe, zusammentrat und sehr bald eine Ausdehnung fast durch ganz Deutschland gewann. Die Leitung der Geschäfte besorgten Archidiakonus Dr. Fischer in Leipzig, die Professoren Dr. Franke und Dr. Niemeyer in Halle und die Prediger Kluſemann und Uhlich in Magdeburg, Letzterer damals in Pömmelte; die Versammlungen waren öffentlich. Der Verein bezeichnete als seine Aufgabe den Ausbau des Reiches Jesu auf Erden nach Anleitung des einfachen Evangelii, auf dem Grunde der protestantischen Kirche, im Lichte dieser Zeit, mit allen Mitteln unsers Jahrhunderts, und stellte öffentlich folgende Sätze zur Annahme auf: 1) Wir wollen uns in unserm Glauben durch Gemeinschaft stärken und weiter bilden. 2) Unser Glaube ist das einfache evangelische Christenthum. Seine Grundzüge sind ausgesprochen in den Worten Jesu: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ 3) Wir erkennen es für unser Recht und unsere Pflicht, Alles, was sich uns als Religion darbietet, mit unserer Vernunft zu prüfen, aufzunehmen, zu verarbeiten. 4) Wir erkennen, daß von den Aposteln an stets eine verschiedene Auffassung des Christenthums stattgefunden hat, und dies nach der Verschiedenheit der menschlichen Geister nicht anders sein kann, also Gottes Wille ist. Somit achten wir es für unsere Pflicht, jede Richtung, sofern dabei redlich zu Werke gegangen wird, zu ehren, als in ihrem Rechte befindlich. Verketzern wollen wir nie. 5) Daß das Christenthum bestehe und seinen Segen bringe, dazu erachten wir für völlig ausreichend dreierlei, seine Göttlichkeit, des menschlichen Gemüths ewige Bedürfnisse und geistige Freiheit. Sonstige Stützen braucht das Christenthum nicht und will es nicht. Einen Leib, „eine Kirche“, wird es sich schon bilden nach dem jedesmaligen Bedürfnisse. 6) Als unsere erste aber und

wichtigste Aufgabe erkennen wir an, uns in Amt und Leben rein und treu zu beweisen. Das versprechen wir einander, wie wir es ja längst Gott versprochen haben müssen. Wer nicht Wort hält, gehört uns nicht mehr an. 7) Dabei wollen wir einander treue Handreichung thun in Rath und That, damit wir in Amt und Leben das Rechte treffen. 8) Auch um uns her wollen wir, so viel uns vergönnt ist, wirken für das Reich Jesu durch Wort und Schrift. 9) Wir freuen uns in dem Bewußtsein, daß wir mit unserm Glauben und Streben stehen auf dem Grunde der protestantischen Kirche, welcher Grund ist noch immer Christus. Nach außen verwahren wir uns gegen jede geistige Bevormundung. Wir nennen uns darum protestantische Freunde." Wie der Verein auf der einen Seite immer mehr an Ausdehnung gewann, so konnte es nicht fehlen, daß von der andern Seite er mehr und mehr mit Mistrauen betrachtet wurde. Als endlich 1844 auf einer Versammlung zu Köthen der Pfarrer Wislicenus aus Halle die Frage, ob Schrift oder Geist den Richterstuhl in Glaubenssachen einnehmen solle, dahin entschied, daß es der Geist thun müsse, weil die Schrift nur eine Frucht seines Lebens, eine Blüte seiner Entwickelung, ein Zeugniß einer seiner frühern Lebensepochen sei, und als die darauf folgende Versammlung zu Köthen in der Pfingstwoche 1845 die Erklärung abgab, in welcher sie sich im Princip zu Wislicenus' Ansicht bekannte, so wurden zunächst in Sachsen und dann auch anderwärts solche Versammlungen verboten, in Preußen aber die Geistlichen von der Theilnahme durch Anordnung der Behörden zurückgehalten. Vgl. nächst den Schriftchen von Uhlich (s. d.) die von Fischer herausgegebenen „Blätter für christliche Erbauung", und „Mittheilungen" (Lpz. 1842—46).

Protestation, s. Protest.

Proteus war nach Homer ein weissagender Meergreis, der die Robben oder Seekälber des Poseidon weidete und die Gabe, sich in alle Gestalten zu verwandeln, hatte. Sein Aufenthaltsort war die Insel Pharos oder nach Virgil die Insel Karpathos (jetzt Skarpanto) zwischen Kreta und Rhodus. Hier stieg er des Mittags aus den Fluten und schlief in der Mitte seiner Robben im Schatten am Ufer. Zum Weissagen mußte er mit Gewalt, der er sich jedoch durch allerlei Verwandlungen zu entziehen suchte, gebracht werden. Konnte er der Gewalt nicht widerstehen, so nahm er seine ursprüngliche Gestalt wieder an und weissagte dann untrüglich. Seine Tochter heißt bei Homer Eidothea. Nach späterer, namentlich ägypt. Sage war P. ein uralter König Ägyptens, daher man auch Ägyptens alte Zeit durch ihn bezeichnete, ein Sohn des Poseidon, Gemahl der Psamathe und Vater des Polygonos, Telegonos, Theoklymenos und der Theonoë. Von ihm wurde ferner, derselben Sage nach, welche Stesichoros besang und Euripides in seinem Drama „Helena" behandelte, die Helena dem Paris entrissen, demselben dafür ein Schattenbild der Helena gegeben, und dem Menelaos nach seiner Rückkehr von Troja die wahre Helena zurückgegeben. Außerdem wird noch ein Heros Proteus auf Pallene an der macedon. Küste erwähnt, der wegen der Ruchlosigkeit seiner Söhne unter dem Meere nach Ägypten gewandert sein soll. Die spätern, namentlich die Orphischen Mystiker gestalteten ihn zum Symbol des Urstoffs um. Vielleicht entstand die Sage aus allegorisirender und personificirender Volkssprache, und das Ganze war ein Bild der Schiffahrt im unbekannten Ostmeere. Nach P. nennt man einen Menschen, der schnell seine Gestalt verwandelt, unter verschiedenen Charakteren und Namen erscheint, ebenfalls einen Proteus.

Protogeneia, die Tochter des Deukalion und der Pyrrha, wurde vom Zeus entführt und von ihm Mutter des Opus und Aëthlios. — Eine andere Protogeneia, die Tochter des Kalydon und der Äolia, wurde von Ares Mutter des Orylos.

Protogĕnes, ein berühmter griech. Maler, aus Kaunos an der Grenze von Karien gebürtig, Zeitgenosse des Apelles, lebte um 300 v. Chr. und begründete seinen Ruf namentlich durch das Bild des Jalysos, des angeblichen Stifters der Stadt Rhodus, an welchem er sieben, nach Andern elf Jahre gearbeitet haben soll. Als er zur mythischen Darstellung der Stadt und Gegend auf demselben einen Hund mit schäumendem Munde anbringen und der Schaum ihm nicht gelingen wollte, warf er endlich aus Verdruß den zum Abwischen der Farben bestimmten Schwamm auf das Gemälde, wodurch zufällig der Schaum in ganz naturgetreuer Nachbildung entstand. Dieses Gemälde, das einst die Stadt Rhodus bei der Bela-

gerung durch Demetrius rettete, befand sich noch zur Zeit Cicero's daselbst, wurde dann von Cassius nach Rom gebracht und in dem Tempel des Friedens aufgestellt, wo es unter Commodus sammt dem Tempel verbrannte. Außerdem wird als eines der schönsten Bilder sein Schiff Paralos genannt, das er in den Propyläen der Burg von Athen als einen Theil des Gemäldes des Phäakeneilandes malte.

Protokoll hieß im griech. Alterthume der den Papyrusrollen vorgeklebte Zettel, der zu Aufschriften diente. Gegenwärtig versteht man unter Protokoll (procès verbal) das Niederschreiben irgend einer Verhandlung, einer Erklärung, der Aussagen befragter Personen, Zeugen, Angeschuldigter, Sachverständiger, der Beschlüsse eines Collegiums oder einer andern berathenden Versammlung. Diese Aufzeichnung muß durch einen dazu bestellten öffentlichen Beamten (Gerichtsschreiber, Actuar, Notar oder Secretair) geschehen; Privataufzeichnungen können nur im uneigentlichen Sinne Protokolle genannt werden. Die Protokolle müssen in Deutschland nach der Reichsnotariatsordnung von 1512 eingerichtet sein und eine vollständige und zusammenhängende Darstellung der ganzen Verhandlung mit Angabe des Orts, des Datums, selbst der Stunde, wenn etwas darauf ankommt, und der gegenwärtigen Personen enthalten. Sie fangen gewöhnlich mit den Worten an: „Geschehen (Actum) zu .... am ....“ Die Beamten, welche gegenwärtig sind, werden am Rande des Protokolls, die vor ihnen Erschienenen im Protokoll selbst genannt. Die Protokolle müssen sogleich abgefaßt, sodann den Erschienenen vorgelesen und in der Regel auch von ihnen unterzeichnet werden. Sie schließen mit „Geschehen, wie oben (a. u. s., d. h. actum ut supra)“, und der Unterschrift der Beamten. Ein regelmäßig aufgenommenes Protokoll hat als öffentliche Urkunde volle Beweiskraft; ein Beweis seiner Unrichtigkeit ist zwar zulässig, kann aber nicht durch einen den Beamten zugeschobenen Eid geführt werden, weil das Protokoll schon auf deren Amtseid abgefaßt ist. In feierlichen Criminalhandlungen müssen nach gemeinem Recht bei Abfassung eines Protokolls auch noch Schöppen (s. d.) zugezogen werden.

Protonotarien, apostolische, heißen im Kirchenstaate die zwölf, ein Collegium (das Protonotariat) bildenden vornehmen Geistlichen, welche alle die Kirche betreffenden Acte, die Proceduren bei Kanonisationen u. s. w. zu besorgen haben und verpflichtet sind, auch dem Papste außerhalb Roms zu folgen.

Protoplasten, d. i. die Zuerstgebildeten, werden vorzugsweise in der Dogmatik die Stammältern des menschlichen Geschlechts genannt.

Prötos, der Sohn des Abas und der Okaleia, Zwillingsbruder des Akrisius (s. d.), wurde von diesem beim Streite um die Herrschaft über Argos vertrieben und ging in Folge dessen nach Lycien zu Jobates oder Amphianar, dessen Tochter Anteia oder Stheneböa er heirathete. Nach Ovid wurde Akrisius durch P. vertrieben und Letzterer deshalb von Perseus, dem Enkel des Akrisius, durch das Meduſenhaupt in Stein verwandelt. Mit Hülfe des Jobates kehrte er in sein Vaterland zurück und eroberte Tiryns, woselbst er nun herrschte. Hier kam Bellerophon (s. d.) zu ihm. Seine Kinder waren Megapenthes, Lysippe, Iphinoë und Iphianassa. Diese drei Töchter, gewöhnlich Prötiden genannt, wurden, als sie zu Jungfrauen herangewachsen waren, wahnsinnig, entweder weil sie den Cultus des Dionysos verachtet, oder sich für schöner als Hera gehalten und das Gold von dem Standbild dieser Göttin entwendet hatten, durchirrten in diesem Zustande den Peloponnes und steckten die andern Weiber daselbst an. Melampus (s. d.) heilte sie und erhielt dafür mit seinem Bruder Bias einen Theil des Reichs.

Protze heißt der Vorderwagen der Geschütze. Da dieselben auf vier Rädern stehend nicht feuern können und auf zwei Rädern nicht gut zu transportiren sind, so mußte ein Vorderwagen für sie so eingerichtet werden, daß eine leichte Trennung und ebenso eine schnelle Verbindung beider möglich blieben, wobei man sehr verschiedene Systeme in Anwendung gebracht hat. Die Protze trägt beim Feldgeschütz einen Kasten, in dem sich Munition befindet, und heißt daher Kastenprotze, während beim Belagerungs- und Festungsgeschütz, wo die Fortschaffung der alleinige Zweck ist, dieser Kasten wegfällt, und das Geschirr den Namen Sattelprotze erhält.

Proust (Jos. Louis), einer der bedeutendsten franz. Chemiker, geb. 1755 zu Angers, lernte bei seinem Vater die Pharmacie und ging dann zunächst als Gehülfe nach Paris. Er

studirte hierauf bei Rouelle Chemie und wurde nun Apotheker der Salpêtrière, wo er Zeit zu chemischen Arbeiten gewann. Im J. 1784 unternahm er mit Pilatre de Rozier eine glückliche Luftfahrt. Zwei Jahre später folgte er einem Rufe der span. Regierung als Professor der Chemie an die Artillerieschule zu Segovia, wurde um 1788 Professor in Salamanca und 1790 in Madrid, wo ihm die liberalste Unterstützung des Königs die Ausführung bedeutender Arbeiten möglich machte. Er befand sich auf einer Reise in Frankreich, als die Franzosen Madrid besetzten, wobei sein Laboratorium, seine Sammlungen und sein ganzer Wohlstand zu Grunde gingen. Napoleon bot ihm an, seine Erfindung des Traubenzuckers durch Anlegung einer Fabrik im Großen zu nützen. Doch P. lehnte dies ab und zog sich nach Craon zurück. Im J. 1816 wurde er Mitglied der Akademie; die ihm dadurch zu Theil gewordene, später erhöhte Pension gestattete ihm ein sorgenfreies Leben zu Angers, wo er 1826 starb. P.'s Arbeiten, durch Genauigkeit ausgezeichnet, erstreckten sich namentlich auf genauere Feststellung der Eigenschaften des Zinns, Kupfers, Eisens, Nickels, Antimons, Kobalts, Silbers, Goldes und Quecksilbers und ihrer Verbindungen, in der organischen Chemie auf den Traubenzucker, den er zuerst vom Rohrzucker unterschied, den Käse- und Harnstoff. Seine experimentellen Resultate haben noch gegenwärtig volle Gültigkeit. Seine Abhandlungen stehen in den „Annales de physique" (1777 fg.), zum Theil auch in den „Annales de chimie" und in den „Annales de chimie et de physique". Seinen wahren Ruhm haben die in die J. 1798—1809 fallenden Arbeiten über die constanten Verhältnisse der chemischen Verbindungen begründet, durch die er die Ansichten Berthollet's siegreich bekämpfte und auf die heutige Gestaltung der Stöchiometrie den wesentlichsten Einfluß gewann.

Provence (lat. Provincia), früher eine Provinz Frankreichs, die in die Ober- und Unterprovence zerfiel und von Piemont, dem Mittelländischen Meere, Languedoc, der Dauphiné und Venaissin umgrenzt wurde, bildet jetzt, abgesehen von einem kleinen Theile, der zum Departement Vaucluse gehört, die drei Departements, das der Niederalpen, der Rhonemündungen und des Var. Das Land wird nach allen Seiten hin von Ausläufern der Alpen, Alpinen genannt, zwischen welchen sich weitere und engere Thäler öffnen, unter denen vorzüglich das große wilde Thal von Barcelonette bekannt ist, sowie von den Flüssen Rhone, Durance, dem Var und einer Menge Waldbäche durchzogen. Die in der Niederprovence sich ausbreitenden Alpinen, nackte, unbewaldete, aber mit aromatischen Pflanzen bedeckte Felsen, tragen hier den besondern Namen Maures. An ihrem Fuße liegt die 18 □M. umfassende Crau, eine große, unfruchtbare Ebene. Temperaturverhältnisse, Beschaffenheit des Bodens und Erzeugungsfähigkeit sind in den beiden Theilen der Provence sehr verschieden. Während die Oberprovence bei feuchtem, höchst veränderlichem Klima, steinigem und dürftigem Boden nur geringen Ackerbau hat, nur in einigen wenigen Gegenden Wein und Südfrüchte hervorbringt und den Mangel an Getreide durch den Anbau von Kartoffeln ersetzen muß, hat die Niederprovence ein wahrhaft ital. Klima, treffliche Seidencultur und Bienenzucht, ausgebreiteten Wein- und Olivenbau, auch Ziegen- und Schafzucht und Fischerei. Keine Provinz Frankreichs ist so reich an edeln Südfrüchten, als die Provence. Außer dem herrlichen Öl, das unter dem Namen Provenceröl ausgeführt wird, gedeihen hier das meiste Kern- und Steinobst, Prunellen (Pflaumen von Brignolles), Feigen und Perdrigonen, Mispeln, wälsche und Haselnüsse, Kapern, Süßholz, Trüffeln, Rosinen und Wein, aus dessen geringern Sorten man Branntwein bereitet. Weniger bedeutend ist, weil es an guten Weiden fehlt, die Rindvieh- und Pferdezucht; auch ist an Holz großer Mangel, was der Betreibung des Bergbaus auf die hier brechenden Mineralien, Kupfer, Eisen, Blei, große Hindernisse in den Weg legt. Die Hitze im Sommer ist, da es nur selten regnet, oft unmäßig. Schon im Jan. bekleidet sich die Erde mit frischem Grün und im Febr. steht Alles in Blüte, doch führt der kalte Nordwestwind, hier Mistral genannt, häufig, wenn auch nur auf Tage, Frost und Reif zurück, die dann den Oliven und Südfrüchten schädlich werden. Die Bewohner der Provence, die Provenzalen, unterscheiden sich von den übrigen Franzosen durch ihren Volkscharakter wie durch eine eigenthümliche Mundart und besondere Literatur. (S. Provenzalische Sprache und Literatur.) Sie sind heftig, leidenschaftlich und unbeständig und lieben Vergnügungen und Volkslustbarkeiten über Alles; doch sind sie zugleich auch geistreich, aufrichtig, gastfrei, mäßig und arbeitsam und zeich-

nen sich namentlich als fleißige Landleute, unerschrockene Fischer und Schiffer und als thätige Kaufleute und geschickte Manufacturisten aus.

Gallische Provincia benannten die Römer im Gegensatze zu dem freien Gallien denjenigen Theil des transalpinischen Galliens, den sie zuerst um das J. 120 v. Chr. eroberten und der die jetzige Provence, Dauphiné und Languedoc umfaßte. Auch nachdem das übrige Gallien durch Cäsar's Eroberung zur Provinz geworden war, blieb die Benennung Provincia für jenen Theil, der bei der nun erfolgenden Eintheilung Galliens Gallia Narbonensis benannt wurde, vorzugsweise üblich. Eine der kleinern Provinzen, in die das Narbonensische Gallien im 4. Jahrh. zerfiel, die Narbonensis I. oder Septimania, welche den größten Theil von Languedoc begriff, wurde in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. von den Westgothen, das Land vom Genfersee bis gegen die Durance (die heutige Dauphiné) von den Burgundern eingenommen, und so der röm. Besitz und zugleich der Name Provincia auf das Land zwischen der Durance und dem Mittelmeer eingeschränkt, und verblieb bei diesem als Eigenname, obwol im weitern Sinne späterhin, wo er in das romanische Provence übergegangen, der Name Provenzalen auch für die Einwohner von ganz Südfrankreich gebraucht wurde. Auch jener Rest der alten Provincia wurde den Römern sehr bald, um 470, durch den westgoth. König Eurich entrissen, der Arelate (Arles) zu seinem Sitze machte. Durch Theodorich den Großen wurde die Provence im J. 507 für den Schutz, den er den Westgothen gegen die Franken gewährte, ein Theil des ostgoth. Reichs. Doch schon 536 trat sie der ostgoth. König Vitiges dem fränk. Könige Theodebert ab, worauf sie mit dem fränk. Reiche vereinigt wurde. Bei den Theilungen unter die Söhne Ludwig's des Frommen kam die Provence erst an Lothar I., dann an Karl den Kahlen. Nach dem Tode Ludwig's des Stammlers wurde sie 879 ein Theil des Burgundischen oder Arelatischen oder Cisjuranischen Königreichs, das Graf Boso von Vienne stiftete. (S. Burgund.) Die Grafen von Arles aber, die den größten Theil der Provence besaßen, daher auch Grafen der Provence genannt wurden, standen nur in geringer Abhängigkeit von den Königen. Nachdem ihr Mannsstamm im J. 1100 erloschen, fiel ihr Land durch Erbschaft an den Grafen Raimund IV. von Barcelona. Durch einen Vertrag von 1125 wurde der Süden des Arelat so zwischen den Grafen von Toulouse und Barcelona getheilt, daß erstere die Grafschaften von Voleur, Die, Orange, Venaissin, letztere die eigentliche Provence oder die Grafschaft Arles, zu der damals auch Nizza bis 1365 gehörte, und die Grafschaft Forcalquier (den Landstrich zunächst nördlich und westlich von der Durance) erhielten. Im J. 1162 fiel dieses Land an Alfons II., der von derjenigen Linie der Grafen von Barcelona stammte, die 1137 die Krone von Aragonien erworben hatte; er hinterließ es seinem Sohne gleiches Namens, mit dessen Sohn Raimund Berengar der Mannsstamm der barcelon. Grafen ausstarb, unter deren Schutze die Blüte der provenzal. Dichtkunst sich entwickelt hatte. Beatrix, Raimund's Tochter, brachte die Provence 1245 ihrem Gemahl Karl von Anjou, Ludwig's des Heiligen Bruder, zu, der nachher auch König von Sicilien wurde. Im Besitze seines Hauses blieb die Provence bis auf die Königin von Neapel Johanna I. (s. d.), die den Herzog Ludwig von Anjou, Bruder des franz. Königs Karl's V., 1382 zu Erben einsetzte. Sein letzter Nachkömmling Karl IV. vererbte 1481 die Provence an den König Ludwig XI. von Frankreich. Über die Grafschaften Orange und Venaissin mit Avignon, die geographisch zur Provence gerechnet werden, s. Oranien und Avignon. Vgl. Papon, „Histoire générale de la Provence" (4 Bde., Par. 1777—86, 4.); Bouche, „Essai sur l'histoire de Provence" (2 Bde., Marseille 1785, 4.); L. Merry, „Histoire de Provence" (2 Bde., Par. 1830), und Garcin, „Dictionnaire historique et topographique de la Provence ancienne et moderne" (2 Bde., Draguignan 1833).

Provenzalische Sprache und Literatur. Das Provenzalische ist die am frühesten ausgebildete Sprache des romanischen Sprachzweigs und schließt sich am nächsten und reinsten an die gemeinsame Quelle desselben, die röm. Volkssprache, an. Diese Sprache, deren Gebiet das südliche Frankreich bis an die Loire und ein großer Theil des nordöstlichen Spanien ist, hieß von der Bejahungsformel oc (hoc) langue d'oc oder die occitanische, um sie der langue d'oui des nördlichen Frankreich entgegenzusetzen; von dem Lande aber, wo sie am ersten literarisch cultivirt wurde, der Provence, erhielt sie den Namen der proven-

zalischen, und von der Gegend, wo sie am reinsten gesprochen wurde, dem Limousin, den der limousinischen; in Spanien erscheint sie in der catalonischen und valencianischen Mundart. Ursprünglich war das Provenzalische von dem Nordfranzösischen wol wenig verschieden; die Verschiedenheit trat erst ungefähr seit dem 11. und 12. Jahrh. hervor, wo die nordfranz. Sprache anfing, ihre Formen immer mehr abzuschleifen und abzuplatten. Außer den röm. Grundelementen enthält das Provenzalische vorzugsweise griech. und german. Bestandtheile. Die ältesten urkundlich provenzal. Sprachproben steigen bis zum J. 960 hinauf; es sind einzelne in lat. Urkunden eingestreute Sätze. Die ältern Sprachproben hat zusammengestellt Mary-Lafon in dem „Tableau historique et littéraire de la langue parlée dans le midi de la France et connue sous le nom de langue provençale" (Par. 1842). Das erste zusammenhängende Werk ist das Bruchstück von 257 Versen eines Gedichts über Boëthius, aus dem Ende des 10. Jahrh., das zuerst von Raynouard, am besten von Diez in dessen „Altroman. Sprachdenkmalen" (Bonn 1846) herausgegeben wurde. Die reichste Entwickelung der provenzal. Sprache fällt aber in das 11. und 12. Jahrh., wo sie das Organ der höfischen Kunstpoesie des südlichen Frankreich, der Troubadourspoesie, wurde. (S. Französische Nationalliteratur und Troubadours.) Schon aus dem 13. Jahrh. hat man Grammatiken des Provenzalischen, die Guessard unter dem Titel „Grammaires romanes inédites du XIII. siècle" (Par. 1840) herausgegeben hat. Mit dieser ältern literarisch gebildeten Provenzalensprache haben sich vorzüglich in neuerer Zeit Raynouard („Choix des poésies originales des troubadours", und „Lexique roman"), Diez (in seiner „Poesie der Troubadours", franz. mit Zusätzen von Baron Ferdinand de Roisin, Par. 1845, und in seiner „Grammatik der roman. Sprachen"), und Fauriel („Histoire de la poésie provençale", 3 Bde., Par. 1846) beschäftigt. Nur Bekanntes wiederholt Mandet in der „Histoire de la langue romane" (Par. 1840), und voll unhaltbarer Hypothesen ist Bruce-Whyte's „Histoire des langues romanes et de leur littérature" (3 Bde., Par. 1841). Aber schon mit dem Ende des 13. Jahrh. mußte zugleich mit dem Geiste der Chevalerie die ganz darin bedingte Troubadourspoesie verblühen, und der Versuch einiger Meistersänger von Toulouse, ihr das Leben zu fristen, konnte nicht gelingen. (S. Jeux floraux.) Mit dem Ende des 14. Jahrh. hörte daher die selbständige, eigentlich literarische Bildung der provenzal. Sprache in Frankreich auf und das Übergewicht der nordfranzösischen drückte die provenzalische zum Volksdialekt herab, der jedoch viele seiner Eigenthümlichkeiten bewahrte und bis auf die neueste Zeit seine Pfleger fand. Denn auch der Troubadourspoesie war eine Volkspoesie vorausgegangen, welche neben jener von den Jongleurs (s. d.) gepflegt wurde, die, wenn sie auch oft in die Dienste der Kunstdichter oder vornehmer Herren traten und davon den Namen Ministeriales (Minstrels) erhielten, doch auch fortfuhren, als Sänger und Erzähler aus und vor dem Volke ihr Gewerbe zu treiben. Selbst die Kunstdichter ließen sich manchmal herab, volksmäßigere Lieder, wie Morgen- und Abendständchen, Schäferlieder u. s. w., zu dichten. Als nun mit dem Verklingen des Minne- und Meistergesanges die eigentliche provenzal. Literatur aufhörte eine selbständige zu sein und die provenzal. Sprache zum Patois herabsank, waren es vorzüglich nur die Volkssänger, in deren Munde der provenzal. Gesang noch fortlebte, wie z. B. in Weihnachtsliedern (Noëls), in Farsen (Farsas) u. s. w. Vgl. „Notices et extraits de quelques ouvrages écrits en patois du midi de la France" (Par. 1840). Ja selbst einige Dichter von mehr literarischer Bildung traten in neuerer Zeit in der provenzal. Mundart wieder auf, unter denen vorzüglich Godolin (s. d.), Cyprien Despourrins (geb. 1698) und Jacq. Jasmin (s. d.) berühmt geworden sind. Vgl. Cabrié, „Le troubadour moderne" (Par. 1844) und Günther, „Über die südfranz. Volkspoesie" (Bernb. 1844, 4.). Die provenzal. Mundart übertrifft noch selbst in ihrer jetzigen Gestalt die franz. Sprache an Volltönigkeit und Vollständigkeit der Formen, sowie die ursprünglich mit ihr ganz nahe verwandte catalonische Mundart an Wohlklang. Vgl. Fuchs, „Über die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den roman. Sprachen" (Berl. 1840); Schnakenbourg, „Tableau des idiomes populaires de la France" (Berl. 1840), und Pierquin de Gembloux, „Histoire litt., philologique et bibliographique des patois" (Par. 1841).

Provinz (provincia) hieß in der Sprache des röm. Staatsrechts im weitern Sinne überhaupt der einem Magistrat zugetheilte Wirkungskreis, namentlich auch die ihm über-

tragene Führung eines bestimmten Kriegs, dann in geographischer Beziehung ein Land, das, der röm. Herrschaft unterworfen, nach einer in der Regel von dem Feldherrn und Abgeordneten des Senats eingerichteten Verfassungsform (forma provinciae) von einem Statthalter, dem die militairische und bürgerliche Verwaltung zugleich zukam, regiert wurde. Die erste Provinz in diesem Sinne war, seit dem J. 241 v. Chr., Sicilien, die zweite seit 236 Sardinien. Über die Vertheilung der Provinzen überhaupt, die in der Regel auf ein Jahr übertragen wurden, entschied, nachdem der Senat bestimmt hatte, welche Provinzen consularische, welche prätorische sein sollten, entweder das Loos, oder freie Vereinigung der Collegen, oder der Wille des Senats. Für die Statthalterschaften wurden anfänglich eigene Prätoren (s. d.) erwählt, später wurden sie durch Proconsuln und Proprätoren (s. d.) verwaltet. Den Statthalter begleiteten Legaten (s. d.), die er sowol in bürgerlicher als militairischer Verwaltung beauftragen konnte, ein Quästor (s. d.) für das Kassenwesen, und eine prätorische Cohorte, unter welchem Namen sowol seine Leibwache, als auch sein übriges Gefolge von Freunden, Schreibern (scribae) und Dienern verstanden wurde. Der Grund und Boden der Provinzen wurde zum Theil für Staatseigenthum (ager publicus) erklärt, zum Theil den alten Besitzern gelassen; aber die Begünstigung des ital. Bodens, quiritarischen Eigenthums fähig und steuerfrei zu sein, hatte der Boden der Provinzen nicht, wenn sie nicht, wie es in der Kaiserzeit geschah, einzelnen Städten besonders als ital. Recht verliehen wurde. Alle Städte in der Provinz waren Rom unterthänig und hatten eigene städtische Verfassung, die gewöhnlich von Rom aus geordnet worden war; aber sonst waren ihre Verhältnisse sehr verschieden, je nachdem sie gleich anfangs durch einen Vertrag (foedus), der ihre Verpflichtungen bestimmte, für selbständig erklärt (civitates foederatae), oder nachher mit der Freiheit, oft auch der von Abgaben (Immunität) beschenkt (civitates liberae und immunes) und so dem unmittelbaren Imperium des Statthalters entzogen, oder diesem völlig unterworfen waren. Diese letztern bildeten eigentlich die Provinzen im engsten Sinne; in ein freieres Verhältniß traten auch die Colonien, die seit Cajus Gracchus auch außer der Halbinsel geführt wurden, sowie die Städte, welche, ohne Colonien zu werden, das Recht der Latinität (s. Lateiner) erhielten, wie es zuerst den Städten des transpadanischen Galliens durch Cnejus Pompejus Strabo, durch Julius Cäsar auch einzelnen Städten Siciliens und Spaniens gegeben wurde. Die Besteuerung der Provinzen schied sich in Kopfsteuer und Grundsteuer, welche letztere der Staat verpachtet hatte, ebenso wie die Hafen- und Landzölle, die Abgaben von Berg- und Salzwerken, soweit diese nicht Eigenthum des Staats waren; dazu kamen noch außerordentliche Auflagen und die Verpflegung der röm. Truppen, die im Lande lagen. Zur Ausführung seiner Verwaltung, namentlich der Jurisdiction, bei welcher, soweit sie civile war, die üblichen Landrechte berücksichtigt, während bei der criminalen die röm. Formen beobachtet wurden, reiste der Statthalter im Lande umher, hielt an bestimmten Orten conventus oder Landtage, mit welchem Namen auch die Districte selbst bezeichnet werden, in welche zu diesem Behufe mehre einzelne Städte vereint waren; eigene Conventus bildeten die in den Provinzen ansässigen röm. Bürger. Nach dem Abgang hatte der Statthalter aus seinem und des Quästors Büchern Rechenschaft an den Senat abzulegen, der überhaupt die nächste Oberbehörde über das Provinzialwesen war; an ihn gingen daher auch zunächst die Beschwerden der Provinzialen; für die gewöhnlichste über widerrechtliche Erpressungen wurde zuerst im J. 149 durch ein Calpurnisches Gesetz ein stehender Gerichtshof (quaestio perpetua de repetundis) eingerichtet.

Augustus theilte die röm. Provinzen so, daß er diejenigen, welche einer stärkern militairischen Besatzung bedurften, seiner eigenen Verwaltung unterordnete, die übrigen sichern gab er dem Senat und Volk zurück, und dieser Unterschied zwischen Provinzen des Princeps und des Volks bestand, mit öftern Veränderungen, bis in das 3. Jahrh. n. Chr. In zwei der letztern, Asien und Afrika, die aber der Oberaufsicht des Princeps nicht etwa entzogen waren, wurden, nach der alten Weise, gewesene Consuln, in die übrigen gewesene Prätoren, mit Legaten und Quästoren, als Statthalter auf ein Jahr gesendet, die aber jetzt alle Proconsuln hießen. Die erstern ließ der Princeps durch seine Legaten mit unbestimmter Amtsdauer, die nun Vorsteher (praesides) genannt wurden, verwalten; an die Stelle der Quästoren traten kaiserliche Procuratores oder Rationales, denen bisweilen auch vice praesidis eine

kleinere, oder der Theil einer Provinz übertragen war. So verwaltete Pontius Pilatus als Procurator Judäa, das zu Syrien gehörte; Ägypten hatte seinen eigenen kaiserlichen Präfect (s. d.) mit einem Juridicus und Rationalis. Für die Verwaltung erhielten die Statthalter, die jetzt auch, nicht blos wie früher ausgerüstet, sondern auch besoldet wurden, bestimmte Instructionen; sie war strenger geordnet als früher und die Provinzen waren besser gegen Eigenmacht der Statthalter, namentlich was Truppenaushebung, Besteuerung und Criminalgewalt anlangte, gesichert als in den Zeiten der Republik; auf die eigenthümlichen Landesverhältnisse wurde noch immer Rücksicht genommen; ebenso dauerten die alten Unterschiede der Städte fort; dazu kam noch, daß jetzt bisweilen einzelne zu Municipien erhoben, anderen das erwähnte ital. Recht gegeben wurde. Auch die Klagen der Provinzen, für die der Senat jetzt die richterliche Behörde war, waren unter der Oberherrschaft des Princeps gesicherter, als bei den republikanischen Parteiungen. Italien war schon während der Republik für staatswirthschaftliche Zwecke in vier quästorische Provinzen getheilt worden, die Claudius aufhob; Hadrian übertrug die Rechtspflege daselbst, mit Ausnahme von Rom und dessen Gebiet, vier Consularen; später wurde es in mehren Districten, nur mit Ausnahme des röm. Gebiets, das unter Prätor und praefectus urbi stand, von Correctores in der Art der Provinzen verwaltet. Eine bedeutende Veränderung im Provinzialwesen geschah, als Konstantin das ganze Reich mit Ausnahme der beiden Hauptstädte in Diöcesen theilte, welche unter Statthaltern standen, die selbst unter die praefecti praetorio (s. Präfect) gestellt waren, und deren Unterabtheilungen, unter Rectoren, nun die gegen früher beträchtlich kleinern Provinzen ausmachten. (S. Diöces.) Wie überhaupt bürgerliche und militairische Verwaltung getrennt war, so hatten die Statthalter insgesammt jetzt nur noch die erstere, während für die Truppen eigene Befehlshaber bestellt waren; die Abhaltung von Conventen hatte ebenso aufgehört, wie die Berücksichtigung der alten Landrechte von der Herrschaft des röm. Rechts verdrängt worden war. — In neuerer Zeit hat man das Wort Provinz zur Bezeichnung der einzelnen Theile eines Landes gebraucht; so war Frankreich bis zur Revolution in Provinzen getheilt, und ebenso ist es gegenwärtig Preußen. — Auch versteht man unter Provinz alles Gebiet eines Landes im Gegensatz zur Hauptstadt.

Provinzial heißt der Ordensvorgesetzte der Klöster einer ganzen Provinz, der unter dem Ordensgeneral steht und bei dem Provinzialcapitel den Vorsitz führt.

Provinzialismus heißt ein Wort oder eine Redensart, die nur in einer bestimmten Stadt oder Provinz, d. h. Gegend, gebräuchlich ist. So sehr man sich im Allgemeinen solcher Provinzialismen zu enthalten hat, so haben doch einige derselben, wie „prickeln", „tätscheln" u. s. w., ihrer Bestimmtheit und Deutlichkeit wegen durch Goethe, Voß, Hebel und Uhland auch in der Schriftsprache die verdiente Aufnahme gefunden und dienen nicht selten zur Förderung der Anmuth. Besonders sind sie, wenn sie gewissen Personen in den Mund gelegt werden, ganz geeignet, den Charakter derselben desto besser zu bezeichnen.

Provision heißt im Kirchenrechte die Verleihung eines kirchlichen Amtes. Dieselbe besteht in zwei Handlungen, der Auswahl einer zu einem Amte bestimmten Person (designatio personae) und der wirklichen Übertragung des Amtes (collatio). Beides üben ursprünglich die Kirchenobern; doch ist jetzt in den meisten Staaten den Gemeinden und den Landesherren eine Mitwirkung eingeräumt, daher das volle und das getheilte Verleihungsrecht (provisio plena und minus plena) unterschieden wird. In fast allen katholischen Staaten steht zufolge der mit Rom abgeschlossenen Concordate den Landesherren das Recht zu, die Bischöfe zu ernennen, wie in Portugal, Spanien, Frankreich, den beiden Sicilien, Östreich, und Baiern. In den protestantischen Ländern, wie in Preußen, Hannover, den andern deutschen Staaten, Holland und der Schweiz, werden die katholischen Bischöfe von den Capiteln gewählt; aber die Regierung kann verlangen, daß keine misfällige Person (persona grata) gewählt werde, und der Papst prüft und bestätigt die Wahl. In der russ.-griech. Kirche ernennt der Kaiser die Bischöfe gewöhnlich aus zwei vom heiligen Synod vorgeschlagenen Personen. In Dänemark ernennt der König ohne alle andere Mitwirkung die Bischöfe. In England wählt den Worten nach das Capitel die Bischöfe; doch empfiehlt der König eine bestimmte Person. In Schweden nehmen alle Stiftsgeistliche an der Wahl des Bischofs Theil; der König aber ernennt den Bischof aus der Zahl Derer, auf welche die meisten Stim-

men gefallen sind. (S. Bischof.) — Im Handelswesen versteht man unter Provision die Gebühren, welche neben den baaren Auslagen für die Besorgung eines Geschäfts berechnet werden, was meist nach Procenten geschieht. — Im Wechselgeschäft heißt Provision die Summe, welche der Wechsler für seine Bemühung in Anrechnung bringt.

Provisorium, s. Interimisticum.

Provocation, d. h. Auffoderung, ist zunächst gleichbedeutend mit Appellation; dann versteht man darunter eine Klage, wodurch ein Anderer aufgefodert wird, einen Anspruch, dessen er sich gegen den Kläger rühmt, oder eine nachtheilige Behauptung binnen einer gewissen Frist zu beweisen, entweder weil der Provocant diese Behauptung für ungegründet erklärt oder weil er dagegen eine Einwendung hat, die ihm aber mit der Zeit verloren geht. Im ersten Falle wird dem Provocaten, wenn er die Klage nicht erhebt oder den Beweis nicht führt, ein ewiges Stillschweigen auferlegt, im zweiten bekommt die sonst verloren gehende Einrede eine bleibende Dauer. Die Geltendmachung beider Ansprüche erfolgt im Provocationsproceß. — Endlich nennt man auch eine Herausfoderung zum Duell eine Provocation.

Prudentius (Aurelius Clemens), einer der frühern christlichen Dichter, aus Calagurris in Spanien gebürtig, lebte am Ende des 4. und noch zu Anfang des 5. Jahrh., trat anfangs als Sachwalter auf und stieg bis zur Würde eines Statthalters, widmete sich aber in spätern Jahren ernsten Betrachtungen und verfaßte eine Anzahl Gesänge theils für die häusliche Erbauung, theils zum Lobe der Märtyrer oder über ähnliche religiöse Stoffe. Diese Gedichte, die bei allen Flecken jenes Zeitalters dennoch viele schöne Gedanken enthalten, wurden von Arevali (2 Bde., Rom 1788, 4.), am besten zuletzt von Obbarius (Tüb. 1845) herausgegeben.

Prüm, im trierschen Regierungsbezirk der preuß. Rheinprovinz, am südlichen Ende der Schneeeifel und am Flüßchen Prüm gelegen, mit 2200 E., war vormals der Sitz einer berühmten, reichsunmittelbaren gefürsteten Benedictinerabtei, die, von Bertrada, der Großmutter der Gemahlin des Frankenkönigs Pipin, gestiftet und 762 bedeutend erweitert und 1579 an das Erzstift Trier kam. In derselben starb der Kaiser Lothar, nachdem er 855 die Regierung niedergelegt hatte. Im Mittelalter war die dasige Klosterschule sehr berühmt, an welcher unter andern der Chronist Regino (s. d.) lehrte. Im luneviller Frieden wurde P. mit dem linken Rheinufer 1801 an Frankreich abgetreten und die Abtei säcularisirt; 1815 kam die Stadt an Preußen.

Prunellen, s. Brunellen.

Pruth, ein Fluß, entspringt in Galizien auf dem nordöstlichen Abhange der Karpaten, fließt anfangs eine kurze Strecke nach Norden, dann durch die Bukowina nach Osten, und zuletzt, die Grenze zwischen der Moldau und Bessarabien und somit zwischen dem türk. und dem russ. Reiche bildend, nach Süden, bis er sich östlich von Galatsch in die Donau ergießt. Rasch in seinem obern Laufe, durchströmt der Fluß nur langsam die Ebenen seines untern Laufs, in welchen er schiffbar ist.

Prutz (Reinhold Ernst), bekannt als Dichter und Literarhistoriker, geb. um 1810 in Stettin, besuchte das dasige Gymnasium und studirte Philologie in Verbindung mit Philosophie und Geschichte zuletzt in Halle, wo er sich 1838 die Doctorwürde erwarb. In weitern Kreisen wurde er rasch bekannt durch lebhafte Theilnahme an den „Halleschen", später „Deutschen Jahrbüchern". Obgleich entschieden der sogenannten linken Seite der Hegel'schen Schule angehörig, besitzt P. doch zuviel Geschmack und wahre wissenschaftliche Bildung, als daß er die Verirrungen, in welche jene Richtung hier und da verfallen ist, hätte theilen sollen. Seinen Ruf als Literarhistoriker begründete er durch die etwas breite, aber sehr werthvolle Schrift „Der Göttinger Dichterbund" (Lpz. 1841), und noch ungleich bedeutender scheint seine „Geschichte des deutschen Journalismus" (Bd. I, Hannov. 1845) zu werden; auch ist das von ihm seit 1843 herausgegebene „Literarhistorische Taschenbuch", welches von ihm und Andern ebenso mannichfaltige als interessante Aufsätze enthält, ein recht dankenswerthes Unternehmen. Die entschiedene und ehrenwerthe Gesinnung, welche in den genannten Schriften klar zu erkennen ist, sprach P. noch schärfer in unmittelbarer Beziehung auf Staat und öffentliches Leben als Dichter aus; außer mehren einzelnen Gedichten ließ er „Gedichte" (2. Aufl., Lpz. 1844), größtentheils politischen Inhalts, erscheinen, welche durch Frische und

Wärme des Gefühls ansprechen. Seine Trauerspiele „Karl von Bourbon" (Hannov. 1845), „Moritz von Sachsen" (Zür. und Winterth. 1845) und „Erich XIV." lassen bestimmte Tendenzen und rhetorisches Pathos zu stark hervortreten, sodaß ihr eigentlicher poetischer Werth darunter leidet. Ungleich höher steht die „Politische Wochenstube, eine Komödie" (Zür. und Winterth. 1845). Wenn in diesem Werke allerdings eine ungezügelte Satire und die keckste Laune herrschen, so ist dies ein wesentliches Erforderniß des Lustspiels, sobald es einmal die Gegenwart zum Stoffe wählt; an schlagendem Witze aber dürften wenige neuere Komödien der genannten gleichkommen. Nachdem P. sich längere Zeit in Dresden, dann in Jena aufgehalten hatte, von letzterm Orte aber aus unbekannten Gründen ausgewiesen worden war, ging er nach Halle und von da zu Anfang des J. 1846, nach anfangs verweigerter, später ertheilter Staatserlaubniß, nach Berlin, wo er vielbesuchte Vorträge über die Entwickelung des deutschen Theaters hielt. P. gehört unter den Schriftstellern seiner Partei zu denjenigen, von welchen für Wissenschaft und Dichtung noch reife und gediegene Leistungen zu erwarten sind.

Prynne (William), ein engl. Rechtsgelehrter, geb. 1600 zu Swanswick in der Grafschaft Somerset, erhielt seine Vorbildung in Oxford und widmete sich seit 1620 in London dem Studium der Rechtswissenschaft, wo er dann als Sachwalter auftrat. Als ein eifriger Puritaner schrieb er seit 1627 Mehres im Sinne dieser übersirengen Sekte, namentlich auch gegen das Theater, unter dem Titel „Histriomastix" (1632). Wegen einiger scharfen Bemerkungen, welche man auf die Gemahlin Jakob's I., die in einem Schauspiele bei Hofe aufgetreten war, bezog, wurde er gerichtlich verfolgt, der Mitgliedschaft der Universität Oxford verlustig, aus der Reihe der Sachwalter gestoßen, zu hoher Geldbuße und dazu verurtheilt, zweimal am Pranger zu stehen, ein Ohr zu verlieren und lebenslänglich gefangen zu sitzen. Im Gefängnisse fuhr er fort, gegen die Bischöfe zu schreiben, und als er die heftige Schrift „News from Ipswich" hatte erscheinen lassen, wurde er von neuem in Geldstrafe genommen und verurtheilt, das andere Ohr am Pranger zu verlieren und auf der Wange die Worte S. L. (seditious libeller, d. i. aufrührerischer Schmäher) eingebrannt zu erhalten. Doch durch alle diese Schmach, welche er dulden mußte, wurde sein Muth nicht gebeugt; er schrieb ununterbrochen bis zum Ausbruche der Unruhen unter Karl I., in Folge deren er in Freiheit gesetzt und zum Abgeordneten gewählt wurde. Im Triumph zog er in London ein; bald nachher leitete er die gerichtliche Anklage gegen den Erzbischof Laud (s. d.) ein und nach dem Siege des Parlaments wurde er einer der Commissarien zur Untersuchung der Universität zu Oxford, wo er nun den Presbyterianismus einzuführen eifrig bemüht war. Als die Independenten emporkamen, widersetzte er sich ihnen lebhaft und benutzte seinen Einfluß, einen Vergleich mit dem König herbeizuführen. Er wurde deshalb mit Andern von dem Parlament ausgeschlossen und verhaftet; nachdem er jedoch 1659 seinen Sitz wieder eingenommen hatte, arbeitete er noch eifriger als zuvor an der Restauration. Nach der Wiederherstellung des Königthums wurde er Aufseher des Archivs im Tower und fand hier die Veranlassung zur Abfassung mehrer Werke über die geschichtlichen und staatsrechtlichen Alterthümer Englands, unter denen seine „Collection of records" (3 Bde., Fol.) die meiste Auszeichnung verdienen. Bei einer umfassenden Gelehrsamkeit fehlte es ihm an Geist und Urtheil. Er starb 1669.

Prytanēum oder **Prytaneion** hieß in den freien Städten Griechenlands das öffentliche Gebäude, das eigentliche Stadthaus, in welchem sich die Prytanen versammelten, d. h. diejenige der zehn Classen des Senats, welche einmal im Jahre nach dem Loose abwechselnd den Vorsitz führte, während der 35 oder 36 Tage ihrer Amtsführung die sämmtlichen Geschäfte des Raths der Fünfhundert leitete und gemeinschaftlich gespeist wurde. Außerdem empfing man hier die auswärtigen Gesandten, und auch andere um den Staat ganz besonders verdiente Männer erhielten auf öffentliche Kosten Unterhalt und Verpflegung. Man rechnete daher die Speisung im Prytaneum zu den höchsten Ehrenbezeigungen. Berühmt war namentlich das an der nordöstlichen Ecke der Akropolis gelegene Prytaneum von Athen. — Das von Napoleon in Paris gestiftete Prytanée war eine Lehranstalt, in welcher einige hundert Schüler meist auf Kosten des Staats für bürgerliche Geschäfte oder zum Militairdienst bis zum 15. Jahre erzogen und gebildet wurden.

Psalm (griech.), im Niedersächsischen Salm, heißt im Allgemeinen so viel als Gesang.

Vorzugsweise aber versteht man unter Psalmen die im Alten Testamente in eine Sammlung vereinigten Religions- und Nationallieder des hebr. Volks, welche, mit Ausnahme eines einzigen (des 90. Psalms, des Psalms Mosis), der einer frühern Zeit angehört, aus David's und späterer Zeit stammen. (S. Hebräische Sprache und Literatur.) Von David (s. d.) selbst, der den Tempelgesang vollendete, rühren nur einige Psalmen her, die das Vorbild und Muster für spätere Dichter wurden. Durch die Überschriften werden dem David allerdings 71 Psalmen beigelegt; allein die Mehrzahl derselben ist blos nach Art der seinigen gedichtet, während mehre sehr bestimmt auf spätere Zeiten hinweisen. Aus David's Zeiten sind auch die meisten Psalmen, die dem Assaph, Heman und Ethan oder Jeduthun beigelegt werden. Assaph, ein Sohn des Berachias und Levit, dessen Namen zwölf Psalmen führen, von denen jedoch mehre unbedingt spätern Ursprungs sind, war der erste unter den von David zum heiligen Dienste verordneten Sang- und Musikmeistern. Zu diesen gehörten auch Heman, dessen Name dem 88. Psalm vorgesetzt, und Ethan, dem der 89. Psalm zugeschrieben wird. Andere Psalmen haben unstreitig Salomo zum Verfasser, wenigstens sind sie aus seiner Zeit und beziehen sich auf Verhältnisse unter seiner Regierung; doch nur der 72. und 127. Psalm führen seinen Namen, von denen überdies der erstere mehr auf Salomo, als von ihm gedichtet scheint. Wahrscheinlich stammen auch einige der Psalmen aus der Zeit Samuel's und von ihm selbst her. Viele der klagenden Psalmen rühren unstreitig von verfolgten Propheten her, welche für die bittere Wahrheit, die sie verkündeten, von ihren Zeitgenossen Hohn und Mishandlung ernteten. Die meisten der Psalmen ungenannter Verfasser sind aus späterer Zeit, wenige aus der Regierungszeit der nächsten Könige nach Salomo, mehre aus der Trauerzeit der babylon. Gefangenschaft und der Rückkehr, wohin wol besonders die gehören, die mit dem Namen der Kinder Korah bezeichnet sind und wahrscheinlich meist Einen Verfasser haben. Aus späterer Zeit sind wahrscheinlich auch die sogenannten Auffteigepsalmen, von Luther misverstanden Lieder im höhern Chor genannt, jene Reiselieder, die man auf die Rückkehr von Babylon bezogen hat, die aber überhaupt sich auf die jährlichen Wallfahrten nach Jerusalem und dem Tempel beziehen mögen. Einige wenige endlich scheinen sogar der Zeit der Makkabäer anzugehören. Die David'schen Psalmen, sie mögen nun ihn selbst zum Verfasser haben oder zum Theil nur aus seiner Zeit sein, machten vielleicht eine frühere Sammlung aus, die bis zum 72. reichte; doch finden sich dergleichen auch unter den folgenden. Die alttestamentliche Sammlung besteht aus 150 Psalmen, die jedoch in ältern Handschriften nicht überall mit derselben Zahl bezeichnet sind, wie in der Übersetzung Luther's, weil hier einige Mal zwei oder drei Psalmen, die anderwärts geschieden vorkommen, als einer, und andere, die anderwärts einer sind, in mehre getheilt erscheinen. Die ganze Sammlung zerfällt in fünf Bücher, welche wahrscheinlich nach und nach aneinander gefügt wurden und deren jedes mit einer Doxologie schließt. Im Allgemeinen sind die Psalmen lyrische Gesänge oder Oden und Hymnen, und zwar theils eigentliche Oden, die entweder einen Gedanken, ein Gefühl oder ein Bild sinnig darstellen, oder aus mehren Gliedern sich zu einem lyrischen Ganzen runden, theils lyrische Wechselgesänge, theils Lieder, in denen der lyrische Geist durch elegischen oder idyllischen Ton, durch eine geschichtliche Thatsache, oder durch weise Lehrsprüche eigenthümlich gestaltet ist. Die meisten haben die Gebetsform, beginnen oder enden als Gebet, und sind, sie mögen Klage, Trauer oder Trost aussprechen, Ausdruck des tiefsten Gottvertrauens und der lebendigsten Zuversicht. Die Sittenlehre ist meist rein, und nur das verletzte Volksgefühl führt bisweilen herbe Äußerungen gegen die Fremden herbei. Alle aber sind wahre Nationalgesänge und manche hochpoetisch. Doch muß man sie nicht vergleichen wollen mit andern lyrischen Gesängen der Vorwelt, was schon der strenge Monotheismus nicht zuläßt, aus dem sie entstanden. Bei vielen derselben lassen sich die geschichtlichen Beziehungen auffinden, doch würde man zu weit gehen, wenn man Alles geschichtlich deuten wollte, da offenbar Vieles sinnbildlich, Anderes allegorisch, Vieles auch prophetisch ausgesprochen ist. Übrigens enthält die Sammlung der Psalmen im Alten Testament keineswegs den ganzen Liederschatz der Hebräer. Nicht nur sind die Salomon'schen Lieder, deren er über tausend gedichtet haben soll, für uns verloren, sondern im Alten Testament selbst werden noch manche erwähnt, die sich in der biblischen Sammlung nicht finden, z. B. der schöne Siegesgesang der Debora im Buche der Richter. Die Psalmen sind poetisch nach-

gebildet worden von J. A. Cramer und einige von Herder; vorzüglich aber hat sie neuerdings Zille (Lpz. 1844) den gangbarsten kirchlichen Melodien angepaßt. Die neuesten Übersetzungen besorgten Eichhorn, de Wette, Stuhlmann, Schärer, Lindemann, Reinhard (herausgegeben von Hacker, Lpz. 1813) und Ewald (Gött. 1836). Die besten Commentare haben de Wette und Hitzig und eine mehr praktische Erklärung Tholuck gegeben.

Psalmödie bezeichnet sowol das Singen der Psalmen mit oder ohne Musikbegleitung (s. Psalter), als die Melodie des Psalmengesanges; ja sogar den Psalm selbst hat man, inwiefern er gesungen wird, eine Psalmodie genannt. Die alte Gesangweise der Psalmen, wie sie bei den Juden üblich war, ist uns unbekannt. Schon in der apostolischen Kirche waren Psalmodien bei jeder kirchlichen Feier gebräuchlich.

Psalter hieß das Saiteninstrument, unter dessen Begleitung die Psalmen gesungen wurden. Es soll einer Harfe ähnlich gewesen sein; nach Andern hatte es Ähnlichkeit mit einem Hackebrete. Auch bezeichnete man mit Psalter die ganze Sammlung der Psalmen. Im Mittelalter gab man den Namen Psalter dem langen Rosenkranze, den die Nonnen einiger Orden führten.

Psamäthe, die Tochter des Nereus und der Doris, war von Äakos Mutter des Phokos (s. d.); Psamathe, die Tochter des Krotopos, Königs von Argos, von Apollon Mutter des Linos; auch hieß Psamathe die Gemahlin des Proteus (s. d.).

Psammětich, einer der zwölf Fürsten, welche in der ersten Hälfte des 7. Jahrh. v. Chr. die sogenannte Dodekarchie in Ägypten (s. d.) bildeten. Der Sage nach von seinen Mitfürsten wegen eines zu seinem Gunsten ausgehenden Orakels vertrieben, gelang es ihm mit Hülfe griech. und karischer Seeräuber, die in Unterägypten landeten und die er in Sold nahm, die übrigen Fürsten zu verdrängen, ganz Ägypten seiner Herrschaft zu unterwerfen und 656 v. Chr. eine neue Dynastie zu gründen. Seine Regierung ist besonders dadurch merkwürdig, daß er, gegen die zeitherige Gewohnheit der Ägypter, den Zutritt der Fremden nach Ägypten beförderte, und insbesondere den Handel mit den Griechen, auf die sich seine Herrschaft vorzüglich stützte, zu beleben suchte. Übrigens suchte er sein Reich auch in Asien zu erweitern und griff deshalb die Philister an, die er jedoch erst nach einem langen und hartnäckigen Kampfe zu besiegen vermochte. Sein Tod im J. 617 v. Chr. unterbrach die Verfolgung seiner Eroberungsplane.

Psara, s. Ipsara.

Pseudo, ein griech. Wort, wird andern Wörtern vorgesetzt, um das Unechte und Falsche ihres Begriffs anzudeuten, z. B. Pseudophilosophie, Pseudoprophet, Pseudosmaragd u. s. w. Ebenso wird es Namen vorgesetzt, die Jemandem nicht zukommen, sei es nun, daß die Person sie selbst sich zueignet, z. B. Pseudo-Demetrius (s. d.), Pseudo-Peter III. (s. Pugazew), Pseudo-Sebastian (s. d.), Pseudo-Smerdes (s. Persien) u. s. w., oder daß sie ihr von Spätern beigelegt wurden, z. B. Pseudo-Isidorus (s. d.), Pseudo-Orpheus (s. d.) u. s. w.

Pseudönym nennt man eine Schrift, die entweder absichtlich von dem Verfasser unter einem falschen Namen herausgegeben wurde, oder, wie dies namentlich bei Schriften des Alterthums der Fall ist, den Namen eines Verfassers führt, der sie nicht verfaßt hat. Pseudonymus ist daher Derjenige, der diesen falschen Namen mit Absicht oder auch ohne sein Zuthun führt. Die absichtliche Pseudonymität läßt sich ebenso wie die Anonymität in manchen Fällen mit sehr gewichtigen, selbst moralischen Gründen entschuldigen; allein bei der größern Öffentlichkeit, welche in den cultivirten Staaten Eingang gefunden hat, muß man sich, um des möglichen Misbrauchs wegen, im Allgemeinen doch dagegen erklären. Unbedingt verwerflich wird sie natürlich dann, wenn es dabei auf Betrug einzelner Personen oder des Publicums abgesehen ist. Sie war schon im Alterthum Sitte; doch kann dies keinen Grund abgeben, sie auch für die Gegenwart empfehlungswerth zu finden. Sehr wünschenswerth wäre es, ein Werk zu besitzen, in welchem die Pseudonymen aller Nationen, die eine Literatur haben, mit ihren wahren Namen verzeichnet wären. Denn wenn auch die Mitwelt von bedeutendern Pseudonymen den wahren Namen leicht und bald erfährt und Jedermann jetzt weiß, daß z. B. unter Friedrich Halm der Freiherr von Münch-Bellinghausen, unter Anastasius Grün der Graf von Auersperg zu verstehen ist, so dürfte dies doch in künftigen Zeiten unter Umständen leicht zu literarischen Irrungen führen.

Psora, s. Krätze.

Psyche, d. h. belebender Hauch und auch Lichtmotte, durch welchen Doppelsinn die schöne allegorische Dichtung von ihr ungemein gewonnen hat, war die Tochter des Sonnengottes und der Endelecheia oder Entelecheia, d. i. der Stetigkeit und Strebekraft. Spätere Dichter machen sie zu einer Königstochter und erzählen ihre Geschichte also. P., deren beide ältere Schwestern von mäßiger Schönheit waren, war so liebreizend, daß man sie für Venus selbst hielt und nur wie eine Göttin zu verehren, nicht zu lieben wagte. Dies erregte der Venus Neid, die dem Amor gebot, sie in den verächtlichsten Menschen verliebt zu machen. Aber Amor verliebte sich selbst in die P. Der Vater, der seine Tochter vermählt zu sehen wünschte, wendete sich an Apollon's Orakel, welches den Ausspruch that, man solle P. in Trauergepränge auf den Gipfel eines Berges führen und daselbst verlassen, denn sie sei zur Braut eines schlangenartigen, Alles verwüstenden, von Göttern und Menschen gefürchteten Ungeheuers bestimmt. Unter Jammer wurde der Ausspruch befolgt, und P. sah sich allein auf dem verlassenen Felsen, als plötzlich Zephyr sie sanft umschwebte, aufhob und in ein schönes Lustschloß des Gottes der Liebe brachte, wo dieser jede Nacht, ungesehen und unerkannt, sie besuchte und mit Anbruch des Tages wieder verließ. Eines vollkommenen Glücks hätte P. genossen, wofern sie, des Geliebten Warnung befolgend, nie neugierig gewesen wäre, ihn näher kennen zu lernen. Allein verführt durch ihre eifersüchtigen Schwestern, die sie, ebenfalls gegen Amor's Gebot, hatte zu sich kommen lassen, glaubte sie ein Ungeheuer in ihm zu umarmen, und die Neugierde siegte. Mit einer Lampe trat sie, als er einst entschlafen war, zu ihm, entdeckte den schönsten der Götter und ließ vor freudigem Schrecken einen Tropfen heißes Öl auf seine Schultern fallen. Amor erwachte, warf der Bestürzten ihr Mistrauen vor und entfloh. Trostlos irrte sie, nachdem sie vergebens sich in einen Fluß zu stürzen versucht hatte, in allen Tempeln umher; überall forschte sie nach ihrem Geliebten und kam so zuletzt auch in den Palast der Venus. Hier begann ihr eigentliches Leiden. Venus behielt sie bei sich, behandelte sie als Sklavin und legte ihr die härtesten Arbeiten auf. P. wäre unter der Last erlegen, hätte Amor, der sie noch immer heimlich liebte, sich ihrer nicht unsichtbar angenommen und ihr in allen Unternehmungen beigestanden. Nur der letzten gefährlichsten Probe, zur Proserpina ins Schattenreich hinabzusteigen und von ihr eine Büchse mit Schönheitssalbe zu holen, wäre sie fast erlegen. Zwar bestand sie das Abenteuer glücklich, aber auf dem Rückwege öffnete sie die Büchse, und der tödtliche Dampf, welcher daraus hervordrang, stürzte sie leblos zu Boden. Da erschien Amor, und die Berührung mit seinem Pfeile brachte ihr Leben zurück. Endlich wurde Venus versöhnt, die P. aber vom Jupiter mit Unsterblichkeit begabt und auf ewig mit dem Geliebten verbunden. Die Vermählung war von großen Festlichkeiten begleitet; die neidischen Schwestern der P. aber stürzten sich von einem Felsen. Diese sinnige Mythe, die wir nur aus der Wiedererzählung bei Apulejus und Fulgentius kennen, ruhte gewiß auf ältern Überlieferungen griech. Dichter und Philosophen. Die Wahrheit, welche unter ihr verborgen liegt, ist leicht zu erkennen. Sie ist nichts Anderes, als eine orphische Allegorie, das Bild der menschlichen Seele, die durch Leiden und Unglück geläutert, und so auf den Genuß reiner und echter Freuden vorbereitet und für selbigen empfänglich gemacht wird. Dargestellt wird P. als Jungfrau mit Schmetterlingsflügeln oder als Schmetterling selbst. — In der Lehre von der Natur des Menschen gebrauchen Einige das Wort Psyche von der Gesammtheit der untern Seelenvermögen, während sie die der höhern Pneuma, d. i. Geist, nennen.

Psychiatrie, s. Seelenheilkunde.

Psychologie, d. i. Seelenkunde oder Seelenlehre, heißt die Wissenschaft von dem geistigen Leben und von der Psyche, d. i. Seele, als dem Träger desselben. Ihr Object sind die Zustände und Thätigkeiten, welche die innere Erfahrung uns in unserm eigenen Innern finden läßt, und da unsere Gedanken, Gefühle, Überlegungen, Plane, Entschlüsse u. s. w. mit den Veränderungen und Ereignissen des Körpers nur zum allerkleinsten Theile parallel gehen, so ist es eine nahe liegende und uralte Ansicht, daß der Mensch aus Leib und Seele (Geist) bestehe, d. h. daß denjenigen Ereignissen, die der Mensch in seinem Innern findet, ein seinem Sein nach von dem Körper unabhängiger Träger zu Grunde liege. Gleichwol ist die Seele selbst weder ihrem Dasein, noch ihrem Wesen und ihrer Wirkungsart nach ein

Gegenstand der innern Wahrnehmung; und schon deshalb war es möglich, daß sich sehr verschiedene Ansichten von den Ursachen des geistigen Lebens ausbildeten, indem man bald dasselbe blos als Ausdruck der Functionen gewisser Theile des körperlichen Organismus, namentlich des Gehirns, betrachtete (Materialismus), bald ein eigenes Princip geistiger Zustände und Thätigkeiten voraussetzte (Spiritualismus). Betrachtet man die Psychologie zunächst als Erfahrungswissenschaft (empirische Psychologie), so hat sie in Vergleich mit andern Gebieten der Beobachtung und der Erfahrung mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Empirische Psychologie würde, analog den beschreibenden und classificirenden Naturwissenschaften, zum mindesten eine genaue und vollständige Aufzählung, Beschreibung und Classification Dessen enthalten müssen, was sich thatsächlich als Merkmal des geistigen Lebens vorfindet. Ihre einzige unmittelbare Quelle ist dabei die Selbstbeobachtung; was die Beobachtung Anderer lehrt, bedarf schon einer Deutung mit Hülfe Dessen, was der Beobachtende in sich selbst wahrgenommen hat, und Dasselbe gilt von allen historischen Überlieferungen. Außerdem entbehrt die Psychologie eines Hülfsmittels, welchem allein die eigentlich sogenannten Naturwissenschaften die genaue Feststellung des Thatbestandes verdanken; nämlich der Möglichkeit einer wiederholten Beobachtung einer und derselben Thatsache und des absichtlich veranstalteten Experiments. Die geistigen Regungen halten niemals dem Beobachtenden vollkommen still; sie sind fortwährend bald in allmäligen, bald in gewaltsamen Übergängen und Umwandlungen begriffen; jede absichtliche Selbstbeobachtung unterbricht und stört eigentlich die Gemüthslage, welche beobachtet werden soll, und der Einfluß, den der Körper auf den Verlauf geistiger Ereignisse hat, entzieht sich im Einzelnen jeder genauern empirischen Bestimmung. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Psychologie länger als andere Erfahrungswissenschaften sich mit ziemlich rohen Abstractionen und Classificationen beholfen und von jeher eine Neigung gehabt hat, auf Theorien hinzueilen, bei denen sie den psychologischen Thatbestand im Einzelnen vielfach ignorirte. Versuche, das Geistige von dem Leiblichen zu scheiden und innerhalb des erstern nähere Unterscheidungen festzustellen, finden wir zwar schon bei den ältesten Denkern; aber die Art, wie sie von den „Theilen der Seele" sprechen und sie näher zu bestimmen suchen, verräth lange Zeit eine große Unbeholfenheit. Erst Aristoteles (s. Peripatetische Philosophie) macht einen, und zwar in Vergleichung mit den frühern, sehr ausgezeichneten Versuch, die verschiedenen psychischen Phänomene vollständig und in naturgemäßer Reihenfolge aufzufassen und anzuordnen; aber er sondert das Psychische nicht hinlänglich genau von dem Physiologischen; Seele und Lebenskraft sind ihm im Grunde gleichbedeutende Begriffe. Seine Metaphysik machte ihn überdies geneigt, jeder Classe jener Phänomene ein eigenes Vermögen der Seele vorauszusetzen. Nur die Vernunft und das vernünftige Denken betrachtete er als etwas von den Functionen des leiblichen Lebens Unabhängiges, den letztern Fremdartiges, von außen mit dem Körper Vereinigtes, und gab dadurch den Spätern Veranlassung, nicht nur Leibliches und Geistiges, sondern innerhalb des letztern auch Seele und Geist zu unterscheiden. Die Richtung, welche Aristoteles der Psychologie gegeben hatte, blieb lange Jahrhunderte hindurch maßgebend; die Stoiker (s. d.) stellten zwar andere Classificationen der psychischen Ereignisse auf, aber sie machten ebenfalls die stillschweigende Voraussetzung, daß jeder dieser Classen ein besonderes Seelenvermögen zu Grunde liege; und das Mittelalter hielt, trotz mancher Modificationen im Einzelnen, im Durchschnitt an der die Aristotelischen Bestimmungen zwar nicht erschöpfenden, aber sich doch an sie anschließenden Unterscheidung zwischen der anima vegetativa, sensitiva und rationalis oder intellectualis fest. Ein neuer Eifer für die Psychologie erwachte mit dem Umschwunge, welchen Descartes (s. d.) der Philosophie gab, schon deshalb, weil im Gegensatz zu der objectiven Richtung der antiken Philosophie jetzt das denkende Subject als der Träger alles Wissens und Wollens in den Vordergrund der Betrachtung trat. Bei der scharfen Sonderung zwischen Materie und Geist, welche die Cartesianische Philosophie geltend machte, beschäftigten die Denker des 17. Jahrh. hauptsächlich die Frage nach dem ursachlichen Zusammenhange zwischen Leib und Seele (s. Occasionalismus) und die Streitigkeiten über die Freiheit oder Nichtfreiheit des menschlichen Willens (s. Determinismus und Freiheit); für eine genauere Analyse der Erscheinungen des geistigen Lebens geschah verhältniß-

mäßig wenig. Obgleich daher namentlich Malebranche (s. d.) in der letztern Beziehung unzweifelhafte Verdienste hat, so ist es doch eigentlich erst Locke (s. d.), der für die Psychologie eine neue Bahn brach, nicht, als ob er mit Hülfe tieferer Untersuchungen das Dunkel des geistigen Lebens aufgehellt hätte, sondern dadurch, daß er mit unbefangenem Sinne beobachtete und sich die verhältnißmäßig genaue Auffassung und Zergliederung der psychischen Thatsachen nicht durch metaphysische Voraussetzungen verdunkeln ließ; er hatte gerade die Absicht, durch psychologische Analysen über die Entstehung unserer Begriffe den unbegründeten Behauptungen der Schulmetaphysik entgegenzutreten, und er würde für die Psychologie selbst vielleicht noch mehr geleistet haben, wenn er sich nicht durch die polemische Beziehung auf die Metaphysik von dem eigenen Ziele der psychologischen Forschung hätte ablenken lassen. Locke erkannte in den sinnlichen Empfindungen eine der Hauptquellen des geistigen Lebens; er ist aber unschuldig daran, wenn seine Lehre, die durch Condillac (s. d.) nach Frankreich verpflanzt wurde, in einen entschiedenen Materialismus überging. Den meisten Widerspruch fand damals seine Behauptung, daß die Seele keine angeborenen Begriffe habe. Namentlich suchte Leibnitz (s. d.) das Dasein derselben, wenn auch in einem beschränkten Sinne zu vertheidigen; zugleich lag in seiner Monadologie ein Gesichtspunkt, der für die Erklärung der psychischen Ereignisse viel fruchtbarer werden konnte, als die hergebrachte Lehre von den Seelenvermögen. Denjenigen Monaden, die Leibnitz Seelen nannte, legte er nämlich eine unbestimmbare Mannichfaltigkeit immanenter Thätigkeitsacte bei, von denen die spätern bedingt sind durch die frühern, dergestalt, daß die Ereignisse, die sich der innern Wahrnehmung darbieten, Resultate aus der Zusammenwirkung einer unbestimmten Vielheit innerer Zustände und Thätigkeiten sind, die sich einzeln der innern Wahrnehmung entziehen. Leibnitz hatte diesen Gedanken, auf den er ein großes Gewicht legte, doch nur im Allgemeinen angedeutet, und seine Anhänger, z. B. Eberhard in der gekrönten Preisschrift „Theorie des menschlichen Empfindens und Denkens" (Berl. 1776; 2. Aufl., 1786), machten ebenfalls nur einen ziemlich unbestimmten Gebrauch davon. Der große Hauptstrom der psychologischen Ansichten bewegte sich in dem Bette der alten Vermögenslehre fort. Wolf (s. d.), ohne zu bedenken, daß Vermögen und Kräfte niemals ein Gegenstand der Erfahrung sind, meinte, welche und wie viel Seelenvermögen der Mensch habe, zu lehren, sei Sache der empirischen, was diese Vermögen eigentlich seien und wie sie der Seele inwohnen, Sache der rationalen Psychologie, und die ermüdende Masse seiner psychologischen Nominaldefinitionen gründet sich fast durchaus auf die Unterscheidung der „theoretischen" und „praktischen" Vermögen (Erkenntniß- und Begehrungs- oder Willensvermögen). Damit verband sich die Unterscheidung niederer und höherer Seelenvermögen, von welchen jene auch die Thiere, diese der Mensch eigenthümlich haben sollten, und nach diesen Unterscheidungen wurde der Erfahrungsstoff der Psychologie angeordnet. In diesem Zustande fand die Psychologie Kant (s. d.); aber gerade auf die Psychologie hat die Lehre Kant's wenig Einfluß, weil er die Voraussetzung verschiedener Seelenvermögen mit der Unterscheidung der „Receptivität" und „Spontaneität" des menschlichen Geistes ohne Weiteres verknüpfte und nur zu bestimmen suchte, welchen Beitrag jedes dieser Vermögen (das sinnliche Empfindungsvermögen, die Einbildungskraft, der Verstand, die Urtheilskraft, die theoretische und praktische Vernunft u. s. w.) zu unsern Erkenntnissen und Handlungsweisen liefere, und obwol er in der Bestimmung der Functionen dieser Vermögen von den Frühern vielfach abwich, auch erst durch ihn die Annahme dreier Grundvermögen, des Vorstellungs- oder Erkenntniß-, des Gefühls- und des Begehrungs- oder Willensvermögens, gewöhnlich wurde, so schnitt doch die Versicherung, daß in jedem dieser Vermögen a priori gewisse Begriffe und Thätigkeiten bereit liegen, über deren Vorhandensein sich weiter keine Rechenschaft geben lasse, sowie die Verzichtleistung auf alle rationale oder speculative Psychologie eigentlich von vorn herein jede tiefer gehende psychologische Untersuchung ab. Daher hat auch die Kant'sche Schule (s. Fries), obwol für sie die Psychologie die Grundlage und der Kanon aller Philosophie überhaupt war, auf die Fortschritte der Psychologie keinen Einfluß gehabt, im Gegentheil breitete sie sich in der alten Vermögenslehre mit um so größerer Behaglichkeit aus, als man sich begnügte, ohne Weiteres Haupt- oder Grundvermögen, Nebenvermögen, abgeleitete Vermögen u. s. w. aufzuzählen und ihre Functionen zu beschreiben. Bedeutende Folgen für die Psychologie mußte dagegen die

Energie haben, mit welcher J. G. Fichte (s. d.) auf das Ich, auf die Thatsache des Selbstbewußtseins und den Begriff desselben hinwies. Diese Folgen liegen nicht in der idealistischen Richtung, welche er dadurch der deutschen Philosophie gab; weder der Versuch Fichte's, alle Phänomene des Bewußtseins aus der absoluten Productivität des Ich zu deduciren, noch die Art, wie die Schelling'sche und die Hegel'sche Schule, die im Grunde sehr schwankende und nichts erklärende Analogie zwischen dem leiblichen Organismus und dem geistigen Leben benutzend, die verschiedene Gestaltung des letztern als eine Reihe von Momenten des in seinem immanenten Werden allmälig zu sich selbst kommenden Geistes darzustellen suchten, konnten den Anfoderungen genügen, welchen genügt werden muß, wenn die Psychologie in der Erklärung der Thatsachen der innern Erfahrung auch nur eine entfernte Vergleichung mit der Art aushalten soll, wie die Naturwissenschaften die Phänomene der äußern Erfahrung zu behandeln gelernt haben; sondern der Begriff des Ich wurde deshalb das Princip für die Umgestaltung der Psychologie, weil die an sich ganz unbegreifliche Thatsache des Selbstbewußtseins auf unvermeidliche Voraussetzungen gewisser Bedingungen desselben hintreibt, hinsichtlich deren untersucht werden muß, inwiefern sie ausreichende Erklärungsgründe für die allgemeinen Formen und den Bildungsgang des geistigen Lebens darbieten. Wenigstens ist Herbart (s. d.), von dem in neuerer Zeit die wichtigste Umbildung der Psychologie ausgegangen ist, gerade durch geschärfte Untersuchungen über den Begriff des Ich, sowie durch einen unbefangenen Blick für das in der innern Erfahrung factisch Gegebene auf die Annahme geführt worden, daß weder ein absolutes Werden, noch eine Leibnitz'sche Spontaneität, noch eine größere oder kleinere Anzahl von Seelenvermögen die wahren Realgründe des geistigen Lebens sind, sondern die durch die Verbindung der Seele mit dem Körper und durch ihn mit der Außenwelt veranlaßten innern Zustände derselben, die in der gewöhnlichen Sprache als Empfindungen und Vorstellungen bezeichnet werden. Die Vorstellungen selbst werden durch die zwischen ihnen stattfindenden Gegensätze aneinander zu Kräften, und was wir geistiges Leben nennen, ist das Product oder der Ausdruck der Art, in welcher sie wirken. Herbart ist dadurch zu der Darlegung einer geistigen Dynamik gekommen, welche, abgesehen von dem nicht genau bestimmbaren Einfluß körperlicher Zustände, ihre Gesetzmäßigkeit und die Bedingungen einer fortschreitenden Bereicherung und Bildung des geistigen Lebens in sich selbst trägt. In der Entwickelung dieser Theorie, für welche die sogenannte Association der Ideen, die bald phantasirende, bald gedächtnißmäßige Reproduction der Vorstellungen, die Entstehung der Begierden und Leidenschaften u. s. w. leicht zugängliche Vergleichungspunkte darbietet, ist er aber nicht bei allgemeinen, die Individualität der psychischen Thatsachen niemals erschöpfenden Begriffen stehen geblieben, sondern er hat, da es sich hierbei um die Wirkungsart intensiver Kräfte handelt, auf welche sich Größenbegriffe mit hinlänglicher Bestimmtheit anwenden lassen, die Hülfsmittel der Rechnung benutzt, um einen exacten Ausdruck für die psychischen Gesetze zu finden. Darauf gründet sich der Gedanke der mathematischen Psychologie und die Lehrsätze derselben sind zum Theil schon so weit entwickelt, daß sie eine genaue Vergleichung mit der Erfahrung erlauben. Abgesehen von der eigentlichen Schule Herbart's ist dessen Grundansicht vom geistigen Leben auf Naturforscher, wie von Baer und Joh. Müller, nicht ohne Einfluß geblieben; auch F. E. Beneke (s. d.) hat sich nicht wenig von ihm angeeignet, obwol dieser eine Theorie des geistigen Lebens durch bloße Beobachtung und inductive Schlüsse erreichen zu können glaubt. Vgl. Beneke, „Die neue Psychologie" (Berl. 1845).

Abgesehen von den Bearbeitungen der Anthropologie (s. d.) und den Schriften der Denker, die der Geschichte der Philosophie überhaupt angehören, repräsentiren unter der reichen Literatur der Psychologie folgende Schriften die gegenwärtigen Hauptrichtungen der Psychologie. Sammelschriften sind: K. Ph. Moritz, „Magazin für Erfahrungsseelenkunde" (10 Bde., Berl. 1785—93); Friedreich, „Magazin für die Seelenkunde" (Würzb. 1829—33), Desselben „Archiv für die Psychologie" (Heidelb. 1834 fg.). Auf der Grundlage der Seelenvermögenslehre ruhen: Tiedemann, „Lehrbuch der Psychologie", herausgeg. von Wachler (Lpz. 1804), unter den ältern Bearbeitungen eine der besten; Scheidler, „Handbuch der Psychologie" (Bd. 1, Darmst. 1833), und K. A. von Reichlin-Meldegg, „Psychologie des

Menschen mit Einschluß der Anthropologie" (2 Bde., Heidelb. 1837—38); der Richtung der Schelling'schen Naturphilosophie folgen H. Schubert, „Geschichte der Seele" (Tüb. 1833) und C. G. Carus, „Vorlesungen über Psychologie" (Lpz. 1831); die Psychologie der Hegel'schen Schule geben K. Rosenkranz, „Psychologie" (Königsb. 1837; 2. Aufl., 1843) und K. L. Michelet, „Anthropologie und Psychologie" (Berl. 1840); vgl. J. Exner, „Die Psychologie der Hegel'schen Schule" (1. und 2. Heft, Lpz. 1842—44); in Verwandtschaft mit dieser Richtung der Speculation stehen Vorländer, „Grundlinien einer organischen Wissenschaft der Seele" (Berl. 1841) und J. Hillebrand, „Philosophie des Geistes" (Heidelb. 1835); an Herbart schließen sich an E. Stiedenroth, „Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen" (2 Bde., Berl. 1824) und M. W. Drobisch, „Empirische Psychologie" (Lpz. 1842). Auch gehört hierher Th. Waitz, „Grundlage der Psychologie" (Gotha 1846). Die Franzosen pflegen zum großen Theile noch die Psychologie als die Fundamentalwissenschaft der Philosophie und die Untersuchung über den Ursprung unserer Begriffe für die Grundlage alles philosophischen Wissens zu halten. (S. Französische Philosophie, Condillac, Bonnet und Laromiguière.) Die Neigung, die Psychologie von der Philosophie abhängig zu machen und das geistige Leben als Function gewisser Theile des leiblichen Organismus zu betrachten, taucht bei ihnen immer wieder auf, z. B. bei A. Comte, „Cours de philosophie positive" (6 Bde., Par. 1830—42). Die Engländer behandeln die Psychologie noch meist im Sinne Locke's, mit mehr oder weniger Annäherung an Kant, wie sie für sie durch die sogenannte schottische Schule vorbereitet war. Die Werke von Thom. Reid, besonders dessen „Essays on the powers of human mind" (3 Bde., Lond. 1803) und von Dugald Stewart, „Elements of the philosophy of the human mind" (Lond. 1792), genießen noch jetzt großes Ansehen. Thom. Brown's „Lectures on the philosophy of human mind" (4 Bde., Edinb. 1820) hatten bis 1842 in England 13 Auflagen und vielleicht ebenso viel in Nordamerika erlebt. Der neuern Zeit gehören an Thom. Young („Lectures on the intellectual philosophy", Glasg. 1835), Abercrombie („Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth", Edinb. 1830) und Jam. Mill („Analysis of the human mind", 2 Bde., Lond. 1829). Den Standpunkt der Engländer theilt auch wol der Amerikaner Th. C. Upham in den „Elements of mental philosophy" (2 Bde., Boston 1831).

Ptolemäer ist der gemeinschaftliche Name der 13 griech.-ägypt. Könige, welche nach dem Tode Alexander's 323—30 v. Chr., also ziemlich 300 Jahre lang bis auf die Zeit herrschten, wo Ägypten röm. Provinz wurde. Da sie aber nicht alle diese Namen führten, nennt man sie passender Lagiden, d. h. Nachkommen des Lagus, des Stifters der Dynastie. Unter den drei ersten derselben, deren Regierung einen Zeitraum von fast hundert Jahren begreift, gelangte das Reich zur höchsten Blüte der Bildung und Macht, besonders dadurch, daß die macedon.-griech. Hauptstadt Alexandria (s. d.) zum Mittelpunkt sowol des Welthandels als der griech. Wissenschaft und Kunst sich erhob. Die Reihenfolge beginnt Ptolemäus Lagi, d. h. des Lagus Sohn, eigentlich der natürliche Sohn des Königs Philipp, wegen der den Rhodiern gegen Demetrius Poliorketes geleisteten Hülfe auch Soter, d. h. Retter, genannt. Beim Tode Alexander's, 323 v. Chr., erhielt er die Statthalterschaft über Ägypten, machte Alexandria, das er vielfach verschönerte, zu seiner Residenz, gründete daselbst die nachher so berühmte Bibliothek und war bis an sein Ende, 284 v. Chr., rastlos thätig für das Wohl und die Beglückung des Landes. — Sein Sohn, P. II., mit dem Beinamen Philadelphus, weil er seine Schwester Arsinoë geheirathet hatte, ein prachtliebender Fürst, 284—247 v. Chr., soll Ptolemaïs und mehre andere Städte, sowie den Pharus bei Alexandria erbaut haben; er hinterließ den Staat in einem trefflichen Zustande. — Dessen Sohn, P. III., Euergetes, d. h. Wohlthäter, von den Priestern genannt, weil er aus Asien ägypt. Götterbilder zurückgebracht hatte, regierte 247—221 v. Chr., vermählte sich mit der Berenike (s. d.) und suchte die von seinem Vater begonnenen Eroberungen noch weiter auszudehnen. — Ihm folgte sein Sohn, P. IV., Philopator spottweise genannt, weil er seinen Vater vergiftet hatte, ein schwelgerischer Wütherich, unter dessen Herrschaft, 221—204 v. Chr., Ägypten schnell von der Höhe herabsank, auf welche es unter seinen Vorfahren gelangt war. — In der Ausschweifung übertraf ihn noch sein Sohn, P. V., Epiphanes, 204—181 v. Chr., der erst fünf Jahre alt den Thron bestieg und bald Veranlas-

sung wurde, daß die Römer in die innern Angelegenheiten sich zu mischen begannen. — Dessen Sohn, P. VI., Philometor oder Tryphon, d. h. der Weichling, 181—145 v. Chr., war gutmüthig, aber schwach. — Sein Bruder, P. VII., Euergetes II., auch mit dem Spitznamen Physkon, d. h. der Dickbauch, 145—117 v. Chr., wurde seiner Grausamkeiten wegen von seiner eigenen Mutter vom Throne gestoßen. — Sein Sohn, P. VIII., Lathyros, 116—81 v. Chr., zeigte guten Willen, ohne etwas Bedeutendes auszuführen. — Sein jüngerer Bruder, P. IX. oder Alexander I., regierte nur kurze Zeit, und sein Sohn, P. X. oder Alexander II., bestieg den Thron, nachdem seine Mutter Berenike vor ihm ein halbes Jahr regiert hatte, verlor ihn aber schon nach 19 Tagen wieder. — Ebenso mußte P. XI. oder Alexander III., auch Nothos, d. h. der Unechte, genannt, in Folge eines Aufruhrs 66 v. Chr. flüchtig werden. — Ebenso wenig vermochte sich P. XII., mit dem Beinamen Auletes, d. h. der Flötenbläser, ein Weichling und willenloses Werkzeug der Römer, die Liebe der Ägypter zu verschaffen, und starb 51 v. Chr. — Sein Sohn, P. XIII. oder Dionysos, sollte nach des Vaters Willen mit seiner Schwester Kleopatra (s. d.) sich vermählen und mit ihr gemeinschaftlich herrschen, wurde aber 48 v. Chr. von den Hofbeamten verdrängt und kam später im Kriege gegen Cäsar um. — Ihm folgte sein Bruder, P. XIV., ein Knabe von elf Jahren, der sich auf Cäsar's Veranlassung mit Kleopatra vermählte, die ihn aber nach drei Jahren vergiften ließ, worauf das Haus der Ptolemäer erlosch. Vgl. Vaillant, „Historia Ptolemaeorum" (Amst. 1701, Fol.); Heyne, „De genio saeculi Ptolemaeorum" in seinen „Opuscula academica" (Bd. I, Gött. 1785), und Drumann, „De rebus Ptolemaeorum" (Königsb. 1821).

Ptolemäis, s. Acca.

Ptolemäus (Claudius), Geograph, Astronom und Mathematiker, von Geburt ein Ägypter, lebte in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. zu Alexandrien unter der Regierung des Hadrian und des Marcus Antoninus und erwarb sich zunächst dadurch einen großen Ruhm, daß er das Fixsternverzeichniß des Hipparchus berichtigte und Tabellen entwarf, mittels welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Auch erfand er ein eigenes Instrument, um die scheinbaren Durchmesser des Mondes und der Sonne zu bestimmen, und bezeichnete erstern beinahe ebenso genau, wie ihn die besten neuern Instrumente zu geben im Stande sind. Die frühern und seine eigenen Beobachtungen vereinigte er zu einem Systeme, das nach ihm das Ptolemäische System heißt (s. Planeten), und machte dasselbe in einem Werke bekannt, das gewöhnlich unter dem lat. Titel „Syntaxis mathematica" oder „Constructio mathematica" angeführt wird. Dieses Werk wurde um 827 ins Arabische übersetzt, und diese Übersetzung, die wir unter dem Namen „Almagest" kennen, um 1230 auf Betrieb des Kaisers Friedrich II. und später noch häufig ins Lateinische übertragen und zuletzt mit dem griech. Text und franz. Übersetzung von Halma (4 Bde., Par. 1813—28, 4.) am besten herausgegeben. Eine zweite nicht minder wichtige Schrift ist seine „Geographia", die im Vergleich mit den ähnlichen Werken der frühern Geographen einen bedeutenden Fortschritt in dieser Wissenschaft enthält, indem er außer andern Zusätzen, Bereicherungen und Verbesserungen zuerst darin die Lage der Orte nach den Graden der Länge und Breite bestimmte, die Grenzen der Länder und Provinzen normirte und außerdem den geometrischen Grund zur Verfertigung von Landcharten und der Projectionen der Erdkugel legte. Die beste Bearbeitung des in vielfacher Hinsicht sehr verderbten Textes haben in neuester Zeit Wilberg und Grashof (Bd. 1—4, Essen 1832—42) geliefert; eine correcte Handausgabe besorgte Nobbe (3 Bde., Lpz. 1843—45), von dem auch eine größere, mit dem vollständigen kritischen und exegetischen Apparate versehene Ausgabe zu erwarten ist. Eine deutsche Übersetzung gab Georgi in seiner „Alten Geographie" (Bd. I, Stuttg. 1838). Vgl. Heeren, „De fontibus geographicorum Ptolemaei" (Gött. 1828) und Wilberg, „Das Netz der allgemeinen Karten des Eratosthenes und P., aus den Quellen dargestellt" (Essen 1834, 4.).

Pubertät (pubertas), Mannbarkeit oder Geschlechtsreife, nennt man denjenigen Zustand, in welchen der Mensch nach Beendigung der Kindheit (s. Kind) eintritt. Dieser Übergang, obgleich allmälig vorbereitet, zeichnet sich doch durch ziemlich schnell eintretende

Veränderungen im geistigen wie im körperlichen Wesen des Menschen aus. Was zuerst die körperlichen Erscheinungen anlangt, so tritt im Allgemeinen der Unterschied zwischen beiden Geschlechtern in der Verschiedenheit der Ausbildung während dieses Übergangs bedeutender hervor als jemals vorher. Die weiche, zarte, aber offenbar unvollkommene Beschaffenheit des Körpers schwindet bei beiden Geschlechtern, und ein volleres Ansehen tritt an die Stelle desselben. Beim Knaben jedoch füllt sich die Rundung durch Muskelsubstanz, beim Mädchen mehr durch Fett aus, während bei ersterm zugleich die Haut eine festere Textur bekommt. Ebenso rückt gewöhnlich die Vergrößerung des Körpers in der Richtung seiner Längenachse beträchtlich vorwärts, namentlich aber nimmt die Brusthöhle an Ausdehnung zu, indem die Functionen der Brustorgane für einige Zeit das Übergewicht über die der andern gewinnen. Äußerlich wird dieses am meisten beim weiblichen Geschlechte bemerkbar, indem die Brustdrüsen einen größern Umfang einzunehmen beginnen. Der eine von der frühern gänzlich verschiedene Richtung einschlagende Bildungstrieb zeigt sich ferner auch dadurch, daß nicht allein im Allgemeinen der Haarwuchs stärker wird, sondern auch an mehren Körperstellen, die vorher davon frei waren, Haare zum Vorschein kommen. Ferner findet eine namhafte Veränderung in der Stimme statt, verursacht durch eine Erweiterung des Kehlkopfs und der betreffenden Bänder; die vorher hohe, aber dünne Stimme geht bei dem Knaben in die Tiefe, bleibt zwar beim Mädchen hoch, unterscheidet sich aber durch Metall deutlich von der vorherigen Kinderstimme. Am bedeutendsten jedoch sind die Vorgänge in den Geschlechtstheilen, welche beim Knaben durch Vergrößerung und Erregung, beim Mädchen durch Eintritt der Menstruation (s. d.) in einen neuen, gegen ihre vorherige Unthätigkeit auffallend contrastirenden Abschnitt und eigentlich erst in das ihnen zukommende Leben eintreten. Es ist leicht zu begreifen, daß der Bildungstrieb, der in allen diesen Veränderungen neue Bahnen einschlägt, nicht selten theils in der Art, theils in der Zeit seiner Wirksamkeit sich verirrt und deshalb Krankheiten entstehen läßt, welche oft um so gefahrdrohender sind, je stürmischer die Ausbildung vor sich geht. Namentlich ist das rege Blutleben, welches in der Brust beginnt, nicht selten der Grund zu schnell tödtenden oder langsam verzehrenden Krankheiten der Brustorgane, zu Lungenentzündung und Lungenschwindsucht. Mit diesen physiologischen Veränderungen treten wenigstens ebenso wichtige psychologische ein. Ein neuer Geist scheint in den Körper eingezogen zu sein, die bisherigen kindlichen Beschäftigungen verlieren plötzlich den gewohnten Reiz und nicht selten macht sich erst ein geistiges Unbehagen bemerkbar, in dem Aufgeben des frühern und dem Mangel eines neuen Reizes begründet, ehe die Thatenlust des Jünglings erwacht und die Jungfrau sich den süßen, ihre zukünftigen Bestimmungspflichten vorbereitenden Gefühlen hingibt, deren eigentliche Objecte sie noch nicht kennt. Die Liebe, die das weibliche Geschlecht zu verschenken, das männliche zu erringen strebt, leuchtet beiden als ein nur geahnetes Ideal vor und in kurzer Zeit erweitert sich der Ideenkreis zu einem gegen den frühern um so mehr abstechenden Umfange, als der später erst die Herrschaft gewinnende Verstand ihm jetzt noch nicht Grenzen zu stecken im Stande ist. Die immerwährende Wechselwirkung zwischen Körper und Geist und dem doppelseitigen Fortschreiten des Organismus spricht sich auch in den geistigen Vorgängen und der mehr geistigen Sphäre des Nervensystems durch pathologische Erscheinungen aus, indem nicht selten Nervenkrankheiten mit, jedoch meist vorübergehenden, Geistesstörungen, Melancholie, somnambulistische Zustände u. s. w. diese Übergänge des psychischen Organismus begleiten. Sehr verschieden ist das Lebensalter, in welchem diese großartigen Veränderungen im Menschen vorgehen. Hierbei scheinen Klima, Lebensart, Stand und selbst auch Abstammung einen bedeutenden Einfluß auszuüben. In den Ländern der nördlichen und der nördlichern gemäßigten Zone fällt der Eintritt der Geschlechtsreife gewöhnlich in den Zeitraum zwischen dem 14. und 16. Lebensjahre beim männlichen und zwischen dem 13. und 15. beim weiblichen Geschlechte, während er in den andern Ländern desto früher stattfindet, je mehr sich diese dem Äquator nähern. Ferner scheint das naturgemäßere Leben auf dem Lande diese Entwickelungsstufe mehr zu verzögern, aber auch leichter über sie hinwegzuführen als die die Geisteskräfte mehr in Anspruch nehmende und den Körper oft überreizende Erziehung in großen Städten, und es ist vielleicht diesem Einflusse, da doch in den meisten Fällen die Kinder die Lebensart der Ältern theilen, zuzuschreiben, daß bei jenen gewöhnlich die Pubertät in derselben Zeit eintritt,

wo sie sich bei diesen bemerklich machte. Diese Bemerkungen deuten zugleich die Regel an, die Mannbarkeit nicht durch Beförderung der Frühreife in geistiger und körperlicher Hinsicht zu schnell herbeizuführen und namentlich Kinder von Allem zurückzuhalten, was ihr Geschlechtsleben in unzeitige Aufregung versetzen könnte. Die Dauer der Pubertät, welche immer noch zur Entwickelung im engern Sinne gehört, endigt mit dem Eintritt der vollkommenen Reife in der Zeit zwischen dem 20. und 25. Lebensjahre, wo der Mensch die höchste Stufe der körperlichen und geistigen Kraft erstiegen hat und der Kreis der geistigen Ausbildung durch den Beitritt der Denkkraft zu der Empfindung und dem Willen geschlossen wird.

Publicisten nannte man sonst lediglich diejenigen Gelehrten, die sich mit der Wissenschaft des positiven Staats- und Staatenrechts beschäftigten. Eine besondere Abtheilung unter ihnen nahmen ehedem die Reichspublicisten ein. Später, wie auch noch gegenwärtig, nannte man öfters auch schon Diejenigen Publicisten, die nur überhaupt über öffentliche Angelegenheiten schreiben.

Publicität, s. Öffentlichkeit.

Publicola, s. Valerius.

Publilius, der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, dem zwei als Vertheidiger der plebejischen Freiheit berühmte Männer angehören, nämlich Publilius Volero, der im J. 472 als Volkstribun das Gesetz (lex Publilia Voleronis) gab, durch welches die Wahl der Tribunen und Ädilen der Plebs von den Centuriat- auf die Tributcomitien übertragen und so dem patricischen Einfluß entzogen wurde; und Quintus Publilius Philo. Dieser bekleidete das Consulat viermal; im J. 339, wo er gegen die Lateiner, im J. 327, wo er gegen Paläpolis kämpfte und ihm zuerst sein Imperium prorogirt wurde, und in den J. 320 und 315 mit Lucius Papirius Cursor (s. d.) zusammen im Samniterkrieg. Im J. 339 wurde er auch zum Dictator ernannt und gab als solcher drei Gesetze (leges Publiliae Philonis), deren eines die Plebiscite in ihrer Geltung den Centuriatgesetzen gleichstellte, das andere für diese letztern verordnete, daß sie von den Patres schon vor der Abstimmung bestätigt werden sollten; das dritte gebot, daß künftig stets einer der Censoren Plebejer sein solle. Die Prätur bekleidete er zuerst aus der Plebs im J. 337, die Censur im J. 332.

Puchelt (Friedr. Aug. Benj.), ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie zu Heidelberg und Director des medicinischen Klinikums daselbst, geb. am 27. Apr. 1784 zu Bornsdorf in der Niederlausitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte die Schulen zu Luckau und Lübben, bezog 1804 die Universität zu Leipzig, um Medicin zu studiren, wo er 1811 Doctor wurde und sich als Privatdocent habilitirte, 1812 eine Poliklinik errichtete und an der Universitätsbibliothek angestellt wurde. Im J. 1814 zum außerordentlichen und 1819 zum ordentlichen Professor der Medicin ernannt, folgte er 1824 dem Rufe in seine gegenwärtige Stellung nach Heidelberg, wo er sich gleichfalls durch die Gründung eines poliklinischen Instituts verdient machte. Von seinen Schriften sind besonders anzuführen „Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen" (Lpz. 1818; 2. Aufl., 1. u. 2. Thl., Lpz. 1843—44), „Beiträge zur Medicin als Wissenschaft und Kunst" (Lpz. 1823) und „System der Medicin" (2 Theile in 5 Bdn., Heidelb. 1825—32; 1. Thl., 2. Aufl., 1835). Außerdem ist er Mitredacteur der „Heidelberger klinischen Annalen".

Puchta (Georg Friedr.), ein sehr verdienter akademischer Lehrer und juristischer Schriftsteller, geb. zu Cadolzburg in Franken am 31. Aug. 1798, besuchte das damals unter Hegel's Leitung stehende Gymnasium zu Nürnberg und bezog 1816 die Universität zu Erlangen, wo er 1820 promovirte und als Privatdocent auftrat. Zunächst war es das röm. Recht, welchem er die Kraft eines regen, echtwissenschaftlichen Geistes zuwendete; doch zog er nächst der Encyklopädie auch das Kirchenrecht in den Kreis seiner Vorlesungen. Die in Folge eines Rufs nach Dorpat 1823 ihm übertragene außerordentliche Professur vertauschte er 1828 mit einem ordentlichen Lehramte in München, wo er namentlich mit Schelling in freundliche Berührung trat. Er folgte 1835 dem Rufe nach Marburg, 1837 nach Leipzig und 1842 als Savigny's Nachfolger nach Berlin, wo er 1844 zugleich zum Geh. Obertribunalrath und 1845 zum Mitglied des Staatsraths und der Gesetzgebungscommission ernannt wurde, am 8. Jan. 1846 aber starb. P.'s Richtung kann recht eigentlich als die historische bezeichnet werden; er verstand es, das gegebene Recht bis in seinen innersten Ge-

danken zu verfolgen und seine Gestaltung zu einer geist- und lebensvollen Einheit aufzuzeigen. Dabei verband er mit gediegener philosophischer Bildung (er gehörte der Schelling'schen Schule an) eine seltene Schärfe und Klarheit des Gedankens und des Ausdrucks, und seine Lehrvorträge wie seine, namentlich spätern Schriften sind in dieser Hinsicht musterhaft zu nennen. Auf dem Gebiete des Kirchenrechts folgte er einer strengen Richtung, der er sich auch im Leben zuwendete, und die ihm, wie die Schärfe seiner Kritik, mannichfache Anfeindungen zuzog. Als seine wichtigsten Schriften haben wir zu nennen den „Grundriß zu Vorlesungen über juristische Encyklopädie und Methodologie" (Erlang. 1822), „Civilistische Abhandlungen" (Bd. I, Berl. 1823), „Encyklopädie als Einleitung zu Institutionen-Vorlesungen" (Berl. 1825), „Das Gewohnheitsrecht" (2 Bde., Erlang. 1828—37), „Lehrbuch für Institutionen-Vorlesungen" (Münch. 1829), „System des gemeinen Civilrechts, zum Gebrauch bei Pandekten-Vorlesungen" (Münch. 1832), „Lehrbuch der Pandekten" (Lpz. 1838; 3. Aufl., 1845), „Einleitung in das Recht der Kirche" (Lpz. 1840) und „Cursus der Institutionen" (2 Bde., Lpz. 1841—42; 2. Aufl., 1845—46).

Puchta (Wolfgang Heinr.), ein sehr bekannter juristischer Schriftsteller, der Vater des Vorigen, geb. zu Mährendorf bei Erlangen am 3. Aug. 1769, wurde auf dem Gymnasium zu Ansbach und auf der Hochschule zu Erlangen vorgebildet und betrat die praktische Laufbahn als Advocat in Ansbach, wo er bald als Criminalrath bei der preuß. Regierung angestellt wurde. Seit 1797 erster Justizbeamter und Justizrath, kam er nach dem Übergange der Provinz Ansbach an Baiern als Landrichter nach Cadolzburg und 1811 als Dirigent des Landgerichts nach Erlangen, wo er am 6. März 1845 starb. Wie in seinem Amte, so war er auch auf dem schriftstellerischen Gebiete sehr eifrig. Es war zunächst weder die philosophische Schärfe, noch die Tiefe der Gelehrsamkeit, die seinen Schriften ihren besondern Werth verliehen, sondern eine aus der Tiefe des Lebens geschöpfte Erfahrung und eine ihres Zwecks sich klar bewußte Richtung, die seiner Stimme Achtung und Anerkennung verschafften, mochte sie über den sachwalterischen Beruf oder das richterliche Amt oder für zweckmäßige Änderung der Grundmängel des Proceßwesens sich erheben. Als seine vorzüglichsten Schriften sind zu erwähnen „Über die Grenzen des Richteramts in bürgerlichen Rechtssachen" (Nürnb. 1819), „Handbuch des gerichtlichen Verfahrens in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit" (2 Bde., Nürnb. 1821; 2. umgearb. Aufl., 1831—32), „Beiträge zur Gesetzgebung und Praxis des bürgerlichen Rechtsverfahrens" (Erlang. 1822), „Das Institut der Schiedsrichter" (Erlang. 1823), „Entwurf einer Ordnung des Verfahrens in den Gegenständen der freiwilligen Gerichtsbarkeit" (Erlang. 1824), „Über die bürgerliche Rechtspflege und Gerichtsverfassung Baierns" (Erlang. 1826), „Über den Concursproceß, besonders mit Rücksicht auf die Mittel seiner Abwendung und Abkürzung" (Erlang. 1827), als zweiter Theil der „Beiträge zur Gesetzgebung"; „Über die gerichtlichen Klagen, besonders in Streitigkeiten der Landeigenthümer" (Gieß. 1833; 2. Aufl., 1840), „Die Landgerichte in Baiern und ihre Reform" (Erlang. 1834), „Das Proceßleitungsamt des deutschen Civilrichters" (Gieß. 1836), „Über die rechtliche Natur der bäuerlichen Gutsabtretung" (Erlang. 1837), „Anleitung zur Civilproceßpraxis in Baiern" (Erlang. 1838) und „Der Inquisitionsproceß mit Rücksicht auf eine zeitgemäße Reform des deutschen Strafverfahrens überhaupt und besonders auf die Öffentlichkeitsfrage betrachtet" (Erlang. 1844). Seine reichen Erfahrungen legte er in den „Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten" (Nördl. 1842) nieder.

Pückler-Muskau (Hermann Ludw. Heinr. Fürst von), geb. am 30. Oct. 1785 zu Muskau in der Lausitz, besuchte die herrnhutische Lehranstalt zu Uhyst, das Pädagogium zu Halle und wurde dann zu Dessau für die Universität vorgebildet. Er studirte 1800—3 zu Leipzig die Rechte, trat in Dresden in die Garde du Corps, nahm als Rittmeister seinen Abschied und machte eine Reise über Wien nach Frankreich und Italien. Bald nach seiner Rückkehr kam er 1811 durch den Tod seines Vaters in den Besitz der Standesherrschaft Muskau (s. d.) und eines beträchtlichen Vermögens; sofort wendete er seinen Sinn auf Verschönerung und Erhebung seines Stammguts, wobei ihn Schinkel's Rath unterstützte. Einer Krankheit halber konnte er erst im Oct. 1813 Theil an den Kriegsereignissen nehmen. Er trat als Major in russ. Dienste und wurde Adjutant bei dem Herzoge Bernhard von

Sachsen-Weimar. Besonders zeichnete er sich in den Niederlanden aus. Zum Oberstlieutenant ernannt, beschäftigte er sich in der nächsten Zeit mit Errichtung eines Jägerregiments und war zu Brügge Militair- und Civilgouverneur. Nach dem Frieden trat er in das Privatleben zurück und besuchte zunächst England, wo er über ein Jahr blieb. In Muskau begann er nun nach großartigen Planen seine Parkschöpfungen, deren Werth noch dadurch erhöht wurde, daß mineralische Quellen die Errichtung einer Badeanstalt möglich machten, die unter dem Namen Hermannsbad bekannt ist. Abwechselnd lebte er von Zeit zu Zeit in Dresden und Berlin. Im J. 1817 vermählte er sich mit der Tochter des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, der bisherigen Reichsgräfin von Pappenheim, von der er 1826 geschieden wurde. Im J. 1822 wurde er von dem Könige von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Im J. 1828 unternahm er eine neue Reise nach England und verweilte daselbst und in Frankreich über ein Jahr. Nach seiner Rückkehr betrieb er die Verschönerungen in Muskau mit neuem Eifer nach vergrößertem Maße und gab diesem Werke eine wahrhaft geniale Vollendung; eine Frucht dieser Thätigkeit war sein großes Werk über Landschaftsgärtnerei. Später machte er mehrjährige Reisen durch Nordafrika und Vorderasien; von da zurückgekehrt, lebte er wieder in Muskau, bis er 1845 diese Herrschaft verkaufte und sich seitdem an verschiedenen Orten Deutschlands aufhielt. Als Schriftsteller machte sich P. zuerst bekannt durch die „Briefe eines Verstorbenen" (4 Bde., Münch. 1830 und Stuttg. 1831), als deren Verfasser er jedoch erst später mit Sicherheit genannt wurde. Sie enthalten ein Tagebuch aus England, Wales, Irland, Frankreich, Deutschland und Holland und tragen allerdings die Spuren der Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit, mit welcher sie aufgezeichnet sind, und der Selbstgefälligkeit des Verfassers; dagegen stellen sie aber auch höchst interessante Sitten- und Charakterschilderungen auf, und sind insofern höchst wichtig, daß der Verfasser sich in den höchsten Kreisen bewegte und diese vorzugsweise schildert, während sie zugleich durch Keckheit der Sprache und Urtheile sich auszeichnen. Zunächst erschienen von ihm die „Tutti frutti, aus den Papieren des Verstorbenen" (5 Bde., Stuttg. 1834), in denen jedoch des Unbedeutenden allzu viel eingemischt ist; nicht höher stehen die „Jugendwanderungen" (Stuttg. 1835). Früchte von P.'s spätern Reisen sind „Semilasso's vorletzter Weltgang; Traum und Wachen; aus den Papieren des Verstorbenen" (3 Bde., Stuttg. 1835), „Semilasso in Afrika" (5 Bde., Stuttg. 1836), „Der Vorläufer" (Stuttg. 1838), „Südöstlicher Bildersaal" (3 Bde., Stuttg. 1840), „Aus Mehemed Ali's Reich" (3 Bde., Stuttg. 1844) und „Die Rückkehr" (Bd. 1, Berl. 1846). P. ist ein Schriftsteller, der immer mit Anmuth und Gewandtheit schreibt, dadurch aber oft zu unbegründetem Urtheile verführt wird. Aristokrat durch Geburt und Überzeugung, hat er sich doch eine eigenthümliche Art von Liberalismus angebildet; nicht mit Unrecht wird ihm eine Neigung zu frivolen Schilderungen vorgeworfen, sowie sein glänzender Stil durch eine angeblich vornehme Mischung von Wörtern aus allen Sprachen entstellt wird. Eine ganz werthlose Arbeit ist das „Leben des Fürsten von Pückler-Muskau" von August Jäger (Stuttg. 1843).

Pud ist ein Handelsgewicht in Rußland von 40 russ. Pfunden; zehn Pud machen ein Berkowetz oder Schiffspfund. Ein Pud ist gleich 35 preuß., 29¼ wiener oder 32¼ Zollpfund.

Pudding, Plumpudding oder **Serviettenkloß** ist eine Mehlspeise, die Mehl, Eier und Butter zu ihren Hauptbestandtheilen hat und durch verschiedene Zusätze pikant gemacht wird. Je nach den Zuthaten unterscheidet man Schaumpudding, Kirsch-, Sago-, Citronen-, Blumenkohlpudding u. s. w.

Puddlingsarbeit, s. **Frischen**.

Puder, ein aus feiner Stärke bereitetes weißes Pulver, diente seit der Mitte des 16. Jahrh. dazu, Haare und Perücken damit zu bestreuen, welche Sitte aber seit Anfang des 19. Jahrh. fast ganz aus der Mode gekommen ist.

Puerperalfieber, s. **Kindbettfieber**.

Pufendorf (Samuel, Freiherr von), einer der ersten und ausgezeichnetsten deutschen Naturrechtslehrer, geb. am 8. Jan. 1632 im Dorfe Flöhe bei Chemnitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, dann die Universitäten zu Leipzig und Jena, und nahm, nachdem er sich wiederholt vergebens um eine Stelle in seinem Vaterlande

beworben hatte, 1658 die Stelle eines Hofmeisters in dem Hause des schwed. Gesandten am dän. Hofe an. Als bald nachher der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausbrach, wurde er in Kopenhagen mit der Familie des schwed. Gesandten verhaftet. Während seiner achtmonatlichen Verhaftung studirte er besonders des Grotius und Hobbes Schriften über Recht und Staat, und als Ergebniß seines philosophischen Nachdenkens erschienen sodann seine „Elementa jurisprudentiae universalis" (Haag 1660). Der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, welchem P. diese Schrift zugeeignet hatte, nahm sie mit solchem Beifall auf, daß er für P. 1661 zu Heidelberg eine Professur des Natur- und Völkerrechts (die erste in Deutschland) stiftete. Im J. 1670 übernahm er die Professur des Naturrechts auf der neuerrichteten Universität zu Lund. Hier schrieb er sein Werk „De jure naturae et gentium" (Lund 1672), welches sich durch Deutlichkeit, systematische Ordnung und Folgerichtigkeit empfahl, und dann das Compendium „De officio hominis et civis" (Lund 1673), das unzählige Ausgaben und Übersetzungen erlebt hat. Da er in diesen Schriften sich von der bisher beliebten scholastischen Art zu philosophiren noch mehr als Grotius entfernt hatte, so konnte es ihm an heftigen Gegnern nicht fehlen, die er aber durch sein geistiges Übergewicht und seine Verbindungen überwand. Ihm schwebte noch klarer als Grotius die Idee einer Wissenschaft vor, welche, unabhängig von allem Einflusse des positiven Rechts oder der Theologie, die Rechtsverhältnisse blos nach Gesetzen der Vernunft bestimmen sollte. Sein Naturrecht war eine philosophische Moral über die rechtlichen Verhältnisse der Menschen gegeneinander, welche von der christlichen Moral immer noch abhängig blieb. Er stellte als Grundlage des Rechts mit Grotius die Socialität auf, d. h. er betrachtete das Recht, dessen Bedürfniß er aus der verderbten Natur des Menschen ableitete, als die Bedingung einer ruhigen und geordneten Gemeinschaft und Gesellung, und war noch weit entfernt, die Rechtslehre so weit von der Moral zu trennen, wie die Spätern. Wie in dem Naturrechte, so machte er nicht minder im deutschen Staatsrechte Epoche. Noch in Heidelberg schrieb er auf Anregung des Kurfürsten unter dem Namen Severinus a Monzambano das berühmte Buch „De statu reipublicae german." (1667 und öft.), welches er durch seinen Bruder, Esaias P., der sich damals als schwed. Gesandter in Paris aufhielt, zum Druck befördern ließ. In demselben hatte er Deutschland als einen republikanischen Körper dargestellt, dessen schlecht zusammengefügte Theile ein abenteuerliches Ganzes bildeten. Über die darin ausgesprochenen Ansichten erhob sich ein großer Kampf; P. vertheidigte dieselben mit Nachdruck, fand aber doch nicht für rathsam, sich als Verfasser desselben zu nennen, was erst nach seinem Tode mit Gewißheit bekannt geworden ist. Außerdem schrieb er mehre andere staats- und kirchenrechtliche Werke. Als der Krieg in Schonen ausbrach, begab er sich nach Stockholm, wo er zum Staatssecretair, Hofrath und Historiographen ernannt wurde. In dieser Zeit schrieb er „De rebus suecicis" (Utr. 1676, 4.) und „De rebus a Carolo Gustavo gestis" (2 Bde., Nürnb. 1696, Fol.), sowie die „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten" (3 Bde., Frankf. 1682), die später Ohlenschläger fortführte. Im J. 1686 folgte er dem Rufe des Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, als Hofrath, Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer nach Berlin, wurde 1690 zum Geh. Rath ernannt und 1694 von dem Könige Karl XI. von Schweden in den Freiherrnstand erhoben. In Berlin schrieb er „De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni" (2 Bde., Berl. 1695, Fol.) und „De rebus gestis Friderici III." (Berl. 1695, Fol.). Den Antrag, des Kaisers Leopold Leben zu schreiben, lehnte er ungeachtet der großen Versprechungen, die man ihm machte, standhaft ab. Er starb zu Berlin am 26. Oct. 1694.

Pugäzew oder Pugatschew (Jemeljan), ein berüchtigter Kosack, der sich für Kaiser Peter III. (s. d.) von Rußland ausgab, war der Sohn eines niedern Kosacken und 1726 in dem Dorfe Simoweisk am Don geboren, wo er sich in der Jugend schon mit Rauben und Plündern beschäftigte und sich zum Anführer einer geregelten Räuberbande emporschwang. Im Siebenjährigen Kriege diente er erst im preuß., dann im östr. Heere, welchem letztern er auch in den Krieg gegen die Türken folgte. In sein Vaterland zurückgekehrt, suchte er unter seinen Landsleuten den Samen des Aufruhrs auszustreuen, wurde indeß bald wegen seines unruhigen Betragens zu Maikowka an der Wolga eingezogen und nach Kasan ins Gefängniß geschickt. Doch wußte er sich wieder in Freiheit zu setzen, ging nun weiter östlich nach Jaizkoi

und faßte, da er hier viel unruhige, zu Gewaltthätigkeiten geneigte Gemüther fand, verführt durch einige Bekannte, die zwischen ihm und dem Kaiser Peter III. einige Ähnlichkeit fanden, den Entschluß, sich für diesen auszugeben. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, man habe statt Peter's III. einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todtenbette ausgesetzt, jener aber sei verkleidet entkommen und erscheine nun nach langem Umherirren in der Mitte seiner getreuen Kosacken, um mit deren Hülfe seine Krone und sein Reich wiederzuerobern. Der Aufruhr brach in der Mitte August 1773 aus, wo ein Manifest P.'s im Namen des Kaisers Peter III. verbreitet wurde. Anfangs beachtete man diesen Aufstand um so weniger, als P.'s Anhang zuerst nur aus wenigen Mämern bestand und er selbst im Sept. nach vielen Aufstandsversuchen kaum einige hundert Parteigänger zählte. Da wußte P. durch schlaue Überredungskunst die 500 M. starke Besatzung der Festung Jaizkoi für sich zu gewinnen, und als auch die religiöse Sekte der Raskolniken (s. d.) sich ihm anschloß, da traten viele seiner Landsleute, die bisher noch an der Echtheit seiner Abstammung gezweifelt hatten, sowie der größere Theil der Bauern zu ihm über, welche letztere er durch die Verheißung kräftigen Schutzes gegen die Adeligen für sich zu gewinnen wußte. So war er im Stande, mehre russ. Festungen und Stanizen am Ural und am Don zu erobern, wobei er furchtbare Grausamkeiten beging. Sein Heer belief sich bereits auf mehr als 15000 M., als sich ihm die Mehrzahl der Baschkiren, sowie der Wotjäken, Permjäken und anderer finnischen Völkerschaften anschloß und auch die eigentlichen Tataren sich ihm unterwarfen. Jetzt schien Rußland ernstlich in Gefahr, und Katharina II. war in ängstlicherer Verlegenheit als je, da auch der dem kühnen Kosackenhäuptling entgegengeschickte Feldherr Michelson anfangs nichts gegen ihn ausrichten konnte; denn P.'s Art, Krieg zu führen, war eine ganz eigene, und von der geregelten Angriffsweise durchaus verschiedene. Brandstiftung, Raub und Zerstörung bezeichneten stets den Weg, den P. genommen hatte. Sogar die alte Hauptstadt des Königreichs Kasan erlag seinem Angriff. P. zog triumphirend ein und nachdem er die Wolga überschritten und den Krieg nach Europa hinübergespielt hatte, war es sein erster und vorzüglichster Plan, sich der alten Zarenstadt Moskau zu bemächtigen. Da gelang es, als die Gefahr bereits am höchsten und Moskau ernstlich bedroht war, den vereinten Anstrengungen Michelson's und Suworow's, P. von seinem Hauptheere abzuschneiden und in ihre Gewalt zu bekommen. P. wurde nun in Fesseln nach Moskau gebracht, wo ein Kriegsgericht das Todesurtheil über ihn aussprach. Da die Kaiserin dieses Todesurtheil (das einzige, welches unter ihrer Regierung vollzogen worden ist) bestätigte, so wurde P. am 10. Juni 1775 nebst den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet. Auch über seine andern Anhänger verhängte die Kaiserin ein strenges Gericht. Viele mußten nach Sibirien, die meisten in die Strafcompagnien wandern. Es hatte aber auch dieser Aufruhr über 100000 Menschen das Leben gekostet. Hätte P. ebenso viel Klugheit als Muth und Entschlossenheit gehabt, so würde er ohne Zweifel eine noch weit furchtbarere Rolle gespielt haben. So mußte er schon vom Schauplatz abtreten, nachdem er kaum zwei Jahre der Held dieses für Rußland so gefährlichen Dramas gewesen war. Vgl. Puschkin, „Geschichte des P.'schen Aufstandes" (a. d. Russ., Stuttg. 1840).

Pugilatus, s. Faustkampf.

Puláwy, die ehemalige Residenz des Fürsten Adam Czartoryiski (s. d.) an der Weichsel, in der frühern poln. Wojewodschaft Lublin, ist ein Marktflecken mit ungefähr 3000 E. In dem Schlosse befand sich sonst eine auserwählte Bibliothek von 60000 Bänden; der engl. Garten war einer der schönsten in Polen, und der darin erbaute Sibyllentempel enthielt eine Sammlung der seltensten poln. und slaw. Alterthümer. Während des poln. Insurrectionskriegs von 1831 wurde das Schloß nebst allen seinen herrlichen Anlagen von den Russen gänzlich verwüstet, und später die ganze Besitzung vom Kaiser confiscirt, der sie an russ. Große verschenkt hat. Die Bibliothek wurde nach Petersburg gebracht.

Pulci (Luigi), ital. Dichter, geb. 1431 zu Florenz, stand mit Lorenzo dei Medici und Polizian in vertrauten Verhältnissen, und starb 1487. Sein episches Gedicht „Il Morgante maggiore" (Ven. 1481, Fol.; vollständigste Ausgabe Flor. oder vielmehr Neapel 1732, 4.), worin er die abenteuerlichen Thaten des Rinaldo und des Riesen Morgante erzählt, soll er auf Antrieb der Mutter Lorenzo's, Lucretia, verfaßt und die einzelnen Gesänge zur Unterhaltung bei der Tafel vorgelesen haben. Seine Schreibart ist reich an echt toscanischen Re-

densarten, sein Versbau aber rauh und ungelenk. — Von seinen beiden ältern Brüdern schrieb Bernardo P. eine Elegie auf den Tod des Cosmo de' Medici, eine andere auf die schöne Simonetta und ein Gedicht auf die Passion Christi; Luca P. aber Stanzen auf das Turnier des Lorenzo dei Medici, heroische Episteln, eine Pastoralromanze „Driadeo d'amore" (Flor. 1479, 4.) und eine epische Romanze, wahrscheinlich die erste in ital. Sprache, „Il Ciriffo Calvaneo" (Flor. um 1490, 4.).

Pulcinella oder Policinell ist der Name einer ital. Maske, welchen Einige von einem misgestalteten, aber lustigen Bauer aus der Gegend von Sorrento ableiten, der um die Mitte des 18. Jahrh. lebte, den Namen Pulcinella deshalb erhalten habe, weil er häufig junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel brachte, und nach seinem Tode, als eine dem Volke wohlbekannte Person, zu dessen Belustigung auf das Marionettentheater von San-Carlin gebracht worden sei. Andere erzählen folgende Geschichte. Eine Schauspielergesellschaft sei zur Zeit der Weinlese zu Acerra angekommen, um vor den Weinbauern dort zu spielen, jedoch von einem gewissen Puccio d'Aniello, einem hinten und vorn buckligen und beißend witzigen Burschen, dem Spaßmacher des Orts, hinweggeneckt worden. Nach dem ersten Ärger hätten die Schauspieler beschlossen, von dem Talent des Puccio d'Aniello Vortheil zu ziehen und ihn überredet, in ihre Gesellschaft zu treten. Bald sei er der Liebling der Neapolitaner, und die Figur des Puccio unter dem mundrecht gemachten Namen Pulcinella stehende Maske des neapolitan. Theaters geworden. Diese Geschichtchen scheinen aber erfunden. Archäologen betrachten den Pulcinella als eine neue Modification einer ältern Maske, deren Abbild sie schon auf alten ausgegrabenen Vasen finden und von den oscischen Atellanen (s. d.) herleiten wollen. Die Kleidung des Pulcinella besteht gegenwärtig in weiten weißwollenen Unterhosen, einem Oberkleide von demselben Stoffe mit weiten Ärmeln, umgürtet mit einem schwarzen Ledergürtel oder Haarseil; auf das Oberkleid sind Herzen von rothem Tuch genäht, und unten ist es mit einer Franse eingefaßt. Um den Hals trägt er eine Leinwandkrause, auf dem Kopf eine weißwollene Mütze, deren lange Spitze in einen rothen Büschel endigt; drei Viertel des Gesichts sind mit einer schwarzen Maske bedeckt; die Nase ist krumm und spitz, wie ein Vogelschnabel. Auch figurirt diese Maske, die den bäurischen Dialekt spricht, nicht blos auf dem Theater, man sieht sie auch in Neapel bei allen Volksfesten, vornehmlich beim Carneval.

Pulo-Pinang oder Prinz-Wales-Insel, in Hinterindien, westlich von der Halbinsel Malakka gelegen, zum Districte Sinkapur (s. d.) und mit diesem zur Präsidentschaft Bengalen gehörig, ist ein Hauptstützpunkt der brit. Macht in militairischer wie in commercieller Hinsicht in den dortigen Gewässern. Sie beherrscht den nördlichen Eingang zur Straße von Malakka, hat einen sichern und geräumigen Hafen, ein starkes Fort (Cornwallis) und beschützt so den Handel zwischen China und Indien, sowie die engl. Besitzungen auf der Halbinsel Malakka. P. ist 7½ □M. groß, hat 68000 E., meist Schiffahrt treibende Malaien und Chinesen; die übrigen Bewohner sind Briten, Niederländer und Portugiesen. Georgetown, der Sitz des Gouverneurs, zählt über 12000 E. von fast allen Nationen, die an dem ind. Handel Theil nehmen. Die Insel erzeugt treffliches Schiffbauholz, vielen Pfeffer und Reis, außerdem die meisten Erzeugnisse des ind. Bodens.

Puls (Pulsus) nennt man den Stoß, welchen der Finger bekommt, wenn er auf eine Schlagader (s. Gefäßsystem) gelegt wird. Dieser Stoß wird durch das Blut hervorgebracht, welches bei jeder Zusammenziehung des Herzens (s. d.) aus der linken Herzkammer in die Aorta und aus dieser in die übrigen Arterien des Körpers geht. Der Druck, den das Herz dabei auf das schon in den Arterien vorhandene Blut ausübt, müßte jedoch in den vom Herzen entferntern Theilen bedeutend schwächer werden, wenn er nicht durch die eigenen Zusammenziehungen der Arterien und durch den Reiz, den das Blut auf die Wandungen derselben ausübt, mächtig unterstützt würde. Letztere beiden Potenzen werden aber in demselben Grade schwächer und stärker als die Energie des Herzschlages durch den Zustand der das Herz bewegenden Kräfte verringert oder vermehrt wird, und man kann daher den Pulsschlag stets als ein treues Bild des Herzschlages ansehen. Ist nun der Zustand des Herzens, als des Hauptorgans für das Blutleben, bis zu einem gewissen Grade maßgebend für den Zustand des ganzen Organismus, so muß auch der Puls in seinen Modificationen stets

zu Schlüssen auf denselben berechtigen. Diese Schlüsse sind durch Erfahrungen bestätigt und berichtigt worden, sodaß der Puls zu den wichtigsten Symptomen gezählt werden kann und in manchen Fällen allein Aufschluß über eine Krankheit gibt, wo die übrigen Symptome keine sichern Anhaltepunkte liefern. Besonders variirt der Pulsschlag in Hinsicht auf die Zeit, d. h. die Häufigkeit und Regelmäßigkeit und auf die Stärke seiner Schläge, sodaß er in doppelter Rücksicht beobachtet werden muß. Jedoch schon der regelmäßige Puls erleidet nach Alter, Geschlecht, eigenthümlicher Körperconstitution, Temperament, zufälligen Einwirkungen von Nahrungsmitteln, Gemüthsbewegungen, Tages- und Jahreszeiten u. s. w. eine solche Menge Veränderungen, daß es bedeutende Schwierigkeit hat, bei einem einzigen Individuum den regelmäßigen Puls zu bestimmen, und man nur annäherungsweise sagen kann, daß beim Embryo 150, beim neugeborenen Kinde 140—130, nach dem ersten Lebensjahre 130—115 und so mit allmälig verminderter Schnelligkeit beim Erwachsenen 75—70 und in vorgerücktern Jahren 65—50 Pulsschläge in der Minute stattfinden. Noch weit größer ist die Verschiedenheit des unregelmäßigen Pulses, wobei jedoch zu bemerken, daß die geringern Unterschiede, wie sie allerdings in der Pulslehre (sphygmologia oder ars sphygmica) gesammelt werden müssen, meist nur wenig praktischen Werth haben und ungefähr 16—20 verschiedene Arten hinlänglichen Aufschluß über den Zustand des Körpers geben. Aus Allem geht hervor, welche mannichfaltige Rücksichten bei der Untersuchung des Pulses genommen werden müssen, ehe er als sicherer Grund zur Beurtheilung von Krankheitszuständen und zur Behandlung benutzt werden kann. Die Untersuchung wird gewöhnlich an der Speichenarterie (arteria radialis) am Handgelenk vorgenommen, wo dieses Gefäß unmittelbar zwischen den äußern Hautbedeckungen und dem Speichenknochen verläuft, sodaß man es leicht fühlen und zusammendrücken kann. — Wenn man auch zweifeln kann, daß Hippokrates die Bedeutung des Pulses kannte, so wurden doch seine Nachfolger bald auf dieselbe aufmerksam, und Galenus schrieb bereits darüber mehre Schriften; da aber der Blutumlauf erst von Harvey (s. d.) im 17. Jahrh. entdeckt wurde, so bekam auch von da an erst die Lehre vom Pulse die Wichtigkeit, die ihr gebührt, und wurde seitdem mit vieler Aufmerksamkeit weiter ausgebildet. Vgl. Formey, „Versuch einer Würdigung des Pulses" (Berl. 1823).

Pulsadergeschwulst, s. Aneurysma.

Pultáwa oder Poltawa, ein Gouvernement von 850 □M. in Kleinrußland, begreift einen großen Theil des alten Großfürstenthums Kiew und des Fürstenthums Perejaslaw, gehört zu der altruss. Ukraine, bildete bis 1797 die Statthalterschaft Jekaterinoslaw und wurde 1802 zu einem eigenen Gouvernement erhoben. Es ist eine der gesegnetsten und bevölkertsten Provinzen des russ. Reichs, wo das herrlichste Getreide und die schönsten Obstarten gedeihen. Weizen, Spelz und Buchweizen, Mais, Hirse, alle Arten Hülsenfrüchte, Ölgewächse, Flachs, Hanf, Hopfen, Taback, span. Pfeffer kommen herrlich fort; Arbusen oder Wassermelonen und Kantalugen, auch eine Melonenart, wachsen im freien Felde, und unter dem Baumobst zeichnen sich besonders die herrlichen Pultawa'schen Kirschen aus, aus denen der Wyschnowka, eine Art Kirschwein, bereitet wird. Das Land ist meist flach, nur an wenigen Stellen hügelig, gut bewässert, aber holzarm. Im Süden ist Steppe. Unter den Strömen ist der Dniepr mit seinen unzähligen Nebenflüssen besonders hervorzuheben. An seinen Ufern halten sich Pelikane, Schwäne, wilde Enten und Schnepfen auf, und im Flusse selbst ist die Fischerei von großer Bedeutung. Vieh- und Pferdezucht sind ausgezeichnet, auch die Bienencultur von Belang. Dagegen ist die eigentliche Industrie noch sehr in der Kindheit, und auch der Handel nicht gar erheblich, denn fast nur mit Odessa und Moskau steht P. in regelmäßiger Verbindung. Unter den Fabriken zeichnen sich noch am meisten die Wollenfabriken, Gerbereien, Branntweinbrennereien, Salpetersiedereien und die zahllosen Liqueur- und Confiturenfabriken aus. Die Einwohner, 1,632020 an der Zahl, sind größtentheils Kleinrussen, doch leben unter ihnen viele Großrussen, Griechen, Deutsche, Armenier und Juden, in deren Händen meist der Handel ist. Die Zahl der Andersgläubigen beträgt nicht ganz 20000, worunter gegen 18000 Juden und kaum 2000 Katholiken und Bekenner des evangelischen Glaubens. Die Hauptstadt Pultawa liegt, von Kirschwäldern umgeben, am Einflusse der Poltawka in die Worskla, ist von Erdwällen, die früher als Befestigung dienten, eingeschlossen und hat breite und gerade, aber ungepflasterte Straßen, 13 Kirchen, ein Gymnasium, sieben

Schulen und Institute und 14 Fabriken. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 15521. Den öffentlichen Platz verherrlicht ein schönes Denkmal Peter's des Großen. Die Stadt wurde von den ukrainischen Kosacken gegründet und fiel 1667 durch den Tractat von Andruszow von Polen an Rußland. Historisch denkwürdig ist sie durch die Schlacht am 27. Juni 1709, in der die Russen unter Peter's Anführung über Karl XII. (s. d.) und die Schweden einen entscheidenden Sieg davontrugen, von welchem her sich eigentlich die Macht Rußlands datirt. (S. Nordischer Krieg.) Zur Erinnerung an diesen Sieg ist auf dem Schlachtfelde ein Obelisk errichtet. Nahe bei der Stadt liegt das durch seine Schafzucht berühmte Dorf Reschtschetilowka. Andere bedeutende Städte sind Krementschug am Dniepr mit 17100, Senkow mit 10000 E. und Perejaslaw, Mirgorod und Priluki.

Pultusk, eine Kreisstadt im Königreiche Polen am Narew, mit einem bischöflichen Schlosse und 3000 E., war der Schauplatz zweier Treffen. Während des Nordischen Kriegs besiegte hier 1703 Karl XII. ein sächs. Heer unter dem General Steinau und nahm es fast gänzlich gefangen; am 28. Dec. 1806 stießen hier die Franzosen unter Lannes zum ersten Male nach ihrem Einmarsche in Polen mit den Russen unter Bennigsen zusammen und nöthigten letztere zum Rückzuge.

Pulver (Pulvis) nennt man jede so klein zertheilte feste Substanz, wie ihre Anwendung zu technischen, medicinischen und andern Zwecken nöthig macht. Man hat einfache Pulver, z. B. Diamantenpulver zum Schleifen, und zusammengesetzte, z. B. Räucherpulver, Schießpulver (s. d.) u. s. w. Besonders häufig und in den verschiedensten Zusammensetzungen werden die Pulver in der Medicin angewendet. Man gibt gewöhnlich solche Stoffe in Pulverform, welche sich in den gewöhnlichen Flüssigkeiten nur schwer oder gar nicht auflösen lassen, die in kleinern Gaben schon bedeutende Wirkungen haben u. s. w., und vermischt sie dann mit einer größern Quantität einer andern pulverisirten Substanz, z. B. Zucker, Milchzucker u. dgl., mit denen sie innig gemischt werden. Benutzt werden sie äußerlich, wie Zahn-, Nieß- und Streupulver, und innerlich wie die niederschlagenden, Husten- und Brausepulver. Je nach der Wichtigkeit der Gabe des angewendeten Hauptmittels verordnet der Arzt entweder eine gewisse Quantität Pulver, von der ein Theelöffel, eine Messerspitze oder dergleichen genommen wird, als sogenannte Schachtelpulver, oder er läßt vom Apotheker die ganze Quantität in eine gewisse Anzahl gleicher Theile theilen und diese dann besonders verabreichen. Eine große Menge von Pulvern sind schon vorschriftsmäßig in jeder Apotheke vorräthig zu halten.

Pulverkammer heißt auf dem Schiffe der so tief als möglich unter Wasser befindliche Raum, in dem die fertigen Cardusen, in der Landartillerie Cartouchen (s. d.) genannt, aufbewahrt werden. Sie ist sehr sorgfältig verschlossen und erhält ihr Licht durch eine außerhalb angebrachte, vergitterte Laterne. Dagegen umfaßt der Pulverraum auf Schiffen das noch lose in Fässern liegende Pulver und wird durch eine Schildwache bewacht. (S. auch Batteriemagazine.)

Pulververschwörung. Als König Jakob I. (s. d.) 1603 den Thron von England bestieg, erregte er durch eine zweideutige religiöse Gesinnung und Feindschaft gegen die Puritaner bei den Katholiken Erwartungen, die er nicht erfüllte. Nach seiner Politik, alle Parteien in Unterwürfigkeit zu halten, drohte er den Katholiken vielmehr mit Vollziehung der strengen Gesetze und trieb die Jesuiten und Seminarpriester aus dem Lande, weil dieselben die päpstliche Gewalt über die des Königs setzten. Einige Eiferer der katholischen Partei sannen deshalb auf Rache und auf Mittel, ihrer Religion wieder die Oberherrschaft zu verschaffen. Unter Anderm entwarf ein katholischer Engländer, Robert Catesby, mit Thom. Percy, aus dem Hause Northumberland (s. d.), den Plan, den König, dessen Familie und sämmtliche Mitglieder des Ober- und Unterhauses bei Eröffnung der Parlamentssitzung von 1605 durch eine unter dem Versammlungssaal angelegte Pulvermine mit einem Schlage zu vernichten. In diesen Anschlag wurden zunächst John Wright und Thom. Winter eingeweiht. Letzterer ging nach Flandern, um darüber Juan de Velasco, den Connetable von Castilien, zu Rathe zu ziehen, und Guy Fawkes, einen fanatischen Offizier in span. Diensten, zum Beitritt zu bewegen. Die Sache fand bei den Jesuiten großen Beifall, und als einige Verschworene Gewissensscrupel empfanden, daß auch viele als Zuschauer anwe-

sende Katholiken dem Untergange geweiht werden sollten, waren es besonders die Jesuiten Garnet und Tesmond, welche diese Zweifel zu beseitigen wußten. Nachdem Winter und Fawkes aus Flandern eingetroffen, miethete Percy in den letzten Monaten 1604 ein Haus, das unmittelbar neben dem lag, in welchem sich das Parlament am 7. Febr. 1605 versammeln sollte. Sie gruben im Dec. aus dem Keller des gemietheten Hauses die neun Fuß dicke Grundmauer des Parlamentshauses durch, fanden aber den Keller des letztern fast ganz von einer Steinkohlenniederlage angefüllt. Aus dieser Verlegenheit riß sie indeß der Zufall, daß kurz darauf die Kohlengewölbe zur Miethe ausgeboten wurden. Percy miethete nicht nur die Gewölbe, sondern kaufte auch dem Eigenthümer die Kohlenvorräthe ab. Die Verschworenen brachten hierauf 36 kleine, mit Schießpulver gefüllte Fässer in das eine Gewölbe, überdeckten dieselben mit Holz, Reißbündeln und Kohlen und ließen die Kellerthüren sämmtlich offen, sodaß kein Verdacht entstehen konnte. Da der vierjährige Prinz Karl dem Attentat entgehen mußte, so übernahm Percy dessen Entführung oder Ermordung. Die achtjährige Prinzessin Elisabeth, die sich in Lord Harlington's Hause in der Grafschaft Warwick befand, sollte vom Ritter Eberhard Digby geraubt und nach der Katastrophe zur Königin ausgerufen werden. Der Umstand, daß die Eröffnung des Parlaments mehrmals verschoben und endlich zum 5. Nov. 1605 anberaumt wurde, ließ den Verschworenen Zeit, dem Complot größere Ausdehnung und Vollendung zu geben. Fawkes reiste zu dem Zwecke wieder nach Flandern und kehrte im Sept. in Begleitung des Jesuiten Owen nach England zurück. Ungeachtet die Vorbereitungen anderthalb Jahre dauerten und wenigstens 20 Personen um die Sache wußten, blieb nicht nur jeder Verrath, sondern auch jeder Verdacht fern. Zehn Tage vor der Parlamentseröffnung erhielt jedoch Lord Mounteagle von unbekannter Freundeshand einen Brief, worin er gewarnt wurde, bei der Eröffnung zu erscheinen, weil dieses Parlament einen schrecklichen Schlag erhalten würde. Weder Mounteagle noch der Staatssecretair, Lord Salisbury, wußten diese Warnung zu deuten. Der König indeß rieth auf einen Anschlag der Art und schickte am 4. Nov. den Oberkammerherrn, Grafen von Suffolk, mit Einigen ab, die Keller des Parlamentshauses zu besichtigen. Man fand in dem Gewölbe, das unter dem Saale des Oberhauses lag, die Kohlen- und Holzvorräthe und einen Mann, den Guy Fawkes, der sich für den Bedienten Percy's ausgab. Weil es auffiel, daß Percy, der nur selten nach London kam, so große Feuerungsvorräthe aufgehäuft, bestand der König auf einer förmlichen Untersuchung. Nach Mitternacht, gegen Morgen des 5. Nov., wurde der Friedensrichter Thom. Knevet mit Bedeckung in die Parlamentskeller geschickt, wo man Fawkes mit einer Blendlaterne an der Thüre des Holz- und Kohlengewölbes fand. Der Friedensrichter ließ ihn verhaften und die Holz- und Kohlenhaufen umwenden, wobei man auf die Pulverfässer stieß. Fawkes gestand in der ersten Aufregung das Verbrechen und bedauerte nur, sich mit den Anwesenden nicht sogleich in die Luft gesprengt zu haben. Hartnäckig verweigerte er jedoch die Angabe der Mitverschworenen. Man setzte ihn in den Tower, bedrohte ihn mit der Folter, und schon nach zwei Tagen entdeckte er alle Theilnehmer des Complots. Catesby und Percy hatten, als sie die Verhaftung Fawkes' erfuhren, mit vielen Andern die Flucht in die Grafschaft Warwick ergriffen, wo sich Digby zur Entführung der Prinzessin bereit hielt. Der Scheriff bot aber die ganze Landschaft zur Verfolgung der Verbrecher auf, sodaß sich die Verschworenen mit ihren Anhängern, 80 an der Zahl, in das feste Schloß Holbeach in der Grafschaft Stafford retteten, um hier ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Der Zufall, daß ein Theil des mitgeführten Pulvers, welches sie zum Trocknen ausgebreitet hatten, Feuer fing, setzte jedoch Viele von ihnen außer Stand, sich zu vertheidigen. Man öffnete die Thüren und die bewaffneten Milizen drangen ein. Catesby, Percy und die Brüder Wright kamen bei der Gegenwehr um; die Übrigen aber nahm man gefangen und schaffte sie in Fesseln nach London. Digby, Rob. und Thom. Winter, Grant und Bates, Catesby's Diener, Rookwood, Keies und Fawkes wurden nach förmlichem Processe am 30. Jan. 1606 als Hochverräther hingerichtet. Dasselbe Schicksal erlitten am folgenden Tage die Jesuiten Garnet und Hall als Theilnehmer der Verschwörung. Der König zeigte auch jetzt gegen die Katholiken eine Toleranz, die sich weniger auf politische Mäßigung als auf die Vorliebe gründete, welche ihm die Lehre vom absoluten Gehorsam und das hierarchische Regiment überhaupt einflößte. Um so mächtiger äußerte sich die Furcht und der Zorn des Volks. Das

Parlament brachte deshalb nach seinem Zusammentritt einen Treueid (oath of allegiance) zu Stande, in welchem jeder Katholik dem Papste die Gewalt über den König und dessen Länder absprechen mußte. Die meisten Katholiken und auch ihr Erzpriester, Georg Blackwell, leisteten den Eid, obschon dies der Papst auf das strengste untersagte. Im J. 1610 wurde dieser Eid durch Parlamentsbeschluß auf alle geistlichen und weltlichen Beamten ausgedehnt, um das Einschleichen des heimlichen Katholicismus zu verhindern.

Pumpe nennt man jenen Apparat, durch welchen die Fortschaffung flüssiger Körper mittels eines in einem hohlen Raume sich bewegenden, an die Wände des Raums genau anschließenden Kolbens bewirkt wird. Je nach der Art des flüssigen Körpers erhalten auch die Pumpen ihre Namen. So gibt es für die gasartigen Flüssigkeiten die Luftpumpen (s. d.), für die tropfbar flüssigen die Wasserpumpen, Bierpumpen u. s. w. Der eigentliche Mechanismus der Pumpe ist höchst einfach. In eine innen vollkommen glatte Röhre, welche gewöhnlich cylindrisch ist, jedoch auch einen vierseitigen oder jeden anders geformten Querschnitt haben kann, paßt ein Block, der Kolben, sehr genau und wird durch eine Liederung von in Talg getränktem Hanf vollends zum luftdichten Schluß gebracht. Dieser Kolben ist durchbohrt und diese Bohrung wieder mit einer genau passenden Klappe geschlossen, welche sich nach oben öffnen kann und von selbst wieder zufällt. Diese Klappe heißt das Ventil, auch wol der Eimer, und befindet sich an einer langen Stange, der Kolbenstange. Am untern Ende der Röhre ist eine zweite, sich ebenfalls nach oben öffnende Klappe. Stellt man nun die Röhre in das Wasser, daß die untere Klappe über dem Wasserspiegel steht, und hebt den Kolben, so entsteht über dem Wasser ein luftleerer Raum, in welchem dann der Druck der äußern atmosphärischen Luft das Wasser aufwärts treibt, welches die untere Klappe öffnet und über dieselbe tritt. Sobald nun der Kolben wieder abwärts bewegt wird, schließt sich die untere Klappe durch den Druck des Wassers, dieses aber stößt das Ventil im Kolben auf und tritt über diesen. Wird er nun wieder gehoben, so nimmt er das über ihm stehende Wasser mit und gießt es aus der Abflußröhre aus. Unterdeß hat sich aber unter ihm wieder ein luftleerer Raum gebildet, in welchen durch die untere Klappe wieder Wasser steigt und so wiederholt sich dasselbe Spiel, so lange der Kolben hin und her bewegt wird. Dies ist die einfachste Pumpe, die Saugpumpe. Sie ist aber nur für gewisse Höhen anwendbar, indem der Druck der atmosphärischen Luft nur eine Wassersäule von 32 F. zu tragen vermag. Sobald also das Wasser auf eine größere Höhe gefördert werden soll, muß man einen Pumpensatz anbringen, d. h. durch die erste Pumpe das Wasser in ein Reservoir heben lassen, in welchem eine zweite Pumpe steht, welche es dann wieder um 32 F. hebt und so fort bis zur erfoderlichen Höhe, oder man wendet Druckpumpen an. Durch diese kann man das Wasser in jeder beliebigen Richtung, und hat man hinlänglich starke Röhren und die nöthige Kraft, auch zu jeder beliebigen Höhe forttreiben. Bei den Druckpumpen ist die Röhre und das untere Ventil genau wie vorher; über dem untern Ventil aber befindet sich an der Seite des Saugrohrs eine zweite Klappe, welche in ein mit dem Saugrohre verbundenes Nebenrohr, das Steigrohr, mündet und sich auch dahin öffnet. Der Kolben aber ist massiv und hat gar kein Ventil. Steigt nun der Kolben, so tritt das Wasser in das Saugrohr, füllt dies an und wird darin durch das beim Absteigen des Kolbens sich schließende untere Ventil gehalten; der Kolben selbst drückt aber das Wasser aus dem Saugrohre durch die zweite Klappe in das Steigrohr. Wird nun der Kolben wieder gehoben, so schließt das Wasser im Steigrohre seine Klappe, es entsteht ein luftleerer Raum im Saugrohre, Wasser tritt ein und das vorige Spiel erneuert sich. Bei den beschriebenen Pumpen geschieht der Hub stoßweise und der Wasserstrahl intermittirt beim Absteigen des Kolbens, bei der Druckpumpe beim Aufsteigen; will man aber einen fortwährenden Wasserstrahl haben, so stellt man zwei Pumpen in das Bassin und regulirt sie so, daß die Kolbenspiele wechselseitig sind. Beide Pumpen treiben dann ihr Wasser in ein gemeinschaftliches Steigrohr, mit welchem man einen Windkessel (s. d.) in Verbindung bringt, wodurch der Ausfluß ganz gleichmäßig wird. Die Druckpumpe ist der Hauptbestandtheil der Feuerspritze (s. d.). Man hat auch rotirende Pumpen, bei welchen das Kolbenrohr im Kreise gebogen ist und in welchem zwei Kolben in dem halben Umfange hintereinander gehen. Die Einflußöffnung ist unten. Tritt nun der erste Kolben bei der Einflußöffnung vorbei, so entsteht dort der luftleere Raum,

und das Wasser tritt so lange in das Kolbenrohr, bis der zweite Kolben kommt, welcher nun für das eingetretene Wasser zum Druckkolben, aber zugleich auch wieder, sowie er bei der Einflußöffnung vorbei ist, zum Zugkolben wird. Das vor dem Kolben stehende Wasser wird zur Ausflußöffnung getrieben, das hinter dem Kolben eingetretene Wasser drückt der nachfolgende zweite Kolben vorwärts. Man sieht, daß diese Spritze ohne Windkessel arbeitet. Die Repsold'sche Feuerspritze ist auf das System der rotirenden Kolben basirt. In der neuesten Zeit hat Letestu eine Pumpe construirt, welche statt der Kolben trichterförmige Lederbeutel hat, die durch das aufsteigende Wasser beim Absteigen des Kolbens zur Seite, beim Aufsteigen des Kolbens aber durch das Wasser an die Röhre angedrückt werden und so Ventile und Liederung unnöthig machen.

Pumpernickel heißt das in Westfalen, besonders im Münsterschen und Osnabrückschen, aus feinem, aber noch die Kleien enthaltenden Roggenmehl gebackene, grobe, schwarze Brot in großen, meist viereckigen Laiben, wovon ein einziger oft 60 Pfd. wiegt. Es gehört dazu eine eigenthümliche Behandlung des Teiges, ohne Hefen und Sauerteig, und des Feuers, da es 12—14 Stunden im Backofen stehen muß. In den Handel kommt der Pumpernickel, der für den Landbewohner, welcher sich wieder ausarbeitet, eine sehr kräftige Nahrung ist, nur selten; doch wird er häufig als etwas Nationales, als Geschenk an auswärtige Freunde versendet. Das Wohlschmeckende hat der Pumpernickel jedenfalls von dem in der Roggenkleie enthaltenen Aroma.

Punier oder **Pönier** (Poeni) wurden die Karthager genannt nach ihrer Abstammung von den Phöniziern. Die punische Treue (fides punica) war im Alterthum sehr übel berüchtigt und deshalb sprüchwörtlich. — Punischer Apfel (malum punicum) hieß bei den Römern der Granatapfel.

Punische Kriege heißen die drei Kriege, die zwischen Rom und Karthago geführt wurden. Die Eroberung von Unteritalien, die im J. 266 v. Chr. vollendet war, hatte die Römer den Karthagern genähert, die einen großen Theil Siciliens besaßen und mit dem Beherrscher des übrigen, Hiero II. (s. d.) von Syrakus, verbündet waren. Bald bot sich der Anlaß zum Krieg, durch das Hülfsgesuch der in Messana von Hiero und den Karthagern belagerten Mamertiner (s. d.), dem die Römer, da es ihnen die Aussicht auf neue Eroberungen eröffnete, entsprachen. Appius Claudius Cauder ging nach Sicilien mit einem Heere, besetzte Messana und damit begann der erste punische Krieg, 264—242. Hiero schloß sich den Römern an, deren Siege in Sicilien doch fruchtlos bleiben mußten, so lange sie den Karthagern nicht auch zur See die Spitze bieten konnten. In 60 Tagen wurde die erste röm. Kriegsflotte gebaut, mit der Cajus Duilius (s. d.), der durch die Anwendung des Enterhakens den Krieg zur See dem zu Lande ähnlich machte, über die im Seewesen erfahrenen Karthager den ersten Seesieg bei Mylä im J. 260 erfocht. Nach einem zweiten großen Seesieg bei Eknomos im J. 256 versetzte Marcus Atilius Regulus (s. d.) den Krieg in das karthag. Afrika selbst, wo er die Karthager schlug und bei Tunes überwinterte. Schon dachten diese auf den Frieden, als ihnen der Spartaner Xanthippus geübte griech. Söldner zuführte. Durch ihn wurde 255 das röm. Heer geschlagen, und Regulus litt als Gefangener den Tod. Nachdem eine neue röm. Flotte im J. 253 Schiffbruch erlitten hatte, beschränkten sich die Römer auf den Landkrieg in Sicilien, wo die Karthager, nach dem Siege des Lucius Cäcilius Metellus bei Panormus über Hasdrubal im J. 250, auf den Besitz des westlichsten Theils, bei Lilybäum, Drepanum und Eryx, beschränkt wurden. Hier wurde der Krieg fortgesetzt. Hamilkar Barkas (s. d.), seit 247 karthag. Oberfeldherr, führte ihn mit großer Kunst und glücklich, bis die Entscheidung durch den großen Seesieg, den Cajus Lutatius Catulus (s. d.) mit einer durch freiwillige Beiträge der röm. Bürger neugeschaffenen Flotte bei den Agatischen Inseln erfocht, herbeigeführt wurde. Die Karthager mußten den Frieden gegen die Abtretung des von ihnen besessenen Theils von Sicilien, der die erste röm. Provinz wurde, und durch die Zahlung von 3200 euböischen Talenten erkaufen.

Der zweite punische Krieg, 218—201, begann, als Hannibal's (s. d.) Angriff auf das von den Römern geschützte Sagunt von den Karthagern gutgeheißen wurde. Hannibal kam, nachdem Sagunt gefallen, den Römern, die den Krieg nach Spanien versetzen wollten, zuvor und fiel, nachdem er die Pyrenäen überschritten, das südliche Gallien

durchzogen und den wunderbaren Marsch über die Alpen gemacht hatte, in Italien ein, wo er die Römer zuerst in dem Reitertreffen am Ticinus, dann an der Mündung der Trebia in den Po überwand, und im nächsten Frühling 217 über den Apennin nach Etrurien zog. Die Niederlage, welche der Consul Cajus Flaminius (s. d.) am Trasimenischen See bei Perusia (Perugia) erlitt, vermochte die Festigkeit des röm. Senats nicht zu brechen, und Quintus Fabius Maximus (s. d.) verstand es durch kluge Kriegsführung, die ihm den Namen des Zauderers (Cunctator) erwarb, den Hannibal, der von Spoletum nach Apulien gezogen war, in den campanischen Bergen hinzuhalten. Im J. 216 aber brachte die furchtbare Niederlage, welche die Römer in der Schlacht bei Cannä (s. d.) erlitten, Rom nahe an den Rand des Verderbens. Es wurde gerettet durch die Weisheit seines Senats, die Standhaftigkeit des Volks und die Unschlüssigkeit Hannibal's, der nicht gegen Rom selbst zog und sein Heer in Capua überwintern ließ. Das Bündniß, das dieser mit dem macedon. Könige Philipp schloß, war fruchtlos, da die röm. Politik diesen durch die Ätolier in Griechenland beschäftigte; auch das Übergewicht der karthag. Partei in Syrakus nach Hiero's Tode gewährte keine Hülfe; Marcus Claudius Marcellus (s. d.), der 216 bei Nola den ersten Vortheil über Hannibal im offenen Felde errungen, wurde nach Sicilien gesendet, das sich, nachdem er Syrakus nach dreijähriger Belagerung erobert hatte, im J. 212 den Römern unterwarf. Von Karthago nicht unterstützt, wußte Hannibal in Unteritalien, auf das er beschränkt war, seine Feldherrngröße zu bewähren. Er focht meist siegreich gegen die Römer, aber zu entscheidenden Schritten war er zu geschwächt, und so vermochte auch sein plötzlicher rascher Marsch auf Rom im J. 211 Capua nicht vor der Rache der Römer zu schützen. Die Vernichtung des Hülfsheers, das ihm sein Bruder Hasdrubal (s. d.) von Spanien her zuführte, am Metaurus bei Sena in Umbrien durch die Römer, entschied im J. 207 den Krieg in Italien. Zu den Bruttiern, die ihm treu blieben, zurückgedrängt, hielt sich Hannibal in der Südwestspitze noch bis zum J. 203, wo er dem Befehl des karthag. Senats, der ihn zum Schutz der Vaterstadt zurückrief, gleich seinem Bruder Mago (s. d.), der in Ligurien gelandet war, gehorchen und Italien verlassen mußte. Während des ital. Kriegs hatten die Römer auch in Spanien, wo Hannibal seine Brüder Hasdrubal und Mago zurückgelassen hatte, den Krieg geführt. Die Brüder Cnejus und Publius Cornelius Scipio (s. d.) hatten seit 217 dort mit Glück gegen Hasdrubal gefochten und diesen dadurch abgehalten, dem Hannibal nach Italien zu folgen. Im J. 212 aber unterlagen Beide; ihr Heer wurde vor gänzlicher Vernichtung durch den röm. Ritter Lucius Marcius bewahrt. In Rom erbot sich, da Niemand um den span. Oberbefehl sich bewerben mochte, der junge Publius Cornelius Scipio, des Publius Sohn, dazu. Er gewann die span. Völker durch Milde und durch seine Siege über die Karthager, denen er das wichtige Neu-Karthago im J. 210 abnahm; Hasdrubal und Mago wurden im J. 209 bei Bäcula geschlagen und die numid. Könige Syphax (s. d.) und Masiniſſa (s. d.) zu Bundesgenossen gewonnen. Der Abzug Hasdrubal's, den Scipio nicht zu hindern vermochte, erleichterte ihm die Führung des Kriegs in Spanien, den er, nachdem er Hasdrubal, Gisgo's Sohn, und Mago im J. 207 bei Bäcula geschlagen, den Letztern im J. 206 aus Gades, dem letzten Platz, den die Karthager noch inne gehabt, vertrieben hatte, für die Römer siegreich endete. In Rom erhielt er für das J. 205 das Consulat und die Provinz Sicilien; im J. 204 landete er an der karthag. Küste, siegte über Hasdrubal Gisgo und Syphax, der wieder den Karthagern sich angeschlossen hatte, und diese sahen in Hannibal's Rückberufung das letzte Rettungsmittel. In der Ebene von Zama (s. d.) kam es am 19. Oct. 202 zwischen den beiden großen Feldherren zur Schlacht. Scipio blieb Sieger und im karthag. Senat sprach Hannibal nun selbst für den Frieden. Die Bedingungen, die Scipio stellte, genügten, um Karthagos Macht zu brechen, doch wurden sie von Rom aus, wo man die Zerstörung der feindlichen Stadt wollte, erst im J. 201 bestätigt. Die Karthager mußten 10000 Talente zahlen, die Kriegsschiffe bis auf zehn und die Elefanten ausliefern, den Masiniſſa für frühere Verluste entschädigen, und geloben, keinen Krieg fernerhin ohne Roms Erlaubniß zu führen.

War der zweite pun. Krieg ein Kampf um die Weltherrschaft gewesen, so war der **dritte, 150—146**, von Seiten der Karthager ein Kampf der Verzweiflung um die Existenz. Der Widerstand, den die Karthager den Bedrückungen des Masiniſſa entge-

genzustellen sich genöthigt sahen, wurde von den Römern, die sie schutzlos gelassen hatten, als Bruch jener Friedensbedingung erklärt. Haß und Begier nach den Reichthümern der wiederaufgeblühten Stadt vielmehr, als Besorgniß vor einer Gefahr, die von ihr drohen könnte, waren es, welche die Römer bewogen, dem Verlangen des ingrimmigen alten Cato (s. d.) Folge zu geben und den Krieg im J. 150 zu erklären. Die geängsteten Karthager verstanden sich zur Stellung von Geiseln, zur Auslieferung der Waffen und Schiffe; als aber die Römer nun mit der Foderung hervortraten, sie sollten ihre Stadt, die damals 700000 E. zählte, verlassen und sich fern vom Meere ansiedeln, erhoben sie sich zum Kampf. Der Consul Manilius wurde im J. 149 vom Hasdrubal (s. d.) zweimal geschlagen, auch der Consul Lucius Calpurnius Piso vermochte im J. 148 nichts und erst im J. 146 eroberte Publius Cornelius Scipio Amilianus (s. d.) die Stadt, die er über ein Jahr belagert hatte und die von den Einwohnern noch, als die Römer schon eingedrungen waren, Schritt für Schritt vertheidigt, endlich den Flammen geopfert wurde. (S. Karthago.)

Punkt heißt in der Geometrie, nach des Euklides Erklärung, Das, was keine Theile oder keine Ausdehnung hat. Ein Punkt, in Bewegung gedacht, beschreibt eine Linie. Punkte bilden die Grenzen, nicht aber die Theile einer Linie. — In der musikalischen Notenschrift ist der Punkt, sobald er neben einer Note steht, ein Zeichen, welches die Zeitgeltung des Tons um die Hälfte vermehrt; stehen zwei Punkte hinter einer Note, so gilt der zweite wieder die Hälfte von dem ersten. Man nennt derartige Noten punktirte Noten. Ein Punkt über der Note bedeutet, daß dieselbe leicht abgestoßen werden soll, was man Staccato (s. d.) nennt.

Punktation heißt jede Schrift, worin die Hauptpunkte eines zu schließenden Vertrags enthalten sind und aus welcher erst, sobald sie gegenseitig angenommen worden, auf Vollziehung geklagt werden kann, folglich so viel als Entwurf zu einem Vertrage.

Punktirkunst und **Punktirstichgattung**, s. Kupferstechkunst.

Pupille, die Sehe oder das Sehloch, nennt man die Öffnung in der Regenbogenhaut (s. Auge), durch welche die Lichtstrahlen zur Krystalllinse gelangen, und zwar deshalb, weil Derjenige, der in diese Öffnung bei einem Andern hineinsieht, sein eigenes Miniaturbild (pupula) wie in einem dunkelgefärbten Spiegel erblickt. Am gesunden Auge erscheint die Pupille bald größer, bald kleiner, je nach dem Stande, den die Regenbogenhaut gegen das Licht einnimmt. Im Dunkeln nämlich ist die Pupille groß; doch verkleinert sie sich durch Zusammenziehung der Regenbogenhaut desto mehr, je heller das Licht ist, dem sie ausgesetzt wird, und am meisten dann, wenn sich das Auge gegen den Gegenstand selbst wendet, von dem das Licht ausgeht. Ist jedoch das Auge gegen den Lichtreiz unempfindlich, so behält auch die Pupille stets die Größe, die sie im Dunkeln hat. Dieses findet also in verschiedenen Graden in den Fällen statt, wo die Sehkraft verloren oder überhaupt das ganze Nervenleben sehr geschwächt ist, auch kann es durch Eintröpfeln von gewissen narkotischen Tincturen in das Auge bewirkt werden. Daher ist dieser Zustand der Pupille stets ein Zeichen von sehr gesunkener Nervenkraft. Verengerung der Pupille zeigt sich hingegen bei Erregungszuständen des Gehirns und dient auf diese Weise als Krankheitssymptom. Während beim Menschen die Pupille stets rund ist, hat sie bei einigen Thieren eine elliptische oder viereckige Gestalt; sie findet sich jedoch nur bei solchen Thieren, welche überhaupt eine Regenbogenhaut besitzen, z. B. bei den Fischen, Amphibien, Vögeln und Säugethieren. Nicht selten findet man durch angeborene oder von Krankheiten bewirkte Misbildung die Pupille verschlossen und somit die Sehkraft in ihren Verrichtungen gehemmt. Diesem Übelstand sucht man durch eine Operation, künstliche Pupillenbildung (coremorphosis) genannt, abzuhelfen, welche darin besteht, daß man einen Einschnitt in die Hornhaut macht und dann ein Stück aus der Regenbogenhaut herausschneidet. Diese Operation wurde zuerst 1728 von dem berühmten engl. Wundarzt Cheselden ausgeführt, und unter den Vervollkommnern derselben sind besonders Wenzel, Schmidt, Scarpa, Bonzel und Langenbeck zu nennen. Entsteht durch irgend eine Veranlassung neben der regelmäßigen noch eine andere Öffnung in der Regenbogenhaut, so nennt man diese eine widernatürliche Pupille (pupilla prae-

ternaturalis), ein Übel, welches dem Auge durch den starken Lichtreiz sehr nachtheilig und beschwerlich ist, bis jetzt aber keine Heilung durch die Kunst zugelassen hat.

Pupillen (lat.) heißen Unmündige (s. Minorennität), daher der Name Pupillencollegium, z. B. in Berlin.

Puppe oder Nymphe, s. Insekten.

Purânas, s. Vedas.

Purbach oder Peurbach (Georg), ein für seine Zeit als Mathematiker sehr ausgezeichneter Mann, führte diesen Namen nach dem Städtchen Peurbach in Östreich ob der Ens, wo er 1423 geboren war. Nachdem er seine Studien in Wien vollendet, ging er nach Italien, wo er an den vorzüglichsten Universitäten astronomische Vorträge hielt. Der Cardinal Nikolaus von Cusa in Rom, der sein Talent erkannte, suchte ihn zu bewegen, in Italien zu bleiben. P. aber kehrte in sein Vaterland zurück und wurde Professor der Mathematik und Astronomie in Wien. Das erste Werk, welches er daselbst schrieb, war eine Erklärung der sechs ersten Bücher des „Almagest" des Ptolemäus, der bald eine große Anzahl anderer mathematischer und astronomischer Arbeiten folgte. Unter ihnen sind als classische Werke hervorzuheben die Sinustafeln, die ekliptischen Tafeln, zur leichtern Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse, und hauptsächlich die „Theoriae novae planetarum". Auch fertigte er Quadranten, Sextanten u. s. w. Auf Veranlassung des in Wien 1460 anwesenden Cardinals Bessarion war er entschlossen, um die griech. Sprache zu erlernen, noch einmal Italien zu besuchen, als er am 8. Apr. 1461 starb.

Purcell (Henry), einer der ausgezeichnetsten engl. Componisten, geb. zu London 1658, wurde 1676 Organist an der Westminsterabtei und 1682 an der königlichen Kapelle. Er starb 1695 und wurde in der Westminsterabtei begraben. Die Zahl seiner Compositionen ist sehr groß. Sein Tedeum setzen die Engländer fast dem Händel'schen gleich; auch seine Compositionen für das Theater machten in England großes Aufsehen.

Purganz und **Purgiren**, s. Abführen.

Purgatorium heißt in den Rechten der Reinigungseid (s. Eid), in der Lehre der röm.-katholischen Kirche das Fegfeuer (s. d.).

Purismus heißt das Streben, in der Sprache, in welcher man spricht oder schreibt, nur einheimische Wörter zu gebrauchen und alle fremdartigen Elemente zu verbannen. Doch wird dieses Streben tadelnswerth, wenn es in Ziererei ausartet und sich auch auf solche Ausdrücke erstreckt, die längst das Bürgerrecht erlangt haben und durch die Vertauschung mit neugebildeten an Deutlichkeit oder Bestimmtheit verlieren würden. Unter Purist versteht man einen solchen Sprachreiniger, bisweilen auch im verächtlichen Sinne einen Sprachvermenger. (S. Sprachreinigung.)

Puritaner heißen in England seit der Reformation diejenigen Protestanten, welche die Kirche nach der Einfachheit und Reinheit (puritas) des göttlichen Worts und frei von menschlicher Autorität und Satzung herstellen wollten. Ihr Eifer und ihre Bestrebungen wurden durch den Despotismus erweckt, mit welchem die Könige aus dem Hause Tudor (s. Großbritannien) der Reformation durch die Errichtung der Episkopalkirche oder Hochkirche (s. d.) ein willkürliches Ziel setzten. Indessen war es weniger der Lehrbegriff der Hochkirche, sondern deren Verfassung, die Suprematie des Königs, die Autorität der Bischöfe und das Katholische der Liturgie, woran das streng protestantische Element Anstoß nahm. Die Berührungen mit den Protestanten in Schottland (s. d.), wo Knox (s. d.) die genfer Kirchenverfassung einführte, führten sehr bald die Puritaner der Presbyterialverfassung zu. Die Königin Elisabeth, unter welcher die Episkopalkirche in England die letzte Gestalt erhielt, verfolgte darum die Puritaner als rebellische Unterthanen, konnte aber dessenungeachtet nicht verhindern, daß sich die tiefer bewegten und starken Geister dem Puritanismus, oder was nun gleich war, dem Presbyterianismus, hingaben. Ihr in der Presbyterialkirche erzogener Nachfolger, Jakob I., fand ebenfalls in der bischöflichen Kirche eine Stütze für die absolute Königsgewalt und haßte und verfolgte die Puritaner viel entschiedener als die Katholiken. Unter ihm begannen seit 1620 die Auswanderungen der Puritaner nach Nordamerika, wo sie frei vom Drucke eine glückliche Thätigkeit entfalteten und die Gründer der Colonien wurden. Jakob's Sohn, Karl I., steigerte die Verfolgungen und verbot sogar

die Auswanderung, was die Entwickelung des Puritanismus in allen Ständen des engl. Volks nur um so mehr begünstigte. Bald stellte sich aus diesem religiösen Kreise der politischen und kirchlichen Reactionspolitik des Königs eine Menge gesinnungsvoller und unbeugsamer Männer entgegen, die weder durch Strafen noch Versprechungen zu bestechen waren. Sogar das Parlament füllte sich mit Puritanern, weil ein strenges und thätiges Privatleben dieselben wohlhabend und wahlfähig machte. Als die durch den König in ihrer Kirchenverfassung bedrohten Schotten zu den Waffen griffen, begann unter puritanischem Einflusse auch in England der offene Widerstand gegen den Hof, und die allgemeine Revolution brach herein. Das sogenannte lange Parlament vertrieb die Bischöfe aus dem Oberhause, foderte vom König als Hauptbedingung der Aussöhnung eine freie Kirchenverfassung und schloß endlich mitten im Bürgerkriege, am 22. Sept. 1643, mit den Schotten einen Bund, nach welchem in England das Episkopat abgeschafft und die Presbyterialkirche eingeführt wurde. Aus der Reibung religiöser und politischer Leidenschaften trat jedoch unter dem Namen der Independenten eine Richtung hervor, welcher die Presbyterialverfassung nicht genügte, sondern die den Puritanismus bis zur Abschaffung jedes Glaubensbekenntnisses und jeder kirchlichen Ceremonie steigerte. Neigten sich schon die Presbyterianer republikanischen Staatsformen zu, so ging die fanatische Partei, an deren Spitze die Häupter der Revolution, wie Cromwell (s. d.), Ireton (s. d.), Vane, St.-John, standen, noch weiter und foderte eine völlige Demokratie. Unter der Leitung Cromwell's, der den Fanatismus im Heere groß zog, wußten sich die Independenten sehr bald das Übergewicht zu verschaffen, trieben die gemäßigter gesinnten und die Restauration des Königs begünstigenden Presbyterianer mit Gewalt aus dem Parlamente und ließen dann Karl I. ungehindert das Schafot besteigen. Die schot. wie die engl. Presbyterianer zeigten sich darum, gleich den zwar unterdrückten, aber nicht ausgerotteten bischöflich Gesinnten, der Usurpation Cromwell's nicht günstig. Als nach Cromwell's Tode bei der Annäherung Monk's (s. d.) das alte Parlament zusammentrat, kehrten auch die ausgestoßenen Presbyterianer auf ihre Sitze zurück und bewirkten die Wiedereinsetzung der vertriebenen Dynastie. Karl II. belohnte wenigstens die engl. Presbyterianer für ihre Dienste schlecht. Derselbe ließ nicht nur die Herstellung der Episkopalkirche, sondern 1662 sogar, und gegen sein feierliches Versprechen, die Einführung der sogenannten Uniformitätsacte zu, nach welcher alle Nonconformisten, oder von der Hochkirche Abweichenden, ihre staatskirchlichen Rechte verloren. Mehr als 2000 presbyterianische Seelsorger legten zugleich ihre Ämter nieder. Da jedoch der Hof fortan die kirchlichen Verfolgungen einstellte, um den Katholiken Raum zu verschaffen, sahen sich die Presbyterianer nur selten belästigt. Sowol die eigenmächtige Indulgenzerklärung Karl's II. vom J. 1672, wie die Toleranzacte, welche Jacob II., ebenfalls aus eigener Machtvollkommenheit, 1687 veröffentlichte, kamen ihnen zu Gute. Dessenungeachtet erklärten sich, aus Furcht vor dem Katholicismus, auch die Presbyterianer gegen die Stuarts und unterstützten die Revolution von 1688. König Wilhelm III. bestätigte hierauf nicht nur die Kirchenverfassung Schottlands, sondern gab auch im Verein mit dem Parlamente die berühmte Toleranzacte vom J. 1689, welche, mit Ausnahme der Socinianer und Katholiken, im brit. Reiche allen Nonconformisten oder Dissenters (s. d.), folglich auch den aus dem alten Puritanismus hervorgegangenen Presbyterianern, freie Religionsübung gewährte.

Purkinje (Johannes Evangelista), einer der bedeutendsten jetzt lebenden Physiologen, geb. am 17. Dec. 1787 zu Libochowitz bei Leutmeritz in Böhmen, wurde zu Nikolsburg in Mähren in der Piaristenschule erzogen. Nachdem er bereits drei Jahre Lehrer zu Altwasser und Straßnitz in Mähren und zu Leitomischl in Böhmen gewesen, verließ er den Orden, um in Prag den philosophischen Cursus zu machen und, während er auch eine Hauslehrerstelle bekleidete, Medicin zu studiren. Im J. 1819 wurde er Doctor der Medicin und Assistent der Anatomie und Physiologie in Prag und blieb in dieser Stellung, bis er 1823 dem Rufe als ordentlicher Professor der Physiologie und Pathologie nach Breslau folgte. Insbesondere hat er durch seine Vorlesungen und seinen Einfluß auf die Studirenden großen Antheil an der Fortbildung der Physiologie gehabt; von seinen Schriften sind anzuführen die „Beobachtungen und Versuche zur Physiologie der Sinne" (2 Bde., Berl. 1823—26);

„Symbolae ad ovi avium historiam ante incubationem" (Lpz. 1830); „De cellulis antherarum fibrosis" (Bresl. 1830), und „De phaenomeno motus vibratorii in membranis" (Bresl. 1835).

Purpur. Die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, war theils schwärzlich, theils violet, theils rosenroth, und gehörte zu dem Schönsten und Kostbarsten, was sie kannten, weshalb auch die damit gefärbten feinen Stoffe bei ihnen stets in hohem Werthe standen. Ein Purpurmantel war daher schon in frühester Zeit das charakteristische Abzeichen der asiat. Könige und Häuptlinge, ebenso ihrer ersten Minister und Hofbeamten, welche letztere deshalb bei den Römern vorzugsweise purpurati hießen. Selbst später blieben dergleichen Gewänder eine Bevorzugung hochgestellter Personen und gewisser Stände oder Würden, wie noch jetzt der Cardinäle, daher der Ausdruck „mit dem Purpur bekleidet werden" oder „den Purpur erhalten" so viel bezeichnet, als zur Würde eines Cardinals gelangen. Die Alten bereiteten den Purpur nicht nur aus verschiedenen Farbekräutern, sondern zogen ihn auch aus mehren Schalthieren, und zwar nicht allein aus dem Buccinum, einer an Felsen und Klippen gefundenen Muschelart, sondern auch aus der Purpura, der eigentlichen Purpurschnecke. Die besten Purpurschnecken traf man in der Gegend um Tyrus, am gätulischen Gestade und um Lacedämon. In neuern Zeiten hat man in mehren Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er ist zäh und in einem besondern Beutelchen enthalten, welches bei den meisten zwischen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieses Saftes ist sehr verschieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb oder pomeranzenfarbig. Réaumur fand, daß der anfangs gelbliche Saft der Trompetenschnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Stunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief und zuletzt purpurroth wurde. Auch der Saft der Kräuselschnecke (Helix ianthina), die unter dem Namen des blauen Kräusels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erscheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimmt, sieht er gelblichweiß aus; taucht man aber ein Stück Zeuch hinein und setzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, so ändert sich jene Farbe stufenweise und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein wie das Roth der Cochenille (s. d.) ist, welche nebst dem Kermes (s. d.) gegenwärtig die Stelle des Purpurs vertritt. Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einstimmig die Phönizier, und allgemein ist die Sage von dem Schäferhunde, der sich die Schnauze von dem Safte zerbissener Purpurschnecken roth färbte und dadurch Veranlassung zur nähern Untersuchung dieser Thiere wurde. Da aber die Purpurschnecke nicht blos an der phöniz. Küste, sondern im ganzen Mittelmeere gefunden wurde, so waren auch die Purpurfärbereien den Phöniziern nicht ausschließend eigen. In der Schönheit, Güte und Haltbarkeit der Farbe fand, nach Beschaffenheit der Schnecken, von welchen der Saft genommen wurde, ein großer Unterschied statt. In Tyrus war der hochrothe und violette Purpur ganz vorzüglich. Man färbte damit hauptsächlich Wolle, gewöhnlich zweimal, und gab den Purpurgewändern durch Kunst noch einen besondern Glanz. Doch verfertigten auch schon die Alten aus gewissen Beeren eine unechte Purpurfarbe. Obschon die später verloren gegangene Kunst, Purpur zu färben, in neuern Zeiten wieder entdeckt und mit Glück versucht worden ist, so macht man doch wenig Gebrauch davon, weil die Purpurschnecken selten und sehr kostbar sind, und weil die Farben aus Cochenille weit schöner und gleichförmiger ausfallen. Eine gründliche und vollständige Geschichte der Purpurfärberei bei den Alten hat Schmidt in seinen „Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums" (Bd. 1, Berl. 1843) gegeben.

Purpurfriesel, auch Rother Hund genannt (Purpura miliaris), ist ein selten selbständiger, meist andere Krankheiten nur als Symptom begleitender Hautausschlag, der sehr oft gleichzeitig mit dem Scharlachfieber vorkommt.

Purpurinseln, s. Glückliche Inseln.

Pürschen heißt in der Jägersprache, das Wild mit gezogenen Gewehren oder Büchsen erlegen. Der Pürschmeister hat die Aufsicht über die Jagdgeräthschaften, Jagdhunde und Jägerburschen.

Puschkin (Alex. Sergejewitsch, Graf), der berühmteste unter den neuern russ. Dichtern, und der gelesenste unter allen russ. Schriftstellern, wurde 1799 von vornehmen, alt-

adeligen Ältern geboren und war dann Zögling des Lyceums zu Zarskoe Selo, wo er im Alter von kaum 13 Jahren sein erstes Gedicht „Erinnerungen an Zarskoe Selo" erscheinen ließ, welches allgemeines Aufsehen erregte, jedoch für ihn selbst die nachtheilige Folge hatte, daß er durch das allzu große Lob, womit man diesen Versuch aufnahm, sich von den ernstern Studien abziehen ließ. In der Folge beschäftigte er sich in Petersburg mit Geschichte und classischer Literatur; auch las er mit Begeisterung die Werke Byron's, deren Einfluß auf den Entwickelungsgang seiner Poesie unverkennbar ist, und wurde schon unter Kaiser Alexander der Liebling seines Volks. Eine von ihm mit zu kühner Begeisterung gedichtete Ode an die Freiheit hatte seine Entfernung aus Petersburg zur Folge. Er erhielt eine Anstellung im südlichen Rußland, und seinem Aufenthalte daselbst verdankt Rußland viele der gelungensten Dichtungen. Unter der Menge seiner größern und kleinern Dichtungen, die selbst da, wo sie als episch sich geltend machen wollen, einen mehr lyrischen Charakter an sich tragen, und die zum Theil in sehr blühender und schwungvoller Sprache, oft selbst im erhabensten Stile geschrieben sind, ragen besonders drei bedeutendere Gedichte als ausgezeichnet hervor, nämlich „Rußlan und Ljudmilla", welches in sechs Gesängen die alte Heldenzeit Rußlands in Kiew verherrlicht; „Der Berggefangene" (deutsch von Wulfert, Petersb. 1823), welches die wilde Lebensweise der kaukas. Volksstämme schildert, und „Die Quelle von Baktschissarai oder die Thränenquelle" (Mosk. 1824), welches letztere Gedicht die frühern noch übertrifft und wol überhaupt als P.'s gelungenstes zu bezeichnen ist. Obschon dieses Gedicht kaum 600 Verse umfaßt, so bezahlte doch der Buchhändler Ponamarew dafür ein Honorar von 3000 Rubeln. Eine kleine Dichtung P.'s, „Eugen Onegin", schildert das frivole Leben eines jungen Mannes in Petersburg und enthält bei einer zum Theil prächtigen Diction manche sehr üppige Stellen und viele nur dem eigentlichen Russen interessante Anspielungen auf die Großen der Hauptstadt. Das dramatische Gedicht „Boris Godunoff" (Petersb. 1831), eine in reimlosen Jamben dialogisirte Geschichte, welche Moskau vom 20. Febr. 1598—1612 zum Schauplatz hat, ist ein Sittengemälde jener Zeit in kühnen Umrissen und mit lebhaften Farben. Eine deutsche Übersetzung seiner Dichtungen lieferte Lippert (2 Bde., Lpz. 1840). P. ist unstreitig der geistreichste unter allen russ. Dichtern; an Erfindung und Reichthum der Ideen, an Gewandtheit der Diction übertrifft ihn kein anderer Schriftsteller; doch an Adel der Gesinnung, an hohem Schwung wahrhafter Begeisterung steht er mehren seiner Vorgänger in der russ. Literatur weit nach. Auch steht P. beiweitem nicht so fleckenlos hinsichtlich des Charakters da, wie jene. Er war eine ungebändigte Dichternatur, die im Gefühle ihrer Kraft überschäumte und sich zu mancherlei Handlungen der Unbesonnenheit und Verkehrtheit hinreißen ließ. Der Kaiser Nikolaus rief ihn sogleich nach seiner Thronbesteigung aus dem Exil; doch bewies er sich dafür wenig dankbar. Er starb in Folge eines Duells zu Petersburg am 10. Febr. 1837.

Puseyismus heißt eine dem röm. Katholicismus zuneigende Richtung in der engl. Hochkirche (s. d.). Doctor Pusey, geb. um 1800, Kanonikus an der Christ Church und Professor der hebr. Sprache zu Oxford, hat dieser in Gestalt einer theologischen Schule auftretenden Reaction den Namen und die Begründung gegeben. Derselbe veröffentlichte seit 1833 im Verein mit seinen Amts- und Geistesgenossen Palmer, Newman, Oakley, Ward, Bowden, Thorndike, Keble, Perceval u. A. eine Reihe numerirter, die kirchliche Gegenwart behandelnder Aufsätze oder Tractate (Tracts for the times), in welchen der engl. Protestantismus herabgesetzt und dagegen eine Rückkehr zur alten, wahren apostolischen Kirche gefodert wurde. Pusey verlangte mit seinen Anhängern die Geltung der Tradition, ertheilte nur dem Geistlichen allein die Befähigung zur Bibelerklärung und schrieb die Entstehung des Sektenwesens in England dem freien Bibellesen der Laien zu. Außerdem verwarf er die Suprematie der weltlichen Macht, wollte nicht die Predigt, sondern die Spendung der Sacramente und das Gebet der Geistlichen als die Hauptsache beim Gottesdienste angesehen wissen und verlangte die Herstellung der Messe, die Einführung der Kirchenbuße, der Fasten und der Ohrenbeichte. Die Puseyten nannten dies die Herstellung der wahren Kirchenprincipien und zogen ihre Folgerungen noch weiter. Sie leugneten die Rechtfertigung durch den Glauben, priesen das Verdienst der guten Werke, erklärten auch, das es Stufen der innern Gnade und ein Fegefeuer gebe. Endlich veröffentlichte Newman, ein Inspector

der Universität, im Laufe des J. 1841 unter dem Titel „Remarks on certain passages of the thirty-nine articles" die Nummer 90 der Tractaten. In derselben griff er besonders das Hauptsymbol der Hochkirche, die unter der Königin Elisabeth zusammengefaßten 39 Artikel der Glaubenslehre, an und behauptete offen, die engl. Kirche müsse mit der römischen in Einklang gebracht werden. Gegen diese Abhandlung erhoben sich nun in zahlreichen Schriften die Vertreter der Hochkirche, denen nicht nur die Puseyten, sondern auch katholische Theologen mit Eifer antworteten. Der Bischof von Oxford ergriff gegen eine solche Untergrabung des Protestantismus von Seiten der Geistlichkeit kein anderes Mittel, als daß er die Fortsetzung der „Tracts for the times" (gesammelt, 5 Bde., Oxford) untersagte. Um so größer war der Aufschwung, welchen die Richtung unter den Geistlichen, Lehrern und Studenten zu Oxford, sowie in der hochkirchlichen Geistlichkeit überhaupt nahm. Man lehrte die Nothwendigkeit einer Wiedervereinigung mit Rom, empfahl die Anrufung der Heiligen, legte der Jungfrau Maria den Charakter der Mittlerin bei, pries das Cölibat, das Mönchswesen, und ein Gleiches wiederholte man auf den Kanzeln. Die engl. Liturgie wurde durch Einführung des alten Ceremoniels der röm. Messe so nahe als möglich gebracht. Nicht nur der gebildete Mittelstand wies eine solche offene Rückkehr zum Papstthum zurück, sondern auch die niedere Volksclasse, die man durch Verheißung zahlreicher Heiligenfeiertage zu verlocken suchte, äußerte sich unzweideutig dagegen. Jedermann hoffte, die Puseyten würden die Hochkirche verlassen und sich dem Papstthum in die Arme werfen. Allein dieselben erklärten beharrlich, daß die Lehren und Formen der Hochkirche keineswegs antiapostolisch, sondern nur unvollständig und verkümmert seien. Unter diesem Vorwande unterschrieben die Geistlichen wie die Studenten auch ohne Zögern die 39 Glaubensartikel. Das Gerücht, Pusey sei zum Papstthum übergetreten, erhielt große Verstärkung, als derselbe 1843 in einer Predigt die Transsubstantiationslehre, oder die Verwandlung des Brotes und Weines beim Abendmahle im röm. Sinne, bekannte. Eine von der Universität zu Oxford niedergesetzte Commission mußte diese Predigt untersuchen und fällte den sehr gelinden Spruch, daß Pusey die nächsten zwei Jahre keine Kanzel im Bereich der Universität besteigen solle. Seitdem erklärten mehre Puseyten ihren förmlichen Übertritt zur röm. Kirche, was mehrmals die feierliche Verurtheilung der Convertiten von Seiten der Universität zur Folge hatte. Auch der Bischof Philpotts von Exeter zeigte sich dem Puseyismus nicht abgeneigt und versuchte wenigstens die Einführung eines alterthümlichen Chorrocks. Indessen äußerte hierbei das Volk so lauten Unwillen, daß die Neuerung im Jan. 1845 förmlich abgeschafft werden mußte. In derselben Zeit verurtheilte endlich die Universität zu Oxford, wiewol nur mit geringer Stimmenmehrheit, das Buch Ward's vom „Ideal der Kirche", in welchem der Verfasser die Rechtfertigung durch den Glauben eine „verdammliche, pestilenzialische, Lutherische Ketzerei" genannt hatte. Nun erst begann die Rückkehr der Puseyten zum Papstthum in Masse. Nachdem Oakley, Ward, Wingfield u. A. vorausgegangen, legte im Oct. auch Newman, der tüchtigste und bedeutendste Schüler Pusey's, in der katholischen Kapelle zu Littlemore das röm. Bekenntniß dem Superior des Passionistenklosters zu Aston-Hall ab. Im Juni 1846 empfing Newman die röm. Priesterweihe. Man zählte im Ganzen 70 hochkirchliche Protestanten, darunter 30 angesehene Geistliche und Professoren, welche bis gegen Ende 1846 übergetreten waren. Pusey's öffentlicher Übertritt bestätigte sich jedoch damals nicht. Auch im Schooße der Universität zu Cambridge zeigte sich seitdem der Puseyismus, und viele Bischöfe sollen der Richtung insgeheim zugethan sein, sodaß das Ende dieser Bewegung noch nicht abzusehen ist. Der Grund des Übels wird von aufgeklärten Männern in dem wenig protestantischen Charakter der engl. Hochkirche selbst gefunden. Das Hauptorgan der Puseyten war früher das Journal „British critic", jetzt ist es „The christian remembrancer".

Pustel, Blatter oder Eiterblatter nennt man eine durch Ansammlung von Eiter unter der Oberhaut gebildete Erhöhung der Oberhaut, die sich sehr bald in einen mehr oder weniger dicken und harten Schorf verwandelt. Bis Willan in seiner Classification der Hautkrankheiten diesen Begriff feststellte, bezeichnete man mit Pustel jede kleine Erhabenheit auf der Haut, sie mochte nun Eiter oder wässerige Feuchtigkeit enthalten, oder fest sein. Übrigens bilden die Pusteln die Grundform mehrer Hautkrankheiten.

Püstrich nennt man die aus Erz gegossene, inwendig hohle Figur, die 1552 in der

Rothenburg in einem vermauerten Winkel aufgefunden wurde und gegenwärtig in Sondershausen aufbewahrt wird. Sie ist eine Elle hoch, faßt neun Maß Wasser und gleicht einem dicken backigen Jungen mit perückenartigem Haar, der mit dem rechten Fuß kniet, die linke Hand auf das linke Knie gestützt, die rechte auf den Kopf gelegt. Hesse in seiner „Geschichte des Schlosses Rothenburg" (Naumb. 1823) hält die Figur, gewiß mit Recht, für ein physikalisches Kunstwerk aus dem 15. oder 16. Jahrh. Daß sie ein thüring. oder sorbisches Götzenbild sei, ist eine ganz unbegründete Ansicht. Vgl. Bertram, „Nachricht vom Püstrich" (Sondersh. 1811).

Putbus, Fürsten und Grafen, sind eine Nebenlinie der alten Fürsten auf der Insel Rügen. Ihr Stammherr ist Borante, der 1249 das Schloß Podebusk oder Putbus, wonach er sich nannte, nebst 15 Dörfern, die Halbinsel Jasmund (s. d.) und andere ansehnliche Ländereien erhielt. Seine Nachkommen theilten sich seit 1483 in die dän. und die rügische Linie, welche letztere 1704 ausstarb; die sie beerbende dän. Linie wurde 1727 in den deutschen und 1731 in den schwed. Reichsgrafenstand erhoben. Sie erhielt 1787 das erbliche Landmarschallamt in Vorpommern und auf Rügen. Der König von Schweden erhob 1807 den Grafen Wilhelm Malte von Putbus und dessen männliche Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgeburt, unter dem Namen Malte in den schwed. Fürstenstand, und der König von Preußen bestätigte, nachdem Schwedisch-Pommern 1815 an Preußen gekommen war, 1817 nicht nur diese Würde, sondern ertheilte auch dem Fürsten von Putbus den Titel Durchlaucht und später eine Virilstimme im ersten Stande und den Vorsitz auf dem Provinziallandtage von Neuvorpommern. Der gegenwärtige Standesherr ist der erwähnte Fürst Wilhelm Malte, geb. am 1. Aug. 1783. — Der Flecken Putbus mit dem prächtigen Schlosse, einer schönen Kapelle, einem Lust- und Thiergarten, ist besonders als Seebadeanstalt bekannt und sehr besucht. (S. Rügen.)

Puteānus (Erycius), eigentlich Hendrik van der Putten, ein berühmter Alterthumskenner und Geschichtsforscher, geb. am 8. Nov. 1574 zu Venlo, erhielt, nachdem er seine Studien zu Köln und Löwen vollendet hatte, 1601 den Lehrstuhl der Beredtsamkeit zu Mailand und 1606 die Professur der alten Literatur zu Löwen, die er bis an seinen Tod, am 17. Sept. 1646, mit großem Ruhm begleitete. Er besaß eine umfassende Gelehrsamkeit und beschäftigte sich namentlich mit Untersuchungen über antiquarische Gegenstände, die sich in den Thesauren von Gronov und Grävius gesammelt finden, und mit Erörterung und Aufklärung einzelner Theile der Geschichte, wohin sein „Theatrum historicum imperatorum austriac. etc." (Brüss. 1642, Fol.) und die „Historiae insubricae libri VI" (Löwen 1630, Fol. und Lpz. 1678, 4.) gehören. Letzteres Werk erschien auch unter dem veränderten Titel „Historia barbarica" (Antw. 1634). — Nicht minder bekannt ist Peter P., eigentlich Pierre du Puy, geb. am 27. Nov. 1582 zu Agen, gest. am 16. Dec. 1651 als Bibliothekar zu Paris, der sich durch viele, zu jener Zeit außerordentlich geschätzte Werke aus dem Gebiete der Geschichte und Rechtswissenschaft, besonders durch seine „Traités des droits et libertés de l'église gallicane" (3 Bde., Par. 1639, Fol.) einen bedeutenden Ruf erwarb. Vgl. Rigaltius, „Vita Puteani" (Par. 1672, 4.).

Puteŏli, eine Stadt an der Küste von Campanien, das jetzige Pozzuoli (s. d.), hieß ursprünglich, als die Hafenstadt des griech. Cumä (s. d.), Dikäarchia und erhielt den lat. Namen P. durch die Römer, die es zur Colonie machten. Unter ihrer Herrschaft blühte es als Handelsort, wegen seines vortrefflichen Hafens, den ein großer, jetzt zertrümmerter, Damm, aufgeführt aus Pozzuolanerde, gegen den Andrang der Fluten sicherte. Der tiefe Meerbusen, an dessen östlicher Seite P. Bajä gegenüber lag, hieß früher der Cumanische, dann der Puteolanische. Von dem südwestlichsten Punkte des Busens, wo die Landspitze in dem Vorgebirge Misenum endigt, ließ Caligula einst eine, bald wieder zerstörte, Schiffbrücke schlagen.

Putsche (Karl Wilh. Ernst), ein bekannter landwirthschaftlicher Schriftsteller, geb. am 1. Mai 1765 zu Großkromsdorf bei Weimar, besuchte das Gymnasium zu Weimar und seit 1783 die Universität zu Jena, wo er Theologie studirte. Nach Vollendung seiner Studien war er sechs Jahre lang Hauslehrer in Bremen, dann in Jena bei dem Professor Loder, dessen Umgang einen bedeutenden Einfluß auf seine geistige Bildung äußerte. Durch ihn gewann er besonders Liebe zu den Naturwissenschaften, hörte naturhistorische Collegien und trieb Bo-

tanik. Im J. 1792 wurde ihm das Pfarramt zu Wenigenjena übertragen, das er bis zu seinem Tode, am 7. Sept. 1834, bekleidete. Eigene Neigung und die Nähe der Universitätsstadt Jena bestimmten ihn, seine ländliche Muße der höhern Landwirthschaftskunde zu widmen und besonders der Baum- und Bienenzucht zuzuwenden. Die erste Frucht seiner literarischen Studien und praktischen Thätigkeit war das „Ökonomisch-technologische Handbuch" (2 Bde., Lpz. 1798—1800), welches ohne seinen Namen erschien. Im J. 1817 habilitirte er sich in Jena und las nun über Landwirthschaftskunde, Bienenzucht und ähnliche Gegenstände. In Gemeinschaft mit Sturm in Jena gab er die Zeitschrift „Der Landwirth in seinem ganzen Wirkungskreise" (5 Bde., Jena 1817—21) heraus, die er nach Sturm's Abgang nach Bonn als „Neue Folge" (6 Bde., Altenb. 1822—27) allein fortsetzte. Ein classisches Werk in seiner Art ist sein „Versuch einer Monographie der Kartoffeln", herausgegeben von F. J. Bertuch (Weim. 1819, 4., mit illum. Kupf.). Mit Schweitzer und Schubarth gab er das „Universalblatt für die gesammte Land- und Hauswirthschaft" heraus. Besonders verdient machte er sich um die Redaction der „Allgemeinen Encyklopädie der gesammten Land- und Hauswirthschaft der Deutschen" (13 Bde., Lpz. 1827—31, mit Kupf.). Außerdem erwähnen wir noch seinen „Katechismus der Bienenzucht" (Lpz. 1829) und den „Katechismus der Taubenzucht" (Lpz. 1830). In der politischen Welt erhielt P. zufällig dadurch einen Namen, daß er in der Nacht vor der Schlacht bei Jena nothgedrungen die Franzosen durch das Rauhthal auf die Höhe führen mußte, was man ihm sehr oft, aber ohne allen Grund, zum bittern Vorwurf gemacht hat.

Putschius (Elias van), eigentlich Putschen, geb. am 6. Nov. 1580 zu Antwerpen, widmete sich zu Leyden, Jena, Leipzig und auf andern deutschen Universitäten mit außerordentlichem Eifer den classischen Studien, starb aber schon am 6. März 1606 zu Stade. Ganz besonders machte er sich um das Studium der lat. Sprache verdient durch seine Sammlung der alten lat. Grammatiker, die unter dem Titel „Grammaticae lat. autores antiqui" (Hannov. 1605) erschien und noch jetzt ebenso werthvoll als selten ist. Außerdem bearbeitete er die Werke des Sallustius (Leyd. 1603). Vgl. Rittershusius, „Vita Putschii" (Hamb. 1608) und „Leben des Elias van P." (Hamb. 1726).

Pütter (Joh. Steph.), einer der ausgezeichnetsten Staatsrechtslehrer, geb. zu Iserlohn in der Grafschaft Mark am 25. Juni 1725, das jüngste von acht Geschwistern, erhielt, obschon sein Vater bereits 1731 starb, unter der Leitung seines ältesten Bruders, der Hofiscal in Iserlohn war, durch Privatlehrer eine treffliche Vorbildung, und machte so reißende Fortschritte, daß er bereits im 13. Jahre die Universität beziehen konnte. Wie er als Schüler neben den classischen Sprachen zugleich Hebräisch und Chaldäisch erlernt hatte, so studirte er jetzt neben Mathematik und Metaphysik Dogmatik und Moral, Pandekten und Institutionen, Lehnrecht und Staatsrecht. Nachdem er ein Jahr in Marburg studirt hatte, ging er 1739 nach Halle, 1741 nach Jena, 1742 wieder nach Marburg, wo er 1743—45 einem jungen daselbst studirenden Burggrafen zu Kirchberg als juristischer Repetitor beigegeben war. Gleichzeitig habilitirte er sich 1744; 1746 folgte er dem Rufe als außerordentlicher Professor der Rechte nach Göttingen, nachdem er zuvor auf königliche Kosten eine Reise nach Wetzlar, Regensburg und Wien gemacht hatte. Von 1752 an las er regelmäßig Staatsrecht, Reichsgeschichte und Reichsproceß; auch hatte er ein sehr besuchtes Prakticum. Im J. 1755 rückte er in die Facultät ein und 1757 wurde er zum Professor des Staatsrechts und zum Hofrath ernannt. Mit königlicher Erlaubniß ging er 1762 nach Gotha, um den Erbprinzen von Sachsen-Gotha im Staatsrecht und in der Reichsgeschichte zu unterrichten. Im J. 1764 wurde er der kurbraunschweig. Wahlgesandtschaft in Frankfurt bei Gelegenheit der Ernennung Joseph's II. zum röm. Könige als Rath beigegeben. Er erhielt viele auswärtige Rufe, z. B. 1763 zum Geh. Archivar in Dresden, 1766 zum Reichshofrathe und 1769 zum Kanzler der Universität zu Gießen; allein seine Anhänglichkeit an Göttingen war zu groß, als daß ihm nur der Gedanke in den Sinn hätte kommen können, es zu verlassen. Zum Geh. Justizrath ernannt, war er von 1797 an erster Professor der Rechte und Ordinarius im Spruchcollegium, ließ sich aber 1805 als letzterer emeritiren, und starb am 12. Aug. 1807. Seine „Historische Entwickelung der Verfassung des deutschen Reichs" (3 Bde., Gött. 1786; 3. Aufl., 1793) hat selbst noch jetzt Werth, und ebenso kann seine „Literatur des deutschen Staatsrechts" (3 Bde., Gött. 1776—83) noch in vielfacher Beziehung als Muster eines juristischen Literaturwerks gelten.

Pydna, eine Stadt in Macedonien am Thermäischen Meerbusen, jetzt Kitros, wurde historisch denkwürdig durch die Schlacht, in welcher der röm. Consul Aemilius Paullus im J. 168 v. Chr. den letzten macedon. König Perseus (s. d.) gänzlich schlug und der macedon. Herrschaft ein Ende machte.

Pygmäen, d. i. Fäustlinge, die Vorbilder unserer Lilliputaner, hieß ein fabelhaftes Zwergvolk, von dem Homer erzählt, daß es an des Okeanos Fluten im Frühjahr von den dorthin kommenden Kranichen bekriegt werde. Von Spätern werden sie an die Quellen des Nil, nach Indien und in den Norden in die Gegend von Thule versetzt. Man erzählt von ihnen in derselben Weise, wie Gulliver von den Lilliputanern redet. So sollen sie ihre Häuser von Eierschalen gebaut, die einzelnen Getreidehalmen mit Arten umgehauen und den schlafenden Herakles mit mehren Heeren angegriffen haben, aber von diesem in seine Löwenhaut gewickelt worden sein. Aristoteles nimmt die Erzählungen von ihnen nicht durchaus für Fabel, sondern hält sie für ein Volk Oberägyptens, das verhältnißmäßig kleine Pferde habe und in Höhlen lebe.

Pygmalion, der König von Kypros, Vater der Metharme, der Gemahlin des Kinyras, faßte für das elfenbeinerne Bild einer Jungfrau, welches er selbst gefertigt, eine solche Leidenschaft, daß er die Venus bat, dasselbe zu beleben. Als dieses geschehen, nahm er die Belebte zur Gemahlin und zeugte mit ihr den Paphos. Dieser Mythus gab unter Anderm den Stoff zu dem Rousseau'schen Drama. — Ein anderer Pygmalion war der Sohn des Belos und Bruder der Dido (s. d.), deren Gemahl Acerbas er tödtete, um in Besitz seiner Schätze zu kommen.

Pyläds, der Sohn des Strophios und der Anaxibia, der Schwester Agamemnon's, war der bekannte Freund des Orestes (s. d.), den er in Phocis gastfreundlich aufnahm und dessen Schwester Elektra er heirathete, mit der er den Medon und Strophios zeugte.

Pylädes, ein berühmter Pantomim, kam aus Cilicien nach Rom und trat hier unter Augustus mit großem Beifall auf, wurde aber auf dessen Befehl, als er auf einen Zuschauer, der ihm während des Spiels durch Zischen seine Misbilligung ausdrückte, mit den Fingern gezeigt hatte, aus der Stadt und aus Italien verjagt.

Pylas, der Sohn des Kteson, König von Megara, und Vater der Pylia, zog, nachdem er seines Vaters Bruder Bias erschlagen, in den Peloponnes, erbaute daselbst Pylos (s. d.) in Messenien und gab sein Reich Megara seinem Schwiegersohn Pandion.

Pylos, jetzt Palaiokastro, im Gegensatz zu Neokastro, was man Navarino (s. d.) nennt, eine Stadt in Messenien, war zu Homer's Zeiten die Residenz des Nestor und wurde im peloponnes. Kriege von den Athenern durch Demosthenes wieder befestigt. Zu dieser Zeit kam auch der alte Name P. wieder auf; denn die Lakonier nannten vorher die Halbinsel nebst der Gegend umher Koryphasion. Außerdem gibt es ein Pylos im eigentlichen Elis am Ladon (Tscheleby) und im triphylischen Elis, was auch, aber mit Unrecht, für Nestor's Sitz ausgegeben wird.

Pyramidalzahlen, s. Figurirte Zahlen.

Pyramide nennt man einen geometrischen Körper, begrenzt von einer ebenen, geradlinigen Figur, als Grundfläche, und so vielen in einem Punkte zusammenstoßenden Dreiecken, als die Grundfläche Seiten hat. Die Dreiecke heißen die Seitenflächen, der gedachte Punkt aber die Spitze; ihr Abstand von der Grundfläche heißt die Höhe. Jenachdem eine Pyramide 3, 4, 5 u. s. w. Seitenflächen, oder zur Grundfläche ein Drei-, Vier-, Fünfeck u. s. w. hat, heißt sie drei-, vier-, fünfseitig u. s. w. Zu den dreiseitigen Pyramiden gehört auch das Tetraeder (s. d.). Der körperliche Inhalt einer Pyramide ist gleich dem dritten Theile eines Prisma, das mit ihm gleiche Grundfläche und Höhe hat, und wird daher gefunden, wenn man die Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe multiplicirt.

Pyramiden heißen in der Architektur die uralten großartigen Bauwerke Mittelägyptens, welche, in viereckiger Form errichtet, nach oben spitz zulaufen, oft auch in eine platte Fläche endigen, meist aus Kalkstein, selten aus Ziegeln oder anderm Material erbaut und äußerlich mit Granit oder Marmor bekleidet sind. Im Innern enthalten sie Gemächer und Gänge. Nur an wenigen befinden sich Inschriften. Die Höhe ist verschieden, scheint aber bei den meisten der Länge der Grundfläche entsprochen zu haben. Auch sollen die Pyramiden mit ihren vier Seiten, von denen zwei in der Regel eine größere Dimension als die beiden andern haben, genau nach den vier Weltgegenden gerichtet sein. Sehr abweichend sind die

Meinungen über den Zweck derselben. Den meisten Eingang fand die schon von den Griechen und Arabern aufgestellte Ansicht, nach welcher diese Pyramiden entweder selbst Begräbnisse oder über Begräbnissen errichtet waren, um deren Eingang kenntlich zu erhalten. Nach Herodot betrachteten nämlich die Ägypter die Pyramidenform als ein Sinnbild des menschlichen Lebens, indem der breite Fuß den Anfang und das Zusammenlaufen in einen Punkt das Ende unsers Daseins in dem gegenwärtigen Zustande bezeichne, daher die Anwendung derselben zu Begräbnissen sehr nahe liege. Neuere, wie Bohlen, suchen in ihnen eine rein religiöse Beziehung und halten sie für mythische Grabmäler des Osiris (s. d.); Andere behaupten, tyrannische Könige hätten durch sie ihre gewaltige Größe bekunden und die Kraft des Volks brechen wollen; noch Andere meinten in ihnen bloße Werke zur Befriedigung der Eitelkeit der Könige, oder Gebäude zur Feier von Mysterien und zu geheimen Zusammenkünften, Einige sogar eine Art Sonnenzeiger für astronomische Beobachtungen, ja selbst Kornmagazine zu entdecken. Die Zahl der noch vorhandenen ungefähr 40 Pyramiden theilt man in fünf Gruppen, die sich von Dagschur an bei Sakkarah und Memphis vorbei bis fast zum 30° nördl. Br. in der Länge von 40000 Schritten und geringer ausbreiten. Die merkwürdigste unter ihnen ist die Gruppe von Dschise, nördlich vom alten Memphis, am linken Nilufer, und die größte der Pyramiden in dieser Gruppe, und überhaupt die berühmteste, ist die nach dem König Cheops, der sie erbaut haben und in ihr beigesetzt worden sein soll, genannte. Sie hatte ehemals eine Höhe von 800 F., während ihre jetzige nur zu 456 berechnet wird, und wurde nach Herodot in 30 Jahren von 100000 Menschen vollendet; ein Kanal aus dem Nil war hineingeleitet und auf einer durch diesen gebildeten Insel soll sich das königliche Grabmal befunden haben. Die zweite Gruppe ist die von Mandschelmusa, die dritte die von Sakkarah, die vierte die von Akanthus oder Darschur mit einer Pyramide, die noch größer ist als die des Cheops, und die fünfte die von Fayum. Einzelne Pyramiden sind seit der Expedition Bonaparte's nach Ägypten zu Ende des 18. Jahrh. bis in die neuesten Zeiten geöffnet und untersucht worden. Außer den Ägyptern hatten auch die Äthiopier Pyramiden, die wahrscheinlich ebenfalls als Königsgräber dienten und die Vorbilder der ägyptischen waren. Noch jetzt sind viele dieser äthiop. Pyramiden, mehr oder weniger wohlerhalten, in Nubien vorhanden, vorzüglich im Gebiet des alten Meroë, die indeß vielleicht erst der christlichen Zeitrechnung angehören und meist aus Backsteinen aufgeführt sind. Sonst fanden sich im Alterthume Pyramiden oder pyramidenartige Bauten auch in Babylon und Indien. Vgl. Grobert, „Beschreibung der Pyramiden" (Gera und Lpz. 1801); Hirt, „Von den ägypt. Pyramiden" (Berl. 1815), und Gladisch, „Mysterien der Pyramiden und Obelisken" (Halle 1846). In Rom, wo man besonders seit Hadrian hier und da ägypt. Bauformen nachahmte, ist besonders die Pyramide des Cnejus Cestius berühmt, bei der die Protestanten begraben werden. Sie ist das Grabmal des Cestius, erreicht eine Höhe von 160 F., nach Andern blos 112 F., und soll schon aus der Augusteischen Periode herrühren. Das ganze Werk ist von außen mit Marmorplatten belegt und der Eingang bildet eine Thür in einiger Erhöhung. Auch in Mexico findet man Pyramiden und pyramidenähnliche Gebäude, Teokallis genannt, meist terrassenförmig gebaut und oben mit einer Plateforme versehen, auf der ein Tempel oder Opferaltar stand. Viele derselben enthalten merkwürdige hieroglyphenähnliche Bildwerke in halberhobener Arbeit. Die berühmtesten sind die beiden Teokallis von San-Juan de Teotihuacan, von denen einer der Sonne, der andere dem Monde geweiht war. Übrigens sind sie genau wie die ägyptischen nach den vier Himmelsgegenden orientirt. Außer diesen gibt es noch ansehnliche Teokallis zu Cholula, Papantla, Mitla und Xochicalco, meist aus Ziegelsteinen und Thon, seltener aus Bruchsteinen gebaut.

Pyrenäen heißt das Frankreich von Spanien trennende Gebirge, das sich in einer Länge von 55 M. und in einer Breite von 7—15 M., mit den angelagerten Mittelgebirgen aber von 20—25 M., vom Golf von Rosas im Mittelländischen Meere bis zur Südostecke des Biscayischen Meerbusens zieht. Die Pyrenäen sind durchaus ein Kettengebirge, welches einen Theil des Nordrandes des Plateaus der Pyrenäischen Halbinsel bildet und wesentlich diesem angehört, da es durchaus nicht mit den Cevennen zusammenhängt, sondern frei, fast unmittelbar aus den Tiefebenen und Hügellandschaften Südwestfrankreichs

aufsteigt, auf der Südseite dagegen durch die Gebirge von Aragonien und Catalonien mit dem Gebirgskerne der Pyrenäischen Halbinsel verknüpft, auf der Westseite aber unmittelbar mit demselben verbunden ist. Die Pyrenäen bestehen aus zwei Hauptketten, einer von Westen kommenden, welche, als östliche Fortsetzung des Cantabrischen Gebirges, bei der Bidassoa beginnt und im Osten an der Noguera Pallaresa endigt, und einer andern, welche nördlich von der vorigen, an der Gave d'Ossau mit dem Pic du Midi de Gavisos beginnt, eine Strecke lang in einem Abstande von 3 — 4 M. neben der vorigen hinläuft, von der Garonne und vielen kleinern Flüssen durchbrochen wird und ostwärts bis zum Golf von Rosas am Mittelländischen Meere streicht, wo sie nördlich von diesem Golf in den Vorgebirgen von Norfeo und Creuz endigt. Die Abdachung der Pyrenäen nach Norden zu den Ebenen und Hügellandschaften Südwestfrankreichs ist sanfter als nach Süden zu, wo sie in steilen Terrassenabsätzen in die anliegenden Berglandschaften übergehen. Soweit beide Hauptketten der Pyrenäen einander parallel laufen, bilden sie den wildesten und höchsten Theil des ganzen Gebirges, die Hoch- oder Mittelpyrenäen. Hier liegt in der südwestlichen Kette eine Reihe von Hochgipfeln, die mit dem 9186 F. hohen Pic du Midi de Pau beginnt und mit der kahlen Maladetta, deren höchste Spitze, der 10722 F. hohe Pic d'Anethou, der höchste aller Pyrenäengipfel ist, endigt, und die zwischen beiden mehre andere über 10000 F. hohe Berge zählt, wie den Montperdu und die Tres Sorores. Die nordöstliche Kette dagegen steigt minder hoch auf, bildet keine undurchbrochene Felsenmauer, sondern einen von vielen Querthälern durchfurchten Wall, aus welchem der Pic de Gavisos mit 7932 F. und der Pic du Midi de Barèges im Süden des gefeierten Campanerthals mit 9036 F. aufsteigen. Die Ostpyrenäen, die östlichste Fortsetzung der nordöstlichen Hauptkette, beginnen mit dem Thale von Arran, erheben sich in ihren Gipfeln in die Region des ewigen Schnees und bilden bis zur Segrequelle eine mächtige, undurchbrochene Felsenmauer. Hier nehmen sie jedoch einen andern Charakter an, indem eine eigenthümliche Zertheilung und Spaltung der Gebirgsmasse sowol nach ihrer Längen- wie nach ihrer Querrichtung eintritt und die Höhe der Gebirgskette von nun an ostwärts immer mehr abnimmt, denn der 8580 F. hohe Canigou bildet eine fast isolirte, außerhalb des Hauptrückens liegende Gebirgsmasse; die Westpyrenäen, die westliche Fortsetzung der südwestlichen Hauptkette der Mittelpyrenäen, erreichen nirgend die Schneelinie, indem ihr höchster Gipfel, der Pic d'Anio, nur 7500 F. mißt. Sie bilden im Osten 6—7000 F. hohe Rücken, selten gesonderte Massen, werden gegen Westen immer niedriger und erscheinen an der untern Bidassoa nur noch als isolirte Berghaufen von etwa 3000 F. Höhe. Auch fehlt ihnen der breite Gürtel nördlicher Vorberge, der den Ostpyrenäen eigenthümlich ist.

Die mittlere Kammhöhe der Pyrenäen beträgt 6—7000 F. Fast in derselben Höhe liegen die meisten ihrer Pässe, deren mehr als 100 über das Gebirge gehen, von denen jedoch nur sieben für Wagen und Kanonen fahrbar sind. Die wichtigsten davon sind die Straßen von St.-Jean de Luz über die Bidassoa nach Vittoria, von St.-Jean Pied de Port nach Pampelona und von Perpignan über Junquera nach Gerona; die Rolandspforte von Bielsa nach Barèges ist beschwerlich. Den Pyrenäen fehlen großartige Längenthäler; überhaupt sind die Thalbildungen in denselben beschränkt; sie erscheinen in der Gestalt kleiner, kesselförmiger, stufenweise übereinanderliegender Becken, die durch enge Schluchten miteinander verbunden sind, und haben sämmtlich den Charakter von Hoch- und Nebenthälern, während Hauptthäler und darum ausgebildete Thalsysteme selten sind. Ebenso sind die Pyrenäenflüsse im Ganzen nicht sehr ansehnlich. Die Region des ewigen Schnees, welche auf dem Nordabhange des Gebirges mit 7900 F., und auf dem Südabhange mit 8600 F. Höhe beginnt, enthält keine großen Schneefelder, und der Pyrenäenkamm zeigt im Sommer keine zusammenhängende Schneedecke, sondern nur einzelne Schneekoppen und Flecke. Auch findet man hier nicht die ungeheuern Eismeere wie auf den Alpen, und die Gletscher sind unbedeutend und nur auf den nördlichen Abhängen der höchsten Berge zu treffen, reichen nirgend tiefer als bis zu 7800 F. und niemals in die bebauten Thäler hinab. Sehr verschieden ist der landschaftliche Charakter auf den beiden Seiten der Pyrenäen. Denn während auf dem wärmern und trockenern Südabhange Gletscher ganz fehlen, die Schneegrenze um 700 F. höher ist als auf dem Nordabhange, Wälder nur wenig gefunden werden, und die von den

heißen Mittagswinden und der Sonne ausgedorrten steilen Felswände meist ganz kahl, oder höchstens mit niederm Gestrüpp und magern Weiden bekleidet sind, zeigt der schnee- und darum quellenreichere, sanfter abfallende Nordabhang eine reichere Vegetation, ist großentheils mit Hochwaldungen und schönen Bergweiden bekleidet und kommt in seiner Natur der der Alpen näher. Den Kern der Pyrenäen bildet Granit, an den sich schieferige Kalk- und Sandsteinmassen anlehnen; das Gebirge ist darum nicht sehr metallreich; dafür zählt es viele Mineralquellen, von denen die von Bagnères de Bigorre und von Barèges die berühmtesten sind.

Pyrenäischer Friede heißt der zwischen Frankreich und Spanien von Mazarin und Don Luis de Haro, auf der Fasaneninsel im Bidassoafluss, der Grenze beider Staaten, am 7. Nov. 1659 geschlossene Friede. Auch nach dem westfäl. Frieden dauerte nämlich der Krieg zwischen Frankreich und Spanien fort, welcher 1635 seinen Anfang genommen hatte. Frankreich verband sich 1657 mit England, nachdem Cromwell bereits 1655 den Krieg an Spanien erklärt hatte, und eroberte in den span. Niederlanden mehre feste Plätze; zugleich erlitt Spanien zur See und in Amerika Verluste; Portugal war 1640 abgefallen, Catalonien im Aufstand, Andalusien zum Abfalle geneigt, und in Italien griff Savoyen die span Lombardei an. Unter diesen Umständen mußte sich König Philipp IV. von Spanien wohl entschließen, den Frieden einzugehen, obschon derselbe Frankreich ein nur noch größeres Übergewicht verschaffte. Spanien trat nämlich an Frankreich ab Roussillon mit der festen Hauptstadt Perpignan, Conflans und einen Theil der Cerdagne, sodaß die Pyrenäen seitdem beide Reiche trennen; in den Niederlanden Artois und Theile von Flandern, Hennegau und Luxemburg, mit den festen Plätzen Arras, Hesdin, Gravelines, Landrecy, le Quesnoy, Thionville, Montmedy, Marienburg und Philippeville. Dagegen versprach Frankreich, Portugal nicht zu unterstützen. Der Prinz von Condé und die Herzoge von Lothringen, Savoyen und Modena und der Fürst von Monaco wurden in den Zustand vor dem Kriege hergestellt. In Folge dieses Friedens vermählte sich Ludwig XIV. mit Maria Theresia, der ältesten Tochter Philipp's IV., welche 1660 allem Erbrechte auf den span. Thron entsagte. Dennoch machte später Ludwig XIV. ein Erbrecht geltend, woraus 1667 der Devolutionskrieg und 1701 der span. Erbfolgekrieg (s. d.) entstanden. (S. Utrechter Friede.)

Pyriphlegethon, s. Phlegethon.

Pyrit (Pyrites) hieß bei den Alten sowol der Feuerstein, d. i. jede harte funkengebende Kieselmasse, als der Schwefelkies. Die ältere Petrefactenlehre hat sich dieses Namens für gewisse Formen von Kiesel- und Feuersteinmassen bedient, von denen es noch nicht gewiß ist, ob sie wirklich Versteinerungen sind; in die neuere systematische Mineralogie ist der Name für den Schwefelkies eingeführt worden.

Pyrker (Joh. Ladislaw), von Felsö-Eör, Erzbischof von Erlau und kaiserlicher Wirklicher Geh. Rath, geb. am 2. Nov. 1772 zu Langh in Ungarn, in der stuhlweißenburger Gespanschaft, besuchte die Schule zu Stuhlweißenburg und die Akademie zu Fünfkirchen. Nach seiner Rückkehr von der Akademie wendete er sich, um nach dem Willen seiner Ältern die Beamtenbahn zu betreten, nach Ofen, fand jedoch keine Aufnahme in der Hauptkanzlei. Hierauf nahm er die Stelle eines Secretairs bei einem Grafen in Palermo an, kam aber nur bis Neapel, kehrte von da nach Wien zurück und trat 1792 in den Orden der Cistercienser zu Lilienfeld in Unteröstreich. Er hörte die Theologie in dem Seminar zu St.-Pölten, wurde Priester, Pfarrer, 1818 Bischof zu Zips, 1820 Patriarch von Venedig und 1821 Wirklicher Geh. Rath und erhielt im Febr. 1827 das erledigte Erzbisthum Erlau und die damit verbundene Erbobergespanwürde der heveser Gespanschaft. Von der Universität zu Jena erhielt er 1845 die philosophische Doctorwürde. Unbestritten aber sind die Verdienste, die sich P. in seinem nächsten großen Wirkungskreise um den Unterricht und die Erziehung, um Kirchenzucht und die Entwickelung ausgezeichneter Talente, vorzüglich unter den jungen Geistlichen, erworben hat. Er gab Hanthaler's „Recensus diplomatico-genealogicus archivi Campililiensis" (2 Bde., Wien 1825, Fol.) heraus. Den größten Ruf aber erwarben ihm seine epischen Dichtungen, „Perlen der heiligen Vorzeit" (Wien 1823; 2. Aufl., 1826; ital., 2 Bde., Brescia 1824; ungar., Ofen 1830), die „Tunisias" (Wien 1820; 3. Aufl., 1826; ital. von Malipiero, Ven. 1827) und die „Rudolfias" (Wien 1824; 2. Aufl., 1827), die bei manchen epischen Mängeln doch insgesammt für den hochgebildeten und dich-

terischen Geist, wie für den edeln Geschmack ihres Verfassers ein vortheilhaftes Zeugniß ablegen, in Norddeutschland jedoch nur wenig Eingang gefunden haben. Lyrisch Werthvolles enthalten seine „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen" (Stuttg. 1845). Seine schönen lat. Landtagsreden wurden zwar gedruckt, aber nur an die Landesbehörden vertheilt. Eine Sammlung seiner Werke erschien in drei Bänden (Stuttg. 1831—34; neue Aufl., 1845).

Pyrmont, ein zum Fürstenthum Waldeck gehöriges Fürstenthum, umschlossen von Lippe-Detmold, dem preuß. Regierungsbezirk Minden und der hannov. Provinz Kalenberg, ist ziemlich gebirgig, von der Emmer durchflossen und zählt auf $1^2/_3$ □M. Flächeninhalt gegen 7000 meist protestantische Einwohner, die sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Der Hauptort ist die Stadt Pyrmont (s. d.). P. war früher Grafschaft und gehörte den Grafen von Pyrmont. Durch Aussterben kam dieselbe im J. 1494 an die Grafen von Spiegelberg, 1557 an die von der Lippe, 1583 an die von Gleichen und durch Erbverbrüderung 1625 an Waldeck.

Pyrmont, der Hauptort des gleichnamigen waldeckischen Fürstenthums, eine niedliche Stadt von 3000 E., an der Emmer, am nördlichen Ende eines romantischen Thales, verdankt seinen weitberühmten Namen den daselbst entspringenden Mineralquellen und war früher der berühmteste unter allen Curorten. Die Mineralquellen waren, der Sage nach, schon von Karl dem Großen geschätzt und zogen bereits um die Mitte des 16. Jahrh. jährlich oft über 10000 Besucher herbei, von denen der größte Theil aus Mangel an Wohnungen ein förmliches Feldlager in der Nähe des Bades bezog. Zwar nahm in der Folge die Frequenz bedeutend ab, dagegen gehörten namentlich die Zeiten, wo Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. häufig daselbst weilten, wieder zu den blühendsten, und noch gegenwärtig beläuft sich die Zahl der jährlichen Curgäste auf 3—4000. Die Zahl der Heilquellen ist sehr beträchtlich; sie gehören theils zu den erdig-salinischen Eisenquellen, theils zu den Soolquellen, theils zu den Säuerlingen. Unter die ersten sind zu rechnen die eisenhaltige Trinkquelle oder die Pyrmonter Stahlquelle (11° R.), die Badequelle oder der Brodelbrunnen (11° R.), der Augenbrunnen (9,5° R.), der Neubrunnen (9,3° R.), der alte oder niedere Badebrunnen (11° R.) und der westliche Badebrunnen; zu den Soolquellen die vorzugsweise sogenannte Soolquelle (8,7° R.), die muriatisch-salinische Trinkquelle (10° R.) und der kochsalzhaltige Badebrunnen; unter die Säuerlinge eine Quelle mit einer Temperatur von 9° R. Die Quellen der ersten Art wirken als Getränk angewendet vorzugsweise erregend und belebend auf das Nerven- und Gefäßsystem, stärkend, erhitzend, auch leicht berauschend, die Mischung des Bluts verbessernd, und zusammenziehend auf die Schleimhäute; als Bad belebend, stärkend, zusammenziehend und erhitzend, weshalb sie besonders bei Übeln angewendet werden, die auf Schwäche beruhen. Die Soolquellen werden da in Gebrauch gezogen, wo Soolbäder (s. d.) überhaupt angezeigt sind. Der Säuerling hat eine gelind eröffnende auflösende Wirkung. Außer diesen Quellen, die theils als Getränk, theils in jeder Form des Bades ihre Anwendung finden, benutzt man noch das dem Brodelbrunnen entströmende Gas zu Gasbädern und die in der Nähe gegrabene Moorerde zu Mineralschlammbädern. Demnach ist auch die Reihe der Krankheiten, gegen welche in P. Hülfe gesucht wird, eine sehr ansehnliche, und mit welchem Nutzen die verschiedenen Quellen angewendet werden, beweist, außer der Frequenz der Gäste, auch die Quantität des versendeten Wassers, welche jährlich gegen 400000 Krüge beträgt. Die Cur wird durch die schöne Lage des Orts unterstützt, sowie durch die geselligen Vergnügungen, für welche durch Anlagen im Freien und durch entsprechende Gebäude hinlänglich gesorgt ist, weshalb sich neben den eigentlichen Curgästen stets eine große Anzahl Fremder blos zum Vergnügen einfindet. In der Nähe des Bades liegt das Schloß Pyrmont, das seit 1806 die Sommerresidenz des Fürsten von Waldeck ist. Interessante Punkte in der Umgebung von P. sind die der Hundsgrotte (s. d.) bei Neapel ähnliche Dunsthöhle, drei merkwürdige Erdfälle, der Königsberg mit einem Marmordenkmale Friedrich's II., das Salzwerk, welches eine jährliche Ausbeute von 4000 Ctr. liefert, und die Quäkercolonie Friedrichsthal mit einer Stahlfabrik. Vgl. Harnier, „Résumé sur la nature et l'usage des eaux minérales de P." (Hannov. 1828); Menke, „Die Heilkräfte des pyrmonter Stahlwassers, des versendeten wie des an der Quelle getrunkenen" (Pyrm. 1835)

und derselbe, „P. und seine Umgebungen mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen“ (2. Aufl., Pyrm. 1840).

Pyromantie (griech.), lat. ignispicium, nannten die Alten die Kunst, aus dem Feuer zu weissagen, die namentlich von den Priestern zugleich bei den Opfern in Anwendung gebracht wurde, indem man darauf sah, ob die Flamme hell brannte, gerade aufstieg, ob sie das Opferthier sogleich ergriff, oder wieder erlosch, ehe sie dasselbe verzehrt hatte u. s. w. Als Erfinder dieser Kunst wird gewöhnlich Amphiaraus (s. d.) angegeben.

Pyrometer oder Feuermesser ist ein Instrument, mit welchem höhere Hitzegrade, die über den Siedepunkt des Quecksilbers hinaus liegen, gemessen werden können. Unter den verschiedenen Vorrichtungen, die man hierzu ersonnen, hat die von Wedgwood ein kaum verdientes Ansehen genossen. Andere bekannte Pyrometer sind das von Daniell und das von Prinsep. Die größte Vollkommenheit erhielten die Pyrometer erst durch Petersen und Pouillet, und es beruhen dieselben darauf, daß man einen kleinen, nicht luftdicht verschlossenen Platinballon der zu messenden Hitze aussetzt und dann unter Wasser oder Quecksilber erkalten läßt. Dabei dringt soviel Wasser oder Quecksilber ein, als der Ausdehnung entspricht, welche die Luft in der Hitze erfahren hatte, und aus dem Gewicht des Eingedrungenen berechnet man dann mit Schärfe die Temperatur.

Pyróphor heißt ein Körper, der sich, wenn er aus einem verschlossenen Gefäße an die Luft gebracht wird, von selbst entzündet. Die Chemie bietet viele Beispiele von Pyrophoren dar, unter denen der sogenannte Alaunpyrophor oder der Homberg'sche Pyrophor der bekannteste ist.

Pyrotechnie, s. Feuerwerk.

Pyrrha, s. Deukalion.

Pyrrhicha hieß bei den Alten ein Waffentanz, der von seinem Erfinder, einem gewissen Pyrrhichos aus Sidon, den Namen erhalten haben soll. Man betrachtete diesen Tanz als eine nützliche Kriegsübung für junge Leute, indem diese sich übten, theils solche Bewegungen mit dem Körper zu machen, wodurch sie den Streichen des eindringenden Feindes entgehen konnten, theils solche, welche beim Werfen der Pfeile und Wurfspieße, beim Angreifen des Feindes, gemacht werden mußten. In späterer Zeit, namentlich bei den Römern, führte man diesen Tanz bei Feierlichkeiten und öffentlichen Schaugebungen zur Abwechselung und Unterhaltung mit auf.

Pyrrhichius, s. Rhythmus.

Pyrrho, der Stifter der häufig nach ihm genannten ältern skeptischen Schule, war aus Elis im Peloponnes gebürtig und um 376 v. Chr. geboren. In seiner Jugend beschäftigte er sich mit der Malerkunst, bis theils eigenes Nachdenken, theils das Studium der Schriften des Demokrit ihn der Philosophie zuführten. Einen seiner Lehrer, den Anararchos, soll er im Gefolge Alexander's des Großen nach Indien begleitet und sich auf diesem Zuge mit den Meinungen der Gymnosophisten und Magier bekannt gemacht haben. Sein Mistrauen gegen das positive Wissen ging endlich so weit, daß er alles Wissen für unnütz hielt und nur der Tugend einen Werth beilegte. Seine Äußerungen in dieser Hinsicht haben seine Gegner durch viele lächerliche Geschichten zu persifflren gesucht. Einen großen Theil seines Lebens brachte er in der Einsamkeit zu. Seine Landsleute ehrten ihn wegen seines sittlichen Charakters und übertrugen ihm nicht nur das Amt eines Oberpriesters, sondern erklärten seinetwegen auch alle Philosophen für frei von den öffentlichen Abgaben. Er starb um 288 im hohen Alter. Die Athener ehrten ihn durch Aufstellung seiner Statue. Cicero rechnet ihn ausdrücklich noch zu den Sokratikern, und zwar insofern mit einigem Grunde, weil seine Skepsis sich an die Ironie des Sokrates anschloß, indem er das scheinbare Nichtwissen und die Bestreitung des eiteln Wissens in eine Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit verwandelte und dadurch, wie Sokrates, der Sophistik entgegentrat. Seine Ansichten trug er blos mündlich vor; auch die Schriften seines Schülers und Freundes Timon (s. d.) sind verloren gegangen; was wir von ihm und seinen Ansichten wissen, verdanken wir Sextus Empiricus und spätern Philosophen. Die sogenannten Pyrrhonischen Wendungen oder Zweifelsgründe gehören P. nicht alle an, sondern sind theils schon von den Sophisten, theils erst von spätern Skeptikern aufgestellt und entwickelt worden. Überhaupt ist es falsch, die

Skepsis Pyrrhonismus zu nennen, da P.'s Ansicht nur eine der ersten Gestalten des Skepticismus (s. d.) war.

Pyrrhos, gewöhnlich Neoptolemos genannt, war der Sohn des Achilleus und der Deïdamia, der Tochter des Lykomedes, oder nach Spätern der Iphigeneia, nach deren Opferung er von seinem Vater nach der Insel Skyros gebracht wurde. Von hier, wo ihn Lykomedes auferzog, holte ihn Odysseus nach Troja. Daselbst zeigte er sich sowol im Rath als im Kampfe seines Vaters durchaus würdig, und wurde mit Odysseus abgeschickt, den Philoktetes (s. d.) von Lemnos zu holen. Bei Eroberung Trojas tödtete er den Priamos am Altar des Zeus Herkeios. Bei Vertheilung der Gefangenen erhielt er Hektor's Witwe Andromache, mit der er den Molossos, Pielos und Pergamos zeugte. Über seine Rückkehr und seinen Aufenthalt nach dem Falle von Troja weichen die Sagen voneinander ab. Nach Homer befand er sich in Phthia, und dorthin schickte ihm Menelaos seine Tochter Hermione, die er ihm schon vor Troja zur Gemahlin versprochen hatte. Nach Andern wurde er bei der Heimkehr, wie die Meisten des Heeres, verschlagen und gelangte an die Küsten von Epirus nach Ephyra. Hier soll ihm denn auch Andromache den Molossos geboren haben, von dem die Landschaft, welche sein Vater dort gewann, den Namen erhielt und die folgenden Könige in Epirus ihr Geschlecht ableiteten. Von hier begab er sich nach Delphi, entweder um den Tempel zu plündern, oder Rechenschaft wegen seines Vaters Tod zu fodern, denn Achilleus war durch Apollon und Paris erlegt worden, nach Pindar aber, um dem Apollon Gaben von der Beute zu bringen. Daselbst wurde er erschlagen, im Tempelgebiete bestattet und als Heros verehrt.

Pyrrhus, König von Epirus (s. d.), um 300 v. Chr., einer der größten Feldherren seiner Zeit, wurde in eine fast ununterbrochene Reihe von bald glücklichen, bald unglücklichen Kämpfen verwickelt, zu denen ihn zum Theil Eroberungssucht und ein hoher Grad von Ehrgeiz verleiteten. Nachdem er nämlich am Hofe des illyr. Königs Glaukus erzogen und von diesem, kaum zwölf Jahre alt, mit Waffengewalt in den Besitz des Reiches gesetzt worden war, empörten sich fünf Jahre darauf während seiner Abwesenheit die Epiroten und erhoben den Neoptolemus auf Anstiften des Kassander auf den Thron. Er selbst floh nun zum Demetrius Poliorketes, kam nach der Schlacht bei Ipsus als Geisel nach Ägypten, vermählte sich dort mit der Antigone, der Tochter der Königin Berenike (s. d.), und wurde von Ptolemäus in seine Herrschaft zurückgeführt. Hierauf vergrößerte er seine Macht durch Eroberung Macedoniens, wurde aber durch Lysimachus daraus wieder vertrieben. Ein neuer Schauplatz des Ruhms eröffnete sich ihm, als ihn die Bewohner von Tarent (s. d.) im Kriege gegen die Römer zu Hülfe riefen. P. landete, nachdem er einen Schiffbruch erlitten, zu Tarent, und siegte zuerst im J. 280 v. Chr. bei Heraklea am Siris, und im folgenden Jahre zum zweiten Male bei Asculum in Apulien über die Römer; allein der letztere Sieg wurde so theuer erkauft, daß er nach der Schlacht in die Worte ausbrach: „Noch ein solcher Sieg, und wir sind gänzlich verloren!" Dennoch lehnten die Römer alle Friedensvorschläge ab und wollten nicht eher mit P. unterhandeln, als bis er Italien verlassen habe. Dazu bot sich ihm bald eine erwünschte Gelegenheit dar, indem er von den Syrakusanern nach Sicilien eingeladen wurde, um ihnen gegen die Karthager Beistand zu leisten. Gern folgte P. dieser Einladung, zumal da er als Eidam des Agathokles (s. d.) gewisse Ansprüche auf diese Insel zu haben meinte, setzte 278 v. Chr. nach Sicilien über, drängte die Karthager bis Lilybäum zurück und war schon im Begriff, diese in Afrika selbst anzugreifen, als in Folge seiner harten und lästigen Behandlung mehre Städte auf Sicilien von ihm wieder abfielen. Deshalb kehrte er nach Italien zurück, um den hart bedrängten Tarentinern abermals zu helfen, wurde aber schon unterwegs zur See von den Karthagern geschlagen und erlitt hierauf auch in Italien im J. 275 v. Chr. bei Beneventum durch Curius Dentatus eine gänzliche Niederlage. (S. Fabricius.) Nach diesen Unfällen sah er sich genöthigt, nach Epirus zurückzugehen, wo er bei der Belagerung von Argos, angeblich von einem Wurfspieß getroffen, im J. 272 v. Chr. sein unruhiges Leben endete. Die Römer verdankten ihm einen großen Theil ihrer Kriegskunst. Eine Biographie von ihm hat Plutarch geliefert.

Pythagoras, ein Weiser des griech. Alterthums, wurde der Stifter der Pythagorischen oder italischen Schule. Die Berechnungen über sein Geburtsjahr haben zu verschiede-

nen Annahmen geführt; jedenfalls fällt seine Blütezeit zwischen 540—500 v. Chr. Als sein Geburtsland wird gewöhnlich die Insel Samos genannt; sein Vater Mnesarchus soll aus Tyrus oder sonst einer phöniz. Stadt abgestammt haben. Die Nachrichten über sein Leben, welche wir so späten Schriftstellern, wie Porphyrius und Jamblichus, verdanken, sind zum großen Theile sehr unsicher; sein Leben ist mit vielfachen Fabeln ausgeschmückt worden. So soll er eine Menge Lehrer gehabt haben; höchst übertrieben sind auch die Nachrichten von seinen Reisen. Er soll bei den Chaldäern, Ägyptern, Phöniziern und Magiern Geometrie, Arithmetik, Astronomie und den Dienst der Götter erlernt haben; er soll in Arabien, Judäa, Indien u. s. w. gewesen sein. Herodot bezeugt zwar nicht ausdrücklich eine Reise nach Ägypten, aber doch einen Zusammenhang Pythagorischer Lehren und Gebräuche mit altägypt. Weisheit. Gewisser ist, daß P. zu der Zeit des Polykrates 40 Jahre alt von Samos nach Kroton in Unteritalien ausgewandert ist, wiewol die Ursache dieser Übersiedelung verschieden angegeben wird. Daß er eine höchst bedeutende Persönlichkeit war, geht daraus hervor, daß er bald der Stifter und Mittelpunkt einer weitverbreiteten und einflußreichen Genossenschaft, des Pythagorischen Bundes, wurde, welche ethische und politische Zwecke verfolgte. Vgl. Krische, „De societatis a P. conditae scopo politico" (Gött. 1831). Das Urtheil über die innere Einrichtung dieses Bundes machen die ausschmückenden Berichte der Spätern ebenfalls unsicher; man darf aber mit Sicherheit annehmen, daß der auf religiös-sittlicher Grundlage ruhende Bund sich durch symbolische Gebräuche von der Masse abschloß. Die Neuaufzunehmenden wurden einer strengen und sorgfältigen Prüfung unterworfen; sie mußten sich während einer langen Lehrzeit bewähren; während der letztern waren sie nur Hörende, und der Autorität des Meisters unterworfen; daher das Verbot, zu sprechen, d. h. an den Verhandlungen der Gesellschaft Theil zu nehmen (Pythagorisches Stillschweigen) und das αὐτος ἐφα, d. h. „er hat es gesagt", welches ihnen statt des Beweises galt; erst nach diesen Prüfungen wurden Die, welche sich durch sie nicht hatten abschrecken lassen, zu den Geheimnissen des Bundes zugelassen. Die tägliche Lebensordnung war eine den Gliedern des Bundes, die sich als eine große Familie betrachteten, gemeinsame; streng geregelte Mäßigkeit in sinnlichen Genießungen, ein sorgfältig abgemessener Wechsel zwischen gymnastischen und geistigen (religiösen und selbst ascetischen) Übungen, strenge Selbstprüfung sind Grundzüge derselben. Ob die Pythagoräer gar kein Fleisch, oder nur das gewisser Thiere nicht gegessen, ob sie ihre Todten nach ägypt. Sitte in wollenen Gewändern bestattet haben oder nicht, und Ähnliches mehr, ist unsicher; daß sie in vielen ihrer Gebräuche sich an ägypt. Symbole angeschlossen haben, nicht unwahrscheinlich. Die politische Wirksamkeit ist wahrscheinlich in der Hand eines engern Ausschusses von 300 Mitgliedern concentrirt gewesen; Pythagorische Verbrüderungen, die von diesem abhingen, scheinen in mehren unterital. und sicil. Städten bestanden zu haben. Ihre Tendenz, gegen demokratische Neuerungen, die zum Theil von dem Ehrgeize Einzelner, die nach der Tyrannis strebten, ausgingen, die dorisch-aristokratischen Staatsformen aufrecht zu erhalten, war zugleich die Veranlassung der Zerstörung des Bundes. Der erbittertste Gegner des P. in Kroton selbst war Kylon, ein angesehener Bürger. Dieser ließ das Haus des Milo, wo eine Anzahl Pythagoräer versammelt war, umzingeln und anzünden; gegen 40 Personen, unter ihnen nach Einigen P. selbst, sollen dabei das Leben verloren haben; nach Andern war P. nicht mit unter den Versammelten; er floh nach Lokri, wo man ihm die Aufnahme verweigerte, und soll in Metapontum gestorben sein. Die Art seines Todes ist ungewiß. Die Wirksamkeit des Bundes war aber gebrochen und die Spuren derselben verlieren sich nach kurzer Zeit, obgleich einzelne Pythagoräer auch später noch eine sehr einflußreiche Stellung eingenommen haben.

Ebenso dunkel, wie die äußern Lebensverhältnisse, ist die Lehre des P., zumal da diese aller Wahrscheinlichkeit nach mehr von seinen Schülern und Anhängern, als von ihm selbst wissenschaftlich ausgebildet worden ist. Er selbst hat nichts geschrieben; die sogenannten „Goldenen Sprüche" (aurea carmina), seine Briefe und noch einiges Andere rühren offenbar nicht von ihm selbst her. Aristoteles spricht immer nur von Pythagoräern, nicht von P. selbst. Das Charakteristische ihrer Denkweise besteht darin, daß sie die philosophische Speculation an die Mathematik anknüpften. P. selbst beschäftigte sich mit mathematischen Studien. (S. Abacus und Pythagorischer Lehrsatz.) Von ihm schreibt sich auch die

Entdeckung her, daß die musikalischen Tonverhältnisse sich durch Zahlenverhältnisse darstellen lassen; aufmerksam gemacht durch den verschiedenen Klang der Hämmer in der Werkstätte eines Schmiedes, soll er das Verhältniß der Gewichte der Hämmer und somit das Verhältniß der Töne dadurch ausgemittelt haben, daß er eine Saite mit verschiedenen Gewichten beschwerte. Dadurch soll er auf die Erfindung des Monochords (s. d.), sowie auf die Bestimmung der Tonleiter (octochordum Pythagorae, Pythagorische Lyra) gekommen sein. Vielfach beschäftigten ihn und seine Schule auch die Entstehung der Zahlen aus einander, ihre Eigenschaften und Verhältnisse. Durch die Evidenz der mathematischen Begriffe, sowie durch die geheimnißvolle Gesetzmäßigkeit, die in den Verhältnissen der Zahlen obwaltet, scheinen sie nun auf den Hauptsatz ihrer speculativen Lehren getrieben worden zu sein, daß die Principien der Zahlen auch die Principien der Dinge seien, und daß Das, was an den Dingen erkennbar sei, seine Zahl sei; denn Das, was für die Erkenntniß das Gewisse, dem Irrthume Unzugängliche sei, müsse für das Wesen der Dinge selbst erklärt werden. Die Anwendung dieses Satzes ist äußerst dunkel, und es scheinen sich unter den Pythagoräern selbst verschiedene Ansichten darüber gebildet zu haben. Nach Philolaus (s. d.) sind die Urprincipien das Unbegrenzte und Begrenzte, entsprechend den ungeraden und geraden Zahlen, und durch die Verbindung beider nach bestimmten Verhältnissen, unter Hinzutritt der Harmonie, entstehen die Dinge; daher auch ihre Unterscheidung der Einheit (Monas) und der unbestimmten Zweiheit (Dyas), d. h. der Vielheit überhaupt, die erst durch Verbindung mit der Einheit eine bestimmte Vielheit wird. Darin, daß sie die Verschiedenheit der Dinge auf Zahlen und Zahlenverhältnisse zurückzuführen suchten („Jegliches hat seine Zahl"), lag für sie die Veranlassung, die den geometrischen Gestalten und sonstigen Eigenschaften entsprechenden Zahlen aufzusuchen, und es entstand daraus eine Zahlensymbolik und Zahlenmystik, die in spätern Jahrhunderten vielfach wieder aufgetaucht ist. Besonders heilig und ehrwürdig waren ihnen die Vierzahl (Tetraktys), bei welcher sie schworen, und die Zehnzahl; die letztere, weil sie die Elemente der Vierzahl in sich schließt (1+2+3+4=10), vielleicht auch wegen eines geheimen Staunens über das dekadische Zahlensystem. Nach musikalischen, also mathematisch bestimmbaren Intervallen dachten sie sich das Weltall geordnet; in der Mitte desselben liegt das Centralfeuer, auch der Herd des Alls, das Haus des Zeus, die Mutter der Götter, der Altar, die Mitte der Natur genannt; an der äußersten Peripherie der Welt ist ein zweiter feuriger Umkreis, ein ätherisches Umschließendes. Zwischen beiden liegen zehn Sphären oder Himmelskörper von dem Centrum aus in folgender Ordnung: der Fixstern, Himmel, fünf Planeten, die Sonne, der Mond, die Erde und die Gegenerde (Antichthon, d. h. eine von unserer Hemisphäre abgelöste, sich mit ihr stets parallel bewegende Halbkugel, die daher auch nie von uns gesehen werden kann). Der Theil, der unter dem Monde liegt, ist der unvollkommenere, das Reich der geordneten Veränderung (Kosmos), während die Regionen über dem Monde (Olympos) die Elemente in unvermischter Reinheit enthalten. Die Bewegungen der Himmelskörper bringen die „Harmonie der Sphären" hervor, die wir aber nicht wahrnehmen, entweder weil wir sie überhören, oder weil die Kraft dieser Töne unser Wahrnehmungsvermögen übersteigt. Ihre astronomischen Vorstellungen waren übrigens schon ziemlich ausgebildet; Philolaus nahm eine tägliche Bewegung der Erde um das Centralfeuer, eine Achsenbewegung derselben Hiketas von Syrakus, noch Andere eine Achsenbewegung und eine Bewegung um das Centralfeuer an. In Beziehung auf das Göttliche scheinen sie verschiedene Ansichten gehabt zu haben, indem Einige das Göttliche und Vollkommene als das Uranfängliche, Andere erst als ein Product der fortschreitenden Weltentwickelung ansahen; ob sie außer der Gottheit noch eine besondere Weltseele annahmen, läßt sich nicht genau entscheiden. Die Seele des Menschen leiteten sie ab von der die Welt durchdringenden göttlichen Kraft und definirten sie als eine sich selbst bewegende Zahl. Dabei unterschieden sie mehre Theile der Seele, von denen die niedern auch bei den Thieren vorkommen, die höhern dem Menschen eigenthümlich sind, und suchten die Beziehungen dieser Theile mit den Organen des Körpers (Kopf, Brust, Unterleib) nachzuweisen. Die Seele, als unvergänglich, ist an den Körper nur vorübergehend gefesselt, zur Strafe für frühere Vergehungen; daher verband sich bei ihnen mit der Unsterblichkeit der Glaube an Seelenwanderung (Metempsychose) und

die Vorstellung einer allmäligen Reinigung und Läuterung der Seele im Durchgange durch verschiedene Körper, und daher ihre Warnung, Thiere zu tödten. Auch über die Ethik, sagt Aristoteles, habe P. zuerst versucht, Etwas zu bestimmen; aber nicht auf die richtige Weise, weil er auch die Tugenden auf Zahlenverhältnisse zurückgeführt habe. So bestreiten sie namentlich die Gerechtigkeit, die sie einseitig als Vergeltung auffaßten, als eine gleich mal gleiche Zahl. Hauptrichtung ihrer ethischen Lebensordnung war Bekämpfung und Beherrschung der Leidenschaften, die sie mit einem durchlöcherten Fasse verglichen, welches man vergebens zu füllen suche; viel specielle Vorschriften, die zum Theil einen ascetischen Charakter haben, scheinen mit Eigenthümlichkeiten des dorischen Stammes und ägypt. Symbolen zusammenzuhängen. Die Tugend der Freundschaft ehrten sie hoch, und die Vergleichung des sittlichen Lebens mit einer wohlgestimmten Leier schließt sich ihrer ganzen Denkweise unmittelbar an. Vgl. H. Ritter, „Geschichte der Pythagorischen Philosophie" (Hamb. 1826); E. Reinhold, „Beiträge zur Erläuterung der Pythagorischen Metaphysik" (Jena 1827), und Brandis, „Über die Zahlenlehre der Pythagoräer und Platoniker" (im „Rheinischen Museum", Bd. 2).

Unter der großen Menge von Namen, welche bei den Alten als Schüler und Anhänger des P. genannt werden und unter welchen sich auch viele Frauen befinden, sind besonders hervorzuheben Ocellus Lucanus (s. d.), Timäus (s. d.) aus Lokri, Hippasus aus Metapontum, der sich besonders mit der Theorie der Musik beschäftigte; Philolaus (s. d.) aus Kroton und Archytas (s. d.) aus Tarent. Als die letzten Pythagoräer werden Xenophilus aus Chios und Echekrates aus Phlius, um 320 v. Chr., genannt. Auf Platon (s. d.) haben die Pythagorischen Lehren einen großen Einfluß gehabt, und namentlich in der letzten Zeit seines Lebens hat er sich bemüht, seine Ideenlehre mit der Pythagorischen Zahlenlehre zu verknüpfen. In den ersten Jahrhunderten nach Christus suchten die sogenannten Neupythagoräer in der Zahlenlehre des P. eine Quelle höherer Weisheit; diese Richtung, deren Repräsentanten unter Andern Apollonius (s. d.) von Tyana, Moderatus aus Gades oder Gadeira, und Nikomachus aus Gerasa waren, von denen der Letzte unter dem bezeichnenden Titel „Theologumena arithmetica" Urheber einer seltsamen Zahlenmystik wurde, verlor sich dann in dem Neuplatonismus (s. Neuplatoniker) und von diesem rühren hauptsächlich die vielen Fabeln über P. und seine Lehre, sowie über die traditionelle Fortpflanzung seiner Geheimlehre durch eine Kette von Eingeweihten her, die gegenwärtig nicht einmal mehr die Kritik beschäftigen.

Pythagorischer Lehrsatz, s. Magister matheseos.

Pythëas, aus Massilia, einer der vorzüglichsten Geographen und Mathematiker des Alterthums, dem wir die erste bestimmte Kunde von den nordwestlichen Gegenden Germaniens und deren Bewohner verdanken, lebte ungefähr zu Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. und unternahm von seinem Geburtsorte Marseille, dem alten Massilia, aus eine Seereise nach dem brit. Vorgebirge Cantium, dem jetzigen Kent, von da nach Thule, worunter Lelewel die Orkadischen und Shetländischen Inseln versteht, und in das sogenannte Bernsteinland. Auch fand er mit Hülfe der Sonnenuhr die Polhöhe von Marseille. Von der Beschreibung dieser Entdeckungsfahrt, die er unter dem Titel „Periodos" oder „Periplus" in griech. Sprache verfaßte, haben sich nur einige Bruchstücke erhalten, welche von Arwedson (Upsl. 1824) gesammelt und erklärt worden sind. Außerdem haben in neuerer Zeit Adelung, d'Anville, Barth, Forster, Mannert, besonders aber Lelewel in seinen „Entdeckungen der Karthager und Griechen im Atlantischen Ocean" (Berl. 1831) und Straszewicz in der Schrift „P. de Marseille de la géographie de son temps" (Par. 1836; deutsch mit Zusätzen von Hoffmann, Lpz. 1838) die Resultate des P. einer genauern Untersuchung unterworfen. Vgl. Fuhr, „De Pythea Massiliensi" (Darmst. 1835).

Pythia und **Pythium**, s. Delphi.

Pythische Spiele, deren Ursprung die Sage auf den Apollon, als den Bezwinger des Python (s. d.), zurückführt, gehörten zu den vier großen Nationalspielen Griechenlands und wurden schon in den frühesten Zeiten zu Ehren des Apollon anfangs alle neun Jahre, später, als sie unter den Schutz der Amphiktyonen gekommen waren, etwa seit 590 oder 586

v. Chr., jedes fünfte Jahr gefeiert. Der Ort der Feier war die krissäische Ebene bei Delphi. (S. Krissa.) Die dabei stattfindenden Wettkämpfe waren ursprünglich nur musischer Art und erstreckten sich vorzugsweise auf die Kithara; bald setzte man auch das Flötenspiel mit in Verbindung und nahm gymnische und hippische Spiele hinzu. Doch wurden letztere wieder abgeschafft, und die Spiele ihrer frühern Bestimmung gemäß auch in andern griech. Städten eingeführt und bei Delphi bis ins 3. Jahrh. n. Chr. fortgesetzt. Kampfrichter waren die Amphiktyonen; der Kampfpreis bestand in einem Lorberkranze. Von Pindar (s. d.) besitzen wir noch mehre Oden auf Sieger in diesen Spielen. Vgl. Krause, „Die Pythien, Nemeen und Isthmien" (Lpz. 1841).

Python, auch Delphine oder Delphines genannt, ein furchtbarer Drache, welcher am Parnassus hauste, wo er nachher das delphische Orakel bewachte, war aus dem von der Deukalionischen Flut zurückgebliebenen Schlamme entstanden. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latona's Sohn ihn tödten werde, und verfolgte sie deshalb aufs heftigste. Apollon aber erlegte ihn bereits in den ersten Tagen nach seiner Geburt durch den Pfeil, warf seine Gebeine in den Abgrund, bemächtigte sich des Orakels und erwarb sich dadurch den Beinamen des Pythonbezwingers.

Q.

Quacksalber nennt man Jeden, der die Arzneikunst, ohne dazu befähigt und befugt zu sein, ausübt. Etwas Ähnliches ist der Marktschreier (s. d.). Die Ableitung des Worts ist dunkel; es gehört dem Altdeutschen an, findet sich mit gewissen Modificationen in allen dem Deutschen verwandten Sprachen und hängt jedenfalls mit Salbe zusammen, während in der ersten Silbe die Bezeichnung des Falschen und Unzweckmäßigen zu liegen scheint. Das Quacksalbern ist policeilich verboten und wird im Wiederholungsfalle mit Gefängniß bestraft.

Quaden, ein german. Volk, das, den Markomannen (s. d.) stammverwandt, östlich von diesen zwischen dem Mährischen Gebirge und den kleinen Karpaten im heutigen Mähren wohnte, und mit ihnen verbunden, besonders in dem markomann. Kriege, 167—179 n. Chr., sich den Römern furchtbar machte. Seit dem Anfang des 3. Jahrh. erscheinen sie weiter östlich in dem westlichen karpatischen Gebirgslande. Verbunden mit den Sarmaten, besonders mit den Jazygen, verwüsteten sie in häufigen Einfällen Pannonien, zuletzt noch, gereizt durch die treulose Ermordung ihres Königs Gabinius im J. 374; den Kaiser Valentinian überraschte der Tod auf dem Zuge gegen sie im J. 375. Nachher verschwindet ihr Name, der noch einmal unter den Völkern des Attila im 5. Jahrh. genannt wird.

Quadragēna hieß die 40tägige, in der katholischen Kirche einem Sünder bisweilen auferlegte Bußzeit. Der Büßende mußte eingezogen leben, durfte in keinem Bette schlafen und nur Brot und Wasser genießen.

Quadragesimae, s. Fasten.

Quadrant (Quadrans, d. h. Viertel) ist ein astronomisches Instrument, welches dazu dient, Bogen größter Kreise am Himmel zu messen, besonders aber um die Höhen und Declinationen der Gestirne zu bestimmen. Es besteht in dem vierten Theile eines Kreises, dessen Rand in Grade und Minuten getheilt ist; die Ebene des Kreises ist in der Regel vertical, von den den Quadranten begrenzenden Halbmessern aber ist der eine vertical, der andere horizontal. Zum Beobachten der Himmelskörper dient ein Fernrohr; in frühern Zeiten bediente man sich bloser Dioptern, an welchen mit bloßem Auge beobachtet wurde, bis Picard und Auzout 1667 den Gebrauch des Fernrohrs einführten. Die Quadranten sind theils beweglich, theils feststehend. Die erstern sind gewöhnlich mit einem horizontalen Kreise versehen, um zugleich das Azimuth des beobachteten Gestirns zu bestimmen; das Fernrohr